Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
SEP 29 1977
AP30
A88
V.60
PART 1
1887

Digitized by Google

[illegible]

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 1. Stuttgart, 3. Januar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Arbeiten am Karste. Von Franz Kraus. S. 1. — 2. Ein russischer Reisender in Indien. S. 4. — 3. Die Akklimatisationsfähigkeit der Europäer in den Tropenländern. S. 6. — 4. Die neue Afrika-Expedition Stanley's. Von Dr. M. Wollmann. S. 10. — 5. Die Krischaná-Indianer. Von Karl von den Steinen. S. 11. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 15. — 7. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. S. 17. — 8. Litteratur. S. 19.

Die Arbeiten am Karste.

Von Franz Kraus.

Die zweite Saison der praktischen Arbeiten zur Sicherung der Kesselthäler von Krain hat mit den Hochwassern, die Ende November 1886 eingetreten sind, ihren Abschluß gefunden. Die ausnahmsweise günstige Witterung hat die Arbeiten wesentlich gefördert, und der Umstand, daß dieselben nun auf Kosten des Ackerbau-Ministeriums erfolgen, welches genügende Geldmittel zur Verfügung gestellt hatte, trug hauptsächlich dazu bei, daß die Resultate, die 1886 erzielt wurden, jene von 1885 weit überflügeln.

Das frühere Privatkomité hat sich aufgelöst, und fungieren nur mehr einzelne Mitglieder desselben als Experte bei den Kommissionssitzungen im Ackerbau-Ministerium, welches für den praktischen Teil einen technischen Beamten entsendet hat, der mit seltener Unerschrockenheit an die Lösung seiner schwierigen und gefährlichen Aufgabe gieng. Der Betreffende, Herr Forstassistent Wilhelm Putik, erhielt den Auftrag, die Strecke zwischen den Quellen der Laibach und dem Thale von Planina, über welche nur höchst spärliche Vorerhebungen vorlagen, zu untersuchen und womöglich den Verlauf der unterirdischen Flüsse klarzulegen.

Die hydrographischen Verhältnisse sind in dieser Strecke aber höchst undeutlich zu erkennen, denn der unter dem Namen Unz das Thal von Planina durchziehende Fluß verschwindet nicht an einer einzigen Stelle, sondern gibt sein Wasser an zahllose Sauglöcher ab, die über eine Strecke von ungefähr einer halben Meile verstreut liegen. Die Unz scheint daher mehreren Quellen Wasser zu liefern, die zwischen Oberlaibach und Freudenthal entspringen, und einen eigentlichen Hauptarm gibt es dort nicht, sondern parallele Schlundflüsse, die, durch zahlreiche Einstürze aus ihrer Bahn gedrängt, sich vereinigen und wieder in Arme spalten.

Es galt daher vor allem, jene tiefen Naturschachte zu untersuchen, welche auf dem felsigen Rücken liegen, der das Planina-Thal von der Laibacher Ebene trennt.

Diese Schachte sind mitunter von so bedeutender Tiefe, daß Schmidl nur einen geringen Teil derselben untersuchen konnte. Die von ihm Teufelsloch oder Vrazna Jama genannte Schachthöhle, die in Loko nur unter dem Namen Gradišniza bekannt ist, dürfte wohl die tiefste sein. Nach den Messungen des Herrn Putik, der die gefährliche Fahrt auf den Grund mit fünf Begleitern gewagt hat, beträgt der senkrechte Abstand bis auf die Sohle 225 m., wovon 85 m. auf den ersten Absturz, 100 m. auf den Schuttkegel und 40 m. auf eine unterhalb desselben liegende überhängende Wand kommen. Die Größe des Höhlenraumes am Grunde übertrifft alle Erwartungen, und der ganze mitgenommene Vorrat an Beleuchtungsmaterial genügte nur, um einen Visierpunkt an der Decke notdürftig so weit zu beleuchten, um dessen Höhe messen zu können.

Außer der Gradišniza wurde noch die Schachthöhle nächst dem Bauernhofe von Kališe untersucht, deren Tiefe 76 m. beträgt, die auch von Schmidl erwähnt wird; ferner die Grenzhöhle im sogen. Faci'schen Durchschlage, deren Wände dem Einsturze nahe sind, und deren Tiefe auf 68 m. bestimmt wurde. Jene der Fischhöhle (Fisch-Jama) beträgt nur 58 m. und hat dieselbe ihren Namen von der eigentümlichen Fischform ihrer Mündung. Die

Digitized by Google

Skofova-Jama ist 19 ½ m. tief und steht mit einem 130 m. langen, ziemlich horizontal verlaufenden Gange in Verbindung, der seinem ganzen Aussehen nach eine der jüngsten Höhlenbildungen des Thales sein dürfte, weil dort die Erosionsspuren ganz frisch sind, während in allen übrigen Erosionshöhlen die Wände sich verwittert zeigen. Als ein Zeichen der Neubildung kann auch betrachtet werden, daß von den ausgelaugten Schichtenbändern noch dünne coulissenartige Ueberreste mit glatten Flächen übrig geblieben sind, die das weitere Vordringen unmöglich machen. Diese Höhle funktioniert nur bei sehr hohen Wasserständen als Sauger und wurde ihr deshalb bisher nur wenig Beachtung geschenkt, obwohl gerade sie, wenn sie einmal in Funktion tritt, enorme Wasserquantitäten aufzunehmen vermag.

Eine sehr interessante Höhle ist das kalte Loch (Mrzla-Jama), welches derzeit kein Wasser mehr aufnimmt, weil sich ein hoher Schuttwall durch Nachbruch eines Teiles der Decke vor derselben aufgebaut hat. Kenner der Höhlenlitteratur werden in Schmidl's Beschreibung der Grotten und Höhlen von Adelsberg, Planina, Lueg und Laas wissen, daß der Begleiter Schmidl's, Bergingenieur Rudolf v. Idria, aus der Branja-Jama (Rabenloch) durch einen Gang, dessen Richtung und Verlauf nicht weiter erwähnt ist, in das Thal von Planina herauskam. Das kalte Loch ist nun jener erwähnte Gang, und es führt nicht mit Unrecht seinen Namen, weil stets ein scharfer Luftstrom aus dieser Höhle dringt, welcher dadurch entsteht, daß in der Doline der Branja-Jama sich die Winde an den dieselbe auf drei Seiten umgebenden senkrechten Wänden fangen und durch den Verbindungsgang in das Thal getrieben werden.

Das Rabenloch selbst ist eine der wichtigsten Höhlen des ganzen Bezirkes, denn alle Messungen weisen darauf hin, daß in dessen unmittelbarster Nähe der Fluß liegen muß. Hierfür sprechen ferner geologische Anzeichen, sowie das überaus häufige Vorkommen von Proteen in einem Tümpel, der am tiefsten Punkte der Höhle liegt. Bei niedrigem Wasserstande sinkt das Niveau dieses Stauwassertümpels bis auf 17 m. unter jenes des nahen Planina-Thales. Das Wasser gelangt vom Thale durch mehrere enge Spalten in die Höhle, und es ist bemerkenswert, daß in unmittelbarer Nähe dieser Erdspalten mehrere Höhlen am Fuße einer Felswand liegen, die jedenfalls in früherer Zeit als Abflußöffnungen gedient haben, die aber infolge von Verschlämmungen und Verschüttungen außer Funktion getreten sind. Die Sauglöcher datieren daher sicherlich aus späterer Zeit, und auch diese müssen einen Teil ihrer Wirksamkeit schon wieder eingebüßt haben, was aus folgender Thatsache hervorgeht: Nach einer Tradition sollte einst an der Stelle dieser Sauglöcher eine mächtige Kluft großartige Wassermengen verschluckt haben. Um das Verstopfen derselben durch Einschwemmung von Holz und Astwerk zu verhindern, sei der Sage nach ein Gitter über die Kluft gelegt worden, dessen Lage jedoch niemand anzugeben wußte. Herrn Putik gelang jedoch im Spätherbste 1886 die Auffindung des verschütteten Gitters, welches unter einer Schuttdecke von 1 ½ m. vergraben lag. Die hierdurch bloßgelegte Kluft hatte eine Breite von 30 cm. und scheint sich auf eine Länge von 20 m. fortzuziehen. Sie konnte deswegen bald nach der Wiederentdeckung eingetretenen Hochwassers nicht vollständig aufgeschlossen werden, zog aber so viel Wasser, daß der Seitenarm, an dessen Ende sie liegt, nicht überfloß.

Merkwürdig ist die Thatsache, daß dieser verstärkte Abfluß im Planina-Thale auf die Quellen des Laibach-Flusses ohne Wirkung blieb, was sich nur dadurch erklären läßt, daß der Fluß auf seinem unbekannten unterirdischen Wege noch vielfache Hindernisse zu passieren hat, durch welche das Wasser nur successive zu dringen vermag. Dies zeigt auch den Weg an, den man einzuschlagen hat, wenn man die Ueberschwemmungen im Planina-Thale beseitigen will, ohne die Zuflußverhältnisse an den Laibach-Quellen wesentlich zu alterieren. Man braucht nämlich nur die Verbindung mit den um 15—20 m. tiefer liegenden, großartigen Höhlen, die kaum 100 m. vom Thalrande entfernt liegen, durch Ausräumung des eingeschwemmten Schuttes und Schlammes wieder herzustellen, um die Inundationen aus dem Thalbecken in diese Räume zu verlegen, die groß genug sind, um sämtliche Hochwasser aufzunehmen. Genügen hierzu nicht jene, die nächst dem Rabenloche liegen, so gibt es deren noch mehrere andere von großer Ausdehnung, die aber mit anderen Saugern in Verbindung stehen. Hinter dem Rabenloch liegt noch eine andere wichtige Höhle, deren tiefster Punkt fließendes Wasser enthält, dessen Niveau 2 m. tiefer als jenes des Stauwassers im Rabenloche liegt. Diese neuentdeckte, noch namenlose Höhle dürfte noch dem gleichen Spaltensystem angehören wie die vorerwähnten Höhlen und Sauger. Die Länge derselben beträgt fast 1 Km. und ihre Innenräume sind von bedeutenden Dimensionen. Herr Putik beabsichtigt, von seinem Entdeckerrechte Gebrauch zu machen und derselben den Namen seines Abteilungschefs im Ministerium, Hofrat Lippert (Lippert-Höhle), beizulegen.

Die wichtigste Entdeckung des Herrn Putik ist zweifellos die großartige Höhle zwischen der Ortschaft Laase und der Haltestelle Planina der Südbahn. Diese Höhle führt an mehreren Stellen zum Wasser eines unterirdischen Flusses hinab, der aber mit jenem nächst dem Rabenloche nicht identisch ist. Wahrscheinlich dürfte dieser Fluß die Quellen der Lubia speisen, die sich nach kurzem Laufe in die Laibach ergießt.

Der ganze Verlauf der Höhle, die den Namen des Ackerbau-Ministers Grafen v. Falkenhayn mit dessen Genehmigung erhalten soll, ist von großartigen Dimensionen, jedoch sind einzelne Stellen sehr schwer gangbar, und dies erklärt es vielleicht, daß sie vordem, trotzdem die schachtartige Mündung bekannt war, niemals besucht worden ist.

Digitized by Google

Schon der Eingang ist ein fast senkrecht abstürzender Naturschacht von 21 m. Tiefe. Herr Putik hat hier eine leiterartige Treppe mit 75 Stufen einbauen lassen, um an den Grund gelangen zu können. Vom Eingange bis an das Ende der oberen Galerie führt eine Strecke von wechselnden Dimensionen in einer Länge von 380 Meter bis zu einem Absturze, dessen Tiefe 29 m. beträgt, und dessen Passierung sehr gefährlich ist. Um zu dem Absturze selbst zu gelangen, muß man sich vorher durch einen im rechten Winkel von der Senkrechten zur Horizontalen abbiegenden Schlupf durchzwängen, der so enge ist, daß ein korpulenter Mann denselben nicht passieren kann, und dann sofort am Seile in die Tiefe klettern, was wohl nicht jedermanns Sache ist.

Die ganze Eingangsstrecke mißt also 409 m., und darnach gelangt man erst in die eigentliche Höhle, die einen einzigen gewaltigen Gang bildet, der sich stellenweise zu ungeheuren Domen erweitert, welche die größten Räume der Adelsberger Grotte bei weitem übertreffen. Die Einstiegstelle liegt ungefähr in der Mitte des Haupteingangs. Folgt man der Richtung gegen Süden, so kann man 900 m. weit ohne besondere Hindernisse vordringen, obwohl es an abschüssigen und sonstigen unbequemen Stellen nicht mangelt. Der südliche Ast endet in der Nähe der Eisenbahn-Haltstelle Planina, unterfährt die Bahnstrecke jedoch nicht vollständig. Deßungeachtet hört man das Poltern der Züge ganz deutlich in der Höhle. Der nördliche Ast hat eine Länge von dreizehnhundert Meter, und sind dessen Räume viel großartiger. Seine Begehung ist aber viel unbequemer und gefährlicher als jene des südlichen Ganges. Der Nordast greift weit über die Eisenbahnlinie hinaus und endet gleich dem Südaste mit einer fast kreisrunden, großen Halle, in deren Mittelpunkt ein weiter Trichter steilab zum Wasser führt.

Die Tropfsteinbildungen sind spärlich, aber an den wenigen Stellen wo sie vorkommen reich entwickelt und von großer Schönheit. Schreiber dieses fand auch einen verendeten Proteus auf einer feuchten Stelle auf dem Höhlenschlamm liegen, was für das Bestehen einer Kommunikation mit einem bedeutenderen unterirdischen Flusse spricht. Mutmaßlich dürfte derselbe sein Wasser aus der Doline beziehen, in welche das Mühlwasser der Sägemühle bei Laase stürzt. Von dieser Doline gelangt es unter der Straße hinweg durch einen gemauerten Stollen in eine zweite Doline, aus der die Bewohner von Laase ihren Wasserbedarf zu holen pflegen. Es passiert dann noch eine Schachthöhle hinter dem Orte und verschwindet dann in der Richtung der „Graf-Falkenhayn-Höhle."

Etwa eine halbe Wegstunde südlich von Laase, in der Richtung gegen das Schloß Hasberg zu, liegt noch eine wichtige Saugergruppe, die jedoch noch nicht näher untersucht worden ist. Eines dieser Sauglöcher ist durch ein Holzgitter geschützt und bildet einen schräg abfallenden geräumigen Gang, der viel Wasser zu verschlingen vermöchte, wenn er von den am Grunde angehäuften Felsblöcken gesäubert würde. Nimmt man an, daß die Saugergruppe am Fuße des Lanski die Laibach-Quelle speist, so kann das Wasser nächst der Rabenhöhle nur ein Seitenarm desselben unterirdischen Flusses sein. Es wäre dann das Wasser in der Graf-Falkenhayn-Höhle Lubiawasser, und jenes der vorerwähnten Saugergruppe Bistrawasser. Für diese Annahme spricht noch der Umstand, daß von allen Zuflüssen des Laibach-Flusses in regenarmen Zeiten die Bistra sich am längsten wasserreich erhält, was insofern natürlich ist, als deren Quellen mit dem Oberlaufe des Unz-Flusses in Verbindung stehen und von demselben noch gespeist werden können, wenn die Unz nicht mehr den Nordrand des Thales erreicht.

Durch die Aufnahmen, die über Anordnung des Ackerbau-Ministers gemacht wurden, ist nun ein wesentlicher Schritt zur Klarlegung der merkwürdigen hydrographischen Verhältnisse eines Gebietes gethan worden, in dem fast alles neu entdeckt werden mußte, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß durch die Ergänzung der noch nicht abgeschlossenen Arbeit diese komplizierten Verhältnisse so deutlich werden, daß mit vollkommener Beruhigung an die praktischen Arbeiten gegangen werden kann, welche das Thal von Planina vor den periodischen Ueberschwemmungen dauernd zu sichern vermögen.

Sind auch diese Arbeiten vollendet, dann wird es erst möglich werden, auch die höher gelegenen Thäler von Zirknitz und von Laas in Angriff zu nehmen, und der großen Regenlacke von Zirknitz, über deren Periodizität so viele falsche Vorstellungen herrschen, endgültig den Garaus zu machen und den fruchtbaren Seeboden wieder der Kultur zurückzugeben. Dies dürfte aber erst im Verlauf von einigen Jahren möglich werden, weil 1887 die Vermessungen im Planina-Thale erst vollendet werden können. 1888 würde dann der Durchstich zu den Höhlen erfolgen, 1889 müßte als Beobachtungsjahr die Wirkung der Arbeiten erweisen und könnten zugleich in diesem Jahre die Vermessungen auf der Strecke Planina—Zirknitz beginnen. Die praktischen Arbeiten müßten daher dort bis 1890 hinausgeschoben werden, und diese dürften kaum großen Schwierigkeiten begegnen, weil ja die Verhältnisse so klar liegen, daß man zu dem Höhlenflusse an zahlreichen Stellen gelangen kann.

Nach dem Abschlusse der Arbeiten im Zirknitzer-Becken kämen dann jene auf der Strecke Zirknitz—Laas an die Reihe, und gleichzeitig mit den Arbeiten in der erwähnten Strecke könnte an die Aufschließung der noch unbekannten Räume der größten Wasserhöhle von Oesterreich, der Kleinhäuslergrotte, geschritten werden. Diese letztere Arbeit, die mehr touristisches Interesse hat, wird auch noch den letzten dunklen Teil des Oberlaufes des Laibach-Flusses klarlegen und Naturwunder erschließen, gegen die alle Werke von Menschenhand nur Spielwerke sind. Gelingt es, das ganze

Digitized by Google

Programm durchzuführen, ſo wird ein Werk vollendet ſein, welches einzig in ſeiner Art daſteht, und welches allen zur Ehre gereicht, die zu deſſen Durchführung beigetragen haben.

Ein ruſſiſcher Reiſender in Indien.

In England gehen ſchon ſeit Jahren beunruhigende Gerüchte, daß die ruſſiſche Regierung verkappte Späher nach Indien geſchickt habe, um die Zuſtände und die Stimmung der Eingeborenen zu ermitteln und dieſe zu einer Empörung aufzumuntern. Man fürchtet in England allgemein, das ruſſiſche Auswärtige Amt ſuche ſich auf dieſe Weiſe eine genauere Kenntnis von der ſchwachen Seite der britiſchen Rüſtungen in Indien zu verſchaffen. Wie aber das Vorhandenſein derartiger Späher von der einen Seite zuverſichtlich behauptet wird, ſo wird es auf der anderen Seite energiſch in Abrede gezogen. Wir laſſen die Frage von der Richtigkeit dieſer Anſchuldigung unerörtert, machen aber unſere Leſer auf das kürzlich erſchienene Werk eines ruſſiſchen Reiſenden: „Po Indii“, von Dr. P. J. Páſchino, aufmerkſam (St. Petersburg, 1886), welcher in verſchiedenen Verkleidungen in den jüngſten Jahren den größten Teil von Nordindien durchreiſt hat.

Dr. Páſchino, ein Kleinruſſe, erfaßte im März 1873 zum erſtenmal den Gedanken einer Reiſe nach Indien. Er hatte zuvor 17 Jahre lang als Beamter in der aſiatiſchen Abteilung des ruſſiſchen Auswärtigen Amtes gedient und war dann eine Zeit lang Dolmetſcher für die morgenländiſchen Sprachen bei dem General-Gouverneur von Turkeſtan, General Romanowski, geweſen. Eine hochgeſtellte Perſönlichkeit machte ihm den Antrag, er ſolle gegen glänzende Vergütung eine Reiſe durch Indien nach Turkeſtan unternehmen, und er machte ſich dieſes Anerbieten zu Nutze und trat die vorgeſchlagene Reiſe an. Am 10. Juni verließ er St. Petersburg und begab ſich über Wien nach Alexandria. Hier erhielt er durch die freundliche Vermittelung des ruſſiſchen Vizekonſuls einen Paß unter dem Namen Schech Muhammed Ayed Effendi. Da er niemals in der Türkei geweſen war, verbrachte er drei Wochen in Alexandria, um ſich in türkiſcher Sprache und Sitten zu üben. Von da reiſte er nach Bombay und von hier dritter Klaſſe nach Allahabad. Die Frage nach ſeinen Reiſezielen und Zwecken beantwortete er dahin: er gehe nach Kaſchmir, um eine Erbſchaft zu erheben, welche ihm von den Teſtaments-Vollſtreckern ſeines Bruders Dr. Aſadul Khan zukomme, der vor fünf Jahren geſtorben und deſſen Vermögen vom Staate mit Beſchlag belegt worden ſei. In Amritſir wohnte er in einem Karawanſerai, vorzugsweiſe mit Eingeborenen zuſammen. Zwei von ihnen, ein Perſer und ein Türke, erklärten ihm eines Abends ihren Argwohn, daß er kein Aſiate, ſondern ein ruſſiſcher Ausreißer ſei. Der Türke überſchüttete die ganze ruſſiſche Nation mit Flüchen und Verwünſchungen und bekannte ſich gleichzeitig für ſehr gedemütigt durch die Thatſache, daß das Schickſal Aſien dazu beſtimmt habe, von den Engländern und Ruſſen beherrſcht zu werden. Er ſegnete und pries zwar die Engländer wegen ihrer guten Regierung des Landes, während in ſeiner eigenen heiligen Türkei, wo der Stellvertreter des Propheten herrſche, weder Ordnung noch Gerechtigkeit zu finden ſeien, die Geſetze von niemand beachtet werden und überall nur Willkür, Unordnung und Ungerechtigkeit ſich verbreite. Der Türke wollte wiſſen, ob alle Ruſſen von rieſiger Natur und Stärke ſeien, und ob die Ruſſen wirklich, wenn ſie eine Stadt erſtürmten, ſo furchtbare Grauſamkeiten begingen. Der Doktor erwiderte: das ſei wohl möglich, denn er habe ähnliche Geſchichten von den verfluchten Giaurs berichten hören, allein er ſei kein ruſſiſcher Soldat, wie der von ihm vorgezeigte türkiſche Paß beweiſen könne. Mit Hülfe desſelben gelang es denn auch Dr. Páſchino, den Argwohn zu beſeitigen, welchen ſeine fehlerhafte Ausſprache und ſein Mangel an Vertrautheit mit perſiſchen und türkiſchen Idiomen hervorgerufen hatten.

Während er über den Fluß Ravi ſetzte, wurde der Doktor überraſcht von der Ehrlichkeit der Fährleute und der Niedrigkeit ihrer Taxen, welche im Vergleich mit denjenigen und mit der Unehrlichkeit der Männer, welche ihn über den Fluß Jeniſei in Sibirien geſetzt hatten, ungemein günſtig waren. Seine Reiſegefährten erklärten ihm aber, dies rühre von den Engländern her, denn die Eingeborenen fürchten dieſe ausnehmend und wagen nicht, denſelben in irgendeiner Weiſe zu mißfallen, denn die Engländer belohnen jede Arbeit freigebig, beſtrafen aber auch ſtreng jede Unehrlichkeit.

In Shalkut fand Dr. Páſchino, daß man Erkundigungen über ihn angeſtellt hatte, und daß man ihm ſagte, er müſſe ſich an die britiſchen Behörden wenden, um einen Brief an den Maharadſcha von Kaſchmir zu erhalten, damit er dieſes Land betreten dürfe. Allein er ſetzte, ohne ein ſolches Schreiben abzuwarten, ſeine Reiſe nach Kaſchmir fort und erreichte Jamoo (Dſchamu), wo er einem Verhör unterworfen wurde und ſagen ſollte, wer er ſei und was er hier thue. In einer Unterredung mit dem Weſſier und deſſen Sohn geſtand er dieſen im Vertrauen, er ſei ein ruſſiſcher Reiſender, welcher den Maharadſchah um die Erlaubnis bitten wolle, Kaſchmir zu bereiſen. Sie verſprachen ihm zwar, an den Maharadſchah zu ſchreiben, beſtürmten ihn aber auf's neue mit Fragen, wer er ſei. Er erklärte ihnen, acht Jahre vorher habe der Maharadſchah eine Geſandtſchaft nach Taſchkent geſchickt, um die Ruſſen zu ihren neuen Beſitzungen zu beglückwünſchen und ihren Waffen Erfolg zu wünſchen; dieſe Geſandten ſeien ohne alle Päſſe angekommen und höflich aufgenommen worden; er rechne daher auch auf einen herzlichen Empfang, denn er ſei gekommen, um dieſen Beſuch zu erwidern, obwohl er kein von der Regierung ausgeſchickter Bevoll-

Digitized by Google

mächtigter sei, keine Papiere habe und nur jene Gesandten sehen wolle. Sie erwiderten ihm: sie seien ihm sehr dankbar für seinen Besuch, aber die fraglichen Gesandten seien dermalen nicht in Jamoo. „Später", berichtet er weiter, „forderten sie mich auf, eidlich zu erklären, daß ich kein Engländer und nicht von den britischen Behörden ausgesandt sei. Ich leistete diesen Eid auf ein neues Testament, von dem sie sowohl eines in persischer, wie eines in russischer Sprache hatten. Sie sprachen „Amen" und begannen nun mit mir freimütig über alle möglichen Gegenstände bezüglich der Engländer und Russen zu sprechen." Ueber dasjenige jedoch, was sie bezüglich ihrer Gefühle und Ansichten über die britische Regierung und über ihre Ideen hinsichtlich des Näherrückens der Russen äußerten und behaupteten, beobachtet Dr. Páschino ein diplomatisches aber sehr unerwünschtes Stillschweigen.

Nach einiger Zeit traf die Antwort des Maharadschah ein: Páschino erhielt die Erlaubnis, durch Leh nach Yarkhand, Kaschgar und noch weiter zu reisen, aber den Befehl, Kaschmir zu meiden. Dies ärgerte ihn und er beschloß, sich nun an die Engländer mit der demütigen Bitte um die Erlaubnis zu wenden, daß er durch die Besitzungen des Maharadschah und durch Kaschmir reisen dürfe. Diese so ersehnte Erlaubnis erhielt er ohne Schwierigkeit, und er ging mit einem Kaschmirier einen Vertrag ein, daß dieser ihn um 20 Rupien nach Kaschmir bringe, worauf er sogleich aufbrach. Ein Stück weit jenseit Islamabad traf er einen Fakir namens Mitridas, aus Puthala gebürtig, welcher im Verlaufe des Gesprächs ihm seine Ansichten über die Engländer preisgab. Die Engländer, sagte er, sind ein rühriges verständiges Volk, welche niemals ihre Zeit vergeuden und um ihren Lohn streng arbeiten. Für ihre Frauen drückte er die größte Bewunderung aus, dagegen war er sehr erbost auf ihre Missionare, weil diese fortwährend bemüht seien, die Gläubigen dem wahren Glauben abtrünnig zu machen. Auch die Steuern, welche die englischen Behörden den Eingeborenen auferlegen, mießfielen ihm.

Dr. Páschino erreichte Kaschmir wohlbehalten. In der Nähe von Bonji hatte er eines Abends große Mühe, in einem Dorfe ein Nachtquartier zu erlangen. Endlich fand er einen Wirt, welcher ihm gestand, daß er kein Afghane, sondern ein russischer Soldat sei, welcher vor 20 Jahren in Ak Mechet gefangen genommen, und von den Bukhariern nach Afghanistan verkauft worden sei. Er war als Leibeigener an den Ufern der Wolga geboren. Zur Zeit seiner Gefangennahme war er in Ketten gelegt und dann an einen Usbegen verkauft worden, welcher ihn nach Schibijrgan verkaufte, wo er Getreide mahlen mußte. Hier arbeitete er, bis viertehalb Jahre später sein Herr starb. Nun ging er nach Herat und trat in Achmed Khan's Heer, wo er an der Befestigung der Stadt teilnahm. Unter ihm stand ein Engländer, mit welchem er wegen der Befestigungen fortwährend Streit hatte. Als die Stadt von Dost Mohammed eingenommen wurde, flüchtete er nach Guzni, wo er einen Laden eröffnete und Handel trieb, da er mittlerweile viel Geld zusammengescharrt hatte. Hierauf ging er nach Kabul, von da nach Peschawer und so noch weiter nach Bonji.

In Bonji verbrachte Dr. Páschino einen Abend mit sieben Derwischen in ihrem Khan und teilte einen Schilling unter sie aus. Am anderen Tage, als er schon weggegangen war, kam einer der Derwische ihm nachgelaufen, gab ihm seinen Schilling zurück und beschenkte ihn mit drei Kuchen frisch gebackenen Brotes mit den Worten: „Bitte, nimm alles zurück! Du wirst es auf dem Wege brauchen, denn Du bist ein Reisender. Gott verhüte, daß Du hungern und das Silberstück bereuen müßtest, das Du uns gegeben hast. Wir haben Obdach und Brot, und hier ist auch etwas Brot zu Deinem Thee."

In Giljit fand Dr. Páschino einen der Gesandten, welche der Maharadschah im Jahre 1866 nach Taschkent geschickt hatte. Dieser umarmte ihn mit Freudenthränen herzlich und erklärte seinem Begleiter, der Doktor sei ein russischer Beamter welcher dem höchsten Adel angehöre, und daß er ein Muselmann sei, könne gar nicht wunderbar erscheinen, denn es gäbe in Rußland viele solche. Als er hörte, daß Dr. Páschino durch Darkot nach Taschkent reisen wolle, suchte er ihm dies auszureden, allein es gelang ihm nur, unseren Reisenden dahin zu bestimmen, daß er sich in das Gewand eines Dieners steckte und seinen Führer Abdul Hani, welcher um Pferde einzukaufen nach Kokar ging, für seinen Herrn ausgab.

Zunächst kam er nun nach Cheret. Es war ein unangenehmes Reisen als Diener, besonders weil er Abends bei der Ankunft im Nachtquartier den Esel abladen und das Abendbrot für seinen angeblichen Herren bereiten mußte. Nach einiger Zeit wurden sie von drei Männern angehalten und ausgeplündert, wobei sie viel verloren, es aber Páschino doch gelang, den größten Teil seines Geldes vor den Räubern zu verstecken. Er gelangte nach Yasin, von dessen Einwohnern er nur Löbliches zu rühmen weiß; er sagt: „Unter der Bevölkerung von Yasin herrschen sehr humane Grundsätze, wie man sie in Paris, in der Schweiz und sogar in Amerika nicht wiederfinden wird. Hier herrscht Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ohne alle Bedrückung des Schwachen durch den Starken. Diebstahl scheint an jenem glücklichen Orte ganz unbekannt zu sein, denn alle Leute sind arm, und wenn ein Mann sich je einfallen lassen sollte einen Diebstahl zu versuchen, so wird er bei Nacht in die Ferne fortgeführt und um einen geringen Preis verkauft.

Nach einiger Zeit erreichte Dr Páschino Darkot, das ihn sehr an Wladikawkas erinnerte. Hier wurde er von einem Afghanen erkannt, welcher Koch bei den nach Taschkent geschickten Gesandten gewesen war und der auf des Doktors Beteuerungen, daß er ein Muselmann sei und nie in seinem Leben einen Russen gesehen habe, erwiderte:

Digitized by Google

„Leugne es nicht, Bruder, ich weiß, Du bist ein Russe, und ich weiß, Dein Volk will uns unser ganzes Land wegnehmen, und ich hege den Verdacht, daß die Russen Dich als Späher hieher geschickt haben." Der ehemalige Koch versicherte dann noch weiter: er möge die Russen wohl leiden, denn sie seien ein großmütiges Volk, und darum würde er den Reisenden überall hinführen, wohin er nur gehen wolle, und ihm alles zeigen, wenn ihm dieser 1000 Rupien gebe. Der Doktor lehnte es jedoch ab. Bald darauf ward er von einem Beamten ins Verhör genommen, welcher ihn zuerst fragte: ob er ein Russe sei, und dann ihm erklärte, er habe ihn im Verdacht ein Engländer zu sein. Sodann kamen zwei Offiziere, um ihn vor den Waly zu bescheiden. Er ging hin in Begleitung von Abdul Hani, welcher ihm wohlwollend riet: „ruhig zu sterben." Von dem Waly ward er von neuem verhört; er wiederholte seine Geschichte, und der Afghane versicherte abermals, er habe ihn im Gefolge des Generals Kaufmann in Taschkent gesehen. Der Waly prüfte ihn nun auf seinen Muhammedanismus, und der Doktor rezitierte einen Teil des Korans, worauf er nach Hause gehen durfte. Gleich darauf aber kam ein Haufe betrunkener Weiber und Kinder daher unter dem Geschrei: „Wo ist der Urus (Russe)? Laßt uns ihn ergreifen und steinigen!" Päschino trat unter die Thüre, wußte aber nicht was er sagen sollte; da griffen sie ihn mit Knitteln und Steinen an, daß er nur mit Mühe entkam. In der Nacht aber gelang es ihm und seinen Begleitern, zu entfliehen, und so erreichte er unter den mannigfaltigsten Gefahren und Abenteuern endlich die russische Grenze und kehrte nach St. Petersburg zurück.

Wir erlauben uns die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses merkwürdige, lehr- und inhaltreiche Werk zu lenken, welches manche noch unbekannte und von europäischen Reisenden noch unbetretene Gegenden schildert.

Die Akklimatisationsfähigkeit der Europäer in den Tropenländern.

Die Ermittelung der Möglichkeit, ob sich Europäer und namentlich solche aus den nördlicheren Ländern unter den Tropen genügend akklimatisieren lassen, um als Kolonisten fortkommen zu können, ist neuerdings für uns Deutsche eine höchst wichtige und brennende Frage geworden. Von ihrer Lösung hängt teilweise der Wert und die Zukunft unserer neuen Erwerbungen und unserer Kolonien in Afrika ab. Die Erörterung dieser Frage ist dermalen eine ziemlich lebhafte und ihr Für und Wider wird in der Presse aller zivilisierten Nationen lebhaft erwogen, ohne bis jetzt zu einem allgemein befriedigenden definitiven Abschluß gebracht worden zu sein. Die Mehrzahl derjenigen, welche die Akklimatisation der Europäer in den Tropenländern bestreiten, sind jedoch Leute, welche nur kürzere Zeit in den Hafen- und Küstenstädten eines Tropenlandes zugebracht oder die Sumpfwälder eines solchen bereist haben. Dagegen äußern sich die meisten von denjenigen, welche Jahrzehnte lang als Kaufleute, Pflanzer, Missionare, Beamte u. s. w. in den Tropenländern gelebt und sich einer geordneten Thätigkeit gewidmet haben, zu Gunsten der Möglichkeit einer Akklimatisation und einer landwirtschaftlichen Wirksamkeit der Europäer in den meisten Tropenländern und legen für ihre Ansicht das gewichtige Zeugnis ihrer eigenen Erfahrungen in die Wagschale. So lange daher die Frage noch nicht abgeschlossen ist, dürfte wohl jede Aeußerung eines kompetenten und erfahrenen Mannes über dieselbe schon als ein dankbarer Beitrag zur Lösung derselben willkommen sein. Nun hat der frühere Missionsarzt Dr. Robert Felkin, Mitglied des Ausschusses der Schottischen Geographischen Gesellschaft und Verfasser mehrerer wertvoller Werke über afrikanische Zustände, vor einigen Monaten in der Versammlung des Britischen Naturwissenschaftlichen Vereins in Birmingham einen Vortrag über die Frage gehalten: „Können Europäer im tropischen Afrika akklimatisiert werden?" und hat diesen Vortrag jüngst im „Scotch Geographical Magazine" erscheinen lassen. Wenn irgend jemand, so ist Dr. Felkin durch seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen berufen, über diese brennende Frage der Gegenwart seine Stimme abzugeben und einen höchst wichtigen und dankbaren Beitrag zur Lösung derselben zu liefern. Dies veranlaßt uns, unseren Lesern das Wesentlichste aus diesem Vortrag in deutscher Bearbeitung zu vermitteln. Dr. Felkin sagt:

Den Blicken Europa's bietet das tropische Afrika gegenwärtig ein ganz anderes Ansehen dar, als es noch vor fünfundzwanzig Jahren hatte. Damals war es ein versiegeltes Buch, dessen Seiten nun offen vor uns liegen. Es war Livingstone's Vorrecht, dieses Siegel zu lösen, und die Aufgabe der Entzifferung der Seiten dieses Buches ist von Speke, Grant, Cameron, Stanley, Thomson und anderen Forschern (wovon wir namentlich auch unseren deutschen Forschungsreisenden einen namhaften Anteil vindizieren dürfen) unternommen worden. Viele Seiten bleiben allerdings noch ungelesen, allein die Arbeit der Uebertragung, Ueberführung aus dem Zustande der Wildheit in den der Zivilisation hat begonnen, und ob diese Arbeit Aussicht auf eine erfolgreiche Durchführung hat, ist der Gegenstand unserer heutigen Untersuchung, denn von der Möglichkeit der Akklimatisation von Europäern hängt der Vorschritt der Zivilisation in Afrika ab.

Verschiedene europäische Nationen bemühen sich dermalen darum, von ungeheuren Länderstrecken in Afrika Besitz zu ergreifen. Wenn diese Ländereien der Kolonisation fähig sind, so ist diese Nebenbuhlerschaft begreiflich, im anderen Fall ist sie nur viel Lärm um Nichts. Shakespeare sagt:

Digitized by Google

„Ein jeder Ort, besucht vom Aug' des Himmels,
Ist Glückeshafen einem weisen Mann",

und wir haben heutzutage zu untersuchen, ob dies in Bezug auf das tropische Afrika wahr ist.

Es ist nicht meine Absicht, die von verschiedenen Afrikareisenden und anderen ausgegangenen Berichte und die mancherlei anscheinenden Widersprüche, die diese schwierige Aufgabe zu verdunkeln geeignet sind, untereinander auszugleichen zu suchen. Ich möchte nur daran erinnern, daß man viele von ihnen verstehen oder mit ihnen rechnen kann, wenn man die besonderen Zwecke, für welche die Berichte geschrieben wurden, und die physische Beschaffenheit in Erwägung zieht, in welcher sich die Verfasser beim Niederschreiben derselben befanden. Erst vor wenigen Wochen traf ich zwei Herren, die vom Kongo zurückgekehrt waren. Beide hatten sich gleich lang daselbst aufgehalten, und dieselbe Gegend bereist; der eine war kaum einen Tag krank gewesen und erklärte das Klima für herrlich, das Land fruchtbar und nach seiner Ansicht kolonisationsfähig; der andere, der beinahe beständig am Fieber gelitten hatte, versicherte mich, das Klima sei erbärmlich, das Land kaum besser als eine Wüste und den Europäern so ungünstig, daß diese beinahe schon bei ihrer Ankunft zusammenbrechen würden. Die Ursache dieses Unterschiedes in den Berichten liegt klar zu Tage.

Ich möchte außerdem die öffentliche Beachtung noch auf zwei Broschüren richten, welche zur Belehrung der Deutschen über die Möglichkeit der Kolonisation im tropischen Ostafrika geschrieben worden sind. Die eine bildet einen Teil des Buches „Mehr Licht im Dunkeln Weltteil", von dem jüngst verstorbenen Dr. G. A. Fischer, der einige Jahre lang als Arzt in Sansibar praktizierte und durch seine Reisen in das Masai-Land bekannt ist. Die zweite ist von dem bekannten Gerhard Rohlfs und hat den Titel „Die Klimatologie und Hygieine Ostafrika's". Das erste Werk sollte nach der Absicht des Verfassers seine Landsleute von dem politischen Afrika-Fieber kurieren, woran dieselben nach seiner Ansicht litten, und man sieht auf seinen sämtlichen Seiten deutlich, daß seine Ansicht dahin geht, die Kolonisation sei zwar unmöglich, allein mit Vorsicht können auch Europäer in Ostafrika drei oder vier Jahre lang leben, ohne fortwährend zu leiden. Dr. Rohlfs bekennt sich in seinem Buche noch zu einer weit günstigeren Ansicht über diesen Gegenstand. Er sagt: die Tropenländer strotzen von Leben, und sollen wir diese Region vermeiden, weil man das Geschrei erhebt, daß wir dort nicht leben können? Wir müssen die Ursachen der Ungesundheit untersuchen und sie überwinden. Dies ist der einzig richtige Weg, auf welchem auch dieser Erdteil für die germanische Rasse bewohnbar gemacht werden kann. Das Klima selbst, soweit es die meteorologische Thatsachen betrifft, läßt sich nicht ändern; allein die hygieinischen Bedingungen, besonders wo sie von einer örtlichen Beschaffenheit sind, können modifiziert werden, und soweit dies geschehen ist, kann dann auch die Tropenzone für Kolonisation tauglich gemacht werden.

Ich werde hier mich weder auf Phantasien noch auf Mutmaßungen einlassen, sondern soviel wie möglich nur wohlverbürgte Thatsachen anführen, aus denen eine Beantwortung der gestellten Frage abgeleitet werden kann.

Afrika ist nach seiner geographischen Lage zwischen 37° 20′ n. Br. und 34° 50′ s. Br. das tropischste Festland unserer Erde. Seine größte Länge von Nord nach Süd ist 4985 e. Ml., seine größte Breite von West nach Ost 4615 e. Ml., sein Flächenraum mit Ausnahme der Inseln daher ungefähr 9,858,000 geogr. Q.-Mln. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß mit Ausnahme der Kapkolonie und eines kleinen Landstrichs im Norden und Nordwesten beinahe das ganze Festland der tropischen und subtropischen Zone angehört. Thatsächlich liegen beinahe drei Vierteile des ganzen Flächenraums in der tropischen Zone. Wenn ein solch ungeheures Gebiet von Europäern kolonisiert werden könnte, so würde es sich für die dichtbevölkerten und übervölkerten Länder Europa's als von ungeheurem Vorteil erweisen, und zwar umsomehr als das tropische Afrika sehr fruchtbar ist und unschätzbare Reichtümer besitzt.

Untersuchen wir die physische Konfiguration dieses Kontinents, so können wir ihn flüchtig in zwei Teile scheiden: in einen aus Wüsten und Ebenen bestehenden nördlichen, und in einen südlichen Teil, welcher aus den großen Tafelländern und den Gebirgsketten und Berggruppen besteht.

Der nördliche Teil enthält die große Wüste Sahara, den Bezirk des Tschad-Sees und das untere Nilthal.

Die zweite Abteilung, bestehend aus den afrikanischen Tafelländern, ist weitaus der größere und wichtigere Teil. Er liegt südwärts vom 10.° n. Br., erstreckt sich aber im Osten bis ungefähr zum 18.° n. Br. und begreift noch die Gebirgsregion von Abessinien in sich. Die östlichen und westlichen Grenzen dieses Plateau's sind mit Gebirgen umsäumt. Die der östlichen Grenze entlang liegenden Gebirge sind weit höher als diejenigen des westlichen Randes — der Berg Kenia z. B. hat eine Höhe von ungefähr 18,000, der Kilima'ndscharo eine von 18,715 Fuß, und die Rubecho-Berge mögen an der Stelle, wo sie auf dem Wege von Sansibar nach dem Innern überstiegen werden müssen, gegen 5700 Fuß hoch sein. Der höchste Punkt der westlichen Randgebirge des Plateau's liegt in den Kameruns, wo sie eine Höhe von 13,000 Fuß erreichen. Der Nordrand des Plateau's liegt annähernd zwischen dem 4.° und 8.° n. Br., und seine höchsten Berge sind der Alantika mit 10,000 und die Mindif mit 6000 Fuß.

Die Meereshöhe dieses mittleren tropisch-afrikanischen Plateau's mag nach unserer Schätzung zwischen drei- und viertausend Fuß betragen und neigt sich, wie aus der Karte zu ersehen, von Süden und Osten her nach Nord und West.

Ich vermag unmöglich, in den mir vorgesteckten

Digitized by Google

Rahmen eine eingehende Schilderung der Klimatologie von ganz Afrika zu geben, und bin überzeugt, daß man mir gern eine derartige Auferlegung ersparen wird.

Die Sahara und die Nubische Wüste können von einem klimatologischen Gesichtspunkt aus zusammengestellt werden, da der untere Nil den Charakter der von ihm durchflossenen Wüste nicht merklich verändert. Dieser ganze Flächenraum ist entweder fester Boden, bestehend aus Sandstein, Granit- und Quarzgestein, oder feiner beweglicher Sand. Oasen werden da und dort gefunden, wo unterirdische Quellen angezapft worden sind. Der Regenfall hat in diesen Bezirken ganz besondere Eigentümlichkeiten; er ist nicht so sehr bemerkenswert durch eine gänzliche Abwesenheit von Regen, als durch dessen ungleiche Verteilung über eine Reihenfolge von Jahren, da der Regen zuweilen sechs oder acht Jahre lang gar nicht fällt und dann zwei oder drei Jahre lang zu allen Jahreszeiten stattfindet. Die Tageshitze ist sehr groß und hebt sich sehr auffallend von der Kühle der Nacht ab, denn man nimmt sogar in diesem Bezirk des glühenden Sandes bisweilen am frühen Morgen Reif wahr.

Der Bezirk des Tschad-Sees unterscheidet sich bedeutend von der Sahara; er besteht aus einer ungeheuren alluvialen Ebene von großer Fruchtbarkeit, allein sein Klima macht ihn dermalen deutlich für europäische Zivilisation ungeeignet.

Wenn man vom tropischen Afrika als Ganzes spricht, so kann man sagen: die Temperatur in der Sonne wechsle zwischen 37,7 und 43,3° C., die höchste mittlere Jahrestemperatur im Schatten sei ungefähr 35° C., die niedrigste dagegen 18,3° C., was eine jährliche mittlere Schwankung von 17° gibt. Den jährlichen Regenfall kann man auf ungefähr 45 Zoll schätzen.

Das Klima des tropischen Afrika ist in einigen Beziehungen von demjenigen anderer in der Tropenzone liegender Länder verschieden. Dies erklärt sich zum Teil aus der verhältnismäßigen Schmalheit des südlichen Teils des Kontinents und der daraus folgenden Nähe des Meeres, teils aber auch aus dem Einfluß seiner zahlreichen ausgedehnten Seen. Man kann annehmen, daß Hitze und Feuchtigkeit die beiden großen Faktoren in einem tropischen Klima sind, und es verdient Beachtung, daß in Afrika die Hitze vorherrscht, was ganz besonders in der Plateauregion der Fall ist. Dies macht sich natürlich am Küstenstrich wegen des Einflusses des Meeres nicht so bemerkbar geltend. Auch finden wir nicht, daß der Wind einen so mächtigen Einfluß auf das Klima ausübt, wie an vielen anderen Orten, denn mit Ausnahme des Monsuhns des Indischen Ozeans rührt die Bewegung der Atmosphäre von der Oscillation des Kontinents unter der Sonne her, und man sieht in Afrika deutlicher als irgend anderswo die Abhängigkeit der Winde und Regen von dieser Oscillation, denn die Regen folgen der vertikalen Sonne vom Oktober bis April.

Es ist kein Zweifel, daß örtliche Bedingungen einen genau bezeichneten Einfluß auf das Klima verschiedener Landflächen ausüben, denn die mittleren Jahrestemperaturen, Schwankungen, Regenfall, Feuchtigkeit ꝛc. werden in verschiedenen Gegenden merkwürdig modifiziert. So dürften wir z. B. erwarten, daß in Sansibar, weil es ganz von Wasser umgeben ist, die Hitze geringer sein würde als an der Küste des Festlandes; dies ist aber nicht der Fall und der Grund davon noch nicht ermittelt. Die Westküste von Afrika ist ebenfalls wegen der hier in den Atlantischen Ozean mündenden großen Ströme weit ungesünder als die Ostküste, an welcher es mit Ausnahme des Sambesi keine großen Ströme gibt.

In der Praxis übrigens können wir die klimatologischen Bedingungen des eigentlichen äquatorialen Afrika in vier deutlich geschiedene Zonen einteilen, welche dem physischen Bau des Landes entsprechen, nämlich:

I. Die Küstenzone, welche sich von 50 bis auf 300 e. Mln. landeinwärts erstrecken soll.

II. Die Zone des Terrassenlandes, welches zu den großen Plateaux hinaufführt und sehr an Breite wechselt.

III. Die Zone der großen hochgelegenen Plateaux.

IV. Die Zone der Gebirge, welche sich in gesonderten Gruppen aus den Plateaux erheben.

Die hauptsächlichsten Merkmale dieser vier Zonen werden in Kürze folgendermaßen geschildert:

Die Küstenzone wird den Europäern schädlich durch die große Hitze, die ausnehmende Feuchtigkeit und das Vorherrschen der bösartigen Malaria, welche durch die Mischung von süßem und salzigem Wasser verursacht wird.

Die Terrassenzone hat ein Klima, welches ein Mittelding zwischen demjenigen der Küste und dem des Plateau's ist, sich aber mehr dem letzteren nähert.

Die Plateauzone kennzeichnet sich durch eine ziemlich niedrige Temperatur und größere Wandelbarkeit — da die Nächte bedeutend kälter sind als die Tage, — durch geringere Feuchtigkeit und, im ganzen, durch weniger bösartige Malaria.

Die Gebirgszone ist natürlich viel kälter und ihre Luft stärkend und rein.

Wir müssen nun die Wirkungen betrachten, welche ein tropisches Klima auf Europäer ausübt, und welche vorzugsweise die Wirkung von Hitze und Feuchtigkeit sind. Kurze Zeit nach der Ankunft eines Europäers in den Tropen bleibt seine Gesundheit gut und die Hitze scheint eher einen stimulierenden Einfluß auf ihn auszuüben. Er leidet nicht unter der Einwirkung der Sonne und bildet einen auffallenden Kontrast zu jenen Europäern, welche einen längeren Zeitraum in demselben Bezirk verbracht haben. Er verrichtet seine Arbeit, sowohl körperliche als geistige, mit Leichtigkeit. Allein bald beginnt er eine deutliche Veränderung in den physischen Funktionen seines Körpers zu verspüren; seine Temperatur ist ungefähr einen halben Grad Celsius höher als in Europa, sein Athmen

Digitized by Google

ist mühsamer, seine Pulsschläge unterhalb der normalen Zahl, seine Herzthätigkeit zeigt häufigere Schläge, seine Verdauungskraft wird geschwächt, seine Haut sondert mehr Schweiß aus und wird etwas geschwollen, seine Urinmenge vermindert sich und sein Nervensystem wird in einer größeren oder geringeren Ausdehnung geschwächt. Es ist gar kein Zweifel, daß seine geistigen und körperlichen Kräfte bald etwas nachlassen werden, was von verminderter Ernährung herrührt. Er leidet an Blutlosigkeit und an einer leicht angeschoppten Leber. Wenn die Blutarmut nur leicht ist, so kann man sie als von prophylaktischem Charakter betrachten, und die Anschoppung der Leber ist nur wegen der vermehrten Arbeit zu erwarten, welche ihr zu verrichten obliegt.

Der Widerstand, welchen ein Europäer diesen Bedingungen leisten kann, hängt von der Höhe der mittleren Temperatur ab. Ist die Temperatur während des ganzen Jahres hoch, so ist der Europäer weniger fähig, jenen Bedingungen zu widerstehen, als er es sein würde, wenn deutliche Unterschiede in der Temperatur der verschiedenen Jahreszeiten oder selbst nur zwischen Tag und Nacht bestünden. Dieselbe Widerstandskraft läßt sich auch erreichen durch eine Luftveränderung in bestimmten Zwischenräumen, durch den Besuch eines Ortes, welcher entweder höher gelegen ist oder wo einige Schwankung in der Temperatur vorkommt.

Der Europäer hat auch mit gewissen Krankheiten zu kämpfen, von denen manche auf bestimmte Räumlichkeiten beschränkt sind, andere aber beinahe durch ganz Afrika hin vorkommen. Unter diesen Krankheiten spielt unbezweifelt die Malaria die bedeutendste Rolle, befällt jedoch den Europäer in verschiedenen Graden von Heftigkeit, so daß ein sehr bemerkbarer Unterschied sowohl in den unmittelbaren als in den sekundären Ergebnissen der verschiedenen Formen stattfindet, welche sie annimmt. Man möchte beinahe einen gewöhnlichen Anfall von Wechselfieber gleich denjenigen, welche man in einer Plateau-Region erleidet, einer gewöhnlichen Erkältung in Europa vergleichen, während die remittierenden Fieber der Küste von großer Heftigkeit sind und sich oft als verhängnisvoll erweisen. Hinsichtlich der Malaria hat Boudin nachgewiesen, daß Sumpffieber nördlich vom Aequator beinahe zweihundertmal häufiger sind als südlich von demselben — eine Thatsache, welche in Verbindung mit der bedeutenderen Höhe des afrikanischen Plateau's südlich vom Aequator es wahrscheinlicher macht, daß Europäer dort gedeihen können als weiter nördlich; überdies steigert die ungeheure Wichtigkeit der Drainage 2c. für die Beschränkung der Malaria noch diese Wahrscheinlichkeit.

Da mein Vortrag nicht für eine ärztliche Zuhörerschaft bestimmt ist, so lasse ich mich hier nicht auf die einzelnen Krankheiten ein, möchte aber nur einige von ihnen als solche anführen, welche durch prophylaktische Behandlung, ärztliche oder sanitäre, vermieden werden können, auch darf ich erwähnen, daß andere, wie Dysenterie, heutzutage weit besser verstanden und erfolgreicher behandelt werden, als dies vor zwanzig Jahren der Fall war, und daß andere, wie z. B. das gelbe Fieber, auf bestimmte Landflächen beschränkt sind und man ihnen daher ausweichen kann.

Akklimatisation ist der oft langsame Prozeß, durch welchen Pflanzen und Tiere solchen Ländern angepaßt werden, welche ein von ihrer Heimat verschiedenes Klima haben, und in denen sie ihre Gesundheit behalten. Diese Akklimatisation kann teilweise durch Veränderungen bewirkt werden, welche in dem Individuum oder in der Rasse vor sich gehen, teilweise auch durch erbliche Modifikationen der Körperbeschaffenheit. Einige Autoritäten leugnen die Möglichkeit einer wirklichen Akklimatisation, räumen aber ein, daß eine Person sich für eine gewisse Zeit beinahe jedem Klima anbequemen kann. Geben wir die Möglichkeit der Akklimatisation zu, so nehmen wir auch gewisse dauernde Veränderungen in den Körperverrichtungen und eine allmähliche Modifikation in den Lebensgewohnheiten als möglich und gegeben an. Es sind erst in den drei letzten Jahrhunderten allmählich Erfahrungen und Belehrungen gesammelt worden, auf welche wir irgendwelche genaue Kenntnis des Verfahrens gründen können. Dies erklärt sich durch die Thatsache, daß bis dorthin unähnliche Länder den zivilisierten Nationen unbekannt waren. Ich vergesse nicht, daß zur Zeit der römischen Weltherrschaft Menschen von einem Klima nach dem andern verpflanzt wurden; allein diese oft zwangsweisen Wanderungen fanden beinahe ganz innerhalb der gemäßigten Zone statt. Die Geschichte lehrt uns, daß Wanderungen im Großen nicht selten gewesen sind; allein wir müssen uns erinnern, daß diese nur sehr allmählich stattgefunden haben. Unsere heutigen Auswanderer dagegen erwarten, binnen weniger Wochen ihren neuen Bestimmungsort zu erreichen, so daß der Uebergang von einem Klima zum anderen sehr rasch ist und keine stufenweise Anpassung des Individuums, und noch viel weniger der Rasse, an klimatologische Bedingungen gestattet. Nicht als ob eine stufenweise Anpassung eines Individuums aus einem kalten an ein heißes Klima von einer Dauer nur einiger Wochen irgendeine günstige Wirkung haben könnte; das würde gar nicht der Fall sein, denn ein derartiges Individuum würde in den Tropenländern weit ungeeigneter zu dauerndem Aufenthalt ankommen, als wenn es unmittelbar aus seiner Heimat gekommen wäre. Die einzige Methode allmählicher und stufenweiser Akklimatisation, die ohne Zweifel gelingen würde, ist eine noch umständlichere und stufenweisere, die sich über viele Jahre und mehrere Generationen erstreckt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die neue Afrika-Expedition Stanley's.

Die Nachricht, daß Henry Stanley, der kühne und unerschrockene Afrika-Forscher, sich anschickt, eine neue, große Expedition in die Aequatorialgegend des dunklen Erdteils zu unternehmen, hat in allen gebildeten Kreisen Europa's das größte Interesse wachgerufen; denn diesmal handelt es sich nicht um eine gelehrte Forschungsreise, sondern um einen förmlichen Feldzug, von dessen Gelingen vielleicht die Behauptung aller bisherigen Errungenschaften der Europäer in Afrika abhängt. Die letzten Nachrichten, welche aus dem zentralen Afrika zu uns drangen, sind wohl geeignet, auf einen starken Niedergang des europäischen Einflusses in jenen Gegenden schließen zu lassen. Auf der einen Seite die Eroberung der Kongo-Station Stanley-Falls durch die Araber, auf der anderen Seite die Ermordung Dr. Jühlke's und die Einschließung Emin Bey's (Dr. Schnitzler) in Wadelaï, das sind Vorgänge, welche die Resultate aller bisherigen Eroberungen in Frage stellen, wenn den Arabern und den mit ihnen verbündeten sudanesischen Stämmen kein Rächer entsteht. Unsere Staaten sind zu sehr von den Bedrängnissen der europäischen Politik in Anspruch genommen, um in offizieller Form überseeische Expeditionen unternehmen zu können. Deshalb tritt der mutige Stanley wieder in die Bresche, unterstützt von hochherzigen Gönnern, allvoran der freigebige König der Belgier, um als Mandatar von ganz Europa den Sklavenhändlern und Negerkönigen Mittelafrika's das Uebergewicht europäischer Kraft fühlen zu lassen.

Mit Rücksicht auf seine geographische Lage ist der neugegründete Kongo-Staat an den Ereignissen im äquatorialen Afrika am meisten interessiert. Seine einzige Schutzwehr gegen die Eingeborenen, welche die zivilisatorische Mission des neuen Staates naturgemäß noch nicht begreifen, liegt in dem moralischen Uebergewicht der Europäer.

Der afrikanische Staat König Leopolds II. begreift ein Territorium, welches den Flächeninhalt Frankreichs um das Dreifache übertrifft und von mehr als 40 Millionen Negern bewohnt wird. Dieses große Reich wird im ganzen von etwa 100 Agenten des Kongo-Staates regiert, welche zudem noch auf zehn von einander sehr weit entfernte Stationen verteilt sind. Ueberdies besitzt der neue Staat auch nicht die finanziellen Mittel, eine feste Organisation in seinem Gebiete zu begründen. Bekanntlich bestehen die Einnahmen des jungen Staatswesens vorläufig lediglich aus der Million Francs, welche die königlich belgische Kabinetskasse der Verwaltung des Kongo-Staates zur Verfügung stellt. Die Ausfuhrzölle und sonstigen jüngst eingeführten Gebühren liefern noch kein greifbares Resultat. Bedenkt man nun, daß die regelmäßigen Ausgaben drei Millionen im Jahre betragen und daß daher eine baldige Consolidierung des jungen Staates zu seiner Erhaltung notwendig ist, so wird man die Gefühle begreifen, mit welchen man in Brüssel die Nachricht von den neuesten Vorgängen in Mittelafrika aufnahm.

Es ist ganz klar, daß dieselben Gefahren, welche heute Emin Bey in Wadelaï bedrohen und ihm möglicherweise das Schicksal Gordon's in Chartum bereiten können, auch die Existenz des Kongo-Staates bedrohen. Es sind dieselben sklavenhändlerischen Araber, welche bis vor dem Eindringen der Europäer ihren räuberischen Handel ungehindert betreiben konnten und selbstverständlich ein Lebensinteresse daran haben, die europäische Zivilisation in ihren mutigen Trägern zu bekämpfen. In diesem Kampfe finden sie in verschiedenen Negerstämmen unentbehrliche Bundesgenossen, vornehmlich in jenem blutgierigen Muango, König von Uganda, welcher nach einer kürzlich eingetroffenen Nachricht einen Einfall ins Uronio-Gebiet machte und bei dieser Gelegenheit 10,000 Menschen hinschlachten ließ. Die Araber sind bereits die unumschränkten Herren des ganzen Gebietes zwischen dem Kongo-Staate und der ostafrikanischen Küste, jenes Gebietes, dessen Besitz sowohl für Deutschland, wie für den Kongo-Staat von der höchsten Bedeutung wäre; denn durch dieses Gebiet soll ja die künftige Welthandelsstraße vom Kongo nach dem Nil führen, ein Plan, welcher bekanntlich dem Kopfe Gordon's entsprungen ist. Gordon wollte von Chartum aus den kühnen Versuch unternehmen, mit seinen äquatorialen Truppen bis zu den Quellen des Nils vorzudringen und den oberen Kongo zu erreichen, ein Zug, welcher für die fernere Entwickelung des Kongo-Staates von der höchsten Bedeutung gewesen wäre. Man kennt das Schicksal dieses Helden. Seine Gefährten haben den Plan zwar wieder aufgenommen, allein ohne die nötigen Mittel. Die meisten blieben im Herzen Afrika's zwischen feindlichen Stämmen festgerannt und können nur mehr von einer neuen europäischen Expedition Rettung und Hülfe erwarten. Einer der kühnsten Genossen Gordon's, Lupton Bey, ist von den Negerstämmen gefangen genommen worden. Ueber sein Schicksal wissen wir nichts Bestimmtes. Dr. Emin Bey und der Italiener Casati haben sich mit dem Reste ihrer Truppen in Wadelaï verschanzt, und sie können noch vom Glücke sagen, daß es wenigstens Dr. Junker gelang, sich einen Weg nach Europa zu bahnen, um die Hülfe für seine bedrängten Freunde anzurufen. Die Lage der Eingeschlossenen in Wadelaï ist nicht minder gefährlich, als es die Gordon's in Chartum war. Aegypten ist schwach und England hat die Eroberung des Sudan's endgültig aufgegeben. Es ist sehr bedauerlich, daß keine der europäischen Mächte — von einer Expedition gar nicht zu sprechen — nicht einmal die finanziellen Mittel zur Verfügung stellen will, um das europäische Prestige in Afrika zu erhalten. Nur die ägyptische Regierung hat sich bereit gefunden, die Summe von 10,000 Pfund zu opfern, Glücklicherweise haben sich hochherzige Männer gefunden, welche Henry Stanley mit genügenden Mitteln versehen, um sein kühnes Unternehmen glücklich durchführen zu

Digitized by Google

können. Vor allen ist es König Leopold II., der freigebige Gönner jeder Afrika-Forschung, welcher eine bedeutende Summe für die neue Expedition ausgeworfen hat. Neben ihm stehen die reichen englischen Kaufleute Mackinnon in Glasgow und Hutton in Manchester, welche zusammen eine halbe Million Francs zeichneten. Bis zur Ankunft Stanley's, welcher am 15. Dezember New-York verlassen hat, werden noch reichliche Geldmittel zufließen, so daß man die finanzielle Seite des Unternehmens als vollständig gesichert bezeichnen darf.

Welchen Weg wird nun Henry Stanley, dessen Expedition sich im Monat Februar in Bewegung setzen wird, einschlagen, um zu Emin Bey vorzudringen? Der Weg durch Oberägypten wäre der kürzeste und verhältnismäßig gefahrloseste. Allein man darf nicht vergessen, daß Stanley diesmal keine Forschungsreise unternimmt, sondern einen regelrechten Feldzug, welcher ohne Heer nicht denkbar ist. In Aegypten würde Stanley Teilnehmer an seiner Expedition nur gegen hohe Entlohnung finden und die ihm zur Verfügung stehenden Summen rasch erschöpfen. Deshalb wird er es vorziehen, von Banana aus, den Kongo entlang, stromaufwärts zu ziehen und unter den dem Kongo-Staate befreundeten Schwarzen eine kleine, gut bewaffnete Armee zu rekrutieren. Die Kongo-Neger gehören insgesamt zu den natürlichen Feinden der Araber, welche die Neger-Dörfer jahraus jahrein überfallen und die Einwohner in die Sklaverei schleppen.

Von Brüssel aus wird Stanley zahlreiche ausgediente belgische Soldaten mitnehmen, um ihnen die Disziplin seines Heeres anzuvertrauen. Stanley gedenkt nun, nach der Zurückeroberung der Station der Wasserfälle dem Laufe der nördlichen Nebenflüsse des Kongo-Stromes zu folgen; entweder dem Laufe des Ubangi oder jenem des Arauwimi, welcher direkt nach Wadelaï führt und von dem blos eine kataraktreiche Strecke von 250 Km. noch nicht erforscht ist. Nach der angestellten Berechnung wird die Expedition bis nach Wadelaï vier bis fünf Monate brauchen und sonach im Juni oder Juli 1887 ihr Ziel erreichen. Dasjenige Gebiet, welches der Stanley'sche Zug vom oberen Kongo bis zum südlichen Sudan durchschritten haben wird, wird selbstverständlich nach dem Rechte der Eroberung dem Territorium des Kongo-Staates einverleibt werden. Durch die Vereinigung dieser Gebiete wäre die Grundlage für die Anlegung der von Gordon geplanten Handelsstraße vom Kongo nach dem Nil geschaffen.

Das Unternehmen, welches ich soeben skizziert habe, gehört unbedingt zu den kühnsten und gefahrvollsten der modernen Afrika-Forschung und wird dem Namen Stanley's ein neues Ruhmesblatt hinzufügen. Wenn es von Erfolg gekrönt ist, so ist für die Zivilisation des äquatorialen Afrika ein gewaltiger Schritt gethan, abgesehen davon, daß der geographischen Erforschung Mittelafrika's fortan kein Hindernis mehr im Wege stehen wird. Die Erfahrung Stanley's bürgt uns dafür, daß er sich der Gefahren, die seines Zuges harren, bewußt ist und die Expedition nicht mit ungenügenden Menschenkräften unternehmen wird. Stanley hat vor Gordon, mit dem er die männliche Tapferkeit teilt, die kalte und kluge Berechnung voraus, und so darf man wohl behaupten, daß die Leitung dieser wichtigen Afrika-Expedition keiner besseren Hand anvertraut werden konnte.

Dr. M. Wollmann.

Die Krischaná-Indianer.[1]

Von Karl von den Steinen.

I.

Sie sind für uns nüchterne Deutsche gar nicht leicht zu lesen, diese brasilianischen Bücher. Fühlen wir uns doch schon klein und bedrückt, wenn wir nur einem Redner des heißblütigen Volkes lauschen; kommen wir uns dann doch etwa vor wie die Hühner, wenn ein stolzer Puter unter sie tritt, sein Rad schlägt und, man weiß nicht warum, ein grimmiges Kollern anhebt; es prickelt uns über die Haut, wir möchten mitthun, aber wir merken bald, daß unser Gefieder sich nicht so willig sträubt, daß unser Blut uns nicht so rasch zu Kopfe steigt. Arm sei die Natur der Tropen an Farben und Blumen, aber bunt schillert es, aber üppig wuchert es in ihren Kunstgebilden. Die dicken Bücher sind lange Reden; immerhin geht es noch an, dem Sprechenden, der uns mit seiner lauten Stimme leitet, durch Schlinggewächs und Dornen zu folgen, beim Lesen jedoch sitzt man zuweilen ermüdet nieder und fragt sich in stummer Verzweiflung, wie man sich herausfinden soll aus dem wunderschönen Irrgarten der Deklamation und der Phrase.

Daß wir uns auf ein wenig Urwald gefaßt machen müssen, wenn uns der „Director do Museu Botanico do Amazonas" zu einem Spaziergang einlädt, steht nicht anders zu erwarten, allein es ist auch echt und ursprünglich, was er bietet, und ich will nicht klagen, nachdem ich bei der Lektüre des Buches den Verfasser von Herzen um seine Reise beneidet habe. Hätte ich doch mit Vergnügen ein paar Tage mit ihm gehungert und mich gern mit ihm über seine ränkespinnenden zivilisierten Landsleute geärgert, wenn ich mich dafür in seiner Begleitung bei den wilden Kindern der Natur an dem reizvollen Bilde barbarischer Harmlosigkeit hätte erfreuen dürfen, von dem man leider durch die bestgemeinte Nachahmung seitens einer Hagenbeck'schen Bande keinen wahreren Eindruck gewinnt als vom fremden Tierleben durch die Schaustellung in den zoologischen Gärten.

[1] *Joaõ Barboza Rodrigues*, Director do Museu Botanico do Amazonas: Rio Jauapery. Pacificaçaõ dos Crichanás. Rio de Janeiro 1885. 8° 274 S. Eine Karte (Aufnahme des unteren Jauapery).

Digitized by Google

Moura ist eine elende Niederlassung am rechten Ufer des unteren Rio Negro und ihm gegenüber mündet der Rio Jauapery. Es ist diesem Dorfe ergangen wie hundert anderen in der gesegneten Provinz Amazonas; die klugen und thätigen Patres des vorigen Jahrhunderts, die vielleicht nebenbei gute Kaufleute, auch schrullenhafte Lehrer waren, die aber thatsächlich die günstigsten praktischen Resultate für den Wohlstand und die Organisierung der eingeborenen Bevölkerung erzielt haben, mußten beschränkten und brutalen Kolonisten Platz machen: die Indianer gingen zu Grunde oder flüchteten sich in die Wälder; was in hoffnungsvollem Wachstum begriffen war, verkrüppelte, verfiel.

Um 1695 erscheinen Karmeliter in dieser Gegend; im Jahre 1789 zählt Moura 1200 Seelen, man baut Cacao, Kaffee, treibt Viehzucht, hat eine Industrie von Baumwollstoffen, Indigo, Tauwerk, bemalten Trinkschalen u. dgl. Am Anfang dieses Jahrhunderts sieht es schon anders aus, es herrscht eine unerhörte Mißwirtschaft; im Jahre 1839 ist die Zahl der Bewohner auf 236 zusammengeschmolzen und im Jahre 1884 findet Rodrigues nicht mehr als 121.

An den Ufern des Jauapery wohnten zur Zeit der ersten Missionare die Aruaquy, die Mitte des vorigen Jahrhunderts verschwanden, und andere kleinere Stämme, welche die Mischbevölkerung von Moura zusammensetzen halfen. Später rückten aus dem Quellgebiete neue Indianer niederwärts; sie hielten sich jedoch scheu zurück und erscheinen nur selten in den Annalen der Provinz, da der Stammesname unbekannt blieb, unter fortgesetzter Verballhornung des Flußnamens — als Jauamery, Uamery, Waimiry.

Um Arbeiter zu pressen, unternahm der Major Vasconcellos im Jahre 1855 eine Fahrt zu diesen „Waimiry"; ein blutiges Zusammentreffen, in dem viele Indianer getötet wurden, war das Ergebnis und eröffnete eine lange Kette gegenseitiger Feindseligkeiten. Das schlimmste Ereignis war ein Ueberfall in Moura selbst (1873); die Bevölkerung, die übrigens nur zwei Personen verlor, mußte flüchten und rächte sich bald darauf durch einen Kriegszug, in welchem ein Soldat verwundet und dafür, wie es scheint, über 200 „Waimiry" frischfröhlich niedergeschossen wurden. Im kleineren Styl geht das weiter bis 1884.

Rodrigues, der einen kleinen Regierungsdampfer zur Verfügung hatte und denselben an der Mündung zurückließ, trat am 4. April 1884, von 11 Personen begleitet die Reise in Kanus an. Die Ansiedler waren seinem friedlichen Vorhaben feindlich gesinnt und suchten ihn durch allerlei Chikanen, die schwer zu beurteilen sind, nach Kräften zu behindern; schon nach vier Tagen war der Proviant zu Ende. Einsam lagen die Ufer; die Indianer hielten sich verborgen. Am Morgen des 9. April erreichte man bereits die kleine Insel, wo diese und die folgenden Fahrten ihr Ende fanden. Die ganze Flußstrecke, um die es sich handelt, beläuft sich auf nur anderthalb Breitengrade.

Man trocknete die regendurchnäßten Sachen, Rodrigues lag mit Kopfweh in der Hängematte, als plötzlich vier Boote mit 40 Indianern erschienen und gegenüber der Insel anlegten. Eifrigst packte Rodrigues einen Teil seiner Eisenwaren, Hemden, Hosen 2c. ein und fuhr allein mit dem Dolmetscher auf die ihn ruhig erwartenden Ankömmlinge zu. Der Stille folgte der Sturm.

Fürchterliches Brüllen, Umherspringen, Pfeilrasseln und Bogenklirren der Indianer, sanfte Worte des krampfhaft seine Geschenke schwingenden Friedensapostels, immer aufs Neue übertäubt von dem lärmenden Aufruhr, eine heilige Angst auf der einen, eine Heidenangst auf der anderen Seite, hastiges Zugreifen plötzlich des Habgierigsten und Verwegensten nach den dargebotenen Schätzen, höflich dringender Eintausch zum Entgelt von möglichst vielen Pfeilen und besonders Bogen, wieder und wieder Schreien einiger mißtrauischen Warner, begütigendes Zureden des umhergestoßenen und wie ein Fangball von Hand zu Hand wandernden Helden, allmählich allseitiges Lachen, rasch ansteigende Heiterkeit der erlösten Gemüter und endlich als Schlußtableau ein ausgelassener Ringelreihen der mit den neuen Kleidungsstücken grotesk aufgeputzten Rotte um den tapfern von stolzer Seligkeit erfüllten Director do Museu Botanico do Amazonas, der sich den Angstschweiß von den Brillengläsern abwischt, aber nebenher mitsingen und mittanzen muß, mag er wollen und können oder nicht — eine solche Szene müßte eben in Musik gesetzt, als ein Ballet vor Augen geführt werden, wenn man denen, die dergleichen nicht erlebt, eine „Vorstellung" davon zu geben wünscht.

Der Stammesname der Indianer war Krischaná.

Rodrigues kehrte nach diesem glücklichen Anfang zurück, um in Moura sich zu verproviantieren, mit den Ansiedlern zu zanken und den kleinen Dampfer zu holen. Wenige Tage später ist er wieder bei seiner Insel, die er „Ilha do Triumpho" nennt. Eine Zaubervorstellung mit der Dampfpfeife, mit einer Drehorgel, reichliche Austeilung von Geschenken sichern ihm die Herzen seiner neuen Freunde. Der Verlauf behält noch immer einen theatralischen Charakter. An der Spitze der Eingeborenen, die jetzt auch von Weib und Kind begleitet sind, erscheint mit einer festlichen Federkrone geschmückt, der Häuptling, ein zitternder Greis, dessen „von einer Schneeaureole umflossene Stirn sich unter der Last von mehr als hundert Wintern neigte". Die Frauen legen Früchte, Mandiocafladen und Hängematten auf den Boden. Es wird weidlich „Eicuro" gezecht, ein aus dem Mehl der Mandiocawurzel und den Früchten der Bacabapalme gekochtes Getränk. Merkwürdigerweise rauchten die Krischaná nicht nur nicht, sondern nahmen auch den Brasilianern die Zigarette ohne Umstände aus dem Munde und warfen sie beiseite. Sie verloren jedes Mißtrauen,

Digitized by Google

einige zeigten ihre von den Schüſſen der Anſiedler herrührenden Narben, aber alle waren heiteren Sinnes und ergingen ſich in frohen Rundtänzen. Zum Ende der Zuſammenkunft verſammelte ſich Alt und Jung in einer dichten Gruppe vor Rodrigues, ihm die Hände entgegenſtreckend. Der greiſe Häuptling trat auf ihn zu, ergriff ſeine Rechte und führte ſich dieſelbe dreimal über die eigene hin, dreimal alsdann über den Kopf, ſie mit Speichel benetzend. Die gleiche Art des Segens, eine Bürgſchaft für den geſchloſſenen Frieden, mußte an ſämtlichen Perſonen vorgenommen werden.

Am nächſten Tage neuer Beſuch. Das Programm erfuhr inſofern eine Abwechſelung, als Rodrigues und, da die Zahl der Kundſchaft zu groß war, noch einige ſeiner Begleiter genötigt wurden, Männern und Weibern die Haare zu ſchneiden oder wenigſtens zu kämmen. Zum Zeichen des Dankes umtanzten ſie ihn mit dem frohlockenden Ausruf: „Caraiuá camarará!“ [1]

Am 16. April war Rodrigues wieder in Moura. Ende Juni erſchien er aufs Neue an der Triumphinſel und ſuchte auch eine im Walde gelegene Anſiedelung von vier Hütten auf, die er jedoch verlaſſen fand.

Eine zweite Expedition wurde im September und Oktober gemacht; man gründete auf einem ſehr guten Terrain, bei einem ſehr guten Ankerplatz „Theodoretopolis“ (0° 54′ n. Br., nach dem Namen des Gouverneurs der Provinz), indem man ein hohes Kreuz errichtete. Wenige Tage ſpäter traf man es freilich am Boden liegen und den Querarm gelöſt; die Indianer hatten die ſchönen Nägel herausgezogen; ihrer Unart verwieſen, bauten ſie aber willig das zerſtörte Theodoretopolis wieder auf. Die Verhältniſſe wurden etwas verwirrt, da inzwiſchen zwei Koloniſten, die jedoch alle Schuld trugen, von den Kriſchaná ermordet worden waren. Indeſſen machte eine Bande von hundert Indianern in Moura ſelbſt einen friedfertigen Beſuch.

März, April 1885 dritte Expedition. Mittlerweile hatten die Anſiedler mit einer eigenen Fahrt nach der Triumphinſel dem armen Rodrigues ins Handwerk gepfuſcht, und dieſer erlebte wenig Freude an ſeiner Bekehrung, da ihn die lieben Kriſchaná höchſt unzufrieden empfingen und von ihm verlangten, er ſolle ihnen vergüten, was die Moura-Leute ihnen abgenommen hatten. So zog er betrübten Herzens heim nach der Hauptſtadt Manaos und unterbreitete der Regierung einen ausführlichen Plan darüber, was im Namen des Patriotismus, der Humanität und der Ziviliſation zu geſchehen habe für die Zukunft von Theodoretopolis.

[1] „Der Weiße iſt unſer Freund!“ Camarará = portugieſiſch camarada; caraiuá ein intereſſantes Wort zur Bezeichnung des Braſilianers, das bei einer Anzahl von Stämmen, beſonders karibiſchen (auch bei den Bakairí im Mato Groſſo) auftritt und wahrſcheinlich nichts anderes als „Karibe“ ſelbſt iſt und „männlich, tapfer, Eroberer“ bedeutet.

II.

Die Kriſchaná werden nach Rodrigues in der Geſchichte des Rio Negro zuerſt 1775 erwähnt als „Cericaná“ durch F. X. Ribeiro de Sampaio; auch Baena führe ſie 1839 an als Anwohner des Jauapery.

Sie ſind eine Abteilung des großen Kriſchaná-Stammes im Quellgebiet des Orinoco und Rio Branco, die auch vielfach „Guaharibos“ genannt werden. Letzteres nach Martius eine Umformung von Cariba, iſt nach Rodrigues auf das „ueicó“ zu beziehen, mit dem ſie wie die Guariba-Affen ausſähen, eine hinten ſchwanzförmig herabhängende Verlängerung der Schambekleidung, und außerdem auf den Gebrauch eines Bartſchmuckes aus dem Fell dieſer Affen.

Offenbar ſind die Kriſchaná des Jauapery den Rio Branco herabgekommen. Daß ſie urſprünglich aus Venezuela ſtammen, erweiſe ſich des beſonderen auch dadurch, daß ſie die Meſſer „macheta“ nannten, ein von dem ſpaniſchen „mancheta“ abgeleitetes Wort, das ſich aus dem früheren Verkehr mit den Spaniern erhalten habe. In einem allerdings kleinen ſpaniſchen Lexikon, das ich zur Hand habe, gibt es kein Wort mancheta, dagegen heißt „machete“ ein kurzer Säbel und genau ebenſo heißt ja auch im Portugieſiſchen ſelbſt „machete“ ein Hirſchfänger, kurzer Degen. Mit dieſem Beweiſe ſcheint es alſo nichts zu ſein.

Sprachlich ſtehen die Kriſchaná den „Ipuricoto„ am Rio Carony und oberen Rio Branco (Pericotó bei Martius) und den „Macuchy“ am Rio Branco (den bekannten Macuſis bei Martius) am nächſten, und zwar ſoll ſich der Ipurikotó-Stamm in die Zweige der Kriſchaná und Makuſchi geſpalten haben. Rodrigues gibt eine ethnologiſche Schilderung und ein ausführliches Wörterverzeichnis der drei Stämme. Er klärt uns aber nicht auf, wie er zu ſeinen Kenntniſſen über die Ipurikotó und die Makuſchi, namentlich auch wie er zu den Vokabularien derſelben gelangt iſt. Die letzteren ſind rein lexikaliſch, enthalten aber ca. 750 Wörter, und es iſt lebhaft zu bedauern, daß ſie vorläufig nur in dieſem ſchwer zugänglichen Buche ſtehen und auch hier nicht des geringſten Begleittextes gewürdigt ſind.

Das Makuſchi-Vokabular ſtimmt gut mit denjenigen von Natterer und Schomburgk überein und iſt weit reichhaltiger als beide.

Wie die Makuſchi ſind die Kriſchaná und die Ipurikotó Kariben, wie jene zeigen ſie bereits eine erhebliche Differenzierung von dem reineren Idiom der Eſſequibo- und der Schingú-Kariben. Es iſt die höchſte Zeit und ungemein wichtig, daß unſere Kenntniſſe gerade von den Karibenſtämmen in den Quellgebieten des Rio Branco und des Orinoco, wo ſie an die von mir als Nu-Aruak bezeichneten, ihnen nicht verwandten Völker angrenzen, beſonders in linguiſtiſcher Hinſicht erweitert werden, und eben deshalb iſt die Arbeit Rodrigues' als ein ſehr wertvoller Beitrag zu begrüßen.

Digitized by Google

Um an dieser Stelle nicht ungebührlichen Raum in Anspruch zu nehmen, übergehe ich die anscheinend von Rodrigues nicht durch Autopsie gewonnene ethnologische Beschreibung der Ipurikotó und der Makuschi, welche auch nichts wesentlich Neues bringt.

Die Krischaná sind nach ihren eigenen Mitteilungen längs des Jauapery in zehn Dörfern ansässig; ihre Gesamtzahl dürfte sich, was bereits wohl sehr stark geschätzt ist, auf höchstens 2000 belaufen. Die Ansiedelungen liegen inmitten des Waldes an einem kleinen Bach und bestehen aus mehreren über einen freien Platz unregelmäßig verteilten Wohnungen, die je 20—30 Individuen beherbergen. Die Hütten sind kreisrund, 10—20 m. im Durchmesser. Die Wände, kaum 2 m. hoch, bestehen aus einigen bis zu 2 oder 3 dm. dicken Schichten von Blättern des Ubim (Geonoma) oder auch aus horizontal übereinandergestellten Rindenstücken. Oben in der konischen Decke eine Lücke für den Austritt des Rauches, durch die nur spärliches Sonnenlicht einfällt. Eine Thüre an der Nord-, die andere an der Südseite. Jene, der Haupteingang, bildet ein kleines vertieftes, 6 Menschen Raum gewährendes Atrium, welches von vier die ganze Höhe einnehmenden Ziegeln aus weißlichem Thon flankiert ist.

Die Männer sind groß und schlank, durch kräftige Brust und sehr breite Schultern ausgezeichnet, vortreffliche Muskulatur, kleine Hände und Füße, Augen klein und geschlitzt, Nase leicht gebogen mit starken platten Flügeln, Zähne meist vertikal, die des Oberkiefers immer abgenutzt an Palmfrüchten und Knochen, „Schädel dolichokephal, Gesicht oval" und „Schädel bei den Männern häufiger oblong, bei den Frauen häufiger rund", bemerkt Rodrigues und gibt einige Körpermaße für drei Männer von 20 bis 50 Jahren.

	drei Männer			1 Mädchen 18 Jahre
Gesamtlänge	1.63 m.	1.71 m.	1.71 m.	1.44 m.
Höhe des Gehörgangs	1.055	1.058	1.056	1.33
„ „ Kinns	1.39	1.44	1.43	1.22
„ „ Akromion	1.39	1.47	1.44	1.21
„ „ Nabels	0.95	1.005	0.99	1.05
„ „ Schambeins	0.84	0.87	0.86	0 82
Arm	1.69	1.76	1.82	0.62
Brustumfang	0.922	0.95	0.90	9.760
Fußlänge	0.245	0.26	0.27	0.23
Fußbreite	0.10	0.10	0.11	0.09
Kopfumfang	0.55	0.575		
Augenabstand	0.032	0.035		0.225
Nase bis Kinn	0.065	0.070		0.032
Augen	Nr. 2	Nr. 2		
Haut	Nr. 28	Nr. 28.		

Die Frauen sind meist kleiner, von rundlichen und graziösen Formen. Brüste vollkommen konisch, klein, nach außen und abwärts gerichtet, aufrecht nur bei Mädchen von 12 bis 18 Jahren. „Sie sind hübsch, schlank und elegant". Augen braunschwarz, voll, Zähne vertikal.

Die Haut ist im allgemeinen lichtbraun, im einzelnen jedoch entschieden olivenbraun. Als besonders auffällig hebt Rodrigues hervor, daß er „unter Männern von mehr als 40 Jahren viele Myopen, einige in erheblichem Grade", gesehen habe und erklärt sich dies durch den Reflex des Flußwassers und der Sandufer. Häufiger noch sei Albinismus bei beiden Geschlechtern zu beobachten. Der Krischaná-Albino unterscheide sich mit seiner weißen Haut durchaus von seinen Stammesbrüdern, leide an extremer Myopie, convergierendem Strabismus und Lichtscheu; dabei seien die Haare vollkommen schwarz, Körperbau und Muskulatur von normalster Entwickelung. Hautfarbe Nr. 2 der Broca'schen Tabelle. Rodrigues schätzt die Zahl der Albinos auf 2 % und meint, da anscheinend diese Prädisposition durch ungesundes Klima, Elend 2c. am Jauapery nicht erklärt werden könne, dürfe die Ursache wohl nur in Heiraten naher Verwandten zu suchen sein.

Das Haupthaar ist schwarz und schlicht, das Barthaar fast Null, das übrige Körperhaar stark entwickelt. Die Wimpern, von den Männern das Barthaar und von den Frauen die pili pubici werden ausgerissen. Hinten fällt das Kopfhaar bis auf die Schultern, vorne bis nahe den Augenbrauen.

Beide Geschlechter tragen in den durchbohrten Ohrläppchen einen zollangen Zierrat aus Palmfaser, der in zwei Knoten endigt.

Kleidung ist nicht vorhanden. Die Männer bedienen sich der Umwickelung mit dem „ueicó", einem weißen Baumwollbande, das durch eine Gürtelschnur gehalten wird und, hinten zuweilen mit Tukanfedern geschmückt, wie ein Schwanz abwärts hängt (also hier nicht aus Affenfell).

Die Frauen tragen einen aus Palmfasern gewebten Schurz, der oben über zwei Dezimeter breit und mit den Gehörknöchelchen von Dasyprocta sowie den Kelchen einer Blume, wahrscheinlich einer Myrtacee verziert ist.

Bemalung ist allgemein, schwarz oder rot, entweder mit parallelen und gekreuzten Linien über Gesicht und Körper, oder einfach allgemeines Ueberstreichen zum Schutz gegen die Stechfliegen und Moskitos. Keine Tätowierung (wie bei den Makuschi). Sie ritzen sich in Krankheit oder zur Selbstpeinigung mit Fischzähnen (von Cynodon scomberoides wie die Kustenaú des Schingú).

Halsketten aller Art von Samenkörnern und Zähnen, zum Kopfschmuck bei festlichen Anlässen geflochtene Diademe mit ragenden Arara-Federn, Federbänder am Vorderarm u. dgl.

Die Bogen bis 2.5 m. lang, rundlich, Sehne von einer Bromelia, die Pfeile von Ubá (Saccharum sagittarum), für die Jagd mit Spitzen von Holz, für den Krieg von Menschen- oder Hirschknochen. Um das linke Handgelenk zum Schutz gegen die zurückschnellende Sehne ein Fasergeflecht.

Die Kanus, aus einem Baumstamme (Anacardium brasiliense), 10—12 m. lang, haben Raum für 10—20 Personen. Paddelruder 1.20 m. lang.

Digitized by Google

Die Hängematten sind von Fasern der Mauritia flexuosa gemacht, ein bemerkenswerter, die Grenzvermischung kennzeichnender Umstand im Vergleich zu den Essequibo- und Schingú-Kariben, die sie aus Baumwolle weben.

Bezüglich der Geräte findet sich nichts besonderes als etwa, daß die Töpfe mit Grecque-Mustern bemalt sind (einem am Schingú die Yuruna charakterisierenden Ornament).

Von Tänzen, an denen sich beide Geschlechter beteiligen, wurden zwei Arten beobachtet, ein Ringelreihen und eine Aufführung, bei der alles im Kreise hockte, sang und in die Hände klatschte, während mit einem aufgestampften Bambusrohr der Takt gegeben wurde. Musikinstrumente außer Rasseln bekam Rodrigues nicht zu Gesicht; er überliefert uns auch ein Notenblatt mit mehreren schönen Liedern, deren noch dunkler Text z. B. also lautet:

Uanabicó uanabiá ehn! ehn! ehn! (bis)

oder:

Uanauamia uania ehn! Uanauamia uamaia ehn!

Das Ehn! Ehn! Ehn! drängt sich sehr in den Vordergrund.

Von Sitten und Gebräuchen wird berichtet, daß die Krischaná auch das männliche Wochenbett haben, und daß sie ihre Toten, aufrechtstehend in eine Hängematte gehüllt, in hohlen Baumstämmen bestatten, welche durch die Umarmung mächtiger Schlinggewächse abgestorben sind; „sicherlich der würdigste Tumulus für den Sohn des Urwalds."

Zum Schluß gibt Rodrigues eine vorläufige Notiz über die Bilderschriften auf den Flußfelsen von Moura. Granitähnliche Blöcke, allenthalben unterwaschen, sind mit den vielfach ihrer ursprünglichen Lage entrückten und nur zum Teil bei niedrigem Wasserstand vortretenden Zeichnungen bedeckt, „anthropomorphen, zoomorphen und phantastischen Figuren aus krummen kapriziösen Linien, die mit geraden kombiniert sind".

„Sind diese Bilderschriften modern oder präcolumbianisch? Es steht nach den darüber gemachten Studien außer Zweifel, daß sie bis auf mehr oder minder das Jahr 800 der christlichen Zeitrechnung zurückgehen, und daß sie von Händen herrühren, die diesem Teil des Globus fremd waren". Aber, aber, Senhor Rodrigues! Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

Geographische Neuigkeiten.

* Die Insel Socotra oder Socotora ist ein kahler Fels, welcher wie ein vorgeschobener Posten vom Kap Guardafui heraustritt und das äußerste östliche Ende von Afrika zwischen dem Golf von Aden und dem Indischen Ozean bildet. Sie hat die Gestalt eines Keils, dessen spitzer Winkel ostwärts gekehrt ist, und alles an ihr scheint darauf hinzudeuten, daß die Insel früher mit dem afrikanischen Festland zusammenhieng, von welchem sie nun durch einen ziemlich seichten und von Eilanden und Riffen versperrten Meeresarm getrennt wird. Ihr Flächenraum wird auf 260—300 Q.-Km. geschätzt. Ihre Küsten, besonders die vom fortwährenden Wellenschlag des Meeres gepeitschten, sind zerrissen und steil abfallend und bieten keinen sicheren Ankergrund. Am östlichen Ende erhebt sich ein steiler Pik, der Ras (Vorgebirge) Mouné, welchem die Engländer den Namen Dolphin's Nose (Delphinsnase) gegeben haben, den seine Gestalt allerdings nicht rechtfertigt. Das Innere der Insel wird von einer granitischen Bergkette eingenommen, deren Gräte und Gipfel etwa 1000 bis 1500 m. hoch aus dem Meere ragen, und von einer Hochebene von ungefähr 600 m. mittlerer Meereshöhe, welche zum größten Teil alles Pflanzenwuchses entbehrt. Man findet überhaupt auf der ganzen Insel nur schmale Rasenbänder oder grüne Striche an einigen Punkten des Gestades, wo eine Quelle dem Boden ein wenig Frische und Feuchtigkeit verleiht. Das Klima gilt nicht für sehr gesund, obwohl die Hitze durch den Monsuhn gemildert wird. Die einzigen Mittelpunkte der Bevölkerung der Insel sind Tamarida auf der Nordküste mit 150, und Galansié auf der Westküste, mit etwa 30 Einwohnern. Begreiflicherweise hat diese Insel weder für den Ackerbau noch für den Handel Bedeutung, sondern erhält eine solche nur durch ihre Lage, welche sie heutzutage, wo die Schifffahrt immer ausschließlicher dem Suez-Kanal und dem Golf von Aden sich zuwendet, zu einem Schlüssel des Indischen Ozeans macht. Bekanntlich haben die Engländer jüngst von der Insel Socotra Besitz ergriffen, und zwar nicht zum erstenmal, denn schon 1834 beschloß die Ostindische Kompagnie, hier einen Zufluchtshafen und eine Kohlenstation für ihre Schiffe anzulegen. Der Lieutenant Wellsted erhielt den Auftrag, die Insel genau zu durchforschen, worauf der Kapitän Haines Unterhandlungen mit dem Sultan von Ketschin im südlichen Arabien, dem die Insel gehörte, anknüpfte. Da der arabische Fürst sich aber durch die ihm gemachten Versprechungen nicht gewinnen ließ, so schrak die Ostindische Kompagnie gewohnter Weise vor einer Verletzung des Völkerrechts nicht zurück, und sandte von Bombay aus Truppen dorthin, welche sich gleichzeitig mit dem Bevollmächtigten in Tamarida ausschifften. Die Engländer setzten sich wohl oder übel daselbst fest, allein das Fieber war mächtiger als die Araber und forderte unter dem Personal der Expedition eine Menge Opfer. Da überdies die Bucht von Tamarida nur einige Monate im Jahr für die Dampfschiffe zugänglich war, räumten die Engländer diesen Posten bald wieder und übersiedelten nach Aden, wo sie sich angekauft hatten und das sie zu seiner jetzigen Bedeutung erhoben.

* Vermessung der Antipoden-Insel. Kapitän

Digitized by Google

Fairchild, von dem der Neuseeländischen Regierung gehörenden Dampfboot „Hinemoa", hat an die Kolonial-Regierung einen Bericht erstattet über das Ergebnis einer Vermessung, welche er zu Anfang dieses Jahres auf der Antipoden-Insel und auf den benachbarten Bounty-Inseln vorgenommen hat. Die erstere heißt die Antipoden-Insel weil sie das nächste Land bei dem Punkte ist, der den genauen Antipoden von Greenwich bildet. Die Bounty-Inseln sind eine Gruppe von Eilanden, welche zwar abseits von der direkten Route der Ozeandampfer liegt, aber noch in genügender Nähe, um den gelegentlichen Besuch von Verschlagenen und Schiffbrüchigen zu erhalten. Kapitän Fairchild's Auftrag zu seinem Besuch dieser Inseln gieng dahin, dort einige Blockhäuser zu errichten, welche in künftigen Fällen von Schiffbruch von Nutzen sein könnten. Nach seinem Bericht liegt die Antipoden-Insel unter 49° 40′ 53″ s. Br. und 178° 43′ ö. L. und enthält ungefähr 2000 Acres flachen, mit rauhem Gras bedeckten Landes ohne Baum oder Busch, wird aber von zwei Flüssen mit trefflichem Wasser bewässert. Es wird nun vorgeschlagen, diese dürftige Vegetation durch die Aussaat englischer Grassamen und die Anpflanzung von australischen Gummi- und anderen Bäumen zu verbessern. Die Insel ist der Aufenthalt von Tausenden von Albatrossen, aber ohne alle Landtiere, weshalb man sich mit dem Gedanken trägt, hier einige Ziegen und Schafe auszusetzen. Der höchste Punkt, Mount Galloway, erhebt sich 1320 F. über die Meeresfläche. Ganz anders lautet die Schilderung der Bounty-Inseln, deren es vierzehn sind, welche in der Höhe von 20 bis zu 300 Fuß schwanken, aber keine Spur von Vegetation, nicht einmal von Moos, zeigen und kein Wasser haben. Millionen von Pinguinen und anderen Meeresvögeln bewohnen allein diese felsigen Inseln. In der dort errichteten Hütte wurde eine Kochlampe zurückgelassen, welche dazu eingerichtet ist, daß man Pinguinfett darin brennen kann, so daß ein unglücklicher Schiffbrüchiger oder Verschlagener wenigstens die Mittel finden kann, sich vor dem Hungertode zu schützen. Es wurden auf diesen öden Inseln zwar Spuren von der früheren Anwesenheit von Robbenschlägern gefunden, aber die Robben selbst waren sehr selten. Die Bounty-Inseln liegen unter 47° 43′ s. Br. und 179° 0′ 27″ ö. L., und man suchte noch, aber vergebens, nach einem weitern ausliegenden Felsen, welcher angeblich westwärts gesehen worden sein sollte.

* Aus dem Kongo-Staat sind nun amtliche Nachrichten über den Verlust der Station Stanley-Fälle in Brüssel eingetroffen, aus welchen folgendes hervorgeht. Gegen Mitte des Monats August war eine Sklavin aus dem arabischen Lager entwichen, welches den Stanley-Fällen gegenüber liegt, und hatte sich nach der Station geflüchtet. Der arabische Häuptling, welchem diese Sklavin gehörte, reklamierte sie von dem Vorgesetzten der Station, einem jungen Engländer, namens Deane, aber dieser weigerte sich, sie herauszugeben. Die Araber waren darüber sehr erbost und stießen Drohungen aus, welche Herr Deane verachtete. Nach leidenschaftlichen Erörterungen wurde endlich am 23. August der Friede wieder hergestellt in Gegenwart der Bemannung des Dampfers „Stanley", der in der Station eingetroffen war. Dieser Friedensschluß war aber nur eine Finte von Seiten der Araber, denn schon am nächsten und an den folgenden Tagen griffen sie verräterischerweise die Station an. Zu vier verschiedenen Malen wiesen die Herren Deane und Dubois und ihre Haussa- und Bangala-Soldaten in drei Tagen die Angriffe der Araber siegreich zurück. Die Munition ward erschöpft und als am Abend des 26. August die Haussas und Bangalas sich ihrer vervollkommneten Gewehre nicht mehr bedienen konnten, weigerten sie sich, den Widerstand fortzusetzen, schifften sich auf Kähnen ein und fuhren den Fluß hinab, während die Herren Deane und Dubois mit vier Haussas und vier Knaben auf der Station zurückblieben. Sie tränkten die Fahrzeuge mit Petroleum und steckten sie in Brand und sprengten dann ihre beiden Kanonen, ihre Waffen und den Rest ihres Pulvers in die Luft. Herr Dubois soll durch einen Pfeilschuß getötet worden sein; Herr Deane fand aber eine Zuflucht bei den einheimischen Stämmen, welche ihm sehr gewogen waren und eine bewundernswerte Anhänglichkeit bethätigten, ihn von einem Versteck zum anderen führten, ihn vor den Arabern verbargen, ihm Lebensmittel lieferten und ihm auf diese Weise gestatteten, Hülfe abzuwarten. Diese kam erst einen Monat später. Kapitän Coquilhat, der Kommandant der Station Bangallas hatte am 7. September die Haussas und Bangalas, welche von den Stanley-Fällen abgezogen waren, bei sich eintreffen sehen und sich alsbald auf seinem kleinen Dampfer, der „Association internationale africaine", eingeschifft und sich nach den Fällen begeben. Nachdem er hier konstatiert hatte, daß die Station in den Händen der Araber war und daß er nicht über die nötigen Streitkräfte verfügte, um dieselbe zurückzuerobern, machte er sich auf die Suche nach Herrn Deane und war so glücklich, ihn nach dreitägigen mühsamen Nachforschungen aufzufinden. Kapitän Coquilhat erstattete einen Bericht über diese Ereignisse, worin er dem Mut der Herren Deane und Dubois alle Gerechtigkeit widerfahren läßt und sich in nachstehenden Reflexionen ergeht:

„Es drängt mich, darauf aufmerksam zu machen, daß außer dem materiellen Verlust von Stanley-Falls, welcher sehr ernst ist, die moralische Wirkung des Aufgebens der Station nicht diejenige ist, für die man sie zu halten versucht sein sollte. Der hartnäckige Widerstand der Weißen ist ein allgemeiner Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung für die Eingeborenen gewesen, und der Verlust der Araber — sie haben sechzig Tote gehabt, während wir nur zwei verloren — hat einen tiefen Eindruck auf die Einheimischen gemacht. Diese haben endlich gesehen

Digitized by Google

und gefühlt, daß der Weiße nicht der Verbündete des Arabers ist, und daß sie in ihm eine Unterstützung finden können, um den zudringlichen Forderungen des letzteren zu entgehen. Die Art und Weise wie Herr Deane von den Eingeborenen aufgenommen worden ist, und der Empfang, welcher mir selbst bei ihnen zu teil geworden ist, haben mir dargethan, daß Herr Deane sich den Arabern gegenüber zu ihrem Beschützer aufgeworfen hat, daß die Araber sich tief verhaßt gemacht haben und daß die Obergewalt des Weißen lebhaft gewünscht wird. Die Reise unseres kleinen Dampfers mit einer Handvoll Menschen durch die von den Arabern besetzten Gebiete hindurch bis auf einige Hundert Schritte von der nun von ihnen besetzten Station und unser Erfolg in der Aufsuchung des Herrn Deane haben einen tiefen Eindruck auf die Eingeborenen gemacht und ihnen bewiesen, daß der Weiße das Land nicht aufgibt."

In demselben Berichte meldet Herr Coquilhat, daß während seiner Reise nach den Stanley-Fällen der alte König Matabuika der Bangalas gestorben ist und daß die Eingeborenen Coquilhat's Rückkehr abgewartet haben, um dem verstorbenen König einen Nachfolger zu geben. Am 6. Oktober hat dann Herr Coquilhat die Investitur des jungen Königs Matabuika vorgenommen. Die Leiche des verstorbenen Königs ist mit Pomp und allen europäischen Ehren beerdigt worden, ohne daß auch nur ein einziges Menschenopfer stattgefunden hat, was den günstigen zivilisatorischen Einfluß der Stationen im Kongo-Gebiet beweist.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1866.

Herausgegeben von P. Petersen.

Wir veröffentlichen im Nachstehenden zum erstenmal die Reisen des mutigen und tüchtigen botanischen Forschers Gustav Wallis, obwohl dieselben um ein Vierteljahrhundert hinter der Gegenwart zurückliegen. Dieselben haben aber im Grunde nichts von ihrem wissenschaftlichen Werte verloren, denn sie schildern uns ja vorzugsweise nur Gegenden, welche seither kaum je wieder von Reisenden besucht und beschrieben worden sind, und bieten neben ihrem objektiven Wert und Interesse noch den vollen Reiz der subjektiven Auffassung und Anschauung eines Mannes, welcher zwar vorwiegend Autodidakt, aber unbestreitbar einer der ausgezeichnetsten Forschungsreisenden der Neuzeit und eine Zierde unserer deutschen Wissenschaft war. Da leider keine Encyklopädie und kein Konversationslexikon den Lebensgang dieses verdienten seltenen Mannes erzählt und seine Verdienste aufzählt, so halten wir es für eine Pflicht der Presse, dieselben dem weiteren Leserkreise bekannt zu geben und leiten daher seine Reise-Erinnerungen mit einer kurzen biographischen Skizze ein, wozu uns eine Schwester des verehrten Toten, Fräulein Alwine Wallis in Detmold, das Material freundlich überlassen hat. Fräulein Wallis hat eine eingehendere Biographie ihres Bruders geschrieben, welche nur für unseren Rahmen zu umfangreich und bestimmt ist, an der Spitze einer künftigen Buchausgabe seiner Reisen zu stehen, die schon längst des Erscheinens harren und eine allgemeinere Verbreitung und Bekanntschaft verdienen.

Gustav Ludolf Christian Wallis ist am 1. Mai 1830 in Lüneburg als der Sohn des hannoverschen Obergerichts-Prokurators Dr. Wallis geboren, welcher leider schon 1836 starb, worauf die Witwe mit ihren sieben unmündigen Kindern in ihre Vaterstadt Detmold übersiedelte. Hier erhielt Gustav Wallis, der bis zum sechsten Jahre taubstumm gewesen war, die ersten Anfänge seiner Bildung auf der Kantorschule und dem Gymnasium. Eine Schwerhörigkeit, welche ihm lebenslang verblieb, vermochte jedoch den gewaltigen Wissensdrang des Knaben nicht zu hemmen, der sich schon früh offenbarte in einer ungemeinen Energie und Streben nach Bildung. Seine geringe Befähigung zum geselligen Verkehr mit der Außenwelt ließ ihn Ersatz in Lektüre und geistigem Verkehr suchen und finden, und unter Beihülfe von Privatunterricht vermochte er nicht nur mit seinen gesunden Mitschülern gleichen Schritt zu halten, sondern sie namentlich im Erlernen von Sprachen zu überflügeln, für welche er eine besondere Begabung hatte, so daß er später sieben Sprachen bemeisterte. Dabei besaß und vervollkommnete er mit merkwürdiger Findigkeit eine große Begabung für alle möglichen Handarbeiten und Handfertigkeiten, war ein vorzüglicher Turner und Schwimmer und rettete schon in seinen Knabenjahren einen älteren Mitschüler mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens. Ganz besonders aber widmete er sich leidenschaftlich dem Studium der Botanik und war schon mit vierzehn Jahren ein gründlicher Kenner der Flora seiner Heimat.

Als die Zeit herankam, wo er sich für einen Lebensberuf entscheiden sollte, sah sich Gustav Wallis durch seine Schwerhörigkeit sehr gehemmt: ein Maschinenbauer und ein Apotheker wollten ihn nicht in die Lehre nehmen, und so ward er endlich an Ostern 1846 bei einem Goldschmied in Rinteln untergebracht, wo er zwar den größten Fleiß und Eifer bethätigte, aber die sitzende Lebensweise und gebückte Haltung bei der Arbeit nicht ertragen konnte. Als er im Juli 1847 einen berühmten Ohrenarzt in Pyrmont konsultierte, fand er zwar nicht Heilung, aber einen entscheidenden Wendepunkt für sein Leben. Beim Besuch des Schloßgartens von Pyrmont kam bei ihm die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß die Beschäftigung mit der Natur, und namentlich mit der Pflanzenwelt, sein Lebenszweck sei. Auf seine Bitte nahm ihn der Hofgärtner Kahl zu Detmold in die Lehre und hier entsprach er allen Anforderungen über Erwarten, so daß er schon nach drittehalb Jahren seine Lehrzeit beendigte und im Februar 1850 als Gehülfe in den Schloßgarten nach Schönbrunn kam, wo er seine Kollegen in jeder Hinsicht überragte und überflügelte. Von hier kam er im Frühjahr 1851 in den kgl. Hofgarten in Charlottenburg und von da 1852 nach München zu dem Hofgärtner Effner, der ihn besonders auszeichnete und wo er auch mit dem bekannten Botaniker Professor Dr. v. Martius bekannt wurde und zweimal botanische Wanderungen in die bayerischen und tiroler Alpen machte, aus denen dann seine anziehende Schrift „Die Alpenwelt" (bei Rob. Kittler in Hamburg in mehreren Auflagen erschienen) entstand. Seinem Münchener Wirkungskreise entriß ihn im Herbst 1853 der Ruf zur Konskription. Er kehrte nach Detmold zurück, ward aber wegen seiner Schwerhörigkeit für untauglich erklärt und beschloß, nun nach Südamerika zu gehen. Zu diesem Behufe schiffte er sich am 25. Juli 1854 nach der brasilianischen Provinz Santa Catharina ein und hielt sich einige Zeit in der deutschen Kolonie Donna Francisca daselbst auf, wo er aber bald die Nachteile einer vom Weltverkehr so entlegenen Niederlassung und seine eigene Untauglichkeit zum Ackerbauer erkannte. Bald als Naturaliensammler, bald als Arbeiter das Land in Kreuz und Quer durchziehend, schlug er sich einige Jahre mühsam durch, bis er im Jahre 1859 in Gemeinschaft mit einem deutschen Kaufmann in Rio de Janeiro eine Handelsgärtnerei errichtete, welcher er sich mit seiner ganzen Energie hingab. Er gedachte darin alle Schätze der brasilianischen tropischen Flora zu vereinigen, zu vermehren und nach dem Auslande zu verbreiten und in den Handel zu bringen. Die Regierung unterstützte die Verwirklichung dieser genialen Idee nach Kräften und gewährte Wallis nicht nur freie Fahrt auf allen kaiserlichen Dampfern, sondern versah ihn auch noch mit Empfehlungen an

Digitized by Google

die Präsidenten der zu bereisenden Provinzen. Wallis verschreibt sich aus Detmold einen jungen Gärtner, welcher während seiner Abwesenheit seine Stelle im Geschäft versehen soll, und dieser junge Mann kommt am 9. Dezember 1859 in Rio an und wird ins Geschäft eingeführt, während Wallis die Vorbereitungen zu seiner Forschungsreise vollendet und diese am 23. Januar 1860 antritt. (Hiermit beginnt die nachstehende Reiseschilderung nach Wallis' Tagebüchern.) Glücklich erreicht er die Provinz Maranhão und macht sich mit einem unbeschreiblichen Hochgefühl daran, die merkwürdigsten Pflanzen der brasilianischen Flora zu sammeln; da erhält er mit dem nächsten Dampfer die Nachricht, daß sein Detmolder Gehülfe Green am gelben Fieber gestorben sei, und mit dem zweitnächsten Dampfer die erschütternde Kunde, daß sein Associé in Rio de Janeiro bankerott geworden sei nnd er dadurch Hab und Gut und Zukunft verloren habe.

Der Schlag war niederschmetternd, allein Wallis' geniale Natur und unverwüstliche Spannkraft überdauerten ihn. Unsere Bedürfnisse sind ja unsere Kräfte, wie der Franzose sagt, und so fand der Mann, welcher nun arm und verlassen und allein in der weiten Welt dastand und nicht mehr besaß, als was er auf dem Leibe trug, den Mut und die Kraft, für eigene Rechnung und Gefahr die Forschungsreisen fortzusetzen, welche er für Rio de Janeiro begonnen hatte. Seinem ehrlichen Gesicht und biederen treuherzigen Wesen vertrauten einige edeldenkende Männer, welche ihn unterstützten, und so legte er für seine eigene Rechnung Sammlungen von Pflanzen und Sämereien für große Gärtnereien in Europa an und erwarb sich Bestellungen, Anerbietungen und Vertrauen. Im August 1861 engagierte ihn Herr J. Linden, Direktor der königl. Gärten in Brüssel und Besitzer einer großen Handelsgärtnerei, auf anderthalb Jahre als seinen botanischen Reisenden, und Wallis entsprach den Erwartungen Linden's so sehr, daß aus den anderthalb Jahren deren *sieben* wurden und Wallis' unermüdliche und aufopfernde Bemühungen Linden's Etablissement zu einem weltberühmten machten, indem durch dasselbe mehr als tausend neue, von Wallis gefundene Pflanzen bekannt und mit erheblichem Gewinn in die botanischen Gärten und in die Hortikultur Europa's eingeführt wurden. Was Wallis damals unter Strapazen und Entbehrungen aller Art in unermüdlicher Hingebung geleistet hat, das wissen nur wenige, z. B. der Generalkonsul Sturtz in Rio, welcher Wallis den *deutschen Livingstone* nannte, nur mit dem Unterschiede, daß Wallis *keinerlei* Unterstützungen aus seinem Vaterlande hatte. Aber eine spätere Zeit wird ihm sicher das unbestreitbare Verdienst vindizieren und sichern, der größte und erfolgreichste botanische Reisende dieses Jahrhunderts gewesen zu sein!

In den Jahren 1860—1864 bereiste Wallis das weite Gebiet des Amazonen-Stromes und seiner bedeutendsten Nebenflüsse, fuhr den Amazonas viermal auf und ab und drang auf dessen Nebenströmen bis an die Grenzen von Peru und Bolivia und andererseits von Guiana, besuchte und schilderte auf diesen Wanderungen über sechzig verschiedene Stämme wilder Indianer, lebte teilweise unter ihnen, sammelte Naturalien aller Art und beschrieb genau die von ihm unter unbeschreiblichen Opfern durchwanderten Gegenden und Urwälder. Fünf europäische Forscher, die damals, mit besseren Hülfsmitteln ausgerüstet und in bequemerer Weise reisend, das innere Brasilien durchforschten, erlagen dem Klima und den Strapazen, aber Wallis mit seinem idealen Streben, seiner unerschütterlichen Willenskraft und seiner an Entbehrungen gewöhnten eisernen Natur überstand alles, so daß der verdiente Dr. K. Müller in Halle in der biographischen Skizze, die er von Wallis in der „Natur" 1870, S. 36, gab, füglich darauf hinweisen konnte, daß es auch einen *Heroismus im Urwalde* gibt, der nicht minder bewundernswert ist als derjenige auf dem Schlachtfelde!

Im Mai 1864 trat Wallis dann von Pará an der Mündung des Amazonas eine zweite Reise an, welche ihn den Strom höher hinauf bis an den Huallaga und über die Cordilleren hinweg bis Payta an der Küste des Stillen Ozeans führte, so daß er buchstäblich den südamerikanischen Kontinent in seiner größten Breite durchquerte, worauf er sich nach Columbien wandte und dieses Land mit seiner herrlichen tropischen Vegetation jahrelang in allen Höhenzonen und nach allen Richtungen durchforschte und der Wissenschaft eine unermeßliche Ausbeute lieferte. Endlich aber zwangen ihn im August 1868 Fieber und vollständige Erschöpfung zur Umkehr und zur Rückkehr nach Europa, wo er allein wieder Erholung und Kräftigung finden konnte. Dem Tode nahe, landete er am 22. Oktober 1868 in St. Nazaire in Frankreich, von acht Jahren der Strapazen und Entbehrungen unter den Tropen so entkräftet, daß er beinahe befürchten mußte, die Heimat nicht mehr lebend zu erreichen. Linden in Brüssel empfing den Reisenden, dem er so viel verdankte, enthusiastisch und machte ihm die glänzendsten Versprechungen, von denen allerdings später nur die wenigsten verwirklicht worden zu sein scheinen, denn in den Händen der Hinterbliebenen unseres Forschers befinden sich noch Papiere, welche auf Linden's Gebahren eigentümliche Streiflichter werfen. Und doch ist unleugbar, daß Wallis' Leistungen in jeder Hinsicht einzig in ihrer Art sind, daß er unter unsäglichen Entbehrungen, Schwierigkeiten und Gefahren nicht nur vorzugsweise Gegenden besucht, die vor ihm noch kein Europäer betreten hatte und welche daher die ergiebigsten Fundorte für ihn waren, sondern daß er in der Verpackung, Versendung, Fortpflanzung, Vermehrung der von ihm gesammelten Pflanzen eine Findigkeit und Umsicht entwickelte, wie wenige andere Reisende, und daß seiner Beobachtungsgabe und Umsicht die Botanik und die Pflanzenzucht die denkwürdigsten Resultate verdankt. Wallis entdeckte über 1200 neue noch unbekannte Pflanzen, bestimmte eine zahllose Menge anderer und beschaffte manche der begehrten Neuigkeiten in zwei- bis zu achttausend Exemplaren. Er lieferte außerdem ganze Stöße von Zeichnungen, von Kulturanweisungen, von Berichten aller Art, und arbeitete oft unter namenlosen Schwierigkeiten und Opfern, wenn Linden's Geldanweisungen ausblieben oder nicht honoriert wurden und er sein eigenes Geld vorstrecken oder seinen eigenen Kredit in Anspruch nehmen mußte. Thatsache ist, daß Linden den Aufschwung seines nun berühmten Etablissements, die auf den Ausstellungen erzielten Preise und Ehren allein dem kühnen Wallis verdankte, der einstweilen in den Urwäldern Südamerika's mit Fieber, Entbehrungen und Gefahren kämpfte. So lange Linden von seinem mutigen und hingebenden Reisenden profitierte, nannte er ihn in seiner „Illustration horticole" immer den „kühnen, den unerschrockenen und unermüdlichen Reisenden und Naturforscher", den „*König der Reisenden*" ꝛc., später aber bemängelte er dessen Verdienste und suchte ihn angeblich sogar an dem bedungenen Honorar zu verkürzen — jedoch Schwamm drüber!

Mittlerweile hatte sich Wallis in Brasilien eine allgemeine Achtung und Verehrung zu verschaffen gewußt; die Regierung und die gebildeten Stände anerkannten bereitwillig seine vorzüglichen Leistuugen für die naturwissenschaftliche Kenntnis des Landes; die Präsidenten der von ihm bereisten Provinzen verlangten Berichte von ihm und die brasilianischen Zeitungen brachten solche in die Oeffentlichkeit, und es ergingen verschiedene glänzende Anerbietungen an ihn, die er alle in gewissenhafter Erfüllung seiner gegen Linden eingegangenen Verpflichtungen ausschlug. Zum Dank dafür hatte Wallis Mühe, von Linden nur das verhältnismäßig bescheidene Honorar bis zu seiner Landung in Europa zu erhalten.

Unter diesen Umständen bedurfte Wallis ein volles Jahr, bis er sich wieder zum Antritt neuer Reisen gekräftigt fühlte. Im Dezember 1869 übernahm er von dem großen gärtnerischen Geschäft der Herren Veitch and Sons in Chelsea bei London den Auftrag zu einer neuen Forschungsreise. Er ging über Nordamerika und den Stillen Ozean nach Japan, China und den

Digitized by Google

Philippinen, durchforſchte dieſen ganzen Archipel und kehrte im September 1871 durch den Kanal von Suez wieder in die Heimat zurück. Die Sehnſucht, die von ihm gefundenen botaniſchen Schätze wieder zu ſehen, veranlaßte ihn zu einem Beſuche in Brüſſel, wo Linden ihn hochfreudig und enthuſiaſtiſch aufnahm. Gutmütig und leichtgläubig wie alle genialen Menſchen, ließ Wallis ſich bewegen, noch einmal für Linden's Rechnung nach Columbien zu gehen. Er trat dieſe Reiſe im Januar 1872 an und kehrte ſchon im Auguſt mit 119 ſchweren Kiſten voll wertvoller Pflanzen zurück, welche er in der kurzen Zeit von vier Monaten geſammelt hatte; allein die ſchroffe und engherzige Behandlung, welche Wallis von Seiten Linden's erfuhr, nachdem der erſte Enthuſiasmus vorüber war, führte nun zu einem Bruche.

Dagegen ging Wallis im Dezember 1872 im Auftrage der Herren Veitch und Söhne wieder nach Columbia und ward hier mit der herzlichſten Freude und Liebe von allen aufgenommen, mit denen er früher in Beziehung gekommen war. Er ſammelte wieder rührriger und emſiger als jemals, namentlich von Frontino in Neu-Granada aus, welches er eine Zeit lang zum Mittelpunkt ſeiner Ausflüge gemacht hatte, und unterzog ſich rieſigen Entbehrungen und faſt übermenſchlichen Anſtrengungen, welche allmählich ſeine Kräfte erſchöpften und ihm einen ſo ſchweren Fieberanfall zuzogen, daß er ſich im Frühjahr 1874 in Baranquilla nach New-York einſchiffen mußte, wo er einen Bruder und eine verheiratete Schweſter hatte. Als er unter der ſorgſamen liebreichen Pflege dieſer Verwandten wieder geneſen war, kehrte er im Auguſt nach Deutſchland zurück, beſuchte ſeine Mutter und Schweſter in Detmold und machte einige Reiſen in Deutſchland und der Schweiz, wo er ſich überall des auszeichnendſten Empfanges und der größten Anerkennung zu erfreuen hatte, aber auch hören mußte, auf welche hämiſche Weiſe ihm Linden zu ſchaden gewußt hatte, ſo daß er ſich genötigt ſah, an der Hand von Lindens Briefen und anderen Dokumenten ſeine angegriffene Ehre gegen Linden durch einen Aufſatz in der „Hamburger Garten- und Blumenzeitung" von 1875, welcher auch als Broſchüre (bei Robert Kittler in Hamburg) erſchien, zu verteidigen — eine Zurechtweiſung, auf welche Linden nichts zu erwidern vermocht hat.

Die Sehnſucht nach den Wundern und Herrlichkeiten der Tropenwelt duldete aber Wallis nicht lange in Europa. Schon im Auguſt 1875 riß er ſich von Mutter und Schweſter in Detmold los und kehrte wieder nach Columbia zurück mit dem Plane, von da nach Peru und Bolivia zu gehen. Allein dieſen Vorſatz durchkreuzten die in Columbia ausgebrochene Revolution mit ihren widrigen Folgen und die nun ernſthaft hervortretende Zerrüttung ſeiner Geſundheit bei Wallis. Er hatte ſich zu Anfang des Jahres 1875 nach dem einſamen Utria an der Küſte des Stillen Ozeans begeben, wo kaum alle zwei Monate ein Schiff anlegt, welches die Verbindung mit der ziviliſierten Welt unterhält, wo er aber in den einſamſten und abgelegenſten Gegenden eine reiche naturwiſſenſchaftliche Ausbeute erwarten durfte. Hier ſuchte er ſich an einem Februartage ſein karges Mittagsmahl aus Muſcheltieren am Strande zuſammen; es muß jedoch eine giftige Molluske darunter geweſen ſein, denn er erkrankte auf dieſe Mahlzeit unter den heftigſten Schmerzen, kämpfte ohne Arzt und Pflege fünf Wochen lang zwiſchen Leben und Sterben, und ſiechte ſeit jener Zeit. Im Frühjahr 1877 kam dazu noch die rote Ruhr, an der er mit kurzen Unterbrechungen vierzehn Monate lang bis zu ſeinem Tode litt. Er vermochte nicht mehr, wie früher, durch ſeine Willenskraft die Krankheitsanfälle zu bemeiſtern, ſondern mußte ſich von einem Arzt und Hoſpital zum andern ſchleppen, ohne Beſſerung zu erfahren. Im Januar 1878 machte er noch unter unſäglichen Mühen eine achttägige Reiſe zu Pferde von Guayaquil nach Cuença in Ecuador, das er dann nicht mehr verlaſſen ſollte. Er blieb im Hoſpital der barmherzigen Schweſtern in Cuença, gut verpflegt, geduldig in ſeinem Leiden, geiſtig friſch, ungebrochenen Mutes und voll Hoffnung auf Geneſung, immer thätig, ſo oft ihn die Schmerzen verließen, bis im Juni die Kräfte ſichtlich nachließen. Am Abend des 19. Juni noch fühlte er ſich leichter und glaubte die Krankheit überſtanden zu haben, entſchlief aber um Mitternacht zum beſſeren Leben, noch verpflegt von ſeinem Freunde Carlo Ruegg und deſſen Frau und Töchtern. Nun ruht er dort, wo er eine ſeiner ſchönſten Entdeckungen machte, die der Wallisia princeps, welche ſeinen Namen in der Wiſſenſchaft verewigen ſoll. In der „Natur" vom 3. September 1878 widmete ihm Dr. Karl Müller in Halle einen wohlverdienten Nachruf, welcher ſein erfolgreiches Wirken im Dienſte der Geographie und Naturgeſchichte anerkennend hervorhebt und der mehr als 1200 neuen Pflanzen aller Art bis zu den Mooſen und Flechten herab, der zahlloſen neuen Inſekten, worunter allein etwa 200 Käferarten, der noch größeren Zahl von Schmetterlingen, Fiſchen, Mollusken u. ſ. w. gedenkt, deren Bekanntſchaft uns Wallis vermittelte.

Wer ihn kannte, war entzückt von dem gewinnenden, beſcheidenen, gediegenen Weſen des einfachen, ſtrebſamen und dienſtfertigen Mannes. In hohem Grade ſelbſtlos, lebte er nur der Wiſſenſchaft, der Natur, ward alles aus ſich ſelber und verlangte von niemand Unterſtützung. Namentlich Deutſchland hat nichts für ihn gethan und darum kommen ſeine Erfolge auch vorwiegend und unmittelbar nur Belgien und England zu Gute. Allein um ſo größer und achtungswerter müſſen uns nun ſeine Leiſtungen erſcheinen, und ſein Biograph Dr. Karl Müller in Halle durfte mit Recht ſagen: „Mit Wallis iſt vielleicht für lange Zeit ein Mann dahin, wie ihn unſer Vaterland bisher nicht zum zweitenmale beſaß!"

Linden hat das Andenken des edlen Toten noch nachträglich durch einen Nekrolog verunglimpft, welchen er ihm erſt ſechs Monate nach Wallis' Tode in der „Illustration horticole" widmete und welche wieder Unrichtigkeiten und Verdrehungen enthält. Das iſt der Dank eines Mannes, welchem Wallis ein Vermögen und eine Reihe glänzender Auszeichnungen verdiente! Wallis erhielt auf der Pariſer Weltausſtellung die große goldene Medaille, die erſte welche ein reiſender Botaniker erhielt, weitere goldene Medaillen 1869 auf den Ausſtellungen in Hamburg und in St. Petersburg, eine ſilberne vom Verein „Flora" in Brüſſel und eine bronzene Gelegenheitsmedaille bei einem Beſuche in Lüttich, ſowie ſchon 1851 und 1852 Prämien und Auszeichnungen für techniſche Leiſtungen in Wien. Auch war er ſchon ſeit 1852 Ehren- und korreſpondierendes Mitglied verſchiedener naturwiſſenſchaftlicher und geographiſcher Vereine.

Ein Teil von Wallis' Reiſetagebüchern und Aufzeichnungen iſt verloren gegangen. Das noch Vorhandene wurde nun von treuer Hand verarbeitet, und wir rechnen es uns zur Ehre, daß es unſerer Zeitſchrift vergönnt iſt, die ergebnisreichen Reiſeſchilderungen des mutigen Forſchers zuerſt in die Oeffentlichkeit zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Litteratur.

* Henne am Rhyn, Dr. Otto: Kulturgeſchichte des deutſchen Volkes. Zwei Bände, mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln und Farbendrucken. Berlin, G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung, 1886. — Wir haben die erſte Lieferung dieſes ſchönen Werkes ſchon im vorigen Jahr als eine hochbedeutſame und wertvolle Erſcheinung unſerer Litteratur bezeichnet und offen ausgeſprochen, was wir von demſelben erwarteten. Jetzt liegt das Ganze vollendet vor und wir müſſen geſtehen, daß von demſelben auch unſere kühnſten Erwartungen übertroffen worden ſind. Der Verfaſſer und die Verlagshandlung haben ſich wetteifernd

Digitized by Google

bemüht, die schwere Aufgabe zu lösen, zugleich ein Prachtwerk und ein echt volkstümliches und volksfaßliches zu liefern, wie unsere deutsche Litteratur beinahe noch kein ähnliches aufzuweisen hat. Der Text behandelt in knapper Kürze und wirklich populärem Vortrag die ganze geistige Entwickelung unseres deutschen Volkes von den fernsten Zeiten der Römerherrschaft bis zur Gegenwart an der Hand sämtlicher Denkmäler und Urkunden und vereinigt Wort und Bild so innig und mit solch trefflicher Auswahl und Ausführung des letzteren, daß die Illustration an sich schon ein reiches Museum bildet und ersetzt und den Leser ebenso innig anmutet wie gründlich belehrt. Der überreiche gewaltige Stoff ist vorzüglich gegliedert und darum auch vollkommen beherrscht. Das gesamte Gebiet der deutschen Kulturgeschichte wird uns in vier großen Hauptabschnitten vorgeführt, nämlich: 1. als die Zeit noch unausgebildeten Volksbewußtseins (bis zum Schluß des Mittelalters); 2. die Zeit des Kampfes um die deutsche Kultur (Vorboten der Reformation und Zerfall des Reiches); 3. die Zeit der Reformation, der Gegenreformation, der deutschen Renaissance, der Kultur und Litteratur der Nachahmung bis zum Ringen nach geistiger Freiheit, und 4. das Zeitalter der Aufklärung und des Fortschritts. Alle Phasen dieser Entwickelung sind anschaulich geschildert und in ihren Typen dargestellt, überall die gewonnenen Eindrücke von außen und die deutschen Einflüsse nach außen hervorgehoben und alles bildlich illustriert, was maßgebend und kennzeichnend für jede Periode, für jeden Zweig der Kulturgeschichte ist. Die reiche Illustration wird immer schöner und wertvoller, je weiter das Werk fortschreitet, und bietet namentlich in seinen Farbendrucken und Kupferstich-Kopien Vorzügliches, so daß wir mit Fug sagen können: hier liegt ein Werk vor, welches zu den schönsten und wertvollsten auf dem heutigen Büchermarkt gehört, eine Perle unserer Litteratur, ein Hausbuch für jede gebildete deutsche Familie, das beste und sinnigste, nützlichste und patriotischste Festgeschenk im deutschen Hause, welches wir deshalb auch auf das angelegentlichste und wärmste empfehlen dürfen.

* Ranke, Dr. Johannes: Der Mensch. Zwei Bände. Erster Band: Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 583 Abbildungen im Text und 24 Aquarelltafeln. Zweiter Band: Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenraffen. Mit 408 Abbildungen im Text, 6 Karten und 8 Aquarelltafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1887. — Mit diesem ausgezeichneten Werke des rühmlichst bekannten Anthropologen ist wieder eine Abteilung der genial angelegten „Naturkunde" vollendet, welche das berühmte Bibliographische Institut in Leipzig an das allgemein verbreitete „Tierleben" von Brehm angeknüpft hat, und so sehen wir ein litterarisches Unternehmen der Vollendung nahe, welches zu einem Unicum der gesamten und zu einer Perle unserer deutschen Litteratur zu werden verspricht. Da der Mensch selbst der Mittel- und Ausgangspunkt aller Wissenschaft ist, so spricht das vorliegende Werk schon genügend für sich selbst und seine eigene Bedeutung. Der Arzt, der Naturforscher, der Ethnolog und Geograph, der wirklich Gebildete überhaupt kann nur dem Verfasser und der Verlagshandlung aufrichtig danken, daß aus ihrem vereinten Zusammenwirken ein solches gemeinnütziges Prachtwerk über Anthropologie hervorgieng, wie es kaum eine andere der europäischen Nationen besitzt, und welches in solch lehrhafter und übersichtlicher Weise das gesamte Wissen vom Menschen vereinigt, nämlich im ersten Bande die ganze somatische Anthropologie mit Inbegriff von Anatomie, Physiologie, Morphologie und Biologie, im zweiten Bande die ganze Schilderung des Menschen als Rasse, nach den körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts, nach deren Gruppierung und Verteilung, nach deren Urrassen in Europa und nach ihrer Entwickelung in Zeit und Raum, in Eiszeit, Diluvium, in der Steinzeit, in der Zeit der Höhlen- und Pfahlbauten-Bewohner, in der Bronze- und ersten Eisenzeit. Das gesamte Wissen vom Menschen als Individuum und Rasse, von seiner geistigen, sozialen und kulturellen Entwickelung, wie es sonst in einer Reihe von Einzelwerken zerstreut ist, wird hier in einem einzigen einheitlichen plangemäßen, organischen Zusammenhang in diesem gediegenen, reich illustrierten Werke auf ebenso fesselnde wie lehrreiche Weise entwickelt, so daß die Lektüre dieses Buches eine Freude und ein Genuß wird und das Studium aller darauf zu basierenden Studien fortan ungemein erleichtert. Hierdurch gewinnt das Buch das unbestreitbare Verdienst, ein bedeutender Fortschritt in der Wissenschaft und eines der wirksamsten litterarischen Hülfsmittel für den Gelehrten geworden zu sein und alle Errungenschaften der heutigen Wissenschaft in sich zu vereinigen, also ein wahrhaft klassisches Hand- und Lehrbuch, a standard work, in unserer Litteratur zu sein, und in diesem Sinne dürfen wir es als eine der wertvollsten und großartigsten, gediegensten und prachtvollsten litterarischen Erscheinungen unserer Zeit begrüßen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Neuester Band:

Geistbeck, Dr. M., Der Weltverkehr.

Telegraphie und Post, Eisenbahnen und Schiffahrt in ihrer Entwicklung dargestellt. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. gr. 8°. (XII u. 496 S.) M. 8; in eleg. Orig.-Einband, Leinwand mit Deckenpressung M. 10.

„Das soeben erschienene Werk füllt eine Lücke in der volkswirtschaftlichen Literatur aus und wird sich unzweifelhaft einen zahlreichen Leserkreis erwerben, denn es ist nicht blos für die interessirten Kreise wie Telegraphen-, Post- und Eisenbahnbeamten, sowie für die Schiffsmannschaften, Rheder ꝛc. von großer Bedeutung und Wichtigkeit, sondern auch für den gesammten Handelsstand, der sich über den Weltverkehr ein anschauliches Bild machen will. Aber auch für jeden Gebildeten, der der modernen Entwickelung folgen will, ist dies Werk wertvoll, denn es hat eine große Anzahl von Aufschlüssen zusammengestellt, die man sonst sich mühsam zusammensuchen muß. Dabei ist das Werk durchaus positiv, es beruht auf fester statistischer Grundlage und belegt alle seine Behauptungen durch sichere Zahlangaben."

(Deutsche Weltpost. Berlin. 1886. Nr. 36.)

Früher sind, durchweg reich illustriert, erschienen:

Jakob, A., Unsere Erde. M. 8; geb. M. 10.

Kaulen, Dr. F., Assyrien und Babylonien. Dritte Auflage. M. 4; geb. M. 6.

Kayser, Dr. F., Ägypten einst und jetzt. M. 5.; geb. M. 7.

Kolberg, J., Nach Ecuador. Dritte Auflage. M. 8; geb. M. 10.

Paulitschke, Dr. Ph., Die Südländer. M. 7; geb. M. 9.

Schütz-Holzhausen, Dr. v., Der Amazonas. M. 4; geb. M. 6.

Jeder Band ist einzeln käuflich. — Einbände in weißer, grüner oder brauner Farbe.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 2. Stuttgart, 10. Januar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Mond-Aberglaube unter der Landbevölkerung des österreichischen Küstenlandes. Von F. v. Thilmen. S. 21. — 2. Aus dem Leben eines orientalischen Kleinstaates an der Grenze Rußlands. S. 23. — 3. Die Akklimatisationsfähigkeit der Europäer in den Tropenländern. (Schluß.) S. 26. — 4. Der Mädchenmord in Indien. Von Emil Jung. S. 29. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 34. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. (Fortsetzung.) S. 36. —7. Kleinere Mitteilungen. S. 39. Die Einnahme der Stanley-Fälle. Von Dr. M. Wollmann. — 8. Notizen.

Der Mond-Aberglaube unter der Landbevölkerung des österreichischen Küstenlandes.

Von F. v. Thilmen.

Es ist eine jedenfalls ganz eigentümliche Erscheinung, daß bei nahezu allen Völkerschaften der Erde dem Einflusse des Mondes in jeglicher Hinsicht eine weit mächtigere Wirkung zugeschrieben wird, als jenem, den die Sonne ausübt. Dem Naturmenschen ist es ja allerorts sehr wohl bewußt, wie das leuchtende Tagesgestirn so unumgänglich notwendig ist, alles Leben hervorzurufen, alles Leben zu erhalten. Die Sonne ist, und noch mehr war, demnach auch für viele Völker der Inbegriff der Gottheit; zu ihr stiegen die Gebete empor, sei es am Fluß- oder Meeresufer, auf Bergspitzen oder anderswo im Freien oder sei es in großartigen, gold- und juwelengeschmückten Tempeln. Der Sonne entsproßten die großen Fürstengeschlechter und nach ihrem Gange ward von Anbeginn an die Einteilung der Zeit geregelt. So wurde von altersher der goldenen Königin des Tages die höchste Verehrung gezollt, in ihr der Urquell alles Lebenden erkannt. Man wußte eben, was man der Sonne alles verdankte, man glaubte an sie und damit war eigentlich auch schon ausgeschlossen, daß man sie mit irgendeinem Aberglauben, mit nicht ganz klaren, geheimnisvollen Vorstellungen und Ideen verknüpfte.

Welch ganz entgegengesetzte Rolle spielt dagegen im Leben, im gesamten Denken, Sinnen und Fühlen des Naturmenschen der Mond. Nur ein Ahnen ist es, ein geheimnisvoll-unerklärbares Empfinden, welches ihn durchschauert, wenn er hoch oben am dunklen Nachthimmel die silberweiße Sichel dahinziehen sieht oder beobachtet, wie in riesenhafter Größe die volle, leuchtend gelbrote Scheibe sich über den Horizont erhebt. Bei Tage ist alles Leben, Bewegung, Geräusch, Licht, Helle und Wärme, und daß die Sonne es ist, welche dies alles hervorzaubert, das fühlt und empfindet jedermann. Wie anders bei Nacht. Da breitet der Schlaf seine Fittige aus über jede lebende Kreatur, über Mensch, Tier und Pflanze, da herrscht allerorts Ruhe, und dunkel ist es und kühl, und ganz anders fühlt die Seele wie bei Tage, einen ganz anderen Gang gehen die Gedanken. An Stelle des Wissens ist ein Ahnen getreten, an Stelle des Lichtes, welches den Körper beleuchtet, die Seele erhellt, tritt das Dunkel — außen und innen. Geheimnisvoll zieht das Nachtgestirn seine Bahn, geheimnisvoll rauscht der Nachtwind in Baum und Schilf und eine geheimnisvolle Unruhe, eine seelische Beängstigung nimmt den Menschen gefangen, allerlei unklare und wirre, phantastische Gedanken kreuzen sein Hirn. Daß der bleiche Schimmer des Mondes die alleinige Schuld trägt an einer solchen psychischen Wandlung, diese Vorstellung ist wohl eine zu nahe liegende, um nicht als Erklärungsgrund herangezogen zu werden für die merkwürdige Erscheinung, daß es — wie schon bemerkt — in allen Ländern und bei allen Völkern und Rassen eine solche Unzahl von abergläubischen Ideen und Einbildungen, von phantastischen Begriffen und Gebräuchen gibt, die mit dem Monde im Zusammenhange stehen, während wir Aehnliches in Bezug auf die Sonne nirgendwo fast begegnen. Ja, noch mehr, dem Monde wird von Seite des Naturmenschen ein viel gewichtigerer Einfluß, eine weitaus entschiedenere Wirkung auf Leben und Gesundheit, auf Wachsen und Gedeihen zugeschrieben, als dies der Fall ist in Bezug auf die Sonne, die doch der Urquell ist alles Lebendigen.

Digitized by Google

So kommt es denn, daß von jeher Aberglaube und Mond, man könnte fast sagen, zwei sich gegenseitig ergänzende Begriffe waren, daß an kein Objekt im Weltenraum, an keine Erscheinung so zahlreiche Wahnideen sich sich knüpften, als an den stillen Erheller unserer Nächte. Namentlich bei all' jenen Bevölkerungsklassen, deren Beruf es mit sich bringt, daß sie sich viel im Freien aufhalten und denen Naturbeobachtungen daher Bedürfnis ist, die auch außerdem, infolge ihrer Einsamkeit, ein mehr beschauliches, insichgekehrtes Gemüt besitzen, bei all' jenen bildete nach und nach sich ein richtiger „Mondglaube" heraus. Landleute, Jäger, Hirten, pflegten und hegten denselben, machten immer neue Entdeckungen und Beobachtungen und sorgten, selbst auf das heiligste daran glaubend, daß die phantastischen Vorstellungen immer neue Anhänger gewinnen, daß der Glaube an den gewaltigen Einfluß des Mondes in immer weitere und weitere Kreise bringe.

Wohl leben wir in einer Zeit gewaltigen Fortschrittes, immenser Errungenschaften auf materiellem wie auf geistigem Gebiete, jedoch den Aberglauben auszurotten ist noch nicht gelungen; breite Schichten der Gesellschaft sind noch völlig in seinen Banden. Daß solches am meisten der Fall ist bei der Bewohnerschaft des platten Landes, liegt zum Teil aus den oben angeführten Gründen, zum Teil aus mannigfachen sonstigen Ursachen, auf welche näher einzugehen hier jedoch der passende Ort nicht ist, klar zu Tage. Für jeden nun aber, der Interesse besitzt für die Entwickelung des geistigen Lebens der Völker, für Erforschung der Gebräuche, Sitten und Anschauungen, wird es von nicht zu unterschätzendem Werte sein, Sammlungen von solchen abergläubischen Gebräuchen, Vorstellungen und Ideen zu erhalten. Denn wenn dieser Aberglaube auch wahrscheinlich noch lange, lange in den Köpfen der Leute sich erhalten und so bald nicht klaren, naturgemäßen Anschauungen den Platz räumen wird, so erscheint es doch täglich schwieriger, sich darüber zu unterrichten; eine gewisse Befangenheit, eine leicht begreifliche Scheu hält die Leute ab, ihre Vorstellungen und abergläubischen Begriffe und Ansichten anderen, ihrer Sphäre entfernter Stehenden mitzuteilen.

Da hat nun in neuerer Zeit ein reger Wetteifer sich geltend gemacht, in den verschiedensten Gauen neben allerhand sonstigen Gebräuchen, Sitten, Redensarten, Spielen und was dergleichen mehr ist, auch die Wahn- und Aberglaubens-Vorstellungen des Volkes zu sammeln und aufnotiert künftigen Generationen zu bewahren. Auch dem Schreiber dieser Zeilen mag es vergönnt sein, da, „wo so Viele sich vereinigen zu löblichem Thun", sein Schärflein beizutragen und das, was er in Erfahrung zu bringen vermochte über den Mond-Aberglauben unter der ländlichen Bevölkerung im österreichischen Küstenlande, nachstehend zu verzeichnen.

Die Idee, daß der Mond auf Leben und Wohlergehen der Menschen Einfluß habe, dürfte, dem Anscheine nach, unter den Küstenländlern keine allzugroße Verbreitung haben, denn es sind darauf bezüglich nur einige wenige Nachrichten erhältlich gewesen. So bilden die Leute sich ein (und handeln in der That vielfach darnach), daß eine Heirat, geschlossen bei wachsendem Monde, dem Paare auch wachsendes Glück und zunehmenden Wohlstand bringe; werde der Ehebund jedoch während der beiden letzten Viertel eingesegnet, so hätten die Gatten Unglück zu erwarten. Kommen die der Ehe entsprießenden Kinder bei zunehmendem Monde zur Welt, dann ist darauf zu rechnen, daß dieselben schön, schlank und groß werden; trifft die Geburt dagegen unglücklicherweise in die Zeit der Mondabnahme, dann findet das Umgekehrte statt, die jungen Erdenbürger werden dick und garstig und bleiben nur klein. Aber nicht allein auf das Exterieur, nein, auch auf die Gesundheit der Kinder influiert der Mond, und namentlich wenn er in die Neumond-Phase tritt, erzeugt er bei diesen Würmer!

Um die Landwirtschaft scheint die keusche Luna sich außerordentlich viel zu bekümmern; jedenfalls bringt sie dem Ackerbau weit mehr Interesse entgegen, als der Makrobiotik und der Hygiene, denn bei allen möglichen Verrichtungen hat sie ihre Hand im Spiele. So beachtet die Bauernschaft im Küstenlande strenge die Regel, nur bei abnehmendem Monde die Früchte des Feldes anzubauen. Weizen und Mais werden immer blos zu dieser Zeit gesät, Kartoffeln stets nur innerhalb solcher Perioden gelegt. Besonders viel halten die Landleute auf zwei Heuernte-Regeln und es wird kaum vorkommen, daß sie es wagen, dieselben zu verletzen. Das erste Heu darf nämlich nur bei abnehmendem Monde gemäht werden, da solches, welches in den beiden ersten Vierteln gemacht ward, vom Vieh nur ungern oder selbst gar nicht gefressen wird. Und mit dem Grummet verhält es sich ähnlich, denn sobald dieses innerhalb der ersten drei oder vier Tage nach einem Neumonde gemäht wird, verschmähen es die Kühe entweder gänzlich oder sie bekommen wenigstens allerhand Krankheiten davon. Wird Wein bei zunehmendem Monde umgefüllt, er trübt sich und wird leicht essigstichig. Hierbei scheint aber wirklich etwas Thatsächliches zu Grunde zu liegen, denn von sonst ganz vorurteilslosen Leuten wird es immer vermieden, zu der genannten Periode die beregte Manipulation vorzunehmen. Essig hinwiederum verlangt — nach dem Glauben des Bauers — den Abzug und die Neuauffüllung bei zunehmenden Vierteln, wenn er sich gut erhalten soll.

Sogar aber auch auf die pekuniären Verhältnisse hat der Mond einen gewissen Einfluß, denn schon bald nach der Ernte orientiert der küstenländische Landmann sich im Kalender, in welche Mondphase wohl Weihnachten fällt. Er ist nämlich ganz und gar von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wenn während dieses Festes der Mond im Abnehmen begriffen ist, gewißlich auch die Getreidepreise von da an bis Ostern abnehmen werden.

Digitized by Google

Wie der Mann auf Acker und Wiese in seinen Verrichtungen, so läßt im inneren Getriebe der Haus- und Hofwirtschaft sich die Frau vielfach vom Stande des Mondes beeinflussen und ist daher auch immer auf das Genaueste über den Eintritt der verschiedenen Phasen unterrichtet. So wird es beispielsweise niemals vorkommen, daß die Bauersfrau die zum Kochen bestimmte Gerste während des ersten Viertels „stampfen", bezw. schälen läßt; weiß sie doch nur zu genau, daß bei Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel alsbald die Frucht von Würmern angegriffen werden würde. Sehr froh ist die Hausfrau, wenn sie während des Vollmondes im Mai recht viel Butter bereiten kann, denn solche hält sich, wie keine andere, gut und frisch das ganze Jahr hindurch und besitzt außerdem auch noch den unbezahlbaren Vorteil, für allerhand Gebreste ein treffliches Arzneimittel abzugeben. Ebenfalls in der Geflügelzucht spielt der gute Mond eine Rolle und die aufmerksame Wirtschafterin zieht ihn zu Rate. Man muß es nämlich so einzurichten verstehen, daß die jungen Küchlein bei zunehmendem Monde aus den Eiern schlüpfen, denn dann werden sie viel kräftiger und bleiben gesünder. Und Eier, die während der zunehmenden Viertel im August gelegt sind, bleiben den ganzen Winter hindurch frisch und wohlschmeckend. Sodann ist sehr wohl in jedem gut geleiteten Haushalt darauf zu achten, daß an jenem Tag, da der Mond voll wird, keine Wäsche gewaschen wird. Läßt sich die Vornahme der Wäscharbeit jedoch nicht gut aufschieben, so muß wenigstens die Vorsicht gebraucht werden, daß in jener Stunde des Vollmondseintritts mit dem Waschen aufgehört wird, denn beachtet man dies nicht, so wird unfehlbar die Wäsche nicht genügend rein werden, gelblich aussehen und schnell zerreißen.

In Bezug auf die Beeinflussung forstlicher Verrichtungen durch die Mondphasen konnte nur weniges eruiert werden. Und auch dieses Wenige ist nicht charakteristisch für die im Küstenlande herrschenden Anschauungen, sondern dasselbe deckt sich so ziemlich mit auch anderwärts vielfach verbreitetem Aberglauben. So nimmt der Bauer an, daß alles bei zunehmendem Monde gefällte Holz keine Dauer habe, sondern binnen kurzem wurmstichig werde. Dagegen sollen jene Bäume, welche in den Monaten Februar oder August während der beiden letzten Mondesviertel geschlagen werden, vortrefflich zu Bauholz geeignet und äußerst dauerhaft sein.

Auch die Jäger des Küstenlandes haben mit Mondaberglauben zu schaffen, doch aber auch weit weniger als anderswo, was vielleicht darin seinen Grund haben mag, daß hier überhaupt mit der Jagd nicht sonderlich viel los ist. Fest und unerschütterlich hält der küstenländische Nimrod an der Ueberzeugung fest, daß stets bei zunehmendem Monde die Hasen äußerst scheu sind und — da sie immer schon weit vor dem Schützen aufspringen — nur schwer geschossen werden können. Umgekehrt verhält es sich, wenn der Mond abnimmt, dann bleibt fast regelmäßig der Hase ruhig und fest in seinem Lager, so daß der Jäger gar nicht selten beinahe auf ihn tritt, bevor er emporspringt. Ebenso sind die Waidmänner von der Richtigkeit der Thatsache überzeugt, daß die Hasen sich des Morgens immer auf der Mondschattenseite eines Hügels, eines Baumes oder Gebüsches zum Schlafen niederlegen.

Es erübrigt schließlich nur noch anzuführen, daß genau wie überall wo anders, so auch im Küstenlande, der Bauer dem Monde einen großen Einfluß auf den Gang der Witterung einräumt. Ganz wird ein solcher sich ja auch selbst vor dem strengen Forum der Wissenschaft nicht leugnen lassen. Eigentümliche Ansichten über das gegenseitige Verhältnis zwischen Mond und Wetter scheinen jedoch bei den Küstenländlern nicht vorzukommen; es sind die nämlichen, welchen man auch anderwärts begegnet. Erwähnenswert mag vielleicht nur die viel verbreitete Meinung sein, daß das Wetter, so wie es am ersten Dienstage nach dem Neumonde ist, so auch bis zum nächsten Neumonde bleibt. Doch soll diese Regel nur für die Wintermonate Giltigkeit haben. Und endlich mag auch noch — als Beschluß dieser kurzen, auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erhebenden Mitteilung — des allgemein verbreiteten (und übrigens auch von ganz korrekter Beobachtung zeugenden) Bauern-Sprichworts gedacht werden: daß der hervorkommende Mond die Wolken am Himmel „frißt", das will sagen: zerteilt.

Aus dem Leben eines orientalischen Kleinstaates an der Grenze Rußlands.[1]

Der reißende Araxesstrom scheidet die Kreise Scharur-Daralagös und Nachitschewan des eriwan'schen Gouvernements von der kleinen, wie an produktivem Boden so an Industrie armen Provinz Persiens, die den Namen des Chanats von Maku führt. Das Chanat grenzt außer den russischen Besitzungen unmittelbar an den Bajaseter Sandschak und liegt solcherweise an der Grenze dreier Reiche: Persiens, der Türkei und Rußlands. Die Bevölkerung des maku'schen Chanats setzt sich aus zwei Klassen zusammen: einer angesessenen, die Dörfer und das Städtchen, die Residenz der Chane, bewohnenden und dem Ackerbau obliegenden. Diese Klasse bilden die schiitischen Tartaren, die mit den transkaukasischen Mohammedanern demselben Volke und demselben Glauben angehören. Die zweite

[1] Dieses feingezeichnete Bild persischer Staats- und Volkswirtschaft in unmittelbarer Nachbarschaft der transkaukasischen Provinzen Rußlands verdanken wir der gewandten Feder eines jungen Tartaren, Mamed Schachtachtinski, dessen meisterhafte „Skizzen aus dem Leben und Treiben der aderbeischan'schen Tartaren in Transkaukasien" wir schon vor einiger Zeit in die westeuropäische Litteratur einführten. (Siehe das „Archiv für Anthropologie", XV, 1884, Heft 4.)

Digitized by Google

Klasse besteht aus Kurden, die, der Viehzucht obliegend, neun Monate im Jahr auf den Bergen umherstreifen. Zum Teil im Gebiete des Chanats, zum anderen Teile in dem des Paschalyks Bajaset lebend, suchen sich die Kurden blos für den Winter eine Zufluchtstätte in ihren Winterwohnungen, elenden, verfallenen Hütten, die diesen Kindern der Natur noch weniger Schutz gegen die Unbilden der Elemente gewähren, als die Filzzelte, in denen die Kurden den Sommer verbringen.

Im eigentlichen Chanat Maku gibt es 60 Dörfer, in welchen mit dem Städtchen Maku zusammen nicht über 5000 Einwohner leben. An diese Dörfer stoßen etwa 20 Dörfer, die zur Provinz Choi gehören, jedoch als Besitztümer der maku'schen Chane, nach diplomatischer Redeweise, der Sphäre des Einflusses der letzteren angehören. Maku'scher, von den Chanen abhängiger Kurden zählt man an die 3000 Seelen.

Die Kurden gehorchen den Chanen blos nominell; sie zahlen ihnen einen unbedeutenden Tribut und sind im allen übrigen völlig unabhängig. Eine Verwaltung, die ihren Ausdruck in der Form irgendwelcher Administration fände, gibt es bei ihnen nicht. Untereinander leben sie sehr friedfertig, anerkennen die Autorität ihrer Stammhäupter, denen sie sich freiwillig unterordnen; in ihren Beziehungen zu Fremden aber halten sie sich an die Gesetze einer kriegführenden Macht: machen einen Ueberfall dann, wann sie die Uebermacht auf ihrer Seite rechnen, und gehorchen dann, wann sie sich für überzeugt halten, daß man nicht anders handeln könne. Blos ein Starker kann im Kurden einen friedlichen Nachbar haben. Man muß den maku'schen Chanen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihre Kurden in Unterwürfigkeit erhalten. Ausnahmen kommen allerdings vor. So stießen zur Zeit des jüngsten türkisch-russischen Krieges während der Belagerung von Bajaset, die maku'schen Kurden offen zu den Scharen des Scheichs Ibeidulla und agierten mit ihnen zusammen gegen die heldenmütige Besatzung Bajasets. Doch wurden damals die maku'schen Kurden vom unaufhaltbaren Strome der übrigen persischen Kurden aus Bowusch-bulag[1] und Urmia hingerissen, die maku'schen Chane aber waren — bei der Schwäche und Unthätigkeit der aderbeidshan'ischen Verwaltung, die die Vereinigung ihrer kurdischen Unterthanen gerade am Wohnort der maku'schen Kurden mit den türkischen Kurden zugelassen hatte — nicht imstande, ihre Untergebenen zurückzuhalten, da dazumal Gewalt gegen die maku'schen Kurden anwenden — den Scheich Ibeidulla, der auf dem Kopf des Chanats stand und über die Macht eines durch Fanatismus und die Aussicht auf die unabwendbare Plünderung des eriwan'schen Gouvernements entflammten Haufens von 30,000 Reitern gebot, zum Zweikampfe herausfordern gewesen wäre. Das ist der Grund, weshalb die maku'schen Chane nicht die Verpflichtungen eines neutralen Nachbars erfüllten und sich gegen ihren Willen passiv gegen die Teilnahme ihrer Kurden am Kampfe der Verteidiger der Pforte gegen Rußland verhielten. Die russischen Behörden grollten anfangs den Maku'schen; als aber die eigentliche Sachlage bekannt wurde, wandten sie dem maku'schen Chanshause jene Neigung wieder zu, deren dasselbe seitens der höchsten Landesverwaltung wegen seiner eifrigen Erfüllung der Forderungen unserer Administration genießt. Im Jahre 1879 kam Teimur Aga von Maku nach Tiflis und kehrte als Ritter des St. Stanislaus-Ordens erster Klasse heim.

In Bezug auf die ansässige Landesbevölkerung handeln die maku'schen Chane gänzlich im Einklange mit dem arabischen Spruche: Der Sklave bilde mit seiner ganzen Habe das Eigentum seines Besitzers. Das einzige Gesetz, das die Beziehungen der Bevölkerung zu ihrem Herrscher wie in dessen persönlichen so auch Besitzverhältnissen regelt, ist die Willkür des Herrschers. Die gewöhnlichen Auflagen sind nicht sehr drückend. Da das gesamte Chanat noch das Besitztum der Chane bildet, so nehmen dieselben von den Bodenerzeugnissen $^6/_{30}$, ausgenommen Baumwolle, von der der dritte Teil erhoben wird. Ferner erheben sie von jedem Rauchfange je einen Dukaten. Willkür herrscht in den außerordentlichen Auflagen. Steigt z. B. die Baumwolle im Preise, so gibt der Chan den Befehl, daß die Einwohner solche nicht über den vom Chan bestimmten Preis hinaus und niemanden anders als den Agenten des Chans verkaufen dürften. Wenn dem Chan für sein Getreide ein guter Preis auf der russischen Seite, im Dorfe Schachtachty, wo die Scharursche Zollstelle sich befindet, geboten wird, so verwandelt der Chan, was es für eine Arbeitszeit für die Landbauer geben möge, das gesamte Vieh der Leute in seine Zugkraft und liefert zum festgesetzten Termin sein Getreide auf unsere Seite. Die Leute von Maku stellen in die persische Armee ein Bataillon Fuß-Soldaten (in welchem als Bataillonskommandeur unabänderlich der Chan selbst oder sein Verwandter figuriert) und eine Schwadron Reiterei. Bei der Aushebung hat man ausschließlich im Auge, diejenigen zu befreien, welche ein rundes Bakschisch zahlen, und diejenigen einzureihen, welche einerseits gewandt genug wären, um, während sie ihren Gehalt dem Chan überließen, sich durch Marodieren ernähren zu können, andererseits Familien besäßen, welche in der Heimat als Geiseln in den Händen des Chans verblieben und ihn in der Beziehung sicher stellten, daß die Mannschaft des Bataillons bei den persischen Behörden nicht über Verkürzung ihres Lohnes klagbar werde. In letzterer Beziehung führen die Chane ihre Politik meisterhaft aus: das maku'sche Bataillon erhält niemals etwas gezahlt und klagt auch niemals.

Die Lehnsverpflichtungen der maku'schen Chane sind mit der Stellung der Kriegsmacht abgethan: weiter zahlen sie

[1] Sjoûtsch-bulag gleichfalls genannt, im Süden des Urmia-Sees, Hauptort der persischen Kurden. Siehe meine Rundreise um den Urmia-See in „Petermann's Geographischen Mitteilungen", 1857.

Digitized by Google

der persischen Regierung keinerlei Tribut mehr. Doch die Verwalter von Tawris, ja auch von Choi, wenn der letztere eine einflußreiche Persönlichkeit ist, legen häufig Hand auf die Unabhängigkeit der Makuschen. In solchen Fälle wird die Angelegenheit gewöhnlich durch Geschenke erledigt. Die maku'schen Chane bestechen den Verwalter des Aderbeidshans, und der nach persischem Brauche ihnen zugesandte Chalat, die Dschubba — dem Chalat ähnliches Oberkleid — befestigt von neuem die Unterthanenbande des Chans zum suzeränen Hofe des Königs der Könige. Sobald der Chan sich herausgewunden hat, kassiert er seine Ausgaben doppelt von seinen Unterthanen ein.

Im mohammedanischen Monat Maheram, der für die Schiiten Trauertage darstellt, nehmen angesehene Persönlichkeiten einen Marsiachen, d. h. einen Mollah an, der die Martern der mohammedanischen Heiligen besingt, und bewirten ihre Gäste mit Kaffee, Thee oder einfach mit Zuckerwasser, Scherbet. Dieses wird „eine Takia halten" genannt. Die Ausgaben dafür verteilen die Chane auf ihre Unterthanen.

Das Vieh des Chans ist unsterblich. Er anvertraut sein Schaf, wem er will, und er muß davon 20 Pfund Butter, 5 Pfund Wolle und ein Lamm erhalten. Das Schaf darf weder fallen noch unfruchtbar bleiben. Wenn solches nicht Naturgesetz ist, so doch maku'sches Recht.

Der Großvater der heutigen Chane, Hussein-Chan, ward einstmals nach Teheran berufen. Alle Leute von Maku dachten, ihn erwarte ein Galgen in dieser und das Himmelreich in jener Welt. Doch der Mensch denkt und der Schah lenkt. Der Schah entließ Hussein-Chan heil und ungeschädigt. Eilboten sprengten dahin, die Einwohner von Maku mit der glücklichen Heimkehr ihres Herrn und Gebieters zu erfreuen. Die ländlichen Gemeinden beschenkten reichlich die Boten — und es kam eine bedeutende Summe zusammen. Der Chan geriet in Versuchung und nahm den Boten die gesammelten Gelder ab, die Nachkommen des Chans aber, um seine herrliche Erfindung — das Eintreiben von den Einwohnern einer Summe, die ursprünglich den Boten für eine gute Mähr geschenkt worden — zu verewigen, wiederholen es jedes Jahr. Dieser Einnahmeposten figuriert im Budget des Chanats unter dem Namen „Hussein-chanin muschtuluch-puli" d. h. der Zahlung für die frohe Mähr von Hussein-Chan.

Mir selbst war es beschieden, Augenzeuge eines tragischen Falles zu sein, der infolge einer originellen Erpressung von Seiten der Chane statt hatte. Im Jahre 1875 war es, daß ich zufällig im maku'schen Chanat war. Ich reite in einem Dorfe an, um auszuruhen und die Pferde zu füttern. Der mir vom Chan beigegebene Begleiter führte mich ins Haus des Aeltesten. Ich höre Weinen und Wehklagen der Weiber. Es erweist sich, daß der junge, 20jährige Sohn des Aeltesten soeben seinen Geist ausgehaucht hat. Als ich nach dem Grunde frage, erfahre ich, daß der Chan Geld genommen und in unser Dorf einen Menschen als Barbier geschickt habe, der von diesem Handwerk gar keinen Begriff habe. Dem jungen vollblütigen Sohne des Aeltesten kam es bei, sich Blut zu lassen, um die schlechten Folgen der Vollblütigkeit abzuwenden. Dieses wird bei uns häufig gemacht. Der Barbier, der seine Sache nicht verstand, steckte das Messer so tief ein, daß es unmöglich wurde, das Blut zu stillen und sehr bald mußte der junge Mann mit dem Leben für die Habgier des Chans büßen.

Nun noch einige Worte von der Herkunft und dem gegenwärtig vorhandenen Personale der maku'schen Chane.

Die aderbeidshanischen Tartaren teilen sich im Angedenken des nomadischen Lebens ihrer Vorfahren noch gegenwärtig in Geschlechter. So unter anderem nennt man die Makiner als vom Stamme Bajat[1] herkommend. Die Bajats sind als ein Stamm bekannt, der sich durch keine besonderen Geistesfähigkeiten auszeichnete. Die Ueberlieferung meldet, daß sie in alten Zeiten, als sie den schnellen Lauf der Kälber gesehen, sich einbildeten, daß die Schnelligkeit dieser Tiere mit der Zunahme ihres Wuchses Schritt halte. Wenn — so rechneten die Bajats — ein kleines Kalb so schnell laufe, so müsse ein großer Ochs noch viel schneller laufen. Sie fütterten Ochsen heran und zogen gegen die Feinde. Die Ungelenkigkeit der Füße ihrer Ochsen ward die Ursache des Verderbens der klügelnden Reiter. Ueber einen der Stammväter der Bajats erhielt sich folgende Ueberlieferung. In alter Zeit waren die Bajats nur dem Namen nach mit den Gebräuchen des mohammedanischen Glaubens bekannt. So kam denn einmal aus Choi zu ihnen ein Molla herüber und stieg beim Stammhalter des Geschlechts, Babur mit Namen, ab. Am Abend versammelte sich die Gemeinde und der Molla begann, den Koran zu lesen. Wie vorsätzlich geschah es, daß der Molla einen Vers las, in dem die Namen des Propheten erwähnt werden. Hier kommt wie Jussuf, so Issaak und Jakub und Ibrahim (Abraham) vor u. s. w. Alles solche Namen, welche die Glieder der bei Babur versammelten Gemeinde führten. Babur aber war außer sich vor Zorn. Kaum war die Gemeinde auseinander gegangen, so setzte er dem Molla das Messer an die Kehle. „Wie! Du trugst in dem Koran die Namen aller dieser Bauern ein, mich aber, ihren Aeltesten, ließest Du aus?" Der Molla verstand nun, mit wem er es zu thun hatte und antwortete rasch: „Ehrenhafter Babur, alle diese Ismaile und Ibrahime kamen nicht umsonst ins heilige Buch hinein: von einem nahm ich zehn, vom andern fünfzehn, vom dritten zwanzig Rinder." — „Ich gebe vierzig Ochsen, doch mit der Bedingung, daß Du meinen Namen als ersten in den Koran einträgst", spricht Babur. „Vortrefflich", erwidert der Molla.

Bei der folgenden Versammlung spricht der Molla

[1] Vom Geschlechte Bajat behaupten auch einige diesen Namen tragende, über das Gouvernement Baku zerstreute Dörfer abzustammen.

Digitized by Google

im Tone des Koranlesers arabisch folgende Worte aus: „Wenngleich der Höchste einen solchen Esel wie den Babur geschaffen, so erwähnt er seiner nirgend im heiligen Buche." Babur war entzückt, daß er in den Koran hineingekommen, doch wie arg war der Schreck des Mollas, als er im Winkel des Gemachs einen zufällig dahin hineingetretenen anderen Molla gewahr wurde, der sein Geheimnis verraten konnte. Der Vorleser wendet sich daher in demselben Tone und in derselben arabischen Sprache an den neueingetretenen Molla: „Teurer Amtsbruder, lache nicht: Alles dieses ward nicht umsonst gemacht, er versprach mir 40 Ochsen. Die Hälfte dir, die Hälfte mir. Verherrlicht werde der Name Allahs — des Verteilers der irdischen Glücksgüter!"

Wenngleich der selige Molla Nadshaf, der unerschöpfliche Born von Anekdoten, mich dessen versicherte, daß die maku'schen Chane gerade Nachkommen des erwähnten Baburs seien, so lasse ich, da ich dabei nicht zu Gevatter stand, diese Frage offen stehen.

Ich weiß blos das, daß, wie der Großvater der heutigen Chane, Hussein-Chan, so auch ihr seliger Vater, Ali-Chan, das Land humaner regierten, als die jetzigen Verwalter. Sie, die ihr ganzes Leben in Maku zubrachten, führten eine einfachere und mehr patriarchalische Lebensweise, als die heutigen Chane, die lange am persischen Hofe lebten und sich alle Handgriffe einer kunstvollen Tyrannei zueigen machten.

Ali-Chan hinterließ sechs Söhne, von denen zwei starben, vier aber am Leben sind, und zwar Hadshi-Ismail-Aga, Teimur-Aga, Bachlul-Aga und Issaak-Pascha.

Wenngleich nominell Hadshi-Ismail-Aga als Chan gilt, verwaltet faktisch Teimur-Aga das Land, an den auch, als an den Herrn von Maku, sich unsere Behörden wenden. Er zählt an die sechzig Jahre. Er ist ein kluger Mann, energisch und nach dem Zeugnisse aller seiner Kampfgenossen ein Mann von Mut, doch auch grausam. Mehrmals in seinem Leben tötete er mit eigener Hand die Gefangenen. Zur Zeit des Ueberfalls der Kurden im Jahre 1880 kam er an der Spitze der maku'schen und choi'schen Truppen rechtzeitig der Stadt Urmia zu Hülfe, um sie aus den Händen der blutgierigen Marodeure des Scheich Ibeidulla zu erretten.

Die Akklimatisationsfähigkeit der Europäer in den Tropenländern.

(Schluß.)

Das Menschengeschlecht hat in seiner Geschichte zu manchen Zeiten den weitesten Klima-Unterschied getroffen, bewohnt aber heutzutage alle Regionen des Erdballs. Es hat sich niemals eine Wanderung oder die Besiedelung eines neuen Bezirks ohne großen Verlust an Menschenleben, entweder durch Klima oder Eroberung, vollzogen. Wir dürfen daher unmöglich erwarten, diesen Verlust in Zukunft vermieden zu sehen, obwohl derselbe in größerem oder geringerem Maßstabe vermindert werden kann. Wir haben gegenwärtig nur mit dem durch klimatische Ursachen herbeigeführten Verlust an Menschenleben zu thun, und dürfen vernünftigerweise erwarten, daß ein derartiger Verlust in demselben Maß geringer werden wird, als die größere Erfahrung und das umfassendere Wissen der europäischen Nationen in praktische Rechnung gebracht werden kann.

Wir müssen uns ferner zugleich erinnern, daß verschiedene Nationen im verschiedenen Grade den Einfluß des Klima's ertragen und daß jede mehr oder weniger die Befähigung besitzt, derartigen Einflüssen zu widerstehen, so daß wir uns bemühen müssen in jedem einzelnen Fall mit Sicherheit nachzuweisen, was für eine Widerstandskraft irgend einer gegebenen nationalen Körperbeschaffenheit eigen ist, um zu entscheiden, ob sie sich mit Erfolg in einem Tropenlande akklimatisieren und dort kolonisieren kann. Der Unterschied zwischen den Bewohnern des südlichen und denen des nördlichen Europa ist in dieser Beziehung ein sehr bemerkenswerter und bezeichnender, denn die Spanier und Italiener in Algerien haben z. B. eine höhere Geburts- als Sterbeziffer, während die Franzosen und Deutschen in diesem Lande eine um 16 per Tausend höhere Ziffer der Todesfälle als der Geburten aufweisen.

Die Südeuropäer verdanken wahrscheinlich einer gewissen Summe von semitischem Blute die höhere Befähigung, sich an ein subtropisches Klima anzupassen; allein es spielt dabei noch ein anderer Faktor eine nicht unwichtige Rolle, nämlich die Nähe ihrer eigenen Heimat bei der subtropischen Zone. Es dürfte scheinen, als ob jede Nation in einem bestimmten Radius nördlich oder südlich von ihrem eigenen Lande akklimatisiert werden könnte, und daß sie, sobald diese Grenze überschritten wird, ihre Akklimatisationsfähigkeit verliert, d. h. daß Krankheit und früher Tod daraus erfolgen und daß die Fortpflanzung der Art unmöglich wird.

Meines Bedünkens kann gar kein Zweifel darüber obwalten, daß, wenn man die physische Konstitution allein in Rechnung nehmen müßte, die südeuropäischen Nationen die Möglichkeit zur Kolonisation des äquatorialen Afrika besitzen würden. Allein das Temperament spielt ebenfalls eine bestimmte Rolle in der Möglichkeit eines längeren Daseins in einer gegebenen Region, und es ist eine Eigenschaft zu deren Modifikation durch neue Lebensbedingungen ein bedeutender Zeitraum erforderlich ist. Erbliches Temperament, Gemütsart und Geistesfähigkeit kennzeichnen in mannigfaltiger Weise alle Rassen, und Unterschiede der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten sind wohl bezeichnete Faktoren in der Möglichkeit der Akklimatisation, und gerade diese Faktoren begrenzen in einer großen Ausdehnung die Befähigung der Südeuropäer zum Gedeihen in den Tropenländern.

Digitized by Google

Es ist nicht von Wert, ein allzu großes Gewicht auf die Erfahrung von Reisenden im tropischen Afrika hinsichtlich der Wirkung des Klima's auf ihre Gesundheit, sowohl während ihres Aufenthaltes daselbst als nach ihrer Rückkehr nach Europa, zu legen. Man muß besondere Umstände und Bedingungen in Rechnung nehmen, wenn man den Wert der auf sie ausgeübten Wirkungen bemessen will. Kann man sich wundern, wenn ein Mann vom Fieber befallen wird und nach einer Reise von mehreren Monaten oder Jahren mit zerrütteter Gesundheit nach Hause zurückkehrt? Er war gezwungen, mühsame Märsche zu machen, es war ihm oft unmöglich, einen gesunden Fleck zu finden, auf welchem er sein Nachtlager aufschlagen konnte, er ist beständig dem Aerger und der aufregenden Sorge für seine Karawane unterworfen u. s. w., und ich wage kühn zu behaupten, daß, wenn jemand in Europa denselben körperlichen Anstrengungen, denselben Strapazen in Wind und Wetter, derselben geistigen Aufregung gezwungenerweise ausgesetzt gewesen wäre, seine Gesundheit ebenfalls unfehlbar darunter leiden würde.

Auch noch auf einen anderen Punkt möchte ich besonders aufmerksam machen, nämlich, daß ein Individuum, je länger es in einem gegebenen Bezirk der Hochebene sich aufhält, desto weniger Gefahr läuft, an heftigen Anfällen von Malaria zu leiden. Dies bewährt sich an den Eingeborenen: man findet, daß, wenn sie aus ihrer Heimat, wo sie überhaupt nur selten vom Wechselfieber leiden, nach einem neuen Bezirk übergeführt werden, sie demselben ebenso leicht, wo nicht noch stärker, unterliegen als Europäer. Da dies der Fall ist, so geht daraus klar hervor, daß der Reisende ganz außerordentlich ungünstigen Bedingungen ausgesetzt ist — Bedingungen, welche bei einem Kolonisten nicht zutreffen, weil dieser, einmal an seinem Bestimmungsort angekommen, dort bleiben und sich mehr oder weniger rasch an seine örtlichen Umgebungen gewöhnen wird.

Auch der Einfluß, welchen das afrikanische Klima auf die Missionare ausgeübt hat, ist kein zutreffendes Beweismittel. Dieselben haben gewöhnlich nur wenig oder gar keine Belehrung hinsichtlich des Klima's erhalten, das sie an ihrem Bestimmungsort treffen werden, und sind durchglüht von Eifer und Entschlossenheit, so schnell wie möglich ihren künftigen Aufenthaltsort zu erreichen, ohne Verzug ihre selbstverleugnende Arbeit zu beginnen. Eine fieberische Eile kennzeichnet ihre Märsche, ein Mangel an Kenntnis die paar ersten Monate ihres Aufenthaltes in einem unbekannten Klima. Die Folge davon ist, daß sie, wie Stanley es nachgewiesen hat, ermüdet, heruntergekommen und in einem Zustand körperlicher Erschöpfung ankommen, welcher sie nur allzu oft im voraus bestimmt, einem Klima zum Opfer zu fallen, welches ihnen nicht verhängnisvoll geworden wäre, wenn Vorsicht und Wissen mit dem Eifer Hand in Hand gegangen wären. Müßte ein afrikanischer Eingeborener so handeln, wie Reisende und Missionare beständig thun müssen, so würde er ebenfalls darunter leiden, wenn auch vielleicht nicht in solchem Umfang.

Ich halte es nicht für möglich, daß Nordeuropäer jemals in den Küstenregionen des tropischen Afrika oder eine Strecke weit an den großen Strömen hinauf kolonisieren können. Wie aus meinen früheren Bemerkungen zu entnehmen war, stütze ich diese Ansicht auf die nachstehenden Gründe:

1. Die heiße feuchte Atmosphäre.

2. Die außerordentliche Bösartigkeit der Malaria, welche immer gerade in jenen Regionen am allerlebensgefährlichsten ist, wo süßes und salziges Wasser sich vermischen.

3. Wegen des gelben Fiebers, welches an einem Teile der afrikanischen Westküste den Ankömmling mit solch außerordentlicher Bösartigkeit befällt.

Das einzige, was den Europäern am Küstenstrich zu erreichen möglich sein wird, ist, sich für eine kleine Anzahl von Jahren an das Klima zu gewöhnen. Die Länge dieser Anpassung wird verschieden sein, erstlich nach der individuellen Befähigung, dem klimatischen Einfluß zu widerstehen, und zweitens je nach der Möglichkeit häufiger Orts- und Luftveränderungen in irgend einem Sanatorium im höheren Binnenlande oder einer Reise nach Europa oder nach dem Kap.

Die für ein solches Sanatorium erforderlichen Bedingungen sind Höhe, leichte Zugänglichkeit, ein trockener Boden, Schutz vor schädlichen Winden, guter Wasservorrat und Abwesenheit von Sümpfen. Derartige Oertlichkeiten kann man im äquatorialen Afrika manche finden, und ich darf hier auch daran erinnern, daß man bei der Wahl eines Ortes für eine Niederlassung oder ein Haus stets die vorgenannten Anforderungen im Auge behalten sollte. Infolge der Vernachlässigung derartiger Vorsichtsmaßregeln sind viele Ansiedelungen so notorisch ungesund, z. B. Freetown in Sierra Leone.

Die Schwierigkeiten infolge des fehlerhaften Verkehrswesens und Transportsystems, welche dermalen existieren und so viel Aufenthalt verursachen, sind die hauptsächlichsten Ursachen, weshalb das Innere von Afrika in einem so schlechten Rufe steht. Tage, Wochen und zuweilen sogar Monate lang muß der Europäer in der höchst entnervenden und ungesunden Küstenzone verbringen, ehe er sich seine Karawane angeordnet hat und nach dem Innern aufbrechen kann. Diesem Aufenthalt verdankt er in den meisten Fällen den Keim künftiger Krankheit, und der glimmende Funke wird zur Krankheit angefacht durch den schwierigen und langsamen Marsch, welchen er zurücklegen muß, bevor er die Hochebene ersteigt und in einen gesünderen Bezirk gelangt.

So lange nicht für irgend ein rasches Verkehrsmittel wie eine Eisenbahn gesorgt ist, darf man meines Erachtens unmöglich erwarten, daß (ganz besondere Glücksfälle

Digitized by Google

ausgenommen) die Europäer in Zentralafrika gedeihen sollten. Wenn dagegen nachstehende Anordnungen zustande gebracht werden könnten, so bin ich überzeugt, daß dadurch eine große und wohlthätige Veränderung eintreten würde. Diese Anordnungen will ich in Kürze bezeichnen:

1. Es müßten an bestimmten Punkten, z. B. Mombasa an der Ost- und Boma an der Westküste, Aufnahmestationen eingerichtet werden, welche an den gesündesten Orten gelegen, gut gebaute und wohldrainierte Häuser und Magazine enthalten und mit allen bekannten sanitären Vorkehrungen versehen sein würden.

2. Von diesen Stationen sollten Eisenbahnen auf eine Erstreckung von 100, 150 oder sogar 200 e. Mln., je nach Maßgabe des Falls, durch die ungesunde Küstenzone erbaut werden.

3. Am Ende dieser Eisenbahnstrecke sollte eine zweite Niederlage errichtet und hier Transportmittel organisiert werden, um die Einwanderer an ihren Bestimmungsort zu bringen. Auf diese Weise würde es für Einwanderer vollkommen möglich sein, an die Küste zu gelangen, nach Sonnenaufgang zu landen und noch vor Sonnenuntergang die zweite Aufnahme-Station zu erreichen; sie wären dadurch in den Stand gesetzt, den Gefahren der Küste zu entgehen, und würden jede Möglichkeit haben, zu den günstigeren klimatischen Einflüssen des Innern mit voller Aussicht auf Erfolg zu gelangen.

Man muß meines Erachtens allgemein zugeben, daß die Europäer im äquatorialen Afrika nicht eher gedeihen werden, als bis sie ihre Lebensweise und Gewohnheiten ihren Umgebungen genau anpassen. Mäßigkeit im Essen und Trinken, wie in der Summe der geistigen und körperlichen Arbeit, die sie zu verrichten haben, werden absolut ebenso nötig sein, wie bestimmte Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich des Anbaues von Grund und Boden, der Wasserzufuhr, der Arbeit im Freien, wo man der Sonne ausgesetzt ist, der Vermeidung von Erkältungen und bezüglich der geeigneten Kleidung.

Man kann unmöglich in einem Aufsatz, wie der vorliegende, den Versuch machen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene zahlreichen und mannigfaltigen Punkte der persönlichen und örtlichen Hygieine hinzulenken, deren Beobachtung für Einwanderer von vitaler Bedeutung ist, allein es sei mir vergönnt, wenigstens über die Wirkungen von Bodenkultur und Drainage ein Wort zu äußern.

In erster Linie muß die medizinische Topographie jedes Ortes, welcher zu kolonisieren beabsichtigt wird, gründlich und wissenschaftlich untersucht werden. Die Lage eines zu gründenden Dorfes oder einer Stadt muß im Licht und an der Hand der Erfahrung gewählt werden. Vor allem sind Sümpfe zu vermeiden, und Wälder oder Waldgürtel (welche wohlbekanntermaßen in günstiger oder ungünstiger Weise einen großen Einfluß auf die Malaria ausüben) dürfen nicht mutwillig und gedankenlos niedergehauen werden, wie dies so oft geschieht.

Die anfängliche Bearbeitung des Bodens darf unter keinen Umständen von Europäern unternommen werden, denn es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß in allen tropischen Regionen die Ausrodung des Buschwerkes und Unterholzes, der Anbruch des jungfräulichen Bodens und die Auspflanzung der ersten Ernten unfehlbar Krankheiten hervorrufen. Erst nachdem ein Flächenraum zwei oder drei Jahre lang in Kultur gestanden hat, wird diese Bearbeitung ein namhafter Faktor in der Einschränkung der Krankheit und erhöht die Gesundheit des Bezirkes.

Drainage geht notgedrungen Hand in Hand mit der Bodenbearbeitung und dem Anbau, und im tropischen Afrika wird eine Kolonisierung niemals möglich werden, wenn nicht ein ausgedehntes und passendes System der Entwässerung durchgeführt wird. Man hat verbürgte Beispiele genug von dem unverkennbaren Einfluß der Entwässerung auf die Verbannung der Malaria, und es liegt kein triftiger Grund zur Vermutung vor, daß dasjenige, was in anderen Teilen der Welt gelungen ist, nicht wenigstens zu einem großen Teil auch im tropischen Afrika ausführbar und zutreffend sein werde.

Anpflanzungen von Eucalyptus werden ebenfalls ohne Zweifel die Malaria vermindern und die Gesundheit eines Bezirks erhöhen. Daß dieser Baum in Zentralafrika fortkommen wird, ist durch die von Dr. Schnitzler (Emin Bey) in Lado angestellten Versuche bewiesen worden. Zur Zeit meines Besuches daselbst sah ich eine Anzahl von solchen Bäumen in einem sehr blühenden Zustande.

Es erübrigt mir noch, diejenigen Punkte zu bezeichnen, wo nach meinem Dafürhalten Europäer im tropischen Afrika gedeihen können.

Obwohl die neueren Forschungsreisen wesentlich dazu beigetragen haben, Belehrung über die allgemeine Konfiguration und Klimatologie von Zentralafrika zu verbreiten, so bleibt es doch der Zukunft und einer eingehenderen Untersuchung vorbehalten, uns mit den Daten zu versehen, mittelst deren es uns allein möglich wird, eine bestimmte Ansicht über diesen wichtigen Gegenstand zu begründen. Ich erlaube mir aber hier die entschiedene Meinung auszusprechen, daß die Bezirke der Gebirge Kilima-'ndscharo und Kenia, das Niam-Niam-Land, der Bezirk nördlich vom Albert Nyanza, der Schuli-Bezirk, die Gegenden um die Seen Victoria, Tanganyika und Nyassa, die ungeheure Provinz dessen, was ich den zentralen Teil des Kongo-Freistaates nennen möchte, die Kameruns und das Binnenland von Sierra Leone zu den Oertlichkeiten gehören, welche — bei gehöriger Beachtung der oben von mir bezeichneten Punkte — von europäischen Nationen wie den Engländern und Deutschen kolonisiert werden können.

Dr. Martin, dem eine so ungemein reiche Erfahrung bezüglich der Tropenländer zu Gebote steht, äußerte einmal seine Ansicht dahin, daß „bei nur gewöhnlicher Vorsicht und Aufmerksamkeit auf die allgemeinen Gesetze der

Digitized by Google

Hygieine Europäer in den Tropenländern ebenso lang leben können als anderwärts" und mit dieser Ansicht stimme ich zu einem großen Teil überein.

Corre sagt: der afrikanische Kontinent müsse den europäischen Kolonisten gehören und nicht den Eingeborenen. Diese etwas überraschende Behauptung äußerte er in einem Aufsatze, welchen er über die Anpassungsfähigkeit der Negerrasse an das afrikanische Klima schrieb. Seine Ansicht scheint dahin zu gehen, es sei unmöglich, die afrikanischen Rassen zu heben, und sie werden allmählich aussterben wie die Rothäute von Nordamerika und die Bewohner von einigen der Inseln Ozeaniens. Diese Ansicht teile ich nicht, denn sie scheint mir widerlegt zu werden durch die jüngst veröffentlichte Statistik über die Vermehrung der Bantu-Bevölkerung in Afrika. Meine entschiedene Meinung geht dahin, daß die Eingeborenen von Zentralafrika zu einem hohen Grad von Zivilisation erhoben werden können, daß der Kontinent vollständig in der Lage ist, Eingeborene und Kolonisten nebeneinander zu ernähren, und daß die Eingeborenen den Kolonisten von unschätzbarem Nutzen sein werden, indem sie jene Arbeiten der Entwässerung und anfänglichen Bodenbearbeitung ausführen werden, deren Vornahme für die Kolonisten selbst absolut unmöglich sein würde.

Zum Schlusse muß noch daran erinnert werden, daß man heutzutage sowohl in der Kunde der Tropenländer als auch der hygieinischen Vorsichtsmaßregeln, welche die dort lebenden Europäer beobachten müssen, große Fortschritte gemacht hat. Vorkehrungen, an welche unsere Großväter noch nicht dachten, als sie nach Indien giengen, sind nun ganz alltäglich und allgemein geworden, und die sanitarische Arbeit ist noch lange nicht am Ende, während die Forschungen von Pasteur, Koch, Tommasi-Crudeli u. a. m. einen Vorschritt in der ärztlichen Wissenschaft vorahnen lassen, welcher — wie man mit allem Recht mutmaßen darf — in der nächsten Zukunft eine gänzliche Umwälzung in der Behandlung der tropischen Krankheiten herbeiführen und den künftigen Einwanderer in den Stand setzen wird, der Malaria und anderen krankhaften Zuständen zu trotzen, welche seither der Kolonisation in den Tropenländern eine beinahe unübersteigliche Schranke in den Weg gelegt haben.

Ich möchte hier die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein Buch hinlenken, welches von achtzehn geographischen Gesellschaften von Frankreich veröffentlicht worden ist. Es führt den Titel: „Ein hygieinischer und ärztlicher Führer für den Reisenden in Zentralafrika", und ist im Jahre 1885 in zweiter Auflage erschienen. Es wurde von einem Ausschuß von zwölf Aerzten zusammengetragen und von zwei Aerzten und einem Tierarzt herausgegeben. Ich wünschte ein derartiges Werk existierte in englischer Sprache. In Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes darf ich mir vielleicht eine Anregung gestatten, die British-Association möchte eine Uebersetzung des Werkes veranlassen oder vielleicht noch besser einen kleinen Ausschuß bestellen, um ein ähnliches Werk zu kompilieren, welches ohne Zweifel für künftige Afrika-Reisende und mögliche Kolonisten vom höchsten Werte sein würde." —

Der Mädchenmord in Indien.

Von Emil Jung.

In einer den Gegenstand erschöpfenden Abhandlung hat K. Haberland vor langer Zeit im „Globus" [1] den Kindsmord als Volkssitte behandelt und dessen außerordentliche, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag nachweisbare Verbreitung quellenmäßig dargestellt. Er hat auch darauf hingewiesen, wie es gerade die weiblichen Kinder, als die minder geachteten, waren, welche dieser schrecklichen Sitte bei den meisten Völkern ganz besonders anheimfielen. Auch Ploß hat in seinem trefflichen Buche: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker", dem unnatürlichen und auf den ersten Augenblick der menschlichen Natur so widersprechend erscheinenden Verbrechen des Kindsmordes ein Kapitel gewidmet und dabei auf das Vorwiegen des Mädchenmordes hingewiesen.

Ohne Zweifel ist derselbe auf den geringeren Grad von Achtung hinzuführen, in welchem bei vielen, ja den meisten Naturvölkern das weibliche Geschlecht als das schwächere immer stand und noch heute steht. Namentlich bei polygamen Völkern mußte die Frau eine besonders niedrige Stellung einnehmen, wenn sie nicht, wie in Mittel- und Südafrika, durch ihre Arbeit ihrem Besitzer ein behaglicheres Leben zu schaffen vermochte.

Dem nomadisierenden, kriegerischen Araber erschien das Weib eine Bürde, die man auf das äußerste, unumgänglich nötige Maß zu beschränken suchte. Daher war zur Zeit des Propheten der Mädchenmord eine völlig eingebürgerte Institution der Araber, und erst der Prophet vermochte durch die im Koran angedrohten Strafen es dahin zu bringen, daß diese grausenhafte Unsitte aufhörte. Die heidnischen Araber wünschten sich ihrer Töchter aus drei Gründen zu entledigen: Sie fürchteten, dieselben möchten unverheiratet bleiben und in Elend geraten, oder sie möchten in Gefangenschaft fallen und dadurch ihren Vater in Not und Sorge bringen, oder sie möchten endlich durch ein unziemliches Verhalten Schande auf sein Haupt häufen. Die Art und Weise, wie die Araber ihre Töchter töteten, wird verschieden erzählt. Browne, „On Infanticide" berichtet, daß, wenn der Araber sah, daß die Zeit seiner Frau gekommen war, er ein tiefes Loch grub, an dessen Rand die Niederkunft stattzufinden hatte. Wurde ein Mädchen geboren, so wurde es in diese Grube geworfen, die Knaben aber blieben verschont. Dagegen lesen wir in Cormack's „Female Infanticide", daß der Araber seine

[1] „Globus", Band XXXVII, S. 25 ff.

Digitized by Google

Tochter bis zum sechsten Jahr aufwachsen ließ, ehe er über ihr Schicksal entschied. Bestimmte er sie zum Leben, so sandte er sie, gekleidet in ein Gewand von Wolle und Kameelhaaren, in die Wüste, um Kameele und Schafe zu hüten; beschloß er sie zu töten, so befahl er seiner Frau, das Kind zu schmücken und zu salben, damit er dasselbe zu seinen Müttern trage. Dann führte er das Mädchen nach einer zu diesem Zwecke gegrabenen Grube, hieß es hinunterschauen, stürzte es hinein und füllte dann die Grube bis zum Rande, so daß keine Spur blieb. Diese Sitte war nicht ganz allgemein, aber doch sehr verbreitet und besonders bei den Stämmen der Koreith und Kendeh im Schwange, von denen die ersteren ihre Töchter lebendig am Berge Abu Dalama bei Mekka zu begraben pflegten. Zu dieser Zeit pflegte Sasaa, der Großvater des berühmten Dichters Al Farazdak, solche zum Tode verurteilte Mädchen ihren Vätern abzukaufen, indem er für ein jedes zwei trächtige Kameelstuten und einen Kameelhengst gab, und darauf bezog sich Al Farazdaks Ausspruch vor einem Khalifen aus der Familie Meya, als er sagte: „Ich bin der Sohn dessen, der den Toten Leben gibt." Als er wegen solcher Ueberhebung getadelt wurde, zitierte er die Worte des Koran: „Wer eine Seele zum Leben gerettet hat, soll angesehen werden, als ob er die Seelen des ganzen Menschengeschlechtes gerettet hätte."[1]

In Indien tritt Kindsmord nur als Mädchenmord auf. Das Weib steht hier in keiner hohen Achtung. Wenn es in die Welt tritt, wird es mit einem Fluche begrüßt und wie ein Unglück empfangen. Einige Frauennamen genügen, um dies zu beweisen: Khayuto (Ende), Arna (nicht mehr), Ghirna (Verachtete), Chee-Chee (Ausdruck der Verachtung).

Wenn in Indien ein Mann etwas schlecht macht, so sagt man zu ihm, daß er es wie ein Weib gemacht habe, und dieser, um sich wegen irgend etwas zu entschuldigen, antwortet: „Ich bin ein Weib!" Bei der Hindufrau scheint das Bewußtsein der eigenen Unbedeutendheit so fest gewurzelt zu sein, daß sie den Gatten verachtet, wenn dieser sie zuvorkommend und liebenswürdig behandelt. Mantegazza[2] erzählt, daß, als eine Hindufrau mit einigen Freundinnen über ihren Mann sprach, sie verächtlich sagte, „Sein Betragen bedeckt mich mit Schande und ich kann es nicht mehr wagen, mein Gesicht zu zeigen. Dergleichen ist bei uns nie gesehen worden. Er ist ein Paranguay (Europäer) geworden und denkt vielleicht, daß ich es auch bin!" Das erinnert an die Frauen von Bolivia. Dort sagt ein Sprichwort: „Mucho me quiere, porque mucho me aporrea", d. i., „er liebt mich sehr, weil er mich viel prügelt".

Tötung weiblicher Kinder war in Indien seit uralten Zeiten bei mehr als einem Stamme Sitte. Noch heute sieht man in der hohen Aristokratie wenig Töchter, und in Ceylon übertrafen 1821 die männlichen Kinder die weiblichen um 20,000. In einem einzigen Distrikt dieser Insel kamen auf 100 Männer nur 55 Frauen.

Von einigen Stämmen des Nordens, so namentlich von dem im Pandschab alteingesessenen Gakkar, von den Stämmen der Radschkumar und Radschawandsa, welche die Nachbardistrikte von Benares bewohnen, wußte man längst, daß sie Mädchenmord betrieben, allein man meinte, daß diese grauenerregende Sitte auf sie beschränkt sei. Aber genauere Nachforschungen ergaben, daß dieselbe Sitte weit über Nordindien verbreitet war und auch in Südindien vorkam.

Der erste, welcher auf eine Abhülfe hinarbeitete, war der 1789 in Dschaunpore in den Nordwestprovinzen stationierte Beamte der Britisch-ostindischen Kompagnie Duncan. Er vermochte durch seine Vorstellungen und den Hinweis auf die Satzung des Brahma Beiwar Purana, welcher Mädchenmord als ein schweres Verbrechen verdammt, den Radschkumar-Stamm zu einem Abkommen zu bestimmen, wonach dem Mädchenmord ein Ende gesetzt werden sollte. Dabei stellte es sich heraus, daß auch die Dschat, die Rahtor-Radschputen von Dschepur und Dschodpur, die Dschahredscha-Radschputen von Katsch, die Surah von Gandscham, sowie die polyandrischen Toda in den Nilgiris seit langen Jahren große Zahlen der neugeborenen Mädchen zu töten pflegten.[1]

Die Radschkumar und Radschawansa in Audh und den Nachbarländern und die Dschahredscha in Katsch und Gudscherat gaben an, daß Mädchenmord bei ihnen seit 4900 Jahren geübt worden sei, und Major Walker, welcher im Anfang dieses Jahrhunderts in Katsch und Gudscherat als britischer Kommissar fungierte, schätzte die Zahl der jährlich gemordeten Mädchen auf nicht weniger als 30,000. Er widersetzte sich nun mit allen Kräften diesem unmenschlichen Gebrauch, und als er Gudscherat verließ, wurde er von einer langen Reihe junger Mädchen aus den höchsten Klassen, die ihm das Leben dankten, begrüßt. Sie kamen, um den Saum seiner Kleider zu küssen und ihn mit Blumen zu bedecken, weil sie in ihm ihren Retter, ihren zweiten Vater verehrten.

Die stehende Antwort, welche die Engländer erhielten, wenn sie den Indiern wegen ihrer Grausamkeit Vorwürfe machten, war die: „Bezahlt uns die Mitgift unserer Töchter, und wir werden sie leben lassen!" Und in der That waren die unerschwinglichen Kosten, welche die Verheiratung einer Tochter fordete, die erste Ursache zum Morde der armen indischen Mädchen.

Die britisch-indische Regierung ergriff sehr bald Maßregeln gegen diese Unsitte; dieselben blieben indeß anfangs ohne jeden nennenswerten Erfolg. Schon 1802, unter der Verwaltung des Marquis von Wellesley, des nach-

[1] Sale, Preliminary Discourse on the Koran. p. 54. und Malcolm, History of Persia. London, 1815.

[2] Mantegazza, Indien. Jena, 1886.

[1] Balfour, Cyclopaedia of British India. Vol. II, p. 343.

Digitized by Google

maligen Herzogs von Wellington, wurde Mädchenmord als wider die Gesetze verstoßend mit schweren Strafen bedroht. Um dem Haupteinwurf der Eltern zu begegnen und eine Mitgift für die Mädchen zu schaffen, wurde 1821 ein Fond aus den Ueberschüssen aller von den Häuptlingen von Kathiawar erhobenen Geldstrafen gebildet, und diese Maßregel 1825 auch vom Gäkwar von Baroda adoptiert. Aber alles dies hatte wenig Erfolg, bis der englische Kommissar Willoughby 1834 zu einer Volkszählung schritt und energische Maßregeln ergriff, um die Dschahredscha und andere Stämme von Kathiawar an der Ausübung des Mädchenmordes zu hindern, und er erlangte es, daß in dem von ihm verwalteten Distrikte Mädchenmord als eine anerkannte Sitte aufhörte. Die letzte Bestrafung kam 1857 vor und bei der Zählung von 1882 wurden in Kathiawar 1,218,803 Personen männlichen und 1,125,096 weiblichen Geschlechts gezählt.

Als das Pandschab 1849 durch Eroberung an England fiel, berief der englische Regierungskommissar Raikes sogleich eine Versammlung der Sirdars und Häuptlinge nach Amritsar. Diese Versammlung gab als Ursachen für den allgemein üblichen Mädchenmord an: die hohen Kosten der Hochzeit, der Aussteuer und der bei solchen Gelegenheiten üblichen Gaben an die zahlreichen Bettlerklassen, und es wurde daselbst der Beschluß gefaßt, das Verbrechen des Kindsmordes auf alle Weise zu unterdrücken. Indessen geschah doch wenig, um solchen Beschlüssen wirklich Kraft zu geben und als die Legislative zu Calcutta Mädchenmord durch ein Gesetz zu verbieten und strafbar zu machen im Begriff stand, da brach die große indische Revolte aus und vertagte die Maßregel wiederum auf unbestimmte Zeit, obschon bereits 1857 durch einen in den Distrikt Basti (Division Benares) entsandten Spezialkommissar überraschende, entsetzliche Resultate zu Tage gefördert worden waren.

In Katsch erlangte der Rao auf Anregung der britischen Regierung bereits 1840 von sämtlichen Häuptlingen das Versprechen, dem Mädchenmorde ein Ende zu machen. Hier sind gegen neun Prozent der Bevölkerung Radschputen und zwar vom Stamme der Dschahredscha. In dem genannten Jahre kamen nach den angestellten Erhebungen auf 4912 Personen männlichen Geschlechtes nur 335 weiblichen Geschlechtes, aber 1873 hatte sich das Verhältnis insoweit gebessert, daß auf 8371 Männer 4272 Weiber kamen, und der Rao erklärte, alle Mittel aufbieten zu wollen, um das Verbrechen zu unterdrücken.

In Palanpur und Machikantha und unter den Kumbi von Gudscherat war der Erfolg der Bemühungen der Engländer ein großer. Im Jahre 1840 befanden sich unter 35 Stämmen, welche den südlichen Teil des Allahabad-Distrikts in 95 Dörfern bewohnen, nur drei Mädchen und 1843 fand man, daß unter dem großen herrschenden Stamme der Tschaufan-Radschputen zu Mainpuri nicht eine einzige Tochter zu finden war. Hier aber trat der britische Beamte mit solcher Energie auf, daß sehr schnell eine Aenderung eintrat; 1864 konnte man hier bereits 1284 Mädchen dieses stolzen Stammes zählen.

Die Radschputen (der Name bedeutet Söhne von Fürsten) sind die stolzeste Kaste Britisch-Indiens. Sie beanspruchen für sich die Stellung, welche ehemals die Kschatrya, die Kriegerkaste, behauptete. Sie teilen sich in mehrere Stämme, welche ihre Frauen nie innerhalb des eigenen Stammes wählen, sie vielmehr bei anderen suchen, aber nur Töchter von Radschputen heiraten. Immer bestrebt, ihre Töchter an Männer von höherem Range zu verheiraten, dabei häufig zu arm, um ihnen eine entsprechende Mitgift zu geben, töteten sie dieselben lieber, ehe sie eine Mißheirat zugaben. Und zwar wurde ein solcher Mord nicht nur an neugeborenen Mädchen, sondern auch an erwachsenen und heiratsfähigen verübt, wenn sich keine dem Stolz des Vaters zusagende Verbindung bot. Dennoch behandelten gerade diese Radschputen das weibliche Geschlecht immer mit einer Achtung, welche an unsere Ritterzeit lebhaft erinnert. Aber jener ungemessene Ehrgeiz war es gerade, welcher so vielen Radschputenmädchen das Leben kostete.

Als im Jahre 1871 die Lokalregierung von Audh eine Zählung aller Radschputen innerhalb des Verwaltungsbezirks veranstaltete, wobei selbst Orte hineinbezogen wurden, in welchen nur eine einzige Radschputenfamilie lebte, fand man als Resultat eine Totalbevölkerung von 559,699 Radschputen, und zwar waren die Geschlechter in folgender Weise verteilt: Man zählte von über 10 Jahre alten Personen 250,849 männliche und 184,623 weibliche und von unter 10 Jahre alten 84,200 männliche und 60,027 weibliche. Im Distrikt Rae Bareilly war Mädchenmord am ausgedehntesten geübt worden. Im Gerichtsbezirk Dschaggatpore dieses Distrikts, dessen Bevölkerung in 145 Dörfern 7836 Seelen betrug, wurden von über 10 Jahre alten Personen 3386 männliche und 2844 weibliche, von den unter 10 Jahre alten aber 1386 männliche und nur 238 weibliche gezählt!

Die Kandhs oder Konds in den Tributary Mahals (zu Bengalen gehörig), welche zwischen Gondwana im Westen und dem Bengalischen Meerbusen im Osten wohnen, trieben neben Menschenopfern den Mädchenmord in einer Ausdehnung und mit einer Grausamkeit, wie man sie kaum bei den wildesten Völkern kennen gelernt hatte. Man wurde auf diese Thatsache erst 1835 aufmerksam, als ein britisches Truppendetachement Gumsur besetzte, weil der Häuptling dieses kleinen Staates sich weigerte, den ihm auferlegten Tribut zu zahlen. Und obwohl die britischen Beamten sofort Maßregeln ergriffen, dies Verbrechen zu unterdrücken, konnte der Major Macpherson noch 1842 berichten, daß er in manchen Dörfern nicht ein einziges weibliches Kind gefunden habe. Die Kandhs pflegten die eigenen Töchter zu töten und sich Frauen von den Nachbarstämmen zu kaufen, da Heiraten innerhalb des Stammes

Digitized by Google

verboten waren. Die Sitte war nicht allgemein, vielmehr auf den zentralen Teil des von den Kandhs bewohnten Landes beschränkt, und auch da machten einzelne Stämme, wie die Bodo Ghoro und die Didschi eine rühmliche Ausnahme.

Am rücksichtslosesten aber wurde wohl der Mädchenmord bei den Bedi, einer Klasse von Sikhs, welche sowohl durch ihren priesterlichen Rang, als durch ihren Reichtum die höchste Stelle unter jener mächtigen und im Pandschab weitverbreiteten Sekte einnimmt, betrieben. Vom Volke wurden die Bedi allgemein Kuri Mar, d. i. Mädchentöter, genannt, so bekannt war diese ihre scheußliche Sitte. Hier war es nicht Furcht vor Armut, wie bei den heruntergekommenen Radschputen, welche sie zu Mördern ihrer eigenen Kinder werden ließ, denn ihre Koffer waren übervoll von den reichen Weihgeschenken der Gläubigen, auch besaßen sie weite und fruchtbare Ländereien; die alleinige Triebfeder war Stolz. Den Engländern gegenüber versuchten sie ebenso wenig wie die Radschputen diese Sitte zu verheimlichen. Aber gleich jenen brachten sie eine Legende vor, nach welcher ihnen durch das Gebot eines Vorfahren die Verpflichtung auferlegt sei, kein Mädchen am Leben zu lassen.

In Browne's schon zitiertem „Indian Infanticide" gibt der Major Herbert Edwardes jene Sage in folgender Fassung wieder:

Dharm Tschund, das Haupt der Bedi, hatte seine Tochter einem Khutra vermählt, und als das junge Paar sein Haus verließ, befahl er seinen beiden Söhnen, der abziehenden Gesellschaft das Geleite zu geben. Nun war und es ist Sitte für die Begleitenden, nicht eher zurückzukehren, als bis sie dazu aufgefordert werden. Der Tag war aber gerade ein sehr heißer und die Khutra, welche nicht gut gelaunt waren, machten sich ein böswilliges Vergnügen daraus, die beiden Jünglinge weiter mit sich zu nehmen, als es das Herkommen wirklich erheischte. Als diese nun mit wunden Füßen zu ihrem Vater zurückkehrten und berichteten, wie man sie behandelt habe, geriet der alte Dharm Tschund ob der ihm angethanen Schmach, die ihm doch nur durch die Heirat seiner Tochter widerfahren war, in solche Wut, daß er den Befehl gab, kein Bedi dürfe von nun ab ein Mädchen am Leben lassen. Auf die Vorstellung seiner Söhne, daß die heiligen Bücher der Schastra Kindermord als eine der größten Sünden verdammten, erwiderte Dharm Tschund: würden die Bedi dem Glauben treu bleiben und Lügen und starke Getränke meiden, so würde ihnen die Vorsehung lauter Knaben schenken; auf alle Fälle nehme er die ganze Schuld auf sich. Und von diesem Tage senkte er sein Haupt, so daß er bis an sein Lebensende einherging, wie einer, den eine schwere Last niederdrückt. Die Bedi aber mordeten mit ruhigem Gewissen 300 Jahre lang alle Töchter, die ihnen geboren wurden, und wenn einmal einer, dem natürlichen Vatergefühl folgend, sein Kind verschonte, so stieß man ihn aus der Gemeinschaft und sah ihn als einen Unreinen an, dessen Gesellschaft befleckte und schändete.

In der Talpurfamilie, welche in der jetzigen Provinz Haiderabad, in Sind, herrschte, bis dieser Teil Indiens 1843 von den Briten erobert wurde, war es Sitte, alle Kinder, Söhne wie Töchter, welche den Fürsten von Sklavinnen geboren wurden, sogleich umzubringen. Dr. James Burns, der Verfasser eines Werkes „A Visit to the Court of Sind", behauptet in demselben, daß ein einziges Mitglied der genannten Familie 27 solcher Kinder umgebracht habe.

Dennoch wurde dies grausame Verfahren nicht allgemein gebilligt. Der Sikh Guru Govind sagt ausdrücklich: „Wer mit den Tötern von Töchtern Umgang pflegt, auf den falle mein Fluch!" und an einer anderen Stelle: „Wer immer Nahrung annimmt von den Tötern von Töchtern, derselbige soll ohne Vergebung sterben!" [1] Aber trotzdem wurden die weiblichen Kinder nach wie vor gemordet. Als im Jahre 1867 die Regierung den Kommissar Hobart aussandte, um zu sehen, ob der Mädchenmord seit 1856, in welchem Jahre sie die ersten nachdrücklichen Maßregeln erließ, wirklich abgenommen habe, fand derselbe, daß dies keineswegs der Fall war. Die Häuser einiger Radschputen-Stämme waren förmlich mit den Schädeln von Kindern gepflastert und die Tanks mit den Gebeinen derselben gefüllt.

Zu gleicher Zeit machte man die Entdeckung, daß im Süden Indiens Kindermord in ganz anderer Weise auftrat. Während man im Norden die Mädchen tötete, waren es hier vorzugsweise die Knaben, deren man sich entledigte. Aber wie dort, war es auch hier die Geldfrage, welche die Entscheidung gab. Im Norden tötete man die Mädchen, weil sie bei ihrer Verheiratung zu große Kosten verursachten; aber die Kaste der Tempelmädchen brauchte Rekruten, daher waren Mädchen erwünscht, Knaben aber nutzlos. So wurden denn alle neugeborenen männlichen Kinder in Gruben geworfen, die weiblichen aber am Leben gelassen und sofort von Kindheit auf in den Künsten des Gesangs und Tanzes unterrichtet und zu Dienerinnen des Tempels herangebildet.

Gegen alle diese Praktiken trat die englische Regierung endlich durch ein Gesetz auf, welches im März 1870 in Kraft trat. Darnach wurden gewisse Distrikte und Stämme „proklamiert". Die Gesamtzahl aller Personen, welche zu Kasten gehörten, die im Verdacht des Kindermords standen, betrugen 7,247,503, aber die Zahl der „Proklamierten" betrug nur 357,419. Auf sie richtet sich die Aufmerksamkeit der Behörden ganz besonders, und eine Zählung derselben wird in jedem Jahre veranstaltet. Ein Register enthält die Namen aller Familien; Geburten, Heiraten, Sterbefälle werden sorgfältig in dasselbe eingetragen. Für die Richtigkeit und Vollständigkeit der Eintragung werden die Hebamme, das Familienhaupt und der Nachtwächter verantwortlich gemacht. Sie haben auch jedes der genannten Familienereignisse sogleich der Polizei zu melden. Distrikte in welchen die Zahl der Mädchen nicht

[1] Browne, Female Infanticide.

Digitized by Google

durchschnittlich 40 Prozent beträgt, werden als des Mädchenmordes verdächtig, streng überwacht. Und da es sich herausstellte, daß in einigen Distrikten die Zahl der Mädchen nur 25 Prozent erreichte, so wurde dort angeordnet, daß jede Schwangerschaft, sobald sie bekannt wurde, durch die Hebamme und den Nachtwächter der Behörde gemeldet werden solle, damit selbst ein Versuch, das Verbrechen des Kindsmordes zu begehen, sofort entdeckt werden könne. In mehreren Bezirken verpflichtete man sogar die Hausvorstände selber zur Erstattung solcher Anzeige.

Gegen Uebertreter des Gesetzes, die aber freilich trotz aller Regulative immer doch sehr unvollkommen ermittelt werden können, ging die britische Regierung sofort mit unnachsichtlicher Strenge vor. In den ersten sechs Monaten des Finanzjahres 1872—73 wurden 150 Personen unter dem Infanticide Act bestraft. Aber ausgerottet ist das Uebel noch keineswegs, obschon eine merkliche Besserung früherer Zustände unverkennbar ist. Das gegenwärtige Verhältnis der Frauen zu den Männern in den proklamierten Distrikten ist noch immer wie 39.3 zu 60.7, während von der Gesamtbevölkerung Indiens 47.9 Prozent weiblichen Geschlechts sind. Dabei darf nicht übersehen werden, daß gerade die Stämme der proklamierten Distrikte ihre Frauen bei anderen Stämmen suchen.

Daß Mädchenmord noch nicht gänzlich beseitigt ist, scheinen die Resultate des Zensus von 1881 zu beweisen. Nach dem Zensusbericht für die Nordwestprovinzen und Audh betrug bei der Bevölkerung, welche gemäß jenes Infanticide Act unter besondere Aufsicht gestellt war, die Sterblichkeit pro Tausend bei Knaben 54.4, bei Mädchen 87.9. Die Vermutung liegt daher nahe, daß Mädchen, wenn nicht direkt getötet, so doch durch konsequente Vernachlässigung am Leben gekürzt wurden. Dies ist auch die Ansicht des obersten Zensusbeamten für diese große indische Provinz.

Auch im Pandschab wird die Sitte noch immer geübt. Ein in englischen Diensten stehender Beamter, ein Hindu von vortrefflicher Erziehung, schreibt in seinem Bericht an den Oberkommissar folgendes: „Kindsmord ist noch nicht gänzlich verschwunden; ich weiß mit Bestimmtheit, daß derselbe in gewissen alten Familien, solchen, die gewohnheitsmäßig viel Geld auf die Hochzeit ihrer Töchter verwenden müssen, die aber arm sind, noch immer verübt wird. Die Mädchenkinder werden entweder erstickt oder man gibt ihnen den Saft der Akpflanze (Calatrópis gigantea) im Ghurti, der ersten Nahrung, welche das neugeborene Kind empfängt. Ein weiterer Grund für die Ungleichheit des Geschlechtes ist die Vernachlässigung der Mädchen im Kindesalter und des elenden Looses der erwachsenen Frauen, ihre vorzeitigen Heiraten und allzufrühen Entbindungen, so daß das weibliche Geschlecht in Indien durchschnittlich nur ein sehr niedriges Alter erreicht.[1]

[1] Report on The Census of the Panjab. Vol. I, p. 375.

Der letzte Zensus in Indien ergab für eine Gesamtbevölkerung von nahe an 254 Millionen Seelen annähernd 130 Millionen Personen männlichen und 124 Millionen weiblichen Geschlechtes. Wie ließ sich dieser Unterschied von 6 Millionen erklären? In Europa ist die weibliche Bevölkerung in fast allen Ländern die zahlreichere, obschon mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Denn die Sterblichkeit ist beim männlichen Geschlecht weit größer als beim weiblichen. Das macht sich namentlich im frühesten Alter bemerkbar, aber auch später rafft eine Reihe lebensgefährlicher Berufsarten viele Männer weg; auch wandern viel mehr Männer aus als Frauen, der periodischen Völkeraderlässe durch die Kriege gar nicht zu denken. Die besonderen Gefahren, welche die Frauen, insonderheit die verheirateten bedrohen, können uns als kein genügendes Gegengewicht gelten. In Indien aber treten, wie wir gesehen haben, diese Gefahren in verschärftem Maße auf; es gesellen sich auch andere hinzu. Allerdings haben alle Hungersnöte mehr (in Madras über ein Fünftel mehr) Männer hinweggerafft als Frauen und dies hätte gerade bei der letzten Zählung recht sehr ins Gewicht fallen müssen. Und doch ist nach dem Zensus von 1881 in allen außer zwei Provinzen des indischen Kaiserreichs das weibliche Geschlecht in der Minderheit, wie die nachfolgenden Zahlen zeigen. Denn es betrug das Verhältnis der Geschlechter zu einander per Tausend der Bevölkerung:

	Männlich.	Weiblich.
Madras	495	505
Bengalen	498	502
Zentralprovinzen	505	495
Haiderabad	508	492
Assam	513	487
Bombay	516	484
Berar	516.5	483.5
Nordwestprovinzen und Audh	519.5	480.5
Birma	533	467
Pandschab	542.5	457.5
Curg	563	437

Dagegen zählte man 1881 in England und Wales 486 männliche und 514 weibliche Bewohner; in Deutschland war 1880 das Verhältnis der männlichen Bevölkerung zur weiblichen wie 100 zu 103.9. Nun wird man freilich nicht außer Acht lassen dürfen, daß vielen Indiern eine Nachfrage nach dem Personalbestand ihrer Familie, den Mohammedanern besonders eine Nachfrage nach der Zahl ihrer weiblichen Mitglieder, als etwas ganz Unerhörtes erscheint. Eingestandenermaßen blieben daher die vor 1881 gemachten Zählungen hinsichtlich der Zahl der weiblichen Bevölkerung Indiens weit hinter der Wahrheit zurück. Und diese Abneigung, den Zensusbeamten die Geheimnisse der Familie zu erschließen, war auch bei der letzten Zählung noch nicht überall beseitigt. Man wird auch dieses Moment in Betracht ziehen müssen, wenn die Frage des Kindsmordes zur Erörterung kommt. Aber es läßt sich auch noch ein weiterer Entlastungsgrund ins Feld führen.

Digitized by Google

Darwin[1] hat in seiner geistreichen Weise eine Erklärung für das Vorwiegen des männlichen Geschlechtes in solchen Strichen Indiens gegeben, wo Mädchenmord längst aufgehört hat. Er führt die Todas an, einen polyandrischen Dravida-Stamm, wohnhaft in den Nilgiris und Utakamund, bei welchen Mädchenmord früher an der Tagesordnung war. Nach dem Missionar Metz[2] durfte sich nur ein Mädchen in der Familie finden, die übrigen wurden daher erdrosselt. Es ist das Verdienst des Regierungskommissars Sullivan, dieser Sitte Einhalt gethan zu haben. „Man hört", sagt Metz, „heute sehr häufig Gesänge in welchen sie das Lob ihres ersten europäischen Collectors besingen und so seinen Ruhm den künftigen Geschlechtern überliefern." Die Todas behaupteten, sie vermöchten nie mehr als ein Mädchen in einer Familie zu ernähren; indessen gaben sie den Mädchenmord auf. Trotzdem erhält sich nach den genauen Ermittelungen des Obersten Marshall die Zahl der in jüngster Zeit dort geborenen Knaben zu den Mädchen konstant wie 100 zu 80.65. Das Resultat scheint eine Folge der Vererbung zu sein, indem bei konsequenter Abtötung der weiblichen Kinder und Lebenlassen der männlichen die Familien immer mehr überwiegen mußten, welche eine Neigung haben, Knaben zu erzeugen.

Darwin ist der Ansicht, daß Mädchenmord dahin strebe, eine Rasse zu bilden, welche vorwiegend männliche Kinder bilden werde, will aber keineswegs dieser Sitte allein die in Indien bestehende Ungleichheit der Geschlechter zuschreiben. Jedenfalls konnte sie dort, wo, wie im Pandschab und in den Nordwestprovinzen, die Heiraten zwischen den mädchenmordenden Klassen nach bestimmten Gesetzen geschlossen wurden, von nicht unbedeutender Wirkung sein.

Dagegen hat man als belastendes Moment und für den Kindermord sprechend mit Bernoulli gewisse physiologische Vorgänge hereingezogen, Ergebnisse häufiger Heiraten junger Männer mit älteren Frauen (das Verhältnis der männlichen Kinder zu den weiblichen soll sich nach Hofacker wie 90.6, nach Sadler wie 86.5 : 100 verhalten), aber, abgesehen von der Sicherheit dieser Annahme, sind solche Heiraten in Indien doch nicht die Regel. Die Ansicht aller Populationsstatistiker in Indien geht dahin, daß das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Geburten in Indien dem in Europa analog ist, daß thatsächlich auch mehr Frauen vorhanden sind, und daß fast ausschließlich die mangelhafte Zählung Schuld trägt an dem anscheinend so großen Mißverhältnis des Geschlechtes. Die allerdings große Sterblichkeit der Mädchen und Frauen infolge geflissentlicher Vernachlässigung und schlechter Behandlung kann die Gesamtzahl nicht wesentlich beeinflussen. Der sicherlich noch immer geübte Kindermord ist aber in dieser Hinsicht von fast gar keinem Belang.

[1] Descent of Man. p. 355.

[2] J. F. Metz, die Volksstämme der Nilgiris. Basel, 1837.

Geographische Neuigkeiten.

* Eine originelle Reise nach dem Nordpol. Wir haben schon früher berichtet, daß sich der amerikanische Oberst Gilder mit dem Gedanken trage, ganz allein und zu Lande eine Reise nach dem Nordpol zu unternehmen. Nach einem Bericht aus Ottawa, in Canada, hat er diesen Plan nun zu verwirklichen begonnen, denn man meldet von dort unter dem 15. September: „Oberst Gilder hat seine Forschungsexpedition zur Aufsuchung des Nordpols nun angetreten; er ist am 9. September von Winnipeg abgereist, zunächst nach Norman House, einem Hafen an der Hudsons-Bay, nördlich von Winnipeg. Von diesem Punkte aus wird er den Nelson-Fluß hinanfahren und nach York Factory weiter reisen. Die Ausrüstung, welche er mitnimmt, wiegt anderthalb Tonnen (30 Zentner) und besteht aus hartem Schiffszwieback, Pemmican und anderem getrockneten Fleisch, aus Flinten, Büchsen, Revolvern, Munition, wissenschaftlichen Instrumenten, allerlei Tand für die Eingeborenen und — was gewiß noch nie auf eine solche Expedition mitgenommen worden ist — aus einer Drehorgel. Er führt auch zwei Schlitten bei sich, welche nach einem sibirischen Modell gefertigt, 16 Fuß lang und 4 Fuß breit sind; sie sind ganz ohne Eisen aus Holz gebaut und mit Weidenruten zusammengebunden. Von der York Faktory aus wird er, wegen der Schwierigkeit des Transports, so wenig wie möglich mitnehmen. Ein guter Vorrat von Pelzkleidern, einige Zelte und ein Kochapparat vervollständigen seine Ausrüstung. Die aus nur zehn Personen bestehende Reisegesellschaft will sich für ihren Unterhalt hauptsächlich auf das unterwegs zu erlegende Wild verlassen, denn Oberst Gilder gründet seine Berechnungen auf die Methoden, welche die Eskimos anwenden und welche nach seinem Dafürhalten ebenso gut auch von den Weißen adoptiert werden können. Oberst Gilder's Plan ist originell, und seine Reise wird mit großem Interesse verfolgt werden, besonders da er bezüglich des Endergebnisses seiner Unternehmung voll sanguinischer Hoffnung ist.

* Die Eisenbahnen im Gran Chaco. Der Argentinischen Republik ist es mit der Erschließung und Besiedelung des Gran Chaco bitterer Ernst. Nachrichten aus Santa Fé, welche in dem „Buenos-Ayres-Standard" vom 11. September 1886 erschienen, melden, daß die Herren Meiggs mit der Regierung jener Provinz einen Vertrag über die Erstellung einiger Eisenbahnlinien im Chaco abgeschlossen haben, welche eine Gesamtlänge von 333 e. Mln. haben sollen. Die wichtigste dieser Bahnen ist diejenige von der Stadt Santa Fé nach der Kolonie Reconquista, welche beinahe Goya gegenüber, am westlichen Ufer des Paraná, liegt. Ebenso ist beabsichtigt, eine 315 Mln. lange Linie von Rafaela nach Tucuman zu führen, durch welche die Erzeugnisse dieser Provinz auf 360 Mln. einem Flußhafen genähert würden, während Tucuman gegenwärtig

Digitized by Google

per Eisenbahn 587 Meilen von dem nächsten Hafen, nämlich Rosario, entfernt ist. Die beiden beabsichtigten Linien haben viel für sich. Diejenige von Santa Fé nach Reconquista würde 140 Mln. lang sein, die Kolonien Helvetia, Almago, San Juste, San Javier, Alexandra, Espin, Romang u. a. m. passieren, denn der Weg führt parallel mit dem Flusse Paraná und etwa 30 oder 40 Meilen landein. Einige Jahre später dürfte diese Linie gewiß in genau nördlicher Richtung verlängert werden bis zur Kolonie Resistencia, der Stadt Corrientes gegenüber. Es besteht schon längst das Projekt einer schnurgerade zu führenden Eisenbahn von Resistencia gerade westlich quer durch den Chaco nach Santiago del Estero, in einer Länge von 330 Mln.

Die vorgeschlagene Linie von Rafaela nach Tucuman, von angeblich 315 Mln., würde die Entfernung zwischen den nördlichen Provinzen und dem Paraná um 220 Mln. abkürzen und daher eine große Frachtersparnis herbeiführen. Offenbar wird binnen weniger Jahre der Gran Chaco in allen Richtungen von Eisenbahnen durchzogen werden, deren Hauptlinien folgende sein dürften: Santa Fé nach Resistencia (Nordbahn), 280 Mln.; Santa Fé nach Tucuman (Nordwestbahn), 360 Mln.; Resistencia nach Santiago Estero (Zentralbahn), 330 Mln., — zusammen 970 Mln., welche bei einer schmalen Spur etwa 4 Mill. Lstrl. kosten würde.

* Ein Brief von Major Serpa Pinto aus Sansibar, vom 10. Dezember 1885, an die Pariser Geographische Gesellschaft und veröffentlicht in deren „Compte-rendu", No. 6, motiviert das Aufgeben des Reiseplanes des berühmten portugiesischen Forschers folgendermaßen:

„Ein heftiger Anfall gefährlichen Fiebers hat mich genötigt, an die Küste zurückzukehren. Ich bin auf meinen Posten in Sansibar heimgekehrt, wo ich trotz meiner Krankheit mich wieder an die Arbeit machen mußte wegen der verschiedenartigen Geschäfte, welche an dieser Küste angefallen sind. Endlich bin ich frei und kann Ihnen etwas von meiner Reise mitteilen, da ich ja das Interesse kenne, welches die Gesellschaft an allen auf Afrika bezüglichen Angelegenheiten nimmt. Ich war mit einer speziellen Sendung beauftragt, und wenn ich diese in ihrem Anfang auch geheim halten sollte, so ist doch jetzt kein Heimlichthun mehr nötig. Mein Zweck war, einen sicheren und kurzen Weg nach dem Nyassa-See zu eröffnen, und ich wählte zu meinem Ausgangspunkte einen jener schönen Häfen zwischen Mosambik und Ibo. Ich brach also von Mosambik auf, folgte der Küste, ermittelte in jedem guten Hafen alle Zustände und Beschaffenheiten des Landes-Innern und erreichte endlich Ibo, ohne irgend eine leichte Verbindung zwischen einem jener Häfen und dem westwärts liegenden Binnenlande in Erfahrung gebracht zu haben. Ich brauchte sechs Monate, um die 180 Meilen Entfernung von Mosambik nach Ibo zurückzulegen, weil ich die Zeichnung der Küste verbesserte und die Lage von vielen abgelegenen Punkten ermittelte. Ich fand Breiten, die um drei Minuten, und Längen, welche um mehr als neun Minuten falsch angegeben waren. Gleichzeitig befolgte ich das Beispiel von Herrn A. d'Abbadie in Abessynien und nahm eine Reihe systematischer Azimuth-Bestimmungen auf den Höhen des Westens auf, wodurch ich einen breiten Gürtel des Landes untersuchte. Unglücklicherweise hinderten mich die geringe Erhebung des Geländes gegen Norden und die gewaltigen Wälder daran, meine Arbeit bis zu dem äußersten Punkte, Ibo, durchzuführen. Hier organisierte ich endlich meine Expedition nach den Seen, welche meines Erachtens die größte und bestorganisierte ist, welche jemals noch in diesen Teilen von Afrika gemacht worden ist, denn sie bestand aus 200 Sulukriegern, die nur als Polizei dienen, und aus 700 Trägern, welche die Fortschaffung von Waren und Lebensmitteln besorgen sollten. Dies sicherte uns reichliche Nahrungsmittel und die Freundschaft der eingeborenen Stämme, sowie den Respekt derselben, denn die Sulus sind die gefürchtetsten Krieger in Afrika. Vierzig Träger trugen nur die Instrumente. Von Ibo nach dem Sen war unsere Arbeit ganz verschieden von derjenigen, welche ich früher in benachbarten Breiten versucht hatte. Wir unternahmen eine geodätische Triangulierung nebst einer geodätischen Nivellierung, wie dies in zivilisierten Ländern geschieht. Unsere Basis von dreihundert Kilometern war mittelst eines Verfahrens gemessen, welches ich Ihnen nächstes Jahr in Paris zeigen werde. Die Scheitelpunkte der Dreiecke wurden durch die genauesten Beobachtungen erhärtet, was uns die Längen und Breiten gab. Ich fand in Herrn Cardozo, einem Schiffslieutenant und meinem Unterbefehlshaber, einen geschickten Reisenden und intelligenten Gehülfen. Die Orte, wo wir mehr als 10 Tage blieben, sind mit dem Tacheometer topographisch vermessen worden. Obwohl ich, wie schon erwähnt, durch meine Gesundheitsumstände zur Rückkehr nach der Küste gezwungen worden bin, hat Herr Cardozo mein Werk fortgesetzt. Die letzten Nachrichten reichen bis zum 14. Oktober zurück; die Arbeit hatte ihren regelmäßigen Fortgang, und Herrn Cardozo's Befinden war gut. Er muß gegenwärtig zwischen dem Nyassa- und dem Bangweolo-See sein und ein noch ganz unbekanntes Land studieren. Ich leite von hier aus das Unternehmen, und bin der Ansicht, daß Herr Cardozo bis März zurück sein wird, worauf wir nach Europa heimkehren wollen. Ich hoffe bis nächsten Mai in Paris zu sein."

* Mayumba in Westafrika. Der Missionar Revd. R. Wright Hay, von Victoria in Westafrika, hat einige Wochen in Mayumba an der Camma-Küste nördlich vom Kongo zugebracht und gibt im Märzheft des „Missionary Herald" der Baptisten-Missionsgesellschaft eine interessante Schilderung der dortigen physischen Verhältnisse zum Besten. Nach ihm liegt Mayumba ungefähr unter 3° s. Br. an der Meeresküste eines ungeheuren Striches meist noch unerforschten Landes. Manche Reisende, worunter sogar

Digitized by Google

Gehülfen von Stanley, betrachten es als Ausgangspunkt für den leichtesten und direktesten Weg nach dem Stanley Pool. Eine breite Lagune, welche sich von der Nordostseite der Bay in südöstlicher Richtung etliche 80. e. Mln. weit erstreckt, liefert eine passende Wasserstraße nach dem Mamba-Lande, und vier Tagmärsche durch das hügelige Buschland desselben bringen Einen nach Kungu-Land mit seiner in Eisen- und Töpferwaren arbeitenden unternehmenden Bevölkerung und seinen wellenförmigen Ebenen, die nach dem Pool führen. Die Bedeutung Mayumba's in dieser Hinsicht wurde von der Afrikanischen Internationalen Gesellschaft anerkannt, welche vor einem oder zwei Jahren das Land den Häuptlingen abkaufte; allein in Anbetracht der Verträge, welche Herr v. Brazza im Namen Frankreichs mit Häuptlingen der Länder jenseit des Gürtels des Mayumba-Distrikts abgeschlossen hatte, wurde Mayumba in das Gebiet eingeschlossen, welches von dem Berliner Kongreß Frankreich zugesprochen worden war. Stanley's letzte Karte enthält Mayumba und die Mayumba-Spitze. Südöstlich von der Spitze, ungefähr 2 e. Ml. landeinwärts, liegt der Mayumba-Berg, auf dem die Stadt Mayumba erbaut ist. „Die europäische Handelsstation liegt auf einem halbinselartigen Streifen des Strandes, der durch den Lauf der Lagune so gebildet wird, welche auf eine beträchtliche Strecke hin und in der Entfernung einer Viertelmeile mit der Küstenlinie beinahe parallel liegt, ehe sie durch eine Schwenkung um das nordöstliche Ende dieses Streifen Landes sich mit der Bucht vereinigt. Die Halbinsel en miniature besteht aus kieselhaltigem Sand, dessen halbdurchsichtige Körner auf die Kunst des zivilisierten Afrikaners zu warten scheinen, um sie zu Glas umzuschmelzen. Auf derselben stehen vier Handelshäuser — zwei englische, ein deutsches und ein portugiesisches — die als Niederlage für die Produkte dienen, welche von eingeborenen Zwischenhändlern im Innern aufgekauft und aus demselben heruntergebracht werden. Die vorwiegenden Handelsartikel sind Palmölkerne und Kautschuk, aber Elfenbein ist hier auch noch gesucht und wird gelegenheitlich verschifft. Die Natur scheint in Mayumba für den Feinschmecker gesorgt zu haben. Austern sind im Ueberfluß vorhanden, Miesmuscheln häufig, nicht zu gedenken der Barsche und anderer Fische, von denen die Lagune wimmelt, und der Unzahl von Möven, welche den ganzen Tag hindurch über derselben kreisen und in dieselbe eintauchen, und der Jnsché, Rothirsche und des wilden Geflügels, welche aus dem Busch zur Tafel geliefert werden. Was mir aber am meisten auffiel, waren die Anzeichen von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der möglichen Handelshülfsquellen des Landes. Man erwartet nun beinahe überall in Afrika die Landolphia florida oder Kautschukpflanze zu finden, welche sich in Laubgewinden von Baum zu Baum schlingt; nicht minder gilt die Anwesenheit der fruchtbaren Baumwollstaude (Gossypium) als Beweis für die besondere Fruchtbarkeit irgendeines Distrikts. Mayumba hat aber noch andere charakteristische Merkmale von einer ganz besonderen Bedeutung. Während meines Aufenthaltes daselbst sah ich mehrere Blöcke weißen Marmors aus einiger Entfernung im Innern heruntergeschaffen, und da auch Kalkgestein im Lande reichlich vorhanden ist, so kann man sehr wahrscheinlich auch Mengen von dieser metamorphosierten Form desselben um die Mühe des blosen Brechens gewinnen. In einer Handvoll Sand, die von den Ufern der Lagune beigebracht wurde, konnte man leicht Goldkörner unterscheiden, und wenn diese von dem alluvialen Schutt, worein sie gefallen waren, bis zu ihrem ursprünglichen Muttergestein zurück verfolgt werden, so ist kaum zu bezweifeln, daß in den Quarzbergen von Mamba ein Erzgang dieses kostbaren Metalls angeschürft werden dürfte. Ferner hofft einer der Kaufleute nach den Waldspuren der Umgebung bald imstande zu sein, sehr wertvolle Nutzhölzer von hier ausführen zu können."

(Proc. R. G. S.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

I. Von Rio de Janeiro bis Pernambuco.

Am 23. Januar 1860 lag im Hafen von Rio de Janeiro der „Oyapock", eines jener großen schönen Fahrzeuge, welche die Brasilianische Dampfschifffahrtsgesellschaft für den Norddienst unterhält, zur Abreise nach Pará, der äußersten Provinz des Reiches, bereit.

Noch einmal genoß ich vom Bord des Dampfers die unvergleichlich schöne Aussicht, welche der Hafen von Rio de Janeiro gewährt, wo sich in weitem Halbbogen die Stadt amphitheatralisch aufbaut, im Hintergrunde von den Tijuca-Bergen und dem noch höheren Corcovado überwacht, während aus weiter Ferne die hohen, seltsam geformten Zacken des Orgelgebirgs keck hereinleuchten. Nicht ohne Gefühle stiller Wehmut hing ich an diesem bezaubernden Bilde, indem der Gedanke mich bewegte, ob Gottes leitende Hand nach langer, ungewisser und vielleicht gefahrvoller Reise mich wohlbehalten würde zu diesen Gestaden zurückführen! Da ertönte der schrille Pfiff des Dampfers und hinaus gings in die weite, weite See!

Die ganze Dauer der Fahrt von Rio bis Pará, während deren in sieben zwischenliegenden Häfen angelegt wurde, beträgt einschließlich des Landungsaufenthaltes 14—15 Tage. Die verschiedenen Anlaufspunkte waren Bahia, Maceio, Pernambuco, Parahyba do Norte, Rio Grande do Norte, Ceara und Maranham, sämtliche mit Ausnahme Maceio's Hauptstädte gleichnamiger Provinzen. Maceio ist die Hauptstadt der Provinz Alagoas.

Unsere viertägige Fahrt nach Bahia bot, außer der seltsamen Felsenformation des Cabo Frio kein erhebliches Interesse. Wir hatten hinlänglich Zeit, uns bis zur Ankunft in Bahia mit der in jeder Beziehung musterhaften Einrichtung des Dampfbootes bekannt zu machen. Bei 240 Pferdekraft hatte das Fahrzeug 2100 Tonnen Gehalt und seine mittlere Geschwindigkeit war auf 12 Miles pro Stunde reguliert. Zu den Seiten des in Bordhöhe liegenden Speisesalons zogen sich die auf das komfortabelste eingerichteten Kajüten hin. Das ganze Inventar, von der großen

Digitized by Google

Glocke bis zu den Untertassen hinab, war geschmackvoll mit den vier Buchstaben „C. B. P. V." (Companhia Brasileira dos Paquetes à Vapor) versehen, und zwar in allen erdenklichen Arten, gemalt, geschlagen, geätzt, gebrannt, geschliffen, je nach dem Material des Gegenstandes.

Die nicht unbedeutende Zahl der anfänglich von Rio ausgehenden Passagiere schwand schon mit den ersten Landungen um mehr als die Hälfte, während nur geringer Ersatz durch den Nachwuchs geboten wurde, und so fand mit dem Vorschreiten nach dem Aequator stets eine in gleichem Verhältnisse gradative Abnahme der Passagiere statt. So lebhaft die Frequenz im Beginne der Reise war, so geschwächt erreichte sie das Ziel.

Die Einfahrt in den Hafen von Bahia entschädigte uns reichlich für die vier gleichförmig verlaufenen Reisetage. Schon weithin schimmert ein hoher Leuchtturm ins Meer herein, uns die Lage des Hafens andeutend: Cocos- und Manga-Plantagen leiten uns allmählich zu der St. Antonskirche und zwei kleinen Festungswerken, hinter welchen im Schooße kräftig bewaldeter Berghügel das heitere Bahia, alten Namens San Salvador de Todos os Santos, uns entgegenlacht.

Die Stadt hat mit ihren Kuppeln und vielen Türmen ein so romantisches wie ehrwürdiges Ansehen. Der Hafen ist sehr geräumig und sicher. Er enthielt außer einer Menge Segelschiffe fünfzehn verschiedene Dampfer, unter denen auch einer mit österreichischer Flagge sich bemerkbar machte. Es war dies der von Triest gekommene kaiserl. österr. Kriegsdampfer „Elisabeth", mit welchem Erzherzog Maximilian eine Besuchsreise nach Brasilien machte.

Die Stadt in ihrem Innern betrachtet, bietet nicht, was wir uns auf den ersten äußeren Anblick vorgestellt hatten. Man möchte glauben, sie sei wie Rom auf sieben Hügeln erbaut, so bunt und verworren laufen die Straßen durch- und übereinander, was auch hauptsächlich die hier eigentümliche Transportweise ins Leben gerufen haben mag, nämlich die Tragstühle, die sog. Leiteiras. Die Straßen würden überdies größeren Fuhrwerken kaum die Passage gestatten. Die Häuser sind, wie gewöhnlich in den brasilianischen Städten, einfach, ein- bis dreistöckig und ohne Uebereinstimmung untereinander gebaut. Es existieren mehrere gute Gasthäuser, wie auch in modernem Stil errichtete Café-Restaurants. Eine öffentliche schattige Promenade nimmt den Platz ein, wo in früheren Jahren ein botanischer Garten existiert hat. Welche Täuschung für mich, der ich mir unter einem solchen wo möglich mehr vorstellte, wie von dem zu Rio de Janeiro! Die riesigen Schattenbäume bestanden aus Tamarinden, Mangueiras und Brotfruchtbäumen, welche von jenen besseren Tagen noch herrühren mochten. Zwei große, etwas erhöhte Parkette, von Stein erbaut und mit Geschmack angelegt, gestatten eine Aussicht auf den Hafen. Die einzelnen Postamente sind mit verschiedenen Statuen geschmückt, unter anderen auch die personifizierten Jahreszeiten. Ein kleiner nebenbei befindlicher Ziergarten enthielt die gewöhnlichen Kulturgesträucher, wie Bougainvillea, Petraea, Ixora, Clerodendron, Gardenia, Jasminum, gefüllte Tabernaemontanen, Gomphrena, Celosia, Balsaminen und Ipomoea violacea untermischt mit Thunbergia alata flore alba. Das Einzige, was ich, als von Rio kommend, hier neu und interessant fand, war ein panachiert blätteriges hohes Gras, ein Arundo oder Phragmites.

Da Bahia's mittlere Jahrestemperatur 19° R. beträgt, so vermögen Manga und Cocos zu völliger Reife und vorzüglicher Güte zu gelangen, was sich von Rio de Janeiro nicht sagen läßt. Die Manga von Bahia haben auf dem Markte von Rio großen Ruf und werden viel dahin versandt, ebenso die Cocosnüsse, die man daselbst nicht anders als Coca da Bahia nennt, während dagegen die Bahianer sie mit Coca da India bezeichnen.

In Bahia grassierte zur Zeit das gelbe Fieber und forderte namentlich im Hafen und unter den Arbeitern der nach Pernambuco bestimmten Eisenbahn ihre Opfer. Bahia besonders bildet neben Rio und Santos einen jener Küstenstriche, in denen das gelbe Fieber leicht epidemischen Charakter annimmt.

Unser Aufenthalt in dieser an Naturgenüssen so reichen Stadt war nur von kurzer Dauer, denn anderen Tages schon wurden die Anker zur Weiterreise gelichtet. Nach 36stündiger Fahrt erreichten wir das kleine Maceio, die Hauptstadt der Provinz Alagoas. Man erkannte hier, wie auch in Bahia, die Spuren der Empfangsfeierlichkeiten des Kaiserpaares, das vor kurzem einige Nordprovinzen des Reiches besuchte. Alle Häuser waren zur Feier des Tages frisch angestrichen und bemalt. Nur zwei Stunden lag der Dampfer an der Stadt und wir sahen uns wieder aufs offene Meer hinausgetragen. Lange noch verriet im Dunkel der Nacht das Leuchtfeuer die Richtung des Städtchens.

Am andern Morgen, den 29. Januar, war mein einstweiliges Reiseziel Pernambuco erreicht.

II. Pernambuco und Umgegend.

Den Fremden, der hierher kommt, überrascht vor allem bald das milde Klima der an die Aequatorialzone angrenzenden Stadt. Kräftiger erscheinen ihm hier auch die Schwarzen im Vergleich mit Rio und den südlichen Städten überhaupt, Bahia ausgenommen.

Pernambuco's Lage und Bauart haben mich gleich gut angesprochen. Ein gleichmäßiger besonderer Baustyl herrscht jedoch nicht; auch sucht man vergebens nach größeren Bauten und Denkmälern künstlerischen Wertes. Das ganze Leben und Treiben der Pernambucaner verrät sich bald als auf kaufmännisches Element basiert. Die sehr bevölkerte und mit einem eigentümlichen trefflichen Hafen versehene Stadt verdankt verschiedenen wertvollen Produkten, wohin besonders in früherer Zeit das Pernambukholz oder Brasiliaholz gerechnet wurde, ihren schnellen Aufschwung und noch heute erfreut sie sich eines lebhaften Exporthandels mit Baumwolle und Zucker. Mehr wie die Einwohnerzahl, welche 200,000 Seelen nicht überschreiten wird (1883 betrug dieselbe 130,000), berechtigt die kommerzielle Stellung Pernambuco zum zweiten Range brasilianischer Städte. Zur Förderung der trefflichen Handelsverhältnisse hat übrigens noch der sichere Hafen nicht wenig beigetragen. Die Natur durchzog nach und nach parallel der Küste das Meer mit einem mächtigen Felsenriff, das fast schnurgerade von Süden nach Norden verläuft und hier abgebrochen endet. Dieses Ende benutzte man sehr sinnig zur Anlage eines Leuchtturmes und einer kleinen Festung, als die Holländer noch einen Teil des Landes inne hatten. Die Länge dieses Felsenwehrs beträgt einige Hundert Klafter, und sowohl see- wie landwärts baut es sich steil auf, wodurch nicht allein die heftige Brandung sich bricht, sondern auch möglicher Raum für den eigentlichen Hafen gewonnen wurde. Nur wenig hat es menschlicher Hand bedurft, nachzuhelfen an dem schönen Werke, das die Natur begonnen, dem Ganzen eine mauerartige Beschaffenheit zu geben: ein hydraulisches Naturwunder, das von jedem Fremden der Beachtung gewürdigt wird! Die Barra gestattet den Schiffen von 7 Meter Tiefgang das Einlaufen in den Hafen; tiefergehende werfen auf der Rhede Anker.

Keine Stadt Brasiliens ist durch ihre Verbindungen nach außen hin so begünstigt als Pernambuco. Aus allen Richtungen der See sieht man täglich Dampfboote zum Hafen hereinlaufen. Die von Europa kommenden auf Brasilien gerichteten Dampfer laufen zuerst hier an und finden sich auf dem Rückwege, bevor sie noch die brasilianische Küste verlassen, wieder ein. Zweimal monatlich erscheinen die Dampfer der uns schon bekannten Companhia Brasileira auf ihrem Kurse nach Pará. Außerdem unterhält noch eine besondere Gesellschaft regelmäßige Verbindungen mit den nächsten Provinzen süd- und nordwärts, wobei hauptsächlich die Berührung jener von der vorhingenannten Linie ausgeschlossenen Orte bezweckt wird.

Digitized by Google

Die Stadt ist durch einen Fluß, nach dessen Namen sie auch schlechtweg Recife genannt wird, und durch einen Meeresarm in drei Teile geteilt, von denen der nördlich gelegene der ältere und weniger schöne, jedoch durch Handel und die Nähe des Hafens bedeutendste ist. Die darauf folgenden heißen San Antonio und Eva Vista. Die öffentlichen Staatsgebäude sind auf alle drei Viertel verteilt. So befinden sich z. B. Museum, Militär-Arsenal und Börse in ersterem; der Palast des Präsidenten, das Postgebäude und das neue schöngebaute Zuchthaus im zweiten Viertel. Die Straßen sind durchgängig eng und unregelmäßig gebaut, wiewohl einige von ausnehmender, für Brasilien ungewöhnlicher Breite sind. Die Häuser halten zwei, drei und auch vier Stockwerke. Reinlichkeit in den Straßen wird nicht besonders wahrgenommen, wiewohl die Fiskale volle Gage beziehen. Schutt und Kehricht treibt sich herrenlos umher, in einigen Ecken vom Winde zu Haufen zusammengejagt, aus den höchsten Stockwerken stürzt man diverses Wasser herab, so daß man sich vorzusehen hat, wenn man nicht unter die Traufe eines Sturzbades kommen will.

Der gute Gesundheitszustand Pernambuco's müßte unter solchen Umständen Wunder nehmen, erklärte er sich nicht aus der Lage so hart am Meeresstrande, auf den äußersten Punkt des südamerikanischen Kontinents hingedrängt! Indem die Stadt zugleich dem ganzen Einflusse der Süd- und Ostpassate ausgesetzt ist, erfreut sie sich fast ununterbrochener Luftzirkulation. Auch auf die Temperatur äußert die Lage besonderen Einfluß, denn wiewohl am Saum der Aequatorialzone gelegen, herrscht in den Umgebungen der Stadt dennoch ein erträgliches Klima im grellen Gegensatz zu jener drückenden Schwüle, die in Rio und Bahia beobachtet wird. Meine Beobachtungen ergaben das gleichförmigste Resultat, das ich je in Brasilien erlangte. Das Quecksilber spielte während der 24 Tag- und Nachtstunden vom 1.—29. Februar fast beständig innerhalb eines einzigen Grades, selten in größeren Räumen, doch nie über $2\frac{1}{2}$ Grad hinaus.

Obschon die Regenperiode — bekanntlich haben die Tropen eine nasse und eine trockene Jahreszeit; jene mit häufigen, fast täglich fallenden Regen und der Winter genannt, diese dagegen trocken, oft mit anhaltender Dürre, den Sommer bezeichnend — hier erst mit März oder April beginnt, so entfielen doch auf den Februar als Vorläufer der Uebergangsperiode acht Regentage.

Bei dem regen Verkehr, der die Stadt auszeichnet, muß es auffallen, daß Wirtschaftsanstalten erst seit einigen Jahren existieren. Oft hält es bei dem beständigen Zufluß an Fremden schwer, ein Unterkommen zu finden, wie es auch mir erging, da ich in drei Gasthäusern alle Zimmer besetzt und erst im vierten Aufnahme fand. Beköstigung und Bedienung trifft der Europäer nach heimatlichem Brauche an, indem die Restaurateure entweder Franzosen oder Engländer sind. Im „Hotel Inglez", das ich jedem anempfehlen kann, servierte unter anderen ein schwarzer Kellner, bemerkenswert besonders durch die Fertigkeit, mit der er verschiedene Sprachen redete. Da im allgemeinen nur an der Table d'hôte gespeist wird, so variieren die Preise je nach der Wahl des Zimmers, das der Gast bewohnt, von 3 Milreis an aufwärts ausschließlich Wein und Bäder.

Der von Rio Kommende vermißt auf den ersten Blick die Menge des verschiedensten Fuhrwerkes, welches die Straßen der Metropole beständig belebt. Während er vom Luxus und guten Geschmack Rio's in Auswahl guter Chaisen zu erzählen weiß, kann ihm Pernambuco in dieser Beziehung nur wenig Befriedigung bieten. Außer einigen leidlichen Privat-Chaisen findet er nur zweispännige, mittelmäßige Lohnkutschen, deren Miete unverhältnismäßig hoch ist. Omnibusse, ganz nach europäischem Muster zugeschnitten, sieht man zur Zeit nur noch die Stadtteile San Antonio und Eva Vista mit einigen umliegenden Ortschaften verbinden. San Antonio und Eva Vista sind besonders der Aufenthalt der eleganten und aristokratischen Welt, der sie in der That mit ihren oft brillanten Läden, ihren schönen, der Bequemlichkeit mehr angepaßten Spaziergängen, namentlich der Wallpromenade, und durch die Nähe freundlich gelegener Landgüter Gelegenheit zu vielfacher Erholung bieten. Auf dem Walle befindet sich ziemlich in der Mitte ein bescheidenes, aber geschmackvolles Monument, durch die Freigebigkeit eines einzelnen Privatmannes errichtet, um auf den vier Façaden desselben nach und nach denkwürdige Begebenheiten der brasilianischen Geschichte einzutragen. Die erste Inschrift, 7 de Setembro 1822, als der Tag der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens, mag Veranlassung zu dieser Idee gegeben haben. Die zweite Inschrift bezeichnet den Tag, an welchem das Kaiserpaar auf seiner Besuchsreise in Pernambuco landete. Diesem Monumente gegenüber, auf einem vor dem Posthause gelegenen geräumigen Platz, hatte man einen Pavillon erbaut, in welchem dem Kaiser feierlichst die Schlüssel der Stadt überreicht wurden. Besagter Bau blieb noch einige Monate stehen, nachkommenden Fremden Zeugnis jubelvoller Tage zu geben.

Zwei geschmacklose Steinbogen vor den Eingängen der langen Brücke aufgestellt, welche San Antonio mit Recife verbindet, sind der freien Passage sehr hinderlich. Aengstliche Pietät kann sich nicht entschließen, die Eckstein aus dem Wege zu räumen, indem im Frontispice derselben einige Heiligenbilder aufgestellt sind. In San Antonio könnte das carréartige, einen freien Platz und die Hauptstraße umfassende große Gebäude mit Recht als Bazar bezeichnet werden. Außer einigen Verkaufsläden enthält es die Werkstätten einzelner Fabrikanten. Ein anderes großes Gebäude von magazinartigem Ansehen ist für den öffentlichen Fleischverkauf bestimmt. Man trifft, Dank der gesetzlichen Kontrole, hier in der warmen Zone nie ein ungesundes oder veraltetes Stück Fleisch an. Zu gewisser Stunde muß das Fleisch vom allgemeinen Schlachthause hereingeführt und auch gleicherzeit mit dem vortägigen aufgeräumt sein. Gänzliche Aufräumung bleibt nie aus, indem der Preis in der letzten Stunde des Verkaufs herabgesetzt wird und das Fleisch somit in der ärmeren Volksklasse Abnehmer findet.

Ein kurzer Weg in östlicher Richtung führt uns nach der Eisenbahn, welche Pernambuco mit Bahia verbindet. Die erste, 7 Legnas ($4\frac{1}{2}$ d. Mln.) haltende Strecke war dem Betriebe bereits übergeben. Zwei englische Gesellschaften haben sich zu diesem Unternehmen gebildet und sämtliche Aktien in ihrer Heimat abgesetzt, in England, das durch die bedeutenden Handelsumsätze mit Brasilien so viel gewonnen hat und noch gewinnt und gern auf Spekulationen mit diesem Lande eingeht. Die respektiven Provinzialregierungen garantieren die Verzinsung des angewendeten Kapitals mit 7 % und übernehmen nach einer gewissen Reihe von Jahren die Bahn auf eigene Rechnung. Die Bauten beider Gesellschaften haben an den Ausgangspunkten Bahia und Pernambuco begonnen. Ihre Bahnen treffen am Rio San Francisco zusammen und stellen solcherart die Verbindung zweier wichtigen Provinzen her. Das Unternehmen verspricht unter den obwaltenden günstigen Umständen auf die innere und äußere Entwickelung Bahia's und Pernambuco's sowie der angrenzenden Ländereien von größtem Einfluß zu werden. Durch die Bahn wird Handel und Verkehr angeregt und vieles bisher unbenutzte Land der Kultur erschlossen. Der Boden längs der ganzen Strecke ist fruchtbar und ganz besonders zu Baumwollenpflanzungen geeignet, weshalb vielen Händen ein neues Asyl eröffnet werden könnte.

Zu Eisenbahn, zu Wasser und zu Pferde kommen täglich große Ladungen der Landesprodukte zur Stadt, der Zucker in Säcken und die Baumwolle, zu mächtigen vierseitigen Ballen geschnürt, deren je einer zu beiden Seiten des Pferdes geladen wird. Von allen Richtungen des Landes sieht man regelmäßig Morgens Karawanen solch beladener Tiere herbeiströmen, von denen man jedoch kaum mehr wie wandernde Ballen wahrnimmt, indem die Tiere dahinter versteckt gehen. Oben auf der schweren Last thront

Digitized by Google

der Führer; eine Sitte, die als unbarmherzig bezeichnet zu werden verdient, da man im ganzen übrigen Brasilien die Lasttiere mit mehr Schonung zu behandeln pflegt. Sieht man in anderen Provinzen stattliche Maulesel, die regelmäßig gestriegelt und geputzt werden, so hier nur dürre, abgetriebene Klepper, rechte Sandtraber. Auch kein Hufbeschlag wird angewendet, was freilich seinen Grund in den sandigen Wegen hat.

Die zum täglichen Küchenbedarf bestimmten Gegenstände werden auf ähnliche Weise zu Markt gefördert und vom hohen Sitz herab leitet der Führer gemütlich den Verkauf. Ohne nur einmal abzusitzen, langt er, je nachdem etwas gewünscht wird, bald auf der einen, bald auf der anderen Seite in die Körbe, hier nach Enten, Hühnern, dort nach Gemüsen, Eiern, Milch und ähnlichem greifend. Da kein kunstgemäßer Gartenbau existiert, so sind auch die Gemüse nur sehr mittelmäßig, meist krautartiger Natur. Der Kohl wird aus Stecklingen gezogen und bildet keine eigentlichen Köpfe, sondern nur dünne Blätterbüschel. Außerdem trifft man auf dem Markte Salat, Möhren, Radies, Kohlrabi und grüne Bohnen; Gurken, Kürbis, Melonen, Bananen, Ananas, Guimgombo (Hibiscus esculentus) ohne Zeitunterschied das ganze Jahr hindurch; ebenso die beiden Arten des Brotfruchtbaumes, des keulen- und des rundfrüchtigen (Artocarpus integrifolia und Artocarpus incisa, letztere Jaca genannt).

Mit tropischen und ausländischen Obstarten ist der Markt gut und reich bestellt. Den Fremden fesselt die Fülle guter Apfelsinen (Laranjas) und die herrliche Manga, eines des besten aus Indien eingeführten Obstes. Sodann die Grafenfrucht (Fruta de Condé), die durch ganz Brasilien verbreitet ist, hier jedoch zu vorzüglichster Güte gelangt. Sie enthält krystallisierten Zucker, der bei einigem Liegen in honigartige Konsistenz übergeht. Ferner Kaju in mehreren Spielarten; jenes merkwürdige Erzeugnis, welches den Kern außen trägt. Der genießbare Teil bildet nämlich nicht eigentliches Pericarpium, sondern besteht aus dem angeschwollenen Blumenstiele. Mangaba (Hancornia speciosa), auf die wir später zurückkommen, ferner Grajuru (Chrysobalanus Zeaco), Genipabo (Genipa americana), Sapoti (Achras Sapota), Guayava (Psidium guyava) und Arassa in verschiedenen Arten. Auch die Familie der myrtenartigen Gewächse liefert verschiedene Arten wohlschmeckender Früchte, wie Jambus, Jabuticabo und Pitanga (Eugenia Jambos und Eugenia uniflora), mehrere kleinfrüchtige, jedoch süße und weniger gekannte, unter dem Namen Cambui zusammengefaßte und gleichfalls zu Eugenia gehörige Arten. Die Cocosnüsse finden hier wie in Bahia einen Hauptstapelplatz; sie bringen dem Landbauer einen vollen sicheren Gewinn, ohne weitere Mühe als die des Pflanzens. Die Früchte der interessanten und von Afrika überfiedelten Oelpalme (Elaeis guinensis) kommen hier mehr wie anderswo in Brasilien vor, obschon sie auch in Rio noch ziemlich gut gedeiht. Die Früchte werden gesotten und das äußere sehr ölige Fleisch abgesogen, wobei man eben nur eine tüchtige, jedoch angenehm schmeckende Portion Oel in den Mund bekommt. Dieses Oel hat im gereinigten Zustande eine lebhaft gelbe Farbe und einen lieblichen Veilchengeruch.

Noch muß ich einer eigentümlichen Frucht Erwähnung thun, die, aus Afrika importiert „Kola“ muß genannt und ihrer medizischen Eigenschaften wegen sehr gerühmt wird; sie ist bitter und wird gegen Magenbeschwerden angewendet, aber auch in der Absicht genossen, nachfolgenden Speisen Wohlgeschmack zu erteilen. Als von Afrika kommend, sind es auch fast nur die Neger, die dieses Produkt zu schätzen wissen. Eine einzige Frucht von nur Zollgröße wird mit 400 Reis und mehr bezahlt. Die Kola (Sterculia acuminata) bildet einen Baum mittlerer Höhe und scheint sich im Klima von Rio de Janeiro nicht zu gefallen; wenigstens befindet sich im dortigen Botanischen Garten seit langen Jahren ein Exemplar, das keine Früchte ansetzt. Vielleicht auch läßt die unrichtige Behandlung ihn nicht zum Fruchtansatze kommen, indem man daselbst nicht einen freien Baum, sondern gewaltsamer Weise einen Schlingstrauch daraus gemacht hat.

Es befinden sich auch in der Stadt einzelne Logen (Verkaufsläden), in denen das feinere Obst, wie Manga, Ananas, Sapoti, ferner Konserven und ausländische Konfituren ausgestellt sind. Der vorübergehende Fremde fühlt sich unwiderstehlich durch die köstlichen Wohlgerüche, welche daraus hervorströmen, angezogen und versäumt sicher die Gelegenheit nicht, das herrliche Obst dieser tropischen Zone schätzen zu lernen. Diese Läden exportieren große Mengen der um Pernambuco so vortrefflichen Ananas, namentlich der vielgerühmten Abacaschis-Art, nach Rio de Janeiro und selbst nach Europa.

Oeffentliche Gasbeleuchtung, sowie auch Wasserleitungen, um die Stadt mit trinkbarem Wasser zu versorgen, sind das Werk englischer Unternehmer. Beide nehmen täglich größere Dimensionen an, und schon erstrecken sich die Gasröhren mit auf die Umgebungen hinaus.

Bei allem Aufschwunge der Stadt ist die Journallitteratur durch verhältnismäßig wenige Organe vertreten. Doch darf die geringe Zahl derselben nicht als Maßstab der geistigen Bildungssphäre betrachtet werden; im Gegenteil, diese ist im steten Zunehmen begriffen. Es existieren öffentliche und private Kollegien, deren Lehrstühle zum Teil mit ausländischen Professoren besetzt sind, Museen, Theater und andere Bildungsanstalten mehr.

Es bestanden zur Zeit zwei offizielle Blätter, von denen eines, das „Diario de Pernambuco“, seit Neujahr sein Format verdoppelt hat und größer als das zu Rio erscheinende „Journal do Commercio“ ist. Als vielgelesenes, gut geleitetes Blatt wird es, wie letzteres, durch das ganze Reich versandt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* Die Einnahme der Stanley-Fälle.

Nach der Erzählung des Hauptmanns Coquilhat.

Am 19. Dezember ist der belgische Hauptmann Coquilhat, der bisherige Kommandant der Bangala-Station im Kongo-Gebiet, in Brüssel angekommen. Der kühne, unternehmende Forscher hat in der Angelegenheit der Eroberung und Zerstörung der Kongo-Station Stanley-Fälle eine so entscheidende Rolle gespielt, daß es von großem Interesse sein wird, die Erzählung, die er selbst von jenem wichtigen Ereignisse in den Kreisen einiger Freunde gab, zur Kenntnis unserer Leser zu bringen.

Die Ursache, welche zu dem verhängnisvollen Konflikte zwischen den arabischen Sklavenjägern und dem Kommandanten der Kongostation Stanley-Fälle führte, ist bekannt. Gegen Mitte August 1886 hatte sich eine Sklavin in die Kongostation geflüchtet und unter den Schutz des Kommandanten Deane, eines jungen englischen Offiziers, gestellt. Da der letztere sich standhaft weigerte, die Sklavin ihrem Eigentümer zurückzustellen, griffen die Sklavenjäger die Station am 22. August an. Nach Hauptmann Coquilhat's Meldung wurde zwischen den Arabern und den Truppen des Kongo-Staates, bestehend aus Haussa-Negern, unter der Führung Deane's und des belgischen Lieutenants Dubois vier Tage hindurch gekämpft. Mehr als 70 Araber wurden getötet und noch mehr verwundet. Am Ende des vierten Tages war die Munition der Kongo-Truppen zu Ende gegangen, so daß die letzteren, wenn sie nicht in die Hände der Araber fallen wollten, den Rückzug antreten mußten.

Deane und Dubois waren jedoch mit vier Schwarzen auf der Station zurückgeblieben und überlegten, was sie thun sollten. An einen erfolgreichen Widerstand war nicht zu denken. Sollten nun die beiden Europäer im ruhmvollen Kampfe für die Verteidigung der Kongo-Fahne fallen? Die beiden heldenmütigen Agenten beschlossen, das Loos entscheiden zu lassen. Dasselbe antwortet:

Digitized by Google

Rückzug! Nunmehr beginnt eine der seltsamsten Odysseen, welche europäische Forscher in jenem dunklen Erdteil jemals durchzumachen hatten. Am Abend des 26. August traten Deane und Dubois den Rückzug an. Beim Verlassen der Station, die sie mit Petroleum übergossen und angezündet hatten, blieb ihnen nur ein einziger Weg frei, nämlich der Weg längs dem nördlichen Kongo-Ufer. Diese Gegend ist aber mit Urwald bedeckt und es ist schwer, dort einen bestimmten Weg einzuhalten, namentlich bei Nacht. Die beiden Europäer mußten sonach den schmalen Steg zwischen den Bäumen und dem Strome benützen, wobei ein Ausgleiten den Sturz ins Wasser zur Folge haben kann. Etwa ein Kilometer von der Station weg stürzte Deane in den Strom, konnte sich jedoch mittelst eines Flintenkolben, den ihm Dubois reichte, retten. Bald darauf stürzte Dubois ins Wasser und alle Versuche, ihn zu retten, blieben vergebens. Dubois war wohl ein ausgezeichneter Schwimmer, allein die Schwere seines Kostüms zog den tapferen Belgier in die Tiefe. Er trug außer seiner Kleidung einen schweren Gürtel, zwei Patronentaschen, eine Pistole, ein Martini-Gewehr und einen Helm. Dubois verschwand spurlos in den Wellen, in denen er einen frühzeitigen Tod fand.

Unterdessen hatte sich Deane unter furchtbaren Entbehrungen fortgeschleppt. Vier Tage lang irrte er fast ohne jede Nahrung umher. Bei Tag mußte er sich in den Wäldern verbergen, um nicht in die Hände der Araber zu fallen. Nur Nachts konnte er mit einiger Sicherheit seinen Weg fortsetzen. Endlich führte ihn der Zufall zu einem befreundeten Negerstamm, wo ihn Hauptmann Coquilhat auffand. Man erinnert sich des heldenmütigen Versuchs des englischen Obersten Sir Ch. Wilson, welcher Gordon in Khartum retten wollte, die Stadt aber bereits in den Händen der Mahdi-Truppen fand, mit denen er einen Kampf zu bestehen hatte. Die Expedition Coquilhat's zur Befreiung seiner Genossen an den Stanley-Fällen klingt wie eine Wiederholung, natürlich im kleinen, des Drama's von Khartum. Gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Schicksale Deane's und Dubois' schiffte sich Hauptmann Coquilhat, welcher die Bangala-Station kommandierte, mit dreißig Mann auf dem Dampfer „Association Africaine Internationale" ein, in der Meinung die Station der Stanley-Fälle noch retten zu können. Auf dem Wege wurde er bei Vaporro von den im Hinterhalt lauernden arabischen Sklavenjägern angegriffen. Coquilhat erwiderte den Angriff nicht, weil er seine Munition schonen wollte und setzte seinen Weg fort. An den Stanley-Fällen angekommen, sah Coquilhat nur noch die Ruinen der Station, auf welcher die Fahne des Sultans von Sansibar flatterte. Einige Hundert Meter vor der Station angelangt, wurde die Expedition von den Arabern angegriffen, und Coquilhat mußte unter großen Schwierigkeiten rasch den Rückzug antreten. Auf diesem Rückzuge wurde Deane aufgefunden. Sodann kehrte der Dampfer in die Bangala-Station zurück, lieferte aber auf dem Wege den noch immer in Vaporro befindlichen Arabern eine förmliche Schlacht, wobei die Araber nach hartem Kampfe in die Flucht geschlagen wurden. Zwölf Soldaten Coquilhats und dieser selbst wurden verwundet. Aber die militärische Ehre der Weißen war gerettet, und das ist mit Rücksicht auf das europäische Prestige die Hauptsache.

Ueber die Folgen der Einnahme der erwähnten Kongo-Station äußert sich Hauptmann Coquilhat in sehr zuversichtlicher Weise. Er glaubt nicht an ein rasches Vordringen der Araber, deren Taktik nicht darin besteht, ein möglichst weites Gebiet zu besetzen. Sie haben zwanzig Jahre gebraucht, bis sie von Ujiji nach Nyangwe vordrangen, ein Weg, den man in vierzig Tagen zurücklegen kann, und sieben Jahre von Nyangwe bis zu den Stanley-Fällen. Bevor sie daran denken, gegen die Bangala-Station vorzurücken, wird man noch genug Zeit haben, die Stanley-Fälle zurückzuerobern und die obere Kongo-Gegend von den sklavenhandelnden Arabern zu säubern. Hauptmann Coquilhat hat sich auf dieser Expedition nicht blos eine übrigens leichte Verwundung sondern auch die Dysenterie zugezogen, die ihn zwang, vorläufig nach Europa zurückzukehren. Sein Zustand hat sich übrigens bedeutend gebessert und es ist Hoffnung vorhanden, den tapferen Offizier dem Dienste des Kongo-Staates zu erhalten.

Dr. M. Wollmann.

* Kongo-Staat. Der bisherige Generalgouverneur des Kongo-Staates, Camille Janssen, welcher Anfangs Januar auf dem holländischen Dampfer „Afrikaan" in Europa eintrifft, wird nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren. König Leopold II. wird mittelst Dekretes, welches dieser Tage erscheinen wird, den Generalstabshauptmann Van de Velde, einen ausgezeichneten Offizier, welcher bei der Erforschung des mittelafrikanischen Gebietes bereits in thätiger Weise mitgewirkt hat, zum Generalgouverneur ernennen. Der neue Statthalter wird sich Anfangs Januar auf seinen Posten begeben, in Begleitung des Lieutenants Liebrecht, welcher gleichfalls früher schon im Dienst des Kongo-Staates stand. Im Monate April wird sodann eine größere Escouade belgischer Offiziere in die Dienste des neuen zentralafrikanischen Staates treten. Dr. M. Wollmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Im Bismarck-Archipel.

Erlebnisse und Beobachtungen

auf der Insel **Neu-Pommern** (Neu-Britannien).

Von **R. Parkinson.**

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Tropische Agrikultur von Hr. Semler.

Ein Handbuch für Kaufleute und Pflanzer.

I. Band. 708 S. gr. 8° mit 92 Abbild. im Text. Preis 15 Mk.

Der erste Band enthält: die **Ansiedelung,** den **Wegebau,** die **Urbarmachung des Bodens,** die **Hülfsmittel,** die **künstl. Bewässerung,** die **Entwässerung,** die **Vertilgung der Schädlinge;** ferner die **Kultur des Kaffees,** des **Cacao's,** des **Thee's,** der **Kolanüsse,** des **Guarana's,** der **Yerba mate,** der **Coca;** endlich die **Kultur der nützlichen Palmen** (24 Specialkulturen).

Der II. Band, ca. 700 Seiten stark, mit 38 Abbildungen, Preis 15 M., erscheint in 2—3 Wochen und enthält die **Südfrüchte** (5 Kulturen), die **Handelsrinden** (5 Kulturen), die **Gewürze** (9 Kulturen), die **Oele** (26 Kulturen), die **Farbstoffe** (10 Kulturen), **Kautschuk und Guttapercha** und die **Wurzeln** (5 Kulturen).

Der III. Band dieses umfassenden Werkes ist in Vorbereitung. In seiner Vollständigkeit und systematischen Uebersichtlichkeit ist es ohne Concurrenz in der ges. europäischen Litteratur. Für Pflanzer und Leiter von Faktoreien in überseeischen Gebieten dürfte es sich bald als unentbehrlich erweisen. Semler ist ein erfahrener Praktiker, der es sich zur Aufgabe macht, auf die Nützlichkeit auch solcher Kulturen hinzuweisen, die bisher noch wenig oder gar nicht beachtet wurden.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlags-Conto in Wismar.

☞ Hierzu ein Prospektus aus **Justus Perthes' Geographischer Anstalt.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 3. Stuttgart, 17. Januar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Ruthenen in der Bukowina. Von Gregor Kupczanko. S. 41. — 2. Skizzen aus Söul. Von Dr. H. N. Allen. S. 45. — 3. Die Sommerfrische in den Vereinigten Staaten. S. 47. — 4. Die französische Kolonie Obock und das Protektorat Frankreichs über Tadjoura und über die angrenzenden Territorien bis Gubbet-Karab. Nach offiziellen Berichten der französischen Deputiertenkammer. S. 51. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 56. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. (Fortsetzung.) S. 58.

Die Ruthenen in der Bukowina.

Von Gregor Kupczanko.

Kein einziges Volk der österreichisch-ungarischen Monarchie dürfte dem gebildeten Publikum in Bezug auf Sitten und Gebräuche so wenig bekannt sein, als es das ruthenische oder, besser gesagt, das russische Volk in der Bukowina ist, denn außer einigen kurzen und oberflächlichen ethnographischen Beschreibungen in der einen oder der anderen Zeitschrift und in zwei oder drei Broschüren existiert bis heute über die Ruthenen in der Bukowina nicht eine einzige ausführliche und korrekte ethnographische Beschreibung in deutscher Sprache. Meine deutsche ethnographische Beschreibung der Ruthenen in der Bukowina, welche ich vor Jahren nach meinem im Jahre 1875 von der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in Kiew in russischer Sprache herausgegebenen und von Sr. Maj. dem Kaiser Franz Joseph durch die mit dem allerhöchsten Wahlspruche geschmückte goldene Medaille ausgezeichneten ethnographischen Werke über die Bukowinaer Ruthenen bearbeitet und mehreren deutschen Verlagsbuchhändlern behufs Herausgabe angeboten habe, sieht heute noch deren Publikation entgegen. Aehnliche Erfahrungen haben auch einige andere meiner Bukowinaer Landsleute und Stammesgenossen gemacht. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß das ruthenische Volk in der Bukowina, welches die autochthone und numerisch stärkste Bevölkerung dieses Landes repräsentiert, heute dem gebildeten deutschen Publikum in ethnographischer Beziehung so gut wie unbekannt ist. Vielleicht werden diese Zeilen genügen, um die eine oder die andere deutsche Gelehrtengesellschaft oder den einen oder anderen deutschen Verleger auf meine obenerwähnte ethnographische Arbeit aufmerksam zu machen und sie in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Im Nachfolgenden will ich einige Sitten und Gebräuche der Ruthenen in der Bukowina in Kürze skizzieren. Vorerst aber will ich einiges über die Bukowina selbst sagen.

Das österreichische Kronland Bukowina hat einen Flächeninhalt von 189.8 Q.-Mln., welche von 239,690 (42.17%) Ruthenen, 190,005 (33.43%) Rumänen, 108,820 (19.14%) Deutschen, 18,251 (3.21%) Polen, 9887 (1.74%) Magyaren, 1738 (0.31%) Czechen und Slowaken, nebst kleinem Bruchteile von Slowenen und Italienern, zusammen also von 571,671 Einwohnern bewohnt sind. Von dieser Gesamtbevölkerung der Bukowina sind 404,450 Bekenner der griechisch-orientalischen Kirche, 63,691 römische Katholiken, 17,589 griechische Katholiken, 14,199 Lutheraner und 67,418 Israeliten, der Rest gehört anderen Bekenntnissen an. 78.5% der erwachsenen Bevölkerung sind mit Land- und Forstwirtschaft, 5.5% mit Industrie und Gewerbe, 2.25% mit Handel und Verkehr beschäftigt, 3% leisten persönliche Dienste und ungefähr 2.5% sind Rentner, Advokaten, Aerzte ꝛc. 286,342 Personen gehören dem männlichen, 285,329 dem weiblichen Geschlechte an. Ende 1880 zählte man in der Bukowina 539 Ortschaften, 334 Gemeinden, 186 Gutsgebiete. Auf je eine geographische Quadratmeile entfielen um die ebenbezeichnete Zeit 3001 Bewohner.

Der Name des Landes Bukowina stammt von dem slawisch-ruthenischen Worte Buk (Buche) her, da in den Bukowinaner Wäldern die Buchenbäume am zahlreichsten sind. Diesen Namen erhielt die Bukowina von deren ursprünglichen Bewohnern, den Ruthenen. Die Ruthenen

Digitized by Google

sind die Nachkommen der alten Slawen, welche in den ältesten Zeiten schon die Gegend zwischen dem Don, den Karpathen, der oberen Wolga, an der rechten Seite der Oder bevölkerten. Urkundlich ist festgestellt, daß die Städte Suczawa, Sereth und Belgorod (Ackerman), Romanow (Roman) u. a., von den Ruthenen gegründet wurden, was auch viele Denkmäler bezeugen, die bis zum 13. Jahrhundert reichen. In dieser Zeit wurden durch die häufigen tatarischen Einfälle die ruthenischen Fürsten vom Throne gestürzt, das Land verwüstet und ein großer Teil der slawisch-ruthenischen Bewohner in das Karpathen-Gebirge vertrieben, woselbst sie ihren Nationaltypus reiner erhielten als ihre Stammesgenossen. Erst im Jahre 1342 gelang es dem ungarischen König (Ludwig I.), die Tataren zu besiegen und aus der Bukowina, der Moldau, Bessarabien und den Donauländern zu vertreiben. Seit dem Jahre 1352 wanderten aus der Marmarosch und aus Siebenbürgen so viele Rumänen in die Gegend, wo heute die Moldau und die Bukowina liegen, ein, daß sie im Jahre 1359 das Fürstentum Moldau errichteten und es mit der Bukowina vereinigten. Beinahe hundert Jahre blieb die Bukowina unter Moldau's Herrschaft, um dann Siebenbürgen zugeteilt zu werden. Der moldauische Fürst Stefan der Fünfte eroberte sich 1482 die Bukowina wieder und verleibte sie seinem Fürstentume ein. Im Jahre 1769 kam die Bukowina teils in russischen, teils in türkischen Besitz, bis sie am 7. Mai 1775 an Oesterreich abgetreten wurde. Neun Jahre hindurch wurde die Bukowina militärisch verwaltet und dann mit Galizien vereinigt. Im Jahre 1848 wurde die Bukowina zum Herzogtum erhoben, für ein selbständiges Kronland erklärt und im Jahre 1860 mit allen konstitutionellen Rechten wie die anderen österreichischen Kronländer bedacht.

Viele Jahrhunderte lang war in der Bukowina die vorherrschende Sprache die ruthenische. Selbst die moldauischen Hospodaren (Magnaten) ließen alle Dokumente in ruthenischer Sprache verfassen und rumänische Bücher mit ruthenischen, resp. mit kyrillischen, Lettern drucken, bis der moldauische Fürst Wassilji Lupul (1700) die slawischen Kirchenbücher der Rumänen in die griechische Sprache übertragen und beim Gottesdienste verwenden ließ. Diese Neuerung fand bei dem rumänischen Volke jedoch wenig Anklang, und heute noch druckt man rumänische Bücher mit slawischen Lettern. Im allgemeinen Verkehr dienen in der Bukowina die ruthenische und die rumänische Sprache als Volks- und Kirchensprache; Deutsch ist daselbst die Vermittelungs-, die Bildungs- und die Amtssprache. Die ruthenische Sprache hat in der Bukowina zwei Dialekte, und zwar den der Huzulen (Gebirgsbewohner), und den der Podolier (Bewohner der Ebene), die in der Bukowina, in Galizien und im nördlichen Ungarn ansässig sind.

Die Podolier sind von heller Gesichts- und Haarfarbe und von mittlerem Körperbau; die Huzulen (Gebirgsbewohner) haben dagegen dunkleren Teint, sind stark, hochgewachsen, abgehärtet und vorzügliche Reiter. Der Huzule nennt den Podolier „Erdäpfelesser", der Podolier hat für den Huzulen den Spottnamen „Kurzrock". Aber sowohl die Bewohner der Gebirge wie der Ebenen sind ein schöner Menschenschlag, arbeitsam, ausdauernd, friedliebend, geduldig, gastfreundlich, offenherzig, ehrlich, gutmütig, fromm, abergläubisch, treu den Sitten ihrer Väter, ihrer Sprache, ihrer Religion, im Kampfe unerschrocken, tapfer, kühn bis zur Verwegenheit. Die Ruthenen besitzen gute Geistesanlagen, natürlichen Verstand, Mutterwitz, aber einen fast unerklärlichen Widerwillen gegen die Schulbildung.

Die Bukowina hat 226 Volks- und Bürgerschulen, nebst anderen musterhaft eingerichteten Bildungsanstalten, und doch sind fast 90% der Ruthenen und der Rumänen des Lesens und Schreibens nicht kundig! Wird der ruthenische Bauer gefragt, warum er seine Kinder nicht in die Schule schickt, so antwortet er: „Ich bin zu arm, um meinen Sohn zum Geistlichen heranbilden zu lassen. Hat er nichts gelernt und wird er Soldat, so können sie ihn nicht als Unteroffizier brauchen, und er kommt schon nach drei Jahren nach Haus." Oder: „Wir ruthenischen Bauern brauchen keine Schulbildung, alle unsere Voreltern haben keine Schulen besucht, haben trotzdem ihre Wirtschaft gut geführt, und auch meine Kinder müssen sich ohne Schulbildung weiter behelfen!".. Diese Anschauung wird seit Jahrhunderten festgehalten, als die einzig richtige anerkannt und keine noch so empfindliche Strafe vermag die ruthenischen und rumänischen Bauern eines Besseren zu belehren! So traurig wie um die geistige Kultur steht es auch auf den anderen Gebieten. Die ruthenischen und rumänischen Bauern bestellen ihre wirtschaftlichen Arbeiten mit denselben primitiven Werkzeugen, wie vor Jahrhunderten! Maschinen u. s. w. sind ihnen unbekannte Dinge! Die Forstwirtschaft der Bukowinaer Bauern besteht darin, daß sie schonunglos die Waldbäume fällen; die Nordbukowina ist bereits fast gänzlich abgeholzt und im südlichen Teile wird man dieses Ziel auch baldigst erreichen. Der Weinbau wird in der Bukowina nicht betrieben. Die Industrie des ruthenischen Volkes bringt nur gewöhnliche Hausgeräte, plumpe landwirtschaftliche Handwerkszeuge, Webeartikel 2c. hervor. Ein Gewerbestand, wenigstens nach unseren Begriffen, existiert nicht in der Bukowina. Der Handel ist ziemlich beschränkt, er umfaßt nur die allernotwendigsten Artikel: Erzeugnisse der Hausindustrie, Getreide, Geflügel, Arbeitsvieh 2c. Die Bewohner der Bukowina sind in jeder Beziehung äußerst genügsam: aus Kukurutzmehl, Salz und Wasser bestehende Kuchen, Mamalyga oder Kulescha genannt, reichen nebst Branntwein aus, den Ruthenen und Rumänen glücklich zu machen. Kornbrod kann sich nur der reiche Bauer vergönnen; Brod und Kuchen aus Weizenmehl werden nur an hohen Festtagen genossen und der „Kirche" als Opfer dargebracht.

Die ruthenischen Bauern sind besonders fromme Leute,

Digitized by Google

ihre Wohnhäuser strotzen von Heiligenbildern, vor denen die Morgen- und die Abendgebete verrichtet werden. Fast alle Ruthenen tragen am Halse ein Kreuz, und kein Ruthene wird es unterlassen, bei jeder Gelegenheit ein Kreuz mit der Hand zu machen. Das Kreuzeszeichen brennt man ein auf alle Thüren, Werkzeuge, Gerätschaften; man bringt es an auf allen Wegen, im Hofraum, neben dem Brunnen 2c. In Unglücks- oder in Krankheitsfällen wendet sich der Ruthene an seinen Ortsgeistlichen, der Messen lesen und Wasser weihen muß, um den „bösen Geist, der sein Unwesen treibt", zu bannen. Hilft der Priester nicht, so geht man zu der Wahrsagerin (Woroschka) um Rat, oder man holt die Premiwnyza, die Krankheitsbeschwörerin, die mit dem Patienten allerlei Hokuspokus treibt, ihn um Mitternacht auf einen Kreuzweg führt und allen Hexen und Teufeln empfiehlt u. s. w.

Ein Schlangenbiß wird mit folgender Zauberformel beschworen: „Es kam der Won und ließ seinen Stachel in die Haut, aus der Haut in das Fleisch, aus dem Fleisch in die Leber, aus der Leber in die Milz, aus der Milz in das Herz, aus dem Herzen in die Milz, aus der Milz in die Leber, aus der Leber in das Fleisch, aus dem Fleisch in die Haut und aus der Haut in den Won hinein!" Dieser Spruch muß in einem Athem dreimal hergesagt werden 2c. Die Krankheitsbeschwörerinnen haben fast für alle Krankheiten ein Mittel oder einen anderen Hokuspokus und werden gut belohnt, selbst wenn die „Beschwörung" nichts nützt. Die Wahrsagerinnen behaupten wieder, daß ein persönlicher Feind des Patienten ihm die Krankheit „angethan" hat; sie suchen den Feind zu erforschen und „kurieren" ihn dann, nicht den Kranken. Trotz diesem handgreiflichen Humbug werden die Wahrsagerinnen mit Geschenken überhäuft, erfreuen sich der größten Verehrung, das Volk nennt sie „irdische Götter" (Semnyj Boh). Der ruthenische Bauer in der Bukowina ist überhaupt sehr abergläubisch in all seinem Thun und Lassen. Er legt stets den Träumen, den Tages- und den Naturereignissen eine wichtige Bedeutung bei und handelt auch darnach.

Ungeachtet seines Aberglaubens ist das ruthenische Volk in der Bukowina streng gesittet und zeichnet sich besonders durch Höflichkeit im gegenseitigen Verkehr aus. Während der Huzule (Gebirgsbewohner) selten in der Ansprache „Ihr", sondern zumeist „Du" sagt, wendet der Podolier gewöhnlich das „Ihr" an, sowohl in der Familie als auch anderen Personen gegenüber. Besonders höflich und liebenswürdig ist der Ruthene bei seinen Festlichkeiten, deren er im Jahr eine Unzahl hat. Das ruthenische Volk liebt die Festlichkeiten, die Musik, den Tanz und eine gesellige Unterhaltung. Mit Ausnahme der Fastenzeit wird an allen Sonn- und Feiertagen in den Wirtshäusern musiziert, getanzt, getrunken, gejubelt. Hochzeiten, Geburts- und Kirchweihfeste bieten hiezu besondere Anlässe. Manche dieser Festlichkeiten dauern oft drei bis vier Tage und erfordern unglaubliche Quantitäten von Nahrungsmitteln und Branntwein. Die Tänze (Kosak, Arkan, Serben, Polka und Kolomejka) werden mit solchem Eifer ausgeführt, bis die Fußbekleidungen den Dienst versagen, das heißt zerrissen sind. Die Musik „liefert" eine quiekende Geige, schnarrende Baßgeige und ein „Zimbal". Der populärste Tanz Kolomejka bedarf gewöhnlich nur der Klänge einer Geige oder einer Rohrpfeife; sie genügen den tanzlustigen Paaren. Nach dem Tanzvergnügen beim Nachhausegehen pflegen zwischen den jungen Burschen wegen der Mädchen Streitigkeiten und Raufereien auszubrechen, wobei das Beil, die Lieblingswaffe der Huzulen, und der Bleistock der Podolier eine große Rolle spielen; es finden da förmliche Schlachten statt, in denen es nicht an Verwundeten und Toten fehlt.

Auf dem Tanzboden werden aber auch zwischen heiratsfähigen Mädchen und Männern Bekanntschaften angeknüpft und Ehebündnisse angebahnt. Meist sind es die Eltern selbst, die den Schwiegersohn oder die zukünftige Schwiegertochter auswählen. Selten frägt man die Kinder um ihre Zustimmung. Haben die Eltern eine Wahl getroffen, so entsenden sie zu den Eltern oder zu den nächsten Verwandten der Betreffenden zwei oder drei „Werber", welche die finanziellen und anderen Angelegenheiten vereinbaren und um die Hand für N. N. anhalten. Das Mädchen wird nur formell gefragt, selbstverständlich sagt es „Ja" und einige Wochen später wird die Hochzeit gefeiert. Die Trauung erfolgt in dem Orte, wo die Braut wohnt. Die Hochzeitsgebräuche der Ruthenen sind verschieden, je nach der Gegend; sie weichen ab von einander am Pruth, am Dniestr, am Sereth und am Czeremosch, überall jedoch ist die Hochzeit das wichtigste Familienfest der Ruthenen in der Bukowina. Allerdings währen die Hochzeitsfeierlichkeiten nicht mehr so lange wie ehedem, sind nicht so prunkvoll und verschwenderisch ausgestattet wie noch vor einigen Jahrzehnten, aber einige Tage dauern sie dennoch, wobei viel Meterzenter Mehl, viel Geflügel und Schweine daraufgehen und viele Eimer Branntwein geleert werden auf die Gesundheit des Brautpaares, der Verwandten und zum Besten der Dorfschenken.

Die Ehe der ruthenischen Bauern beruht, wie gesagt, selten auf gegenseitiger Liebe, ihr Bindungsmittel ist die Pflicht. Der Mann ist verpflichtet, seine Frau, seine Kinder zu ernähren, das Weib muß die Hauswirtschaft besorgen, die Kinder erziehen und selbst schwere Arbeiten verrichten. Die Stellung der ruthenischen Frauen ist eine untergeordnete, eine traurige, sie werden von den Männern oft mißhandelt, ohne sich hierüber zu beklagen; sie sagen: „Von einem geliebten Manne schmeckt auch der dickste Stock", oder, wie ein anderes Sprichwort lautet: „Wer prügelt, der liebt!" Ehescheidungen zwischen den Eheleuten kommen äußerst selten vor, weil die Frauen ihr Geschick geduldig tragen und ihren Männern gehorchen, wohl wissend, daß Zwistigkeiten den Familienwohlstand gefährden: „Ohne den Wirt weint die Wirtschaft, ohne die Wirtin das Haus".

Digitized by Google

Oder bezüglich der Kinder: „Kinder, welche ohne Vater stehen, sind halbe Waisen, aber Kinder, welche die Mutter verloren haben, sind ganze Waisen!"

Es ist Volkssitte der Ruthenen in der Bukowina, den Sterbenden eine brennende Wachskerze in die Hand zu drücken und nach dem Ableben oberhalb des Kopfes ein Licht anzuzünden, das so lange brennen muß, als sich der Tote im Zimmer befindet. Der Leichnam wird gewaschen, mit weißer Wäsche bekleidet, in einen aus fünf Brettern bestehenden kastenförmigen Sarg gelegt und mit dem Kopfe nach dem Osten aufgebahrt. Beim Hinaustragen des Sarges aus dem Hause, in welchem der Tote starb, wird jede Thürschwelle, welche man passiert, mit dem Sarge dreimal berührt, zum Zeichen, daß der Tote von den Lebenden für immer scheidet. Sobald die Leiche das Haus verläßt, wird das Haus schnell zugesperrt, keine Seele darf zurückbleiben — „weil sie sonst der Verstorbene holen möchte". Klageweiber geleiten den Sarg bis zur Kirche. Hier wird der Sargdeckel abgenommen, und der Tote von allen anwesenden Verwandten noch einmal abgeküßt. Unter Entfaltung derselben Zeremonien und unter fortwährendem Jammern und Wehklagen der weiblichen Verwandten und Bekannten des Verstorbenen wird derselbe auf den Friedhof getragen und zur Erde bestattet. Nach dem Begräbnis findet ein Leichenschmaus statt zum „Seelenheile des Toten", der oft in ein lustiges Zechgelage ausartet.

Nicht nur in Sitten und Gebräuchen, auch in der Tracht unterscheidet sich der Bewohner der Ebene von dem Gebirgsbewohner. Im Sommer ist zwar die Tracht beider so ziemlich gleich und einfach — leinenes Hemd, Beinkleid, Strohhut und ein wollener oder lederner Gürtel; ersteres bei dem Podolier lang, bei dem Huzulen kurz; das ist der ganze Unterschied. Im Winter ist jedoch die Kleidung des Huzulen bunter, malerischer, reicher als die des Podoliers. Die Winterkleidung des Huzulen besteht aus starker dicker Leibwäsche, aus schafwollenen roten, breiten Beinkleidern, einem buntgestickten Brustpelzchen, schweins- oder rindsledernen Sandalen, aus einem kurzen, braunen oder roten Rock und aus einem halbrunden, oben abgeflachten Hut, welcher mit einem durchlöcherten Messingblech versehen ist, zur Aufnahme von Blumen, Bändern, Pfauenfedern u. s. w.; ein lederner, 1—1 1/2 Fuß breiter, mit einer Unzahl von metallenen Knöpfen, Messingplättchen u. s. w. verzierter Gürtel vervollständigt die Wintertracht. Auf der Jagd oder auf der Reise trägt der Huzule eine Umhängtasche, Pulverhorn, Pistolen, Flinte, ein großes Messer und das ihm unentbehrliche Beil, das der Huzule mit staunenswerter Geschicklichkeit handhabt, das er zum Baumfällen, als Waffe oder als — Spazierstock benützt.

Die Winterkleidung des Podoliers ist einfacher, schmuckloser, als die huzulische: Grobe, lange Leibwäsche, weißwollene, enganschließende Beinkleider, Sandalen, welche oberhalb der Knöchel festgebunden sind, oder faltige Röhrenstiefel, ärmelloses Brustpelzchen, schwarzer Rock und ein langer Pelz nebst hoher Schaffellmütze, sowie der unvermeidliche Brustgürtel. Das ist die Wintertracht des Podoliers. Reiche Bauern tragen auffallend hohe Schaffellmützen und reichverzierte Pelze. Die huzulische weibliche Tracht besteht außer dem buntgestickten Hemd von grober Leinwand aus einem wollenen, engen Unterrock, aus einem zweiteiligen dunkelroten oder braunen Oberrock, der mit buntfärbigem Gürtel festgehalten wird. Eigentlich ist dieses Kleidungsstück eine Doppelschürze, um die Trägerin im Bergsteigen und Reiten nicht zu hindern. Die Huzulinnen sitzen nach Männerart zu Pferde, sind vorzügliche Reiterinnen, die im Reiten verschiedene Handarbeiten verrichten. Im Winter ergänzen Sandalen und ein kurzer Pelz die Bekleidung der Huzulinnen.

Podolische Mädchen und Frauen tragen lange reichgestickte Hemden, wollene, dunkelbraune, rückwärts nach oben geschlagene aufgebauschte Röcke feinerer Qualität und buntgewobene Gürtel. Schwarze, mit Spitzen versehene und mit ledernen Streifen verzierte Schuhe und Stiefel dienen als Fußbekleidung; in neuester Zeit sieht man sogar Strümpfe bei den ruthenischen Mädchen. Außerdem trägt man an Sonn- und Feiertagen einen rotblau gefärbten Rock aus halbseidenem Stoff, Fota genannt, und einen rotweiß geblümten, mit Kaninchenfell gefütterten und mit goldenen oder silbernen Borten besetzten Rock, Kozowejka genannt, und im Winter den Pelz. Den Hals behängt man mit zahllosen, buntfärbigen falschen Korallenschnüren, mit Kreuzchen, Silber- und Goldmünzen u. dgl. Als Aufputz des Unterkleides verwendet man vielfärbige Tücher, die zu beiden Seiten vom Gürtel herabhängen. Verheiratete Frauen bedecken den Kopf mit weißen baumwollenen oder mit färbigen wollenen Tüchern. Erwachsene Mädchen haben einen aus Bändern, Korallenschnüren, künstlichen Blumen, Pfauenfedern 2c. bestehenden zylinderartig geformten Kopfputz, der Karabulja heißt. Viele Mädchen und Frauen binden ein buntfärbiges Tuch um den Kopf und nennen das „Turpan". Seit der Türkenherrschaft ist in manchen Dörfern der nördlichen Bukowina der Fez als Kopfbedeckung üblich.

Im Sommer laufen alle Mädchen und Frauen barfuß herum, weil man sie sonst für putzsüchtig und verschwenderisch halten würde. Bemerkt der ruthenische Bauer ein Mädchen oder eine Frau, die auffallend reine Füße hat, so sagt er gleich: „Die ist sehr eitel, putzsüchtig und versäumt mit dem Fußwaschen viele Arbeit." Der Ruthene schließt aus dem Aeußeren der Menschen auf deren Verhältnisse, er ist im höchsten Grade mißtrauisch gegen denjenigen, der nicht einen Bauernrock u. s. w. trägt. Ein Bauer mit einer alten Schaffellmütze wird als sehr arm betrachtet. Der Träger eines Filzhutes im Winter wird als ein armer Mensch angesehen 2c.

An Bergabhängen, weit von einander entfernt, stehen die Hütten der Gebirgsbewohner, aus Tannenholz erbaut,

Digitized by Google

weder mit Lehm noch mit Kalk bestrichen. Sie enthalten die allerunentbehrlichste Einrichtung. Rauchfang ist keiner vorhanden, obwohl man in jeder Hütte einen riesigen Backofen findet, der höchst selten mit Holz, um so häufiger aber mit Stroh, Kukurutzstengeln, getrocknetem Mist u. dgl. geheizt wird. Die Fenster sind gewöhnlich an der Südseite angebracht. Die Ostwand der Hütte ist im Innern über und über mit Heiligenbildern behängt. Einen Tisch und einen Sessel wird man vergeblich suchen. Anstatt des ersteren dient ein Kleiderkasten, anstatt Sessel sind Bänke da. Ein kleiner Viehstall, einige Obstbäume, Bienenstöcke, hie und da ein kleiner Gemüsegarten, das ist die Umgebung einer Huzulen-Wohnstätte. Scheuer braucht der Huzule nicht, ebenso wenig den Pflug. „Es ist eine große Sünde, Gottes Erde mit dem Pfluge zu zerreißen", sagen die Huzulen. Im Sommer beschäftigen sich die Gebirgsbewohner mit dem Holzfällen und mit dessen Verflößen auf dem Czeremosch- und auf dem Pruth-Flusse nach Rußland. Oder sie hausieren mit Webwaren, Holzgerätschaften u. dgl. in der Bukowina, der Moldau u. s. w. Besitzt der Huzule ein Pferd, so verdient er mit demselben seinen Lebensunterhalt, denn die huzulischen Pferde sind zwar klein, aber kräftig, ausdauernd und sichere, gewandte Bergsteiger.

Die Wohnhäuser der Podolier sind sowohl von außen als auch im Innern besser ausgestattet, als die der Huzulen, namentlich diejenigen, deren Eigentümer in der Armee gedient oder sich einige Bildung erworben haben. Sogar englische Sparheerde findet man in manchen Bauernhäusern. Auch die Umgebung der podolischen Wohnhäuser ist nicht so öde und ärmlich, wie die huzulische, die nicht einmal eingezäunt wird. Der Podolier hat mehrere Wirtschaftsgebäude, Ställe für Rind- und Borstenvieh, Buden für Geflügel, Stöcke für Bienen, dann Obst-, Gemüse-, Kürbis-, Maisgärten, eine Dreschtenne u. s. w. Die podolischen Bauern befassen sich hauptsächlich mit landwirtschaftlichen Arbeiten, bei denen sie sich gegenseitig aushelfen. Zwei Musikanten werden gemietet, die spielend im Dorfe herumziehen und die Nachbarn zur Kláka — der gemeinschaftlichen Arbeit für Einen — einladen. Diese gemeinschaftlichen Arbeiten pflegen sehr lustig zu verlaufen, denn es wird bei einer solchen Arbeit gegessen, getrunken, gesungen, getanzt und gescherzt. Im Herbst und im Winter werden in den Bauernhäusern die Maiskolben geschält, der Hanf gesponnen u. s. w., wozu man Arbeiter beiderlei Geschlechts einlädt und bewirtet. Da diese gemeinschaftlichen Arbeiten nur Abends verrichtet werden, nennt man sie „Wetschernyzi". Das sind die „Soireen" des ruthenischen Volkes in der Bukowina, bei denen die Jugend sich nicht nur mit Gesang und Tanz, sondern auch mit dem Erzählen von Sagen und Märchen unterhält. Da lauscht man andächtig den einfachen, aber tiefsinnigen Sagen und Märchen, den Erzählungen von den Kämpfen mit den Tataren und Türken, und so gehen diese Erzählungen von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, von einem Jahrhundert in das andere, von Generation zu Generation. Die Vergangenheit des ruthenischen Volkes in der Bukowina findet man nicht in Dokumenten, nicht in Büchern, sie ist dem Gedächtnis, den Herzen des Volkes tief eingeprägt.[1]

Skizzen aus Söul.

Von Dr. H. N. Allen.

Söul ist eine von Mauern umgebene Stadt von ungefähr 150,000 Einwohnern, in deren weithin sich erstreckenden Vorstädten mindestens ebenso viel Menschen wohnen mögen. Die Stadt selbst liegt unter 37° 31′ n. Br. und 124° 30′ ö. L. von Paris, zu Lande etwa 45, nach dem Laufe des Han- oder Söul-Flusses, in dessen Nähe sie liegt und mit dem sie erst etwa 5 Km. lang durch seine Vorstädte verbunden ist, etwas über 120 Km. vom Meere entfernt. Der Fluß ist mit Schoonern befahrbar bis zur Anländе oder Magpoo von Söul, bis zu welchem Orte sich die Flut noch bemerklich macht und das Wasser bei der höchsten Flut noch brackisch ist.

Die Stadt liegt in einem gutdrainierten Becken, das durch einen hohen Berg im Norden und einen ähnlichen im Süden gebildet wird, beide durch hohe Hügelketten verbunden, deren Gräten entlang die Stadtmauer erbaut ist. Die Thore der Stadt sind in den Breschen dieser Hügelreihen angebracht, wo dann die Stadtmauer bis zu dem Niveau des Beckens herunterreicht. Die der Stadt zugekehrte Seite des südlichen Berges ist bedeckt mit einem Nadelwalde, welcher an heißen Tagen einen erfrischenden Aufenthalt gewährt und dessen dunkles Grün angenehm mit dem Schnee des Winters kontrastiert. Die Einsenkung in der Hügelreihe auf der Südwestseite der Stadt erlaubt den vorherrschenden Winden freien Zutritt, und da die Mehrzahl der Ausländer in der Nähe der Stadtmauer auf dieser Seite wohnt, so werden sie fortwährend mit frischer Landluft versehen. Die Ausländer wohnen meist in Häusern von einheimischer Bauart, welche sie aber nach eigenem Geschmack umgeändert und in sehr hübsche Heimwesen mit großen Rasenstücken und Höfen mit einer Menge von Bäumen, Ziersträuchern, Gebüschen und Blumen

[1] Ich habe auch eine deutsche Sammlung ruthenischer resp. kleinrussischer Volkssagen und -Märchen bewerkstelligt, leider aber kann ich für dieselbe keinen Verlegen finden, denn fast alle deutschen Verleger, an welche ich mich bisher in dieser Angelegenheit gewendet habe, gaben mir zur Antwort, daß eine solche Ausgabe „wenig Abnehmer finden würde". Ob es dem wirklich so sei, das kann ich nicht beurteilen; ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß einmal die Zeit kommen wird, wo das gebildete Publikum sich auch für die ihm so gut wie unbekannten Traditionen und Erzählungen des nach vielen Millionen zählenden russischen Volkes interessieren und derlei Ausgaben ermöglichen wird.

Wien. Gregor Krupczanko.

Digitized by Google

bepflanzten Terrassen verwandelt haben. Das Gebäude der japanischen Gesandtschaft, welches vor stark zwei Jahren während des Aufruhrs niedergebrannt wurde, war ein schönes und in allen Teilen modernes Anwesen, das sich in jeder auswärtigen Stadt hätte sehen lassen können. Jetzt ist ein ähnliches Gebäude, aber in viel kleinerem Maßstabe, für den Gebrauch der japanischen Vertreter auf der neugewählten Stelle am Abhang des südlichen Berges erbaut worden.

Die landesübliche Bauart ist eine sehr einfache: man legt isolierte Fundamente von zerschlagenen Steinen, worein große aufrechte Steine gesetzt werden. Diese stehen sämtlich je acht Fuß auseinander, denn ein Klafter von acht Fuß ist die Rechnungseinheit beim Hausbau. Auf diese einzelnstehenden Steinpfosten wird dann das Rahmenwerk von unnötig starken Balken aufgestellt und diesem ein Dach aufgesetzt, welches den in China üblichen Dächern sehr ähnlich ist. Das Rahmenwerk der Außenwände des Hauses, nachdem es in Abschnitte von je vier Fuß Breite eingeteilt ist, wird dann mit einem Netzwerk oder Geflecht von Faschinen oder zusammengebundenen Prügeln ausgefüllt und dieses erst mit Lehm oder Schlamm und dann mit Mörtel beworfen. Will man ein steinernes Haus erbauen, so werden innerhalb Steine in den Lehmbestich dieses Flechtwerks so befestigt, daß sie ihre glatte Seite herauskehren; hübsch zugehauene Ziegel dienen dann zur Vollendung der Arbeit und wenn dann alle Fugen gut mit weißem Mörtel ausgefüllt sind, macht das Gebäude einen gefälligen Eindruck. Das Haus ist um einen Hof herum gebaut und hat vielleicht noch eine andere Reihe gänzlich abgeschlossener Gebäude für die weiblichen Mitglieder der Familie. Die heizbaren Wohnzimmer haben gewöhnlich acht Fuß ins Gevierte und Schiebethüren, so daß mehrere Zimmer zu einem einzigen vereinigt werden können. Die großen Empfangsgemächer, von denen man keine Heizeinrichtungen erwartet, haben hölzerne Fußböden von einem hübschen Muster, welche tüchtig geölt sind, und Fenster, welche die ganze Seite des Gemaches einnehmen und geöffnet werden können, so daß das Gemach eine nach dem Hofe hin offene Halle bildet.

Die kleinen Zimmer werden durch den sehr sinnreichen und Brennmaterial ersparenden Kang geheizt. Dieser besteht aus der Anlage eines Systems von flachen Röhren, welche an die Stelle des Fußbodens gelegt werden. Diese Heizröhren beginnen an einem großen Feuerherde oder Heizraum und endigen am anderen Ende des Hauses in einem tiefen Graben, in welchem der Ruß sich niederschlägt. Dieser Graben ist mit einem Kamin aus Backstein verbunden, welches entweder an der Außenwand des Hauses emporführt oder mit einem Schlauch von Brettern oder mit einem hübschen hohen Schornstein aus zierlichem Backsteinmauerwerk, welcher etwa zehn Fuß vom Hause entfernt steht, durch eine unterirdische Verlängerung des Grabens mit dem Kang verbunden ist. Die Heizröhren sind mit großen flachen, 2—4 Zoll dicken Kalksteinplatten überlegt, welche dann ihrerseits wieder mit Mörtel bedeckt werden, über welche erst das vortrefflich geölte Papier gelegt wird, welches in Korea die Stelle von Wachstuch vertritt und seinen Zweck noch weit besser erfüllt. Die Zimmer sind innen hübsch mit weißem oder farbigem Papier tapeziert, was, wenn richtig ausgeführt, keinerlei Rauch zuläßt. Der Heizraum oder Feuerherd ist so angeordnet, daß er zugleich die Stelle der Küche versieht, wo alle Speisen zubereitet werden, und der Rauch und die Wärme von dem Morgens und Abends hiezu nötigen Kochfeuer erhitzt diese großen Steine so vollständig, daß sie bis zur Zeit für das nächste Feuer warm bleiben. Diese Wärme ist trocken und behaglich, und in einem gutgebauten und richtig eingerichteten Hause weiß man daher nichts von Zugluft und die Bewohner leiden anscheinend nicht viel von der Kälte.

Die Ausländer bedienen sich allerdings neben dem Kang noch allgemein der Oefen, deren Gebrauch jedoch durch den hohen Preis des Brennholzes sehr verteuert und gehemmt wird, so daß die Heizung mit japanischer Steinkohle billiger zu stehen kommt, als die mit dem einheimischen Brennholz. Die Eingeborenen gehen natürlich nicht so verschwenderisch mit ihrem Brennmaterial zu Werke wie die Ausländer; sie benützen sehr kleine Zimmer und machen ihre Feuer oft nur von Gras oder getrocknetem Mist.

Die Nahrungsmittel der fremden Bevölkerung sind meist eingeführt; der einheimische Markt liefert nämlich vorzugsweise nur Ochsenfleisch, Fische, Wildpret, Reis, Bohnen, etwas schlechtes Gemüse und zur geeigneten Jahreszeit etwas Obst. Die Koreaner haben auch Schweinefleisch, allein es ist ein schlechtes Nahrungsmittel. Ein gewichtiger Einwand gegen den Genuß des koreanischen Ochsenfleisches ist die Thatsache, daß dort zu Lande unter dem Rindvieh eine Art Blutvergiftung endemisch ist und daß die davon befallenen Tiere geschlachtet und als Nahrungsmittel verwendet werden. Zeitweilig tritt diese Krankheit sehr heftig und rasch verheerend für die Tiere, aber auch für die Menschen auf, welche das Fleisch gegessen haben.

Ueber das Klima ist man noch nicht ganz im klaren, da es erst seit einigen Jahren von den Ausländern beobachtet worden ist. Es ist jedoch, abgesehen von der Regenzeit, anscheinend angenehm trocken und gleichartig, weshalb Korea auch als ein passender vorübergehender Aufenthalt für solche empfohlen worden ist, welche an Lunge und Kehlkopf leiden. Die kühlere Witterung beginnt im September, wo die Nächte kühler werden und man gegen Ende des Monats am Abend schon Heizung bedarf, während es Mittags noch ganz heiß ist. So fährt es fort, wird von Woche zu Woche etwas kühler, aber so allmählich, daß die Veränderung von Tag zu Tag kaum bemerklich ist, bis um die Mitte oder gegen Ende Dezembers die Kälte dann gleichsam mit Macht auftritt.

Digitized by Google

Der Fluß gefriert dann so, daß Lastkarren mit drei Ochsen und einigen Tonnen Waren darüber fahren können. Von da an schwankt das Thermometer in Söul nicht mehr viel, sondern bleibt zwei bis drittehalb Monate ziemlich andauernd auf einem Stand von — 11° bis 13° C. Gegen den ersten März hin werden die leichten Aufthauungsversuche des Februars stärker und anhaltender; an die Stelle der eisigen Nordost- treten starke Südwest-Winde und Eis und Schnee beginnen zu verschwinden. Die Passage über die zugefrorenen Flüsse wird gefährlich, und man muß für die Fährboote Kanäle ins Eis hauen.

Der Frühling tritt gleich dem Herbste allmählich ein. Auf die Märzwinde folgen in der vollkommensten Ordnung die sprichwörtlichen April-Regenschauer, worauf zwei Monate sehr trockenen Wetters kommen und es von Woche zu Woche heißer wird, bis es gegen Mitte Juni so heiß wird, als es anscheinend nur werden kann. Wenn sodann Regen eintritt, so steigert er sich bis etwa um die Mitte Juli, wo die Regenzeit förmlich eintritt, der Regen zwei oder drei Tage und Nächte lang anhaltend in Strömen fällt, dann aufhört und wieder beginnt, aber mit abnehmender Heftigkeit. Diese allmähliche Abnahme dauert bis Ende August, wo dann wieder schöne Witterung eintritt. Während der Regenzeit erscheint alle Drainierung ungenügend. Der kleine Fluß, welcher in seinem gemauerten Bett und unter den zahlreichen steinernen Brücken hindurch die Stadt durchfließt, wird dann zum tosenden Bergstrom, führt die Massen von Unrat, die sich während des ganzen Jahres in sein trockenes Bett ergossen haben, mit sich fort und reißt gelegentlich einen der großen Steine der Aufdämmung hinweg, worauf der sandige Boden hinweggespült wird und große Lücken entstehen. Auf diese Weise werden nicht wenige Häuser zerstört. Die Straßen, welche zu diesem Flusse hinunterführen, werden selbst zu raschen Gießbächen, in denen derjenige, welcher sich hinauswagen muß, oft genötigt ist, bis an den Bauch des Pferdes im Wasser zu waten, und Fußgänger manchmal unwiederbringlich fortgerissen werden.

Da der Boden meist aus Lehm oder aus dem porösen Granitsande besteht, welcher aus den Gebirgen herunter gespült worden ist, so hinterlassen diese Ueberflutungen die Straßen oft in einem sehr schlimmen Zustand, da der Sand aus dem Thon und Lehm herausgewaschen wird und die Steine allein zurückbleiben. Viele Leute werden alljährlich durch die Häuser erschlagen, welche über ihren schlafenden Insassen einstürzen. Derartige Gebäude sind jedoch meist Hütten mit Strohdächern, denn ein Haus mit Ziegeldach würde eine geeignete Fundierung erfordern.

Die Drainierung der Stadt befindet sich dermalen in einem trostlosen Zustand. Die Gründer der Stadt hatten bei Anlage derselben die besten Absichten und Ideen und legten die Straßen in genügender Breite an, von 20 bis zu 200 Fuß. An jeder Seite der Straße ward ein offener Abzugskanal mit genügendem Fall gelassen, der die Abfuhr alles Wassers und Unrats nach dem vorerwähnten Flusse erlaubt, der als Hauptkloake fungiert. Es gab ferner auch mehrere sehr große bedeckte, steinerne Abzugskanäle, drei Fuß hoch und vier Fuß breit, von denen heutzutage nur noch wenige in gutem Zustande übrig geblieben sind. Diese Anordnung erlaubte die geeignete Reinigung und Drainierung der Stadt, so oft die Schleusen des Himmels mit einem hinreichend schweren Regenguß sich öffneten. Heutzutage aber sind die Straßen thörichterweise versperrt durch strohgedeckte Buden, welche vor die Hauptlinie der ziegelgedeckten steinernen Häuser hingestellt worden sind. Diese Buden stehen gewöhnlich über den Gossen und versperren dieselben mehr oder weniger, und an vielen Stellen wird sogar ein Haus mit Fundationen in die Straße hinausgebaut, verunstaltet deren Aussehen und nötigt die Gosse zu einer Krümmung oder Biegung. Auf diese und ähnliche Weise werden die Abzugskanäle verstopft, so daß der Unrat von den Häusern, nachdem er durch ein Loch in der Hauswand hinausgeworfen worden, liegen bleibt und verfault, wenn er nicht von den Hunden und Schweinen aufgefressen oder von den paar Gärtnern weggeschafft worden ist, die den Kehricht sammeln und so die Straßenreinigung besorgen.

Die Brunnen der Stadt stehen den Straßen entlang wahrscheinlich meist in einer Ecke, welche man von den anstoßenden beiden Höfen weggenommen hat. Die Gossen laufen gerade über ihnen und so dicht dabei vorüber, daß der Ueberlauf der überladenen Gossen, der mit allerlei Unrat geschwängert ist, unfehlbar sich in die Brunnen ergießen muß. Es gibt allerdings auch Quellen mit gutem Wasser an den Berghängen innerhalb der Stadtmauern, und Männer machen ein Gewerbe daraus, ihre Kunden angeblich mit Wasser aus jenen Quellen zu versehen. Man hat mir jedoch verschiedene Proben von solchem Wasser gemeinsam mit Proben aus den nächsten Brunnen zugesandt, und ich brauche kaum zu sagen, daß ich sie ganz identisch fand. Die Einheimischen bedienen sich allgemein des schlechten verunreinigten Wassers ihrer Brunnen, worauf mancherlei Krankheiten zurückzuführen sind. Wenn aber die Ausländer das Wasser aus den Brunnen in ihren eigenen Höfen gebrauchen, um deren Reinerhaltung sie sehr bemüht sind, so genießen sie es wenigstens nicht eher als bis sie es sorgfältig gekocht und filtriert haben.

Die Sommerfrische in den Vereinigten Staaten.

In den Vereinigten Staaten, sogar im kältesten nördlichsten Teile derselben, sind die Sommer lang und heiß; die Julitage in den größeren Städten sind glühend und die Nächte erstickend; mit dem August tritt etwas Erleichterung ein, allein dann kommen die erschöpfenden Hundstage, wo das Quecksilber im Thermometer zwar nicht mehr so hoch steigt,

Digitized by Google

aber die Atmosphäre beinahe noch unangenehmer ist, als ob es noch Juli wäre.

Wer es daher nur immer erschwingen kann — und sogar auch viele andere, welche es nicht können, aber doch ihren reicheren Nachbarn gleichthun zu müssen glauben — beginnen deshalb im Juli an die Meeresküste, ins Gebirge oder in die Hotels der Badeorte zu flüchten, wo sie für ein kleines Zimmer eine so hohe Miete bezahlen müssen, als sie in den Städten für ein ganzes Haus geben würden. Hier bleiben dann die Frauen und Kinder so lange als es ihnen gefällt oder als es Papa's Börse erlaubt. Wenn das gewählte Hotel noch innerhalb vernünftiger Entfernung von den Geschäftsorten der Männer liegt, so eilen diese am Sonnabend Abend dahin und kehren am Montag in aller Morgenfrühe wieder zu ihren Geschäften zurück. An einigen derartigen Orten haben in der Saison gewisse Eisenbahnzüge oder Dampfboote den lokalen Namen „Ehemannszüge oder -Boote" je nachdem der Fall liegt. Die jungen Mädchen, welche zu dieser Zeit nach keinem Liebhaber auszuschauen brauchen, sind außerordentlich gespannt, zu sehen, was für „neue Herren" die Papas am Sonnabend mitbringen werden, denn es herrscht an diesen Sommerfrisch-Orten ein schrecklicher Mangel an wünschenswerten Gesellschaften — nämlich wünschenswert und passend als Begleiter oder Spielgenossen bei Crocket und Tennis, oder als Tänzer beim Cotillon. Zwischen Montag und Sonnabend unterhalten sich die Damen mit feineren weiblichen Arbeiten, mit der Lektüre leichter Romane, aber noch weit lieber mit Plaudern und Klatschen, mit dem Tadeln der Mahlzeiten oder des Lärms, den die Kinder machen, und kokettieren nach Herzenslust mit den Männern, welche sich selbst eine Ferienzeit gönnen und für eine oder zwei Wochen in einem solchen Hotel bleiben. Ferner gibt es dann gewöhnlich in einer solch gemischten Gesellschaft, wie man sie notwendig selbst in dem gewähltesten Hotel finden muß, zum mindesten Eine Person, welche etwas Seltsames an sich hat, vielleicht nichts schlimmeres als einfach große Exzentrizitäten, und welche hierdurch ihren Tischgenossen Stoff zu endloser Auskundschaftung und zum Klatsch liefert.

Dies ist das Treiben der gedankenlosen Durchschnittsmenge und gilt für fashionabel. Das Hotelleben ist aber manchen so verhaßt und so kostspielig, daß neuerdings eine andere Art und Weise der Sommerfrische aufgekommen ist, nämlich das Sommerlager oder Camping-out, wenn auch nicht notgedrungen unter Zelten, obwohl manche dies vorziehen. Ueber den ganzen nördlichen Teil des Landes hin erstehen nun wie Pilze rohgebaute Hütten oder Cottages, welche nur darin etwas besser als Zelte sind, daß sie wasserdicht sind, einen harten Fußboden haben und nicht vom ersten besten starken Wind umgeblasen werden können. Diese Cottages sind oft gar nicht oder nur halb getüncht und enthalten im Erdgeschoß zwei kleine Zimmer und ein größeres oder zwei kleinere darüber; ist letzteres der Fall, so sind sie nur durch eine Scheidewand getrennt, welche selten über sechs Fuß hoch ist. Bestehen die Auslagernden aus einer gemischten Gesellschaft und nicht nur aus Vater, Mutter und Kindern, so schlafen die jungen Männer drunten im Wohnzimmer, und die Betten im oberen Stockwerk sind durch Vorhänge oder Verschläge abgeteilt. Die Hütte ist immer in der Nähe irgend eines Gewässers errichtet, man gibt aber dem alten Ozean den Vorzug oder wählt mit Vorliebe einen Fichtenwald am Rande eines Teiches oder Sees. Ich erinnere mich namentlich Eines derartigen Ortes im Staate Maine, wo einige Freunde von mir eine sehr angenehme Sommervakanz verbrachten. Es war ein Fichtenwald, nicht viele Meilen von der Stadt Augusta, unmittelbar am Gestade eines jener Hunderte von kleinen Süßwasserseen, von denen Maine wimmelt. Der Grundbesitzer hatte fünf derartige einfache Häuschen errichtet und sie an Personen von der höchsten Achtbarkeit vermietet, denn der eine Mieter war ein Lehrer an der Hochschule, der andere ein universalistischer Geistlicher, der dritte ein Zeitungsherausgeber u. s. w. Der Mietpreis war sehr niedrig — im Maßstab von einem Dollar per Tag für diejenigen, die nur eine oder zwei Wochen bleiben wollten, aber zu einem weit niedrigeren Preise für diejenigen, die das Häuschen für die beiden Sommermonate nahmen. In diesen Preis war eingeschlossen die Verwendung all des Eises, welches sie zur Erhaltung ihrer Nahrungsmittel bedurften, und eines Ruderbootes, welches acht Personen aufnehmen konnte. Die Auslagernden brachten ihre eigenen Möbel mit, und es ist in der That erstaunlich, wie wenige Dinge man in Wirklichkeit nötig hat, um einen Monat behaglich zu leben. Der kleine See, welcher den indianischen Namen Cobbasacontee führt, ist sehr fischreich und ganz mit kleinen Inseln besetzt, welche vorzüglich dazu geeignet sind, daß man auf ihnen lande und ein Feuer anmache, um die soeben gefangenen Fische zu kochen. Wenn man daher die Vorsicht gebraucht hatte, einen Kaffeetopf, eine Bratpfanne, etwas Kaffee, Zucker, kondensierte Milch, Pfeffer, Salz und etwas Butterbrot mitzubringen, so konnte man bald eine Mahlzeit haben, welche eines Königs — namentlich eines hungrigen Königs — würdig war.

Wie gut erinnere ich mich noch eines derartigen Ausfluges, welchen ich vor zwei Jahren gemacht habe! Wir waren eine Gesellschaft von fünf Personen, keine davon mehr sehr jung und keine in eine der anwesenden Damen verliebt. Zwei weitere Damen fürchteten sich den übrigen in dem kleinen Segelboote anzuvertrauen und bestiegen mit dem Neffen der einen ein Ruderboot. Kaum waren wir recht ausgelaufen, so fand der Schiffer der Gesellschaft, daß sein Segel nicht zu dem Boote paßte, worin er fuhr, und die Herren ruhten nicht eher als bis die Segel und Ruder der beiden Boote vertauscht wurden, während die Passagiere stille saßen; und trotz der unausgesprochenen Befürchtungen und der hehlings miteinander

Digitized by Google

gewechselten mißtrauischen Blicke unserer Damen gingen wir gleich darauf unter vollen Segeln weiter. Der Wind war aber an jenem Tage launenhaft wie ein Weib und eine Weile fuhren wir in einer ziemlich beunruhigenden Weise über das Wasser hin in Anbetracht, daß unser Schifflein nur ungefähr sechs Personen fassen konnte; dann nachdem unser Dahlbord beliebig oft ins Wasser getaucht hatte, hörte der Wind auf, das Segel hing schlaff und leblos herab und wir lagen stille. Das Ruderboot war uns bald weit voraus, und während wir noch immer in Sicht von unserem Lager waren, hatten die Insassen des anderen Bootes bereits unseren Bestimmungsort erreicht und angelten mit erstaunlicher Geschwindigkeit Fische. Während einer unserer krampfhaften raschen Segelfahrten scheuchten wir das Weibchen einer Tauchente auf, welches in der dieser Vogelart eigentümlichen sonderbaren hexenartigen Weise gegen uns lachte, das Gestade entlang schwamm und uns zu verlocken versuchte, daß wir es verfolgen und nicht glauben sollten, daß dort ein Nest voll kleiner Tauchentchen, nicht größer als das Junge, welches neben der Alten herschwamm, in dem langen Schilf versteckt sei, aus dem die Alte mit solcher Hast aufgeflogen war, als unser Boot in die Nähe kam. Ueber eine Viertelmeile weit lockte sie uns, wie sie es meinte, von ihrem Nest hinweg und antwortete uns, so oft wir ihren Ruf nachzuahmen versuchten. Nach vielem Lavieren und Aufkreuzen erreichten wir endlich eine kleine Insel, wo zwei Stadtnachbarn meines Freundes, ein Geistlicher und ein gelehrter Richter, in einer winzigen Hütte kampierten, die an einem ungemein lieblichen Orte, einem Dickicht von Unterholz und Brombeerenbüschen, stand, deren Ranken bis beinahe an die Hausthüre reichten. Kleine braune Eichhörnchen, so zahm, daß sie bei unserer Annäherung an den Bäumen herunter liefen, um zu sehen, was wir hier in ihrem Eigentum suchten, sprangen von Baum zu Baum oder hüpften über das weiche Gras und schienen ganz überzeugt, daß ihnen niemand etwas zu Leide thue, so lange es so viele Fische gab; Vögel zwitscherten und sangen, und Eden selbst konnte nicht friedlicher ausgesehen haben. In diesen Seen von Maine gibt es Dutzende von derartigen Inseln, welche für einen Pappenstiel gekauft oder gemietet werden können.

Habt ihr jemals ein Haus besucht, welches von einem gewöhnlichen oder Durchschnittsmanne gehalten wird? Ich hatte gehört, daß Männer, welche draußen lagern, ihr Geschirr selten öfter zu spülen pflegen, als sie unumgänglich müssen, aber seit ich die kleine Küche gesehen habe, welche mit dieser Hütte verbunden war, bin ich überzeugt, daß sich manche Männer und sehr gelehrte Männer gar nicht mit fettigen Pfannen und ungespülten Tellern placken. Der Richter und sein Gefährte waren für einen Tag auf den Fischfang gefahren; wir waren ihnen auf dem Herwege begegnet und sie luden uns herzlich ein, uns in ihrer Wohnung vollkommen heimisch zu machen. Dies thaten wir denn auch, und die Damen unserer Gesellschaft machten sich sogleich daran, das Geschirr zu spülen und zu scheuern. Die Herren ließen uns einige Tage nachher sagen: sie wünschten, die Damen würden ihr Haus wiederum besuchen. Ich weiß, sie erkannten ihre eigenen Teller und Tassen kaum wieder, als sie an jenem Abend sich zu Tische setzten.

Die Ausstattung und Möblierung der meisten jener Hütten ist in hohem Grade primitiv. Behagliche Betten sind eine unerläßliche Bedingung für diejenigen, welche an Roßhaarmatratzen und Federröste gewöhnt sind; aber man kann auch angenehm und ruhig auf einem Bett von reinem trockenen Heu schlafen. Es macht nicht viel Mühe, leere Bettziechen oder Schläuche mitzunehmen, zu deren Füllung trockenes Gras oder noch besser dürre Fichtennadeln um die Mühe des Sammelns zu haben sind. Wolldecken und Federkissen muß man aber zur Hand haben, denn gleichviel wie die Witterung bei Tag ist, man darf überzeugt sein, daß die Luft kalt wird, sobald die Sonne hinunter gegangen ist. Ein Feldbett ist ebenfalls notwendig — denn Freunde, welche in der Stadt nicht Zeit finden, Einen zu besuchen, werden gern fünfzig e. Mln. weit reisen, um einen Tag oder zwei bei ihren alten Freunden zu kampieren, die eine Cottage haben — nicht allein zum Gebrauche bei Nacht, sondern um bei Tage in einen Divan oder Sopha verwandelt zu werden, und natürlich müssen auch Hängematten vorhanden sein, um sie unter der Veranda oder unter den Bäumen aufzuhängen. Es ist immer ein Farmer in der Nähe, welcher gern — natürlich zu Stadtpreisen — Butter, Eier, Milch und Hühner verkauft, und da die meisten dieser Seen sehr fischreich und gut mit Forellen, Barschen, Hechten, Grashechten, schwarzen Bassen (Centropristis atrarius) u. s. w. besetzt sind, so braucht niemand Hunger zu leiden. Steht die Cottage gar an der Meeresküste, so nimmt man leicht Teil an der reichen Ernte des Meeres und fängt ohne Mühe Makreelen, Hummern, Garneelen, Austern, Venusmuscheln, und die prächtig bunten, immer gierigen Sculpins, Callionymus lyra, welche in Menge gefangen ein delikates Fischragout geben. Wer eine Schrotflinte handhaben kann, der findet in den Wäldern ruffed grouses, die leicht zu schießen sind, und auf den Süßwasserseen verschiedene Entenarten und Wildgänse, am Meeresstrand aber Schnepfen, Strandläufer und verschiedenes andere Federwild.

Mehrere hübsche lichte Wälder an den Flüssen Kennebec und Penobscot werden häufig zu Camp-meetings der Methodisten benützt. Dort finden dann eine Woche lang gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Augusts, wenn die Farmer mit ihrer Heuernte fertig sind, oder zu Anfang Septembers religiöse Versammlungen Morgens, Mittags und Abends statt, an welchen beliebte Prediger oder Ermahner auf Einladung teilnehmen. Die Ländereien unmittelbar um die Stelle herum, wo die Andachtsübungen gehalten werden, gehören gewöhnlich einer Aktiengesellschaft, und die Satzungen für die Aufrechthaltung der

Digitized by Google

Ordnung sind sehr streng und werden genau gehandhabt. Die Lichter und Feuer müssen zu einer gewissen Stunde gelöscht werden, unziemlicher froher Lärm oder profane Musik werden an Sonntagen nicht geduldet; der Verkauf berauschender Getränke ist zu jeder Zeit und ebenso auch ihr Gebrauch in Privatzelten oder Hütten verboten und wird bestraft, wenn er von der immer zur Hand befindlichen Patrouille entdeckt werden kann. Diese Bestimmungen sind absolut notwendig, um zu verhindern, daß die Freiheit des Camplebens in Zügellosigkeit ausarte, denn die Campmeetings werden von vielen jungen Leuten besucht, welche sich um den religiösen Teil der Sache sehr wenig kümmern.

Die Methodisten besitzen die größte Anzahl von Campgründen, aber auch andere geistliche Sekten haben mehr oder weniger Vorliebe für solche Plätze. Ich besuchte einmal einen spiritualistischen Campgrund an einem dieser Flüsse von Maine und ein feuchterer, geisterhafterer Fleck Erde war nicht wohl zu denken; alles und jedermann sah schimmelig aus und man hätte, ohne seine Einbildungskraft allzu sehr anzustrengen, erwarten können, jeden Augenblick einen materialisierten Geist überall emporhüpfen zu sehen. Ich muß aber ausdrücklich erklären, daß es im Lager keine „Offenbarungen" gab, sondern daß die Versammlung nur zum Zweck der Verbreitung ihres eigentümlichen Glaubens abgehalten wurde.

Eine Gesellschaft von etwa einem halben Dutzend Knaben und vier oder fünf Männern ist in den letzten sechs Jahren nach einer kleinen Insel in einem See in Newhampshire, nicht weit von dem Winnipisaukee-See, gegangen, welcher wegen seiner lieblichen Szenerie ein beliebter Sommeraufenthalt ist und in den Monaten Juli und August in der That auch eine hohe landschaftliche Schönheit aufweist. Ihre zeitweilige Wohnung ist eine sehr primitive, nur aus einem Dach und drei Wänden bestehend, denn sie wollen ihre ganze Zeit im Freien zubringen. Jeden Sonntag Nachmittag halten diese jungen Leute einen Gottesdienst unter freiem Himmel; sie haben eine kleine Hausorgel und bilden selbst einen Singchor. Es gibt auf eine weite Entfernung hin keine Kirche, da dieser Teil des Staates ungemein dünn bevölkert ist. Von Newhampshire behaupteten ja die Bewohner anderer Staaten scherzweise: die dortigen Farmer müssen ihren Schafen die Schnauze spitzen, damit sie das Gras zwischen den Felsen und Steinen herausraufen können, denn Newhampshire ist voll Steine. Die Eingeborenen besuchen sogar den Gottesdienst dieser jungen Leute als eine Art Genuß oder Erholung, obwohl sie nicht ganz gewiß wissen, welcher Sekte oder welchem Ritus die Zeremonien angehören, welche jene jungen Leute bei ihrem Gottesdienst beobachten, da die anglikanische Kirche in jenen Gegenden nicht so genau bekannt ist. Der Gottesdienst wird jedoch nicht immer nur von Laien besorgt, sondern sogar Bischöfe und höchst angesehene Geistliche haben schon diesen kleinen Camp besucht und darin gepredigt, und einer der jungen Leute erzählte mir, sie haben in sechs Sommern nur einen einzigen Sonntag erlebt, wo es so stark geregnet habe, daß sie nicht imstande gewesen seien, ihren Gottesdienst im Freien zu halten.

Diese Sommerfrischen im Walde und Gebirge oder am Meere sind eine unbeschreibliche Wohlthat, namentlich für die Kinder aus den großen Städten, welche ohnedem unter solch unnatürlichen Verhältnissen aufwachsen und eine Art Treibhausleben führen! Sie brauchen keine schönen Kleider rein zu erhalten, keinen lebhaften und unterhaltenden Straßenkindern auszuweichen, laufen nicht Gefahr, von einem Wagen überfahren oder von bösen Hunden gebissen zu werden, können nach Herzenslust baden und sich herumtreiben, kein Geld vernaschen, brauchen keine Masern oder sonstige ansteckende Krankheiten zu fürchten und kräftigen sich bei diesem einfachen und naturgemäßen Leben überraschend schnell wieder. Dieser neue Brauch der Sommerfrischen verbreitet sich daher auch mit anerkennenswerter Raschheit über die östlichen Staaten und die Nähe der großen Städte, und es sind namentlich die gebildeteren Deutschen und Ausländer, welche demselben huldigen und ihren Kindern die Wohlthaten und Genüsse eines derartigen Landlebens während der Sommerferien zu verschaffen suchen. Die Idee der deutschen Ferien-Kolonien für arme Schulkinder, welche in Deutschland solch wohlthätige Wirkungen hervorgebracht hat, ist unseres Wissens in den Vereinigten Staaten noch nicht verwirklicht, sondern von verständigen Eltern an ihren eigenen Kindern ausgeübt worden, denn beim Amerikaner heißt es: „Remember number one", d. h. ein braver Mann denkt an sich selbst zunächst. Hunderte von gebildeten Familien, zumal deutsche aus dem Mittelstande, welche einsichtig genug sind, das verrückte Modeleben und die gedankenlose, eitle, verschwenderische Ostentationssucht der Amerikaner nicht nachzumachen, schicken ihre Familien im Sommer mit einem Zelt und dürftigem Haushalt entweder an die Meeresküste oder in die Alleghanies, Adirondaks oder irgendwohin aufs Land, wo sie in irgend einem Blockhaus oder einem Framehouse ein Unterkommen, gute Luft und leibliche Verpflegung finden, und wo sie selbst dann je nach Umständen eine oder mehrere Wochen sich fern von den Geschäften und der verzehrenden Jagd nach dem Dollar ausruhen können. Besonders greift diese Gewohnheit unter dem deutschen Mittelstande in New-York, Philadelphia und Baltimore um sich und hat bei verhältnismäßig geringeren Geldopfern unendlich günstigere Folgen für Frauen und Kinder, als der Aufenthalt in den fashionablen Mineral- oder Seebädern der Oststaaten, wo die potenzierte Unnatur des amerikanischen Lebens seine reichsten Blüten treibt und mit seinem physischen und moralischen Gifthauch die ohnedem schon so frühreife amerikanische Jugend infiziert. Die wohlthätigen Folgen dieser einfacheren Sommerfrischen, fern von dem Szepter

Digitized by Google

der tollen Fashion, sind aber so augenfällig, daß der scharf beobachtende und rechnende Yankee diese heilsame Reaktion gegen die Auswüchse der Sitte oder Unsitte bald einsehen lernen und nachahmen wird, denn der Reiz der freien Bewegung in einem bequemen alten Rock und ungestärkten Hemde und eines freisamen zwanglosen Waldlebens am Busen der Natur übt auch auf ihn seinen Zauber, zumal wenn er die günstigen Erfolge mit den erforderten geringen pekuniären Opfern vergleicht. Gerade bei dem aufregenden und verzehrenden geschäftlichen und politischen Leben der Amerikaner ist es ja ein Stück geistiger und körperlicher Erholung und Wiedergeburt, wenn man einige Wochen fern von Börse, Konkurrenten, Spekulationen, Zeitungen, Parteigezänke 2c. in ländlicher Stille und Sammlung gleichsam in Hemdärmeln zubringen und sich und den Seinigen leben, und statt der gas- und rauchgeschwängerten Luft der großen Städte die reine frische Atmospäre der Meeresküste oder der Wälder der Alleghanies 2c. atmen darf!

Die französische Kolonie Obock und das Protektorat Frankreichs über Tadjoura und über die angrenzenden Territorien bis Gubbet-Karab.[1]

Nach offiziellen Berichten der französischen Deputiertenkammer.

Die unter dem Namen Obock gehende Niederlassung liegt bekanntlich an der ostafrikanischen Küste auf ungefähr 100 Km. von der Enge Bab-el-Mandeb am Eingange des Tadjoura-Golfes, welcher wiederum nördlich bis zum Kap Bir oder Raz-Bir und südlich bis zum Kap Djiboutil oder Ras-Djiboutil reicht.

Der Golf Tadjoura, an dessen Eingang Obock sich befindet, erstreckt sich auf eine Tiefe von ca. 100 Km., wenn man hierzu noch den inneren Einschnitt von Gubbet-Karab hinzurechnet. Die Breite des Golfes, von dem einen zum anderen der erwähnten Kaps in gerader Linie, beträgt ungefähr 50 Km. Etwas unterhalb der Mitte des Eingangs dieses Golfes auf der Länge von Ras-Djiboutil liegen einige Madreporen-(Korallen-)Inseln, die im Jahre 1840 von den Engländern käuflich erworben wurden. Diese, Mushah genannten Inseln sind nicht bewohnt und überhaupt unbewohnbar.[2]

In dem Golfe Tadjoura finden wir außer Obock, an der Bucht gleichen Namens, welche gegen die Nord- und Nordostwinde durch die Ras-Bir-Spitze geschützt ist: Latela an den bewaldeten Bergschluchten, die ebenfalls diesen Namen führen, dann Raz-Abi, hinter der eine kleine, von inländischen Fahrzeugen besuchte Bucht liegt, und Tadjoura, den Endpunkt der Straße von Schoa bildend. Schließlich Ambabo, Doulloul, Sagallo und die Bucht von Gubbet-Karab (Goud-Ali).

Verfolgt man von Raz-Bir die afrikanische Küste des Aden-Golfes, deren Richtung im allgemeinen von Nord nach Süd ist, so trifft man zuerst auf einige einzelstehende Bergkegel, unter dem Namen Table-Cliffs bekannt, und weiter nördlich das Kap (Ras) Sejarn, welches auf der afrikanischen Seite die Grenze von Bab-el-Mandeb bildet. Im Norden der Straße Bab-el-Mandeb über Perim wird die Grenze der Obock-Kolonie durch das Kap Dumairah bezeichnet und von hier aus noch weiter nördlich, ca. 50 Km., liegt die Bucht Assab, welche kürzlich von Italien in Besitz genommen wurde. Von der Ras-Djiboutil-Spitze ausgehend, südlich vom Tadjoura-Golfe, liegen nacheinander zwei Punkte von kommerzieller Bedeutung, welche zu Aegypten gehören: die Städte Zeïlah und Berbera.

Wie aus Gesagtem hervorgeht, erstrecken sich die Küsten des französischen Territoriums und Protektorats von Kap Dumairah bis Gubbet-Karab im Inneren der Tadjoura-Bucht.

Die Grenzen dieses Gebietes zu Lande werden von Gebirgsketten gebildet, welche sich ebenfalls vom genannten Kap bis ins Innere der Bucht erstrecken. Von diesen Gebirgen aus fällt das Land, eine hügelige Ebene bildend, zur Küste hin ab und erreicht bis zur Höhe von Obock eine Breite von ca. 20 Km. Das ganze Gebiet wird von den Danakils, der Süden des Tadjoura-Golfes dagegen von den Somalis bewohnt. Jenseit der die Grenze bildenden Gebirge wird das Land, welches sich bis zu dem Gebirgsplateau von Abessinien erstreckt, von unter verschiedenen Namen gehenden Stämmen der Danakils (Afars oder Adels) bewohnt. Dieses Land bildet ein großes Dreieck, dessen nördliche Spitze mit der Bucht von Adulis und mit Arkiko in Verbindung steht. Die Basis im Süden ist annähernd eine Linie, gezogen vom Inneren der Tadjoura-Bucht bis zum südlichen Teile Abessiniens, das Königreich Schoa ausmachend. Im Osten erstreckt sich dieses Land dem Roten Meere entlang und wird im Westen durch die niedrigeren Ketten der Berge Abessiniens abgeschlossen.

Die Stämme, welche den Norden dieses großen Landstriches bewohnen, sind von dem Naïb Arkiko's abhängig, diejenigen des Mittellandes stehen mehr oder weniger unter der Botmäßigkeit des Sultans von Aoussa, wogegen die Stämme, speziell diejenigen von Debeneh-Tadjoura, so ziemlich unabhängig von eigenen Sultanen regiert werden. Als einflußreichste dieser Sultane gelten nach dem Sultan von Aoussa diejenigen von Tadjoura, Gobad und Gubbet-Karab, mit welchen Frankreich ganz kürzlich Verträge, worauf wir später noch zurückkommen werden, abgeschlossen

[1] Die Orthographie der geographischen Namen ist hier und im Folgenden nach dem „Atlas colonial" von Henry Mager angeführt.

[2] Stanislas Russel in seinem Bericht „Eine Mission in Abessinien und im Roten Meer", S. 208, beschreibt dieselben als spärlich bewachsen, ohne Süßwasserzugang u. s. w., für künftige Handelswege aber von Wichtigkeit.

Digitized by Google

hat. Die aus Somalis und Gallas bestehenden Stämme des Südens bewohnen die Strecken von Obock und bis an die Grenzen Schoa's.

Aeußerst unfruchtbar und während der trockenen Jahreszeit beinahe ganz steril ist das von den Danakils bewohnte Land. Nur in den Gebirgsgegenden können Viehheerden Futter finden, und es sind diese, sowie das aus den salzigen Seen dieser Region gewonnene Salz, der einzige Reichtum dieser Volksstämme.

Rochet d'Hericourt, welcher viermal die Strecken der Adelsstämme zwischen Tadjoura und Schoa durchzogen hat, entwirft von dieser Gegend ein ergreifendes Bild.[1]

Die ganze Strecke, ca. 130 französische Wegstunden, welche infolge der schwierigen Bodenverhältnisse einen Monat Reisezeit erheischt, zeigt ein trostloses, wildes Bild; durch vulkanische Ausbrüche zerrissen, von dicken Lavaschichten bedeckt und von der heißen Sonne beschienen, kann man, um bildlich zu reden, dasselbe mit den Werkstätten der Kyklopen vergleichen. Denselben Anblick gewährt derjenige Teil des von den Danakil-Völkern bewohnten Landes, welcher sich nördlich von der Tadjoura-Bucht bis Arkiko erstreckt. Wir verweisen auf die Beschreibung Russels.[2] Während der Regenzeit entsteht indessen eine Vegetation, wodurch die Bewohner Ochsen- und Schafheerden, sowie Kameele zu ernähren vermögen. Näheres hierüber berichten die Reisenden Combes und Tamisier,[3] sowie auch Ferret und Galinier,[4] welche letztere auch von Massaoua, der von den Italienern vor kurzem okkupierten Insel, sagen, daß diese „ohne Wasser und ohne Vegetation, verpestet durch den verdorbenen Schlamm ihrer Küsten", sei.

Der einzige Punkt an der Küste des Roten Meeres unterhalb Massaoua's, welcher einigermaßen Vegetation zeigt, ist an der Bucht von Adulis, etwas südlicher zu finden. Seit langer Zeit hat Frankreich über Adulis die Herrschaft ausgeübt. Weiter herunter an der Bucht von Amphila ist es wieder vollkommen trostlos und dasselbe Verhältnis existiert in Edd, welches vor ca. 40 Jahren von einem Marseiller Haus durch Kauf erworben wurde. Womöglich noch schlechter ist Assab ausgestattet und die Küste von hier bis Obock bildet eine für jede Kultur unmögliche Strecke.

Obock dagegen zeigt günstigere Verhältnisse, doch darf man auch hier nicht den Wert übertreiben. Vor der Okkupation durch Frankreich war Obock vollständig unbewohnt und auch noch 1879, wie ein offizieller Bericht besagt. Zur Zeit zählt Obock ca. 300 Einwohner, wovon nur ein Drittel aus Eingeborenen besteht, die übrigen zwei Drittel sind Kulies und angestellte Araber. Der einzige Punkt an der Tadjoura-Bucht mit ständiger Bevölkerung von einiger Bedeutung war vor der französischen Besitzergreifung Tadjoura. Alles übrige Land wurde von nomadisierenden Stämmen während der Regenzeit durchzogen. Das Gebiet von Obock besteht aus einem Plateau zwischen dem Meere und hohen Gebirgen, welche sich von Nordost bis Südwest, von den Table-Cliffs bis Ras-Ali erstrecken. Dieses so begrenzte Plateau wird von einem, in der Richtung von Nordwest nach Südost laufenden Thal durchschnitten, das ein breites Delta bildet, welches sämtliche Gießbäche und Ströme aus den Bergen aufnimmt. Ein steiles Gestade von Ost nach West, an der Küste und im Inneren des Obock-Golfes laufend, und ein zweites solches Gestade, welches an dem westlichsten Punkt des ersten beginnt und sich bis zum Kap Obock erstreckt, bilden die Grenzen dieses Delta's.

Am Fuße dieses letzteren Gestades ist der Boden, welcher von den Hochfluten überschwemmt wird, mit Rhizophoren bewachsen. Das Gestade selbst ist von den Betten der Gießbäche durchschnitten und hinter denselben befinden sich Mimosen-Gehölze. Hier sind die Süßwasserbrunnen gegraben und die europäischen Niederlassungen angelegt.

Der Kommandant von Obock berichtet unter dem 12. April 1884: „Das süße Wasser ist reichlich in einer Tiefe von 1.50 m. bis 4 m. zu finden u. s. w.", wogegen der Kapitän eines französischen Kriegsschiffes in einem Bericht vom Dezember 1884 behauptet, daß für die Proviantierung eines großen Schiffes nicht genügend Süßwasser vorhanden sei.

Wir beurteilen diesen Zustand folgendermaßen: Obock hat für seinen Konsum genügend Süßwasser, denn nicht nur was in der Küche verbraucht wird, ist vorhanden, sondern es wird dort auch eine Anzahl Vieh gehalten und sogar etwas Küchengärtnerei getrieben. Wenn aber ein großes Kriegsschiff so im Handumdrehen mit Wasser versorgt werden soll und große Pumpvorrichtungen in die kleinen Brunnen, wo sonst nur geschöpft wird, gesenkt werden, dann ist das vorhandene Wasser bald alle. Diesem kann aber durch technische Vorrichtungen abgeholfen werden, und dahin zielende Projekte sind auch schon gemacht. Es darf nicht vergessen werden und es gibt gerade dieser relative Reichtum an Süßwasser der Niederlassung einen Wert, in einer Gegend wo sonst solches kaum zu finden ist. Weder Assab und noch weniger Aden können sich hierin mit Obock messen.

Der bevölkertste Platz des ganzen Golfes ist Tadjoura, dessen Einwohnerzahl jetzt auf 2000 Seelen geschätzt wird.[1] Nebenan, etwas tiefer in der Bucht, liegt das Dorf Ambabo. Diese beiden Plätze sind in einer offiziellen englischen Publikation beschrieben.[2] Ambabo, heißt es darin,

[1] Rochet d'Hericourt: „Second voyage sur les deux rives de la mer Rouge, dans le pays des Adels et le royaume de Choa." p. 67.

[2] Graf Russel, „Eine Mission in Abessinien ꝛc." S. 189.

[3] Voyage en Abyssinie, dans le pays des Gallas, de Choa et d'Ifat II. p. 139.

[4] Voyage en Abyssinie. I. p. 183.

[1] Privatkorrespondenz aus Obock vom 17. März 1885.

[2] Report on the Egyptian Provinces of the Sudan, Red-Sea and Equator, 1884. p. 144.

Digitized by Google

ist ein kleines Dorf, ca. 4 e. Mln. von Tadjoura abgelegen; dasselbe besitzt gutes Wasser, zum Ankern aber nicht sicher. Ueber den Hafen Tadjoura's lautet dieser Bericht weniger günstig. Einer Korrespondenz nach ist der einige englische Meilen von Tadjoura abgelegene Küstenplatz Sagallo ohne Bedeutung und bietet Fahrzeugen keine Sicherheit. Es geht nun hieraus hervor, daß von den verschiedenen Punkten an dem Tadjoura-Golf nur Obock als wirkliche Station für große Schiffe eine Zukunft hat. Bis jetzt ist für diesen Platz als Hafen noch wenig gethan, trotzdem kann die Gesellschaft, welche für dort die Konzession der Kohlenlagerung inne hat, 250 bis 400 Tonnen Steinkohlen per Tag an Bord liefern.

Ueber das Klima Obock's berichtet Dr. Hamon, welcher die Monate März und April 1883 dort zubrachte, sehr Günstiges. Wir wollen aus diesem Bericht einiges hervorheben. Die Tagestemperatur im Schatten war während der genannten Monate durchschnittlich 30 ° C. Zur Nacht fiel das Thermometer nur einige Grade und sofort nach Sonnenaufgang erreichte das Thermometer sein Maximum. Trotzdem aber, infolge der Lage und der Meereswinde, ist die Hitze in Obock bedeutend leichter zu ertragen als in Aden. Von 5 Uhr Nachmittags an wird die Temperatur angenehm und die sonst in heißen Ländern die Gesundheit untergrabenden scharfen Temperaturwechsel sind hier nicht bemerkbar. In sanitärer Hinsicht stellt Dr. Hamon diesen Platz äußerst günstig dar.

Offizielle Berichte an das Marine-Departement und private Nachrichten bestätigen dieses. Daß hier aber eine landwirtschaftliche Niederlassung entstehen könnte, ist unmöglich. Einige Dattel- und Kokospalmen-Anpflanzungen, einiges frische Gemüse und das für den Platz nötige lebendige Vieh ist alles was in dieser Richtung beschafft werden kann. Als Handelsplatz dagegen hat die Kolonie eine Zukunft, denn hinter den Danakil-Ländern liegen die reichen Distrikte von Schoa und das Gallasland. Schoa gehörte ehemals zum Königreiche Abessinien, wurde aber im 16. Jahrhundert selbständig und ist seitdem beinahe immer unabhängig geblieben.

Das Land Schoa zeigt eine ungefähr runde Gestalt; im Osten von dem südlichen Teil der Bergkette, welche Abessinien von dem Danakil-Gebiet trennt, begrenzt, stößt dasselbe im Westen an die Provinz Kaffa, im Süden an das Gallas-Land und im Norden schließlich an das Reich Gondar oder Amhara, welches mit Tigre Adoua zusammen Abessinien bildet.[1]

Wie das ganze Abessinien überhaupt, ist auch Schoa ein Gebirgsland mit bedeutend hoher Lage über dem Meer, wodurch das Land sich eines beinahe gemäßigten Klima's erfreut. Zwei große Flüsse, der blaue Nil und der Haouache, sowie eine große Anzahl kleinerer Flüsse, durchströmen das Land, welches einen sehr fruchtbaren Boden besitzt und äußerst ergiebige Gruben besitzen soll. Zwei Regenzeiten des Jahres ermöglichen zwei Ernten. Trotz des günstigen Klima's und des Bodenreichtums wird Schoa nicht als ein bedeutendes Handelszentrum angesehen. Die 2 bis 3 Millionen Einwohner, gerade durch den eigenen Reichtum verwöhnt, verbrauchen an europäischen Waren nur Waffen und Kleider.

Ausgeführt wird nur Elfenbein und etwas Kaffee. Die Bewohner betreiben den Krieg als Handwerk, anstatt zu arbeiten; denn alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalt gebrauchen, ist in Hülle und Fülle vorhanden. Der Kaffeebaum, das Zuckerrohr, der Baumwollstrauch, die verschiedensten Zerealien, der Weinstock u. s. w. gedeihen im Lande ganz vorzüglich, aber es ist nicht darauf zu rechnen, genügende Quantitäten dieser Produkte aus Schoa zu beziehen, um damit einen bedeutenden Handel zu unterhalten.

Außerdem ist der Weg nach Schoa von Tadjoura bis Ankobar zu weit und zu schwierig, folglich auch zu kostspielig, um eine Ausbeutung landwirtschaftlicher Produkte Schoa's zu ermöglichen. Nach den Mitteilungen eines französischen Reisenden an den Kommandanten von Obock stammt das Elfenbein, womit der König von Schoa die Waffen bezahlt, welche er von den Europäern bezieht, nicht aus dem eigenen Lande, sondern wird durch jährlich unternommene Razzias bei den Gallas-Stämmen, den Itouts, den Gauagays, den Metas 2c. beschafft.

Mr. L. Soleillet äußert sich in der Sitzung der Société française de colonisation am 30. Dez. 1884 über dieses Verhältnis ganz abweichend vom vorigen. Seiner Behauptung nach besitzt Schoa ganz bedeutende Quantitäten Elfenbein. Dieses wird bezogen:

1. Durch auf dem Gebiete Schoa's vorgenommene Razzias.

2. Durch den Tauschhandel einheimischer Händler mit den Arroussis und anderen Stämmen an dem rechten Ufer des Haouache. Diese Händler tauschen zuerst in Gouragué (einer Provinz Schoa's) Kupfer und Zinn gegen Eßwaren und letztere werden dann erst gegen Elfenbein eingetauscht.

3. Durch Kaufleute aus Godjam, Djema, Guerra, Limour 2c., welche die Marktplätze Schoa's besuchen.

Das Elfenbein, welches das Privateigentum des Herrschers Menelik II. bildet, erhält derselbe aus Kaffa, Guerra, Limour, Goma, Gouma, Norino und anderen tributpflichtigen Ländern, welche dem König ihren Tribut in Elfenbein, Moschus und Gold zahlen.

Soleillet's Bericht enthält noch manches Interessante betreffs des Handels mit Schoa, wobei er diejenigen französischen Firmen nennt, welche schon seit langer Zeit mit den Einwohnern überhaupt und mit dem König speziell

[1] Infolge der Heirat (30. Oktober 1883) des ältesten Sohnes des Johannes von Abessinien mit der Tochter Meneliks von Schoa wurde eine Konvention zwischen beiden Herrschern abgeschlossen, wodurch Menelik als Herrscher von Schoa und Kaffa anerkannt wurde und außerdem die Befugnis erhielt, sich der Gallas- und Haouache-Länder zu bemächtigen. Menelik wurde bei jener Gelegenheit ebenfalls von Johannes öffentlich zum Thronfolger Abessiniens bestimmt.

Digitized by Google

in Verbindung stehen. Auch die Geschäftsusancen beschreibt er.

Zur weiteren Beleuchtung der Verhältnisse können noch folgende Auszüge aus dem Bericht des französischen Vizekonsuls von Massaoua, datiert 30. September 1884, dienen. Hiernach werden alle Produkte, welche aus Abessinien nach Massaoua zur Weiterverladung anlangen, von den Gallas-Ländern, südlich von Schoa, und von Kodjam, im Westen Abessiniens, geliefert. Eine Ausnahme hiervon bilden nur Häute, welche sowohl aus dem Norden wie aus dem Süden kommen, und Perlmutter, welches an den Inseln der Küste gefischt wird. Wegen der schwierigen Bodenverhältnisse in den abessinischen Provinzen müssen die Produkte dort durch Maulesel fortgeschafft werden. Der Elfenbeinhandel liegt ausschließlich in den Händen der Banianen, welche dieses Produkt nach Indien verladen. Dieser Export kann auf ca. 100,000 Thalaris = 500,000 Franken, geschätzt werden.

Die wirklich ertragsfähigen Teile Abessiniens liegen im Süden vom 13° n. Br., und ohne Frage ist der nächste und leichteste Weg derjenige nach der Tadjoura-Bucht und Obock. Hiervon will aber König Johannes nichts wissen, denn dadurch würde er seine Einnahmen, welche die Karawanen beim Durchziehen des ganzen Landes (von 9 ½° bis 15 ½° n. Br.) zu zahlen haben, einbüßen. England, die Bedeutung dieses Weges einsehend, hat sich in Berbera und Zeïla festgesetzt und Italien aus demselben Grund die Station Assab angelegt. Letzterer Punkt ist schlecht gewählt, weil zu nördlich und zu abgelegen von dem produzierenden Abessinien ist. Um dieses zu erreichen, müssen die Karawanen bis nach Meleke im Tigre-Land hinauf und dann weiter durch eine Wüste von 150 franz. Wegstunden, die ohne Wasser und von feindseligen Nomadenhorden bewohnt ist.

So wenig Bedeutung die Handelsprodukte Abessiniens und Schoa's im ganzen eigentlich haben, so ist genannten Ländern von den großen Nationen Europa's doch schon seit ca. 50 Jahren Aufmerksamkeit geschenkt worden. Wir erinnern an die schon oben zitierten Reisen Rochet d'Hericourts, wodurch ein politisch-kommerzieller Vertrag zwischen Frankreich und Schoa zu Stande kam. Zu jener Zeit sandte auch England mit vielem Pomp den Kapitän Harris nach Schoa. Aus jüngster Zeit nennen wir die Franzosen Denis de Rivoire und Soleillet, sowie den deutschen Ingenieur Reuter, welche Projekte zur Kolonisation Schoa's gemacht haben. Schließlich erwähnen wir die Reisen des Marquis Antinori und des Grafen Antonelli, woraus die Italiener den größten Nutzen zu ziehen hofften.[1]

Das milde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens und der relative Reichtum an Arbeitskraft werden früher oder später Abessinien und Schoa in bedeutende europäische Kolonien umgestalten; denn wenn auch bis zum heutigen Tage die Nationen Europa's hauptsächlich nur Absatzquellen für ihre industriellen Produkte suchen, so muß in nicht ferner Zeit an wirklich landwirtschaftliche Kolonien gedacht werden. Abessinien und Schoa vereinigen in sich alle Bedingungen, die man für solche stellen kann. Alle Getreidearten, Mais, Hirse und Sorgho geben zwei Ernten im Jahr. Das Zuckerrohr gedeiht vorzüglich und ebenso der Weinstock, und liefern ausgezeichnete Früchte, woraus ein vorzüglicher Wein hergestellt werden kann.

Das Klima erlaubt eine Arbeit und eine Lebensweise wie in Südfrankreich, Italien oder Spanien. Das einzige Hindernis, welches diese Länder in Zukunft zu überwinden haben, ist die durch die umgebenden Wüsten hervorgebrachte Absonderung. Wenn aber die Zeit für die Ueberwindung derselben kommt, wird die Zivilisation die Mittel hierfür schon finden. Bis dahin muß nun jede Nation die Punkte erwerben, von welchen aus das leichteste und rascheste Vordringen eine sichere Verbindung mit diesen reichen Ländern ermöglicht.

Frankreich hat den großen Vorteil anderen Nationen gegenüber, die beste Straße nach dort über Tadjoura zu besitzen, und zwar nicht nur nach Schoa allein, sondern auch nach den Ländern der Gallas und besonders nach dem Handelszentrum Harrar. Der größte Teil der Gallas-Volksstämme lebt unabhängig, und erst vor ca. 10 Jahren wurde die Stadt Harrar von den Aegyptern besetzt. Diese Stadt mit nächster Umgebung zählt ungefähr 50,000 Einwohner äthiopischer Rasse, welche in keiner Verwandtschaft mit den sie umgebenden Gallas und Somalis stehen. Vor der ägyptischen Okkupation von 1875 waren die Bewohner Harrars sozusagen nie aus den Mauern ihrer Stadt herausgekommen. Hier wurden sie geboren und hier starben sie. In ununterbrochenem Krieg lebten die Einwohner dieser Stadt mit den Gallas, doch war jene Zeit für sie eine bessere als jetzt unter Aegypten, welches alles thut, um Volk und Land zu Grunde zu richten. Harrar, dessen Höhe über dem Meer 1600 m. beträgt, liegt ca. 350 Km. von der Küste und nur einige Stunden von dem Gebiet der Somalis. Die Bannmeile der Stadt ist mit reichen Kulturen, worunter der Kaffeebaum die Hauptrolle spielt, bedeckt. Bekanntlich soll die in Mokka kultivierte Varietät des Kaffeebaumes gerade aus Harrar stammen.

Frankreich strebt darnach, durch die Kolonien Obock und Tadjoura den Verbindungen mit Harrar eine möglichst große Ausdehnung zu geben, denn von allen Völkerstämmen dieser Gegend sind die Einwohner Harrars als das bedeutendste Handelsvolk zu betrachten, welches es verstanden hat, sämtliche Produkte Schoa's und der Gallas-Völker, welche die Richtung nach dem Aden-Golfe nehmen, durch ihre Hände gehen zu lassen. Nach den letzten uns vorliegenden offiziellen Bericht wird der jährliche Umsatz

[1] Der Bericht dieser Reisen ist in dem „Bolletino della Società geographica italiana" publiziert und gibt sehr interessante geographische, ethnologische ꝛc. Auskünfte über Abessinien.

Digitized by Google

Harrars während der letzten fünf Jahre auf 25 bis 30 Millionen Francs geschätzt.

Von exportierten Landesprodukten sind folgende hervorzuheben: Kaffee in der vorzüglichsten Qualität, Ochsen- und Ziegenhäute, Wachs, Moschus, Goldstaub, Weihrauch und Elfenbein. In Zukunft werden die überall wildwachsende Baumwollstaude und Vanille, deren Anbau mit bestem Resultat von den Eingeborenen angefangen worden, vorläufig hinzukommen. Die Haupt-Einfuhrartikel bestehen aus: Leinen- und Baumwolle-Geweben, kleinen Glaswaren, Seidenstoffen, Eisen- und Kurzwaren, Zucker, Kerzen, Petroleum, Reis 2c. Für genannte Artikel beträgt der durchschnittliche Kameel-Transport pro Kilo 27 Centimes von Obock nach Harrar, während das Kilo bis nach Schoa auf 1.50 Frcs. zu stehen kommt. Das gangbare Geld in Harrar und überhaupt bei den Gallas sind der Maria-Theresien-Thaler, der ägyptische Piaster und die indische Rupie.

Wir wollen noch der verschiedenen Handelswege, die Abessinien mit dem Welthandel jetzt in Verbindung stellen, gedenken. Leider ist der natürlichste Weg, der Nil, durch seinen schwierigen Lauf für diesen Zweck unmöglich; nur das Rote Meer und der Golf von Aden können überhaupt in Betracht kommen. Die Punkte am Roten Meer, die bisher als Häfen dienten, sind: Massaoua, Zoula (in der Adulis-Bucht), Amphilla, Edd und Assab.

Arkiko und Massaoua, nur durch eine 20 Wegstunden lange Wüstenstrecke von den Gebirgen, welche im Osten den nördlichen Teil Abessiniens begrenzen, getrennt, sind bisher allgemein als die für europäische Niederlassungen am günstigsten gelegenen Punkte angesehen worden. Die meisten Reisenden, welche Abessinien besuchen, benützen diese Plätze als Ausgangspunkte, und ein bedeutender Teil der Landesprodukte gelangt nach hier. Wie wir aber schon erwähnten, liefert das nördliche Abessinien nicht die Produkte, welche der europäische Handel verlangt, sondern diese kommen aus Schoa und den Gallas-Gebieten. Die Produkte müssen daher durch ganz Abessinien von Süd nach Nord passieren, um Gondar und Adua zu erreichen, von wo aus sie auf Massaoua dirigiert werden.

Wie schwierig die Terrainverhältnisse Abessiniens für Warentransporte sind, ist bekannt, und außerdem ruhen dann noch auf den Durchfuhren die hohen Abgaben an den Potentaten des Landes. Als Handelsweg für die Produkte aus Keren, Kassara und Khartum ist diese Route weit passender.[1] Früher nahmen die Produkte Abessiniens auch den Weg von Adoua (im Tigre) nach Zoula, dem Hafenplatz in der Adulis-Bucht (von den Engländern Annesley-Bay genannt), indem sie über Halaye und den Tarenta-Paß gingen.[2]

Dieser Weg ist weder länger noch schwieriger als derjenige nach Massaoua, aber der ehemalige Hafen in der Adulis-Bucht ist zu seicht und nur für kleine Fahrzeuge praktikabel. Heutigen Tages ist er ganz aufgegeben. Uebrigens sind bei dieser Route dieselben Nachteile zu konstatieren, wie bei derjenigen von Massaoua, indem auch hier die Waren ganz Abyssinien passieren müssen.

Ein dritter Weg für die Produkte Abessiniens war früher auch der von Adoua nach Amphila oder nach Edd an der Küste des Rothen Meeres durch die Wüste der Taltals. Wegen der Unsicherheit durch die Wildheit der hier hausenden Stämme mußte dieser Weg aufgegeben werden. Als Hafen ist Edd ebenfalls nichts wert.

Seit die Italiener sich der Bucht von Assab bemächtigt haben, wollen sie den Handelsstrom hierher verlegen, und zwar durch die Wüste der Adels-Stämme und die Aoussa-Gebiete. Graf Antonelli hat vor nicht langer Zeit eine Karawane diesen Weg geführt.[1] Ein Blick auf die Karte wird genügen, um die Zukunft dieses Weges zu beurteilen. Wohl kann sich dieser Weg die Seen von Aoussa sowie den Lauf des Haouache zu Nutze machen, aber der Weg von Assab nach genannten Seen ist viel weiter als der von Tadjoura nach dort, und um einen direkten Weg zwischen Assab und Mittel-Abyssinien durch die Wüste der Adels zu legen, stellen sich die unpassierbaren Berge, welche eine Schranke zwischen den Adels-Flachländern und dem abessinischen Hochplateau bilden, entgegen. Hieraus ist ersichtlich, daß von allen Häfen des Roten Meeres, welche als Handelsausgangspunkte für Abessinien dienen können, nur Massaoua und Adulis möglich sind. Massaoua blüht von Tag zu Tag mehr auf, wogegen Adulis schon seit Jahrhunderten aufgegeben worden ist.

Ein kürzerer und sichererer Weg zwischen dem Golfe von Aden und den betreffenden Ländern wird natürlich auch dem Massaoua-Weg Konkurrenz machen. Der am meisten benutzte Weg des Golfes von Aden nach Schoa und in die Gallas-Länder geht von Zeïlah nach Harrar und Ankobar. Derselbe kann aber wieder durch Wege, die einerseits Ankobar und anderseits Harrar mit der Tadjoura-Bucht vereinigen, umgangen werden. Der Weg von Zeïlah nach Harrar[2] ist länger als der von Tadjoura nach Harrar und auch schwieriger. Außerdem ist der Hafen von Zeïlah für große Schiffe nicht zugänglich.

Der Hafen der kleinen Stadt Berbera, etwas mehr südlich, ist bedeutend besser, aber der Weg von hier nach Harrar äußerst schwierig und unzuverlässig. Was nun den Weg von Tadjoura ins Schoa-Gebiet über Sagallo, Bursan, den Salzsee Assala, den Strom Kalou, durch die

[1] In dem „Report on the Egyptian Provinces of the Sudan, Red-Sea and Equator". Edit. 1884, p. 178 und folgende sind diese Straßen genau beschrieben.

[2] Graf Russel gibt in seinem kürzlich erschienenen, „Eine Mission in Abessinien", eine genaue Beschreibung dieses Weges.

[1] Von Giulietti mit beigefügter Karte in dem „Bolletino della Società geographica italiana." Ser. 2, B. VI, S. 425 detailliert beschrieben.

[2] „El Viaggio di Antonelli e Ragazzi alla Scioa" im „Bolletino della Società geographica italiana" 1884, p. 914.

Digitized by Google

Ebene von Guhadde bis zum Haouache-Fluß, welcher das Schoa-Gebiet begrenzt, anbelangt, ſo iſt derſelbe vor allem kürzer und leichter zu bewerkſtelligen als der vorige. Die einzigen Terrain-Schwierigkeiten finden ſich an dem erwähnten Salzſee. Der Haouache-Fluß könnte ebenfalls auf einem Wege nördlicher über den Aouſſa-See erreicht werden, aber alle offiziellen Berichte nennen dieſen Weg der wilden Volksſtämme wegen unſicherer als den beſchriebenen.

Der erſte Gedanke, eine Niederlaſſung in Obock zu gründen, gehört einem Herrn H. Lambert, zu jener Zeit franzöſiſcher Vizekonſul in Aden, an. Im Jahre 1858 war genannter Herr imſtande, nach vielen geſchickt geleiteten Verhandlungen mit dem Sultan von Tadjoura und dem König von Schoa eine Abmachung zu treffen, wornach Frankreich zugleich mit dem Territorium von Tadjoura auch eine Erneuerung und Bekräftigung des Traktats von 1842 zwiſchen Schoa und Frankreich erhielt. Schon im folgenden Jahr, am 4. Januar 1859, wurde Lambert das Opfer eines bis jetzt noch nicht aufgeklärten Mordes an den Muſhah-Inſeln am Eingange der Tadjoura-Bucht. Späterhin gebührt Fleuriot de Langle das Verdienſt von Neuem die Wichtigkeit des Tadjoura-Golfes hervorgehoben zu haben. Durch ihn wurden Verbindungen mit Häuptern der Stämme an der Küſte angeknüpft und der am 11. März 1862 abgeſchloſſene Vertrag vorbereitet, wodurch Frankreich in den Beſitz des Hafens von Obock ſowie der Länderſtrecken von den Bergen bis zum Golfe, gerechnet von Ras-Dumairah bis Ras-Ali, kam.

Für das Jahr 1885 ſtand dem Marine- und Kolonialminiſter die Summe von 624,720 Francs zur Verfügung um die nötigen Ausgaben der Kolonie Obock zu decken, und es ſind in dieſem Jahre aus Stein und Eiſen konſtruierte Häuſer für die Zivil- und Militär-Beamten beſchafft und gegen eine Subvention von 30,000 Francs jährlich eine Dampfer-Kommunikation zwiſchen Obock und Aden geſchaffen worden. E. B.

Geographiſche Neuigkeiten.

* Die Reiſen der Herren Capus und Bonvalot in Perſien. Einem Brief dieſer Herren an die Pariſer Geographiſche Geſellſchaft entnehmen wir folgende Einzelheiten:

Die Reiſe in Perſien wird heutzutage weſentlich erleichtert durch die Erbauung der Eiſenbahn von Batum nach Baku und den Dienſt der Paketboote zwiſchen letzterer Stadt und Reſcht. Dieſe Eiſenbahnlinie, welche über Tiflis führt, gewinnt von Tag zu Tag mehr an Bedeutung und wird namentlich durch die mineraliſchen Reichtümer von Baku, welche in großen eiſernen Behältern auf Rädern nach Batum verführt und dort eingeſchifft werden. Die Stadt Batum iſt von neuerem Urſprung, denn ſie war vor der Eroberung des Bezirks durch die Ruſſen im Jahre 1878 nur ein elendes Dorf im Schooße einer wohlgeſchützten Bucht, entwickelt ſich aber jetzt mit einer überraſchenden Schnelligkeit. Reihen von neuerbauten Häuſern ziehen ſich nun längs der breiten und wohlerhaltenen Straßen hin, und lange Zeilen von friſchgepflanzten Bäumen werden in kurzer Zeit den Spaziergängern auf einem dem Strande abgewonnenen Square ihren Schatten ſpenden. Der franzöſiſche Handel dorthin liegt leider darnieder, ſeit Rußland den Durchgang nach dem Kaukaſus aufgehoben hat.

Die beiden Reiſenden wollten die betretenen Wege vermeiden und ihre erſte Etappe nach dem zentralen Aſien recht ausnützen. Zu dieſem Behufe verließen ſie die Linie von Tiflis nach Batum auf der Station Hadſchi-Kabul. Die ruſſiſche Poſt brachte ſie bis Len-Koran, von wo ſie zu Pferde und auf äußerſt mühſamen Wegen dem Geſimſe des Talyſch bis nach Enzeli und Reſcht folgten. Nachdem ſie der Steppe Mogan entlang gezogen waren, welche von nomadiſierenden Tartaren bewohnt und mit ſehr vielen fiſchreichen Seen und Sümpfen voll dichten Schilfröhrichts bedeckt iſt, gelangten ſie am 22. März nach Salian und erreichten am 24. Len-Koran, einen kleinen, für alle Winde offenen Hafen, wo die mit dem Dienſt nach Perſien betrauten Dampfer vor Anker gehen. Len-Koran hat nur als Grenzſtadt einige Bedeutung; da aber die Poſt nicht über Len-Koran hinaus geht, ſo mußten die Reiſenden die Reit- und Packpferde hier laſſen und am 25. über Aſtara nach dem eigentlichen Talyſch abreiſen. Das Talyſch, dieſer reichſte paradiſiſche Winkel im ruſſiſchen Süden, deſſen Hauptort und wichtigſten Hafen Len-Koran bildet und bei deſſen Grenzort Aſtara berühmte Schwefelquellen liegen, iſt verhältnismäßig gering bevölkert. Die Dörfer liegen beinahe alle am Geſtade des Kaſpi-Sees, entweder dicht am Strande oder in einiger Entfernung davon im Inneren, im Walde. In einigen kleinen Bazaren verkauft man Gewürze, Zeuge und Erdöl von Baku. Der Statthalter des Talyſch, Nusret Ullah Khan, wohnt in dem kleinen Dorfe Karganarud, 10 Km. von der Küſte, am Fuße des Gebirgs, am Rande eines großen Tſchai. Er erbaut ſich ſoeben auf einer Hochebene, welche von weitem das Kaſpiſche Meer beherrſcht, eine Art Schloßburg für ſeinen eigenen Gebrauch und denjenigen ſeiner Nachkommen, denn die Familie Nusret Ullah beherrſcht ſchon ſeit ſehr lange das Talyſch. Die Regierungsform gemahnt in ihrem Gebahren ziemlich genau an diejenige der mittelalterlichen Feudalzeit. Die Bewohner des Talyſch ſind türkiſcher Abkunft und nennen ſich Tartaren; ſie ſind im allgemeinen klein, wenig muskulös, hager, nähren ſich ſchlecht und haben eher den perſiſchen Typus. Sie ſind von einer unbeſchreiblichen Trägheit und wohnen häufig in den armſeligſten Rohrhütten, während das ſchönſte Bauholz im Bereich ihrer Axt ſteht. Kaum ihre Blöße bedeckend, ertragen ſie doch

Digitized by Google

mit Leichtigkeit die Strenge des Klima's. Der Ackerbau liegt hier noch in der Kindheit: mit Pflügen, welche man unter dem Arme trägt, kratzen die Einwohner leicht den Boden auf, welcher unglücklicherweise sehr fruchtbar ist und ihnen reichliche Ernten trägt. Gewerbe und Handwerke besitzen sie nicht, und ihre Armut grenzt an das Unglaubliche.

* Eine Reise in die Mandschurei nach dem Pei-schan-Berg und den Quellen des Sungari. Drei Engländer, der Civilingenieur H. E. M. James, der Dragoner-Lieutenant F. E. Younghusband und ein Herr H. Fulford vom chinesischen Konsulardienst, haben jüngst eine Ferienreise durch die Tschang-pei-schan-Berge der Mandschurei gemacht und die Quellen des Sungari-Flusses besucht, und sind auf diese Weise in einen Teil dieser interessanten Region eingedrungen, welcher zuvor von Europäern noch nicht besucht worden ist. Die Gesellschaft verließ Moukden, die Hauptstadt der südlichen Mandschurei, und führte ihr Gepäck auf Packmaultieren mit sich. Sie wanderte zuerst genau ostwärts in der Absicht, womöglich den Fluß Yaloo oder Ai-Tschiang hinaufzureisen, die Wasserscheide zu überschreiten und dann das Tumen-Thal nach Hun-chan hinabzuwandern, wo die Grenzen von China, Korea und Rußland zusammenstoßen. Nach einigen mühsamen Bergreisen, um angeschwollene Flüsse zu vermeiden, gelangten sie nach Mar-erh-schan, 236 Meilen von Moukden, dem entlegensten chinesischen Vorposten am Yaloo. Hier sahen sie sich die Weiterreise flußaufwärts versperrt durch Abstürze, welche selbst für beladene Träger ungangbar waren, denn die wenigen Kolonisten des oberen Thales sind für den Zwischenverkehr nur auf den Fluß angewiesen, wenn dieser im Winter gefroren ist. Sie folgten daher in genau nördlicher Richtung einem der Zuflüsse des Yaloo, überschritten auf einem 2700 F. hohen Paß die hauptsächlichste Gebirgskette und stiegen entlang des Tang-ho, eines Zuflusses vom westlichen oder Hauptarm des Sungari, wieder herab. Als sie dessen Einmündung in den Strom erreichten, verschafften sie sich einen Führer und Herr James und seine Freunde bahnten sich nun, begleitet von zwei leicht beladenen Maultieren, ihren Weg durch die dichten Wälder, mit denen die dazwischen liegenden Berge bis zum He-Ho oder Schwarzen Fluß bedeckt sind. Hier mußten die Maultiere zurückgelassen und das Gepäck unter die Gesellschaft verteilt werden. Am neunten Tage nachdem sie ihr Lager verlassen und in langsamem Marsche mehr als 100 e. Mln. durch Wald und Berge und Sumpf zurückgelegt und bei Nacht in den Hütten von einsamen Zobeljägern ein Obdach gefunden hatten, gelangten sie an den Fuß des Pei-schan oder Weißen Berges, von welchem die ganze Gegend ihren Namen Tschang-pei-schan, der ewigweiße Berg, führt. Er ergab sich als ein kürzlich erloschener Vulkan, dessen Krater an der Sohle mit einem schön blauen, durchsichtigen See erfüllt und von einem sägenförmigen, zerrissenen Kreis von steilen Piks und Hörnern umgeben war, welche sich ungefähr 650 F. über den Spiegel des Sees erhoben. Die Höhe des bedeutendsten von diesen Piks ward mit dem Siedpunkt-Thermometer und Aneroid gemessen und ergab eine Höhe von 7525 F. Diese Messung bleibt weit hinter der bisherigen Schätzung zurück, denn die meisten Geographen haben für diese Gebirge eine Höhe von 10,000 bis zu 12,000 F. angenommen. Gletscher findet man hier nicht, dagegen Schneefelder, auf welchen der Schnee das ganze Jahr hindurch in den Klüften liegt. Die steilen Gehänge des Berges bestehen ganz aus verwittertem Bimsstein, und von diesem und nicht vom Schnee rührt das namentlich aus der Ferne äußerst auffällige, weiße Ansehen dieses Gebirgsstocks her. Kein anderer Berg in der ganzen Gebirgskette erreicht diesen an Höhe, denn auf den ersten Blick scheint keiner der sichtbaren eine Höhe von 5—6000 F. zu überschreiten. Er kann nur während der vier Sommermonate erreicht werden, denn in der übrigen Jahreszeit wehrt der Schnee den Zutritt zu ihm. Der See, Lung-wang-tan, der Pfuhl des Drachenfürsten, genannt, hat etwa anderthalb englische Meilen in der Breite und einen Umfang von 6 oder 7 Mln., steht nach dem Aberglauben der Jäger unter dem besonderen Schutz des Regengottes und soll mit dem Meere in Verbindung stehen. Die inneren Seiten des Kraters, welche auf ihn hinabschauen, sind außerordentlich steil. Aus dem nördlichen Ende des Sees läuft ein Flüßchen ab, das Quellwasser des Erh-tao-tsching, wörtlich des zweiten Flusses, des östlichen oder kleineren Armes des Sungari, während der westliche oder Hauptarm seinen Ursprung mehreren Flüssen verdankt, die an der Südostseite des Berges entspringen und wovon zwei in schönen Wasserfällen abfließen. Dem Fuß des Berges entlang, in einer Meereshöhe von 4500 F., erstreckt sich eine Hochebene, welche im Sommer mit einem so üppigen Pflanzenwuchs bedeckt ist, daß sie an Schönheit sogar die Wiesen von Kaschmir übertrifft. Ganze Felder von scharlachroten und gelben Lilien, blauen Schwerteln, orangegelben Ranunkeln leihen der Landschaft ein ungemein prächtiges und mannigfaltiges Ansehen, während die unteren Abhänge eine ganz besondere Flora zeigen, welche zwerghafte Rhododendren, Azaleen und Haidekräuter nebst anderen blühenden Gewächsen umfaßt. Dicht dabei ist eine heiße Quelle von 61.1° C., welcher man besondere heilkräftige Eigenschaften zuschreibt.

Zehn Meilen von der Quelle des westlichen Sungari, an der Westseite des Berges, entspringt der Yaloo und ungefähr 33 Mln. weiter der Tumen. Der Pei-schan-Berg ist daher das Herz und der Mittelpunkt des Flußsystems der Mandschurei.

Die Reise-Gesellschaft kehrte auf demselben Weg, den sie hinwärts gemacht hatte, nach ihrem Lager am Sungari zurück und mußte dann, da infolge der Regen der Maultier-Saumpfad durch die Berge nach Hunchun für ungangbar galt, sich wieder genau nordwärts wenden. In sieben Tagen erreichte sie den Vereinigungspunkt der

Digitized by Google

beiden Arme des Sungari, und acht weitere Reisetage brachten sie hinunter nach Kirin, der Hauptstadt der mittleren Mandschurei, welche sie am 12. August erreichten. Die anhaltenden Regen verursachten den Reisenden bedeutende Schwierigkeiten und nötigten sie zu Umwegen über Berge, um unpassierbare Flüsse und Sümpfe zu vermeiden. Auch an Lebensmitteln trat Mangel ein. Dagegen ergab sich, daß von den Räubern, welche angeblich das Gebirge unsicher machen sollten, keine Spur vorhanden war, da die Jäger und Kolonisten sich in Gesellschaften zu gegenseitigem Schutze vereinigt und dem Räuberunwesen gesteuert hatten. Die hauptsächlichsten Feinde von denen man zu leiden hatte, waren Bremsen, Schnaken und Stechfliegen, welche unseren Reisenden zuweilen das Leben beinahe unerträglich machten, und die einzige wirkliche Verlegenheit ergab sich an einer der Fähren auf dem Wege nach Kirin, wo Geld von ihnen zu erpressen versucht wurde. Die Zeit erlaubte ihnen nicht, auf großes Wild Jagd zu machen, selbst wenn der dichte sommerliche Buschwuchs und das Unterholz der Wälder es gestattet hätte, allein unsere Reisenden sahen verschiedene Tigerfährten und überraschten einen Bären, welcher einen niedergerissenen großen Hirsch verzehrte. Man traf verschiedene Goldgruben, die bedeutendste nur wenige Tagemärsche von Kirin, und besuchte eine Steinkohlengrube und eine sehr ursprüngliche Eisengießerei. Die Reisenden sammelten eine Anzahl Vögel und Pflanzen, stellten eine Kompaßvermessung ihrer Reise her und verzeichneten eine Menge anderer Beobachtungen, welche bei entsprechender Bearbeitung die geographische Kunde jenes kaum bekannten Landstriches bedeutend vermehren werden. Die Gesellschaft wandte sich von da nach der nördlichen Mandschurei, über welche die Reise-Schilderungen noch ausstehen. (Proc. R. G. S.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Ein lästiger, den Handel und besonders den Kleinverkehr störender Uebelstand ist der Mangel an kleiner Münze, welcher nicht allein hier sondern auch noch in einigen Zentralprovinzen empfunden wird, eine Kalamität, die in allen ihren Folgen nur begriffen werden kann, wenn man sie selbst mit angesehen und erduldet hat. Wie häufig können bereits geschlossene Händel nicht realisiert werden, wenn der Verkäufer nicht zu wechseln vermag! Hier und da werden Zigarren als Numerario geboten und mehr noch hilft man unter bekannter Kundschaft sich auf die Art, daß man auf ein Blättchen Papier die Worte „Vale este“ schreibt, was ebenso viel sagen will „Dies gilt so und so viel.“ Dieser Geldmangel rief eine eigene Art Privilegium ins Leben. Einzelne Kaufleute, Restaurateure ꝛc. erhalten gegen beliebige Geldkaution das Recht, eine im gleichen Betrage stehende Summe Papiergeld schreiben und ausgeben zu dürfen. Regelmäßige Kunden nehmen dies gern an und die fraglichen Geldfabrikanten sind wohlaccreditierte Leute; so wandert ihr Geld von Hand zu Hand in die entferntesten Teile der Stadt, ja auf die Dörfer und nächsten Distrikte hinaus. Je größer das Vertrauen der Privilegierten, desto leichter der Umsatz des Filialgeldes. Es liegt auf der Hand, daß solches System ganz geeignet ist, den erloschenen Verkehr wieder anzufachen, und daß Vorteile nicht allein für den Einzelnen, sondern auch für die Mehrheit daraus entspringen. Der Geldschreiber erzielt außer ungleich belebterem Geschäftsgang noch den Vorteil des Zinses, sowie Abnützung und einzelnes Verlorengehen des Papiergeldes. Die Behörde überwacht nun freilich auch dies Geschäft, damit das Quantum des ausgegebenen Papiergeldes den Betrag der Kaution nicht übersteige, zu welchem Zweck sie in unbestimmter Zeit sämtliches umlaufende Papier einziehen und nachdem es richtig befunden, wieder laufen läßt. Ueberwiegt die papierne Summe, so wird Privilegium und Kaution verlustig. Die Leute suchen die Geldmünzerei natürlich auf das möglichste auszubeuten; sie schreiben alle Sorten Einzelgeld und hüten sich, baare Münze auszugeben; diese wird wie Lebensessenz festgehalten. Das brasilianische Münzwesen basiert bekanntlich auf Dezimalrechnung. Ein Kaffeerestaurateur z. B., der seine Tasse Kaffee zu 100 Reis verabreicht, schreibt Geld zu 100, 200 und so hinauf bis 1000 Reis. Auf solche Art kommt er nie in Versuchung, wirkliches Geld zurückgeben zu müssen. Fremden und Durchreisenden erwächst aus dem Besitze eines solchen Geldes leicht ein Verlust, indem unter Vorwänden nicht einmal der Fabrikant sich dazu versteht, es gegen Baar zu amortisieren. Die Bankiers allein sind es noch, die bereitwillig zur Auswechslung mit reellem Geld sich finden lassen, da sie 2 Prozent für sich in Anspruch nehmen — ein Abzug, den man sich unter Umständen gefallen läßt.

Da die Karnevalsfreuden in die Zeit meines Aufenthalts fielen, so hatte ich Gelegenheit, das Volk auch in dieser Geschmacksrichtung kennen zu lernen. Vom frühen Morgen, so wie der Tag graut, bis in die späte Nacht hinein durchwandern Gruppen maskierter Personen zu Fuß und zu Pferde die Straßen der Stadt. Die schwarze, überhaupt die niedere Bevölkerung sucht sich hierbei hervorzuthun und spart schon lange vor dem Erscheinen des Festes, um in den Besitz wenigstens einer Maske zu kommen. Das übrige findet sich für sie dann schon, ein Hut mit Luftventilen und was sonst ihre Lieblingsrolle, die Lumpazi, charakterisiert. Die Schwarzen sind sich nicht schwarz genug; sie bepinseln sich noch an den verschiedenen Blösen, wie Gesicht, Hals, Brust und Arme, mit schwarzem Firniß, vielleicht auch nur in der Absicht, um glauben zu machen, es stecke eine weiße Haut darunter. Abends finden verschiedene Bälle statt, zu denen anständig Maskierte gegen Erlegung von 2000 Reis Zutritt haben.

Als einer der interessantesten und mit Recht von allen Fremden gerühmten Ausflüge muß Olinda, ein eine Stunde entfernt liegendes Städtchen, bezeichnet werden. Beim Anblick desselben soll eine Dame des Herrscherhauses entzückt ausgerufen haben: „O, linda!“ („Ach, wie schön!“) und seit jener Zeit soll der Ort den Namen führen. Neben diesem Städtchen bestand in früheren Zeiten ein botanischer Garten unter guter Leitung des Dr. Serpa. Heutzutage enthalten die Räume nur noch traurige Zeugen ihrer ehemaligen Bestimmung. Bald nach des Professors Serpa Tode ward der Garten dem Publikum zur Promenade übergeben, sechs Jahre darauf durch Ensemble-Beschluß verkauft, und seitdem bildet er Privateigentum. Erst nachdem ich an Ort und Stelle angelangt war, erfuhr ich das Schicksal desselben, indem man in Pernambuco kaum dem Namen nach etwas anzugeben wußte. Von früheren edlen Gewächsen war jede Spur verwischt, alles überwachsen und überwuchert. Eine Doppelreihe von Brotfruchtbäumen (Artocarpus incisa) gebildet, leitet vom Thore zum Wohnhause, welches noch unverändert steht, wie es einst dem Professor zu Wohnung und Hörsaal diente. Nur wie zum Zeichen der Entrüstung haben sich einzelne Mangabäume und Bambusgruppen im Grunde des Gartens zu Riesen erhoben. Stolz und unbeugsam erheben vier Paar Königspalmen, wie drohende Manen mit Verachtung

Digitized by Google

herabschauend, ihre schönen Häupter in ganzer Jugendfrische. Nelkenbäume stehen lebendig begraben; sie trauern unter einer Decke von Schlingpflanzen. Das sind die wenigen, aber sprechenden Ueberreste noch nicht alter Vergangenheit! Und welche Gelegenheit böte nicht die Breite Pernambuco's, der Saum der Aequatorialzone, zu einer Mustersammlung exotischer Gewächse, gleich belehrend wie nutzbringend für das Land!

Es dürfte Fremden anzuempfehlen sein, den Ausflug nach etwas weiter der Küste entlang zur Insel Itamarica auszudehnen. Sie wird wegen ihrer Fruchtbarkeit gerühmt und der „Garten Pernambuco's" genannt. Von dort stammt eine der besten Manga-Arten, die nur noch auf der Insel bei Bahia in gleicher Güte gewonnen werden soll. Den Hinweg nach Olinda machte ich am Strande entlang, wo sich Convolvulus maximus, Turnera trioniflora, Avicennia nitida, Rhizophora mangle, Conocarpus erecta findet; für die Rückkehr nahm ich den eigentlichen Verbindungs-, den Kommunalweg zwischen Olinda und der Stadt. Aus Olinda herausgetreten, überfieht man zur Rechten in der Tiefe einen Teich ganz mit Nymphäen, Utricularien und Limnocharis überwachsen. Im Umwenden mit dem Blick nach Olinda gerichtet, sieht man dieses in seiner ganzen malerischen Schönheit sich entfalten, und mit Recht wird das Entzücken jener Dame in uns wachgerufen. Je mehr sich der Weg aus der lieblichen Natur nach Pernambuco hinzieht, desto einförmiger und vegetationsärmer wird die Gegend. Dagegen regt es sich umsomehr zu den Seiten in dem nassen Grunde, wo unter dem Schatten einzelner Mangle-Sträucher zahllose bunte Krabben ihr munteres Wesen treiben. Diese seltsamen Tiere, oft im prachtvollsten Goldgefunkel schimmernd, benehmen sich höchst possierlich bei Herannäherung des Menschen. Schon in der Ferne, noch ehe man sie bemerkt, richten sie sich auf und laufen in erhöhter Stellung hastig ihren Schlupflöchern zu, an deren Mündung sie Halt machen. Indem man näher auf sie zukommt, harren sie neugierig aufsehend noch ein Weilchen und pardauz! sind sie verschwunden. Ihre kugelförmigen, auf zollangen Griffeln wie aufgeleimten Augen wissen sie nach allen Richtungen hinzulenken.

In entgegengesetzter südlicher Richtung einen Ausflug, und zwar nach Villa da Cabo zu machen, bot die Eisenbahn ein geeignetes Mittel. Kein Fremder, der da wünscht, sich dem geräuschvollen Stadtleben zu entziehen, sollte eine Gelegenheit unbeachtet lassen, die ihn schnell und angenehm in die Tiefen des tropischen Urwaldes versenkt. Reiche Naturgenüsse der verschiedensten Art begleiten ihn auf dem ganzen Wege. Auch führt die Bahn durch einen etwa 700 m. langen Tunnel — ein Werk, wie ich es in solchem Umfange in Brasilien noch nicht antraf.

Ich löste ein Billet der ersten damals fahrbaren Sektion bis Villa da Cabo. Die Personenwagen sind in drei Klassen geteilt, von denen die erste und zweite materiell nicht unterschieden sind, keine Polstersitze oder andere besondere Bequemlichkeiten vor der dritten voraus haben. Die dritte Klasse ist die beliebteste und stets besetzte, die eigentliche Volksklasse. Die einzigen Vorteile der verschiedenen Klassen sollen lediglich auf besserer, durch die sehr divergierenden Preise bewirkter Verteilung höherer und niederer Personen beruhen, welche Einrichtung auf europäischem Boden ihre fruchtbaren Erfolge hat, hier jedoch nicht besonders wirkt. Denn während ich auf meinen verschiedenen Fahrten die erste Klasse nie besetzt fand, enthielt die zweite eigentlich nur gebildete Herren oder Damen in Begleitung solcher. Uebrigens sind auch die Preise der ersten zwei Klassen unverhältnismäßig hoch gegenüber denen der dritten.

Auf der nur 7 Leguas (4 ½ Mln.) haltenden Fahrstrecke berühren wir fünf Stationen mit zum Teil auffälligen Benennungen. Die erste, schon bei Pernambuco sichtbare, heißt Afogados (die Ertrunkenen oder Ueberschwemmten), so genannt, weil dieser Ort von vielem Wasser (aus der See heraustretend) umgeben ist. Trotz des Ertrinkens fehlt es den Bewohnern daselbst an Trinkwasser, welcher Mangel in dürrer Zeit sehr fühlbar wird. Bis zur Station Afogados, wohin auch eine gute Landstraße führt, erstreckt sich die öffentliche Gasbeleuchtung. Der Blick aus den offenen Waggons hinaus ins Freie wird nun stets interessanter, indem ringsum nach allen Seiten sich grüne, stattliche Waldung ausbreitet, hier und dort einzelne Wohnstätten des Landvolkes einschließend, was einen um so wohlthuenderen Eindruck gewährt, als wir soeben erst das bunte Stadtgewühl verlassen haben. Die nächsten Stationen heißen Boa Viajem, Prazeres, Pontezinha und Ilha, auf Deutsch: „Gute Reise", „Viel Vergnügen", „Brückchen" und „Insel" bedeutend. Bei einer der letzten Stationen erblickt man ein auf einem Berge liegendes ehemaliges Kloster, das der Waldlandschaft einen besonderen Reiz verleiht. Mehr fast noch wie die Außenwelt der freien Natur um uns her sind wir an Reisen gewöhnt, unserer nächsten Umgebung, der Gesellschaft unsere Aufmerksamkeit zu schenken, und dies mit Recht in den geräumigen Eisenbahnwagen, wo der Zufall leicht Personen jeder Farbe und Schattierung zusammenführt. Dies war nun auch hier der Fall, indem sich unter den Passagieren unter anderen ein gemischtes Ehepaar befand, nicht gemischt in Religion, sondern in Farbe, denn der Mann war weiß und die Frau schwarz. Solche Fälle sind in Brasilien übrigens nicht selten und sollen selbst in Pernambuco noch einige existieren. Unser Ehepaar zeigte die Kontraste im ganzen Lichte. Der Mann war Franzose von Geburt, gebildet und gut gekleidet. Die Frau trug den echten Negertypus. Der rückwärts hochgewölbte Schädel, das kurze wollige Haar, die flache breitflügelige Nase, die aufgeworfenen Lippen — kurz, alles stach zu sehr gegen die kaukasische Gesichtsbildung ab! Wenn schon nach ethnographischen Regeln der Physiognomie eines Negers Schönheit durchaus nicht zuerkannt werden kann, so gilt dies doch nicht ohne vereinzelte Ausnahmen. Man findet unter Personen beiderlei Geschlechts ausdrucksvolle, gefällige Gesichtszüge, die verbunden mit dem gewöhnlich muskulösen Bau des Körpers, einer vollen geschmeidigen Haut, umsomehr befähigt sind, einen guten Eindruck zu machen. Liebe besiegt überdies jedes Hindernis, und so hat es in Beziehung solch gemischter Ehen selbst nicht an interessanten Romanen gefehlt. Widerstände dem gebildeten Weißen nicht die geringe Kulturstufe und die dem Schwarzen anhängende eigentümliche Ausdünstung (sogenannte Catinga, soviel als saurer Schweiß- oder Bocksgeruch), so würden mehr Heiratsfälle gemischter Farbe zu zählen sein. Zu den merkwürdigsten Fällen freier Zuneigung gehören gewiß die, daß reiche Herren oder selbst Damen sich mit ihren eigenen Sklaven verheirateten. Doch, um auf unser Ehepaar zurückzukommen, so bot die Frau weder Jugend noch Schönheit, daher unzweifelhaft wohl volle Börse. Die Frucht ihrer Verbindung, ein sechsjähriges Kind, das in den Armen des Vaters ruhte und der Stolz desselben zu sein schien, war ein prächtiger wohlgebildeter Knabe, von jenem leichtgebräunten Teint, welcher der Mischlingsrasse so wohl ansteht. Er trug als Mutterzeichen, außer dem besagten Farbenton, kaum mehr wie ein leichtgekräuseltes schwarzes Haar und eine geringe Abweichung im Bau der Zähne. Elterliches Wohlgefallen ließ ihn wie einen Prinzen gekleidet gehen.

Es ereignen sich auch Fälle, daß Mischlingskinder, von einer schwarzen Mutter und einem weißen Vater erzeugt, eine rein weiße, dann aber gewöhnlich krankhaft bleiche Farbe haben, die in schlechtem Kontrast mit dem kurzen, wollig gekräuselten Haare steht.

Einen größeren Ueberblick über die Vegetation, namentlich die Waldbäume, zu erlangen, dehnte ich meine kleine Reise bis Timboassu und Escata aus, zu welchem Zweck ich für mich und meinen Begleiter zwei Pferde mietete, die aber des hohen Mietpreises ungeachtet keineswegs die Schule eines Mazeppa verrieten.

Der Ritt war leidlich, und spät Abends in Escata angelangt,

Digitized by Google

erregte meine unschuldige Botanisiertrommel, wie immer, ein gewaltiges Aufsehen. Die Gäste der Wirtschaft munkelten unter einander und ergingen sich in allerlei Vermutungen. Die Trommel war mit kleinen Reisebedürfnissen zufällig angefüllt, und so hatte ich nicht Lust, sie auszukramen, wodurch ich die aufgeregten Gemüter leicht hätte beruhigen können. Als aber der Wirt gar glaubte, intervenieren zu müssen, indem er meinte, ich führe wohl Geld und Pretiosen in der Schatulle und möge ihm solche zur Verwahrung während der Nacht übergeben, oder sie — indem er hierbei auf die angrenzenden Schlafkammern wies — anders vor den Gästen zu entfernen suchen, brach mir doch die Geduld. Und so hieng ich denn, etwaige unlautere Ideen abzustumpfen, den verhängnisvollen Gegenstand frei vor aller Augen an einer Wand des Gastzimmers auf und schlief die Nacht über so ruhig, wie ich bei meinem ersten Eintreten in die Wirtschaft nicht hätte voraussetzen dürfen.

Ohne neugierige Fragen geht es bei Zusammenkünften nie ab. Einst fragte man mich sogar, ob ich Minudenzias (Kleinigkeiten, wie Bänder, Scheeren, Nadeln 2c.) zum Verkauf führe. Sobald vor den erstaunten Augen aber die Pflanzen in der Trommel zum Vorschein kamen, glaubten die Leute, ich sei ein reisender Apotheker, der allerlei heilsame Kräuter auffammelt und trocknet, und das Beste ist, sie bei dieser Meinung zu lassen, denn es ist unglaublich, wie schwer es hält, ihnen eine Idee von Herbarien und Botanik beizubringen.

Unter den bemerkenswertesten Bäumen dieser Gegend hebe ich besonders den Munguba- und Massaranduba-Baum hervor, die beide eigentlich nur am Amazonas zu Hause sind. Der erstere liefert in seinen großen fünffeitigen Kapseln eine Menge brauner, seidiger Wolle, die viel von Vögeln zum Bau der Nester aufgesucht wird. Näher nach dem Aequator hin, besonders am Amazonas, wo dieser Baum in größeren Mengen und größerem Umfange auftritt, lohnt sich die Einsammlung der Wolle zur Fütterung von Kissen und ähnlichen Zwecken. Schade, daß sie sich nicht spinnen läßt, sie würde einen gewinnreichen Exportartikel bilden und auch im Auslande geschätzt werden.

Dem Botaniker wird der Baum, Eriodendron Munguba, besonders dadurch interessant, daß er, als zur Abteilung der Bombacineen gehörig, einer der baumartigen Repräsentanten der malvenblütigen Gewächse ist, die bekanntlich ihr Uebergewicht im südlichen Amerika haben; die fingerartig gestellten Blätter, sowie der Bau der Kapseln verraten sogleich seine Verwandtschaft.

Von der Massarandubeira hatte ich in Pernambuco schon Gelegenheit, die köstliche Frucht zu schätzen, und ich war um so gespannter, den Baum kennen zu lernen, als man in Europa noch vor wenigen Jahren die irrigsten Vorstellungen darüber hegte. Man wollte ihn sogar mit dem Butterbaum Afrika's identisch halten. Er gehört unleugbar zur Gattung Achras, was sich in Abwesenheit der Blüten schon aus der Frucht ergiebt und die Blätter im einzelnen wie auch der Habitus bestätigen. Die Früchte von der Größe der Kirschen sind voll eines saftigen, honigsüßen Markes. Im Verlaufe der Reise haben wir Gelegenheit, dem Baume in größeren Exemplaren wieder zu begegnen, wie auch ihn unter anderem Gesichtspunkte zu betrachten, indem er uns als Milchbaum vorgeführt wird.

Die dürren, sandigen Ebenen um Pernambnco machen uns mit anderen, gleichfalls beachtenswerten Pflanzen-Erzeugnissen bekannt, vor allem mit der schon erwähnten Mangaba. Man kann sich nicht leicht ein lieblicheres Bäumchen denken, als den durch seinen Hängewuchs ausgezeichneten und dadurch unserer Trauerbirke ähnlichsehenden Mangabeiro, der seiner wohlschmeckenden Früchte wegen häufig angebaut wird. Diese sind von mittlerer Pflaumengröße, auf gelbem Grunde rotgefleckt und neben dem saftig-grünen Laube eine besondere Zierde. Obwohl der Mangabastrauch ein Glied der an giftigen Repräsentanten so reichen Apocyneen-Familie bildet, ist die Frucht eine völlig unschädliche, ja selbst nahrhafte zu nennen und in dieser Beziehung, unter dem Aequator besonders, kein vereinzelt stehendes Beispiel.

Zu den übrigen niederen Strauchbäumen, welche den Sandboden beleben, gehört auch der Cajueiro, dessen Frucht gleichfalls schon Erwähnung geschah. Er kommt hier in großer Menge vor. Seine weite kuppelartige Krone, die überall auf dem Boden aufliegt, charakterisiert ihn ganz besonders vor allen übrigen Baumarten. Die Früchte werden hier und da gesammelt und ein guter Wein daraus bereitet.

Die in Kultur befindlichen Landstellen von Pernambuco bis Villa da Cabo trugen Zuckerrohr und Mandioca, jedoch nur dürftig, da viel Sand und auch hier und da mooriger Untergrund herrscht.

In dritter und letzter Richtung nach dem Innern des Landes Exkursionen einzuschlagen, dürften Capunga und Caschinga als Zielpunkte jedem anempfohlen werden. Die Orte, eine Art Vorstadt bildend, liegen eine bis drei Stunden von der Stadt entfernt und sind unter anderem von vielen reichen Privaten und Kaufleuten bewohnt, die ihre Geschäftsstunden mit den Genüssen des Landlebens vertauschen. Omnibusfahrten unterhalten mit Pernambuco eine regelmäßige Verbindung. Auch trägt Caschinga durch Badevorrichtungen in frischem Flußwasser nicht wenig zu seiner Frequenz bei, wie es überhaupt ein ausgesuchter Vergnügungsort für Sonn- und Festtage ist. Solchen huldigt jedoch der Brasilianer wenig oder gar nicht. Es benützen dies eigentlich nur die Eingewanderten, wie Franzosen, Engländer und Deutsche. In Caschinga überraschte es mich, eine Hängebrücke über den Fluß gespannt zu sehen, wiewohl sie nicht vereinzelt in Brasilien dasteht und nur einfach konstruiert ist Eine ungleich größere und kunstvollere ist über den südlichen Pirahyba-Fluß gespannt, die Provinz Minas Geraes mit Rio de Janeiro zu verbinden.

Am 15. Februar erschien, auf der Rückreise nach Europa begriffen, das österreichische Dampfschiff „Elisabeth" im Hafen. Hatten die Bewohner Pernambuco's und anderer Nordprovinzen auf den Besuch des Erzherzogs Maximilian gerechnet, so sahen sie sich diesmal getäuscht. Die Landung war eine unfreiwillige, indem das Dampfboot noch Kohlen einzunehmen hatte und der Aufenthalt nur einen Tag betragen sollte.

Unter den Seltenheiten, welche der fürstliche Reisende mit sich am Bord führte, befand sich namentlich ein blauer Ara, als Geschenk von der Kaiserin von Brasilien. Da ich nie Gelegenheit hatte, diesen so schönen wie seltenen Vogel im freien Naturzustande zu beobachten, so sei hier gleich erwähnt, daß er ein Bewohner des Tocantins, jenes Stromes ist, der aus der Provinz Goyas kommt und sich mit den Ausgängen des Amazonen-Stromes vereinigt, bevor er ins Meer übergeht. Das Gefieder des Vogels ist im Gegensatz zu anderen Aras nur einfarbig, von schönem Dunkelblau und außerdem die Spezies noch durch größeren Körperbau vor seinen Verwandten ausgezeichnet. Das große Interesse, mit welchem der Erzherzog Maximilian für Naturgegenstände beseelt war, gab ihm Veranlassung, mich mit der Ehre seines Besuches zu beschenken, indem ich unter anderen Seltenheiten auch ein lebendes Chamäleon besaß. Die Beobachtungen, die ich an diesem in der Gefangenschaft befindlichen Tiere machte, mit anderen im freien Naturzustande erlangten zu verbinden, läßt mich später ausführlicher darauf zurückkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 4. Stuttgart, 24. Januar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Zur Guanahani-Frage. Von Dr. Konrad Häbler. S. 61. — 2. Der Escorial. Von Th. v. Bernardi. S. 64. — 3. Die Cobra in Indien. S. 68. — 4. Ueber den Ursprung der Galla-Völker. Von M. Rumbauer. S. 71. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 74. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 76. — 7. Litteratur. S. 79.

Zur Guanahani-Frage.

Von Dr. Konrad Häbler.

Unter den Plänen, welche für die dritte Säkularfeier der Entdeckung von Amerika entworfen worden sind, ist der großartigste unstreitig derjenige der spanischen Regierung. Wie vor drei Jahrhunderten sollen am 3. August 1892 drei Caravellen, gerüstet wie die Schiffe des Columbus, den Hafen von Palos verlassen und in der Route des großen Admirals über den Atlantischen Ozean fahren. Aber wohin? Ob die spanische Regierung in ihrem Festprogramm auch die Guanahani-Frage schon gelöst hat? Oder ob sie mit dem in Spanien so hoch angesehenen Autoritätenglauben sich dafür entschieden hat, die durch Navarrete's Namen geheiligte aber notorisch irrtümliche Route zu verfolgen, die den Columbus in Grand Turk zuerst den neuen Weltteil erblicken läßt?

Wir wollen hoffen, daß bis zum Jahre 1892 die wissenschaftliche Feststellung der Lage Guanahani's eine so unzweifelhafte geworden ist, daß auch die spanische Regierung ihr die Anerkennung nicht versagen kann. Ein vortrefflicher Anfang dazu ist in der Abhandlung von F. G. Fox, Captain U. S. Navy, gemacht; diesen weiter zu begründen und ihm mehr und mehr auch in Deutschland Geltung zu verschaffen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Es gibt drei Wege, das Guanahani des Columbus wieder aufzufinden, die alle wiederholt mit größerer oder geringerer Genauigkeit betreten worden sind. Den mindesten Wert hat der Vergleich der alten spanischen Karten, soweit Guanahani sich auf ihnen verzeichnet findet, mit einer genauen Karte der Antillen. Mit dieser Operation ist vor wenigen Jahren von einem angesehenen Geographen ein nicht geringer Mißbrauch getrieben worden. Obwohl ihm weder eine genaue Spezialkarte der Antillen, noch eine treue und vollständige Reproduktion der wichtigsten Karte des Juan de la Cosa und der anderen ältesten spanischen Karten vorlag, glaubte er doch auf diesem Wege eine Entscheidung der Controverse für Watling Island herbeigeführt zu haben. Er war von seinem Resultate so befriedigt, daß er auch nicht ein Wort über die Schwierigkeiten verlor, die der Kurs des Columbus von Guanahani nach Cuba aufweist, wenn man ihn von Watling Island aus zu rekonstruieren versucht. Wer aber jemals die alten spanischen Karten in den Werken von Jomard, Kunstmann und Kohl gesehen hat, der muß sich sagen, daß eine Identifikation von Guanahani *allein* darnach eine kaum zu lösende Aufgabe ist.

Eine zweite Methode zur Ermittelung Guanahani's ist der Vergleich der Beschreibung, welche Columbus von dieser Insel entwirft, mit denjenigen der Lukayen, (Bahamas) die ein von O. und NO. kommendes Schiff zuerst und ohne eine andere Insel in Sicht zu bekommen berühren kann. Hier liegt die große Schwierigkeit darin, daß diese Beschreibung auf keine Insel in allen Teilen sich anwenden läßt. Die Lukayen haben seit 1492 fast sämtlich das entzückende Grün einer üppigen Vegetation verloren, das Columbus nicht müde wird zu bewundern. Wir wissen, wie leicht eine Entwaldung besonders auf sandigem Boden auch für die Bewässerungsverhältnisse von entscheidendem Einflusse ist. Was aber, wenn man von Wald und Wasser absieht, Bezeichnendes an Guanahani bleibt, das Korallenriff mit seinem ruhigen Wasser im Innern, der leicht von der Insel zu trennende Vorsprung, der ebene, nur wenig über den

Digitized by Google

Meeresspiegel hervorragende Boden, das alles sind charakteristische Merkmale der meisten Antillen-Inseln.

Es bleibt also als einziger Weg zur Auffindung des ersten Landungsplatzes nur übrig, den Kurs des Columbus zwischen den Antillen von einer Insel zur anderen zu verfolgen; aber freilich darf man als Ausgangspunkt nicht, wie bis jetzt immer geschehen ist, ein a priori bestimmtes Guanahani nehmen, vielmehr muß man, um sicher zu gehen, den Weg von Cuba aus rückwärts einschlagen.

Hier würden wir zwar in große Verlegenheit geraten, entweder wieder a priori einen Landungsplatz auf Cuba anzunehmen, oder aber unzählige Versuche von Cuba aus zu machen, hätten wir nicht einen unzweifelhaften Punkt, welchen Columbus auf der Fahrt von Isabela nach Cuba berührt hat.

Unterm 25. Oktober schreibt er darüber in seinem Tagebuch: „Nach Sonnenaufgang fuhr ich in westsüdwestlicher Richtung bis zur neunten Stunde; wir mochten fünf Leguas zurückgelegt haben. Dann änderte ich den Kurs nach Westen; die Schiffe liefen acht Meilen in der Stunde bis 1 Uhr Nachmittag und ebenso bis 3 Uhr. Im ganzen mochten sie 44 Meilen gemacht haben. Da sahen wir Land. Es waren 7—8 Inseln, der Reihe nach alle von Nord nach Süd gelegen; sie waren in einer Entfernung von 5 Leguas." Und am folgenden Tage beginnt er seine Aufzeichnung: „Ich befand mich auf der Südseite der Inseln; auf eine Entfernung von fünf bis sechs Leguas war alles seichter Grund. Hier hatte ich Anker geworfen."

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß mit dieser Beschreibung die Sand Islands gemeint sind, die, acht an der Zahl, von Norden nach Süden auf dem Ostrande des Südarmes der großen Bahama-Bank gelegen gelegen sind. Hier also landete Columbus, nachdem er von seinem letzten Ankerplatze auf der Insel Isabela zwei Tage hindurch einen westsüdwestlichen, zuletzt einige Stunden einen westlichen Kurs verfolgt hatte. Leider fehlt in seinem Tagebuche eine Angabe über die am ersten Tage zurückgelegte Entfernung; wir wissen nur, daß er sich am Abend desselben noch 10 Leguas und 44 Millas, d. h. ca. 22 Leguas von den Sand-Inseln entfernt und 7 Leguas südöstlich von dem Südwestkap der Insel Fernandina befand. Zieht man nun aber von dem Südende der Sand Islands eine Linie in ostnordöstlicher Richtung und trägt auf dieser eine Entfernung von ca. 22 Leguas ab, so befindet man sich wirklich in einem südöstlichen Abstande von ca. 7 Leguas von einer anderen Insel (Long Island); in ihrer Verlängerung aber trifft diese Linie diejenige Inselgruppe, die von Crooked Acklin und Fortune Island gebildet wird. Es handelt sich nun darum, zu vergleichen, ob auf eine, und auf welche dieser Inseln die Beschreibung sich anwenden läßt, welche Columbus von der Insel Isabela entwirft. Er erreicht sie zuerst am nördlichen Ende, von Westen kommend, bei nebligem und regnerischem Wetter, und beschreibt sie, je nachdem er sie näher untersucht, folgendermaßen:

Vor dem Nordende der Insel befindet sich eine kleine Insel, in der Richtung nach Norden durch Korallenriffe verlängert, und durch solche von der Insel getrennt; ihre Küste läuft von der Nordspitze westlich oder vielmehr, wie er am folgenden Tage bei genauerer Untersuchung schreibt, von Nordnordost nach Südsüdwest in einer Ausdehnung von 12 Leguas, wo sie ein so schönes Vorgebirge mit einem Hügel bildete, daß Columbus ihm den Namen Cabo Hermoso beilegte. Weiterhin erklärt er allerdings, daß dies Kap auch ein Inselchen für sich sein könne; ein Beweis, daß er selbst dieses von ihm so hoch gepriesene Stückchen Land nur einer oberflächlichen Besichtigung unterzog. Da er die Insel umfahren wollte, folgte er der Westküste bis zum Südwestkap, dem Cabo de la Laguna, sah daß die Ostküste dort weit nach Nordost vorsprang, konnte aber wegen seichten Wassers dieser Küste nicht folgen.

Diese Beschreibung läßt sich nur auf eine Insel der mittleren Antillen-Gruppe — und in diese führt uns ja auch der Kurs des Columbus — anwenden, und das ist Fortune Island.

Hier ist der einzige Küstenstrich, der von Nordost nach Südwest läuft, hier die Unschiffbarkeit der Ostküste wegen zu seichten Wassers, hier ein Cabo del Isleo im Norden und ein Cabo de la Laguna im Süden. Einzig steht der Identifizierung von Fortune Island mit dem Isabela des Columbus die Ausdehnung der Küstenlinie entgegen, die wohl ca. 12 Millas, nicht aber 12 Leguas, d. i. 36 Millas, lang ist. Da aber weder Exuma noch Long Island — diese beiden sind von anderen für das Isabela des Columbus gehalten worden — eine der gegebenen entsprechende Küstenrichtung, noch eine unschiffbare seichte Ostküste haben; da ferner ihre resp. nördlichen Kaps mit dem Kurse des Columbus weder in Bezug auf Himmelsrichtung, noch in Bezug auf Entfernung vereinbar sind, darf man wohl eine Verwechslung von Leguas und Millas annehmen. Dann aber steht nichts mehr der Annahme entgegen, daß Fortune Island die Isabela des Columbus ist. Dies zugegeben, ist notwendigerweise Long Island gleich Fernandina. Columbus fuhr von dessen Südwestkap in wenigen Stunden ostsüdöstlicher Fahrt nach Isabela hinüber; der umgekehrte Kurs von Fortune Island aus führt uns genau nach dem Kap Verde von Long Island, welches, wie wir oben sahen, auch einer weiteren Distanz-Angabe des Columbus entspricht. Er ankerte zuerst an dieser Insel an einer Stelle, wo er die Küstenlinie in einer Ausdehnung von ca. 28 Leguas übersehen hatte, von wo er sie am bequemsten in südöstlicher Richtung zu umschiffen hoffte — Martin Alonso Pinzon muß wohl die Indianer mißverstanden haben, wenn er meinte, sie hätten die nordwestliche Umschiffung für leichter erklärt — da ihn aber der Wind daran hindert, folgt er der Küste ca. 20 Leguas nach Nordnordwesten, erreicht dort eine Stelle wo die

Digitized by Google

Küste von Ost nach West streicht, nachdem er kurz zuvor einen geräumigen, aber für seine Schiffe zu seichten Hafen gefunden, und fährt von da in entgegengesetzter Richtung an der Küste zurück, bis er unter dem Südwestkap der Insel gegen die rauhe Witterung Schutz findet.

Wer auf einer genauen Karte von Long Island diese Kurse verfolgt, wird finden, daß sie mit großer Genauigkeit sich verfolgen lassen. Allerdings würde die Aehnlichkeit der Figur und der Dimensionen zwischen Exuma und Long Island erstere von einem Anspruch, Fernandina zu sein, nicht gänzlich ausschließen. Entscheidend aber ist, daß Columbus von Exuma aus mit den angegebenen Kursen nie nach Fortune Island oder in dessen Nähe hätte gelangen können. Gegen die Identifizierung von Long Island mit Fernandina entsteht nur das eine Bedenken: Columbus sagt in seinem Tagebuche zweimal, unter dem 15. und 16. Oktober, daß er von Santa Maria de la Concepcion aus die Insel Fernandina im Westen gesehen habe. Man mag sich aber auf Long Island an irgend welchem Punkte befinden, nirgendwo wird man im Osten Land sehen, es sei denn am Nordende, welches möglicherweise von Rum Cay aus sichtbar ist. Daß aber Columbus das Nordende von Fernandina zuerst gesehen habe, ist unmöglich, wie wir weiterhin sehen werden.

Ueber Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit Long Islands von Crooked Island (seinem Concepcion) aus hat F. G. Fox die sorgfältigsten Untersuchungen anstellen lassen; sie haben aber zu dem Resultate geführt, daß höchstens eine Nebelbank über der Insel eine optische Täuschung veranlassen kann. Bedenkt man nun, daß Columbus nach seinem eigenen Berichte seit seinem Eintritt in den Insel-Archipel nebliges und regnerisches Wetter hatte, daß die Indianer ihm von einer Unzahl von Inseln in der Umgegend berichteten; bedenkt man endlich — ein Argument, welches auch Herrn G. F. Fox entgangen ist — daß er selbst die Entfernung zwischen Santa Maria und Fernandina, nachdem er sie zurückgelegt, auf 9 Leguas angibt, d. h. auf mehr als die Sichtbarkeitsgrenze für all diese flachen Eilande beträgt, so kann man wohl eine Täuschung annehmen.

Columbus war am 16. Oktober von dem Westende der Insel Santa Maria de la Concepcion — zwei Inseln daraus zu machen ist nach den Worten des Columbus unmöglich — mit einer Fahrt von 9 Leguas in westlicher Richtung an eine Stelle der Insel Fernandina gelangt, wo deren Küste in einer Ausdehnung von 28 Leguas in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost läuft.

Es ist unmöglich, irgend einen Punkt an der Ostküste Long Islands als ersten Landungsplatz zu bestimmen; jedenfalls aber darf derselbe nicht zu weit nördlich gesucht werden, da Columbus am folgenden Tage mehrere Stunden lang mit günstigem Winde an der Küste in nordwestlicher Richtung entlang fuhr, und dann noch immer in einiger Entfernung von dem Punkte Anker warf, wo die Küste eine ost-westliche Richtung annimmt.

Wenn nun auch Rum Cay von Long Island in östlicher Richtung eine Entfernung von ca. 9 Leguas hat, so führt doch eine Linie vom Westkap Rum Cay's nach Long Island so dicht an des letzteren Nordspitze, daß es nicht möglich ist, die weiteren Angaben des Columbus mit diesem Landungsplatze in Einklang zu bringen. Außer Rum Cay ist nur noch Crooked Island in östlicher Richtung von Long Island zu finden, und zwar gleichfalls in dem angegebenen Abstande. Untersuchen wir nun, ob die Beschreibung, welche Columbus von Santa Maria de la Concepcion entwirft, sich auf Crooked Island anwenden läßt.

Er hat die Insel nur sehr flüchtig besucht, er hat nur einmal an ihrem Westkap Anker geworfen, und auch das nur, um nicht bei Nacht in unbekannte Regionen vorzudringen. Seine Beschreibung beschränkt sich daher auf eine ziemlich allgemeine Angabe der Dimensionen und Richtungen der Küsten. Er war der Insel zunächst an ihrem Nordostende nahe gekommen und schätzte die der Insel Guanahani zugewendete, d. h. doch wohl die Ostküste, auf 5 Leguas von Norden nach Süden. Die andere Küste, der er in der Richtung von Ost nach West folgte, war zehn Leguas lang, und führte zu dem vorher erwähnten Westkap, von welchem aus Columbus die Insel Fernandina gesehen haben wollte. Die Küsten-Dimensionen entsprechen merkwürdig genau der Ostküste von Acklin und der Nordküste dieser Insel und von Crooked, die nur durch einen schmalen und seichten Wasserarm getrennt sind, den Columbus leicht für eine Flußmündung halten konnte. Gegen die Identifizierung von Acklin-Crooked mit Santa Maria de la Concepcion findet sich nur ein Bedenken. Wir haben vorher gesehen, und darin stimmt weitaus die Mehrzahl der Forscher überein, daß Isabela gleich Fortune Island, d. h. gleich derjenigen Insel ist, welche mit Acklin und Crooked als dritte eine geschlossene Gruppe bildet. Columbus lag am Westkap von Santa Maria eine Nacht und einen halben Vormittag vor Anker, er hatte in dieser Zeit einen sehr lebhaften Verkehr mit den Eingeborenen, deren einen er später auf dem Wege nach Fernandina traf, wohin er die Kunde von der Ankunft weißer Männer tragen wollte. Nun ist aber das Cabo del Isleo, die Nordspitze von Fortune Island, noch nicht 5 Leguas Landweg vom Westkap von Crooked entfernt und nur durch einen schmalen Wasserarm davon getrennt. Sollte sich in den drei Tagen von der Ankunft des Columbus am Westkap von Santa Maria bis zu seiner Ankunft am Cabo del Isleo die Kunde des wunderbaren Ereignisses nicht über diese wenigen Meilen hinaus verbreitet haben? Allerdings trat Columbus auf Isabela weniger als auf irgend einer anderen Insel in Verkehr mit den Eingeborenen, auch ließe sich deren anfängliches furchtsames Entweichen so erklären, daß die Kunde zu ihnen gelangt sei, immerhin aber bleibt es wunderbar, daß dem Columbus die Nähe Santa Maria's unbekannt blieb. Dazu kommt, daß dem Columbus, der zweimal das Cabo del Isleo anfuhr und das zweite Mal

Digitized by Google

drei Tage lang daselbst vor Anker lag, von dort die Südspitze von Crooked selbst bei regnerischem und nebligem Wetter nicht unbemerkt bleiben konnte; dennoch findet sich in seinem Tagebuche nicht die geringste Andeutung davon, daß er weiter nördlich noch eine Insel gesehen habe. Dagegen wird wieder die Korrektheit der Kurse bestätigt durch Las Casas, dem ja das Material des Columbus unverkürzt vorlag. Dieser erzählt in der „Historia de las Indias", Libro I, cap. 43, die Vorgänge des 19. Oktober folgendermaßen: Da die Indianer von Guanahani dem Columbus versicherten, daß die Insel Samoet, die hinter ihnen geblieben war (que atras quedaba), größer sei als Fernandina, und daß sie zu ihr zurück sich wenden sollten (y que debian de volver à ella), willigt der Admiral ein, nach Osten umzukehren (dar la vuelta hacia el leste); und so setzte er Segel auf und kehrte nach Osten zurück (vuelve al levante). Diese Schilderung läßt freilich ein nahes Beisammenliegen von Santa Maria und Isabela als überaus wahrscheinlich erscheinen.

Mit der Annahme aber, daß Acklin-Crooked das Santa Maria de la Concepcion des Columbus ist, ist die Guanahani-Frage entschieden. Denn Columbus erreichte die Stelle Santa Maria's, wo er ihre Nord- und Ostküste überblicken konnte, aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem südwestlichen Kurse von 7 Leguas; in dieser Richtung liegt aber nur eine Insel vor Acklin, und das ist Atwood Cay oder Samaná. Dies also ist, wenn die vorangehenden Kurse richtig sind, das Guanahani des Columbus. Von den charakteristischen Merkmalen Guanahani's fehlt ihr freilich jetzt die Grande Laguna; das kann aber umsomehr als eine Folge der Entwaldung angesehen werden, als die Laguna nicht Quellwasser enthielt, sondern untrinkbares Wasser, was in der Regenzeit sich in jeder Bodenvertiefung ansammelt. Dagegen besitzt sie das von Korallenriffen umschlossene stille Wasser — denn davon, nicht von einem wirklichen Hafen, wie ihn Watling Island besitzt, spricht das Tagebuch des Columbus — den halbinselartigen Vorsprung, den man mit zwei Tagen Arbeit zur isolierten Feste umwandeln konnte, hat mittlerweile das Meer selbst losgetrennt, doch zeigt das seichte Wasser, daß dies nicht immer so gewesen sein muß. Endlich sind die Dimensionen von Samaná die eines Inselchens, isleta, wenn sie auch als solches leidlich groß, bien grande, ist. Freilich eine Länge von 15 Leguas, wie sie Las Casas der Insel Guanahani beilegt, besitzt sie nicht. Doch dürfte das Guanahani des Columbus auch wohl kaum eine solche besessen haben, da er Santa Maria mit einer Küstenlänge von 10 Leguas keineswegs eine isleta nennt, und ihm eine Küste von 28 Leguas an Fernandina gewaltig groß erscheint.

Endlich, und das ist jetzt, nachdem die anderen Bedingungen erfüllt sind, auch nicht ohne Wert, läßt sich die Lage von Atwood Cay nach der Karte des Juan de la Cosa sehr wohl mit dessen Guanahani vereinigen. Ich glaube, daß einzig und allein ein Vergleich mit dieser Karte irgend einen Anspruch auf Bedeutung für die Guanahani-Frage haben kann, denn es ist bekannt, daß außer Juan de la Cosa kaum noch ein gebildeter Pilot die Insel besucht hat, und daß sie sobald in Vergessenheit geriet, daß sie auf Karten jener Zeit oft ganz fehlt, oft aber in ganz phantastischer Gestalt erscheint. Von La Cosa's Karte nun ist die kleine Insel nördlich Watling, klein weil noch kaum bekannt, die größere westlich ist Long Island; das Yumay der Karte ist Cat Island, Someto ist Crooked und Acklin; daneben erscheinen die Plana Cays als eine Insel, und davon nordöstlich als Samaná bezeichnet Mariguana, dessen Name, obwohl sonst auf fast allen Karten vertreten, hier fehlt. Wie wenig oder wie viel es zu bedeuten hat, daß der jetzige Name Guanahani's der einer bereits auf den ältesten Karten erscheinenden Insel ist, das ist schon bei der Diskussion über das Mariguana-Guanahani Varnhagen's erörtert worden. Daß das alte Samaná sicher nicht diejenige Insel ist, welche jetzt diesen Namen trägt, lehrt ein Blick auf irgend eine der alten Karten, wo Samaná nie als eine dem äußeren Rande der Antillen angehörende Insel erscheint. Daß die Unsicherheit darüber noch in späte Zeit, noch bis ins vorige Jahrhundert hineinreicht, hat F. G. Fox des weiteren nachgewiesen, als er zuerst die Behauptung aufstellte, daß Samaná das Guanahani des Columbus sei.

Der Escorial.

Von Th. v. Bernhardi[1]

An einem trüben Tage besuchte ich zuerst den seltsamsten Königssitz, der je gegründet worden ist, das Schloß, das sich der Fürst, dem der Alcazar zu Sevilla und die Alhambra bei Granada zu Gebote standen, in der Felseneinöde der Sierra de Guadarama baute. Wahrlich, man hat Mühe, sich in den Seelenzustand des Mannes zu versetzen, der aus den reichsten Gefilden Europa's hierher flüchtete.

Erst im Laufe der Jahrhunderte hat sich um den

[1] Wir haben schon früher mit der aufrichtigsten und verdientesten Anerkennung der trefflichen „Reise-Erinnerungen aus Spanien", von Th. v. Bernhardi (Berlin, W. Hertz) gedacht, welche wir zu dem Lehrreichsten und Unterhaltendsten zählen, was jemals in neuerer Zeit über Spanien geschrieben worden ist. Um von der Feinheit und Sorgfalt der Beobachtung, der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderung, dem hohen sittlichen Ernste und der gründlichen allgemeinen Weltbildung, welche sich diesen Reise-Erinnerungen offenbaren, dem Leser einen Begriff zu geben, entlehnen wir — mit der Ermächtigung des Verlegers — dem vorzüglichen Werke die nachstehende Beschreibung des düster-ernsten Escorial als eine von denjenigen Schilderungen des Buches, welche uns besonders angesprochen hat, und welche wohl zu dem stimmungsvollsten und besten gehört, was jemals über diesen königlichen Grabpalast geschrieben worden ist. Die Red.

Digitized by Google

ursprünglich ganz allein liegenden Palast auch eine betriebsame Bevölkerung angesiedelt; zuerst ist die kleine, etwas tiefer als das Kloster gelegene Ortschaft Escorial de Abajo entstanden, dann höher an der Bergwand hinauf um eine Kaserne für die königlichen Garden der Flecken Escorial de Ariba, mit einem schlechten Gasthof, zu dem ein Omnibus die Reisenden vom Bahnhof bringt. Aber diese späteren Anhängsel, denen jede Spur von Vegetation fehlt, ändern auch wenig oder nichts an dem strengen Charakter des Bildes.

Was Philipp II. unmittelbar veranlaßte, dieses Kloster zu gründen, ist bekannt. Bei der Belagerung von St. Quintin war ein dem heiligen Lorenz geweihtes Kloster durch spanische Kugeln teilweise zerstört worden. Es ist bezeichnend für die Religiosität des Königs und deren Art und Wesen, daß dieser König, der sich der Aufgabe gewachsen fühlte, die ganze Welt zu beherrschen, ja zu unterdrücken, doch glaubte, den vielleicht erzürnten Heiligen versöhnen zu müssen. Er gelobte ihm ein schöneres Kloster als das zerstörte war, und hat sein Wort nach einem königlichen Maßstab gelöst. Um an das Marthyrium des heiligen Lorenz zu erinnern, hat der Bau die Form eines Rostes erhalten, der aber gleichsam auf dem Rücken liegend gedacht ist; die an den Ecken des Vierecks emporragenden Thürme stellen die Füße, der nach Osten herausragende Chor der Kirche den Stiel dar.

Doch die nähere Betrachtung dieses gewaltigen Baues lehrt, daß König Philipp hier viel mehr beabsichtigte als die Erfüllung eines Gelübdes und die Ausführung einer spielenden Idee. Ein Kloster und dessen Kirche, die zugleich Kirche des königlichen Palastes ist, eine Wohnstätte, die das eigentliche Heim der Könige von Spanien werden sollte, und das Grab dieser Könige sind hier unter einem Dach vereinigt. Ueberall tritt hier unverkennbar der Gedanke hervor, daß Philipp dieses Kloster zum Sitz der Majestät und zugleich zum höchsten, erhabensten Nationalheiligtum des spanischen Volkes zu erheben gedachte. Das Königtum sollte hier auf das Engste mit den himmlischen Mächten verbunden erscheinen, ja als seinem eigensten Wesen nach selbst ein Teil dieser Mächte. In diesem Sinn liebte es Philipp, als Mitglied der geistlichen Verbindung aufzutreten, die er hier in einem Teil seines Palastes ansiedelte. Er hatte seinen Sitz unter den Chorherren und nahm somit an der Ausübung des Gottesdienstes Teil. So stellte sich das Königtum dar, nicht als der Kirche in gleicher Weise wie alle anderen Christen unterworfen, sondern als ein Element der Kirche, auf dem wie auf ihr die höchste Weihe des Himmels ruht. Bezeichnend ist dann auch, daß gerade die Dominikaner, die strengen Herren von der Inquisition, die geistliche Brüderschaft waren, mit der er sich in solcher Weise vereinigte.

Die Anlage des Baues entspricht seiner Absicht durch großartige Maße; die Länge des Vierecks beträgt von Westen nach Osten über 200 m., die Breite von Norden nach Süden 156 m. Ein in gleicher Richtung quer durch die Mitte des Vierecks gelegter Bau teilt das Ganze in zwei Hälften, deren westliche Patio de los Reyes heißt, und auf den nicht weniger als 267 Fenster herabsehen, Die östliche Hälfte wird durch die Kirche wieder in zwei kleinere Höfe geschieden, von denen der nördliche der Hof des Palastes ist, der südliche dem eigentlichen Kloster angehört und der Klausur unterworfen war, so lange hier Dominikaner hausten.

Und wie wir die Absicht erkennen, die der königliche Gründer mit diesem Bau verband, eröffnet sich uns auch bei der Betrachtung dieses mächtigen Denkmals seiner Zeit ein weitreichendes Verständnis der mit dem Gang der politischen Ereignisse eng verbundenen Kulturgeschichte Spaniens. Das Escorial bezeichnet in dieser Geschichte eine Epoche, den Anfang einer neuen Zeit. Seit der Eroberung durch die Araber bis auf die Zeiten Ferdinand's und Isabella's zeigt sich überall in den Werken spanischer Baukunst der Einfluß des Orients. Hier im Escorial hört er auf. Bis auf das Ende des 15. Jahrhunderts hatte Spanien, in Sonderheit Kastilien, in stets erneuerte Kämpfe mit den Mauren verwickelt, eine fast abgeschlossene Welt für sich gebildet. Durch die Verbindung mit den burgundischen Landen, Neapel und Mailand, seit den Tagen des katholischen Königspaares in die allgemeinen Angelegenheiten Europa's, in die alle Interessen umfassende Weltpolitik hineingezogen, schließt sich Spanien der Kunst an, die sich in Italien neu entfaltete und für die europäische gebildete Welt maßgebend wurde. Hier im Escorial sagt sich Spanien gleichsam von jeder nationalen Ueberlieferung los und wendet sich unbedingt der klassizistischen Spätrenaissance zu. Die Malerschulen folgten demselben Zug und wußten erst später nationale Eigenart in den aus der Fremde übernommenen Stil zu legen.

So ist das kolossale Klostergebäude in hohem Grade merkwürdig, aber nicht erfreulich. Es ist ganz aus Granitquadern gebaut, und die hellgraue Farbe dieses Materials steigert noch den Eindruck des Massenhaften und Schwerfälligen, der schon durch die Architektur des Baues bedingt ist. Der dorische Stil, wie ihn König Philipp's Zeit römischen Mustern entnahm, ist mit einer gewissen Strenge und Folgerichtigkeit, aber ohne wirkliches Verständnis antiker Baukunst durchgeführt.

Der Haupteingang an der westlichen Seite führt zunächst in den großen Hof und man steht hier dem Haupteingang der Kirche gerade gegenüber, deren Portal sechs Bildsäulen jüdischer Könige von geringem Kunstwert zieren. Die Kirche liebt es, an die Traditionen des alten Testaments anzuknüpfen und die christliche Religion als deren Fortsetzung und Vollendung aufzufassen.

Welche Weihe König Philipp diesem Klosterpalast verleihen wollte, und welche Stelle dem König in diesem Heiligtum angewiesen war, zeigt sich gleich an dieser Stelle schon darin, daß der Haupteingang zur Kirche nur für den

Digitized by Google

regierenden König von Spanien, und auch für den nur einmal im Leben, einmal im Tode geöffnet wird. Zuerst, wenn er zum erstenmal nach seiner Krönung den Escorial betritt, und dann wieder, wenn sein entseelter Leib zur Ruhe des Grabes hierher gebracht wird. Im Leben und im Tode empfangen ihn, an der Pforte des Heiligtums, die sechs als Propheten heilig geachteten Könige des alten Testaments als ihren Genossen. Alle anderen Sterblichen müssen durch eine Vorhalle der Sakristei und durch einen Seiteneingang in die Kirche treten.

Das Innere der dreischiffigen Kirche bildet ein Quadrat von 175 F. Länge; das Chor, wie überall als Capilla mayor eingerichtet, tritt aus diesem Quadrat heraus und verlängert das mittlere Schiff nach Osten. Der Hauptaltar glänzt in überreichem Schmuck einer überladen konventionell eleganten Architektur, kostbarer Marmorarten, blendender Vergoldungen, in Allem wozu eine sinkende Zeit zu greifen pflegt. An den Seitenwänden dieses Chores stehen in großen flachen Nischen vergoldete Statuen, Gruppen in Lebensgröße auf schwarzem Marmor-Hintergrunde. Auf der einen Seite Karl V. mit seinen beiden Schwestern, seiner Gemahlin und der einzigen legitimen Tochter; auf der anderen Philipp II., gleich dem Vater in Harnisch und Königsmantel, mit drei seiner vier Gemahlinnen und seinem unglücklichen Sohn Don Carlos. Philipp's zweite Gemahlin, Marie von England, the bloody Mary, fehlt in der Gruppe, ungeachtet des katholischen Eifers, den sie entfaltet hatte.

Die Sitze der Chorherren sind auf eine Empore über dem Haupteingang zur Kirche verlegt, und das flache Spiegelgewölbe, das den Fußboden dieser Empore bildet, wird nicht mit Unrecht als ein Meisterwerk der Baukunst gepriesen. Es ist in mancher Beziehung noch merkwürdiger als das berühmte Spiegelgewölbe der Vorhalle im Stadthause zu Arles.

Der Raum unter der Empore, Coro bajo genannt und durch ein eisernes Gitter gegen die Kirche geschlossen, stand allein während des Gottesdienstes der nicht geweihten Menge der Gläubigen offen; in der Kirche selbst herrschte Klausur.

Zu dem Charakter und Wesen König Philipp's stimmt dann auch, daß selbst der Gottesdienst, an dem er als Chorherr thätigen Anteil nahm, nicht die Regierungsgeschäfte unterbrechen durfte; waltete er doch seines königlichen Amtes im Dienst der Kirche, der Religion; was er that, war Gottesdienst.

Sein Sitz in der dreifach übereinander aufsteigenden Reihe der Stühle steht dicht an der Wand eines Korridors, nach welchem sich ein durch einen Laden geschlossenes Fenster öffnet; durch dieses Fenster wurden ihm die während des Gottesdienstes einlaufenden Briefe und Depeschen eingehändigt.

Durchaus mit dieser wenn auch nicht erfreulichen doch in ihrer Art großartigen Vergangenheit beschäftigt, achtet man wenig auf die Spuren der Gegenwart, die sich auch hier in dem verfallenen Zustand der beiden Orgeln geltend macht. Selbst die kostbare Bibliothek des Chors vermag kaum die Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie besteht aus 218 kostbaren, zum Teil mit Miniaturen gezierten Psalterien, jeder etwa 3 Fuß hoch; zum Gebrauch an hohen Festtagen werden sie auf einem Riesenpult im Chor aufgeschlagen.

In einem besonderen Kamarin, unmittelbar hinter dem Chorsitz des Priors, steht auf dem Altar des Gemachs ein Kruzifix; das Kreuz von schwarzem, die Gestalt des Erlösers von weißem Marmor; ein Werk von Benvenuto Cellini. Mir haben aber die Arbeiten dieses Meisters immer nur geringe Sympathien abgewonnen. Sie haben stets etwas Gezwungenes und Manieriertes.

Ein hochernster Gang wird nun zur Gruft der Könige angetreten, die tief in der Erde senkrecht unter dem Hauptaltar der Kirche liegt, so daß der messelesende Priester gerade über dem Schlußstein ihres Gewölbes steht. Seltsame Widersprüche begegnen uns freilich auch hier. Die Gruft wird amtlich „Pantheon" genannt und über ihrer Thür steht nicht ein christliches Alpha und Omega, sondern ein heidnisches D. O. M., Deo Optimo Maximo, eine Inschrift, die darum nicht minder heidnisch ist, weil sie an katholischen Kirchen häufig vorkommt.

Wie atmet hier Alles Philipp's Geist! — Die dunkle Treppe geht zwischen Marmorwänden und von Marmor überwölbt in die Tiefe hinab. Halbwegs zeigt sich zur Seite eine mächtige Thür; sie führt in ein grausiges Gemach, dessen Bestimmung die Benennung „Pudridero" in einfacher Strenge ausspricht. Die sterbliche Hülle der Könige von Spanien soll nicht vor der Zerstörung bewahrt werden; sie bleibt in dieser Halle beigesetzt bis die Folgen des Todes vollendet sind und die Reste in eine Aschenkiste gesammelt werden können.

Unten am Fuß der Treppe steht man vor drei Thüren; die eine führt in die Sakristei der Gruft, die zugleich Kapelle ist und in der Seelenmessen gelesen werden. Eine zweite Thür geht in die Gruft der Prinzen und Prinzessinnen, in der auch die Königinnen bestattet werden, die ohne Nachkommenschaft gestorben sind.

Die mittlere Thür führt in das Pantheon, ein Achteck von kaum 30 F. im Durchmesser, dessen Wände mit Porphyr und Jaspis bekleidet sind. Der Eingang nimmt die eine, der Altar gegenüber eine andere Seite ein, die sechs übrigen zeigen je vier Nischen übereinander, bestimmt, die reich mit vergoldeter Bronze verzierten Aschenkistchen aus schwarzem Marmor aufzunehmen. Die Namen der so Bestatteten stehen auf vergoldeten Kartouchen auf den Kästchen. Philipp I. ausgenommen, sind die Namen aller habsburgischen Könige Spaniens hier zu lesen. Von den bourbonischen fehlen die beiden ersten, Philipp V. und Ferdinand VI. Die neue Dynastie wollte eben mit den spanischen Traditionen brechen und ein regeres, heiteres Leben im Lande hervorrufen; ihr Regierungsantritt sollte

Digitized by Google

in Spanien den Beginn einer neuen Zeit bezeichnen; und wie sie im Leben diesen düsteren, klösterlichen Landsitz am dereinstigen Grabe mieden, um sich zu St. Ildefonso, inmitten prachtvoller Gärten und sprudelnder Wasserkünste, einen anderen zu gründen, wollten sie auch nicht hier begraben sein. Erst als das neue Regentenhaus ganz einheimisch geworden war und die habsburgischen Traditionen nicht mehr zu fürchten brauchte, andererseits angemessen fand, nicht mehr an seinen fremdländischen Ursprung zu erinnern, haben auch die Könige dieses Hauses ihre Ruhestätte hier gefunden.

Drei Seiten des Achtecks sind den Königen, drei den Königinnen bestimmt; unter diesen fehlt eine der letzten; der böse König Ferdinand VII. hat es nicht über sich vermocht, die Asche seiner ihm verhaßten Mutter Marie Luise hier beizusetzen.

Ein unterirdisches christliches Kolumbarium für Könige! Gewiß ein eigentümlicher Gedanke! Aber es wird einem nicht wohl da unten inmitten der schwerfälligen Grabespracht und einer Finsternis, die eine Leuchte nur durch Streiflichter erhellt!

Welchen entschiedenen Gegensatz bilden Philipp II., in dem wir den vollständigen Repräsentanten des spanischen Königtums erkennen müssen, und Ludwig XIV., der uns als der glänzendste Vertreter des französischen Königtums entgegentritt! Philipp siedelte sich im Leben dicht neben seinem Grabe an; der lebensfrohe König Ludwig verließ St. Germain und zog nach Versailles, weil er den von der Terrasse von St. Germain in der Landschaft sichtbaren Turm nicht sehen wollte, der sich zu St. Denis über den Gräbern der Könige von Frankreich erhebt.

Sehr merkwürdig ist, was Philipp alles gethan hat, um diesen klösterlichen Herrschersitz, wo die irdische Majestät in engster Verbindung mit der Kirche erscheinen sollte, zu einem Heiligtum höchster Art zu erheben. Das Kloster besitzt nicht weniger als 7422 hochheilige Reliquien und darunter vieles, das nach der Lehre Roms allerhöchsten, nicht zu überbietenden Wert hat. Die Reliquien werden kirchlich-offiziell in verschiedene Klassen eingeteilt und als insignes, fere insignes und dann in verschiedenen Abstufungen als minder bedeutende bezeichnet.

Zu den zahlreichen insignes dahier gehören einige Stücke Holz vom wahren Kreuze; ein Stück der Wiege Christi; ein Stück von dem Strick, mit dem der Heiland während der Geißelung an die Säule gebunden war; ein Stück von dem Schwamm, vermöge dessen er am Kreuz mit Essig und Galle getränkt wurde; mehrere Stücke von den Gewändern der Jungfrau Maria. Mich erinnerte dieser Katalog, ich kann es nicht leugnen, zum Teil an die Schätze, von denen Boccaccio's Fra Cipolla rühmend erzählt, daß er sie aus dem Orient heimgebracht habe; aber bei der von den Klöstern aus erzogenen Menge erfüllten sie ihren Zweck.

In dem Maße aber, in dem wir erfahren und erwägen, was hier alles vereinigt ist, wird uns ein weiterer Gedanke klar, den Philipp II. mit der Gründung dieses Klosters verbinden mochte. Kastilien und Aragon führten zu seiner Zeit kirchlich wie politisch ihr getrenntes Leben; ein jedes der beiden Reiche hatte seinen nationalen Gnadenort, der längst Ziel der Wallfahrten und Mittelpunkt des religiösen Lebens geworden war: das eine Compostell, das andere Montserrat. Hier am Ort glaubt der Wanderer immer deutlicher zu erkennen, daß Philipp II. im Escorial einen Andachtsort gründen wollte, der hoch erhaben über den beiden genannten stehen und allen Völkerschaften und Landen des geeinigten Reiches in gleicher Weise dafür gelten sollte; in dem die Einheit des Reiches zur Anschauung käme, in einer Weise, die mächtig dazu beitragen mußte, eben diese Einheit im Bewußtsein der gesamten Bevölkerung fester und fester zu begründen.

Einem Andachtsort, der in dem Leben der spanischen Nation eine solche Bedeutung haben sollte, durfte ein höchstes Heiligtum nicht fehlen, das vor allem Gegenstand der Verehrung wäre. Dies Heiligtum ist in der Santa Forma gefunden, die in einer besonderen Kapelle, einem Camarin der großen Sakristei, auf dem Altar bewahrt und an besonderen Festtagen zur Anbetung ausgestellt wird. Mag man auch versucht sein zu lächeln, wenn man von so manchen der im Escorial gefeierten Reliquien salbungsvoll reden hört, an dieser Stelle kann sich wohl niemand einer sehr ernsten Stimmung erwehren!

Die Santa Forma ist eine geweihte Hostie, die der hier geltenden Legende zufolge von Ketzern, Protestanten in Böhmen, zur Erde geworfen und mit Füßen getreten worden war. Der abstrus gelehrte und schwachsinnige Kaiser Rudolf II. hatte sie von der Erde aufgehoben und seinem Vetter Philipp von Spanien zugesendet. Der Himmel selbst hatte den Frevel nicht bestraft; Kaiser Rudolf fühlte sich, scheint es, zu schwach, die Sache des Himmels zu verfechten; er verwies gleichsam Gott den Herrn an den König von Spanien.

In der Sakristei, einem 90 F. langen und nur 25 F. breiten überwölbten Raum, reihen sich an der den Fenstern gegenüberliegenden langen Seite Schränke von kostbaren Holzarten zur Aufbewahrung der prächtigen Meßgewänder aneinander, und auf den Schränken stehen Altargeräte und Reliquiarien zur Schau. Die kostbaren Spiegel, die darüber bis zur Wölbung hinanreichen, hat die Mutter Ludwigs XIV. hierher geschenkt. Die kurze Seite am Südende, dem Eingang gegenüber, nimmt der Altar ein und trennt das sogen. Camarin de la Santa Forma von der Sakristei. Weiße Marmorreliefs an dem aus Jaspis und anderem kostbaren Gestein zusammengefügten Altar stellten die Frevelthat der deutschen Ketzer dar, und das Altarblatt vergegenwärtigt die feierliche Prozession, in der die Santa Forma in die Sakristei gebracht wurde. Zweimal im Jahr, am St. Michaels- und St. Simonistage, läßt man dieses Bild in eine Falze hinter dem Altar ver

Digitized by Google

sinken und der Blick reicht dann in das Innere des Camarins, auf das reich vergoldete, dann geöffnete Tabernakel, in dem die Santa Forma mitten in den Diamantstrahlen einer prächtigen Monstranz zur Anbetung ausgestellt ist.

Um diese Hostie, um den angeblich an ihr verübten Frevel, sollte sich das in Thaten nach außen gewendete religiöse Leben, ja das gesamte Nationalleben der Spanier bewegen. An dieser Stelle sollte sich der fanatische Zorn stets neu entzünden, ganz Spanien an die Pflicht erinnert werden, solchen Frevel zu strafen. Energischer und bestimmter konnte durch ein Symbol nicht ausgesprochen werden, welche Rolle König Philipp seinem Reiche in der Weltgeschichte zudachte.

Man empfängt hier den Eindruck, als sei der ganze Riesenbau des Escorial nur das Gehäuse der Santa Forma.

Spanien hat es versucht, die Rolle durchzuführen, die sein streng katholischer König ihm anwies. Aber dies Streben hat nicht zu habsburgischer Weltherrschaft geführt, wie Philipp II. wähnte. Spanien hat sich daran verblutet.

Die weitere Wanderung durch das Escorial gewährt geringeres Interesse. Den südlichen eigentlichen Klosterhof umgeben Arkaden; sie bilden den Kreuzgang, der in einem Kloster nicht fehlen darf. Die Rückwände dieser Wandelbahn sind mit schlechten Fresken geziert oder wenigstens bedeckt, und neuerdings mehrfach mutwillig beschädigt, sind auch sie zu einem Zeichen der Zeit geworden. Es sind — wahrscheinlich von Republikanern — breite und tiefe Schrammen hindurchgerissen. Der Führer erzählte, daß die Leute, die Sonntags sehr zahlreich mit den Vergnügungszügen von Madrid herkämen, diese Frevel verübten, und bei dem Versuch, diesem Unwesen zu steuern, sei er von einem frechen Burschen mit dem Revolver bedroht worden.

Beachtenswert ist hier nur die Haupttreppe, das Werk eines italienischen Architekten, den Treppenbauten in italienischen Palästen ähnlich. Der eigentliche Bau des Escorial wurde schon unter Philipp II. vollendet, an der Ausstattung des Inneren aber blieb begreiflicherweise noch viel zu thun übrig; so ist auch die Ausschmückung dieses Treppenhauses mit Freskomalereien erst unter dem kränklichen und schwachsinnigen König Karl II. ausgeführt worden. Man mußte dazu die Hülfe Italiens in Anspruch nehmen, da die namhaften spanischen Meister diese Art der Malerei nie geübt hatten. Italien aber hatte zu der Zeit schon nichts besseres mehr zu bieten als Luca Giordano. Der hat die beständige Ermahnung seines Vaters: „Fa presto, Luca, fa presto!“ auch hier treulich befolgt; er hat die kolossalen Gemälde in kürzester Zeit vollendet. Das Deckengemälde stellt in herkömmlicher Weise die Dreieinigkeit, von unzähligen Engeln und Heiligen umgeben, dar; die Wandgemälde erzählen gleichsam die Gründung des Klosters und deren Veranlassung: die Schlacht bei St. Quintin und die Belagerung und Uebergabe dieses Orts.

Auch in dem Gebäude, das den großen „Hof der Könige“ umgibt, werden einige Räume dem Fremden als bemerkenswert gezeigt; so der Kapitelsaal, der gerade über dem Haupteingang des Gesamtbaues liegt, und daneben die Bibliothek, ein schöner heller Raum, der durch die Art wie die Bücher aufgestellt sind, einen beinahe überwältigend blendenden Eindruck macht. Die Bücher sind sämtlich sehr schön mit Goldschnitt eingebunden. Damit diese Pracht dem Auge nicht verloren gehe, haben nun erleuchtete Bibliothekare, ihres Zeichens Dominikaner, die Bücher allzumal mit dem Rücken gegen die Wand und den Schnitt nach außen gestellt. Ich hatte davon gehört, aber für Scherz gehalten, was davon erzählt wird, bis ich es nun mit eigenen Augen sah. Damit ein verlangtes Buch gefunden werden könne, ist mit Tusche und breitem Pinsel eine große Nummer auf den Goldschnitt eines jeden gemalt. Was sich überhaupt hier vorfindet, lehrt nicht der Augenschein, nur der Katalog. Uebrigens, verkehrt oder nicht; die Art der Aufstellung war hier wohl ziemlich gleichgültig; weder der Hof noch die Mönche werden die Ruhe der Bücherssammlung irgend gestört haben, und jetzt vollends stehen Palast wie Kloster leer.

Auf langen Tischen in der Mitte des Saals sind in Glaskasten die merkwürdigsten Seltenheiten zur Schau gestellt: der Devocionario Kaiser Karls V. mit sehr schönen Miniaturen, ein Koran, der bei Lepanto auf dem türkischen Admiralschiff erbeutet sein soll, und vieles andere, dessen Bedeutung sich nur bei eingehenderem Studium ergeben könnte.

Ein Gang durch den Teil des Gebäudes, der den königlichen Palast bildet, führt an viel Unbedeutendem und Gleichgültigem vorüber und entspricht keineswegs den Erwartungen, welche die Großartigkeit des Gesamtbaues erweckt. Die Räume sind für einen Palast auffallend niedrig, und die Gobelintapeten, nach Bildern italienischer oder holländischer Meister, sehen verblaßt und vernachlässigt aus, gleich den Möbeln und den Parquets aus kostbarem Holz. Beachtenswert in der langen Reihe ist nur die 160 F. lange Galerie, deren eine lange Wand durch zwei kolossale, al fresco ausgeführte Schlachtenbilder bedeckt sind, die über die Araber erfochtene Siege darstellen. Bilder derselben Art zieren die Fensterpfeiler und die beiden kurzen Wände; ihr Kunstwert ist ein sehr geringer.

Die Cobra in Indien.

Als ich kürzlich von einem längeren Aufenthalt in Indien nach Europa zurückkehrte, fand ich zu meiner großen Belustigung unter meinen Bekannten allgemein den Eindruck verbreitet, daß die Begegnung mit einer Brillen-

Digitized by Google

schlange oder Cobra di capello das alltäglichste Ereignis in Indien sei. Wie irrig diese Ansicht ist, mag aus der Thatsache entnommen werden, daß mir ein britischer Offizier, welcher nach mehr als zehnjährigem Aufenthalt in Indien jüngst mit mir nach Europa zurückkehrte, mich versicherte, er habe noch niemals eine Cobra in wildem Zustande gesehen. Dies ist allerdings wahrscheinlich ein ganz ausnahmsweiser Fall, dürfte aber doch beweisen, daß ein Europäer längere Zeit in Indien zubringen kann, ohne einem derartigen giftigen Reptil zu begegnen. Allein im allgemeinen trifft man Cobras oft genug, und bisweilen an sehr seltsamen und unbehaglichen Orten. Eine junge Dame z. B., auf einer kleinen Station im südlichen Indien, war soeben von einem Balle nach Hause gekommen und im Begriffe zu Bett zu gehen, als sie bemerkte, daß ihr Kopfkissen etwas zur Seite gerückt war; als sie es aufhob, um es wieder auszubreiten, entdeckte sie unter demselben eine zusammengerollte Cobra. Sie rief um Hülfe, worauf ihr Vater herbeikam und den garstigen Eindringling sogleich mit einem Stocke erschlug. Ich erzählte diesen Fall eines Tages zufällig einem Offizier, welcher mich versicherte, ihm selbst sei bald nach seiner Ankunft in Indien dasselbe begegnet, und er lege sich deshalb nicht eher zu Bett, als bis er die Kissen genau untersucht habe.

Als ich im Jahre 1873 in Bellary, wo ich mich damals aufhielt, in den Salon eines Bungalow trat, welches ich gemeinsam mit einem Freunde bewohnte, sah ich eine Cobra zusammengerollt auf dem Sopha-Kissen liegen. Ich eilte aus dem Zimmer, um einen Stock zu holen, muß aber wahrscheinlich dabei einigen Lärm gemacht haben, denn bei meiner Rückkehr war die Schlange verschwunden. Einige Abende später jedoch, als mein Freund eben das Haus verließ, um zu einem Diner zu gehen, rief er mir zu, eine Schlange krieche gerade vor der Thür des Salons die Treppe hinauf. Ich eilte mit meinem Stocke hinaus und es gelang mir, den ungebetenen Gast zu erschlagen. Es stellte sich heraus, daß es eine ziemlich große Cobra und höchst wahrscheinlich dieselbe war, welche ich einige Tage zuvor auf dem Sopha bemerkt hatte. Wenn man jedoch Cobras innerhalb des Hauses trifft, so geschieht dies am häufigsten in den Badezimmern der indischen Bungalows, wohin sie am liebsten der Frösche wegen kommen, die sich so gern in denselben aufhalten; denn Frösche sind eine Lieblingsnahrung der Cobras. Ein inzwischen verstorbener Offizier der Madras-Kavalerie erzählte mir, er habe während seines Aufenthaltes in Arcot eines Tages in seinem Badezimmer den Kopf einer Cobra, welche einen Frosch im Maule hielt, aus der Mündung der Ablaufröhre des Wassers herausragen sehen. Die Röhre war zu eng, als daß die Schlange den Kopf hätte wieder zurückziehen können, ohne ihr Opfer loszulassen; dies wollte sie jedoch offenbar nicht, um nicht ihre Mahlzeit zu verlieren, und sie büßte daher ihre Gefräßigkeit mit dem Leben.

Eines Tages kam die Ayah (Dienerin) meiner Frau in unser Schlafzimmer gelaufen und berichtete, es sei eine Schlange im Badezimmer. Ich bewaffnete mich wie gewöhnlich mit einem Stock und eilte nach dem Badezimmer, um gerade noch die Schlange in der Ablaufröhre für das Wasser verschwinden zu sehen, welche unter einem anderen kleinen Zimmer hin nach dem hinteren Teile des Hauses führte, wo das Wasser seinen Ablauf fand. Die Diener stellten sich an dem Auslaß auf, während ich mich bemühte, das Reptil von der anderen Seite her zu vertreiben, zuerst mit meinem Stock und hernach, indem ich einen Kessel heißen Wassers in die Ablaufröhre schüttete. Da aber beide Versuche, den Eindringling aus seiner Stellung zu vertreiben, sich als erfolglos erwiesen, begann ich einen kräftigen Angriff dadurch, daß ich eine Bambusstange durch die Röhre hinunterstieß; diesmal war mein Versuch von Erfolg begleitet und die aus ihrem Zufluchtsorte vertriebene Schlange wurde von den Dienern erschlagen. Diese Cobra war ungefähr 5 ½ F. lang und die größte, welche ich jemals als erschlagen gesehen habe. Ich will hier beiläufig erwähnen, daß die gewöhnlichen Vorstellungen, welche man sich von der Größe dieser Schlangenart macht, gewaltig übertrieben sind. Vor wenigen Jahren setzte ein in der Präsidentschaft Madras garnisonierender Oberarzt, mit welchem ich bekannt war, demjenigen eine bedeutende Belohnung aus, welcher ihm eine Cobra von vollen 6 F. Länge bringe; wenn mich aber mein Gedächtnis nicht täuscht, so ist die Belohnung niemals ausbezahlt worden, obwohl dem Oberarzt eine sehr große Anzahl Schlangen zur Besichtigung vorgelegt wurden.

Einmal war ich Augenzeuge einer wunderbaren Errettung von den beinahe unwandelbar verhängnisvollen Wirkungen eines Cobra-Bisses. Ich begleitete eine Abteilung eingeborener Truppen auf einem Marsche bei kalter Witterung und hielt mit ihnen für die Nacht an einem Orte namens Maikur, wo meine Frau und ich uns unser Zelt nicht aufschlagen ließen, sondern vorzogen, unser Unterkommen in einem kleinen, dem Departement der öffentlichen Arbeiten gehörenden Bungalow zu nehmen, welches dem Lagerplatze gegenüberstand. Als ich nach der Mahlzeit außerhalb des Bungalow saß, hatte ich Veranlassung, meinen ersten Diener zu rufen, um ihm einige Weisungen für den nächsten Morgen zu geben. Als er herbeieilte, sah ich ihn etwas von seinem linken Fuß hinwegschleudern, wobei er zugleich ausrief: „Samp, Sahib! Samp!" (eine Schlange, Herr! eine Schlange!). Dicht dabei brannte ein helles Holzfeuer, und ich sah beim Scheine desselben eine Schlange mit aufgeblasenem Halse, welche sogleich von einigen Troßknechten erschlagen und mir gebracht wurde und sich als eine kleine Cobra auswies. Als ich den Fuß meines Dieners untersuchte, fand ich einen einzigen winzigen Stich am Knöchel, woran ein einziges Blutströpfchen hing. Der Mann wurde sogleich in das Spitalzelt gebracht und dem den Truppen beigegebenen

Digitized by Google

Wundarzt übergeben, welcher Ammoniak anwandte und alles that, was in seiner Macht stund. Ich war sehr in Sorge um den Mann, allein derselbe erwachte am anderen Morgen zu der für den Aufbruch anberaumten Stunde, als ob nichts geschehen wäre, und verspürte anscheinend eine Zeit lang keine Unbehaglichkeit. Einige Wochen später jedoch, als wir unseren Bestimmungsort erreicht hatten, schwoll ihm sein linkes Bein sehr stark an und er litt einige Zeit große Schmerzen; dann aber genas er wieder. Die betreffende Schlange war noch von acht oder zehn Personen außer mir untersucht und zweifellos für eine Cobra erkannt worden. Die einzig mögliche Erklärung der Rettung dieses Mannes scheint mir die zu sein, daß das Reptil sehr kurze Zeit zuvor noch in etwas anderes gebissen und dadurch das tötliche Gift in den Blasen seiner Fangzähne zum größten Teile erschöpft haben mußte.

Eines unserer Kinder erlebte auch eine merkwürdige Rettung, wiewohl in etwas anderer Art. Das Kind war damals noch beinahe ein Säugling. Meine Frau hob es eines Tages vom Boden auf, wo es gelegen und nach Art kleiner Kinder nach Herzenslust gestrampelt hatte. Meine Frau hatte das Kleine kaum auf den Arm genommen, als eine Cobra vom Dache herab auf dieselbe Stelle fiel, wo das Kind einen Augenblick zuvor noch vor Lust gestrampelt hatte.

Bei einer Gelegenheit lernte ich einen merkwürdigen Aberglauben der Eingeborenen bezüglich der Schlangen kennen. Eine Cobra, welche in der Hütte eines eingeborenen Soldaten erschlagen worden war, wurde dem diensthuenden Offizier, bei welchem ich mich zufällig soeben befand, zur Besichtigung gebracht. Da lenkte ein anwesender Havildar (einheimischer Sergeant) meine Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß das Schwanzende dieser Schlange ganz stumpf war, und sagte auf Hindustani: „Sieh her, Sahib, dies ist ein ganz bösartiges Beest; es hat einen Menschen gebissen und so die Spitze seines Schwanzes verloren.“ Auf mein weiteres Befragen versicherte mir der Havildar im Vertrauen ganz ernsthaft, daß wenn eine Cobra einen Menschen beiße, ihre Schwanzspitze unfehlbar stumpf werde.

In der Präsidentschaft Bombay wohnte ich eine Zeit lang auf einer Station in einer ziemlich feuchten Gegend, wo es sehr viele Cobras gab, so daß wir uns Abends gar nicht ohne brennende Laterne oder Fackel ins Freie wagten, aus Furcht, im Garten auf eine Cobra zu treten. Die Büsche in dem Garten unseres Bungalow wimmelten von Fröschen, denen die Cobras nachstellten. Ich saß eines Abends mit meiner Frau und einem Freunde unter der Verandah bei Licht, als wir plötzlich einen eigentümlichen Schrei von einem Frosch hörten. „Was ist das?“ fragte ich meinen Diener, welcher die Punkah (den großen Fächer) bewegte.

„Samp, Sahib“, erwiderte er und erklärte mir, es sei dies der Angstschrei eines Frosches, den eine Cobra verfolge. Wir griffen sogleich nach Stöcken und brennenden Laternen, eilten nach der Stelle von wo der Schrei gekommen war, und fanden kaum zwölf Schritte vom Hause die Cobra, welche den Frosch gefangen, der so geschrieen hatte. Da es dunkle Nacht war, so konnte ich mir nicht erklären, wie der Frosch die Nähe seiner Feindin habe bemerken können, aber später erklärte mir dies ein gelehrter Bramine, den ich kennen lernte. Er wies mir nach, daß die Cobras und alle Schlangen insgemein einen ganz eigentümlichen scharfen und gewissermaßen urinösen Geruch aushauchen, und daß viele Tiere durch diesen Geruch vor der Nähe der Schlange gewarnt werden. Der Bramine versicherte und bewies mir, daß er mit seinem feinen Geruchssinn, der durch keinen Rauch- oder Schnupftabak, noch durch Betelkauen oder Fleischnahrung abgestumpft worden sei, die Nähe einer Cobra auf 12 bis 15 Schritte bemerke. Er versicherte mich auch, daß die indischen Schlangengaukler durch diese Ausdünstung die Nähe der Cobras wahrnehmen und dieselben fangen, ihnen dann die Fangzähne abbrechen und die Giftblasen ausbrennen, daß aber die Cobras dadurch krank werden und bald darauf sterben, weshalb die Schlangengaukler sich immer neue Exemplare fangen müßten. Für diese letzteren Behauptungen und ihre Richtigkeit muß ich die Verantwortung meinem Brahminen zuschieben, da ich nicht in der Lage war, einen solchen Schlangengaukler darüber zu konsultieren. Aber ich füge ausdrücklich an, daß mein Bramine mir als ein sehr gebildeter, gewissenhafter und glaubwürdiger Mann bekannt war, und daß aus den Schlangengauklern überhaupt nichts über ihre Kunst herauszubringen ist.

Thatsache ist ferner, daß man in den größeren Städten u. s. w. selten Cobras im Naturzustande findet, weil sie entweder erschlagen oder verjagt werden oder die Unruhe des Stadtlebens fürchten; daß sie dagegen auf dem Lande, in kleinen Dörfern und namentlich in allein stehenden Bungalows gar nicht selten sind und sich an den unerwartetsten Orten finden. So erzählte mir ein Offizier, den ich auf der erwähnten Station in der Präsidentschaft Bombay kennen lernte, er habe eines Morgens, als er sich bei Licht anzog, um zum Exerzieren auszurücken, beim Stiefelanziehen den einen Stiefel so schwer gefunden und deshalb umgedreht, worauf eine große Cobra herausgefallen und von seinem Diener erschlagen worden sei. Und eine mir bekannte Dame, die Gattin eines Missionars, hatte eines Tages, als sie dem Wäscher eine Portion schmutzige Wäsche geben und zu diesem Zweck den Wäschekorb leeren wollte, den Schreck, unter dem obersten Hemd oder Bettlaken, welches sie herausnahm, ebenfalls eine zusammengerollte Cobra liegen zu sehen, welche denn ebenfalls glücklich erschlagen wurde. Es ist ein großes Glück, daß diese Schlangen in ihren Bewegungen ziemlich langsam und träge und manchmal, besonders bei kühlem Wetter, etwas stumpfsinnig und wie halb betäubt sind, sonst würden

Digitized by Google

noch weit mehr Unglücksfälle durch Schlangenbiß vorkommen. Die Gebissenen sind übrigens meist nur barfuß gehende und halbnackte Eingeborene, welche auch vorwiegend an den Füßen gebissen werden, wenn sie durch Gras, Schilf oder Röhricht gehen. Bei den Soldaten und namentlich bei der Reiterei, welche hohe steife Stiefeln trägt, kommen Schlangenbisse beinahe gar nie vor.

Daß man aber auch im tropischen Südamerika die obenerwähnte eigentümliche und widrige urinöse Ausdünstung bemerkt, welche namentlich an den Boas sehr stark ist, das hat mir auch ein glaubwürdiger Mann bestätigt, welcher über 40 Jahre in Holländisch-Guiana gelebt hat. Auch er versichert, er habe die Nähe einer Boa auf eine Entfernung von 20 Schritten gerochen.

Ueber den Ursprung der Galla-Völker.

Von M. Rumbauer.

Viele Orientschriftsteller und Reisende, wie Galinier, Ferret, Manteucci, Prichard, Friedrich v. Hellwald, Krapf, Brenner, Bruce, Wood, R. Hartmann u. a., haben sich mit dem Ursprung der Galla beschäftigt, aber sehr verschieden und schwankend sind die Hypothesen, welche man über die Herkunft dieser Völker aufstellte. Es bestehen keine geschriebenen Memoiren der Galla, auch kann man nichts über sie der Geschichte anderer Völker entnehmen, die mit ihnen in Beziehungen standen. Der italienische Afrika-Reisende Kapitän Antonio Cecchi hat in seinem vor kurzem erschienenen Werke „Da Zeila alle frontiere del Caffa" eine neue, von den Meinungen der genannten Gelehrten abweichende Hypothese veröffentlicht, die besondere Beachtung verdient, da sie auf den reichen Erfahrungen beruht, welche die zweite italienische Expedition nach dem äquatorialen Afrika über die Traditionen, sowie über die linguistischen und ethnographischen Merkmale der Galla-Völker sammeln konnte.

Cecchi hält für wahrscheinlich, daß die Galla-Völker aus dem südöstlichen Arabien ihren Ursprung nahmen, später nach Afrika eingewandert sind und sich durch Eroberungen in den Besitz der jetzt von ihnen bewohnten Länder gesetzt haben, indem sie die ursprünglichen Einwohner derselben verjagten, ohne sich mit ihnen oder mit einem anderen Zweig der Negerrasse zu vermischen. Als er die ältesten Galla verschiedener Stämme befragte, wurde ihm, stets übereinstimmend mit den Erzählungen der anderen, folgende Tradition mitgeteilt: „Wir sind Kinder eines alten Vaters, welcher Esaù hieß und aus Canaama stammte. Derselbe heiratete eine Frau namens Hada. Von ihr kam Elifas, von Elifas kam Omèr und von Omèr kam Oromò (Ormò). Zum Gedächtnis an unsere alte Stammmutter benennen wir noch heute die Mutter mit dem Namen Hada.

„Ehe unsere Väter nach diesem Lande kamen, bewohnten sie das Land Gellad, wo sich Oromò als ein sehr kriegslustiger und guter Mann auszeichnete. Sein Sohn aber verließ den Stamm wegen Mangels an Gebiet und ging übers Meer. Er kam zuerst nach Berbera, von hier nach Harrar und setzte sich endlich in dem Lande des Wolam oder Wolab fest, nahe dem heute von dem Arusi-Stamm bewohnten Gebiet. Von ihm stammt unsere zahlreiche Familie ab, welche zur Erinnerung an seinen Vater Oromò (Ormò) genannt wurde.

„Im Anfang lebte in unserer Mitte ein großer Häuptling, welcher den Sohn einer Amhara-Frau an Kindesstatt[1] angenommen hatte, da er selber keine Kinder besaß. Jene war wegen eines Vergehens aus ihrem Lande zu uns geflüchtet. Das Kind empfieng zur Erinnerung an das Land, woher wir stammten, den Namen Gellad und so kam es, daß uns die Amhara Galla nannten.

„Wir aber kennen uns unter dem Namen Oromò; der Name Galla mißfällt uns, weil wir nicht an Gellad, den adoptierten Sohn, erinnert sein wollen. Gellad wurde nach dem Tode seines Vaters aus dem Stamme gewiesen, der ihn haßte, da er von anderer Rasse war. Indem er alle Heerden seines Adoptivvaters mit sich nahm, zog er, zur Zeit des Mohammed Granje, von Wolam nach den Schoa-Grenzen. Hier verschaffte er sich viele Anhänger, wurde groß und ließ sich im Kriege fürchten. Seine vier Söhne hießen Metscho (d. h. illegitim, da er von einer Sklavin geboren war), Arusi, Tulema und Ittu. Die drei letzteren waren Kinder einer Frau aus echtem Oromò-Blut.

„Nach Gellad's Tode bekriegten sich die vier Brüder während sie um das Erbrecht stritten. Metscho, der älteste, wanderte aus und setzte sich im Süden des Uid-Flusses (Hauasch) fest, in der damals Ennaria genannten Provinz, welche zum äthiopischen Reich gehörte. Da er sich die Kriege zu nutze machte, welche die Amhara zu jener Zeit unter sich und mit den von Mohammed Granje befehligten Türken führten, konnte er bald Herrscher über die ganze Gegend werden. Seine beiden Kinder, denen er ein großes Gebiet hinterließ, hießen Dschiaui und Gudrù.

„Dschiaui hatte fünf Söhne, welche Liben, Cutai, Dschimma, Orò und Obò genannt wurden.

„Dschimma hatte vier Söhne: Gudai, Wajù, Nanù und Tibiè.

„Oró hatte vierzehn Söhne; die berühmtesten sind Amorù und Guttà.

„Gudrù hatte sieben Söhne: Melolé, Loja, Andarsah, Amilé, Sirba, Locù und Guttù, welche noch heute die sieben Gudrù-Familien bilden.

„Obò, Sohn des Dschiaui, hatte fünf Söhne: Liekà, Nonò, Sibù, Galên und Bunò.

[1] Der Mogassa, d. h. Adoption, ist bei den Gallas Brauch.

Digitized by Google

„Galên hatte fünf Söhne: Dschiarsò, Illù, Schiallià, Danò und Garjeddà.

„Von allen diesen Nachkommen leiten sich die Namen der Stämme her, welche die große Galla-Familie bilden, die jetzt im Süden Abessiniens wohnt."

Wenn wir die eben erzählte Tradition mit einigen Thatsachen der arabischen Geschichte zu vergleichen suchen, so muß die Auswanderung der Oromò aus Arabien und ihr Einfall in Aethiopien in ganz entfernte Zeiten zurückgeführt werden.

Die Provinz Yemen, welche von den Nachkommen der Familien von Saba okkupiert und darum Saba-Land oder Mareb genannt wurde, war, nach der arabischen Geschichte, lange Zeit wegen ihrer Ueberschwemmungen unbewohnt geblieben. Die durch die Winterregen vergrößerten Ströme stürzten von den Bergen herab und verwüsteten die Ebene, welche die Einwohner vergebens zu bebauen versuchten. Dies hörte erst auf, als einer der Könige von Yemen, Lokman, Sohn des Ad (ca. 200 v. Chr.), den Strömen einen Damm entgegensetzte. Hierauf wurde Mareb nach der Tradition eines der reichsten Länder von Yemen, das sich durch seine Bodenprodukte, durch den Reichtum seiner Gewässer, durch seine Gärten und schönen, ausgedehnten Wiesen einen Namen machte. Es war durchaus keine Katastrophe vorauszusehen, als Amrù-ben-Amer mit dem Beinamen Mosaika, vom Stamme der Beni-Azd, plötzlich von dem bevorstehenden Bruch des Dammes benachrichtigt ward. Er verließ sogleich das Land mit einem großen Teil der Nachkommen von Azd und Cahlan.

Kein Punkt der arabischen Chronologie ist mit größerer Sorgfalt behandelt worden als dieser. Die meisten eingeborenen Chronisten setzten die Ueberschwemmung in die Zeit Alexander's; Reiske verlegte sie 30 oder 40 Jahre nach der christlichen Aera und Monsignore de Sacy 140 Jahre später.

Ob der Bruch des Dammes oder eine andere Katastrophe zu Grunde lag oder nicht, — Thatsache ist, daß Amrù mit den Nachkommen von Azd auswanderte, und ein gastfreundliches Asyl in dem Lande des Acc (Sohn des Aduan, Nachkomme des Ismael), an den Grenzen von Yemen und Tahama, fand. Alsdann schickte er drei seiner Söhne aus, um eine Gegend zu suchen, die ihnen ein neues Vaterland bieten sollte.

Vor ihrer Rückkehr starb er jedoch und hinterließ seinem Sohne Thaléba den Oberbefehl über die ausgewanderten Familien. Diese gerieten darauf in Streit mit den Stämmen, bei denen sie wohnten, so daß Thaléba wiederum ausziehen mußte und sich nach Hedjas wandte. Zu Batu-Marr, in der Umgegend von Mekka, setzten sich dann die Azd-Stämme fest.

Die Auswanderung aus Mareb muß in den letzteu Jahren des ersten oder im Anfange des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung geschehen sein. Wir finden einen Nachkommen des Amrù-ben-Amer vierten Gliedes im Anfang des dritten Jahrhunderts wieder, welcher damals an der Spitze der Bewegung stand, die einen Emigranten aus Yemen zum Häuptling von Caaba machte. Also muß der Aufenthalt der Familien in den Ländern Acc und Batu-Marr etwa hundert Jahre gedauert haben, eine Zeit, welche auch durch die Zahl der Generationen bestätigt wird.

Als die verbannten Stämme in den dürren Thälern von Hedjaz nicht genug Nahrung fanden, zogen sie wiederum aus, um ein fruchtbareres Land zu suchen. In Batu-Marr blieb nur ein einziger Stamm zurück, welcher den Beinamen Khozaa (Trennung) empfieng, da er sich von den anderen trennte.

„Können wir hier nicht", fragt Cecchi, „die Vermutung hegen, daß jene Nomadenstämme in den Hedjaz-Thälern, wie auch schon früher ein guter Teil des Amrù-Stammes, welcher wegen Zwistigkeiten im Acc-Lande ausgewandert war, die kurze Strecke des Meeres durchschnitten haben, um auf dem weitgestreckten Festlande ihnen gegenüber ein fruchtbareres Stück Land zu suchen? Meine Annahme wird durch den Umstand verstärkt, daß die Geschichte, die damals die arabische und afrikanische Küste unter dem allgemeinen Namen Aethiopien verschmolz, absolut über das Ende der Stämme schweigt."

Ueber den unsteten Zustand der Araber in jener Zeit waltet kein Zweifel. Verschiedene Geschichtsschreiber versichern, daß die Araber die Bewahrung ihrer Unabhängigkeit inmitten der asiatischen und romanischen Invasionen nur der Natur des Landes, welches sie bewohnten, ihrem Nomadenleben und ihren Bruchteilen verdankten.

Eine große Anzahl von Stämmen, welche von unabhängigen Häuptlingen regiert wurden, teilten sich ab und blieben für sich, da sie keine allgemeine Oberherrschaft anerkennen wollten. Einer der größten und kampflustigsten dieser umherirrenden Stämme war der von Kelab, ein Name, welcher an das Oromà-Wort Gellad erinnert, das Land, aus welchem die Galla gekommen sein wollen.

In den Nachrichten des Herrn Cassin de Perceval über Faradzak[1] welcher eine Episode des Kelab-Stammes erzählt, finden wir, daß die Namen zweier Stammeshäupter Omair und Ghaleb, mit einer leichten Korruption, den Oromà-Wörtern Omer und Gellab entsprechen. Noch andere arabische Wörter gaben verschiedenen Galla-Stämmen Namen.

Betrachten wir die auffallendsten Züge des Galla-Volkes, so bemerken wir, daß sie mit denen der alten Araber übereinstimmen. Der Galla ist fähig, einen Fremden zu ermorden, nur um die Wollust zu haben, seine Lanze mit Blut befleckt, sein Haar mit Butter gesalbt und mit einem Federbüschel geschmückt zu sehen. Hat der Fremde jedoch seine Freundschaft und sein Vertrauen erworben, so kann er sicher sein, nicht nur als Freund, sondern als

[1] Nouveau Journal Asiatique, Band 13.

Digitized by Google

Bruder behandelt zu werden; sein Leben wird dem Eingeborenen heilig sein. Sollte dieser auch später entdecken, daß jener ihm feind geworden, so würde er lieber sterben, als ihm Böses anthun. Der Galla ist von musterhafter Gastfreundschaft, doch auch zu gleicher Zeit zu Blut und Raub geneigt. Kurzum, sein Charakter besteht aus einer Mischung von inkonsequenten, brutalen und edelmütigen Eigenschaften, welche der von seinem Urgroßvater, dem Araber, ererbten Gewohnheit zugeschrieben werden können.

Ein anderes Merkmal, welches die Galla-Völker mit den alten Einwohnern Arabiens gemein haben, ist der Brauch des Blutpreises, den die Verwandten des Verstorbenen von dem Mörder fordern. Obgleich diese barbarische Sitte auch in Abessinien Geltung hat, so muß sie doch den Gallas eigentümlich sein, da wir sie im Schooße der ältesten Stämme dieses Volkes finden, welche wohl noch keine Ahnung von Abessinien hatten. Von ihnen werden auch die Somali und Afar, die mehrere Jahrhunderte nach der Invasion der Galla die Wüste bevölkerten, diesen Brauch empfangen haben.

Auch in der Religion, d. h. in der nicht muselmanischen, können wir gemeinsame Züge zwischen den alten Arabern und den Gallas entdecken. Sie haben beide nicht nur die abstrakte Idee von der Existenz eines Gottes, sondern auch die Verehrung aller großen Offenbarungen der Natur, der Gebirge, der Wälder und besonders gewisser Bäume, welche schon die alten Choreischiten bei Caaba anbeteten.

Anthropologie und Linguistik bestätigen auch zum Teil die Traditionen über den arabischen Ursprung des Galla-Volkes. Der Typus, den Cecchi beschreibt, gehört den Stämmen der Arussi, Metscho, Nonò, Botor, Schorà, Agalò und Tadallié, also den reinsten Rassen an, die sich bis heute fern von jeder Berührung mit den Abessiniern, den Guragué, Sidama und Schancallà (Negern) gehalten haben.

Der Galla-Schädel ist, wie bei den Arabern, von ovaler Form und gänzlich ohne Auswuchs. Sehr wenig auf das Scheitelbein gedrückt, mit etwas aufsteigender Wölbung, wird er von dichten schwarzen Haaren bedeckt, die sich bei einigen glatt, bei anderen kraus, mitten auf der Höhe teilen und dann rings um den Kopf fallen. Bei einigen hängen sie in langen Locken von den Schläfen bis zu den Schultern herab. Unter einer eher hohen als niedrigen, leicht geschwungenen Stirne funkeln, von schwarzen Augenbrauen geschmückt, zwei mandelförmig geschnittene, tiefschwarze Augen, welche den Stolz der Seele ausdrücken und der Physiognomie ein äußerst ernstes Aussehen gegen.

Das Gesicht ist eher lang als kurz und im allgemeinen mager. Die meist regelmäßige Nase ist bei einigen adlerförmig gebogen, bei anderen kurz und rund an den Nasenlöchern. Der Mund, obgleich nicht klein wie der des Arabers, ist regelmäßig und hat glänzend weiße, vollständig vertikal stehende Zähne, und wird, wie bei dem Abessinier, von nicht sehr fleischigen Lippen überragt. Ein rundes, zurücktretendes Kinn, gut geformte, nicht abstehende Ohren vervollständigen diesen Typus, der sich ungemein von dem des Schancallà (Neger) unterscheidet.

Die Farbe der Haut ist bei einigen braun glänzend, bei anderen olivenfarbig. Sie variiert nach der Lage des Landes zum Meerniveau und nach dem Grade der Sonne, dem die Einwohner ausgesetzt sind. „Ich sah verschiedene Frauen der obersten Klasse", erzählt Cecchi, „welche durch ihre aristokratische Stellung und durch gewisse Vorurteile gezwungen waren, sich stets verborgen zu halten; diese hatten eine sehr helle und feine, den Europäerinnen ähnliche Hautfarbe."

Die Statur ist durchschnittlich höher als die der Abessinier (1.70 m., auch mehr). Der Hals ist mager, die Brust gut gebaut wie die der Somali; Arme und Beine sind muskulös und dem Körper proportioniert. Die Galla-Völker haben außerordentlich feine Sinne, ein vorzügliches Gesicht wie die Somali und einen sehr feinen Geruch und sind behend im Laufen und Besteigen des Pferdes.

Mit einem Wort, der Galla ist der schönste Menschentypus dieser Region. Er übertrifft den Abessinier in der Reinheit und Vollkommenheit einiger physischen Kennzeichen, und muß, wie dieser, von echt asiatischem Ursprung sein. Wollte man ihn für das Erzeugnis einer Kreuzung der nigrischen und der syrisch-arabischen Rasse halten, so müßten unbedingt die Spuren jener Mischung hervortreten, in der das nigrische Element im allgemeinen eine gewisse Superiorität bewahrt hat, welche viele Generationen hindurch dauert. Oder hielte man ihn gar, wie Hartmann behauptet, für einen wirklichen Neger, so würden noch mehr die Merkmale desselben (sammetartige Haut mit blaßgelben Flecken, wollige Haare, gelbliche Horn- und tiefkastanienbraune Regenbogenhaut der Augen, niedrige Statur, Rückgrat in einer elliptischen Kurve u. a.) hervorspringen.

Was die Linguistik anbetrifft, so findet man eine große Analogie der Galla-Sprache mit der der Somali und Amhara. Alle drei haben ungemein viel Berührungspunkte. Cecchi beschränkt sich darauf, das Urteil des Herrn d'Abbadie zu bestätigen, welches derselbe in einem Briefe des „Journal Asiatique" (Juli- und Augustnummer 1843) gab. Indem er die Sprachen der Bevölkerung des Blauen Nils, des Hauasch, Gibie, Diddesa, Gotscheb und der anderen Flüsse Hochabessiniens in fünf Klassen teilt, versetzt er die Galla-Sprache (auch Ilmorma genannt) in die dritte Klasse und hält sie für einen Zweig der semitischen Sprachen. Wegen ihrer offenbaren Beziehungen mit der eigentlichen äthiopischen Sprache, dem Geez, und mit der arabischen, nennt er sie „untersemitische Sprache".

Dem Tagebuch Chiarini's, des tapferen italienischen Afrikareisenden, welcher in der Blüte seiner Jahre als Opfer der Afrikaforschung dahingerafft wurde, entnehme ich noch eine Bemerkung hierzu: „Wenn man die

Digitized by Google

Beziehungen zwiſchen der Galla-Sprache und jener der Abeſſinier genau betrachtet, ſo findet man eine eigentümliche Identität in dem Gebrauch der Verben, der grammatikaliſchen Formen, in der Natur der Pronomen und in der Verwandtſchaft vieler Wörter. Es zeigt, daß ſie im großen und ganzen Töchter einer gemeinſamen Mutter ſind, alſo Einer Sprachengruppe angehören, und daß beide Völker ſich aus demſelben Stamm herleiten müſſen."

Cecchi's Hypotheſe über den Urſprung der Galla-Völker wird beſtätigt von Monſignore Maſſaja, welcher fünfunddreißig Jahre als Miſſionar im hohen Aethiopien lebte und jetzt bei ſeiner Rückkehr von Papſt Leo XIII. zum Cardinal ernannt worden iſt. „Die Galla müſſen", ſo ſchreibt er, „nach ihren Traditionen aus der Nähe des Meeres gekommen und von den portugieſiſchen Kolonien, die einſt die Küſte beſaßen, nach dem Inneren Afrika's gejagt worden ſein. Welches das in Aſien von ihnen bewohnte Land war, weiß man nicht; ſie können jedoch von Arabien durch den Golf von Aden nach dem öſtlichen Afrika eingewandert ſein. Dies beſagt ihr Typus, welcher von allen Negern des inneren Afrika abweicht. Vergleicht man ihre Sprache, ſo findet man, daß ſie ſich der Somali-Sprache nähert und wunderbar mit der äthiopiſchen in der grammatikaliſchen Flexion übereinſtimmt."

Geographiſche Neuigkeiten.

* Die Oſtküſte von Madagaskar. Der rühmlichſt bekannte Naturforſcher und Reiſende Grandidier hat neuerdings im Vierteljahrsberichte der Franzöſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft einen Aufſatz über das Syſtem von Lagunen und zuſammenhängenden Kanälen veröffentlicht, welche ſich der Oſtküſte von Madagaskar entlang erſtrecken (und die ſchon 1864 von dem engliſchen Reiſenden Kapitän Rooke unterſucht und im Journal der Britiſchen Königl. Geographiſchen Geſellſchaft beſchrieben worden ſind). Er führt an, wegen der hauptſächlichen Bergkette oder vielmehr des Randes der zentralen Hochebene, welcher weit näher an der Oſt- als an der Weſtküſte liegt und ein ſteileres Gehänge darbietet, haben die Flüſſe an dieſer Seite der Inſel einen kurzen Verlauf und nehmen deshalb weniger Zuflüſſe auf. Nachdem ſie den ſchmalen Streifen Landes zwiſchen den Bergen und der Küſte durchfloſſen haben, treffen dieſe Flüſſe auf die ſtarken Strömungen des Indiſchen Ozeans, welche deren Mündungen mit Sand verſtopfen und ſie meiſt von einer unmittelbaren Verbindung mit dem Meere abſchließen. Da nun die Flüſſe der Oſtküſte, beſonders zwiſchen dem 17. und 23. Breitengrade, in ihrem natürlichen Ausfluſſe gehemmt werden, treten ſie aus und bilden Kanäle und Lagunen, welche an einzelnen Stellen nur durch einen wenige Meter breiten Streifen ſandigen Strandes, an anderen durch mehrere Meilen mit Gras und Buſchwerk bedeckten Landes von der Küſte geſchieden werden. Nur von der Mündung des Ivondrona (18° 15' ſ. Br.) bis zu derjenigen des Matitanana (22° 24' ſ. Br.), auf einer Strecke von etwa 450 Km., ſind dieſe Kanäle ſchiffbar und zwar nicht einmal das ganze Jahr hindurch, weil ſie in der heißen Jahreszeit bisweilen beinahe trocken ſind. Sie erleichtern jedoch den Verkehr und den Warentransport längs dieſer ungaſtlichen Küſte, wo heftige Strömungen und die ſchwere Dünung Landung und Küſtenfahrt beinahe unmöglich machen. Nur allein zwiſchen den beiden obenerwähnten Punkten gibt es zweiundzwanzig Kanäle, welche von mehr als 50 Waſſerläufen gebildet werden und in der Breite von wenigen Fuß bis zu mehr als 300 m. wechſeln. Herr Grandidier nahm eine eingehende Vermeſſung dieſes ganzen Küſtenſtrichs mittels Kompaſſes und mehr als 18 aſtronomiſche Beobachtungen vor. Die von ihm entworfene vorzügliche Karte der Küſte wird ohne Zweifel zur Richtigſtellung der Admiralitäts-Karten dienen, welche ſeither auf ſehr ungenauer Information beruhten und einen irrigen Begriff von der Küſtenlinie und den Lagunen gaben. Zum Schluß führt Grandidier noch die hauptſächlichſten Städte längs der Küſte und die verſchiedenen Stämme auf, welche dieſelbe bewohnen.

* Ein Beſuch auf Cayman Brac. Im „Missionary Herald" der Baptiſten-Miſſions-Geſellſchaft vom November 1886 veröffentlicht Herr J. H. Sobey die Schilderung eines Beſuches, welchen er im Jahre 1881 auf Cayman Brac, einem Eilande im Karaiben-Meer, abgeſtattet hat. Die Inſel iſt ungefähr 130 Mln. von Jamaica, 70 von Cuba und 70 von Grand Cayman entfernt, etwa 12 Mln. lang und 2 Mln. breit. Das öſtliche Ende ragt 100 F. hoch ſenkrecht aus dem Meer; das Land oben auf der Inſel iſt auf eine beträchtliche Strecke hin fruchtbar. Vom Meer aus geſehen erſcheint die Inſel keilförmig, da ſich das Land nach dem weſtlichen Ende hin allmählich zum Meeresſpiegel abſenkt. Die Bevölkerung der Inſel beſteht aus ungefähr 400 Menſchen, meiſt Weißen, welche der Mehrzahl nach von Grand Cayman herüberkamen und ein hochgewachſener, gutentwickelter, fleißiger, intelligenter, ruhiger und gutmütiger Menſchenſchlag ſind. Ihre hauptſächlichſte Beſchäftigung ſind der Anbau von Cocospalmen und Yams, ſowie Schildkröten- und Fiſchfang. Ihre Häuſer ſind geräumig, reinlich, luftig und ſolid, denn ſie ſind aus Eiſen-, Kerzenholz und verſchiedenen anderen harten Hölzern erbaut.

* Nordalaska. Während die Expeditionen der Lieutenants Schwatka und Allen mit der Erforſchung des ſüdlichen Teiles der Halbinſel emſig beſchäftigt ſind, hat eine andere Expedition unter der Führung des Lieutenants G. M. Stoney ebenfalls im nördlichen Teil derſelben tüchtig gearbeitet. Dieſelbe landete am 11. Juli 1885 in Hotham Inlet und brachte mit Hülfe eines kleinen Dampfers „The Explorer", ihre Winterausrüſtung und Lebens-

Digitized by Google

mittel für 18 Monate den Kowak-Fluß hinauf nach einem Punkte, der unter 150° 87′ w. L. und 66° 55′ n. Br. gelegen ist, wo ein Lager errichtet und Fort Cosmos genannt wurde. Im Verlaufe des Winters wurden zahlreiche Ausflüge in allen Richtungen gemacht, welche zu einer gründlichen Erforschung des Landes bis zum Polarmeere hinauf, einer bisher vom weißen Manne noch unbesuchten Region, führten. Lieutenant Stoney machte im Dezember 1885 in Begleitung von Lieutenant Howard eine Schlittenreise nach dem Nortok-Flusse, welchen sie bis zu seiner Quelle verfolgten. Im vergangenen Frühjahr reisten zwei Mitglieder der Expedition, Zane und Sokoloff, über Land nach St. Michaels und zurück, während Lieutenant Stoney eine Vermessung der Umgebung des Selawik-Sees und Lieutenant Read später eine Vermessung des Kowak-Flusses vornahm. Im Februar machte Lieutenant Stoney einen Versuch, die Wasserscheide zu übersteigen und nach dem Polarmeere vorzudringen, welcher aber fehlschlug, weil die Eingeborenen in dieser Jahreszeit ihn nicht durch diese wilde, öde Region begleiten wollten. Am 12. April aber brachen die Lieutenants Howard und F. Price zu demselben Zwecke auf und es gelang ihnen, den Arktischen Ozean am 25. Juni an einem Punkte zu erreichen, welcher 10 Mln. östlich von der Barrow-Spitze entfernt ist, nachdem sie einen großen Teil der Reise zu Floß auf einem großen Strom (möglicherweise dem von Lieutenant Ray entdeckten Meade-Flusse) zurückgelegt hatten. Den Winter hindurch wurden im Fort Cosmos regelmäßig meteorologische und magnetische Beobachtungen vorgenommen.

(Proc. R. G. S.)

* Ueber den Kassai, den neuerdings so viel erwähnten afrikanischen Strom, erfahren wir aus Briefen, welche Lieutenant v. Nimptsch, der Kommandant von Stanley's Division, unter dem 1. Mai 1886 aus Leopoldville geschrieben hat, einige interessante Einzelnheiten. Der Kassai ist in der That ein prächtiger Wasserlauf und führt in Gegenden, woselbst Zivilisation und Handel ein fruchtbares und schon ganz vorbereitetes Feld finden werden. Der Fluß gewährt nicht auf seiner ganzen Länge denselben Anblick. Von seinem Zusammenfluß bis zum Dorfe Mutschié ist er die Fortsetzung des Kongo, wie wir ihn von dem Pool bis Kwamouth sehen. Die mit Wald oder hohem Gestrüpp bedeckten Hügel, welche man auf den beiden Ufern erblickt, scheinen keine besonders günstigen Bedingungen für die Kultur aufzuweisen. Hat man aber den sogen. Pool von Mutschié passiert, so nähern sich die beiden Ufer des Kassai gegenseitig und treten dann wieder auseinander, um eine neue breite Strecke zu bilden, welche Lieutenant Wißmann den „Wißmann-Pool" genannt hat. Von diesem Punkte an durchfließt der Kassai große, leicht wellenförmige Ebenen. Der Wißmann-Pool ist von dichten Wäldern umgeben, allein von hier an bis über den Pogge-Berg hinauf (welcher per Dampf 62 Stunden von Kwamouth entfernt liegt) bemerkt man nur unabsehbare, grasbewachsene und ohne Zweifel zum Ackerbau und zur Weide sehr geeignete Ebenen. Vom Pogge-Berg bis zur Station Luébu erstreckt sich ein ungeheurer Wald, worin man besonders eine erstaunliche Menge von Oelpalmen und Kautschuklianen bemerkt und überall das Erzeugnis dieser Schlingpflanzen leicht sammeln kann. Die Einwohnerzahl auch nur annähernd zu schätzen, wäre schwer, allein die ziemlich zahlreichen Dörfer, welche man auf den Ufern sieht, berechtigen zu der Vermutung, daß das Land auf der ganzen Länge des Flusses wohl bevölkert ist. Die Expedition stellte sich auf ganz freundlichen Fuß mit allen Eingeborenen, ausgenonommen den Basongo-Mino. Diese standen noch immer unter dem Eindruck der Züchtigung, welche ihnen ihr Betragen gegen die Wißmann'sche Expedition zugezogen hatte, flüchteten bei der Annäherung der Weißen und ließen ihre Dörfer verlassen zurück. Man darf jedoch erwarten, daß diese Gesinnungen sich ändern und daß die Basongo-Mino für den Handel mit den Weißen denselben ungewöhnlichen Eifer bethätigen werden, welcher die anderen uferbewohnenden Stämme kennzeichnet. Ein einzelner Stamm besonders zeichnete sich durch seine Jovialität aus. Diese lustigen Wilden gaben dem Dampfer der Expedition das Geleite in ihren Kähnen, tanzten, sangen und bezeigten auf jegliche Weise ihre große Freude. Kaum war die Expedition an das Land gestiegen, so sah sie sich von den Eingeborenen umgeben, welche derselben zu Ehren Gesänge und Tänze aufführten, während andere von ihnen ihre Bodenerzeugnisse herbeischleppten.

Beim Hinauffahren auf dem Kassai wurden mehrere seither noch unbekannte Zuflüsse von Süden her entdeckt: zuerst der Lua-Caroline, welcher diesen Namen von Herrn Grenfell erhalten hat. Dieser Fluß befindet sich per Dampf 27 ½ Stunden von Kwamouth (von der Einmündung des Kassai) entfernt, unter 3° 11′ s. Br., und wurde 3 geogr. Meilen weit hinangefahren, bis eine kleine Stromschnelle die Weiterfahrt hinderte. Der Fluß hat 60 m. mittlere Breite, 3.50 m. Tiefe und eine südliche Richtung und durchfließt eine mit hohem Gras bedeckte Ebene, in welcher mehrere Elefanten bemerkt wurden. Auf 71 Stunden Dampf von Kwamouth, unter 3° 43″, wurde ein zweiter Nebenfluß mit einer Breite von 80 und einer Tiefe von 3.50 m. entdeckt. Auf 94 Stunden per Dampf, unter 4° 12′ s. Br., stieß man auf einen dritten, ebenfalls aus Süden kommenden Nebenfluß, welchen die Eingeborenen Lebui nennen; er ist 60 m. breit und 4.50 m. tief und hat eine Geschwindigkeit von 230 F. in der Minute. Der eine oder der andere von diesen beiden Nebenflüssen muß der Kwilu sein, von dem man annahm, daß er sich in den Koango ergieße. Mutmaßlich sind diese Wasserläufe mindestens 100 Mln. von ihrer Mündung an aufwärts schiffbar, was dem Kassai eine neue Bedeutung gibt. Dieses ganze Netz von Wasserstraßen hat eine große Zukunft und läßt hoffen, daß der Kassai für den Handel eine unmittelbar ebenso große, wo nicht noch größere Wichtigkeit habe als der Kongo selbst.

Digitized by Google

* Der Sankuru. Man hat im Kongo-Becken eine neue schiffbare Wasserstraße entdeckt, welche vom geographischen wie vom kommerziellen Gesichtspunkte aus das höchste Interesse darbietet. Diese Entdeckung, die wichtigste welche seit Stanley's geschichtlich denkwürdiger Reise im zentralen Afrika gemacht worden ist, verdankt man dem deutschen Reisenden Dr. Wolff. Dieser ist in den Kassai eingedrungen, jenen großen Strom ohne Wasserfälle und Stromschnellen, welcher sich nördlich vom Stanley-Pool in den Kongo ergießt und aus Südost kommt. Wolff ist den Kassai hinangefahren, dann, ohne Hindernissen zu begegnen, in den Sankuru eingelaufen, indem er sich beständig nach Osten wandte. Nachdem er lange den Sankuru befahren hatte, bog er in den Lomami ein und gelangte bis auf eine Entfernung von nur acht Tagereisen vom Njangwe. Hier mußte er Halt machen und umkehren, nicht nur weil der Lauf des Lomami versperrt war, sondern auch weil der Maschine seines Dampfers ein Unfall zugestoßen war. Daraus geht hervor, daß die europäischen Waren, um in die Gegenden des Njangwe zu kommen, und von da auf dem Wasserwege in die Umgebungen des Tanganika zu gelangen, nicht mehr den Kongo hinaufzureisen brauchen, welcher gegen die Mitte seines Laufes hin durch die Stanley-Fälle zerschnitten wird, sondern daß sie künftig durch den Kassai, Sankuru und Lomami gehen werden und daß die Erzeugnisse des Njangwe-Landes denselben Weg einschlagen können. Zentralafrika hat also zwei große schiffbare Wasserstraßen, welche durch verschiedene Länder von Osten her bis zum Meere gehen, mit der einzigen Unterbrechung der Katarakten des unteren Kongo. Das „Mouvement géographique" gibt über die Expedition des Dr. Wolff nachstehende Einzelnheiten.

Der genannte Forscher ist ein Mitglied der Wißmann'schen Expedition. Er wirkte bei Gründung der Station Luluaburg mit und nahm mit den Herren Wißmann, Müller und v. François an der Entdeckung des Kassai teil. Nach der Erreichung von Leopoldville verließen Wißmann und Müller Afrika, und dem Dr. Wolff wurde die Aufgabe übertragen, die Eingeborenen von Bulaba, welche der Expedition gefolgt waren, wieder in ihre Heimat zurückzubringen. Als er diese Aufgabe erfüllt hatte, gründete er, den erhaltenen Weisungen gemäß, eine neue Station unterhalb der Stromschnellen des Lulua an der Einmündung des Luéba; hierauf begann er an Bord des „En Avant" die Rekognoszierung des Sankuru, welche Forschungsreise ihn drei Monate (Januar, Februar und März v. Js.) gekostet hat. Wir haben schon aus Wißmann's Mitteilungen erfahren, daß der Sankuru sich in den Kassai durch ein Delta ergießt, dessen beide Arme bezw. 210 und 300 m. breit sind.

Nach Dr. Wolff's Angaben kommt der Fluß unmittelbar über seiner Mündung von Osten mit einer sehr leichten Kurve gegen Norden. Der Reisende fuhr ihn auf einer Strecke von 800 Km. bis zum 5.° 30′ s. Br. hinan und verband dadurch den Unterlauf oder das Mündungsgebiet mit demjenigen Teil, den die Herren Wißmann und Pogge schon im Jahre 1882 entdeckt hatten. Die Einzelnheiten über seine Forschungsreise fehlen noch und die obenangeführten Zahlen und Thatsachen sind nur einem Briefe entnommen, welchen Dr. Wolff unter dem 19. April von Luébo aus geschrieben hat.

* Aus Argentinien. In Buenos Ayres ist kürzlich ein Brief des bekannten französischen Reisenden Thouar aus Tarija vom 3. Mai eingetroffen, worin er meldet, er reise noch am selben Tage nach der Grenze und dem Pilcomayo ab und sei voll der besten Hoffnung, denn in Bolivia herrsche eine große Begeisterung und alles lasse ihn auf ein günstiges Ergebnis seiner Reise hoffen. Ueberdies hat Dr. Simon, der Sekretär des internationalen Ausschusses für die Erforschung der Schiffbarkeit des Pilcomayo, von Herrn Thouar eine Kiste erhalten, die er an den Minister des öffentlichen Unterrichts in Paris abschicken soll. Diese Kiste enthält verschiedene Gegenstände vom allerhöchsten Interesse, worunter einen Sonnenschirm und einen Fontin'schen Barometer, welche dem Dr. Crevaux gehört haben; die Quecksilberkapsel des Barometers ist natürlich zerbrochen; ferner in einer mit schwarzem Sammt überzogenen Schachtel einen Schädel, welchen man für denjenigen des unglücklichen Crevaux hält, und endlich den Schädel eines Toba-Häuptlings namens Cusurei oder Userai, der einer der Mörder Crevaux's gewesen sein soll. (G. g.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

III. Natal, Macahiba und Ceara-Mirim.

Am 1. März begab ich mich an Bord des „Tocantins", um meine Reise nach dem Norden, und zwar bis Maranhaõ fortzusetzen. Unter Leitung eines fahrkundigen Lotsen wand sich der Dampfer bereits im nächtlichen Dunkel durch die zahlreichen Kauffahrtei- und Kriegsschiffe hindurch, um die See zu gewinnen. Der Zeitpunkt war nicht günstig gewählt, es ebbte, und kaum waren wir zum Hafen hinaus, so gerieten wir auf den Grund. Die Maschine arbeitete mit doppelter Kraft, jedoch ohne Erfolg; sie brachte uns nur um so fester in den Sand und versagte endlich ihren Dienst ganz. Es sollte nun bei finsterer Nacht noch an eine Ausbesserung der beschädigten Teile geschritten werden und alles, was unter der Mannschaft Hammer und Feile zu führen verstand, mußte Hand ans Werk legen. Tief in die Nacht hinein wurde gehämmert und gefeilt und schon schimmerte die Stadt aus dem Morgengrauen hervor, mit uns vereint den jungen Tag zu begrüßen, als alles wieder eingelenkt und gefügt war. Die gleicher Zeit eintretende Flut hob das Fahrzeug und wir konnten die Reise wieder aufnehmen.

Nachmittags 3 Uhr überschritten wir die Barra (Ausmündung) des Parahyba, der zur Unterscheidung eines südlichen gleichlautenden Flusses den Beinamen „do Norte" trägt. Wir passierten zur Linken eine kleine Festung und erreichten nach einstündiger Fahrt

Digitized by Google

die malerisch am rechten Ufer gelegene Hauptstadt gleichbenannter Provinz, wo der Dampfer Anker warf.

Der Fluß ist nur niedrig und gestattet großen Schiffen nicht immer ein sicheres Einlaufen, weshalb auch die Dampfer nur zur Flutzeit die Stadt erreichen; im anderen Falle bleiben sie in der Barra, und Passagiere sowie die Post werden in Kähnen weiter befördert. Der Aufenthalt war hier, wie gewöhnlich bei den kleinen Orten, nur von kurzer Dauer. Mit Dunkelwerden befanden wir uns wieder auf hoher See. Ein Kanonenschuß wurde gelöst als Signal zur Abholung des mitgenommenen Lotsen. Lange mußten wir auf den gewünschten Erfolg warten, denn hoch und stürmisch ging die See, indem sich mittlerweile ein Gewitter erhoben hatte. Ringsum war kein Land sichtbar, selbst das Leuchtfeuer schien erloschen, und nur die Blitze beleuchteten eine erwartungsvolle, wildromantische Szene. Endlich sahen wir die waghalsigen Jangada-Führer heranschaukeln. Die empörten Wogen schleuderten das armselige Baumfloß wie ein Nußschälchen an unser Schiff heran. Mit der Unerschrockenheit, die nur Seefahrern eigen ist, schwang unser Lotse, nachdem er den ersten Zusammenstoß beider Fahrzeuge abgewartet, sich rasch hinüber; der Dampfer schnob, und die ganze Szene, an der alle mit Entsetzen hingen, verschwand wie ein Traum vor unseren Augen. Die Wogen schienen alles verschlungen zu haben. Wir wünschten den Unsichtbaren, die uns zu glücklicher Fahrt mit eigener Lebensgefahr hinausgeleitet, in die Nacht hinein alles Glück zu ihrer Heimkehr. Nie haben wir wieder etwas von ihnen vernommen!

Der Jangada muß noch speziell gedacht werden. Mir waren diese Floßfahrzeuge bis zu meiner Ankunft in Pernambuco noch fremd. Von da an aufwärts nehmen sie stets mehr zu, so daß man ihrer an einzelnen Oertlichkeiten ganz ausschließlich für kleinere Transporte, zum Fischfang ꝛc. sich bedient. Die eigentümliche einfache Bauart ist ganz geeignet, uns zu den Naturanfängen des Schiffbaues zurückzuführen. Kunstlos sind etliche rohe Baumstämme in der Länge von 4.5—6 m. durch hartholzige Querstangen aneinander getrieben. Vorne ist ein Bügel, um ein Segel aufzunehmen, und hinten eine Art Tisch zum Sitzen oder zu anderen Zwecken. Rechnen wir dazu noch ein Ruder, so haben wir die ganze Einrichtung eines Fahrzeuges, das, so plump es erscheint, mit erstaunlicher Schnelle vom Winde durch die Wellen gejagt wird. Das Holz ist selbstredend meistens von der leichtesten Beschaffenheit, und gewöhnlich sieht man die schwammigen Stämme einer Aroidee, des in den Sümpfen wachsenden Philodendron arboreum, dazu verwendet. Um die Jangada bei starker Brandung auf die See zu bringen, bedarf es oft noch besonderer Hülfe. Drei oder vier Mann schieben das Fahrzeug von der Küste ab, traben im Wasser hinterher und retirieren nicht eher, als bis sie selbst fast schwimmen oder der Wind die Segel bläht; dann suchen sie eiligst die Küste zu gewinnen. Die eigentlichen Fahrleute befinden sich gewöhnlich beim Abstoßen schon auf dem Floß oder klettern im letzten Moment noch hinein. Das Durchnässen der Kleidung beachten sie nicht; sie werden noch mehr durchnäßt, da ja das Fahrzeug keine Planken hat und von allen Seiten die Wellen einschlagen. Nun glaube man aber nicht, daß die Jangada immer ruhig dahingleite, sobald sie nur den Gürtel der Brandung durchschnitten. Das Fahrzeug hat keinen Tiefgang, bietet also bei starken Winden und aufgespanntem Segel wenig Widerstand und kommt leicht in Gefahr, umzuschlagen. Der Fischer macht sich jedoch nichts daraus; die wenigen Fische, die er etwa hatte, sind angebunden, und während er schiffbrüchig wohlgemut nebenher schwimmt, löst er unten das Segel mit der Stange aus, um es oben wieder aufzupflanzen und lustig als wenn nichts vorgefallen wäre, geht es wieder von dannen, viele Meilen in die weite See hinein. Es gehört doch immerhin ein gutes Stück Seemannsnatur dazu, mit solchem Floß der tückischen See sich anzuvertrauen!

Am andern Morgen ward wieder eine Festung sichtbar, wir näherten uns der Stadt Natal, Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Norte. Ein unvorhergesehener Vorfall wollte, daß ich ganz gegen meinen Willen die Reise hier abbrechen mußte. Ich erkrankte plötzlich an Bord, und roh, gefühllos, wie einmal die Seeleute zu sein pflegen, zeigte sich auch hier die Mannschaft des Dampfers. Vom Schiffsjungen bis zum Kommandanten, Herrn Duarte de Silva, waren doch alle über einen Leisten geschlagen und von niemand eine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen. Es war das erste Mal in Brasilien, daß Erkrankung mir Besorgnis einflößte: ich befand mich auf offener See, also in doppelt hilfsbedürftiger Lage. Ich mußte demnach, wollte ich gesunden, auf die Fortsetzung der Reise einstweilen verzichten, und beschloß, mich im Hospital der erwähnten Stadt aufnehmen zu lassen. Der Polizeichef, zu dem ich mich in meiner Absicht begeben hatte, erteilte mir bereitwilligst die Aufnahme. Wie fühlte ich mich da, so mit einem Male und unverhofft vom Schauplatz hoher, bewegter See in den stillen Raum mitten unter Kranke versetzt!

Das Hospital ist ein großes neues Gebäude und auf Veranlassung der in der Stadt vor vier Jahren ausgebrochenen Cholera errichtet. Es enthält zwei große Säle, deren einer für männliche, der andere für weibliche Kranke bestimmt ist; außerdem enthält es eine Küche und ein besonderes Zimmer für Kranke des Gefangenenhauses, eine Wohnung für den Wärter und ein Leichenzimmer. Die erste Frage, womit mich der gutmütig aussehende Krankenwärter empfing, war, ob ich eine Hängematte mitgebracht habe. Bis dahin wußte ich noch nicht, daß diese ein so wichtiges Reise- und Hausmaterial sei. Auf meine Verneinung ward denn sogleich ein Bett für mich eingerichtet. Da der Arzt nicht erschien, so übernahm der Wärter dessen Rolle, indem er mir eine Tasse Thee als Schweißmittel reichte. Mit diesem begab ich mich auf mein Lager und sah dem weiteren Verlauf der Krankheit entgegen.

Es befanden sich zur Zeit außer mir noch sechs Patienten im Krankenhause (vier Brasilianer, ein Schweizer und ein Landsmann, den ein seltsames Schicksal hierher verschlagen hatte). Der Frauensaal war leer und wurde von der Köchin als Wohnung benutzt. Wie das Gebäude äußerlich, so verriet auch seine innere Einrichtung den Stempel der Neuheit. Die Betten waren einfach, sie bestanden aus einer auf zwei Böcken ruhenden Pritsche mit Matte und Kopfkissen, über welche ein leinenes Laken gelegt wurde, während ein anderes zur Bedeckung diente — was bedurfte es weiter in dem milden Klima! Uebrigens war auch für Matratzen gesorgt, im Falle jemand wünschte, weicher zu liegen. Es repräsentiert dies so ganz die Schlafeinrichtung des gewöhnlichen Volkes, wenn solches nämlich nicht vorzieht, in der Hängematte zu schlafen, wie das hier in den nördlichen Provinzen nun mehr und mehr vorkommt. Unterhalb der Bettstellen befanden sich zwei Waschschalen und sonstiges Bedürfnis, und in der Mitte des Saales war eine Lampe aufgehängt, welche den ganzen Saal beleuchtete. Nebenan lärmten einige Zimmerleute mit ihren Hämmern, welche Ohren und Nerven erschütterten, damit beschäftigt, das für Gefangene bestimmte Quartier in Stand zu setzen. Dieses wurde mit Gittern versehen und erhielt einen Plafond, wogegen wir frei zum Dach hinausgehen konnten — eine Bauart, die im warmen Klima zum Zweck der Luftzirkulation unerläßlich ist und auch fast durchgängig bei erdgeschössigen Wohnungen angetroffen wird. Der Arzt bezieht für den Hospitaldienst eine gute Nebeneinnahme, nämlich ca. 3000 Mark und außerdem ein gleiches Fixum für die sanitäre Beaufsichtigung der Garnison. Dennoch aber ließ sich derselbe während meines Krankseins im Zeitraum von fünf Tagen nicht sehen. Die Verpflegung, die ich erhielt, war lediglich das Werk und die Erfindung des Aufsehers (der nebenbei auch den den Rang eines Offiziers in der Nationalgarde bekleidete). Nachdem ich 24 Stunden unter Schmerzen verharrt (ich litt am Unter-

Digitized by Google

leib) und ich mich noch nicht besser befand, wurde mir eine Tasse voll warmen Ricinusöles zum Einnehmen gereicht, welches seine sagoartige Beschaffenheit wahrscheinlich auf gelindem Feuer durch Umrühren erhalten hatte. Dieses Oel ist hier im Lande das gewöhnlichste Purgiermittel und leicht in jedem Ort zu erhalten, da die Ricinusstaude allgemein angebaut wird. Nur darf es nicht durch Auspressen, sondern durch Auskochen der gestampften Samen gewonnen werden; es ist reiner als das erstere Produkt, welches fast nur zum Brennen verwendet wird. Weitere besondere Reinigung benimmt ihm noch viel seiner ursprünglichen Bitterkeit. Es wird, wie alle genießbaren und feinen Oele, mit dem Kollektivnamen „Olea" von „Azeite", den Braun- oder geringeren Sorten, unterschieden. Die kulinarische Verpflegung des Krankenhauses ließ nichts zu wünschen übrig. Ein medizinisches Reglement, an der Thüre angeschlagen, schrieb acht besondere Diäten vor, deren je eine für die verschiedenen Krankheitsstadien; nur mit der beigesetzten Ordnungszahl brauchte angedeutet zu werden, wenn ein solches Verfahren überhaupt im Plane läge. Im allgemeinen war die Verpflegung folgendermaßen: Morgens um acht Uhr gab es Thee mit Maisbrot, Mittags Reis mit Rindfleisch und Abends fünf Uhr Thee mit Bolaxa (eine Art Zwieback).

Dem Leser dürfte nicht uninteressant sein, zu erfahren, welche Krankheitsgeister den Saal belebten. Der Patient Nr. 2, ein afrikanischer Neger, litt an Eiterungswunden, die er sich durch Vernachlässigung der Sandflohbisse zugezogen hatte. Jeder der nur einmal über Land und Volk Brasiliens gelesen, wird auch mit dem Sandfloh bekannt worden sein. Es scheint unglaublich, wie ein solch winziges, kaum mit freien Augen erkennbares Tierchen zu einer Plage werden kann, wodurch einzelne Gegenden schon unbewohnbar geworden sind. Im nördlichen Brasilien habe ich diese Flöhe, wiewohl sie sich noch weit nach Mittelamerika hinein erstrecken, im ganzen weniger wahrgenommen, als in den südlichen und mittleren Teilen des Landes. Das Tierchen, und zwar das Weibchen, bohrt sich gern in die Haut des menschlichen und auch des tierischen Körpers ein, um seine Eier abzulegen, wobei der Unterleib sackartig bis zur Größe einer Erbse anschwillt und der Floh eine Rolle dabei spielt, wie die jedermann bekannte Zecke, die sich ebenfalls einsaugt und ihren Hinterleib derart mit Blut anfüllt, daß das kleine Tier selbst nur wie ein Anhängsel an dem Ballen erscheint. Der Sandfloh an und für sich betrachtet ist nun eben keine Plage, außer dem manchmal unerträglichen Jucken, das man besonders in der mittleren Periode der Sackbildung wahrnimmt. Nur wenn durch Nachlässigkeit das Ausschlüpfen der Brut gelingt, wozu 14 Tage erforderlich sind, und diese sich weiter verbreitet und fortpflanzt, können unheilbare Schäden entstehen, die selbst eine Amputation nötig machen. Man erzählt sich sogar einen Fall, wo ein Reisender das Tier in seinen Füßen mit nach Europa hinübernehmen wollte und infolge der Wunden gestorben sein soll. Das Einbohren des Tierchens und dessen Dasein bei völlig ausgebildetem Eiersacke ist seltsamerweise weniger fühlbar. Man kommt immer erst auf den unheimlichen Gast, nachdem er sich bereits sein Plätzchen gesichert hat, und auch dann findet man ihn wegen seiner Kleinheit nicht immer, um so weniger, wenn er sich neben Nervenfaden einnistet, wo das weitergepflanzte Gefühl irreleitet. In Geduld muß man dann das Heranwachsen des Säckchens abwarten, das mit Leichtigkeit und selbst schmerzlos aus der Haut gelöst werden kann, indem man einen Kreuzschnitt anwendet und ihn behutsam hervorhebt. Die Haut ringsum ist nämlich abgestorben, daher die Schmerzlosigkeit ihrer Verletzung. Das entstandene Loch füllt man mit Asche, Oel oder auch mit Schnupftabak aus, um jedes weitere Einnisten zu verhindern. Neger und überhaupt unreinliche Leute verstehen sich ganz besonders auf das Entdecken und Ausgraben der Flöhe. Wer ängstlich ist, der läßt daher am liebsten von ihnen die Operation verrichten. Gewöhnlich nisten sich die Tiere unter den Nägeln der Füße ein, nie aber so weit unter dieselben, daß man ihrer nicht habhaft werden könnte, ein Mißverstehen, das oft zu übergroßer Aengstlichkeit Veranlassung gegeben hat. Haustiere, wie Hunde und besonders Schweine, können sich nun freilich vor den Sandflöhen nicht schützen und haben keine Stunde ruhigen Schlafes vor ihnen. Diese sieht man oft mit einer Unzahl Ballen — von Nuß- und Eigröße, in denen eine Million wimmeln mag — an Füßen und den Schamteilen behängt umherschlottern und lebenslänglich damit behaftet. Reinlichkeit am Körper wie im Hause ist das beste und zur Zeit wohl noch einzige Schutzmittel.

Der Patient Nr. 5 war mein schon erwähnter Landsmann, aus Potsdam gebürtig, einer jener unglücklichen Mucury-Kolonisten, von deren Elend die Welt so voll ist. Auch ihn trieb, wie viele Hundert andere, das Unglück heimlich von der Kolonie, um unstät ohne Mittel, ohne Kenntnis des Landes umherzuirren. Von der falschen Idee ausgehend, daß es, nach dem Norden zuschreitend, allmählich kälter werden müsse, hoffte er in dieser Richtung auf seinen Wanderungen ein weniger warmes, ihm mehr zusagendes Klima anzutreffen, findet aber, seines Irrtums unbewußt, das Gegenteil. So irrt er volle zwei Jahre von Ort zu Ort, bald rechts, bald links sich wendend, von den härtesten Entbehrungen und Krankheiten heimgesucht, aus der tropischen in die äquatoriale Zone, bis ihn endlich der Zufall nach Natal führt, und ihn das Krankenhaus aufnimmt. Dieser Fall kam mir nicht vereinzelt, sondern ähnlich schon hundertmal auf meinen Reisen im Lande vor. Nie aber aber konnte sich mein Inneres mehr empören, nie mehr mit Erbitterung gegen die Menschenhändler erfüllen, als hier, wo der arme Kranke, Monate schon hingebettet, mit Leben und Tod kämpfte. Solche Szenen können nur wie ein Schrei der Entrüstung auf die Leute zurückwirken, die die Mucury-Kolonisation leiten, und wird ja namentlich der Direktor derselben beschuldigt; ein Mann, der demungeachtet große Popularität im Lande genießt, mehrfach als Deputierter erwählt wurde und dem, trotz allem Geschrei und aller Klage von außen her, die Assemblea in letztjähriger Sitzung über eine Million Milreis zum Besten seiner Kolonie bewilligte. Mag man über die Mucury-Kolonisation urteilen wie man will, mag Dr. Ottoni der an ihn gerichteten Klageschrift des Dr. A. Lallemant, die ihn in seinen Grundvesten ziemlich erschüttert haben muß, bogenlange Verteidigungen entgegensetzen und mögen nach wie vor bedeutende Regierungsmittel in den Fokus dieses Menschenhandels fließen — es haftet ein ewiger Schimpf auf den Leitern dieses unglücklichen Unternehmens, weniger unglücklich wohl in sich selbst, in seiner Idee, als durch die persönliche Leitung. Es ist nicht Sache, hier weitläufiger auf den Gegenstand einzugehen, doch halte ich es für Pflicht jedes einzelnen zur Steuer der Wahrheit, zum Wohle der allgemeinen Auswandererfrage eine Stimme mit zu erheben. Möchte die Mucury-Angelegenheit, so weit sie bis jetzt bestanden, nur drüben in Europa in ihr rechtes Licht, mit ihrem ganzen Schatten dargestellt werden; möchte sie aber nicht als Maßstab rückwirkend in die Beurteilung des übrigen weiten Reiches dienen! Das ungeheure, unter verschiedenen Zonen liegende Brasilien bietet der Kolonisation geeignete Punkte so viele und hat derartige auf reelle Prinzipien begründete Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolge aufzuweisen, daß manche richtig angefangene, auf guter Grundlage basierte Ansiedelung gedeihen muß.

Als ich nach Verlauf einiger Tage genesen war und die sog. „Alta" (Entlassungsschein) verlangte, mußte ich die interessante Wahrnehmung machen, daß ich leichter aufgenommen als entlassen wurde. Die Ausfertigung des besagten Papieres verzögerte sich bald aus diesem, bald aus jenem Grunde, bis denn endlich am siebenten Tage meines Dortseins der Arzt im Hospital erschien; es war das erstemal, daß ich seiner ansichtig wurde. Er kam zu mir heran und bestätigte dem ihn begleitenden Wärter meine

Digitized by Google

Entlassungsfähigkeit. Tags darauf erfolgte denn auch das sehnlichst erwünschte Papier und ich konnte mich wieder in frischer Luft ergehen. Ein längerer Aufenthalt lag nun einmal nicht in meinem Reiseplan, und ich sah mich nur nach einer Wohnung um, um die Zeit bis zur Ankunft des nächsten Postdampfers wenn nicht nützlicher, so doch angenehmer als im Krankenhause zu verbringen; denn ein längeres Verweilen in demselben hätte man mir gerne gestattet. Ein Gasthaus existiert in dem Orte nicht, wiewohl er 3000 (jetzt 10,000) Einwohner zählt, Hauptstadt der Provinz sowie Sitz des Präsidenten ist. So viel ich mich auch bemühen mochte, fand ich auch nicht ein einziges disponibles Zimmer für die Dauer von acht Tagen, was sonst in anderen Orten, besonders im Inneren, nicht so schwer ist. Da erfuhr der Chef der Polizei zufällig von meiner Absicht, und sogleich erbot er sich freundlichst, mich als Gast zu sich zu nehmen. Nun war mit einem Male und ganz unverhofft geholfen. Ich erkannte bald in meinem Wirte einen jener schlichten, geraden Männer, wie man sie so oft im Lande zu beobachten Gelegenheit findet. Er bekleidete als Polizeichef (betitelt Justizrat, „Juiz de direito") einen bedeutenden Rang, genoß allgemeine persönliche Achtung und zeigte viel Belesenheit, Kenntnis der ausländischen Politik, der deutschen wie allgemeinen Geschichte bis in die ältesten Zeiten hinauf, und war bei alledem ein so einfacher wie anspruchsloser Mann, Mit Vergnügen nenne ich seinen Namen: Joaquim Pedro da Costa Loba. (Forts. folgt.)

Litteratur.

* Umlauft, Professor Dr. Fr.: Die Alpen. Handbuch der gesamten Alpenkunde. Wien, A. Hartleben, 1886. — Mit dem Erscheinen der 15. Lieferung ist nun dieses ernste, gehaltvolle Werk vollständig, welches buchstäblich und wirklich unser erstes vollendetes Handbuch der gesamten Alpenkunde und somit einen der wichtigsten Beiträge zu unserer geologisch-geographisch-orographischen Litteratur bildet. Das Umlauft'sche Werk, ein Ergebnis gründlicher und eingehender theoretischer Studien und einer umfassenden persönlichen Anschauung und örtlichen Beobachtung, ist in einer Weise bearbeitet, daß es ebenso sehr den Anforderungen der ernsten Wissenschaft wie dem Bedürfnis des Alpenfreundes und Sportsman entspricht, eine Fundgrube speziellen Wissens ist und als Nachschlagewerk unübertreffliche Dienste leistet. Es schildert zunächst die allgemeine Uebersicht und Charakteristik der Alpen, deren Grenzen, Einteilung, vertikalen Aufbau und Geologie; dann gibt es eine topographische Schilderung der West-, Mittel- und Ostalpen und geht dann auf die Beschreibung der Alpenthäler und Thalsysteme, der Alpenflüsse und Alpenseen, der Wirkungen der Erosion und Verwitterung, des Alpenklima's, der Schneeregion, Lawinen und Gletscher, des Pflanzen- und Tierlebens und des Menschen in den Alpen ein und befaßt sich ferner auch mit den Verkehrsmitteln: Alpenstraßen und -Eisenbahnen, und endlich mit der Alpenforschung und Touristik. Eine vorzüglich gewählte Illustrierung durch mehr als hundert treffliche Holzschnitte, durch Karten im Texte und größere Karten in Farbendruck, durch eine ungemein lehrreiche Verbindung von Wort und Bild hergestellt, und ein sehr umfangreiches alphabetisches Register erhöhen die Brauchbarkeit des schönen Werkes noch sehr, in dem wir eine der gediegensten neueren Erscheinungen unserer deutschen geographischen Litteratur begrüßen, welche die allgemeinste Verbreitung verdient und auch finden wird, da ja der alpine Sport und die Begeisterung für die erhabenen Schönheiten und Wunder der Alpenwelt erfreulicherweise bei uns immer noch in Zunahme begriffen ist und in immer weitere Kreise dringt. Wir empfehlen das treffliche Werk allen unseren Lesern.

* Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr v.: Zwischen Donau und Kaukasus. Land- und Seefahrten im Bereich des Schwarzen Meeres. Wien, A. Hartleben, 1886. — Noch rechtzeitig vor der jüngsten Festzeit ist dieses Prachtwerk des unermüdlichen Autors vollendet worden, auf welches wir schon früher mehrfach aufmerksam gemacht haben, und so liegt nun ein stattliches Werk vollständig vor, welches in anziehender und populärer Weise, in einem anmutigen Plauderton uns Vergangenheit und Gegenwart des fernen Südostens von Europa und eines beträchtlichen Teils des südwestlichen Asien schildert. In der fesselnden Weise, welche dem Verfasser so sehr zu Gebote steht, schildert er uns die untere Donau und ihre Nachbarländer mit deren Bewohnern, das südliche Rußland vom Pruth bis zum Don mit seiner eigenartigen Natur und seiner Völkermosaik, die Krim mit ihren alten geschichtlichen Denkmälern und ihren Tartaren, Südost-Rußland vom Don bis zur Wolga, Cis- und Transkaukasien, den Kaukasus, das Perser-Gebiet im Süden des Kaspi-Meeres, das armenisch-pontische Gebiet, führt uns von Trapezunt nach Stambul, zeigt uns das heutige Konstantinopel und das heutzutage so in den Brennpunkt der allgemeinen Beachtung gerückte Bulgaren-Land, und gibt uns schließlich einen genauen Ueberblick über die politische Einteilung und die statistischen Verhältnisse der Balkan-Halbinsel nebst einer guten Karte derselben. Der Verfasser führt uns Natur und Menschenleben, Vergangenheit und Gegenwart, Handel und Gewerbe, Städte- und Volksleben, kurz alle Kulturverhältnisse und Zustände in diesem weiten Gebiet in lebendiger und höchst anschaulicher, durch reiche Illustration versinnlichter Schilderung vor und liefert auf diese Weise ein Buch, das nicht allein für den Salontisch paßt, wo wir in einem müßigen Augenblick darin blättern und uns angenehm unterhalten können, sondern auch für die Hausbibliothek, damit wir darin studieren und uns über ein Gebiet belehren können, das durch die dereinst unvermeidlich werdende Lösung der orientalischen Frage noch einmal höchst interessant werden wird. Das Buch hat die Aufgabe, gleichzeitig ein Prachtwerk nud ein populäres Lehr- und Lesebuch zu sein, recht glücklich gelöst.

* Die Karte des nördlichen Europa von Olaus Magnus. Unser geehrter Mitarbeiter, Prof. Dr. Oskar Brenner in München, von dem wir vor kurzem einen interessanten Aufsatz über die Reisen der Gebrüder Zeno im Norden (vgl. „Ausland" 1886, Nr. 46) brachten, hat im vorigen Jahr in der königl. Staatsbibliothek in München ein Exemplar der viel besprochenen Karte des nördlichen Europa des schwedischen Erzbischofs Olaus Magnus von Upsala, vom Jahre 1539, entdeckt und in einer photolithographischen Verjüngung herausgegeben unter dem Titel: „Die echte Karte von Olaus Magnus vom Jahre 1539", Christiania 1886. Diese Entdeckung ist von bedeutendem Interesse für Geographen, denn man wußte zwar, daß eine solche Karte vorhanden gewesen war, allein kein Schriftsteller hatte sie seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts mehr gesehen und man nahm allgemein an, daß eine weit kleinere Karte, welche mit einem geschichtlichen Werk desselben Verfassers 1567 in Basel erschien, eine genaue Kopie des Originals sei. Dieses Original ist nun durch die Forschungen des Herrn Dr. Brenner zum erstenmal ans Licht gebracht worden und die von diesem veranlaßte Nachbildung hat der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet. Das Original ist eine große Wandkarte in neun Blättern, die zusammengeklebt und vortrefflich erhalten sind. Mittels Photographie ist nun eine vorzügliche Reduktion derselben auf ihre halbe Größe vorgenommen worden, welche nichts von der Schärfe des ursprünglichen Holzschnittes verloren hat; nur die Legende oder der erklärende Text am linken unteren Rande kann nicht gut ohne Hülfe eines Vergrößerungsglases gelesen werden. Derselbe ist jedoch in der begleitenden Broschüre unter obigem Titel, welche Dr. Brenner der Karte beigeben hat, abgedruckt. Der Plan der Karte ist, daß ihre neun Blätter durch große, von A bis l reichende Buchstaben von

Digitized by Google

einander geschieden und unterschieden sind und daß die Bezirke und verschiedenen Einzelheiten durch kleinere, dem erklärenden Text entsprechende Buchstaben bezeichnet werden. Merkwürdige phantasiereiche Bilder veranschaulichen die verschiedenen See-Ungetüme dieser nordischen Küsten und das Leben und Treiben und die Gefahren der Bewohner jener polaren Länder in ziemlich drastischer Weise. Bezüglich ihres geographischen Wertes hat sie viele Aehnlichkeit und übereinstimmende Punkte mit der Karte, welche Niccolò Zeno der jüngere 1558 zur Veranschaulichung der Reisen der älteren Zeni herausgab (vgl. „die Reisen von Nicolò und Antonio Zeni in der Ausgabe der Hakluyt Society von 1874) — Aehnlichkeiten, welche, wie Dr. Brenner nachweist, nicht zufällig sind, sondern darauf hindeuten, daß Zeno die Karte von Olaus Magnus benützt hat. Auch andere Karten aus dem sechzehnten Jahrhundert scheinen auf die Olaus'sche gegründet worden zu sein, und es ist daher nur recht und billig, daß man den ehrwürdigen alten Erzbischof von Upsala wieder in die ihm gebührende Stellung einweist.

* Durch das britische Reich. Südafrika, Neuseeland, Australien, Indien, Ozeanien, Canada. Von Alexander Freiherrn v. Hübner. 2 Bände mit einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886. — Wer hätte es gedacht, daß der alte „Spaziergänger um die Welt", der doch heute seine 75 Jahre auf dem Rücken hat, noch einmal den Strapazen einer Reise durch das ganze britische Reich sich aussetzen und 13,492.25 d. Mln. oder 99,942 Km. zurücklegen würde! Aber Indien war das Land seiner Jugendträume, und in seinem „Spaziergang um die Welt" hatte er die Absicht ausgesprochen, dieses Land der Wunder zu besuchen. Ein Risiko in der That in solchem Alter! Zwar sagt man ihm, bevor er die Reise antritt, im Travellers Club: „What a plucky old fellow he is!" Aber, fügte er sehr richtig hinzu, wenn mir ein Leid zustößt, wird man sagen: „What an old fool he was!" Nun, er ist glücklich als a plucky old fellow heimgekehrt, und daß er so wenig an seinem glücklichen Humor als an seiner vortrefflichen Beobachtungsgabe und angenehmen Darstellungsweise eingebüßt, davon zeugen die zwei prächtigen Bände, die uns soeben aus dem Brockhaus'schen Verlage zugegangen sind. Seine Reise nach Indien macht er nicht auf dem „banalen" Weg des Suezkanals, sondern um das Kap der Guten Hoffnung, landet dort, besucht Südafrika, fährt von da nach Melbourne, durchstreift Neuseeland, macht dann eine Seereise von Colombo nach Albany, Glenelg und Melbourne, um nach der Reihe die drei Kolonien Victoria, Neu-Südwales und Queensland zu durchreisen, dann nach Java, Singapur, Ceylon und Madras zu gehen und das übrige ganze Indien zu besuchen. Von Ceylon führt ihn sein Weg dann nach Ozeanien, wo er die Norfolk-Insel, Fiji und Samoa besuchte, um dann nach Nordamerika überzusetzen, San Francisco zu berühren und eine Reise durch den Kontinent zu machen. Am 29. Juni 1883 abgefahren, traf v. Hübner am 29. August 1884 in London wieder ein. Es mangelt uns an Raum, auch nur andeutungsweise ein Bild dieser interessanten Reise zu geben, und wir müssen uns, indem wir auf das Werk selbst verweisen, darauf beschränken, dem Verfasser, der sein Werk 16 Monate nach seiner Rückkehr herausgab, in der Betrachtung zu folgen, die er an die inzwischen eingetretenen Ereignisse knüpft. Bezüglich Südafrika's meint er zunächst, man brauche kein Prophet zu sein, um zu sehen, daß England früher oder später sich gezwungen sehen werde, ganz Kaffer-Land, Basuto-Land, Zulu-Land und das zwischen Transvaal und der portugiesischen Faktorei in der Delagoa-Bucht gelegene Gebiet seiner direkten oder indirekten, wahrscheinlich aber direkten Herrschaft zu unterwerfen und dergestalt die Ideen eines seiner weitsehendsten und thatkräftigsten Diener, des jüngstverstorbenen Sir Bartle Frere, zu verwirklichen. England mag wollen oder nicht, es befindet sich in der Lage eines guten Wirtes, der Anstand nimmt, einen neuen Flügel an sein Haus zu bauen, nachdem es ihm bereits zu groß für seine Bedürfnisse scheint. Aber im Leben der Nationen wie der Individuen gibt es Zwangslagen: Wer nicht stehen bleiben kann noch umkehren, geht vorwärts. Bezüglich der australischen Kolonien Großbritaniens wirft v. Hübner die Frage auf, ob sie den Schutz der Metropole entbehren können, und antwortet darauf: Ich weiß es nicht, aber in Australien lautet die Antwort hierauf bejahend. Hierdurch unterscheiden sich diese Kolonien wesentlich von den südafrikanischen, welche, auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, lebensunfähig wären und dies wissen oder fühlen. England wird seine Kolonien besitzen, solange das Parlament die nötigen Mittel bewilligt für die Erhaltung einer Flotte, welche imstande ist, die britische Uebermacht zur See zu wahren. Sind die Kolonien aufgegeben, die Kohlenstationen verloren, so darf man bezweifeln, daß diese Summen in Friedenszeiten votiert werden. Dann aber wird und muß England seine sogen. Herrschaft über die Meere allmählich verlieren und mit ihr die hervorragende Stellung einbüßen, welche es heute unter den europäischen Großmächten einnimmt. Aus diesem Dilemma sieht v. Hübner keinen Ausweg. In Betreff des chinesischen Elements meint der Verfasser, in Europa kenne man die Chinesen nur vom Hörensagen. Man ist bereit, sie unbequem und unangenehm zu finden, man beschäftigt sich weiter nicht mit ihnen, man fragt nicht: Was werden sie in einer mehr oder weniger nahen Zukunft sein? Prüfte man aber die betreffenden statistischen Angaben, so würde man sich wundern und erschrecken über die außerordentlichen und stetigen Fortschritte, welche diese Rasse in jüngster Zeit gemacht hat. Deutsche, Engländer, Irländer, Skandinavier, Italiener, mit einem Worte die Kolonisten sämtlicher europäischer Nationen werden kaum hinreichen, um den Unmassen menschlicher Wesen entgegenzutreten, welche dieser ungeheure Körper, das Reich der Mitte genannt, über den Erdkreis ergießt. Was kommen wird, ist noch in Dunkel gehüllt; heute vernehmen wir nur die ersten Klänge der Ouverture des großen Dramas: die Handlung spielt im 20. Jahrhundert. In Betreff der britischen Herrschaft in Indien meint Verfasser, sie ruhe auf festen Grundlagen und England habe dort nur einen Feind zu fürchten — sich selbst. Deutschen ist Verfasser auf allen Punkten der Erde begegnet. Mit den Anglosachsen und den Irländern sind sie die großen Kolonisatoren der Gegenwart. In den Vereinigten Staaten, obgleich immer als Deutsche erkenntlich, werden sie Amerikaner, in Australasien Australier. In diesen großen Staatengruppen streifen sie ihre Nationalität ab in politischer, nicht in geistiger und moralischer Beziehung. In anderen transozeanischen Gegenden schwebte der Deutsche bisher sozusagen in der Luft. Er bedurfte des Schutzes und verlangte ihn von seinem Vaterlande. Hieraus erklärt sich die von der deutschen Regierung in so großartigem Maßstabe inaugurierte Kolonialpolitik.

Witten a. d. R. Dr. W. Beumer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ferdinand Gregorovius:

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur.

Erster Band. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 5. Stuttgart, 31. Januar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das plötzliche Aufleuchten neuer Sterne und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Erde. Von H. Habenicht. S. 81. — 2. Die Kameen-Industrie in Italien. S. 85. — 3. Das Reisen in Tibet. S. 88. — 4. Ein russischer Reisender in Indien. II. S. 89. — 5. Niassische Traditionen und Gleichnisse. Von H. Sundermann, Missionar zu Dahana. S. 92. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 95. — 7. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 97. — 8. Litteratur. S. 100.

Das plötzliche Aufleuchten neuer Sterne und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Erde.

Von H. Habenicht.

Bereits vor 10 Jahren, bei Gelegenheit des Auftauchens eines neuen Sternes im Schwan, wurden von Astrophysikern höchst interessante spektralanalytische Beobachtungen an diesem Stern gemacht, deren Resultate bisher so gut wie gar nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Und doch sind gerade die Beobachtungen, welche wir an anderen, in verschiedenen Stadien der Entwickelung begriffenen Gestirnen machen, für die Erforschung der Natur des Himmelskörpers auf dem wir leben, mithin für die gesamte Naturforschung, von grundlegender Wichtigkeit. Bevor wir nicht die Art und Weise kennen, in der die Naturkräfte bei Bildung der Erdkruste in früheren geologischen Perioden wirkten, entbehren alle Theorien über Entstehung und Entwickelung der verschiedenen Arten von Lebewesen einer allseitig gediegenen Grundlage. Die Beobachtungen, welche man gegenwärtig an der Erdoberfläche und an den lebenden organischen Wesen macht, müssen nicht nur durch Studien des Inneren der Erdrinde, des großen Archivs der Natur, sondern auch durch Beobachtungen von Vorgängen auf anderen Gestirnen ergänzt werden, müssen mit diesen zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet werden, wenn die Naturwissenschaft zu der hohen Stufe erhoben werden soll, welche ein Alexander v. Humboldt im Auge hatte.

Was würde man zu einer Methode sagen, welche sich darauf beschränkt, die Entwickelung eines organischen Wesens nur aus Beobachtungen an einem vollkommen ausgewachsenen alternden Exemplar ergründen zu wollen? Und dennoch ist diese Methode, auf die Erde angewendet, bei nahezu sämtlichen lebenden Geologen die allein herrschende, ja sie ist von ihnen seit Lyell[1] geradezu zum unumstößlichen Dogma erhoben worden.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen lassen wir zunächst einige Stellen aus den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Jahrgang 1877 folgen, welche sich in einem Vortrage des Direktors des Potsdamer astrophysischen Observatoriums, Herrn C. Vogel, finden, und welche von spektralanalytischen Beobachtungen an dem Eingangs erwähnten neuen Gestirn im Sternbild des Schwans handeln. Seite 255 dieser Monatsberichte heißt es:

„Obgleich ich kein Freund voreiliger Hypothesen bin, so kann ich mich doch der Ansicht Cornu's nicht anschließen, welche er zum Schluß seiner oben erwähnten Beobachtungen in folgendem Satze zum Ausdruck bringt: „Malgré tout ce qu'il y aurait de séduisant et de grandiose à tirer de ce fait des inductions relatives à l'état physique de cette étoile nouvelle, à sa température, aux réactions chimiques dont elle peut être le siège, je m'abstiendrai de tout commentaire et de toute hypothèse à ce sujet. Je crois que nous manquons des données nécessaires pour arriver à une conclusion utile, ou tout au moins susceptible de controle; quelque attrayantes que soient ces hypothèses, il ne faut pas oublier qu'elles sont en dehors de la science et que loin de la servir, elles risquent fort de l'entraver." Die Befürchtung, seine Hypothese schade der Wissenschaft, dürfte doch wohl nur in sehr seltenen Fällen gerechtfertigt erscheinen, in den meisten Fällen wird sie die Wissenschaft fördern, schon dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit des

[1] Lyell Sir Charles wird irrtümlich als Begründer des geologischen Prinzips von der seit den ältesten geologischen Perioden gleichmäßig langsam wirkenden Art und Weise der Naturkräfte, gleich derjenigen in der Gegenwart, betrachtet; Hr. v. Hoff hat diesen Grundsatz bereits vor Lyell in einem mehrbändigen Werk über die historisch beglaubigten Veränderungen der Erdoberfläche, welches in Gotha erschien, zu beweisen gesucht.

Digitized by Google

Beobachters auf Dinge lenkt, die er ohne dieselbe möglicherweise unberücksichtigt gelassen haben würde. Wenn freilich der Beobachter sich so stark beeinflussen läßt, daß er zu Gunsten einer Hypothese Dinge sieht, die nicht vorhanden sind — wie das ja auch vorkommen mag — so kann allerdings dadurch dem Fortgange der Wissenschaft ein Hemmnis entgegengelegt werden, die Schuld trifft dann aber jedenfalls mehr den Beobachter, als denjenigen, welcher die Hypothese aufstellte.

„Der Wissenschaft — ohne es zu wollen — hinderlich werden kann man auch ohne Aufstellung von Hypothesen, indem man Aussprüche thut, welche das Interesse an einer Sache schmälern und die hohe Bedeutung derselben nicht in das richtige Licht stellten. Fast möchte ich behaupten, daß durch das Lesen des oben zitierten Schlußsatzes der Cornu'schen Abhandlung eine ähnliche Wirkung hervorgebracht werden kann. Ich bin der Meinung, daß man nirgends besser als gerade im vorliegenden Falle — wo sich in sehr kurzen Zeiträumen großartige Umwälzungen auf einem Himmelskörper abspiegeln — die nötigen Anhaltspunkte gewinnen könne, nutzbringende Folgerungen zu machen und Hypothesen, die über die physische Beschaffenheit der Himmelskörper aufgestellt worden sind, zu prüfen.

„Ein Sternspektrum mit hellen Linien ist für den mit Stern-Spektralanalyse Betrauten immer eine höchst interessante Erscheinung, wohl wert eines ernsten Nachdenkens. Denn wenn auch in der Chromosphäre unserer Sonne am Sonnenrande sehr zahlreiche helle Linien zu erkennen sind, so treten doch nur dunkle Linien im Spektrum auf, wenn man ein möglichst kleines, sternartiges Bild der Sonne erzeugt und spektroskopisch betrachtet. Es wird gewöhnlich angenommen, daß die hellen Linien in einigen wenigen Sternspektren von Gasen herrühren, die aus dem Inneren des leuchtenden Körpers hervorbrechen und deren Temperatur die der Oberfläche desselben übertrifft, wie man ähnliches in den Spektren der Sonnenflecke zuweilen beobachten kann, wo glühendes Wasserstoffgas, aus dem heißen Innern emporgeschleudert, über den kälteren Flecken sich durch das Hellwerden der Wasserstofflinien kundgibt. Es ist dies aber nicht die einzige Erklärung. Man kann auch annehmen, daß die aus glühenden Gasen bestehende Hülle eines Sterns, wie es bei unserer Sonne der Fall ist, im allgemeinen eine geringere Temperatur besitzt als der Kern, relativ zu dem letzteren aber sehr groß ist.

„Bei der ersten Annahme läßt sich meines Erachtens ein Bestehen der Erscheinung auf längere Zeit nicht wohl denken. Es wird das aus dem heißeren Inneren des Körpers hervordringende Gas einen Teil seiner Wärme der Oberfläche des Körpers mitteilen und die Temperatur desselben erhöhen, infolgedessen wird die Temperatur zwischen dem glühenden Gase und der Oberfläche des Körpers bald nicht mehr groß genug sein und die hellen Linien im Spektrum werden verschwinden.

„Es paßt diese Annahme ganz entschieden für plötzlich erscheinende und bald wieder verschwindende oder wenigstens an Intensität sehr weit herabsinkende, für sogenannte neue Sterne, in deren Spektren helle Linien auftreten, wenn man zu ihrer Erklärung die weiter unten erwähnte Hypothese gelten läßt. Für einen stabilen Zustand scheint mir die zweite Annahme geeigneter zu sein; ich möchte also vermuten, daß Sterne wie β Lyrae, γ Cassiopejae und andere, welche die Wasserstofflinien und die Linie D_3, nur mit geringen Helligkeitsschwankungen, hell auf kontinuierlichem Grunde zeigen, verhältnismäßig sehr große Atmosphären von Wasserstoff und dem unbekannten Stoffe, dem die Linie D_3 zugehört, besitzen.

„In Bezug auf den neuen Stern erinnere ich an eine Hypothese, welche Zöllner noch vor der beträchtlichen Erweiterung, die die Forschung auf dem Gebiete der Astrophysik durch die Spektralanalysen erfahren, aus den schönen Beobachtungen Tycho's über den nach ihm benannten Stern abgeleitet hat.

„Zöllner nimmt bekanntlich an, daß auf der Oberfläche eines Sterns bei der fortdauernd stattfindenden Wärmeausstrahlung die Abkühlungsprodukte, die wir auf der Sonne mit dem Namen Sonnenflecke bezeichnen, in einer Weise zunehmen, daß schließlich die ganze Oberfläche des Körpers mit einer kälteren, weniger oder nicht mehr leuchtenden Schicht bedeckt ist. Durch ein plötzliches und gewaltsames Zerreißen derselben muß notwendig die von ihr eingeschlossene Glutmasse hervordringen, und auf diese Weise, je nach der Größe ihrer Ausbreitung, mehr oder weniger große Stellen der bereits dunklen Umhüllung des Körpers wieder leuchtend machen. Einem entfernten Beobachter wird ein solcher Ausbruch aus dem heißen noch glühenden Innern eines Weltkörpers sich als das plötzliche Aufleuchten eines neuen Sterns ankündigen. Daß die Lichtentwickelung unter Umständen eine außerordentlich große werden kann, würde sich aus dem Umstande erklären lassen, daß alle die chemischen Verbindungen, die sich bereits unter dem Einfluß einer niedrigen Temperatur an der Oberfläche gebildet haben, durch das plötzliche Hervorbrechen der inneren Glutmasse wieder zersetzt werden, und diese Zersetzung, wie bei irdischen Körpern, mit einer Licht- und Wärmeentwickelung von Statten geht. Es wäre demnach das starke Aufleuchten nicht nur den durch die hervorgequollene Glutmasse wieder leuchtend gewordenen Teilen der Oberfläche zuzuschreiben, sondern gleichzeitig einer Art Verbrennungsprozeß, der durch die Berührung bereits erkalteter Verbindungen mit der glühenden Masse des Innern eingeleitet wurde".[1]

„Die Zöllner'sche Hypothese über die allmählige Entwickelung der Weltkörper, welche er in seinen photometrischen Untersuchungen (S. 231 ff.) aufstellt, hat durch die spektralanalytischen Untersuchungen im Wesentlichen nur Bestätigung erhalten.

„Wir erkennen die verschiedenen Stadien der Abkühlung im Spektrum und haben an einigen schwächeren Sternen sogar deutliche Anzeichen, daß in den die glühenden Körper umgebenden Atmosphären bereits chemische Verbindungen sich bilden und halten können.[2] Die Hypothese über neue Sterne wird in keinem Punkte durch die spektralanalytische Beobachtung an den beiden neuen Sternen von 1866 und 1876 widerlegt.

„Das sehr helle kontinuierliche Spektrum und die an Intensität dasselbe anfänglich nur wenig übertreffenden hellen Linien würden sich nicht gut erklären lassen allein dadurch, daß gewaltsame Gasausbrüche aus dem Innern die Oberfläche ganz oder teilweise wieder leuchtend machen, wohl aber mit der Annahme, daß die Lichtausstrahlung durch einen Verbrennungsprozeß um beträchtliches erhöht wird. Ist derselbe von kurzer Dauer, so wird das kontinuierliche Spektrum, wie es bei dem neuen Sterne von 1876 der Fall war, sehr rasch bis zu einer gewissen Grenze an Intensität abnehmen, während die von den glühenden Gasen, welche in enormen Quantitäten dem Innern entströmt sind,[3] herrührenden hellen Linien im Spektrum sich längere Zeit erhalten werden.

„Daß das Erblassen des Sterns mit einer Abkühlung der

[1] Zöllner, „Photometrische Untersuchungen", Leipzig 1865, S. 251.

[2] „Berichte der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften", 12. Dezember 1873. S. 553. — „Astronomische Nachrichten", Nr. 2000.

[3] Ich möchte hier eine Wahrnehmung nicht unerwähnt lassen, die von einem der zuverlässigsten Beobachter herrührt und die darauf hindeutet, daß Gasausbrüche von ganz enormen Dimensionen vorkommen können. Huggins sagt über den neuen Stern von 1866 („Monthly Notices", Vol. XXVI, p. 275, 276): „On that evening (May 16) a very faint nebulosity was seen extending some little distance round the star, and gradually fading away at its outer boundary. A comparative examination of neighbouring stars showed that this appearance of nebulosity was due to the star itself."

Digitized by Google

Oberfläche im Zusammenhang steht, geht aus den Beobachtungen des Spektrums unverkennbar hervor. Es haben die violetten und blauen Teile desselben schneller an Intensität abgenommen als die anderen Teile, und die Absorptionsstreifen, welche das Spektrum durchzogen, sind nach und nach dunkler und breiter geworden.

„Es ist sehr zu bedauern, daß die Nachricht von Schmidt's Entdeckung so spät bekannt geworden ist, und uns spektroskopische Beobachtungen aus der ersten Zeit fehlen. Nach Schmidt's photometrischen Beobachtungen[1] hat der Stern in den ersten Tagen nach der Entdeckung eine sehr plötzliche Abnahme der Helligkeit gezeigt, welche möglicherweise von interessanten Veränderungen des Spektrums begleitet gewesen ist. Es dürfte zu empfehlen sein, bei der Erscheinung neuer Sterne sobald als möglich spektroskopische Beobachtungen anzustellen. Auch mit kleineren Fernröhren können in einem solchen Fall wertvolle Beobachtungen erhalten werden, wenn man sich nur genügend schwach zerstreuender Spektroskope bedient."

Der berühmte britische Astronom Sir William Huggins ist bereits vor 20 Jahren zu ähnlichen Resultaten wie der hier zitierte Forscher gelangt. In einer kleinen Schrift, unter dem Titel: „On the Results of Spectrum Analysis applied to the Heavenly Bodies, a Discourse delivered at Nottingham, before the British Association", August 24, 1866, sagt Huggins Seite 28 unter dem Rubrum Temporary Stars: „These facts suggested to us the startling speculation that the star became suddenly enrapt in the flame of burning hydrogen?"

Man hat versucht, das Auftreten neuer Sterne aus dem allmählichen Sichtbarwerden (durch Rotation) ihrer früher bereits leuchtenden oder beleuchteten Seite zu erklären. Eine allmähliche Zunahme der Lichtstärke eines neuen Sternes der fraglichen Art ist aber noch nie beobachtet worden.

Die angeführten Beobachtungen Vogel's und Huggins' schließen eine derartige Annahme vollends aus. Das Aufleuchten neuer Sterne ist eine nicht sehr häufig vorkommende Erscheinung und geht aller Wahrscheinlichkeit nach so rasch vor sich, daß es uns nicht wundern darf, wenn noch keine direkten Beobachtungen darüber vorliegen. Es geht uns hierin wie mit manchen Vorgängen im menschlichen Organismus, wir haben sie bisher nicht direkt beobachtet, müssen aber doch mit ihnen rechnen.

Die Eruptionen glühender Gase, welche man seit langer Zeit an der Sonne beobachtet, Eruptionen von so großem Umfang, selbst im Verhältnis zu dem Riesenkörper der Sonne, daß sie unser Begriffsvermögen weit übersteigen, gehören offenbar in dieselbe Kategorie von Thatsachen. Auch das plötzliche Erscheinen des allmählich erblassenden, großen roten Fleckes auf dem Jupiter dürfte hierher zu rechnen sein, und wenn wir die gewaltigen Ringgebirge des Mondes betrachten, so erhalten wir den augenscheinlichen Eindruck von aufgestauten Rändern eingesunkener Erhebungskrater, deren Ursache wohl kaum anders als glühende Gase bilden konnten.

Die gegenwärtigen vulkanischen Erscheinungen der Erde sind wohl kaum auf gleiche Stufe mit dem soeben Besprochenen zu stellen. Sie stellen sich diesen gegenüber nur als letzte schwache Reste oder nebensächliche Begleiter der Reaktion des glühenden Erdinneren dar. Wohl aber lassen sich in den großen Kettengebirgen der Erde die in zentrifugaler Richtung aufgestauten Faltenbündel eingesunkener Erhebungskrater von riesigen Dimensionen erkennen.[1]

Auch an sonstigen Spuren von Katastrophen allgemeiner Natur fehlt es nicht in den Archiven der Erdrinde, nur sind gerade diese Spuren seitens der Fachgelehrten während der letzten Jahrzehnte stark vernachlässigt oder mißdeutet worden.

Der berühmte britische Forscher A. R. Wallace hat in seinem vor etwa 10 Jahren in erster Auflage erschienenen Werke über die geographische Verbreitung der Tiere wohl zum erstenmal den Satz von der Permanenz der Kontinente ausgesprochen. Man findet diesen Satz jetzt so häufig in einem Sinne zitiert, welcher den Intentionen seines großen Erfinders nicht entspricht, daß einige Worte über den Gegenstand am Platze sein dürften.

Wallace meint: Die Vergleiche der Verbreitungsgebiete lebender Tierarten mit denen ausgestorbener deuten an, daß die Wellen neuen Lebens immer von gewissen Zentren heutiger Kontinente ausgiengen, welche seit den ältesten geologischen Perioden nicht vom Meere bedeckt wurden, und daß Kontinentalkomplexe wie Amerika, Europa, Asien, Afrika, sowie Australien mindestens seit dem mesozoischen Zeitalter durch Meere voneinander getrennt waren. Wallace ist aber gleichzeitig der Begründer der Annahme breiter Landverbindungen zwischen Europa und Afrika, Europa und Nordamerika, sowie Ostafrika, Madagaskar und Ostindien, während der verschiedensten geologischen Perioden, von den ältesten bis zu den posttertiären. Er ist andererseits fest überzeugt von großen Süßwasser- und Meeresbedeckungen in Nordwestafrika, Nordeuropa und Sibirien während einer, geologisch gedacht, sehr jungen Periode. Wallace nimmt also kolossale Schwankungen in der Ausdehnung der Kontinente und Ozeane an, welche man wohl ebenso gut als das Gegenteil von permanent bezeichnen könnte.

Dieser geistreiche Forscher erkannte schon früh die Wahrscheinlichkeit von abwechselnden Perioden der Meeres- und Kontinental-Ausdehnung. Er hält sowohl die Eiszeit, als auch die verschiedenen Landverbindungen der Kontinente für gleichzeitig über beide Hemisphären verbreitet, erkannte also ihre sehr allgemeine Ausdehnung und konstatierte das Vorwiegen der Kontinental- und Meeres-

[1] „Astronomische Nachrichten", Nr. 2115.

[1] Siehe die „Theorie der sphärischen Kraterbecken" in dem „Grenzboten" 1882, S. 346.

Digitized by Google

schwankungen auf der nördlichen Halbkugel. Nur in Betreff der Annahme des Zusammenfallens der Eiszeiten mit den größten Kontinental-Ausbreitungen dürfte er sich im Irrtum befinden, denn alle Beobachtungen über die Ausdehnung und Verbreitung, sowie über das Schwinden der Gletscher, lassen trockenes Kontinentalklima als größten Feind, feuchtes Seeklima mit meist bedecktem Himmel und massenhaften Niederschlägen in allen Zonen als größten Förderer der Gletscherbildung erkennen.

Herr Wallace, obgleich er ein begeisterter Anhänger von Lyell's Prinzip ist, findet sich durch eingehende Studien zu der Annahme gedrängt, daß zu Anfang der postpliozänen Periode ein ganz exzeptionelles Ereignis von allgemeiner Verbreitung und verhältnismäßig raschem Verlauf stattgefunden haben müsse, welches sowohl die große Verbreitung arktischer und tropischer Faunen über ihrer Heimat fern liegende, fremde, ja entgegengesetzte Klima-Zonen, sowie das allgemeine Aussterben, besonders der großen Säugetier-Arten, verursachte. Er meint, sowohl dieses Ereignis, als die ganze darauffolgende Periode, nähmen eine Ausnahme-Stellung in der Entwickelung unseres Planeten ein. Darin liegt doch das Geständnis der Annahme einer Wirkung der Naturgesetze während einer vergangenen geologischen Periode, welche von der in der Gegenwart verschieden war; darin ist doch gewissermaßen die Erkenntnis ausgesprochen von der Unzulänglichkeit der Thatsachen, welche wir jetzt an der Erdoberfläche beobachten, zur Erklärung gewisser geologischer Probleme.

Auffallenderweise sagt Wallace in seinem zweibändigen Werke so gut wie nichts über die höchst interessante Verbreitung und die Lagerungsverhältnisse der Mammut-Kadaver. Dieser Umstand erklärt sich vielleicht aus der Schwierigkeit, derartige Thatsachen aus den Gewohnheiten ähnlicher jetzt lebender Tiere zu erklären. Das massenhafte Vorkommen dieser Leichen und Knochenreste an vielen Stellen der Nordküsten Rußlands und Sibiriens, die gute Erhaltung derselben, zum Teil mit allen Weichteilen, ihre Lagerung tief in gefrorenem Lehmboden sprechen doch wohl eher für ein plötzlich eingetretenes Ereignis von großer Verbreitung, als für einen Transport durch Flüsse oder partielle Ueberschwemmungen. Denn wenn diese Tierleichen weit und langsam transportiert, am Meeresboden abgesetzt wären, dieser daraus allmählich gehoben und gefroren wäre, so wäre die Erhaltung der Weichteile unerklärlich; überdies beobachten wir an ihren heute noch lebenden Verwandten nicht die Gewohnheit so massenhaft in Flüsse zu stürzen und darin umzukommen. Diese zahlreichen großen Pflanzenfresser konnten unter klimatischen Verhältnissen, wie sie gegenwärtig im nördlichsten Sibirien existieren, unmöglich genügende Nahrung finden, noch weniger konnten sie das zur Eiszeit. Diese klugen Tiere sind entweder durch eine große Flut von weither an ihre jetzige Lagerungsstelle transportiert worden oder es existierten dort zu ihren Lebzeiten ganz andere klimatische Bedingungen als heute oder während der Eiszeiten, und auch dann mußte das Ereignis, welches den massenhaften Tod dieser Tiere verursachte, sowie die Aenderung des Klima's so plötzlich eintreten, daß sich die Tiere nicht zu retten vermochten.

Die Lagerungsverhältnisse der Reste ausgestorbener sogenannter vorsintflutlicher Säugetier-Arten in zahlreichen Höhlen, von zum Teil enormer Ausdehnung, bilden ebenfalls ein Problem, welches sich aus Vorgängen der Gegenwart nicht genügend erklären läßt. Das massenhafte Vorkommen dieser Reste in Höhlen, die vor der Zeit ihrer Entdeckung meist gar keinen oder einen äußerst ungenügenden Eingang hatten, die Lagerung von Resten der größten je lebenden pflanzenfressenden Säugetiere in großer, zum Teil stundenweiter Entfernung von dem einzig möglichen Eingang (Adelsberger Höhle), ihr Zusammenlagern mit teilweise abgerundeten Steinen geben der Vermutung Raum, daß diese Erscheinungen das Resultat großer Süßwasserüberschwemmungen sind, während deren sich die Tiere zum Teil in die Höhlen flüchteten, zum Teil hineingeschwemmt wurden, und durch deren Alluvionen die betreffenden Höhlen zum Teil angefüllt und verschlossen wurden. Diese Ueberschwemmungen sind offenbar von einer Großartigkeit der Ausdehnung und von einer Schnelligkeit des Auftretens gewesen, für die wir aus der Gegenwart kein Analogon besitzen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Resultat von Wallace's Untersuchungen, welches darauf hinauskommt, daß während der posttertiären Zeit große Kontinentalverbindungen und Landausdehnungen mit allgemeinen Bodensenkungen und Vordringen des Weltmeeres abwechselten, so liegt es doch wohl im Hinblick auf die Vorgänge auf anderen Weltkörpern ziemlich nahe, an eine allgemeine Aufblähung der Erdkruste durch glühende Dämpfe zu denken, welche mit einem Zerreißen der Kruste, Entweichen der heißen Dämpfe, Zurücksinken des hohlen Mantels auf den Erdkern und einem allgemeinen Vordringen des Weltmeeres endete.

Die riesige Menge des entwichenen Wasserdampfes bildete entsprechende Niederschläge, und diese waren es, welche die gewaltigen Alluvialmassen absetzten, vor denen wir heute staunend stehen, welche alle Flußthäler ausfüllten, wovon uns die alten Uferterrassen erzählen, welche die jetzt ausgetrockneten See- und Flußbetten erfüllten, mit denen alle Wüsten und Steppen bedeckt sind. Die durch derartige Niederschläge hervorgerufenen Süßwasser-Ueberschwemmungen waren es, welche die großen, ausgestorbenen Säugetiere umbrachten, welche diese Tiere zwangen in Höhlen zu flüchten, und ihre Leichen massenhaft zusammenschwemmten. Sie waren es auch, welche das Klima der Gletscher- und Eisbildung so günstig gestalteten, daß diese halbe Kontinente bedeckten. Erst ganz allmählich, nachdem sich die Kontinente infolge einer abermaligen Reaktion des Erdinnern wieder etwas gehoben hatten, nachdem die

Digitized by Google

Seen durch natürliche Drainage größtenteils entwässert waren und die Winde die Austrocknung der Steppen und Wüsten besorgt hatten, konnte sich der Stand der Dinge entwickeln, wie wir ihn aus der historisch beglaubigten Vergangenheit kennen.

Ja noch mehr! Die Gruppierung der großen Kettengebirge der Erde macht es wahrscheinlich, daß jenes gewaltige Naturereignis, der letzte große Ausbruch glühender Gase aus dem Erdinnern, in der Gegend des heutigen Mittelmeeres erfolgte.

Der Zeitpunkt der Eruption, sowie der unmittelbar darauffolgenden allgemeinen Flut dürfte nach dieser unserer Annahme wohl nicht viel über 10,000 Jahre zurückliegen, denn es ist klar, daß, wenn jenes Ereignis stattfand, sowohl die Erosion als die Anschwemmung von Deltas 2c., in den ersten Jahrhunderten nach der Katastrophe, ungleich rascher vor sich ging als heute. Vielleicht greifen die Berechnungen über den Zeitpunkt jener großen Flut, der sogen. Sintflut, welche sich auf alttestamentliche und andere Berichte stützen, nicht allzuweit fehl.

Die Rückbildung von Organen mancher Tierarten, z. B. der Augen von Höhlenbewohnern, sucht man durch Annahme von Einwanderungen derselben in diese Höhlen zu erklären; die Tiere sollen, vielleicht von Nahrungsmangel getrieben, Orte aufgesucht und bleibend bewohnt haben, deren übrige Bedingungen ihren Lebensgewohnheiten im höchsten Grade ungünstig waren. Das klingt sehr unwahrscheinlich. Man macht im Gegenteil immer wieder die Erfahrung, daß selbst niedrig organisierte Tiere staunenswerten Scharfsinn im Auffinden von Gegenden entwickeln, welche ihnen günstige Lebensbedingungen bieten. Sollten sich die obenangeführten Thatsachen nicht zwangloser erklären durch Annahme einer Katastrophe, welche die Tiere zu unfreiwilligen Gefangenen machte? Durch eine derartige Annahme würde sich wohl auch das Vorkommen großer lebender Säugetier-Arten auf Inseln, von Tieren, welche zu ihrer Existenz großer Landflächen bedürfen, leichter erklären als durch die Hypothese, daß diese klugen Tiere eine langsame Abtrennung der betreffenden Halbinsel nicht rechtzeitig bemerkt haben sollten.

Wenn es uns erlaubt ist, aus der Entwickelung eines organischen Wesens, vom ersten Keim bis zum Tod, Schlüsse zu ziehen auf den Stammbaum der betreffenden Art, so fühlt man sich gedrängt zu der Annahme gewisser scharf abgegrenzter Perioden. Man sieht, daß Perioden verhältnismäßigen Stillstandes mit solchen raschen Fortschritten abwechseln, ja man beobachtet ganz entschiedene Katastrophen in der Entwickelung des Einzelwesens, z. B. das Verlassen des Eies, die Geburt, die wunderbaren Umwandlungen der Insekten, die verschiedenen Perioden in der Entwickelung des menschlichen Embryo's, der Tod 2c.

Es müssen äußere Einflüsse von ganz gewaltiger Natur gewesen sein, welche die Entwickelung der Arten so stark beeinflußten, daß ihre Spuren noch heute so deutlich in der Entwickelung des Einzelwesens ausgeprägt sind.

Aber selbst abgesehen von all diesen mindestens zum Zweifel an der Richtigkeit von Lyell's Naturgesetz anregenden Betrachtungen, ist die Annahme der Entstehung der Erdkruste durch Abkühlung schlechterdings unvereinbar mit diesem sogen. Gesetz. Zu einer Zeit, als die starre Kruste der Erde noch schwach war, als noch wenig Wasserniederschläge erfolgt waren, wirkten die Naturkräfte offenbar in ganz anderer Weise als heute, denn sie wirken an der Oberfläche eines erhitzten Körpers anders, als an der eines abgekühlten.

Wenn eine Hypothese, wie die eben von uns andeutungsweise aufgestellte, gleichzeitig eine Erklärung gibt für die bisher unerklärte Entstehung der großen Kontinentalformen, der Verteilung von Hoch- und Tiefländern, der Lage, Richtung und Höhe der Kettengebirge, der Formen des Meeresbodens 2c., so dürfte sie wohl einer Beachtung seitens der Gelehrten wert sein.

Die Kameen-Industrie in Italien.

Der Verkauf moderner Kameen ist einer der wenigen Zweige des italienischen Kunstgewerbes, der noch in einigem blühenden Zustande sich befindet, weil er vorzugsweise von den besuchenden Fremden abhängt. Diese Schmuckgegenstände werden in verschiedenen Teilen des Landes verfertigt, allein die in Neapel geschnittenen Kameen erfreuen sich vielleicht des höchsten Rufes. Sie verdanken ihre Ueberlegenheit keinem technischen Geheimnis oder keiner größeren Handfertigkeit — so weit sie vorhanden ist, rührt sie nur von der höhern künstlerischen Ausbildung der Arbeiter her. Die am meisten begehrten Kameen sind Kopien der Bilder von Pompeji; auf diese Weise wird der Kameenschneider von seiner ersten Lehrlingszeit an in eine direkte Berührung mit der klassischen Kunst gebracht und kann sich während der ganzen Dauer seiner Thätigkeit dem Einfluß derselben niemals auf längere Zeit entziehen. Dies übt sogar auf seine mehr originalen Arbeiten, selbst auf seine Porträts, eine sichtliche Wirkung aus. Die Kopien selbst sind manchmal Wunder von Geschicklichkeit und feinem, genauem Detail; nur kommt antike Anmut leicht in den Fall, sich unter modernen Händen in bloße Eleganz zu verwandeln, und aus diesem Grunde sind dieselben selten ganz zufriedenstellend. Irgend etwas von der ursprünglichen Zeichnung ist ausgelassen oder irgend etwas hinzugefügt — es ist schwer, zu sagen, welches — „thut dann der Höhe der Vollendung Eintrag" und erweckt unangenehme Erinnerungen an die süßlichen Almanachbilder aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Indessen ist, wenn man alle etwaigen Schwächen in Abzug bringt, die Arbeit von sehr hoher Vollendung, in der Technik bisweilen den

Digitized by Google

antiken Kameen überlegen, und der Geschmack reiner und keuscher als derjenige, welcher sich in irgendeinem andern Zweige des italienischen Kunstgewerbes offenbart.

Bevor wir den heutigen Stand dieses Zweiges des Kunstgewerbes schildern, zuvor noch einige Worte über sein Wesen und seine Geschichte. Unter Kamee (lateinisch Camaeus, italienisch cameneo, französisch camée und camaïeu) versteht man heutzutage im allgemeinen jeden erhaben geschnittenen Stein oder jede in ähnlicher Weise geschnittene Muschel, während früher dieser Begriff nur auf die Mehrfarbigkeit des Materials beschränkt war. Diese Kunst ist schon alt, wenn auch vielleicht nicht so alt wie die des Intaglio oder Einschnitts vertiefter Figuren in die Bildfläche des Steins. Schon die Scarabäen, die die alten Aegypter als Amulette trugen, waren eine Art Kameen und in derselben Weise hergestellt. Thatsache ist, daß diese Kunst schon von den alten Griechen geübt wurde, und daß man als Material am liebsten Halbedelsteine benützte, welche aus verschieden gefärbten Schichten bestehen, wie Onyx, Sardonyx u. s. w., welche erlauben, daß man das Bild in hellerer Farbe sich von dem dunkleren Grunde abheben lasse. Von der hohen Meisterschaft antiker griechischer und römischer Kameenschneider zeugen noch die von ihnen vorhandenen Kunstwerke, welche sich sogar bis zum Porträt verstiegen, und der Umstand, daß uns die Namen von vielen derselben noch erhalten sind, und daß man ihre Werke in Menge zu fälschen, nachzuahmen und für echte antike Gemenge auszugeben versucht hat. Im frühen Mittelalter ging diese Kunst im Abendlande verloren und ward nur in Byzanz noch forterhalten; dann aber wurde sie in der Zeit der Renaissance und besonders im 15. und 16. Jahrhundert wieder aufgenommen und zu hoher Vollendung gebracht durch eine Anzahl von italienischen Meistern, deren Namen uns die Kunstgeschichte aufbewahrt hat. Die Technik dieser Kunst ward auf die in Aufnahme kommende Krystallschleiferei übertragen, wird aber neuerdings außerhalb Italien nicht mehr geübt, seit die Künstlerfamilie Pichler ausgestorben ist, welche noch im vorigen Jahrhundert zwei Generationen hindurch in Brixen in Tirol sich in der Kameenschneiderei auszeichnete.

Die Kameen, welche heutzutage in Italien verfertigt werden, sind vorwiegend geschnittene Muscheln; nur verhältnismäßig selten werden noch Steinkameen geliefert. Das Material, aus welchem eine moderne Kamee verfertigt wird, ist also ein Stück Muschel. Jedermann hat gewiß schon bemerkt, daß bei vielen Muscheln die Außenseite rauh und unscheinbar, das Innere aber vollkommen glatt und oft von einer prächtigen Farbe ist. Zerbricht man die Muschel, so sieht man deutlich die Art und Weise, in welcher die beiden Schichten aufeinander liegen und ineinander übergehen. Wir werden die bei diesem Industriezweige benützten Arten später schildern, wollen aber hier vorausschicken, daß man sie wegen der Dicke und Härte ihrer Schichten, wegen des Kontrastes ihrer Farben gegeneinander und wegen der Anwesenheit von Erhöhungen auf der Außenseite wählt, welche es möglich machen in Relief zu arbeiten.

Wenn man eine Kamee anfängt, so wird ein Stück von der Muschel, größer als das herzustellende Ornament, abgeschnitten und an einem hölzernen Halter befestigt mittelst einer Substanz, welche wie grobes Siegellack aussieht und bei der Berührung steinhart erscheint, aber einem hohen Hitzgrade sogleich nachgibt. Die innere Fläche der Muschel ist natürlich die unterste, und auf der grauen Außenfläche skizziert der Kameenschneider einen rohen Umriß der Zeichnung und gibt die Arbeit in die Hände eines Lehrlings, welcher die Erhöhung mittelst einer Feile auf die erforderliche Höhe reduziert und mit demselben Werkzeug den grauen Stoff, welcher außerhalb der Konturen liegt, entfernt und die ganze unregelmäßige Fläche ebnet. In diesem Zustande sieht eine Kamee aus wie ein unregelmäßiges Stück Kalk, welches sich aus einer kleinen Platte farbigen Glases erhebt. Jetzt wird das Stück Muschelschale wieder dem Meister zurückgegeben, welcher diesmal wiederum die Zeichnung mit Bleistift aufträgt, aber sorgfältiger, weil die Stellen, an welchen der dunkle Hintergrund durch die weiße Masse gesehen werden soll, angegeben werden müssen; von ihm geht nun das Muschelstück in die Hände eines anderen Lehrlings oder Arbeiters über, welcher bereits mit dem Gebrauch des bulino oder Grabstichels und des „Rädchens" vertraut ist. Der Grabstichel ist in mindestens 20 Gestalten in den Händen von jedem Arbeiter; die gröberen derselben gleichen beinahe einem Bildhauermeisel, die feineren dagegen sind beinahe so zart wie die Grabstichel des Kupferstechers. Das „Rädchen" besteht aus Stahlstiften von verschiedener Größe und Art der Zuspitzung, wird mit Schleifpulver (Diamantstaub mit Oel) bestrichen und durch ein Schwungrad in rasche Bewegung versetzt, der Stein oder die Muschelschale aber dagegen gehalten, so daß die gewünschten Vertiefungen sich allmählich einschleifen. Es ist dasselbe Werkzeug, dessen sich auch der Steingraveur bedient, kommt aber bei der Verfertigung der Muschelkameen seltener mehr in Anwendung. So ist die Arbeit, vom Anfang bis zum Ende, beständig der Aufsicht des Meisters unterworfen und geht stufenweise in geschicktere Hände über, bis ihr der Meister selbst schließlich die nötige Vollendung gibt.

Es ist in den jüngsten Jahren Mode geworden, Porträt-Kameen zu verfertigen, und es sind namentlich die Amerikaner, welche diesen Kunstzweig patronisieren. Wenn ein solches Porträt gefertigt wird, geschieht die ganze Arbeit, das bloße Abfeilen ausgenommen, gewöhnlich von des Meisters eigener Hand. Das Porträt kann von einer Photographie abgenommen werden, allein der Kameenschneider zieht meist eine Studie nach dem Leben vor, und verlangt in der Regel drei Sitzungen von je einer Viertelstunde. In der ersten entwirft er nur den allgemeinen Umriß des Gesichts; in der zweiten legt er die Würde, Anmut und den Aus-

Digitized by Google

druck hinein; in der dritten verbessert er Einzelheiten oder fügt solche hinzu. Man muß gestehen, die Aehnlichkeit dieser Porträts ist oft überraschend und die Arbeit immer geschickt, aber das Ganze abscheulich. Alle Hülfsquellen der Kunst des Meisters sind auf irgendeine Weise außer Stande, dem Bruder Jonathan das Aussehen eines griechischen Helden zu geben, und da der Kameenschneider immer irgendeinen klassischen Heros im Sinne hat, so wird seine Arbeit gar leicht eine unbewußte Satire. Aber auch John Bull und seine Frau sind von einer derartigen Eitelkeit nicht frei; die britische Matrone hält derartige Porträts für ausgezeichnet; sie sind für sie das Kriterium aller Künste, das Nec plus ultra von Wahrheit und Schönheit, der Prüfstein für allen guten Geschmack; aber wir können leider ihre Ansicht nicht teilen.

Der große Fehler der meisten modernen Kameen ist eine übermäßige Vorliebe für Detail. Je mehr Arbeit auf ein Stück verwendet worden ist, desto wertvoller wird es. Außerdem findet der Meister ein Vergnügen in der Ausübung seiner Geschicklichkeit; er setzt einen Stolz darein, seine Arbeit durch eine Loupe zu zeigen und auf die Schönheit der einzelnen Linien und die Vollkommenheit der ganzen Ausführung hinzuweisen. Dies entspricht genau dem Geschmacke vieler von seinen besten Kunden, und so wird oft der allgemeine Zweck einer Zeichnung unter einer Menge winziger Künsteleien verborgen. Nur weil der neapolitanische Arbeiter von diesem Fehler vergleichsweise frei ist, wird seine Arbeit so hoch geschätzt, wie es geschieht; allein auch diese verfallen zuweilen in diesen Fehler, besonders in ihren Porträts, von denen die billigsten gewöhnlich die besten sind.

Die Muscheln, welche der Kameenschneider verwendet, sind von drei Arten. Die kostbarste derselben, Cassis tuberosa, die höckerige Helmschnecke, ist im Handel als conchiglia serpentina bekannt. Wenn die Schale vollkommen ist, so erscheint die äußere Schichte fleckenlos weiß, die untere Schichte auf den ersten Blick schwarz; in der That aber ist diese Farbe ein dunkles Grau, etwa wie unpolierter Stahl, mit braunen Reflexen. Derartige Exemplare sind jedoch ungemein selten und werden manchmal mit bis zu 25 Franken für das einzelne Stück bezahlt. An unvollkommenen Exemplaren ist die weiße Schicht entweder zu dünn oder durch gelbliche Flecken verdorben, während es der schwarzen Schicht an Härte und Dicke fehlt. Diese Muscheln kauft man im Handel dem Hundert nach zu 600—800 Franken; etwa ein Drittel derselben ist für den Kameenschneider wertlos, während von den übrigen nur einzelne Teile benützt werden können, und selbst diese nur für geringere Artikel.

Der vorigen zunächst kommt die conchiglia carniola, die gehörnte Sturmhaube, Cassis cornuta, welche ihren italienischen Namen dem Karneol verdankt, dem die innere Schichte an Farbe gleicht. Sie ist denselben Fehlern unterworfen, wie die serpentina, nur sind vollkommene Exemplare etwas häufiger und ihr Preis billiger. Die innere Schicht der conchiglia rosa, des Strombus gigas der Naturforscher, welches hauptsächlich in den tropischen Meeren lebt, ist rosenfarbig, und da diese Grundfarbe nicht genügend mit dem Weißen kontrastiert, so wird diese Muschel nur selten zu eigentlichen Kameen, resp. zu Darstellungen menschlicher Figuren, verwendet. Dagegen ist sie sehr gesucht für ornamentale Arbeiten, wie Engelsköpfchen, Amoretten, Cupidos, Blätter, Blumen, Früchte ꝛc. Man verfertigt daraus auch Handgriffe zu Papiermessern und Falzbeinen, sowie Ohrringe, welche durch ihre zarte Farbe das Auge empfindsamer Cameriere und Dienstmädchen bezaubern. Manchmal schneidet man daraus auch Perlen zu Halsbändern und Rosenkränzen und schwatzt sie dem vertrauensseligen Publikum als rosenrote Korallen auf. Von allen den zum Kameenschnitt gebrauchten Muschelarten ist diese die gemeinste und billigste.

Alle diese Muscheln werden eingeführt, hauptsächlich von den Antillen, und direkt von den Kameenschneidern bezogen, welche Sorge tragen, sich immer einen guten Vorrat zu halten, da sie mit dem Alter besser werden. Werden sie zu früh verarbeitet, so wird der Teil, welcher weiß sein sollte, grau, und beide Schichten sind dann zu weich, um geeignet behandelt zu werden. Manche glauben auch, daß die gelben Flecken abbleichen und im Laufe der Zeit sogar verschwinden; allein wir bezweifeln dies und behaupten, daß wenn eine Muschelschale einmal vollkommen trocken sei, keine Veränderung der Farbe mehr mit ihr vor sich gehe.

Heutzutage kommen beinahe alle Kameen, welche von den Goldschmieden verarbeitet werden, aus Italien. Sie sind im allgemeinen Modesache, aber immerhin eine sehr anerkennens- und dankenswerte Mode, denn eine künstlerisch vollendete Kamee ist immer ein schöner Zierrat. Man findet in allen größeren Städten Kameenschneider und darunter ausgezeichnete Meister, wahre Künstler, so besonders in Florenz, Rom und Mailand, vor allem aber in Neapel, wo es mehrere Hunderte von solchen Meistern gibt. Viele arbeiten auch mit Lehrlingen und Gesellen gewissermaßen fabrikmäßig und verkaufen ihre minder kunstvollen Arbeiten an die Juwelenhändler, welche das Ausland bereisen und diese Ware an die Goldschmiede absetzen. Diese kleineren Meister, welche von den Händlern abhängig sind, bringen sich nur mühsam durch. Man hat früher auch in Paris, Lyon und Genf die Kameenschneiderei einzuführen und den großen Markt damit zu versehen versucht; allein dies ist nicht gelungen, denn die Arbeit war zu teuer, da der Franzose sich nicht mit dem bescheidenen Verdienst des bedürfnislosen italienischen Arbeiters begnügt, welcher vor jedem anderen Konkurrenten auch die Erfahrung und die Handfertigkeit voraus hat. Die tüchtigen Arbeiter in Frankreich waren kaum zu bezahlen und konnten doch mit den italienischen Meistern, welche sich eines leidlichen Wohlstandes und einer gewissen Unabhängigkeit erfreuen, den Wettbewerb nicht

Digitized by Google

aushalten. So wird denn auch fernerhin die Kameen-Industrie ein fester und unerreichter Zweig des italienischen Kunstgewerbes bleiben.

Das Reisen in Tibet.

Die Erfolge des Generals Prschewalsky in Tibet lassen bekanntlich den Engländern keine Ruhe mehr, bis auch sie einen gelungenen Versuch gemacht haben, in Tibet einzudringen. Zu diesem Behufe ist die neue Mission dorthin unter Macaulay beschlossen worden, welche vor kurzem von Darjeeling aus aufgebrochen worden ist. Es ist aber, sagte die „Times of India", sehr zu bedauern, daß der Aufbruch derselben bis zu einer so vorgerückten Jahreszeit hinausgezögert worden ist, denn wenn das Programm keine Veränderung erfährt und die Expedition nicht in Tibet überwintert, wird die für Unterhandlungen, für Aufnahme wissenschaftlicher Beobachtungen und die Einziehung anderer nützlicher Erkundigungen verwendbare Zeit viel zu kurz sein. In der Grenzstadt Pari Dschong, welche in Sicht der Riesengipfel des Kung Jeunga und daher schon in einer kurzer Entfernung von der britisch-indischen Grenze liegt, hat man schon zu Anfang Oktobers mit Schnee und Eis zu kämpfen, und etwas weiter nördlich gefriert das Wasser in einem Schlafzimmer schon unter Tags. Und doch sind die Sonnenstrahlen dort stechend genug, um Einem das Gesicht zu bräunen. Ebenso ist der Glast des Schnees unerträglich, und in Kan Su, dem nördlichsten, und in anderen Teilen von Tibet müssen die Reisenden zum Schutze für ihre Sehkraft Blenden aus dem schwarzen Schwanze des Yakochsen vor ihre Augen binden — eine Tracht welche den Zügen ein höchst komisches Aussehen geben soll. Bezüglich des physischen Charakters des Himálaya ist zu bemerken, daß schon Warren Hastings zuerst auf die merkwürdige Analogie zwischen den Andes und dem Himálaya hingewiesen hat. Beide bestehen aus drei parallelen Ketten, in beiden entspringen große Flüsse in der inneren Kette und bahnen sich einen Weg durch die beiden anderen. In beiden Gebirgssystemen entspringen zahlreiche Flüsse in der mittleren Cordillera, nehmen ihren Lauf seitwärts zwischen den beiden anderen hin und bahnen sich gelegentlich einen Weg durch die äußere Kette. Tibet ist wahrscheinlich das höchste Land in der alten Welt, wie das Thal von Quito in der neuen, und in beiden findet man bezüglich der Zugänglichkeit dieselben Hindernisse. Nach Clements Markham läßt sich diese Analogie zwischen dem Lande der Incas und der Hochebene von Tibet noch viel weiter führen, denn das hauptsächlichste Erzeugnis in beiden ist Wolle, und zwar von Llamas, Alpacas und Vicuñas in Peru, und von Schafen und Shawl-(Kaschmir-)Ziegen in Tibet. Diese Tiere bedürfen eines weiten Flächenraums zur Weide, sowie zahlreicher Pässe, damit ein vorteilhafter Handelsverkehr mit den tiefer liegenden Ländern unterhalten werden kann. Beide Länder sind reich an kostbaren Metallen und erzeugen nur die härtesten Getreidearten, und die Bevölkerungen beider, obwohl räumlich so weit voneinander entfernt, haben viele Sitten, Bräuche und Glaubensansichten miteinander gemein bis zu dem Brauch herab, auf den Gipfeln der Pässe „Steinmännchen", d. h. Haufen von großen Steinen, aufzutürmen. Der Tibetaner, wenn er sein „Om mani padmi kum" (o Juwel im Lotos, Amen) murmelt, wird von denselben Gefühle bewegt, wie der Peruaner, der, an einem Steinhaufen vorübergehend, das Haupt beugt und andächtig ausruft: „Apachieta muchhani" (ich danke ihm, daß diese Last getragen worden ist). Wenn die furchtbaren Schluchten der Andes die Incas nicht abhielten, die Erzeugnisse des Hochgebirges gegen die Coca des Hügellandes zu vertauschen, so gibt es kein Hindernis, welches eine weise Politik nicht besiegen könnte, damit die Lamas von Tibet und die Herrscher von Indien einen freundschaftlichen Austausch ihrer Erzeugnisse zwischen der Hochebene des einen und den fruchtbaren tropischen Thälern und Ebenen des anderen Landes herstellen. Gleichwohl können die Schwierigkeiten, mit denen die Expedition Macaulay's zu kämpfen haben wird, nicht wohl überschätzt werden. Der Jelapla-Paß selbst liegt 13,000 Fuß über dem Meeresspiegel, Schigatze 12,000 und der Weg von Gianfu nach Lhasa führt über den Khorola-Paß, der eine Meereshöhe von 17,000 Fuß hat. Der Palti-See liegt in einer Höhe von 13,700, Lhasa selbst in einer Höhe von 11,700 Fuß. Das Reisen in jenen öden Regionen ist in der That mit furchtbaren Strapazen verbunden, und die Anstrengung selbst dann, wann der Anstieg der Pässe nur ein sehr allmählicher ist, wegen der ungeheuren Höhe und der daraus erfolgenden Verdünnung der Atmosphäre für Menschen und Tiere eine gewaltige. Dem Menschen geht seine Kraft aus, ein Gefühl der Ermattung überfällt ihn, die Athmung wird mühsam und schwierig und es stellen sich Kopfschmerz und Schwindel ein. Von den Kameelen und anderen Lasttieren wanken viele nur mühsam weiter und stürzen tot zusammen, während andere kaum mehr imstande sind, die Höhen zu überschreiten. General Prschewalsky gibt ja eine sehr anschauliche Schilderung von der Reise, welche er selbst und Lieutenant Pylteff im nördlichen Tibet gemacht haben. Zeitweilig ist die Kälte so furchtbar und der Wind so schneidend, daß der Reisende nicht mehr zu Pferde bleiben kann, obwohl er, wenn er abgestiegen ist, die Anstrengung des Gehens unsäglich ermüdend findet. Sogar beim schönsten Wetter ist ein Marsch von 12 e. Mln. für die Menschenkraft erschöpfender als die doppelte Strecke in einem gewöhnlichen Lande. Häufig erhebt sich gegen Mittag der Wind zu der Heftigkeit eines Orkans, erfüllt die Luft mit Sand und Staub und macht für den Augenblick weiteres Fortkommen unmöglich, obwohl die Reise sich nur über fünf oder sechs e. Meilen erstrecken mag.

Digitized by Google

Wo die physische Anstrengung selbst dem gesündesten und kräftigsten Menschen eine solch schwere Steuer an seiner Kraft auferlegt, da sollte man erwarten, daß alsdann dem Auge und Körper des müden Reisenden Ruhe und ein gesunder Schlaf beschieden sein würden. Allein dies ist nicht der Fall, weil er eine Ermüdung von ganz außerordentlicher Art fühlt und die Erschöpfung des ganzen Systems einen gesunden Schlaf unmöglich macht. Die unnatürlich trockene Luft verursacht eine erstickende Empfindung wie ein schweres Alpdrücken, während Mund und Lippen ganz ausgedörrt sind. Unter derartigen Nachteilen ist sehr gut zu begreifen, mit welchen Schwierigkeiten das Tragen des Gepäcks, die Arbeiten beim Lagerschlagen und Kochen und bei Aufnahme wissenschaftlicher Beobachtungen verbunden sind. Die außerordentliche Seltenheit des Holzes, das nur selten als Brennmaterial gebraucht wird, läßt dem Reisenden keine andere Wahl, als den Gebrauch des allgemeinen Brennstoffes Argol, d. h. des trockenen Mistes von Kameelen, Yaks, Schafen und anderen Tieren, welche der Reisende selbst auf seinem Weg sammeln muß. Obwohl dieses Brennmaterial seinen Zweck wenigstens einigermaßen erfüllt, so gelingt das Kochen doch nicht ganz wegen des niedrigen Siedepunkts des Wassers in jenen Höhen (nur 85° C.). Die Kost des gewöhnlichen Reisenden besteht in Gerstenmehl, das mit Ziegelthee und Salz gemengt wird, und gefrorenem Schaffleisch, das bei strenger Kälte so hart wie Eis gefroren ist und erst mit einer Axt zerschlagen werden muß, bevor man es in den Kochtopf legen kann. Die Russen betraten Tibet von der chinesischen Provinz Kan-Su aus, passierten den See Koko-Nor und überstiegen das Gebirge Burkhan-Boda. Sie begegneten zwar nicht den schädlichen Dünsten, von denen Huc spricht, allein den Mühsalen und Strapazen der tibetanischen Wüste erlagen mehrere ihrer Kameele und andere wurden davon sehr erschöpft; ihre Reisemittel waren ebenfalls auf die Neige gegangen, und so gelang es Prschewalsky nur, den Blauen Fluß oder Yangtse-Kiang zu erreichen, welcher ungefähr noch 500 e. Mln. von Lhasa entfernt ist. Trotz der entmutigenden Verhältnisse, unter welchen seine Wanderungen unternommen worden waren, bereiste er doch im Lauf von drei Jahren die Mongolei, Kan-Su und das nördliche Tibet und ermittelte die magnetische Deklination an neun und den horizontalen Einfluß des Erdmagnetismus an sieben Orten. Ebenso studierte er die Meteorologie, physikalische Geographie, Botanik und Naturgeschichte dieser Regionen. Zum Schlusse wollen wir noch bemerken, daß das Shaga- oder Dschonga-Gebirge, dessen meiste Höhen in ewigen Schnee gekleidet sind, die politische Grenze zwischen dem Tsaidam oder Mongolen-Lande und Tibet bilden. Die Grenze ist nicht mit Genauigkeit festgestellt, obwohl die Tibetaner das Gebiet bis zum Burkham Buddha für sich beanspruchen. Wenn nun dies aber auch bestrittenes Land ist, so wird dies doch wahrscheinlich nicht zu ernsthaften Streitigkeiten führen, weil das ganze Land auf eine Strecke von 530 e. Mln. längs der Straße nach Tibet, nämlich von dem Burkham Buddha bis zu den südlichen Abhängen des Tang La bei Lhasa, eine menschenleere unbewohnte Wildnis ist, in welcher nur einige wenige Banden halbzivilisierter Tanguten umherziehen, deren Lager am Blauen Fluß ist. Der mongolische Name für diesen öden Landstrich ist „das Land der wilden Tiere". Diese ungeheure Region ist die Heimat unabhängiger Mongolenstämme, der sogenannten Hor und Sok. Soweit es uns bekannt ist, beschränkt sich der tibetanische Einfluß hier auf die Straße nach Rudok und den Goldfeldern von Thok-Dschalung und auf einige Klöster im Gebirge und an den Gestaden des Tengri-Nor.

Ein russischer Reisender in Indien.

II.[1]

Auf den Wunsch verschiedener unserer Leser verfolgen wir Dr. Páschino's Reisen in Indien in Kürze noch um einige Etappen weiter. Auf der Rückreise nach Giltschit erreichte unser Reisender endlich Lahore. Unterwegs unterhielt er sich mit einem „gebildeten Eingeborenen, welcher von ihm wissen wollte, ob die Russen sich bald Kaschmir nähern würden und auf welchem Wege, und ebenso, auf welchem Wege der Maharadscha von Kaschmir eine Gesandtschaft nach Taschkent schicken könnte." Páschino erwiderte ihm, der russische Kaiser sei ein so großer Monarch, daß es sich für den Maharadscha, welcher kein unabhängiger Herrscher sei, nicht schicken würde, Gesandte an ihn abzuschicken, und setzte hinzu, man würde besser abwarten, bis die Russen Nachbarn von Kaschmir werden würden.

„Sagt nicht, es würde besser sein, Sahib", war die Antwort; „schon jetzt ist es schlimm für uns, wenn wir bereits die Macht Rußlands auf unseren Schultern fühlen. Was soll es erst werden, wenn wir den Russen Auge in Auge gegenüberzustehen kommen? Wir sind gänzlich in den Händen der Engländer, und zwar schon seit drei Jahren — mit Einem Wort, seit der englische Minister an den Hof des Maharadscha geschickt worden ist. Ihr lobt unsere Armee nicht, allein wir haben niemals etwas besseres gesehen als die englischen Truppen, und wenn es dazu kommt, daß ihr euch mit ihnen schlagen müßt, so werden wir nicht sogleich nachgeben."

Dr. Páschino versicherte ihn, Rußland besitze bereits ein ungeheures Gebiet und das russische Volk hege keinen Wunsch nach weiterem Ländererwerb, sondern liebe Ruhe und Frieden und würde froh sein, solch zivilisierte und friedliche Nachbarn zu haben, wie die Bewohner von Kaschmir. —

[1] Siehe „Ausland" 1887, Nr. 1, S. 4.

Digitized by Google

Bei der Ankunft in Lahore nahm unser Reisender wieder seine europäische Kleidung an, sowie seinen wirklichen Namen und Stand, und machte den englischen Behörden seine Aufwartung. Er wurde auf das artigste empfangen, fühlte aber doch, trotz der Höflichkeit der Beamten, daß man ihn für einen russischen Späher ansehe, obwohl er versicherte, er stehe in keinerlei Verbindung und Zusammenhang mit der Regierung. Páschino sagt, als er bei dem Gouverneur speiste, habe er keinen Appetit gehabt, und er gesteht, daß, als er bei Besichtigung des Forts in ein verdunkeltes Gemach geführt wurde, er unruhig geworden sei. „Es kam mir nämlich damals der Argwohn", sagt er, „die Engländer möchten ein Verlangen tragen, mich in ein Gefängnis einzusperren und zu zwingen, innerhalb der Mauern von Lahore mein Leben zu beschließen."

Als er sich gegen seine britischen Begleiter in dieser Richtung äußerte, waren sie natürlich erstaunt und meinten, sie könnten einen solchen Streich unter irgendeinem zivilisierten Volke nicht für möglich halten, „außer z. B. unter den Russen."

Dr. Páschino mußte sich, wie er sagt, unwillkürlich an das Schicksal eines Dieners des Dr. Leitner erinnern, welcher aus Lahore entlief, durch Kabul nach Bukhara flüchtete und von dem Emir den russischen Behörden ausgeliefert wurde, welche den Ausreißer stracks ins Gefängnis sperrten. Bei dem Verhör desselben, welchem Páschino anwohnte, ergab sich, daß derselbe aus Finnland gebürtig und mit einem englischen Reisenden aus Rußland nach England gegangen war, von wo er nach Lahore gieng, hier drei Jahre verbrachte und dann, „aus Heimweh nach Rußland", durch Kabul dorthin zurückzukehren beabsichtigt hatte.

Während seines Aufenthaltes in Lahore gelangte Dr. Páschino zu einem richtigen Verständis dessen, worüber er auf seiner Reise in Turkestan sich oft den Kopf zerbrochen hatte. Er war nämlich lange nicht imstande gewesen, zu ermitteln, warum die Engländer, „trotz ihrer endlosen Missionspredigten", eine solch vollständige Duldung in allem an den Tag legten, was die religiösen Bekenntnisse ihrer Unterthanen betraf.

„Als Russe, und noch mehr als Resident in Taschkent", sagt er, „erklärte ich es mir durch die Unzulänglichkeit des britischen Heeres in Indien und durch die materielle Schwäche der englischen Nation. Allein nun sehe man, welche Wunder von diesen Engländern verrichtet werden, welche nach unseren Begriffen wenige Truppen in Indien unterhalten. Sie eröffnen überall niedere und höhere Schulen, Asyle und Spitäler und tragen sich sogar mit dem Gedanken der Errichtung einer Universität in Lahore. Sie verleihen jedem Eingeborenen von Indien das Recht, die Befugnis und die Gelegenheit, in den öffentlichen Dienst zu treten, wenn er eine Prüfung erstanden hat. Sie räumen den Eingeborenen von Indien die Ermächtigung ein, Aerzte, Richter, Advokaten und sogar Abgeordnete zu werden, welche durch den Volkswillen gewählt werden. Uns Russen erscheint es ganz unglaublich, daß unter den sämtlichen Finanzbeamten des Pandschab sich nicht mehr als fünf Engländer befinden, und daß alle anderen Eingeborene sind."

Páschino meint, im Laufe der Zeit werde man vielleicht etwas ähnliches im russischen Turkestan erleben, und es dürfte eines Tages nicht mehr nötig sein, den Eingeborenen eine solche Machtentfaltung vorzuführen, wie gegenwärtig geschieht; allein bis diese glückliche Zeit eintrete, müßten die russischen Truppen immer zahlreich vorhanden und überall sichtbar sein. Im Britischen Indien aber, setzt er hinzu, sei alles ganz anders. Da gebe es keinen militärischen General-Gouverneur, und sogar der Vizekönig, welcher in Kalkutta residiert, sei nicht dort, um Krieg anzufangen, sondern um über die Wohlfahrt und das Gedeihen des Volkes zu wachen. Die Engländer seien in allem, was sich auf die Eingeborenen beziehe, so rücksichtsvoll und umsichtig, daß jeder ihrer Zivilbeamten eine Prüfung in den einheimischen Sprachen und Religionen erstehen müsse, so daß für die Eingeborenen gar keine Nötigung zur Erlernung der englischen Sprache vorhanden sei. Nur in einigen Stücken übertreffen die Russen in Turkestan nach Páschino's Ansichten die Engländer in Indien, besonders hinsichtlich der Anstrengungen, welche sie machen, um die wilderen Stämme zu zivilisieren und ihnen ihre wilden, barbarischen Bräuche abzugewöhnen. „Wir beeilen uns und drängen hastig vorwärts", sagt er; „die Engländer zögern lange und warten. Wir fahren aber darin schließlich besser als die Engländer. Sie ziehen Millionen aus ihren asiatischen Besitzungen, allein unsere ähnlichen Herrschaften erheischen von uns nur pekuniäre Opfer."

Unter den Bekanntschaften, welche Dr. Páschino in Lahore machte, war auch ein Muselman, welcher in Geschäftsverbindungen mit ganz Europa stand, wohin derselbe Kashmirshawls ausführte. Dieser fragte eines Tages den Doktor: „Ist es wahr, daß die Russen bald hierherkommen und ganz Indien erobern werden?

Páschino fragte ihn, „halb in Ernst, halb in Scherz", wie er selbst über diesen Gegenstand denke?

„Jenun", meinte der Muselman, „meines Sohnes Bart wird Zeit haben, grau zu werden, ehe die Russen hierherkommen."

Páschino fügt hinzu: Ich versicherte ihn, daß sogar seines Enkels Bart Zeit haben werde, grau zu werden, ehe die Russen in dieses Land kommen, und richtete meinerseits die Frage an ihn, warum er sich so sehr für die Ankunft der Russen interessiere? ob er zufälligerweise mit der englischen Regierung unzufrieden sei? Er gab mir zur Antwort, er sei zwar mit der britischen Regierung nicht sonderlich zufrieden, aber nicht wegen seiner geringen Befriedigung wünsche er die Russen im Lande zu sehen, sondern weil er Abwechslung liebe.

Digitized by Google

Nachdem Dr. Páschino sich einige Zeit in Lahore verweilt — wo er, vielleicht ohne es zu wissen, den englischen Behörden viele Mühe und Verlegenheit bereitet hatte, die nicht ermitteln konnten, wer er war und warum er dorthin gekommen sei — brach er nach Madras auf. Unterwegs hatte er mehrere interessante Gespräche, unter anderen mit dem Sohne und Erben des Herrschers über einen früheren einheimischen Staat, welcher Persisch sprach. „Als er erfuhr, daß ich ein Russe sei, bat mich einer seiner Wessiere, ihm eine Visitenkarte zu geben, damit er für den Fall eines Einmarsches der Russen vor Verfolgung von Seiten der militärischen Behörden gesichert sein würde. Ich erklärte ihm, eine derartige Vorsichtsmaßregel sei ganz überflüssig, denn die Russen hegen nicht die mindeste Absicht, in Indien einzufallen, und es würde noch manches Jahrhundert vergehen, während dessen die Eingeborenen unter der wohlwollenden und wohlthätigen Regierung Englands leben und Frieden und Ruhe genießen könnten." Der Wessier war aber mit dem Reisenden nicht einverstanden. „Was für eine Art von Gedeihen haben wir unter den Engländern?" fragte er; „sie entreißen uns unseren letzten Heller und schicken alles über das Meer heim nach London. Sie haben noch nie eine solche Armut gesehen, wie Sie sie hier dem Indus entlang sehen werden. Das ganze Sindh schreit darob zum Himmel. Sie sagen, die Russen werden nicht hierherkommen? Das ist Schade, denn bei uns herrscht in den Moscheen und im Schlaf nur der eine Wunsch, die Russen sobald wie möglich hier zu sehen. Man sagt, sie haben bereits Herat und Meimana eingenommen und wir haben jüngst Nachricht bekommen, daß eine ihrer Heeresabteilungen mit der Erlaubnis von Schîr Ali Khan in Siripul eingetroffen sei." Der Doktor erwiderte, er sei ein schlechter Prophet und wolle deshalb nichts voraussagen, allein er sei überzeugt, daß, wenn die Russen jemals kommen, dies in einer solch fernen Zeit stattfinden werde, daß seine Visitenkarte bis dahin abgegriffen und somit nutzlos sein dürfte.

Etwas später traf Páschino einen Eurasier, welcher über die britischen Behörden weidlich schimpfte. Derselbe war, wie er sagte, von diesen erzogen worden und hatte sie früher sehr geliebt, verachtete sie aber jetzt und wünschte ihnen alles mögliche Böse. „Die Zeit der Unruhen für uns zum Christentum Bekehrte reift langsam heran, und es werden keine zwanzig Jahre mehr vergehen, ehe eine Empörung ausbricht. Oh, dann werde ich von Nutzen sein!"

Später trat Dr. Páschino eines Tages in eine Moschee und hatte eine Unterredung mit dem Mollah, welcher sich bitter über die von der britischen Regierung auferlegten Steuern beklagte. „Die Steuern sind furchtbar", sagte er; „sehen Sie nur, wie viel wir allein für Salz zu bezahlen haben. Die ungläubigen englischen Giaurs saugen uns das Mark aus den Knochen — die Pest über sie! — und wir armen, elenden Menschen leiden und gehen schockweise zu Grunde. Es ist kein Arzt in der Nähe und nicht einmal eine Stadt, wo wir unsere Lebensbedürfnisse holen könnten" u. s. w.

Einer noch heftigeren Sprache bediente sich ein indischer Derwisch, welchen Páschino an Bord eines Indus-Dampfers traf. Der Vater des Derwisches war während der Sipahi-Meuterei in Lahore vor eine Kanone gebunden erschossen worden. „Sollte sich heute wieder ein Nena Sahib zeigen", sagte der milde Hindu — „und man sagt, Gott habe ihm wegen des letzten Aufstandes Unsterblichkeit verliehen, — so wäre ich der erste, welcher hingienge und die Telegraphendrähte abschnitte und die Eisenbahnschienen aufrisse, um meinen hingerichteten Vater zu rächen. Glauben Sie mir, ich stehe hierin nicht allein, sondern es gibt noch Hunderte — ja Tausende, Zehntausende und Hunderttausende solcher mißvergnügten Männer wie ich inmitten unserer Bevölkerung — Leute, welche bereit sind nicht allein mit ihren Händen, sondern sogar mit ihren Zähnen alles zu zerreißen, was hier den Engländern gehört. Warten Sie nur; wenn auch nicht heute oder morgen, etwas wird doch einmal geschehen, vielleicht so lange Sie noch hier sind, um es mit zu erleben. Ueberall, überall, wohin man gehen mag, nur unzufriedene, mißvergnügte Leute, und erbittert gegen wen? gegen die Engländer."

In Kerratschi (Kurrachee) fand Dr. Páschino einen Gasthofsbesitzer, welcher Russisch sprach, da er lange in Konstantinopel gelebt hatte und dort viele russische Freunde besaß. Mit diesem hatte Páschino auch manches interessante Gespräch. Etwas später machte er eine andere Russisch-sprechende Bekanntschaft, einen zur Eisenbahn Reisenden, der sich als Auswanderer aus Rußland herausstellte und unter General Tschernajew in Taschkent gedient hatte. Páschino scheint die Zuthunlichkeit und Leutseligkeit seiner neuen Freunde nicht gehörig gewürdigt zu haben, denn einer derselben, ein Perser, stahl ihm all sein Geld. Als der Doktor in Madras ankam, wandte er sich an die britischen Behörden um Unterstützung. Lord Hobart erholte sich natürlich Rats bei der russischen Gesandtschaft in London. Die Gesandtschaft zog, in erklärlicher und nicht unnatürlicher Weise, alle Bekanntschaft mit Dr. Páschino in Abrede, welcher sich nun infolge dieser Verleugnung in einer höchst unangenehmen Lage befand. Die Gesandtschaft wußte nicht — ihre jungen Sekretäre sind ohnedem nicht in alles eingeweiht — daß die „hochgestellte Person", welche den Dr. Páschino nach Indien geschickt hatte, der Kaiser Alexander III. selbst war. Allein dies war der Fall, und nachdem man daher in St. Petersburg selbst Erkundigungen eingezogen hatte, durfte Páschino, der russischen Gesandschaft in London zum Trotz, ruhig seiner Wege gehen.

Digitized by Google

Niassische Traditionen und Gleichnisse.

Von H. Sundermann, Missionar zu Dahana.

Daß sich bei den Niassern auch manche Anklänge finden an die Erzählungen der Bibel, habe ich bereits in meinem Aufsatze über Nias in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1884, erwähnt. Ich erinnere nur wieder an die Weihe der eben geschaffenen Erde durch den Si veto gae. Auch hier waren es zweierlei Speisen, von denen Leben oder Tod abhängig waren, wie dort im Paradiese der Baum der Lebens und der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Auch hier griff der Mensch nach der totbringenden Speise, dem Pisang, und ließ die Krebse außer Acht, die doch das Vermögen besessen hätten, ihm zu ewiger Verjüngung (mittels Häutung nach Art der Krebse und Schlangen) zu verhelfen.

Auch Adam hatte ja die Aufgabe, in gewissem Sinne die Erde zu heiligen und zu weihen, den Garten zu „bauen und zu bewahren", ähnlich wie dies dem Si veto gae befohlen war, so daß sich auch hierin die Erzählungen gleichen.

Auch eine Sintflutsage existiert in der niassischen Ueberlieferung, wenn auch sehr verschieden von dem biblischen Berichte, wie am angeführten Orte auch bereits gesagt worden ist. Vielleicht am meisten Anklang an eine biblische Geschichte finden wir in der Erzählung der Thaten und Schicksale des unverwundbaren Laowômaroe, in dem wir fast den biblischen Simson wiederfinden.

Außer manchen an die biblische Ueberlieferung anklingenden Erzählungen haben die Niasser einen ganzen Schatz von sogen. amaedola, d. h. eigentlich „Gleichnissen", die immer wieder bei passenden Gelegenheiten erzählt und auf gegenwärtige Verhältnisse angewendet werden. Zum Teil gerade hierdurch ziehen sich niassische Verhandlungen in enorme Länge. Man kann sehr schwer zur Sache selbst kommen, sondern muß für alles Amaedola beibringen. Zum großen Teile stammen diese letzteren aus der Geschichte der Ahnen der Niasser, teils sind es aber auch geradezu Dichtungen nach Art unserer Märchen oder Fabeln.

Ich teile im nachfolgenden zuvörderst die Geschichte des Laowômaroe und dann auch einige wirkliche „Amaedola" mit.

I. Laowômaroe (der niassische Simson).

Das Volk der Maroe, dem Laowômaroe der Sage nach mütterlicherseits entstammte, ist auf Nias eingewandert; woher es gekommen, ist nicht klargestellt. Besonders zahlreich muß es nie gewesen sein. Zuerst wohnte es an dem sogen. Balo Wodo, eine Stunde südöstlich von Goenoeng Sitoli am Meere. Hier soll auch das Dorf des Laowômaroe gewesen sein. Von dort vertrieben, zog der Stamm nordwärts, wo er erst noch an einigen Küstenplätzen wohnte, um dann auf die kleine Insel Siriwao überzusiedeln, die ziemlich entfernt von Nias, nach Singkel zu, liegt. Von dort sind sie dann schließlich nach den sogen. Nakko-Inseln (niassisch Hinako), an der Westküste von Nias, gezogen. Hier wohnen sie noch heutigen Tages und haben ihre Eigentümlichkeit mehr oder weniger gewahrt, obwohl sie jetzt die niassische Sprache sprechen. Schon mehrmals sind Vertreter von ihnen auf Goenoeng Sitoli gewesen und haben ihren Wunsch nach einem Missionar zu erkennen gegeben, doch da sie wenig zahlreich und ihre Inseln so schwer zu erreichen sind, so hat ihnen ihre Bitte bisher nicht gewährt werden können. Leider ist ihr Oberhäuptling bereits früher zum Islam übergegangen und eine Anzahl Leute ist ihm gefolgt, wie ich höre aber nur auf der Hauptinsel. Viele sind noch Heiden, welche teils auch sogar auf dem Festlande von Nias wohnen.

Doch das Bisherige nur als Einleitung zu meiner Erzählung. Väterlicherseits stammte unser Laowômaroe von Lahari, dem Sohne des Sirao. Sein Vater hieß Ledawa boeho und seine Mutter Iwowato nasi. Er war vom Mutterleibe an unverwundbar. Diese Eigenschaft wurzelte in neun drahtähnlichen Haaren, die sich auf seinem Kopfe fanden. Er trieb das Schmiedehandwerk und noch heute soll man dort in der Nähe seines Dorfes seinen Ambos sehen, in Gestalt eines Steines im Meere. Sein Weib hieß Sihoi.

Im Meere gab es damals eine große Schlange — Caria — die den Schiffen viel Not machte, da sie ihre Schiffe verschlang. Da bat man den Laowômaroe um Rat und er versprach zu helfen. Er nahm einen Sack Betelblätter, einen Sack Pinanfrüchte, einen Sack Kalk (alles Dinge, die zusammen als Siri gekaut werden), einen Sack Reis und ein Schwein, fuhr mit diesen Sachen aufs Meer hinaus und lud die Schlange auf sein Schiff, unter dem Vorgeben, Freundschaft mit ihr schließen zu wollen. Als die Schlange nun ihren Kopf hinaufstreckte, sagte er: „O, der Hals ist zu dick, da wird mein Schiff umschlagen; mache ihn was dünner." Als sie dies that, sagte er: „O, der ist noch zu dick, mache ihn noch dünner" und so immer weiter, bis nur die Dicke zwischen den Halswirbeln übrig blieb. Dann zog Laowômaroe schnell sein großes Messer und hieb den Kopf ab. Aus den Windungen, die die Schlange dann noch im Sterben machte, sind die Meereswogen entstanden, denn vordem war das Meer glatt wie ein Spiegel.

Durch einen Ehebruch ging Laowômaroe schließlich zu Grunde. Eines Tages sagte er zu seinem Oheim, Laseamomaroe: „Wir wollen einmal rund um die Insel gehen, gehe du nach der einen Seite, dann gehe ich nach der anderen herum." Nachdem dann der Oheim sich arglos auf die Reise gemacht hatte, kehrte Laowômaroe bald treulos um und raubte des ersteren Frau. Als dieser dann zurückkehrte und den Raub erfuhr, überzog er seinen Neffen mit Krieg.

Laowômaroe hatte aber dort am Balo Wodo ein festes Dorf, welches er mit einer Hecke von Hao mbitaha

Digitized by Google

(Bamboe doeri), einer Art Bambus mit Stacheln, umpflanzt hatte und welches daher nicht einzunehmen war. Sodann hatte er auf dem Wege, den die Feinde kommen mußten, drei Hähne postiert, die sich durch Krähen gegenseitig und somit auch ihm ein Signal gaben, wenn Gefahr nahte. Doch hiermit wußte sich Laseamomaroe sehr wohl zu helfen. Er übergoß die Hähne einen nach dem andern mit heißem Wasser, worauf dieselben zu Stein wurden. Auch diese versteinerten Hähne soll man bis vor nicht allzu langer Zeit dort noch am Meeresstrande gesehen haben.

Nachdem die Hähne unschädlich gemacht waren, ersann Laseamomaroe eine neue List. Er vergoldete ein Quantum Seesandes und streute denselben unter die Bambushecke des Dorfes von Laowômaroe. Als dann dieser den Sand erblickte, meinte er, es sei wirkliches Gold und hackte die dornige Hecke um, um zu demselben zu gelangen. Hierauf kamen die Feinde und steckten den Bambu, nachdem derselbe dürr geworden war, in Brand. Jetzt erst konnten sie dem Laowômaroe beikommen und er wurde nun auch wirklich von ihnen gefangen genommen. Man fesselte ihn, band ihm einen Stein an die Füße und warf ihn ins Meer. Er ertrank aber nicht, sondern vertrieb sich die Zeit mit dem Verfertigen von Fangspießen, um Fische zu fangen. Als seine Gegner dies entdeckten, holten sie ihn wieder herauf und warfen ihn in ein großes Feuer in einer Salzsiederei. Doch auch dies machte ihm wenig Kummer, sondern mitten im Feuer schlug er gemütlich die Mundtrommel. Nach einer anderen Lesart soll er auch Ankertaue, mit denen man ihn gebunden hatten, einfach zerrissen haben, wie weiland Simson.

Als nun auch das Feuer ihn nicht zu töten vermochte, suchte man ihm einen Meißel in die Augen zu treiben, doch es war nicht möglich. Ebensowenig gelang ein Versuch, ihm den Schädel einzuschlagen.

In der Ratlosigkeit beschloß man nun sein Weib Sihoi zu holen und aus ihr herauszufragen, wo denn der Grund seiner Unverwundbarkeit und Unsterblichkeit liege. Das Weib wurde durch Drohungen eingeschüchtert, konnte aber keine Auskunft geben. Nur eines Umstandes erinnerte sie sich, daß nämlich Laowômaroe jedesmal, wenn sie ihm seine Haare gekämmt, gejammert habe über Schmerzen. Daraufhin wurde auf seinem Kopfe nachgesucht und man fand die neun dicken drahtähnlichen Haare; diese zog man ihm aus und dahin war seine Kraft, so daß man ihn töten konnte.

Sein Gold soll noch jetzt dort am Balo Wodo in einem großen Topf in einer Höhle stehen, von einer großen Schlange bewacht. Wenn sich jemand erdreisten will, den Topf heraufzuholen, so soll die Schlange auf ihn zufahren und das Gold nicht lassen. Auch Ueberreste von jenem Hao mbitaha, welcher als Hecke um das Dorf diente, sollen sich dort noch finden.

II. Der nicht zur Ausführung gekommene Krieg.

In dem Dorfe Hiligere, im Süden von Nias, wohnte vor Zeiten ein Mann mit Namen Laria. Der hatte eine Tochter, die hieß Lahôrô. Als die letztere erwachsen war, kam ein malaiischer Priester von jenseit des Meeres, mit Namen Machoedoe und holte sie sich zur Frau. Sie gebar ihm einen Sohn, den man Latôtôi nannte.

Als dieser groß war, ging auch er nach Nias, und zwar, um sich seine Cousine, die Tochter von dem Bruder seiner Mutter, Lawawô, die Gowatô hieß, zu holen. Lawawô aber betrog ihn und gab ihm anstatt seiner Tochter ein Bild derselben von Holz, dem er aber Leben einblies. Aber Latôtôi betrog auch ihn. Er nahm die Schale einer Cocosnuß, verbrannte sie zu Kohle und machte diese zu Gold. Dann nahm er Sand, machte auch diesen zu Gold, that beides in eine Kiste und verschloß dieselbe. Zu seinem Schwiegervater sagte er: In der Kiste ist Gold, aber mache dieselbe nicht auf, bis daß zweimal acht Tage verflossen sind. Auch dieser sagte zu ihm, als er ihm die aus Holz hergestellte Gowatô gab: Sprich nicht mit ihr und erbitte auch keinen Sirih von ihr, bis daß zweimal acht Tage um sind. Darauf begab sich Latôtôi mit seiner vermeintlichen Frau zu Schiffe.

Als sie nun mitten auf dem Meere waren, erhob sich ein starker Sturm, da sagte Latôtôi zu seiner Frau: „Mache Sirih zurecht". Diese aber antwortete: „Was hat dir mein Vater gesagt?" Darauf er: „Ach es thut nichts, wir gehen doch zu Grunde". Dann gab sie ihm Sirih und gleich darauf wurde sie wieder zu Holz. Latôtôi aber ging nicht zu Grunde mit seinem Schiffe, sondern kam glücklich nach Hause. Als nun sein Vater erfuhr, wie man es ihm gemacht, wurde er zornig und sagte: „Ich will den Lawawô bekriegen."

Indessen hatte auch Lawawô die zweimal acht Tage nicht abwarten können. Er mußte doch einmal nach dem Golde in der Kiste sehen. Aber als er diese öffnete, wurde das Gold wieder zu Sand und Kohle. Darüber entbrannte auch sein Zorn und auch er beschloß, den Betrüger zu bekriegen. Machoedoe war der erste, der den Krieg begann. Er nahm eine Anzahl Steine, blies ihnen Leben ein und sandte sie über das Meer, das sie in Sprüngen überschritten.

Als sie an das Dorf des Lawawô kamen, fragte dieser sie, was sie wollen. Sie erzählten ihm, daß sie gekommen seien, um mit ihm Krieg zu führen, weil er den Latôtôi betrogen habe, und ihm anstatt seiner Tochter ein Stück Holz gegeben habe. Darauf sagte er: „Was thut ihr drüben, was nützt ihr?" Sie antworteten: „Wir haben weiter keinen Nutzen, wir sind eben Steine." Da sagte er zu ihnen: „Bleibet hier und werdet Häuptlingsteine[1] und krieget nicht mit mir". So geschah es und sie wurden wieder eigentliche Steine.

[1] Solche Steine werden vor den Häusern als Zeichen der Größe des Besitzers aufgepflanzt oder hingelegt.

Digitized by Google

Als sie nun nicht zurückkehrten, fragte Machoedoe: „Wo bleiben doch meine Krieger? Ich will andere senden". Dann sandte er Bambus-Büsche, welche über das Meer schwammen. Als sie zu Lawawô kamen, fragte er auch sie, was sie wollen, und auch sie teilten ihm mit, daß sie gekommen seien, Krieg mit ihm zu führen. Darauf fragte er wieder, was sie drüben für Nutzen haben? Sie antworteten: „Was sollten wir nützen? Man braucht uns zu Wassergefäßen." Dann bot er auch ihnen an, dort zu bleiben und eine Hecke um sein Dorf zu bilden. Sie gingen darauf ein und nun hatte Lawawô eine feste Hecke um sein Dorf, so daß keine Feinde mehr hineinkommen konnten. Als nun Machoedoe sah, daß auch diese nicht zurückkehrten, sagte er: „Wer weiß, was mit ihnen vorgegangen ist? Ich will die Sache nun aufgeben." Somit sandte er keine weiteren Krieger.

Dieses Gleichnis wendet man an auf Betrüger.

III. Das halbe Kind.

Es gab einst ein halbes Kind. Seine Mutter hieß Foeti und deren Vater Toeha. Als Foeti schwanger war, fragte sie ihr Vater, wer der Vater des Kindes sei. Sie antwortete: „Es hat keinen Vater; ich habe es von Gott erbeten." Darauf ihr Vater: „Welches ist das Zeichen dafür, daß das Kind direkt von Gott ist?" Sie: „Das Zeichen dafür ist das, daß es nur ein halbes Kind ist, da die andere Hälfte droben ist und daß es neun Jahre im Mutterleibe sein wird. Als es nun nach neun Jahren geboren wurde, ward es wirklich nur ein halbes Kind. Von seiner Mutter sehr geliebt, wuchs es heran.

Eines Tages fragte das Kind seine Mutter: „Wo ist mein Vater?" — Die Mutter: „Du hast keinen Vater; ich habe dich von Gott erbeten; deine eine Hälfte ist droben." — Das Kind: „Ich will meine andere Hälfte suchen und holen." — Die Mutter: „Woher weißt du den Weg? es ist kein Weg für dich nach oben". — Das Kind: „Wenn ich wirklich Gottes Kind bin, werde ich auch einen Weg finden nach oben". — Die Mutter wollte nun das Kind nicht gehen lassen, aber es war nicht zu halten und ging. Es ging und suchte einen Weg und wurde müde und rief endlich Gott an: „Wenn ich wirklich dein Kind bin, so muß ich einen Weg finden nach oben zu dir". Darauf sah es einen Weg und ging nach oben.

Dort fragte man es, wer es sei, und es erzählte seine Geschichte und wie es gekommen sei, seine andere Hälfte zu suchen. Darauf sah Gott es und sagte: „Ich will sehen, ob die andere Hälfte zu dir paßt. Er nahm die andere Hälfte und paßte sie an und siehe, sie war von derselben Größe. Dann setzte er die beiden Hälften zusammen und sagte: „Du bist wirklich mein Kind". Es blieb nun droben.

Dieses Gleichnis wendet man an auf zwei Brüder, die getrennt sind. Sie haben keine Ruhe, bis jeder den anderen, gleichsam seine andere Hälfte, gefunden hat.

IV. Boeroeti.

Boeroeti war die Frau eines Mannes namens Razo. Als sie einst schwanger war, ging sie baden am Wasser. Dort begegnete sie einem Krokodil, welches zu ihr sagte: „Ich fresse dich!" Da weinte Boeroeti und sagte: „Thue es nicht, ich gebe dir Gold." Aber das Krokodil antwortete: „Wenn du mir das Gold auch mit dem Laveroe (ein Hohlmaß) zumessen würdest, würde ich es doch nicht annehmen; wenn du mir auch eine Kiste voll gäbest, mit dir will ich meinen Bauch füllen". Darauf sagte Boeroeti: „Razo wird zürnen, wenn du mich frissest." „Dann gieb mir dein Kind", erwiderte das Krokodil, „wenn es geboren wird, und ich will dich gehen lassen. Dies versprach sie und das Krokodil fragte noch: „Wann das Kind geboren wird?" — „Ueber neun Monate" antwortete sie.

Als die neun Monate um waren, begab sich das Krokodil zu Boeroeti, um das Kind zu fordern. Boeroeti aber sagte: „Was hilft es dir, wenn du das kleine Kindchen frissest, das ist ja nicht genug für dich, laß es doch erst ein wenig größer werden. Wenn neun Jahre um sind, dann komm nur und friß es." Das Krokodil ging darauf ein und nach neun Jahren kam es wieder. Da sagte Boeroeti: „Ach, das Kind ist noch zu klein; sieh, es kann erst eben auf den Hof hinuntergehen. Ich will das Kind eine Cocospalme pflanzen lassen und wenn diese erst Früchte trägt, magst du wieder kommen." Das Krokodil ließ sich hierdurch wieder beschwichtigen und kehrte zurück in das Wasser.

Durch diese letztere Ausrede ist nun aber bei einem Niasser eine Sache nicht blos aufgeschoben, sondern aufgehoben, und so findet diese Geschichte Anwendung auf jemand, der eine Sache, z. B. die Bezahlung einer Schuld, immer weiter hinausschiebt.

V. Foeti.

Foeti war ein sehr schönes Mädchen. Sie war durchsichtig vor Schönheit, daß man selbst den Speichel in ihrer Kehle von außen sehen konnte. Dies hörte ein großer Häuptling und kam, Handgeld auf sie zu geben. Er brachte sein Gold mit. Da sagte Foeti: „Was nützt das Gold?" und fragte ihn nach seinem Namen. Er: „Ich bin ein großer Häuptling." Sie: „Unsere Namen sind verschieden, rate einmal." Er: „Und wie, wenn ich es treffe?" Sie: „Dann heiraten wir." Hierauf stellte sie sich vor einen Spiegel, daß der Freier sowohl ihr Bild als auch sie selbst sehen konnte, aber wohl nur das erstere von vorne, dann fragte sie ihn: „Wo bin ich?" worauf er auf das Bild im Spiegel deutete. „Gehe nur weg", antwortete Foeti, „aus der Heirat kann nichts werden." Dann hörte Razo si malia sôchi von der Schönheit der Foeti und ging ebenfalls und erklärte, daß er Handgeld auf sie geben wolle, um sie zur Frau zu nehmen. Es entspann sich wieder folgendes Zwiegespräch. Foeti: „Wie heißest du?" Er: „Razo si malia sôchi". Sie: „Unsere Namen sind

Digitized by Google

gleich." Dann ließ sie ihn wieder raten vor dem Spiegel. Dieser aber ging gleich auf sie zu, berührte ihr Herz und sagte: „Hier bist du." Da antwortete Foeti: „Du hast es getroffen", und sie wechselten die Ringe (dies soll früher geschehen sein, wogegen jetzt der Bräutigam nur einen Armring an die Braut gibt) und er nahm sie zur Frau.

Dieses Gleichnis wendet man an, wenn sich einer beabsichtigten Heirat Hindernisse in den Weg stellen. In etwas erinnert es uns an das Grimm'sche Märchen „Vom klugen Schneiderlein". (Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Weinbereitung und Weinhandel in Catalonien. Der Konsul der Vereinigten Staaten in Barcelona veröffentlicht in seinem Berichte einige interessante Einzelnheiten über die Weingewinnung in jener Provinz. Da der Wert des Weines in Catalonien nach seiner Versicherung im allgemeinen von seiner dunklen Farbe abhängt, so werden, so seltsam dies auch erscheinen mag, die Trauben meist mit den Füßen ausgetreten und gepreßt und diese Pressung jeder noch so vollkommenen Weinpresse vorgezogen, weil man annimmt, daß das Ausdrücken mittelst der Füße nicht allein den Most vollständiger mit der Luft in Berührung bringe, sondern auch die Haut der Weinbeeren, welche den Farbstoff enthält, vollkommener zerreiße und zerquetsche. Das Auspressen geschieht entweder mit den nackten Füßen, wobei die damit beschäftigten Männer stundenlang in dem kleinen Kreise herumgehen und abwechselnd mit den Füßen stampfen, und gilt für vorzüglicher, weil weder die Samenkerne der Weinbeeren, welche Oel, noch die sogen. Kämme, welche eine große Menge Gerbstoff enthalten, zerquetscht werden — oder mit hänfenen Sandalen, welche eigens zu diesem Zwecke gefertigt werden. Wenn man sich hölzerner Gährkufen bedient, so geschieht das Austreten in Kufen mit durchlöchertem oder ganzem Boden, welche etwa zwei Fuß hoch und von drei bis zu fünf Fuß breit sind. Wenn das Auspressen vollendet ist, so wird die ausgetretene Masse samt den Stielen in die Gährgeschirre übergeführt, indem man sie, wenn die Preßgeschirre höher stehen als der Gährbottich, einfach in dieses abläßt, oder mittelst Schöpfgefäßen. Wenn die Gährbottiche gemauert sind, so geschieht das Austreten und Pressen auf einer Platform von losen Brettern über denselben, wobei der Most durch die Fugen in das untenstehende Gefäß läuft. Kämme, Kerne und Häute werden ebenfalls oft in die Gährbottiche geworfen, indem man nach dem Austreten einfach die Bretter umdreht und Sorge trägt, daß die Träber sich möglichst gleichartig auf dem Boden des Gährbottichs verteilen. Dies geschieht namentlich mit den zertretenen schwarzen Trauben, wenn man einen recht dunklen Rotwein erzielen will. Man geizt in Catalonien nicht so sehr mit dem frischen Most, wie bei uns in Deutschland, und zieht daher das Auspressen durch Austreten mit den Füßen dem Keltern auf irgend einer Weinpresse vor, welche jedoch immer mehr in Aufnahme kommt und aus England, Frankreich, Belgien und Deutschland fertig eingeführt wird. Da die ausgetretenen Weinträber auf Cognac und Branntwein verarbeitet werden, so geht ja nichts verloren, wenn sie auch nicht so scharf ausgepreßt werden. Der Most muß zwei Gährungen durchmachen, nämlich die rasche oder stürmische und die langsame Gährung. Die erste findet in den Kufen oder Bottichen statt, unmittelbar nachdem der Most von der Presse kommt. In Catalonien sind die Fässer und Kufen gewöhnlich von Holz, während man im übrigen Spanien sich großer thönerner Weingefäße und sogar gemauerter Zisternen bedient. Die hölzernen Kufen sind leicht aufzustellen und ohne Schwierigkeit zu reinigen. Sie werden bis auf 18 Zoll vom Rande gefüllt und so das Verschütten des Weines vermieden, wenn derselbe bei der vollkommenen Gährung emporsteigt. Die Größe dieser Kufen ist verschieden und der Menge der Weinernte angepaßt, denn wenn die Gährung, wie es wünschenswert ist, gleichzeitig in der gesamten Flüssigkeit stattfinden soll, so muß die Kufe darauf eingerichtet sein, daß sie binnen 24 Stunden gefüllt werden kann.

In Catalonien werden die Weine desto mehr gewertet, je trockener sie sind, d. h. je weniger unvergährten Zucker und je mehr Farbstoff sie enthalten. Nach der stürmischen Gährung wird der Wein in Fässer abgezapft, in denen er die langsame Gährung besteht. In vielen Teilen Cataloniens geschieht dies Abzapfen mittelst Eimern, wobei der Wein aber oft sauer wird oder an Aroma verliert, weil er zu lange mit der Luft in Berührung kommt. Dagegen kommen Pumpen, Heber, Schläuche von Segeltuch oder Kautschuk täglich mehr in Gebrauch. Die langsame Gährung in den Fässern, welche sechs Monate dauert, ist der letzte Prozeß, nach dessen Vollendung der Wein Marktgut ist. Das eben beschriebene Verfahren schildert die Weinbereitung, wie sie unter den für Catalonien so charakteristischen kleinen Weinzüchtern und Bauern vorzugsweise üblich ist. Auf größeren Weingütern, wie man sie im Ebro-Thale auch antrifft, bedient man sich bereits eines rationelleren Verfahrens. Catalonien bildet einen Teil des Beckens des Ebro-Thales, des zweitgrößten in Spanien und des ersten im Weinbau, welchem 526,067 Hektaren Boden gewidmet sind, mehr als das Doppelte der mit Wein bepflanzten Thalgründe in Spanien, die denjenigen des Ebro-Thales zunächst an Wichtigkeit stehen. Ungefähr der vierte Teil des erzeugten Weines wird im Lande verbraucht, die anderen drei Vierteile werden nach Frankreich und Südamerika, kleinere Mengen auch nach Rußland und den Vereinigten Staaten, sowie nach Cuba und Porto Rico ausgeführt. Die nach Südamerika bestimmten Weine werden in „Pipen", d. h. in Fässern von

Digitized by Google

450 Litern Gehalt, verschickt. Die nach Frankreich bestimmten werden in Barcelona oder Tarragona nach Marseille eingeschifft oder zur Eisenbahn über Tarragona und Barcelona (der einzigen Bahn, welche Catalonien mit der benachbarten Republik verbindet) nach Frankreich verschickt, und zwar in großen Fässern, welche je 605 Liter fassen.

* Die Volkszählung in Frankreich vom Mai 1886. Die Ergebnisse derselben sind in den ersten Tagen des Jahres 1887 veröffentlicht worden und weisen eine Bevölkerung von 38,218,000 Seelen nach, während dieselbe im Dezember 1881 ca. 37,672,000 Seelen betrug. Dies ergibt eine Zunahme von 546,000, während dieselbe 1881 für die vorangegangenen fünf Jahre die Summe von 766,000 Seelen ergab. In Paris betrug die Zunahme nur 75,000, nämlich von 2,269,000 auf 2,334,000, während die Zunahme das letztemal 280,000 betrug. Lyon weist die verhältnismäßig weit größere Vermehrung von 25,600 Seelen auf, nämlich von 376,000 auf 401,000. Die Bevölkerung von Marseille ist von 360,000 auf 376,000, die von Bordeaux von 221,000 auf 240,000, die von Lille von 178,000 auf 188,000, die von Nizza von 66,000 auf 77,000 gestiegen; die von Roubaix hat um 8000, die von Toulouse und Tours je um 7000 zugenommen. Die anderen großen Städte — mit Ausnahme von Saint-Etienne, welches von 123,000 auf 117,000 zurückgegangen ist — zeigen eine Zunahme, welche in keinem Falle 6000 überschreitet. Die 53 Städte, welche eine Einwohnerzahl von mehr als 30,000 haben, Paris mit inbegriffen, zeigen eine Nettozunahme von 309,000. Ebenso zeigen 58 Departements eine Zunahme und 29 eine Abnahme der Bevölkerung. Im Jahre 1881 waren die hierauf bezüglichen Zahlen 53 und 34. Was die Nettozunahme um 546,000 Seelen anbetrifft, so wird nachgewiesen, daß der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in den fünf Jahren 396,000 betrug, so daß man die übrigen 150,000 dem Zuströmen von Ausländern beimessen mag, ungerechnet die Quote, welche die vorhandene ausländische Bevölkerung zu diesem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle liefert.

* Die spanischen Besitzungen in Westafrika. Das neueste Bulletin der Geographischen Gesellschaft in Madrid enthielt die Schilderung der neuesten Forschung von Don Manuel Iradier in den Gebieten, welche Spanien neuerdings auf der Westküste von Afrika erworben hat. Der kühne Forscher hat diese Region zweimal durchwandert, erstmals von 1875 bis 1877, das zweitemal 1884 und 1885. Auf diesen beiden Reisen hat er 4000 Mln. zwischen dem Aequator und dem 3.° n. Br. zurückgelegt, ist vom Rand des Meeres bis zum 20.° ö. L. vorgedrungen und hat die Läufe sämtlicher Flüsse von der Küste bis zu ihren Quellen zwischen dem Rio del Campo und dem Gabun kartographisch aufgenommen. Der bedeutendste dieser Wasserläufe ist der Muni, welcher sich in der Corisco-Bucht in den Atlantischen Ozean ergießt, nachdem er die Gewässer des Utamboni, des Noya und anderer großer Zuflüsse auf beiden Uferseiten aufgenommen hat; er bewässert einen Flächenraum von nahezu 6000 Geviertmeilen zwischen dem Gabun und dem Rio San Benito. Die eingeborenen Stämme, welche diese Region bewohnen, sind unter dem Sammelnamen der Vengas bekannt und gehören nach Typus und Sprache der Familie der Bantu-Völker an.

* Die Spanier auf den Philippinen. Die spanische Regierung stand kürzlich im Begriffe eine militärische Expedition gegen die Eingeborenen von einer der bedeutendsten Inseln der Gruppe der Philippinen zu unternehmen, nämlich die Eingeborenen von Mindanao. Diese Expedition, welche nun aufgeschoben aber nicht aufgehoben ist, wird eine der entfernteren Folgen des beinahe schon vergessenen Konflikts zwischen Spanien und dem Deutschen Reiche wegen der Carolinen sein. Die Eingeborenen von Mindanao wie diejenigen der meisten Inseln der spanischen Archipele im fernsten Osten sind eigentlich im ganzen nur dem Namen nach der spanischen Herrschaft unterworfen. Die Regierung hatte nämlich bisher den „Datten" oder einheimischen Radschas eine beinahe unabhängige Autorität gelassen, so daß dieselben sich mit Waffen, Munition und sogar mit Kanonen versehen konnten, die sie sich durch den Handel nach außen verschafften. Die Eingeborenen von Mindanao sind so wenig der spanischen Regierung unterworfen, daß sie sich schon zu verschiedenenmalen unterstanden haben, fremde Schiffe zu überfallen, welche in jenen Gewässern fuhren, so daß Spanien schon manchmal in dieser Beziehung große Entschädigungen zu bezahlen hatte. Die „Datten" von Mindanao entblöden sich nicht, sogar die wichtigsten spanischen Posten auf ihrer Insel anzugreifen. Der unbotmäßigste unter diesen einheimischen Häuptlingen ist der Datte von Utto, ein kleiner Autokrat, welcher sich trotz der Niederlagen, die ihm die Brigade des Generals Serina beibrachte, doch geweigert hat, einen Vertrag mit den Spaniern abzuschließen. Er hat neuerdings wieder Unruhen angezettelt und gegen ihn war die geplante, aber wieder verschobene Expedition gerichtet, die über kurz oder lang doch nötig und dann um so wichtiger werden wird, als es sich nun nach mehreren vorangegangenen vergeblichen Versuchen, nur noch darum handeln kann, diesen unbändigen kleinen König gänzlich zu Paaren zu treiben.

* Die Stadt El Paso. Die Verhaftung und Verurteilung eines amerikanischen Redakteurs durch mexicanische Behörden hat jüngst die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf diese Ortlichkeit gelenkt, welche seither der Mehrzahl der Europäer beinahe unbekannt war. Die Stadt El Paso liegt im Staate Texas, auf der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico, dem Städtchen Paso del Norte gegenüber, welches zu dem mexicanischen Staate Chihuahua gehört. Die Grafschaft El Paso ist von Mexico nur durch den Rio Grande getrennt und

Digitized by Google

ihr Flächenraum umfaßt ungefähr 8000 e. Q.-Mln. mit einer Bevölkerung von etwa 3850 Einwohner. Die Stadt El Paso zählt nur ungefähr 1000 Einwohner, verspricht aber eine bedeutende Zukunft, denn sie ist der Mittelpunkt von vier Eisenbahnen: der Atchison—Santa Fé, welche vom Norden, der Southern—Pacific, welche von Westen, der Texas—Pacific, welche von Osten, und der Mexicanischen Zentralbahn, welche von Süden kommt. Die Baustellen und Ländereien, welche an Ausdehnung beschränkt werden einerseits vom Rio Bravo, andererseits von einem sehr steilen Bergzuge, erreichen schon Preise, welche beinahe so hoch sind wie in Chicago. Die Einwohner träumen Tag und Nacht davon, aus ihrer Stadt das Chicago des Südwestens zu machen, namentlich wann die Bevölkerung sich der gefährlichen Klassen: der Mörder und Räuber, der Ochsentreiber, Viehdiebe, Kehlabschneider und ähnlichen Gelichters, entledigt haben wird. Der dermalige Wohlstand von El Paso, sowie seine künftige Vergrößerung hängen ganz von dem Handel mit dem nördlichen Mexico ab. Die Umgegend ist beinahe eine Wüste, allein die zentrale Lage der Stadt hat sie zu einer Niederlage und einem Stapelplatz für die Waren und den Bedarf der Bergwerksstädte und -Bezirke des nördlichen Mexico gemacht.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Tage unserer Bekanntschaft lud er mich zu einer Fahrt nach einer Fazenda (Landgut) bei der Villa Macahiba ein, um einer besonderen Festlichkeit beizuwohnen, der Einweihung einer Dampfmaschine, die zum Betriebe der Zuckersiederei bestimmt war. An dieser Fahrt nahmen der Präsident, die Geistlichkeit sowie überhaupt alle Notabilitäten der Stadt teil. Um nicht der Sonnenhitze ausgesetzt zu sein, welche die Brasilianer möglichst meiden, fuhren wir erst um drei Uhr Nachmittags in vier Kähnen den Rio Grande mit der Flut hinauf. Musik und der heiterste Himmel belebten die Fahrt. Ich hatte nun Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie wenig es mit dem so hochtönend benannten Rio Grande do Norte (großer Fluß des Nordens) auf sich hat. Die Entdecker ließen sich beim Eingange des Flusses, der allerdings eine respektable Breite hat, täuschen und sich zu einer Benennung bestimmen, welche später auch auf die ganze Provinz übertragen wurde. In Wahrheit existiert dieser Fluß eigentlich nur nach anhaltendem Regen und kann daher nur bei der Flut sicher befahren werden. Schon anderthalb Meilen aufwärts an der Küste teilt er sich in seine zwei Arme, deren südlicher Jundi-ahi, der nördliche Potingy genannt wird. Der Jundi-ahi reicht nicht weiter als zur Villa Macahiba, unserm Reiseziele, und ist in trockener Jahreszeit eigentlich nur mit dem Salzwasser der täglich zweimal in ihn einströmenden Meeresflut fahrbar, ein Moment, das wohl wahrgenommen sein will und genaue Berechnung von Ebbe und Flut bedingt, will man mit dem Kahne nicht stecken bleiben. Der Potingy dagegen leitet seinen Ursprung von einer wirklichen Quelle in der Sierra, 25 Meilen landeinwärts, her.

Der Blick auf die umliegende Vegetation erstreckt sich kaum weiter als auf die die beiden Ufer einfassenden Manglebüschen die uns in ununterbrochener Reihe bis nach Macahiba begleiten. Es ist eine Pflanzenform, der wir an der ganzen Küste und allen Flüssen so weit begegnen als nur das Meer seine Fluten treibt und der wir eine besondere Beachtung widmen wollen. Wo vereinzelt andere Gewächse, wie Schinus, Anarcadium, Ficus und Capparis, sich dazwischen drängen, verraten diese allemal festes, über dem Niveau der Flut stehendes Land. Hier und dort erheben sich im Hintergrunde der Manglewaldung einzelne kleine Bergzüge. Sie sind nur teilweise bewachsen und lassen an vielen kahlen Stellen den roten eisenschüssigen Boden durchblicken, der die nördlicher liegenden Provinzen geognostisch so charakterisiert und hier als Vorbote auftritt. Unter der Bergbewaldung gestalten sich die Hymenäen stets freier und kräftiger, eine Baumgattung, die unter dem Aequator wahre Kolosse erzeugt und von der ich nicht recht weiß, warum man eine Spezies derselben Heuschreckenbaum genannt hat. Durch ihre massige Form und ihr dunkles Grün treten sie um so dominierender unter dem übrigen Baumwuchs hervor. An der Barra, wo größtenteils magerer Sand herrscht, bilden sie nur Krüppel und sind nur als Fremdlinge zu betrachten. An Palmen ist die Landschaft arm, da nur drei Spezies vorkommen, denen aber bald eine vierte, uns noch neue sich anreiht. Dieser Mangel muß dem unfruchtbaren Boden zugeschrieben werden, denn außer dem Cocos, der gerade vorzugsweise Sand liebt, begegnen wir nur dem ebenfalls eingeführten Dendé (die afrikanische Oelpalme) und der so sehr verbreiteten Mucaja (Acrocomia sclerocarpa). Nur wenige Palmen haben sich so ausgedehnter Verbreitung zu erfreuen, wie diese letztgenannte. Ich begegnete ihr an der brasilianischen Küste überall vom Aequator bis zum 28. Breitengrade hinunter, in einer Ausdehnung von über 400 geographischen Meilen und damit ist noch lange ihre Grenze nicht abgesteckt, indem sie noch weit in die nördliche Hemisphäre hineinreicht. Einige Arten Bactris und Desmoncus möchten sich unschwer noch am Rio Grande finden lassen; es kann aber von ihnen nicht die Rede sein, sobald es sich um den Anteil handelt, den die Palmen am Landschaftsausdruck haben. Nach etwa zweistündiger Fahrt zeigte sich unseren Blicken mit einem Male die schöne Carna-uba (Copernicia cerifera), die brasilianische Wachspalme. Die Blätter derselben sind fächerförmig und bilden eine schöne, völlig runde Kuppel, was der Landschaft ein heiteres Ansehen gibt. Ueber ihr Hauptprodukt, ihren Wachsstaub, der von größter Wichtigkeit für das Land werden kann und zum Teil schon geworden ist, werden wir später ein Ausführliches erfahren. Wir begegnen ihr, wo meilenweit sich Baum an Baum reiht und sich viele Hände um die Wachsgewinnung rühren.

Es mochte neun Uhr sein, als wir auf der Fazenda anlangten, zu der hohe Feuer und zeitweise Raketen uns im Dunkeln der Nacht den Weg gezeigt. Wir fanden hier eine zahlreiche Gesellschaft vor, die aus Besuchern von Nah und Fern sich gebildet hatte, um Augenzeuge der auf den kommenden Tag festgesetzten Feierlichkeit zu sein. Die Dampfmaschine, von sechs Pferdekraft und aus England bezogen, war bereits betriebsfähig in dem ihr bestimmten Lokale aufgestellt. Sie erregte allgemeines Interesse, Beifall und Neugierde unter den Beschauern, umsomehr als sie die erste derartige Einführung in die Provinz war und viele der Anwesenden einen solchen Apparat nur dem Namen nach kannten. In dem geräumigen Engenho (dem Gebäude der Zuckerwalze und unter welchem Namen man überhaupt jedes für größeren Landschaftsbetrieb bestimmte Gebäude bezeichnet) war ein langer Tisch mit 36 Gedecken eingerichtet, welcher die zu Gast geladenen Besucher jedoch nur zur Hälfte aufnahm, indem deren Zahl über 70 betrug. Für die Musiker und die übrigen Personen fand eine dritte Deckung statt. Die Unterhaltung in den Zimmern des Wohnhauses bestand in Musik und Tanz, jedoch wurden nicht nationale Tanzweisen, sondern fast ausschließlich französische Kontretänze aufgeführt. Hernach kamen Pfänderspiele an die Reihe und

Digitized by Google

mit ihnen endete die Vorfeier. Spät in der Nacht begab man sich zur Ruhe. Wie aber für 70 Personen ein Bett finden? Unter europäischen Verhältnissen würde dies Schwierigkeiten machen, hier durchaus nicht. In den warmen Tropen pflegt jeder Reisende seine eigene Hängematte mit sich zu führen; sie ist sein Bett, sein Schaukelstuhl, kurzum sein unentbehrlicher Gesellschafter auf Reisen und wird allerorten, wo er bleibt, zum Gebrauch aufgehängt. Wer nun dennoch keine mitgebracht, wie unter anderen ich, indem ich ja bis dahin nicht in Hängematten schlief, bettete sich so gut er vermochte; gesorgt war eigentlich für niemand. Und so sah man Stühle, Kanapee, Teppiche auf dem Boden, alles mit Schlafenden belagert: eine so eigentümlich eingelebte, wie nächtlich stille Szene! Mit der Hängematte den Leser bekannt zu machen, behalte ich mir vor; es schläft sich wider aller Erwartung gut darin!

Da der Brasilianer leidenschaftlich tanzt, wo die Gelegenheit sich dazu bietet, so hob andern Tags die Musik aufs neue an. Alles gruppierte sich wieder zu Kontretänzen. Eine Tanzgesellschaft genügte nicht mehr, es bildete sich eine zweite, deren improvisiertes Orchester aus zwei Guitarren und einer Harmonika bestand. Nachdem um Mittag das Frühstück beendet war, begann die Feierlichkeit der Einweihung. Sieben mit Zuckerrohr beladene und festlich geschmückte Karren, von je zwei Joch Ochsen gezogen, brachten die erste Ernte heran. Auf jedem Karren wehte eine Fahne, und es befanden sich die Zuckersiede-Materialien, wie Schöpf- und Schaumkelle, mit darauf. Als alles vorbereitet war, der Dampf schon pochte, das Rohr zum Zermalmen bereit lag und die Kerzen angezündet waren, bewegte sich der lange Zug mit den Geistlichen an der Spitze unter feierlicher Musik nach dem Engenho hin. Eine Reihe auserwählter Personen, die in der einen Hand eine geweihte Kerze, in der anderen ein Rohr trugen, stellte sich rings um die Walze auf, und auch Damen, jede gleichfalls mit einem Rohr in der Hand, schlossen sich ihnen an. Nachdem der Geistliche seine Rede beendigt und die Maschine eingesegnet hatte, glitt unter heiterer Musik und dem Krachen beständig gelöster Raketen das erste Rohr aus der Hand des Präsidenten durch die Walze; das zweite, dritte und alle übrigen konnten nicht schnell genug nachfolgen, denn die Maschine arbeitete vortrefflich. Ein jeder der zahlreichen Anwesenden wollte mit eigener Hand teil an dem feierlichen Akte haben, so daß die Walzen oft tüchtige Portionen in ihren Schlund aufnahmen und Gefahr liefen, sich zu verschlucken. Die eigentliche Zuckersiederei befand sich in einem tiefer gelegenen Raume, zu dem eine Treppe führte und wo sechs Kessel zum Sieden des Saftes aufgestellt waren. Ein Reservefaß nahm den von den Walzen hinabrinnenden Saft auf und es erschienen beständig Gäste mit einem Glase, um von der Flüssigkeit zu schöpfen und zu trinken. Sie wird Charape genannt und schmeckt in diesem primitiven Zustande kaum so gut wie gewöhnliches Zuckerwasser, hat eine trübgrüne, unappetitliche Farbe, wird aber nichts destoweniger zur Kühlung getrunken. Abends vereinigte die wohlbesetzte Tafel wiederum die Gesellschaft zum fröhlichen Mahle. Nun fehlte es an Toasten und Reden nicht, unter welch letzteren einige gediegene Vorträge waren, alle meist auf die große Wichtigkeit der neuen Einführung hinzielend, die Erfindung und Anwendung der Dampfkraft als ein bedeutsames Element zur Hebung des brasilianischen Ackerbaues betrachtend. Der Brasilianer muß in der That die dampfbewegende Kraft mit doppeltem Willkommen begrüßen, da das Verbot der Sklaven-Einfuhr einen empfindlichen Mangel an Arbeitskräften herbeiführt und geeignete Ersatzmittel, namentlich auch die Kolonisation, dringend gefördert werden müssen.

Für die Provinz Rio Grande do Norte, sowie einige andere im äquatorialen Brasilien belegene Provinzen, ist der Zuckerrohrbau fast ausschließlich Kulturgegenstand, insofern dieser die Exportation betrifft. Mais und Mandiocca wird nicht über den eigenen Bedarf gebaut und auch der Kaffee reicht mit seinem Produkte kaum aus. Die Vegetation um die Villa Macahiba ist, wiewohl schon verändert, noch eine dürftige zu nennen. Die Familie der Leguminosen, Cäsalpinien und Mimosen insbesondere haben hier viele Vertreter. Außer den zahlreichen Carnauba-Palmen und Cocos sind ferner noch hervorzuheben Pterogyne umbrosissima, Tetracera volubilis; der Kaffeebaum, Bursera leptophlocas, großblätterige Coccoloba, Capparis cynophallophora und einige Copaiva-Bäume, die ebenfalls Balsam liefern. Besagte Bursera wird vom Volke „Tamanqueira" genannt, eine Bezeichnung, die mehreren Bäumen zukommt, welche ein weiches Maserholz haben und geeignet sind, sich zu Holzschuhen (Tamanca) und ähnlichen Zwecken verwenden zu lassen. Der Graswuchs wird hier, wie an vielen Stellen dieser dürren, warmen Gegenden, zum Teil durch kriechende Cuphaea und kleine Verbenaceen ersetzt.

Die Stadt Natal bietet an sich nichts Interessantes, wenn wir etwa ein schönes neues Lyceum und die große Kaserne ausnehmen wollen. Sie liegt in unfruchtbarer sandiger Gegend und wird dem Fremden bei längerem Aufenthalt sehr einförmig, wiewohl sie, von mehreren Außenpunkten betrachtet, ganz malerische Seiten bietet. Sie ist unregelmäßig in zwei Teilen erbaut, deren einer in unmittelbarer Nähe des Hafens, der andere entfernter auf erhöhtem Terrain liegt. Wie wir oben sahen, befindet sich im ganzen Orte nicht eine einzige Restauration, ja nicht einmal ein bei den Brasilianern so beliebtes Billard, welches außer Spiel und Musik das alleinige Mittel zu gesellschaftlicher Vereinigung bietet. Bezeichnend ist das Faktum, daß sich zwei Druckereien daselbst beschäftigen, deren jede ein besonderes Journal belehrenden und politischen Inhalts, sowie kleinen Volks- und Handelsanzeigen gewidmet, herausgibt. Im Februar ward die Assemblea provinzial eröffnet, die aus 22 Mitgliedern bestand, von denen je zwei die Vertreter eines der elf Distrikte bildeten. Hauptgegenstand der Verhandlung war die Erbauung einer Brücke über den Rio Grande, den man hier schlichtweg und mit gutem Rechte Rio Salgado (salziger Fluß) nennt; die Kosten der Brücke waren auf ca. 30,000 Milreis veranschlagt. Die Provinz Rio Grande do Norte bildet nächst Piauhy die kleinste der 20 Provinzen des Kaiserreichs, übertrifft aber dennoch das Königreich Portugal an Größe. Auf der ganzen Fläche sind nur ungefähr 200,000 Einwohner zerstreut. Wie schwer bei solch dünner Bevölkerung eine Kontrole, die Handhabung der Justiz wirkt, liegt auf der Hand, und es muß bei solchem Bewenden die geringe Anzahl der Kriminalverbrechen wundernehmen. Im verflossenen Jahre hatte die Jury (Geschworenengericht) nur über sieben Morde zu prozessieren. Kleinere Verbrechen, zu denen größtenteils aus Spiel- und Leidenschaft entstandene Stichwunden gehören, beliefen sich auf 80.

Nur wenige Schiffe beleben den Hafen; es sind nur etliche französische und englische Fahrzeuge, die Zucker und Brasilholz einnehmen; neben diesen ankern noch verschiedene Küstenfahrer. Die Hauptausfuhr der Provinz besteht noch heute, wie vor mehreren hundert Jahren, aus dem Brasilholz, das bekanntlich in Färberei und Medizin eine große Rolle spielt und wodurch dem Lande der Name geworden und viele Reichtümer in den Staatsschatz — besonders aber den portugiesischen — geflossen sind; daher der etymologisch bedeutsame Sinn des Wortes. „Brasa" heißt nämlich Flamme, und da dies wichtige Färbematerial eine Feuerfarbe hat, leitete man den Namen Brasil davon ab. Die botanische Bezeichnung des Baumes ist Caesalpinia echinata, während man seltsamerweise eine auf den Antillen vorkommende ähnliche Art Caesalpinia brasiliensis benannte, einer der Irrtümer, wie sie bei anfänglichen Kolonialprodukten um so leichter zu erklären sind, als Spekulation das wahre Vaterland derselben oft verheimlichte. Daß übrigens die antillische, wenn kaum technisch verschieden, eine besondere Spezies bildet, ist um so weniger in Zweifel zu ziehen, als mit der Provinz Natal das Vorkommen der brasilianischen

Digitized by Google

Art abschließt. Das Holz muß nun schon weit aus den Waldungen hervorgeholt werden, und demungeachtet sieht man noch ganze Schiffsladungen mit den roten Wurzelstöcken nach Europa absegeln.

Bei der Ungeduld, mit der es mich nach den Aequatorial-Gegenden trieb, war ich denn herzlich froh, als ich nach vollendetem unfreiwilligem Aufenthalte von 14 Tagen den Dampfer „Oyapok" herankommen sah. Da traf mich wiederum das Mißgeschick, von der Reise abgeschnitten zu werden, und noch einmal die gleiche Zeit bis zur Ankunft des nächsten Dampfers in Natal zu verharren. Es ebbte eben, und so konnte der „Oyapok" nicht zum Hafen herein, um vor der Stadt zu ankern, blieb also auf der Rhede vor der Festung liegen. Ganz gegen die Vorschriften der Agentur, welche auf sechsstündigen Aufenthalt in diesem Hafen lauten, pflegen die Dampfer nur zwei bis drei Stunden hier zu verweilen, wodurch es den Passagieren oft unmöglich wird, bei hoher Brandung an Bord zu gelangen. Mit Gefahr hatte ich mich weit hinausbegeben, und eben sollte das Canoa die Brandung überschreiten, als der Dampfer vor unseren Augen die Anker lichtete und abfuhr, nicht aber, ohne zuvor ein Weilchen infolge unseres Signals gewartet zu haben. Die Kürze des Aufenthalts, und zumal bei ungünstigem Fahrwasser, ist sehr zu tadeln, indem nicht allein häufiges Zurückbleiben von Passagieren, sondern auch Gefahren und selbst schon der Tod einzelner Personen aus dem mit Hast erfolgten Ein- und Ausladen, das auf bewegtem Meere betrieben werden muß, erklärlich ist. Haben doch vor kurzem bei solcher Uebereilung zum allgemeinen Leidwesen des ganzen brasilianischen Volkes zwei Personen, eine italienische talentvolle Sängerin und ein ihr zur Hülfe herbeigeeilter Fischer, vor Ceara, dicht am Gestade, in den Wellen ihren Tod gefunden. Mein guter alter Gastfreund nahm mich aufs neue mit der gewohnten Herzlichkeit auf und seiner Güte hatte ich es zu danken, daß mir der längere Aufenthalt angenehm verstrich. Vor allem beschloß ich nun, die Exkursion nach Ceara-mirim zu machen, die ich wegen meiner vergeblich projektierten Abreise mit Bedauern aufgegeben hatte.

Ceara-mirim ist ein überaus fruchtbares Thal, in nördlicher Richtung von der Stadt belegen, welches zu besuchen mir von vielen Seiten empfohlen war, nun aber gerade, da auf dem Wege dahin und in den umliegenden Ortschaften das gelbe Fieber ausgebrochen war, ebenso sehr wieder abgeraten wurde. Nichts indessen hielt mich von dem einmal gefaßten Vorsatz ab; es trieb mich mit übermächtiger Gewalt, ich wollte und mußte mit eigenen Augen das gepriesene Thal kennen lernen, um einen Vorgenuß äquatorialer Vegetation zu erhalten und ich brauche die ermüdende Tour auf dürrem Sande, unter heißester Sonne gemacht, nicht zu bereuen. Reichlich fühlte ich mich gelohnt durch den Anblick der verschiedensten Landschafts- und Kulturbilder. Der Polizeichef gab mir, wie auf allen meinen Exkursionen, einen Soldaten zur Begleitung sowie einige Empfehlungsbriefe dorthin mit. Den Fieberstätten auszuweichen, hatte der Soldat bereits im Stillen vom Chef die Weisung erhalten, einen etwas weitläufigen Umweg zu machen. Dieser führte uns dafür aber auch in den vollsten Genuß der verschiedensten Vegetations-Abstufungen, die, schroff und schnell einander abschneidend, ein flaches Hochland in der größeren oder geringeren Erhebung des Bodens begründet, charakterisieren. Ein Boot brachte uns an das jenseitige Ufer des Rio Salgado, wo sich dem daselbst befindlichen Landungsgebäude ein Damm anschließt, der trockenen Fußes eine Stunde weit durch von Meeresflut bespülte Niederungen führt, und die eine besondere, der Bodenbeschaffenheit entsprechende Vegetation nähren, nämlich die in salzigen und schlammigen Gründen austreibenden Manglebüsche. Schon mehrmals, immer aber nur in Kürze, berührten wir die so interessante Manglewaldung, und so wollen wir denn im Momente unfreiwilliger Muße, wo man um so lieber allem Fremden und Seltsamen einige Augenblicke weiht, hier der Beobachtung Genüge thun.

Die Manglewaldungen bilden einen der hervorragendsten Züge tropischer Vegetation, um so bedeutungsvoller, als sie längs der ganzen Küste, vom Aequator bis zum 30. Breitengrad nord- und südwärts, die Grenze der Vegetation bilden und von der Natur die Bestimmung erhalten zu haben scheinen, wie einen mächtigen Wall den äußeren Küstensaum gegen die Wellen des Ozeans zu schützen — ja womöglich das Land zu erweitern, indem sie demselben durch fortschreitendes Wachstum stets größere Festigkeit geben — eine Bestimmung, wie sie ähnlich in Binnenländern durch Haidekräuter und Sandriedgras (Carex arenaria) bewirkt wird. Erregen sie schon durch diese ihre Bedeutung unsere Aufmerksamkeit, so noch viel mehr durch die individuelle Erscheinung der höchsteigentümlichen Samen- und Wurzelbildungen, sowie ihren technischen Nutzen. Wie ein schmales Band in immerwährendem saftigem Grün umsäumen sie Küsten, Buchten, Inseln und Flußufer, und zwar stets so weit landeinwärts, als die täglich zweimal eintretende Meeresflut ihr Salzwasser treibt. Denn diese Pflanzen gedeihen nur unter der Gunst des Seewassers, wo solches sich über den Boden ergießt. Salzige Sümpfe, dergleichen Kloaken und ähnliche Winkel, sieht man sie daher fast ohne Ausnahme bekleiden. Das dunkle weite Laubgehänge ruht auf riesigen Wurzelskeletten, die, frei zu Tage liegend, ein unübersehbares Flechtwerk bilden. Auf- und niedersteigend, sind sie untereinander verwoben und verwachsen, treiben aus Stamm und Aesten neue Sprossen und verflechten selbst fremdartige Bäume mit in das Gewirr. Oft ist man nicht imstande, zu enträtseln, wo ein Baum seinen Ursprung genommen, wie weit sich seine Kindeskinder erstrecken. Je mehr man sich bemüht, das Rätsel zu lösen, desto mehr verwirren sich die Begriffe. Es läßt sich das Chaos am besten vergegenwärtigen, wenn man, von der Krone abgesehen, sich einen umgestürzten mit dem Laube vergrabenen Wald denkt und, seiner Phantasie weiteren Raum gebend, sich vorstellt, als hätten Titanen hier gehaust, das Erdreich klafterhoch aufgewühlt, mit einem Sumpfe verschwemmt, Bäume gehoben und umhergeschleudert, und als hätten nach solch vollbrachter Zerstörung die Trümmer sich wieder aufzurichten versucht. Der Bannstrahl aber, der sie auf dem schlammigen, unwegsamen Boden beließ, dehnte seine Wirksamkeit auch auf Tiere und Menschen aus, indem die Luft durch mephitische Ausdünstungen verunreinigt wurde. Hier und da erscheint ein Baum verschoben und verzerrt, ja von einvermengten Nachbarwurzeln so getragen, daß sein Stamm sich in der Schwebe befindet, und unwillkürlich fragt man sich, wie er nur in diesen aerostatischen Zustand geraten und überhaupt darin zu gedeihen vermag. Doch die Lebenskraft der tropischen Vegetation siegte auch hier über jedes Hindernis. Viele Wurzeln erweitern sich von unten auf zu Flachwüchsen und sind schließlich dem Stamm wie Stützbretter eingefügt. Dies wäre einzig noch geeignet, einiges Licht über die verschiedenen Zerrgestalten zu verbreiten, da die von den Aesten ausgehenden Wurzeln rund bleiben und auch mehr senkrechte, weil ursprünglich hängende Form, haben.

Diese sumpfigen unheimlichen Orte sind in seltsamer Uebereinstimmung auch fast nur von niederen Tierklassen, man darf wohl sagen, den Ausgeburten ihres Reiches, belebt, wie Alligatoren, Moskiten, Krabben, Spinnen und allerlei Gewürm, die ihrerseits wieder Raub- und Sumpfvögel anziehen.

Nirgends ist man imstande, festen Fuß zu fassen, vor uns das Seewasser, unter uns die Kloake, in der man versinken könnte, und im Hintergrunde schließt sich nicht weniger undurchdringliches Dickicht an. Nur über die schlüpfrigen, grünbeschlammten Wurzeln hinweg vermag man voranzuschreiten; sie leihen trefflich Brücke und Geländer. Ihnen sich anvertrauend, läßt sich eine der eigentümlichsten Wanderungen im Gebiete pflanzlicher Schöpfung — so recht ein Stelzfüßlergang — ausführen. Sie sind sicherer, als

Digitized by Google

so viele abenteuerliche improvisierte Brücken, welche schwankend über Flüsse und Abgründe leiten. Doch wage man sich nicht zu tief in das Labyrinth hinein, in der Absicht etwa, seiner Neugierde zu genügen oder einen Standpunkt zu erreichen, von dem aus man das Ganze gemächlich überschauen könnte, denn nicht ungestraft sollte der Menschenfuß dieselbe betreten! Zu spät vernimmt man, daß man auf Brutstätten der Moskitos gestoßen. Bald schon wittern diese Unholde den nahenden warmblütigen Fremdling und stürmen eifrig herzu, ihn mit ihren giftigen Stichen zu martern. Kein Rückzug ist eilig genug, um sich der Qual zu entziehen.

Stamm und Wurzeln sind häufig mit Austern bedeckt, so daß man steinerne Knittel zu sehen glaubt. Diese Tiere haben daselbst ihren lebenslänglichen Wohnsitz und versammeln ihre Nachkommenschaft in vielen Generationen um sich her; klein und groß sind sie durcheinander gestreut und nur schwer abzulösen. Selbst junge, noch nicht in den Boden eingedrungene Luftwurzeln werden von ihnen ergriffen, um allmählich von einer Steinkruste umschlossen zu sein. Die Krabben scheinen zwischen dem Wurzelwerk einen geeigneten Tummelplatz gefunden zu haben. Sie klettern mit äußerster Gewandtheit rings um die Wurzeln her, lugen neugierig bald hier, bald dort hervor, und will man nach ihnen haschen, so sind sie auch schon im Schlamm verschwunden.

Im grellem Abstich aber gegen all das geringere Tierleben erfreut uns ganz besonders der Anblick leichtbeschwingter Sumpfvögel: Storch-, Reiher- und Ibis-Arten, berufen und bestrebt, dem vielfältigen Gewürm den Garaus zu machen. Zur Nachtzeit gewähren diese halbbefiederten Vögel, die dann in unzählbaren Mengen an der Außenseite der Waldung auf dem dunklen Laube ruhen, einen entzückend schönen Anblick, wohl geeignet, für den freudlosen Aufenthalt im Manglesal zu entschädigen; geeignet ferner, den Zauber zu erhöhen, den eine Mondscheinfahrt auf tropischem Gewässer birgt, wo in dem Gesamtwirken verschiedener Naturgenüsse, der köstlich lauen Luft, des tiefblauen Himmels mit seinem Sternengefunkel und der lautlosen Stille, die ringsum herrscht, sich Erinnerungen in die Seele prägen, welche den Reisenden, selbst wenn er in weite Fernen gerückt, noch oft im Geiste in dieses schöne Land zurückversetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

* **Volkswirtschaftliche Studien über die Türkei. I. Salonik und sein Hinterland** von F. Rohnstock, Sekretär und Hafenmeister beim kaiserl. deutschen Generalkonsulat in Konstantinopel. 6 Mark. In Kommission bei E. Heinze in Polln.-Wartenberg. — Ein interessantes, überaus fleißiges Buch, das sich namentlich allen denjenigen, die an der Ein- oder Ausfuhr der Türkei in irgendwelcher Weise beteiligt sind, sehr dienlich erweisen wird. Das vom Verfasser in diesem ersten Bande besprochene Gebiet, das der Geograph und Geschichtsschreiber kurzweg als Makedonien bezeichnet, umfaßt einen Flächenraum von 78,680 Q.-Km. mit einer Bevölkerung von 2,705,520 Seelen, d. h. 34.5 Bewohnern auf den Qu.-Kilometer oder 2018 auf die Qu.-Meile. Das Zentrum und der Norden von Makedonien ist von Bulgaren bewohnt; in den Bezirken nach der See zu besteht die Bevölkerung hauptsächlich aus Türken; im Süden und Südwesten mischen sich unter dieselben Griechen, Makedowalachen und Gräco-Bulgaren. Im Oberlande (Kossowa) sind 60% der Bevölkerung Arnauten und Türken (349,000 und 30,000). Der Rest verteilt sich auf christliche Serben, christliche Bosniaken und katholische Albanesen. Drei bedeutende Häfen, Salonik, Kawalla und Lagos, vermitteln die Ein- und Ausfuhr zur See; die letzteren zwei Häfen stehen jedoch, soweit die Einfuhr in Betracht kommt, nicht immer in unmittelbarer Verbindung mit dem Auslande, sondern beziehen den größten Teil der Waren im Zwischenverkehr von Konstantinopel, Salonik und Smyrna. Der Haupthandelsplatz ist Salonik; es genießt diesen Vorzug durch die hydrographische Beschaffenheit und topographische Gestaltung des überaus fruchtbaren Hinterlandes und die günstigen Verbindungen, die die es nach allen Richtungen hin hat. Der Verkehr mit dem Hinterland wird vielfach noch durch Karawanen vermittelt, die selbst durch die im Jahre 1872 bis nach Mitrowitza angelegte Eisenbahn nicht verdrängt worden sind. Wöchentlich kommen beispielsweise von Monastir und Seres zwei Karawanen in der Stärke von je 100 bis 120 Tieren (Pferde, Maultiere oder Kameele), mit Getreide und sonstigen Landeserzeugnissen beladen, in Salonik an. Als Rückfracht nehmen sie Salz, Mehl, Eisen-, Kurz- und Kolonial- sowie Manufakturwaren mit. Zur See ist Salonik in unmittelbarer Verbindung mit Konstantinopel, ebenso mit Marseille und mit Italien. Die Kreditverhältnisse in Salonik und dem Hinterlande sind gesunde und bessere als in Konstantinopel und manchen anderen Plätzen des Orients. Verfasser legt nun den Anteil der verschiedenen Völker an dem Handel dieses Gebietes in einem reichen, aus amtlichen Quellen geschöpften Material dar, das, tabellarisch geordnet, eine vortreffliche Uebersicht gewährt. Indem wir daher auf das Werk selbst verweisen, beschränken wir uns auf die Mitteilung, daß Deutschland Waren im Werte von 204,650 Pfunden 6 ¼ Piastern = 9% des Gesamtwertes der Einfuhr nach Salonik einführt und an der Ausfuhr mit einem Werte von 99,758 Pfunden 45 Piastern beteiligt ist, der sich jedoch um ungefähr 100,000 türk. Pfunde vermehrt, da von den nach Malta, Gibraltar, Cork oder Falmouth für Ordre verschifften Waren (Mais, Gerste, Roggen) wohl mindestens ein Drittel nach Deutschland verschifft worden ist. Erfreulich ist es, aus den Einzelberichten zu ersehen, daß Deutschland den anderen Industriestaaten gegenüber ein mächtig vorwärtsstrebender Konkurrent ist, der seiner Bedeutung nach wohl gleich nach England zu stehen kommt. Möchte es im Kampfe des Wettbewerbs immer mehr Terrain gewinnen!

Witten a. R. Dr. W. Beumer.

---

[1] 363 Km. lang und seit 1875 im vollen Betriebe.
Der Ref.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans,

Kais. Deutscher Consul in Messina.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 6. Stuttgart, 7. Februar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder.) S. 101. — 2. Der Verlauf der geographischen Forschungsreisen im Jahre 1886. Von D. Kaltbrunner. S. 104. — 3. Niassische Traditionen und Gleichnisse. Von H. Sundermann, Missionar zu Dahana. (Schluß.) S. 108. — 4. Stanley's neue Afrika-Reise. Von Herm. Pollak. S. 111. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 113. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 115. — 7. Notizen. Vereine, Gesellschaften, Museen ꝛc. 118. — 8. Litteratur. S. 119.

Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder).[1]

I. Banana. San Antonio an der Kongo-Mündung. Der Negerstamm der Musserongo.

Ungesunde Lage. — Soziale, merkantile Verhältnisse. — Landschaftliches Bild der nächsten Umgebung. — Ein noch bestehendes Denkmal aus dem 16. Jahrhundert. — Die Mission San Antonio. — Fahrt über den Kongo. — Die Musserongo, ihre Begrüßungsform, Sitten und Gebräuche, Religion. — Das Seelenessen, die Strafe dafür. — Ruine einer Kapelle aus dem sechzehnten Jahrhundert. — Noch vorhandene Gegenstände. — Der Wächter als Landes-Wettermacher. — Regen und Hungersnot. — Zwei Schaukelstühle sind N'kissi m'bi (die Ursache). — Das Wesen englischer und französischer Missionare. — Jagden und ihr Ergebnis. — Siebenstündige Rückfahrt in einem offenen Boot. — Gefahren. — Bulambembe-Point.

Banana und die Mündung des Kongo sind bereits mehrmals von anderen richtig beschrieben worden; ich beschränke mich daher nur auf weniges. Die Landzunge, auf welcher Banana liegt, ist wohl der ungesündeste Ort im ganzen Westen.

Andere Küstenorte in unmittelbarer Nähe, die auch als ungesund zu bezeichnen sind, z. B. Landana (tiefgelegene Faktoreien), Tschiloango, sind weniger ungesund, deshalb, weil bei der sich um 1 Uhr Nachmittag einstellenden, bis 7 Uhr Abends dauernden Seebrise während dieser Zeit reinere Luft zugeführt wird, welcher Umstand in Banana nicht eintritt, da dort mit Ausnahme des holländischen Hauses sämtliche Wohnungen der Weißen von Lagunen umgeben sind.

Die Sterblichkeitsverhältnisse und Zahl der Fieberanfälle sind bedeutender als in Gaboon, wohin doch auch die Kranken der nächsten Küstenplätze zur Pflege gebracht werden; als einzigster günstigster Hafenplatz kann aber Banana nicht aufgegeben werden und menschliche Gesundheit und Leben der Untergebenen spielt bei den Kaufleuten, wo es gilt, Geld zu verdienen, bekanntlich keine Rolle. Das Haus berechnet nur den ziffermäßigen Schaden, der durch den Tod und notwendig gewordenen Ersatz erwächst.

Die sozialen Verhältnisse sind nicht darnach, um einem Fremden, Unbeteiligten den Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen.

Der selbstverständliche Geschäftsneid, der Nationalitätenhaß, persönliche Zwistigkeiten, haben Banana in vielerlei Parteien gespalten, und anstatt daß die Association internationale (der Kongo-Staat) calmierend einwirken würde, suchen die Agenten derselben die Feindschaft zu schüren und zu nähren, indem sie keineswegs Motive politischer Bedeutung zum Vorwand nehmen, sondern aus rein persönlichen Motiven so handeln.

Ueber den Umfang der merkantilen Verhältnisse kann niemand positive Angaben machen. Stanley hat wohl ganze Kolonnen von Zahlen aufgestellt, und zu diesen Zahlen ein beliebiges europäisches Fabrikat oder afrikanisches Naturprodukt hinzugefügt — mit demselben Rechte könnte ich den Verkehr der Erdbewohner mit denen des Mondes ziffermäßig nachweisen. Jeder Kaufmann, der sich in

[1] Nachstehende Skizzen sind eine kurze Beschreibung des Landes, der Eingeborenen, des Klima's. Ich habe die Verhältnisse geschildert, wie ich sie eben während meines viermonatlichen Aufenthaltes am unteren und mittleren Kongo gefunden, als „Dilettant mit Maulwurfsaugen", wie mich Stanley und Konsorten qualifizieren würden. Ich bin weder im Auftrage der Association, noch einer Gesellschaft, noch eines Dritten, sondern in eigenem Auftrage gereist, bin auch kein wie immer gearteter „—ologe", kein Kaufmann, sondern nur Soldat, und trete mit meiner Person für das Nachstehende ein. A. d. V.

Digitized by Google

seine Bücher blicken läßt und Leuten wie Stanley wahre Angaben macht, ist meiner Ansicht nach gar kein Kaufmann.

Mit welchen Augen und von welchem Standpunkte die Kaufleute das Schöpfungswerk Stanley's betrachten, darüber im Kapitel „Kongo-Staat".

In unmittelbarer Nähe von Banana sind keine Dörfer von Eingeborenen. Die nächsten sind ca. 1 Stunde flußaufwärts im Banana-Creek, Nordost, und hinter Bulambembe-Point, Südost. Sie sind ziemlich stark bevölkert, haben aber außer den gewöhnlichen Pflanzungen nur noch wenig Schwein-, Ziegen- und Hühnerzucht, mit welchen sie in den Faktoreien Handel treiben. Der Boden ist sandig und wenig fruchtbar.

Das landschaftliche Bild ist einförmig: Mangroven und Wasser. Ein einziger Blick von einem Hügel am Ende des Banana-Creek (4 Stunden per Boot) gewährt ein eben in seiner Einförmigkeit großartiges Bild nach Süden über die Mündung des Kongo, seine zahllosen Arme und Inseln.

Die Neger gehören dem Stamme der Kakongo an, werden aber von den Weißen mit dem Namen Fiote (schwarz) bezeichnet und ich behalte auch dieses Wort ferner bei. Vom Quilu im Norden bis Banana, und von da bis gegen Stanley-Pool, hat der Stamm seine Dörfer und die fast gleiche Sprache — sie sind feig, mehr zum Handel und Zwischenhandel geschaffen, und verhältnismäßig wenige leben als Fischer, Träger und Arbeiter.

In der Umgebung Banana's ist ein wenig bekannter und doch durch seine in's 16. Jahrhundert zurückgreifenden noch bestehenden Denkmäler und Erinnerungen wichtiger Ort.

Es ist die französische katholische Mission San Antonio, am linken Ufer des Kongo, am Ende einer schmalen flußartigen Lagune.

Ich fuhr mit dem Dampfer eines französischen Hauses hinüber über den Kongo — in der Ferne schienen die Bäume dem Wasser zu entsteigen; man kreuzte unter einem Winkel von 45° den Fluß, um von der Strömung nicht abgetrieben zu werden; nach zweistündiger Fahrt nähert man sich dem dichtbewaldeten, Mangroven-besäumten Ufer. Trotzdem die Dünung durch Shark-Point abgeschwächt wird, muß mit größter Vorsicht die Barre der Lagunen-Mündung überfahren werden. Mit schaumgekrönten Häuptern rollen und brechen die Wogen im seichten Wasser und eine kaum 100 m. breite Rinne gewährt kleinen Dampfern sichere Durchfahrt. Das linke Ufer ist portugiesisch seit der Berliner Konferenz und es lassen seit Oktober vorigen Jahres die Portugiesen ihre Dampfer nicht mehr den Hafen von Banana anlaufen, sondern gehen in der Nähe der Barre vor Anker, und zwingen so die Häuser und Passagiere von Banana, über den Kongo zu fahren, sich Post und Ladung zu holen. Die portugiesische Mail ist die schnellste unter den europäischen; es erwächst, abgesehen von der Zeit, den Kaufleuten die Schwierigkeit und Kosten des zweimaligen Umladens.

Wenn aber die Portugiesen glauben, daß das linke Ufer durch das Anlegen der Dampfer gewinnen wird oder daß gar eine Konkurrenz mit Banana entstehen kann, sich neue Häuser etablieren werden, und der Handel steige, so befinden sie sich in großem Irrtum.

Dongla, der Name der Mündung, wird sich durch die ungünstigen Landungs- und Bergungsverhältnisse nimmer über das Niveau eines kleinen Handelsplatzes von nur lokaler Bedeutung erheben, wenngleich die Portugiesen schon ein Postamt und Gouvernement errichtet haben. Außer diesen besteht nur noch ein französisches und ein zeitweilig offenes holländisches Haus in Dongla.

Ein Agent der Association, welcher auf dieser kleinen Expedition mein Begleiter war, hatte eine kleine, vierriemige Gig in Schlepp nehmen lassen, und mit dieser fuhren wir nach eingetretener Flut hinauf. Die Mangroven-Bäume benehmen mit ihrem im Brackwasser fußenden Wurzelgeflecht an tieferen Stellen jede Einsicht; an höher gelegenen tritt an ihre Stelle niederes undurchdringliches Gebüsch, zwischen welchem kaum kennbar in ewigen Krümmungen die Negerwege sich dahin ziehen und zu den an mehreren Punkten der Fahrt auch sichtbaren Dörfern führen. Angenehm berührt da das Auge das saftige, helle Grün der Bananen im Gegensatze zum bleifarbenen Himmel und schwarzen Wasser. Pelikane, Reiher, Gänse, Enten, Adler und Geier beleben die Gegend — ich habe nirgends am unteren Kongo so auffallend viel verschiedene Arten von Vögeln gesehen und zur Strecke gebracht.

Fischerkähne, andere die mit Oel und Erdnüssen heralkommen, weichen scheu aus, als sie die blaue Flagge mit goldenem Stern, die weiße Uniform der Matrosen erblicken — sie sind vom Stamme jener Musserongo, welche nicht mit Unrecht als der wildeste Stamm am unteren Kongo bezeichnet werden muß.

Eigentümlich ist ihre Begrüßungsform. Begegnet ein Musserongo einem oder mehreren, so bleibt er wie die übrigen stehen, nimmt sein Messer von der Seite und steckt es in den Boden; hierauf knieen sie sich im Kreise herum. Derjenige, der als letzter hinzugekommen, schlägt dreimal die flachen Hände langsam gegeneinander, wiederholt dies so oftmal als Neger anwesend sind, und wendet sich dabei gegen jeden. Der so Begrüßte antwortet auf dieselbe Weise. Hierauf legt oder setzt sich die ganze Gesellschaft nieder und beginnt die Unterhaltung. Dieselbe wird zumeist damit begonnen, daß einer der Anwesenden seine Tabaksdose hervorholt, die nun von Hand zu Hand geht.

Während bei den Fiote alle Weiber rauchen, schnupfen bei den Musserongos alle Männer. Die Dose ist ein couvertartig gefaltetes Bananenblatt, der Schnupftabak mehrere mittelst zwei Steinen zerriebene Tabakblätter, vermischt mit Asche.

Mit der Bebauung des Bodens beschäftigt sich der Musserongo ebenso viel und ebenso wenig wie jeder andere Stamm.

Digitized by Google

Sehr konservativ sind sie in Erhaltung des Waldes und wilden Gebüsches. Den Wald haben die N'kissi (Götter) nötig, um spazieren gehen zu können.

In den Augen eines Freien ist Arbeit eine Schande, dazu sind Weiber und Sklaven.

Das Weib ist nichts anderes als Sklavin. Der Mann kauft das Mädchen von ihren Eltern und führt es mit oder gegen dessen Willen zu sich, und richtet sich die Anzahl seiner Weiber nach seinem Vermögen.

Um nun das auch unter schwarzen Evatöchtern übliche Zanken und Streiten zu beschränken, erhält jede ihre eigene Hütte, ihr eigenes Feuer und muß dem Manne einen aliquoten Teil seiner Tagesnahrung liefern, welche derselbe stets in Gesellschaft von anderen Männern verzehrt.

Gar oft ereignet es sich, daß eine Ehehälfte ihrem Manne zufolge Prügel oder anderer Liebenswürdigkeiten durchbrennt. Der Strohwitwer ist nicht um das Mittel verlegen sie wieder zurückzubringen. Er nimmt eine Flasche Schnaps, je größer, je lieber, je sicherer. Einem solchem Reize hat noch keine widerstanden.

Die Religion der Musserongo ist der Fetischgötzendienst. Das Hauptverbrechen, dessen sich einer schuldig machen kann, ist, die Seele seines Bruders gegessen zu haben.

Sie haben, wie die Fiote, ihre Gangas, Priester und Zauberer, sie glauben, daß der Neger nie eines natürlichen Todes sterbe, sondern andere es sind, welche seine Seele gegessen und so seinen Tod verschuldet haben. Ist einer gestorben, so bezeichnet der Ganga einen oder mehrere des Seelenessens verdächtig. Das ganze Dorf versammelt sich und den Beschuldigten wird eine Giftmischung zu trinken gegeben. Bei den Fiote ist der Name N'kassa; bei den Musserongos wurde er mir trotz vielem Drängen nicht genannt oder habe ich ihn nicht verstanden.

Tritt die Wirkung des Giftes ein, so werden die Betreffenden erstochen oder verbrannt. Was mit solchen geschieht, bei denen die Wirkung nicht eintritt, ist mir ebenfalls unbekannt.

Je höher der Rang eines Verstorbenen war, umsomehr müssen seine Seele gegessen haben und daher geopfert werden. Mehr Neger verlieren so ihr Leben, als durch Hungersnot, Krankheit und Kriege.

Nach 3½-stündiger Fahrt verengte sich das Fahrwasser immer mehr, die früher zahlreichen Nebenarme wurden seltener, zuletzt blieb nur eine schmale Rinne, in welcher das Boot an den unentwirrbaren Wurzeln der Mangroven weiter bewegt werden mußte.

Einige Schritte bergauf und wir befanden uns am Fuße eines sanft ansteigenden Hügels, auf dem die Missionsgebäude liegen. Wohlgepflegte Maniok-, Erbsengärten, Orangen-, Mangoreihen, Beete mit europäischen Gemüsen zeigen vom Fleiße der Bewohner. Mittenwegs war ein frisches Königsgrab, dessen einzige Zierde ein über den Grabhügel gespannter roter Regenschirm war.

Der Standpunkt, auf welchem hier die Missionare (2 Pères und 1 Frère) sich den Eingeborenen gegenüber befinden, ist der schwierigste unter allen französischen Missionen, die ich im Laufe der Monate sämtliche besucht habe.

Schon die Geschichte der Gründung von San Antonio ist eine Kette ununterbrochener Gefahren und Entbehrungen für die Gründer gewesen.

Ungefähr eine halbe Stunde von der Mission entfernt befindet sich noch heute die Ruine einer Kapelle, welche italienische Kapuziner vor ca. 200 Jahren da erbaut haben. Nahe dieser Ruine wurde von den Negern eine neue Kapelle errichtet und darin ein Altar aufgestellt. Ein Kruzifix, darüber ein ungeheurer Sonnenschirm, darunter einige in Tücher eingehüllte, von Insekten ganz zerfressene hölzerne Heiligen-Statuen. Von anderen Kirchengerätschaften soll noch einiges: Monstranz, Meßbücher u. a., vorhanden sein. Die Neger zeigten mir es aber nicht. Der Regenschirm soll samt dem Dache jeden Regentropfen vom Kreuze abhalten, da sonst, nach der Ansicht der Musserongos, der Regen für immer ausbleibe, Hungersnot und Tod im ganzen Lande einziehen werde.

Ein alter Neger, der in der Nähe seine Hütte hat, ist der Wächter der Kapelle, hat die Schlüssel zu derselben, treibt darin seine abergläubischen Narrheiten, verteilt Wasser, das alle Krankheiten heilen soll und nimmt dementsprechend hohe Geschenke entgegen.

Bis vor kurzem hatte er auch das Privilegium des Wetter- oder Regenmachens.

Als im Winter 1884 kein Tropfen Regen fiel, kamen die Häuptlinge des ganzen Landes zu ihm und verlangten in energischerer Weise als dem alten Fuchs lieb gewesen sein mag (ich kann mich nicht erinnern, unter den Tausenden und Tausenden von Neger-Physiognomien eine auffallendere bemerkt zu haben), Regen und zwar sofort.

Der Alte berief sich auf N'sambi, den höchsten Gott, welcher ihm erklärte, er sei mit der Kapelle unzufrieden, er wünsche eine neue. Mit der Aufführung wurde also sofort begonnen, aber Regen kam keiner. Wer sollte also schuld sein? Niemand anderer als die Weißen, Nganga Nsambi, welche man vier Jahre früher in einem ähnlichen Falle zurückberufen hatte. Der Krieg wurde erklärt, sogar die der Mission freundlichen Dörfer traten als Gegner auf und aller Leben stand auf dem Spiel. Durch Wochen hindurch währte die täglich bei Morgengrauen beginnende Belagerung; Geschenke wurden erpreßt oder kurzweg geraubt.

Nachdem einmal wieder die Wohnungen erbrochen worden waren, entdeckten die Neger zwei neue Schaukelstühle, N'kissi m'bi! Der Unglücksfetisch war gefunden, die Stühle in 1000 Stücke zerschlagen, die Vorratskammern und Magazine ausgeleert — denn der Regen begann sich zu zeigen und eine Stunde später war er auch eingetreten. Kein Missionar wird es jetzt wohl wagen, mit einem auch nur ähnlichen Stuhl nach San Antonio zu kommen; die Musserongo „wissen" was das Regnen verhindert hat.

Digitized by Google

Bei Betrachtung solcher Zustände zeigt sich das Wesen, Thun und Lassen englischer Missionare im rechten Lichte. Englische Missionare, warum gründet Ihr, die Ihr doch über unbeschränkte Geldmittel verfügt, nicht hier eine Station, wo Euch Hunger und Entbehrungen, Gefahren und der Martyrertod erwarten? Ihr preist ja diese Verhältnisse als erstrebenswertes Ziel, als beruhigende Genugthuung für jeden Missionar! Mit Antworten seid Ihr nie verlegen, aber selten sind sie stichhaltig.

Die Mission hatte zur Zeit meiner Anwesenheit ungefähr 20 Kinder, welche zumeist gekaufte sind; doch auch diese werden von den Dorfbewohnern gegen die Weißen gehetzt, und man muß sich verschiedener Mittel bedienen, um wenigstens eine scheinbare Anhänglichkeit zu erzielen; so waren beispielsweise auf allen Heiligenbildern, die ich gesehen, die Gesichter der Kinder schwarz bemalt, die Kruzifixe, die sie um den Hals tragen, gelten als Fetisch ꝛc.

Die Umgebung von San Antonio ist sandiger, beinahe unfruchtbarer Boden. Ich benützte die drei Tage meiner Anwesenheit zu Jagdausflügen und kam dabei auf Rebhühner (das einzigemal in Afrika). Es ist eine größere Art als die europäische, mehr ins Graubraune spielend. Schakale sind durch ihr nächtliches Geheul mehr Ohrenplage, als daß sie sonst Schaden zufügen würden. Sehr schöne Affen konnte ich nur mit dem Glase beobachten, da sie mich nicht auf Schußdistanz herankommen ließen. Ich halte dieselben für kleine, langschwänzige Kapuzineraffen.

In unmittelbarer Nähe der Station befanden sich zahlreiche Adlerhorste und es gelang mir gleich am ersten Abend, beim Einflug 11 Stück, darunter 5 verschiedene Arten, zumeist jedoch mir unbekannte, zu erlegen.

Die vier Kru-Jungen aus dem Boot hatten lange Zeit nicht so in Seligkeit geschwommen. Sie brieten die die Vögel, ohne die Gedärme herauszunehmen, und ich sah einen am ersten Abend drei Stück verzehren, denen als Nachtisch ein Dutzend Bananen folgte.

Ich konnte mich kaum mehr ihrer erwehren, jeden Augenblick kam einer: „Cook, Master, big bird live for come, kill him.“

Am Nachmittag des dritten Tages verließen wir den Platz, nachdem mit dem französischen Hause in Banana die Vereinbarung getroffen worden war, daß wir am Morgen des vierten Tages von einem Palha-Boot (kutterähnlicher Segler von scharfer Bauart) abgeholt werden sollten, da es zu einem der gewagtesten Stückchen gehört, in einem offenen Gig den Kongo überqueren zu wollen.

Das Boot war nicht da, als wir gegen Abend ankamen. Der Agent mußte dienstlicher Verhältnisse halber Tags darauf in Banana sein, mußte also hinüber. Wenn ich die Größe der Gefahr gekannt hätte, welche mit der Fahrt verbunden ist, ich wäre nie mitgefahren, ganz offen gestanden.

Die Gefahr besteht erstens in der starken Strömung, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, daß die Ruderer ermüden und man machtlos dann vom Strome fortgerissen wird. Zweitens — und dies ist das vorwiegendere — beginnt um 12 Uhr, oft aber schon um 10 Uhr Vormittags, die Seebrise, welche ganz bedeutende Wellen im stromfreien Wasser erzeugt. Regelmäßige Wellen überwindet jedes Kielboot, aber den Wellen, welche sich durch Wasserströmung und entgegengesetzten Wind bilden, ist ein offenes Boot nicht gewachsen; man muß also trachten, vor Beginn der Brise Bulambembe-Point, den gefährlichsten Punkt, passiert zu haben, indem an dieser Spitze außerdem die Meeresdünung stark fühlbar ist.

Man nimmt gewöhnlich 7 Stunden Fahrt von Dongla nach Banana an. Wir fuhren nach eingetretenem Tageslicht und nachdem wir uns überzeugt, daß nirgends das Palha-Boot in Sicht, um halb sieben Uhr ab. Dreieinhalb Stunden wurde knapp am Ufer stromauf gerudert, eine kurze Rast gehalten, Rum zur Stärkung an die Kru-Jungen verteilt und in schärfstem Stroke und lautem Gesange waren wir in $2^1/_2$ Stunden drüben angelangt; aber der Wind wurde am Horizont gegen das Meer hin schon sichtbar.

Eine kurze Strecke noch und schon waren wir das Spielzeug der überstürzenden Wellen.

Das Umfahren der Landspitze mag 10 Minuten gedauert haben; mir dünkten die Minuten Stunden. Unsere beiden Leibjungen schöpften, der eine mit einem Kochtopfe, der andere mit einem Sonnenhelme, das mit jeder seitlichen Welle einschlagende Wasser aus, die Ruderer heulten ihre Gesänge, die am Boden liegenden, in Antonio eingekauften Ziegen und Schweine äußerten die Berührung mit dem feuchten Elemente auch in ohrenbetäubender Weise.

Erst im ruhigeren, nur von der Dünung bewegten Wasser durften wir uns nun nicht mehr als Krokodilfutter betrachten.

Eine Stunde später, bei stärkerem Winde, hätten wir wohl kaum Banana wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verlauf der geographischen Forschungsreisen im Jahre 1886.

Von D. Kaltbrunner.

I. Afrika.

Marokko. Merkwürdigerweise ist Marokko, welches uns so nahe und gewissermaßen hart vor den Thoren Europa's liegt, noch immer einer der am wenigsten gekannten Teile von Afrika. Die Arbeiten der Herren Duveyrier und de Foucault haben uns belehrt, daß unsere Karten ganz mangelhaft sind, und leider sind die Ergebnisse ihrer Beobachtungen noch nicht veröffentlicht worden. Die Herren Maurel und de la Martinière haben ebenfalls

Digitized by Google

zur Berichtigung einiger Irrtümer beigetragen, nur werden noch manche Jahre vergehen, ehe wir eine genügende Kenntnis von jenem Lande besitzen, in welchem der Fanatismus der Bewohner der Ebene, die räuberische Wildheit der Stämme im Gebirge und vor allem vielleicht die Eifersucht der Nationen, welche nach diesem Erdwinkel lüstern sind, den ernsthaften und dauernden Erforschungen ein beinahe unüberwindliches Hindernis entgegenstellen. Die Straßen, die von Tanger oder jedem beliebigen Hafen aus nach Wessan, nach Fez, nach Mekines und sogar nach Marrakesch führen, sind genau genommen gangbar, wie es wieder einmal die neue Reise des Herrn Quedenfeldt bewiesen hat; allein, ohne von den Abhängen des Atlas zu reden, hat noch nie ein Europäer den Fuß ins Rif gesetzt, wo doch die Schiffe, welche durch die Meerenge von Gibraltar fahren, so nahe vorüberkommen.

Die westliche Sahara. Die dem Atlantischen Ozean zugekehrte Seite der Sahara ist durchaus nicht gastlicher. Herr Jannasch, der Präsident des Zentralausschusses des Handelsgeographischen Vereins in Berlin, hat hierin eine traurige Erfahrung gemacht. Sein Versuch, Handelsverbindungen mit den Völkerschaften am Kap Nun anzuknüpfen, hat beinah einen verhängnisvollen Ausgang genommen. Mit einigen Mitgliedern der Expedition an die Küste geworfen, mußte er von Stamm zu Stamm irren und wurde endlich unter guter Bedeckung nach Mogador zurückgebracht. Der Kapitän Cervera vom spanischen Generalstab, war auf seiner Reise nach Adrar nicht glücklicher. Die Expedition, am 16. Juni von der Küste, nämlich von der spanischen Niederlassung Rio Ouro, abgegangen, kehrte am 24. Juli in vollständiger Entblößung, vor Hunger, Durst und Ermüdung halb tot, nach diesem Punkte zurück. Die Schilderung, welche Cervera von Adrar entwirft, stimmt weitaus nicht mit den Beschreibungen überein, welche Vincent und Panet davon gegeben haben und worin es heißt, der zentrale Teil des Landes könne sich an Schönheit mit den begünstigtsten Gegenden der Schweiz messen. Auf der einen oder der anderen Seite muß daher Uebertreibung stattgefunden haben.

Timbuktu. Der Aufbruch des Kommandanten Gallieni nach dem oberen Niger, noch mehr als die Abreise des Herrn Viard nach demselben Bestimmungsorte, lassen hoffen, daß noch vor Ablauf des Jahres französische Forscher Timbuktu, diese Hauptstadt des westlichen Sudan, erreicht haben werden. Schon Ende 1885 hatte das französische Dampfkanonenboot „Niger" Segu-Sikoro passiert und sich bis zur Höhe von Djenné vorgewagt, wo es durch den niedrigen Wasserstand zur Umkehr gezwungen wurde. Ein anderer Reisender, der Doktor Krause, welcher auf dem „Volta" von Salaga abgereist war, suchte seinerseits ebenfalls Timbuktu zu erreichen. Von diesen Expeditionen darf man sich viel versprechen, denn sie führen alle durch sozusagen noch unbekannte Regionen und werden hoffentlich einen günstigeren Erfolg haben, als diejenige des unglücklichen Lieutenants Marcel Palat, welcher, vom südlichen Algerien ausgegangen, auf dem Wege nach Timbuktu von Tuaregs verräterischerweise ermordet wurde.

Sokoto und der untere Niger. Obwohl nach dem Datum der Ausführung die von uns im vorigen Jahrgang geschilderte Expedition von Joseph Thompson nach Sokoto dem Jahre 1885 angehört, so dürfen wir sie hier doch nicht mit Schweigen übergehen, da sie durch ihre rasche Ausführung besonders merkwürdig ist. Thompson verließ Liverpool im Februar 1885 und brauchte nur sieben Monate (wovon er drei auf dem Meere verbrachte), um die Hin- und Herreise zwischen England und Sokoto zu machen. Er war mit dem Abschluß von Handelsverträgen mit den Sultanen von Haussa betraut und wollte seinen Gegnern, den französischen Händlern am Niger, keine Zeit lassen, ihm für seine Reise Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Der Dampfer, mit welchem er den Niger hinauffuhr, trug eine ganz ausgerüstete und gut organisierte Karawane. Als diese an dem Punkte ankam, wo die Wasserstraße nicht mehr schiffbar ist, schiffte die Karawane sich aus und trat ihren Marsch zu Lande an, ohne den Völkerschaften Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen. Sobald Thompson seine Expedition beendigt hatte, bewerkstelligte er seine Rückreise mit derselben Schnelligkeit in seinen Bewegungen, und es gelang ihm ziemlich gut, denn er verlor nicht das Leben, aber wenigstens sein Gepäck und seine Papiere. Diese selbe Reise nach Sokoto hatte im Jahre 1880 der kühne Reisende Robert Flegel, der unermüdliche Erforscher des Benuë, gemacht, welcher dieselbe im vorigen Jahre wiederholen und vom Benuë nach dem Kongo vordringen wollte, dem aber Thompson zuvorkam, was Flegel sehr bekümmerte, seine Bemühungen vereitelte und wahrscheinlich zu seinem frühen Ende beitrug, denn Flegel starb bekanntlich erst vor wenigen Monaten (11. September 1886) in Braß am unteren Niger, nach kaum vollendetem 31. Lebensjahr.

Kamerun. Die Region von Kamerun, im Schooße des Meerbusens von Guinea, wird sehr eifrig erforscht, seit Deutschland dieses Gebiet unter seinen Schutz genommen hat. Zwei schwedische Elefantenjäger, die Herren Baldau und Knutson, haben eine höchst interessante Expedition in den nördlichen Teil des Gebirges gemacht, welcher das Mündungsgebiet des Kamerun beherrscht. Dr. Bernhard Schwarz hat ebenfalls eine Reise ins Innere von Kamerun gemacht, welche durch ihre Schnelligkeit Staunen erregt. Der neue Gouverneur der Kolonie hat selbst einige von den vielen Flüssen, die sich in jenes ungeheure Mündungsgebiet ergießen, rekognosziert und rekognoszieren lassen, so daß binnen kurzem diese Region, welche nur ein Gewirre von Flußmündungen darbot, für die Geographen keine Geheimnisse mehr haben wird.

Der Liba-See. Der geheimnisvolle Liba-See, wenn er überhaupt existiert, fährt noch immer fort, allen Nach-

Digitized by Google

forschungen zu trotzen. Die Herren Rogozinski, Dr. Passavant und (wenn wir nicht irren) Viard in Begleitung des Dr. Estève hatten ihre Absicht angekündigt, denselben zu besuchen. Sie scheinen aber daran verhindert worden zu sein, denn das Vorhandensein des Liba-Sees ist womöglich heute noch problematischer als früher.

Corisco. Die Küste südlich von Kamerun, von der Mündung des Rio Campo bis zu derjenigen des Rio Muni, sowie das Becken derjenigen Flüsse, welche auf dieser Küste münden, sind von den Herren Montes de Oca, Osorio und Iradier besucht worden. Ihre Sendung war jedoch mehr eine politische als eine geographische, und man findet in ihrer Schilderung nicht die Einzelnheiten, deren man sich mit Recht von Reisenden versehen durfte, die, wenn man von ihrer in Madrid veröffentlichten Reisebeschreibung aus urteilen darf, eine so ungeheure Länderstrecke durchwandert haben müssen.

Der französische Kongo. Die neuen französischen Besitzungen, welche zwischen der Küste des Atlantischen Ozeans und dem rechten Ufer des Kongo liegen und seit einiger Zeit mit dem ziemlich undeutlichen Namen des „afrikanischen Westens" bezeichnet werden, bilden dasjenige, was man nun den „französischen Kongo", im Gegensatz zu dem belgischen Kongo oder Kongo-Freistaat, nennt. Dieses Gebiet ist neuerdings von dem Kapitän Rouvier in Begleitung des Dr. Ballay, Mitgliedern der internationalen Grenzbestimmungs-Kommission, besucht worden. Diese französische Mission hat im September 1885 das Thal des Kwilu-Niari bereist und nach ihrer Ankunft am Kongo diesen stromaufwärts befahren mit den Kommissären des Kongo-Freistaates, um das rechte Ufer dieses Stroms sorgfältig zu erforschen und auf demselben die Mündung des Licona-N'Kundscha zu entdecken, welche nach dem Wortlaut der Berliner Uebereinkunft zur Bestimmung der Grenze zwischen den beiderseitigen Besitzungen dienen soll. Nachdem sie bis zum Ubangi gekommen waren, ohne diesen Licona getroffen zu haben, unterzeichneten die Abgeordneten der beiden Staaten eine Erklärung (vom 26. Januar 1886), worin festgesetzt wurde, daß „der Licona-N'Kundscha der Karten und des Vertrags nichts anderes sei als der Ubangi." Die französischen Abgesandten bewerkstelligten dann ihre Rückkehr nach der Küste mittelst des Alima, von dem sie an den Ogowé gelangten und diesem bis zu seiner Mündung folgten. Hoffentlich werden die mannigfachen Beobachtungen, welche auf dieser Reise gesammelt worden sind, binnen kurzem veröffentlicht werden, denn im Verein mit dem schon von den früheren Forschern (Savorgnan de Brazza, Dr. Ballay, Alfred Marche, Dutreil de Rhins, Mizon, Dolisie, Jacques de Brazza u. a. m.) Ermittelten werden sie uns endlich einen Gesamtüberblick über das geben, was man unter dem „französischen Kongo" zu verstehen hat.

Nebenflüsse des Kongo. Eine fleißige Arbeit des Lieutenants von François, welcher seine eigenen Arbeiten mit denjenigen seiner Vorgänger zusammenfaßte und in zwei Karten übertrug, welche „Petermann's Mitteilungen" von 1886 in Heft IX und XI brachten, gibt nun einen ganz deutlichen Ueberblick über die Zuflüsse des Kongo, wie sie durch die zahlreichen Expeditionen der letzten Jahre (Grenfell, Wißmann, v. François, Wolff, Kund, Tappenbeck u. a. m.) ermittelt worden sind. Es ist nur zu bedauern, daß die Herren Massari und Büttner, welche beide den Kwango erforscht haben, der erstere indem er ihn bis zum 4.° s. Br. hinan-, der zweite, indem er ihn beinahe bis zum selben Punkte hinabfuhr, sich nicht für verpflichtet gehalten haben, einige Aufklärungen über ihre Entdeckungen zu geben, denn je mehr ihre Reiserouten sich näher kommen, desto weiter scheinen sich die von ihnen eingeschlagenen Wege voneinander zu entfernen, so daß man über den wirklichen Lauf eines der bedeutendsten Zuflüsse des Kongo noch ganz im Ungewissen ist. Das Jahr 1886 ist, soweit wenigstens die Forschungs-Ergebnisse darüber vorliegen, an neuen Entdeckungen im Kongo-Becken sehr arm. Es scheint hier nur der Ikata zu verzeichnen zu sein, ein bedeutender Fluß, welchen die Lieutenants Kund und Tappenbeck im Januar 1886 auf der Rückkehr von ihrer Expedition gefunden haben und der den Kassai in der Nähe seiner Einmündung in den Kongo verstärkt. Was die Reisenden anbelangt, welche den Hauptstrom bis zu den Stanley-Fällen hinaufgefahren sind, wie z. B. Dr. Oskar Lenz, Herr v. Schwerin, Kapitän Bove und andere mehr, so haben sie uns keine neuen Nebenflüsse angezeigt.

Durchquerung von Afrika. Von der eben erwähnten Station der Stanley-Fälle, deren sich die arabischen Händler bemächtigt und die sie auch trotz des mannhaften Versuches des Kapitän Coquilhat schließlich behauptet haben, war der schwedische Lieutenant Gleerup am 28. Dezember 1885 aufgebrochen, und konnte mit Unterstützung des berühmten arabischen Häuptlings Tipo-Tip, welcher in jenen Gegenden als unumschränkter Monarch herrschte, erst Nyangwe am oberen Kongo, dann Udschidschi am Tanganjika und endlich Bagamoyo und Sansibar erreichen, wo er am 28. Juni 1886 ankam. Diese schnelle Reise scheint jedoch nicht wesentlich zur Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse beizutragen.

Ein anderer Reisender und erfahrener Forscher, der Deutsche Dr. Oskar Lenz, ist ebenfalls unterwegs, um Afrika zu durchqueren. Bekanntlich ist er auf die Auffindung des Dr. Junker ausgezogen, welcher durch den Aufruhr des Mahdi im östlichen Sudan mit Emin Bey (Dr. Schnitzler) und dem Kapitän Casati in Lado blockiert worden ist. Dr. Lenz wurde durch Umstände, welche von seinem Willen ganz unabhängig waren, auf seinem Marsch aufgehalten und konnte die Station Stanley-Fälle erst im April 1886 verlassen, um nach Nyangwe und dem Tanganjika aufzubrechen. In der Zwischenzeit ist Dr. Junker seiner Gefangenschaft entronnen, und nun gibt eher das Schicksal von Dr. Lenz Anlaß zu Besorgnissen, denn er muß sich jetzt vollständig in

Digitized by Google

der Gewalt der gegen die Europäer feindseligen arabischen Händler befinden. (Man hat nun Nachrichten von ihm.)

Muata Jamvo. Südlich vom Kongo-Freistaat breitet sich das Lunda oder Reich des Muata Jamvo aus, welches uns durch die Schilderungen des deutschen Forschungsreisenden Pogge bekannt geworden ist. Dieses Reich wurde jüngst zu einem politischen Zweck von dem portugiesischen Major Henrique de Carvalho besucht, welcher den Herrscher desselben zur Anerkennung der portugiesischen Oberhoheit bewogen haben soll.

Ostafrika. Das Jahr 1886 wird durch keine wichtige Erforschung in Ostafrika bezeichnet, denn die Expeditionen von Capello und Ivens von einer Küste zur anderen, die Reise Farini's quer durch die Kalahari bis an den Ngami-See, die Reisen des Dr. Aurel Schulze nach demselben See, und diejenige von Montagu Kerr von der Kapkolonie aus an den Sambesi und den Nyassa-See gehören den vorangehenden Jahren an. Es ist daher sozusagen jetzt nur eine einzige Reise im Gang, diejenige des Dr. Holub, von welcher man aber keine neueren Nachrichten hat.

Die Seen-Region. Die Expeditionen von Victor Giraud und diejenige von Dr. Böhme und Reichard haben anscheinend ebenfalls für den Augenblick die Aera der Entdeckungen in der Region der Seen Moero und Bangweolo abgeschlossen. Zwischen der Ostküste Afrika's und dem Nyassa-See hat im Jahre 1886 ebenfalls keine bedeutende Expedition stattgefunden außer derjenigen des Majors Serpa Pinto und des Lieutenants Cardoso, welche nach zahllosen Mühen und Fährlichkeiten endlich auf der Missionsstation Blantyre am Schire angekommen und von da über Quiliman nach Europa zurückgekehrt ist. Graf Pfeil scheint auf seiner Expedition nach dem Ulanga, dem großen Nebenflusse des Lufidschi, eine Wasserstraße bestimmt zu haben, welche den oberen Teil des Nyassa leichter zu erreichen erlauben würde. George Revoil, welcher voriges Jahr von Sansibar in der Richtung nach dem Tanganjika aufgebrochen ist, hat nur bis Tavora vorzudringen vermocht. Dr. G. A. Fischer endlich konnte trotz aller seiner Versuche, bis zu dem Reisenden Junker vorzudringen, den er am oberen Nil mit Emin Bey und Casati blockiert wußte, nur den Victoria Nyanza erreichen, ohne jede Möglichkeit, über denselben zu setzen und nach Uganda vorzudringen, oder denselben von der einen oder anderen Seite zu umgehen. Die Strapazen, Täuschungen, Prüfungen und vereitelten Hoffnungen dieser Reise haben ohne Zweifel wesentlich zu dem vorzeitigen Ende dieses unerschrockenen und gelehrten Reisenden beigetragen, welcher, kaum nach Europa zurückgekehrt, am 11. November 1886 zu Berlin in einem Alter von kaum 38 Jahren plötzlich gestorben ist. Von Europäern dürften sich dermalen nur noch einige Missionare in der Region des Victoria Nyanza befinden, wie z. B. die Herren Mackay und Pater Lourdel, welche gewissermaßen als Gefangene in Uganda zurückbehalten werden, das sie ohne die Erlaubnis des Herrschers nicht zu verlassen wagen, und Monseigneur Livinhac mit seinem Personal im Süden des Victoria Nyanza, wo derselbe günstigere Umstände abwartet, um sich nach dem Norden vorzuwagen.

Der östliche Sudan. In dem Augenblick, wo der Aufstand des Mahdi im östlichen Sudan ausbrach, war Emin Bey (Dr. Schnitzler) als ägyptischer Gouverneur der Aequatorialprovinzen des Khedive in Lado. Bekanntlich ist derselbe neben seinen amtlichen Verrichtungen noch ein ausgezeichneter und berühmter Naturforscher. In jener Gegend befanden sich damals auch der russische Reisende Dr. Junker, welcher jene Region seit 1879 bereiste, und der italienische Kapitän Casati, welcher das Becken des Uëlle (Welle) erforschte. Man war lange Zeit ohne alle Nachrichten von diesen; denn nach Aegypten hin waren alle Verbindungen unterbrochen und nach der Seite des Ozeans hin lag Uganda dazwischen, dessen Herrscher Mwanga, der unwürdige Nachfolger des bekannten Mtesa, einfach allen Briefwechsel unterschlug oder alle Boten umbringen ließ. Er schien es verschworen zu haben, keinen der damals im Sudan befindlichen Europäer entkommen und niemanden zu ihnen gelangen oder sich auch nur seinen Staaten nähern zu lassen. Auf diese Weise wurde die Karawane des unglücklichen anglikanischen Bischofs Hannington auf seinen Befehl in Kavirondo, östlich vom Victoria Nyanza, erschlagen und die Expedition des verstorbenen Dr. G. A. Fischer gehindert, über diesen See zu setzen oder denselben zu umgehen, um den in Lado blockierten Europäern Hülfe zu bringen. Dieser blinde Haß und diese feindseligen Gesinnungen waren vermutlich nicht bekannt, denn sonst hätten der Khedive von Aegypten und seine Verbündeten, die Engländer, den so hingebenden und opferwilligen Gouverneur nicht im Stiche gelassen und zu einem Opfer ihrer falschen Politik gemacht. Glücklicherweise ist Emin Bey einer jener tapferen Männer, welche im Augenblick der Gefahr den Kopf nicht verlieren. Er begann damit, die beiden anderen Europäer (den Dr. Junker und den Kapitän Casati) an sich zu ziehen, welche sich in jener Gegend befanden, dann schlug er sich, als seine Stellung in Lado nicht mehr haltbar war, mit einer Handvoll ergebener Leute nach Wadelai im Süden zurück. Die neuesten Nachrichten melden, daß er einen angriffsweisen und erfolgreichen Rückstoß auf Lado gemacht hat; er wird daher der einzige gewesen sein, welcher dem Aufstand des Mahdi, vor welchem die vereinigten Streitkräfte Englands und Aegyptens weichen mußten, die Spitze zu bieten vermocht hat. Man weiß nunmehr, daß es dem Dr. Junker, der wichtige Depeschen von Emin Bey überbrachte, gelungen ist, sich trotz aller Hindernisse, welche ihm König Mwanga in den Weg gelegt hatte, und trotz der Gefangenschaft, worin er eine Zeit lang in Unyoro gehalten worden zu sein scheint, nach Sansibar durchzuschlagen und daß er in der zweiten Januarwoche glücklich in Suez angekommen

Digitized by Google

ist. Die Rückkehr dieses ausgezeichneten Forschers, welcher während seines siebenjährigen Aufenthalts im östlichen Sudan und im Becken des Uëlle zahlreiche Beobachtungen über Menschen und Dinge gesammelt haben muß, wird für das geographische Wissen bedeutende Förderungen und Bereicherungen mit sich bringen. Andererseits bereitet man jetzt in England und Italien Expeditionen vor, um Emin Bey und dem Kapitän Casati Hülfe und Entsatz zu bringen.

Harrar und Obock. Jene Ecke Afrika's, deren Küsten vom Golf von Aden und dem südlichen Ende des Roten Meeres bespült werden, scheint alljährlich sein bestimmtes Kontingent von Unglücksfällen zu liefern. Die Liste der Europäer, die in jenen unwirtlichen Gegenden ihr Leben verloren haben, ist schon allzu groß, aber im Jahre 1886 noch durch die Niedermetzelung der Expedition des französischen Händlers Leon Barral im Schoa und der sogen. Mailänder Expedition unter dem Grafen Porro im Harrar vermehrt worden. Der tüchtige französische Reisende Paul Soleillet ist am 10. September 1886 infolge der Strapazen, welche er auf seinen Expeditionen nach Schoa und Kaffa bestanden, in Aden gestorben. Die Bemannung eines französischen Kanonenbootes ist in der Bucht von Tadschura erschlagen worden. Der italienische Reisende Agosto Franzoi, welcher sich durch diese unheimlichen Vorgänge anscheinend nicht von seinem Vorhaben abhalten ließ, über Kaffa nach den äquatorialen Seen vorzudringen, hat nach Italien zurückkehren müssen, wo er angeblich eine neue Expedition organisiert, welche diesmal von Sansibar aus nach den großen Seen und nach Kaffa vordringen soll.

Abessynien und Schoa. Die Namen der gegenwärtig in Abessynien oder in Schoa Reisenden italienischen Forscher ist bedeutend — wir nennen nur Antonelli, Ragazzi, Salimbeni, Martini, Traversi, Piana u. a. m. — allein die Mitteilungen, welche dieselben seither über die Ergebnisse ihrer jüngsten Reisen gemacht haben, bieten nur wenig Interesse dar. Man möchte sogar sagen, ihr kommerzieller oder politischer Zweck nötige sie, über das, was sie gesehen und beobachtet haben, zu schweigen. Wir wollen indessen hoffen, daß sie bald aus dieser Verschwiegenheit oder Zurückhaltung heraustreten werden. Andere Reisende verstehen es glücklicherweise, Mitteilungen über dasjenige zu machen, was die Geographie interessiert, ohne deshalb irgend eine Indiskretion über den mehr oder minder geheimen Zweck ihrer Mission zu begehen. So hat Kapitän Longbois höchst anziehende Einzelnheiten über seine Reise nach Schoa geliefert, wohin er vom Ministerium des Aeußeren geschickt worden war, um dem König Menelik einen Brief und Geschenke zu überbringen.

Aegypten und Libyen. Zur Vervollständigung dieser Uebersicht über Afrika haben wir noch der Reise zu erwähnen, welche der Publizist Robecchi von Kairo von den Ufern des Nils bis nach Tripolitanien und durch die Libysche Wüste angetreten hat. Der erste Teil seiner Reise ist glücklich von statten gegangen; er ist gesund und wohlbehalten in der Oase von Siwah angekommen, und wir hoffen bald zu erfahren, daß sein guter Stern ihn bis an das Ziel seiner Expedition begleitet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Niassische Traditionen und Gleichnisse.

Von H. Sundermann, Missionar zu Dahana.

(Schluß.)

VI. Die Kopfschneller.

Eines Tages wurden zwei Kinder geboren, das eine im Norden von Nias, welches man Gôndroe fatwai ana'a nannte, und eines im Süden, das den Namen Latitia fôrômi erhielt. Als die beiden Knaben erwachsen waren, gingen sie beide auch auf einen Tag aus, um je des anderen Kopf zu schnellen. Da fragten die Dorfgenossen des Latitia diesen, warum er auf die Kopfschnellerei gehe. „Ich will den Schädel des Gôndroe holen", antwortete er. Darauf bewaffnete er sich. Seine Lanze hatte 70 Widerhaken, der Rücken seines Schwertes war so dick, wie der Stengel der Lawajo-Pflanze (etwa fingerdick), sein Schild war so dick, wie ein halber Arm lang, sein Panzer war von Karbauenhaut (Büffelhaut).

Gerade so hatte sich Gôndroe bewaffnet, denn auch er wollte den Kopf des Latitia holen. Auf dem Botômbawo-Gebirge (in der Mitte der Insel) begegneten sie sich. Da fragte Latitia den Gôndroe, wer er sei: „Gôndroe fatwai ana'a" antwortete er. Darauf sagte Latitia: „Ich bin gekommen, um deinen Kopf zu holen". — „Und ich bin gekommen, um den deinen zu holen", erwiderte Gôndroe.

Hierauf entspann sich ein Gefecht. Sie warfen die Lanzen, aber die Spitzen trafen gerade aufeinander und sie blieben fest aneinander hängen. Wie sie auch von beiden Seiten zogen, es half nichts. Da warfen sie die Lanzen weg und zogen die Schwerter, aber auch diese trafen genau mit der Schneide aufeinander und blieben ebenfalls fest aneinander sitzen. Als sie dann auch diese wegwarfen und die Schilde aufeinander stießen, da klebten diese auch fest aneinander.

„Jetzt", sagten sie, „wollen wir uns mit anderen Schädeln abgeben". Latitia nahm seinen Sirihsack, in dem er nur ein Viertel einer Pinangfrucht hatte. Dieses gab er dem Gôndroe, der es vor sich in die Erde pflanzte. Es ging gleich auf, wuchs und trug Früchte, noch während sie dort saßen. Da nahm Gôndroe ein halbes Betelblatt, welches er in seinem Beutel hatte und gab es dem Latitia, der es ebenfalls pflanzte. Auch dies wuchs und Latitia steckte die Lanze in die Erde, an der der Betel hinaufrankte. Schließlich pflückten sie Pinangfrucht und Betelblätter ab und thaten sie in ihre Sirihbeutel. Dann sagte Latitia zu Gôndroe: „Gieb allen Leuten im Norden davon."

Digitized by Google

„Und du", sagte Gôndroe, „gieb allen Leuten im Süden davon". So trennten sie sich.

Als nun Latitia nach seinem Hazingô im Süden kam, ließ er alle Leute zusammenrufen und sagte ihnen, er habe einen Kopf geholt. Da fragten sie ihn: „Wo ist denn der Kopf?" — „Ich will ihn euch gleich zeigen", erwiderte er, „noch nicht", und nachdem er unter sie alle Sirih verteilt hatte, sagte er: „Das ist der Kopf, den ich geholt habe".

Ebenso machte es Gôndroe in seinem Dorfe Boto niha jôve. Da sagten die Leute sowohl im Süden als auch im Norden: „Das ist schön, wenn ihr solche Schädel holt, Schädel für den Mund; wenn sonst geholt werden, so hängt man sie auf und man kann sie nicht essen".

Dies wendet man an, wenn irgend eine Streitsache vorgelegen hat, daß es zum Kampfe hätte kommen können, wenn dann aber die Sache durch die Häuptlinge noch gütlich beigelegt wurde.

VII. Das redende Herz.

Im Süden wohnte ein Mann namens Gôzô, der hatte einen Sohn Helahela ndrawa. Dieser Sohn nahm sieben Frauen. Dann wurde Gôzô alt und starb. Als er tot war, redete sein Herz und sagte zu dem Sohn: „Hole mich." — „Wie soll ich dich bekommen?" antwortete dieser. Er schnitt mit einem Messer über die Brust, aber es drang nicht ein. Dann nahm er eine Flasche und drückte sie auf die Brust und siehe, sie that sich auseinander. Nun that er das Herz in die Flasche und stellte es auf einen Balken des Hauses. Den Körper begrub man.

Das Herz aber redete weiter von dem Balken herunter, und sagte den Schwiegertöchtern, was gut sei und daß sie fleißig sein sollen. Kamen Gäste, so grüßte es diese. Aber die jüngste von den Schwiegertöchtern war sehr kühn, sie widersprach dem Herzen und höhnte es.

Eines Tages sagte das Herz zu dem Helahela ndrawa: Gehe und mahne deine soegilô (ausgeliehene Kapitalien). In seiner Abwesenheit sagte die eine seiner Frauen, die unwillig war, daß sie immerfort von dem Herzen zum Fleiße gemahnt wurde: „Ich will das Herz ins Wasser werfen, daß es wegfließe", und dies führte sie auch wirklich aus.

Als nun Helahela ndrawa zurückkam, grüßte ihn das Herz nicht, wie sonst, worüber er sich verwunderte. Er fragte, wo es sei. Aber seine Frauen fürchteten sich und behaupteten, es nicht zu wissen; vielleicht habe es eine Ratte gefressen, sagten sie. Darüber weinte Helahela ndrawa und suchte das Herz überall, aber er fand es nicht. Da kam er hinunter ans Wasser und dort war auf dem Wasser zu sehen, wo das Herz hinunter getrieben war.

Helahela ndrawa ging nun zurück und teilte seinen Frauen mit, daß das Herz den Fluß hinabgetrieben sei und daß er die Spur gesehen habe und nun dieselbe verfolgen wolle. Dann ging er bis ans Meer und bestieg dort ein Fahrzeug und siehe überall im Meer konnte er die Spur verfolgen, bis er drüben — wohl auf Sumatra? — ankam. Dort hatte ein Mann namens Toeha das Herz genommen, hatte es zerstückelt und verteilt. Aus diesen Stücken seien die Uhren gemacht worden, man sagt, darum haben die Niasser keine, während man drüben habe.

Als Helahela ndrawa drüben ankam, fragte er, wo das redende Herz sei. Da erfuhr er, daß es bereits verteilt sei. Indessen war auf dem Hackbrett, auf dem man das Herz zerschnitten hatte, ein klein Stückchen zurückgeblieben. Dies nahm Helahela ndrawa, wickelte es in ein Papier und weinte. Lange blieb er drüben, dann kehrte er zurück und berichtete die Sache.

Dies wendet man an, wenn ein alter Vater oder eine alte Mutter im Hause ist, die die Kinder unterrichtet und antreibt, und diese wollen dann nicht hören, sondern schaffen den Warner lieber aus dem Wege. Von einer Taschenuhr sagt man noch jetzt, das sei tôdô Gôzô sichede, d. h. das redende Herz des Gôzô.

VIII. Boeroeti-Mensch und Boeroeti-Geist.

Eine Frau namens Boeroeti hatte ein Kind von etwa fünf Jahren und ein kleineres. Eines Tages war sie ausgegangen und hatte die Kinder allein zu Hause gelassen. Als sie nun lange ausblieb, weinten dieselben, und das älteste sagte: „Was bleibt die Mutter doch so lange!" Da kam eine andere Frau, die auch Boeroeti hieß, die aber nur ein Geist war, ins Haus und fragte die Kinder, warum sie weinen. „Meine Mutter ist ausgegangen", antwortete das älteste. „Ach", sagte Boeroeti-Geist, „wer ist denn noch deine Mutter? Hier bin ich ja, deine Mutter." — „Du bist meine Mutter nicht", erwiderte das Kind, „ich kenne meine Mutter wohl." — „Ach", sagte Boeroeti-Geist, „sei nur gehorsam, folge mir, ich habe dich lieb. Hier hast du was zu essen, iß." Das Kind ließ sich bereden und aß, und als es gegessen hatte, fand es Gefallen an der Boeroeti-Geist. Diese ging nun weg und nahm das Kind mit. Auf dem Hofe begegnete ihr Toeha und fragte sie, was sie da für ein Kind habe. „Das ist mein Kind", antwortete sie und ging weiter.

Als nun die rechte Mutter heimkehrte und ihr ältestes Kind nicht fand, fragte sie das jüngste, wo es sei. „Es ist eine Frau dagewesen und hat es geholt", antwortete dieses. Da ging sie zu dem genannten Toeha und fragte, ob er niemand gesehen habe, man habe ihr ihr Kind gestohlen. — „Nur die Boeroeti-Geist habe ich gesehen", sagte Toeha, „und sie hatte ein Kind bei sich, aber sie sagte, es sei ihr eigenes. Da verfolgte die Boeroeti-Mensch die Boeroeti-Geist und als sie dieselbe antraf, sagte sie: „Warum stiehlst du mir mein Kind?" — „Wo ist dein Kind?" erwiderte Boeroeti-Geist, „dies ist mein Kind". — „Es ist nicht dein Kind", sagte Boeroeti-Mensch, „es ist mein Kind." So zankten sie sich herum, bis endlich Boeroeti-Mensch sagte: „Nicht doch, folge mir zu Toeha, ihm wollen wir die Sache zur Entscheidung vorlegen. Hier ist mein

Digitized by Google

Kind, von dem ich eben sprach", begann Boeroeti-Mensch, als sie zu Toeha kamen, „Boeroeti-Geist hat es gestohlen". — „Warum bin ich eine Diebin", erwiderte Boeroeti-Geist, „da dies doch mein Kind ist?"

„Gebet mir das Kind", sagte endlich Toeha, „ich will es in die Kammer bringen". In der Kammer nahm er dann eine große Trommel, setzte das Kind hinein und sagte zu ihm: „Bewege dich nicht und sprich kein Wort hier drinnen, aber höre, was gesagt wird". Darauf trug er die Trommel hinaus, gab sie der Boeroeti-Geist mit folgendem Befehl: „Trage diese Trommel auf den Berg Haudrehe und wenn du auf der Spitze des Berges angekommen bist, dann kehre wieder um, hierher". Dies that sie. Als Boeroeti-Geist nun die Mitte des Weges erreicht hatte, setzte sie die Trommel hin, um auszuruhen und sagte zu sich selbst: „Es schadet nicht, wenn ich auch müde werde, wenn ich dann nur auch wirklich das Kind dieser Boeroeti-Mensch behalte". Das Kind aber in der Trommel hörte ihre Rede, ohne daß sie es wußte. Dann ging sie weiter. Auf der Spitze des Berges, rastete sie wieder und führte dasselbe Selbstgespräch, wie vorhin. Hierauf kehrte sie zurück zu Toeha und übergab ihm die Trommel.

Toeha gab dieselbe nun an Boeroeti-Mensch, damit auch diese sie in der gleichen Weise auf den Berg trage. Sie that es und auf der Mitte des Weges, beim Rasten, sagte sie: „Es ist aber doch zu arg, Boeroeti-Geist, um deinetwillen muß ich mich nun so plagen, wegen meines eigenen Kindes". Auch dies hörte das Kind in der Trommel, umsomehr da sie dieselben Worte auch auf der Spitze des Hügels wiederholte. Dann kehrte auch sie zurück und übergab Toeha die Trommel. „Es ist gut", sagte dieser und öffnete dieselbe und das Kind kam zum Vorschein. Dann fragte er dieses, was die beiden, die es getragen, gesagt haben. Als das Kind darauf die obigen Aussprüche berichtete, sagte Toeha: „Dies ist die rechte Mutter, die Boeroeti-Mensch."

Dieses Gleichnis wendet man auf schwierige Rechtsfälle an, wie einst bei Salomo, an welchen Fall es übrigens so stark erinnert, daß es am Ende eine alte Ueberlieferung davon sein könnte.

IX. „Toeha schön von Gestalt."

Der Vater des „Toeha schön von Gestalt" war „Razô mao" und seine Mutter „Foeti mao"[1] Eines Tages sagte er zu seinen Eltern: „Ihr seid nicht meine Eltern, ihr seid gar nicht schön, und seht einmal, wie schön ich bin; ich bin viel gerader wie ihr. Wenn ich Toeo (Palmwein) trinke, so kann man denselben von außen in der Kehle sehen und in meinem Magen sieht man die einzelnen Reiskörnchen." Darauf ging er fort zu „Toeha dem Reichen" und sagte zu ihm: „Du bist mein Vater, Toeha, und dein Weib ist meine Mutter, ich habe zwar einen Vater, aber er ist gar nicht schön, ich will zu dir kommen." — „Mache mich nicht zu deinem Vater", sagte ‚Toeha der Reiche', „denn dadurch wird der Neid der anderen Häuptlinge erregt werden." So ging „Toeha schön von Gestalt" auch noch zu anderen Häuptlingen, aber auch dort erhielt er denselben Bescheid.

Als er somit unter den Menschen keinen Vater fand, ging er zum Monde und sagte zu ihm: „Sei du mein Vater, Mond; ich habe einen Vater, ‚Razô mao', und eine Mutter, ‚Foeti mao', aber die sind gar nicht schön, ich will zu dir kommen." — „Komm nicht zu mir als mein Kind", sagte der Mond, „es ist noch jemand da, vor dem ich mich fürchte." — „Wer ist denn das?" fragte ‚Toeha schön von Gestalt', „dann will ich zu diesem gehen." — „Die Sonne ist es", erwiderte der Mond, „wenn sie aufgeht, erbleicht mein Glanz." Nun ging Toeha zur Sonne und sagte: „Darum komme ich zu dir, Sonne, du bist mein Vater". — „Ich bin nicht dein Vater", antwortete die Sonne, „es ist noch jemand da, vor dem ich mich fürchte." Auf Toeha's Frage erklärte sie ihm dann, derjenige, vor dem sie sich fürchte, sei der Haifisch im Meere.[1] Als er nun zu diesem ging, erfuhr er, daß derselbe sich noch vor einem Knäuel Garn fürchte.[2] Der Knäuel Garn aber teilte Toeha mit, daß er sich vor der Ratte fürchte, die ihn zernage, und die Ratte, daß sie sich vor der Katze fürchte. Somit kam er wieder bei seinen Eltern zurecht, die ja den Katzennamen wenigstens führten. Er bat sie um Verzeihung und blieb bei ihnen.

Dies wendet man an, wenn jemand nicht ruhig bei seinen Eltern oder bei seinem Häuptling bleiben will, sondern immer nach etwas besseren sucht.

X. Lasendri gae.

Lasendri gae wohnte in dem Dorfe Si lima idanô. Sein Vater hieß Haira hômi und seine Mutter Ta'omôsi. Sein Vater konnte ein ganzes Jahr unter dem Wasser zubringen, ohne an die Oberfläche zu kommen.

Eines Tages ging dieser auf den Fischfang im Meere. Lasendri gae begleitete ihn, um sich Fische zu holen als Spielzeug. Als sie ans Meer kamen, sagte der Vater zu ihm: „Warte hier auf mich, ich will Fische heraufholen" und tauchte unter. So stand der Sohn den ganzen Tag da, aber der Vater kam nicht wieder herauf. Die Sonne ging unter, aber er saß noch immer in den Steinklüften auf dem Grunde des Meeres und konnte keinen Ausweg finden.

Da weinte Lasendri gae und ging endlich weg; aber er wußte den Weg nicht und ging nur so durch das Dickicht. Endlich kam er, noch immer weinend, mitten in den Wald. Da gab es viele Dornen und viele Mücken, die ihn plagten. Ein

[1] Diese Namen bezeichnen wörtlich „Razô (Häuptling) Kater" und „Foeti Katze", ob aber darunter ein wirklicher Kater und eine wirkliche Katze verstanden sein soll, weiß ich nicht.

[1] Es beruht dies auf der Vorstellung, daß die Sonne, wenn sie nicht ins Meer taucht, doch in der Nähe desselben untergeht und dann leicht gefressen werden kann.

[2] Weil man daran eine Angel befestigt, ihn zu fangen.

Digitized by Google

Hirsch, der ihm begegnete, fragte ihn, warum er weine. Er wisse den Weg nicht in seines Vaters Dorf, antwortete er. Es war bereits Nacht geworden. Da zeigte der Hirsch in den dichten Wald mit den Worten: „Sieh', dort ist der Weg". Es war aber nichts davon zu sehen. So war er lange im Walde, da begegnete er einem Laoesi (eine Art kleiner Hirsch) und fragte auch dieses nach dem Weg. „O, sei nur nicht traurig und weine nicht", sagte das Laoesi, „klettere auf einen Baum, und höre, wo die Hähne krähen und die Schweine grunzen, das wird dir ein Zeichen sein, daß dort das Dorf deines Vaters ist." Diesen Rat befolgte er und als er die Hähne krähen und die Schweine grunzen hörte, nahm er sich die Richtung, stieg herunter und ging darauf los. Bald sah er dann die Cocosbäume und die Firste der Häuser und jetzt wurde er wieder froh. Auch seine Mutter freute sich, als sie ihn sah. „Warum kommst du allein?" fragte sie, „wo ist dein Vater?" „Er ist im Meer geblieben", erwiderte er, „und ich habe mich im Walde verirrt." Die Mutter freute sich nun, daß sie wenigstens ihr Kind wieder hatte.

Dies wendet man an, wenn ein Vater gestorben ist und sein Kind auf Irrwege gerät, wenn es dann aber schließlich durch guten Rat doch noch wieder zurechtkommt.

XI. Der Verstoßene.

Im Süden von Nias wohnte ein Mann mit Namen Samago waoeloe, dessen Frau hieß Hezara gana'a. Sie hatten neun Söhne. Der jüngste von diesen hieß Tabalonga li, er war mit vielen Geschwüren behaftet.

Einst nun veranstaltete Samago waoeloe ein Fest und ließ dazu die Dorfleute einladen, aber sie kamen nicht. Der Häuptling Gözö sagte: „Ich gehe nicht hin, denn sonst habe ich stets den Geruch von dem geschwürigen Kinde. Da sagte der Vater: „Ich will das Kind aussetzen", und that dies auch wirklich. Er setzte es auf ein Floß und ließ es den Fluß hinabtreiben.

An der Mündung des Flusses kam das Kind einem Fischer in sein Netz und dieser fragte es, wo es her sei, worauf es erwiderte, es sei Tabalonga li, das Kind von Samago waoeloe und es sei ausgesetzt, weil man es verabscheue wegen seiner Geschwüre. Da nahm der Fischer den Jungen mit, that ihm Arznei auf die Geschwüre und er wurde gesund. Dann bekleidete er ihn, versah ihn mit allem Nötigen und schickte ihn zurück, damit er sich in seinem Dorfe und seinem Vater zeige.

Als er ankam, fragte man ihn, wer er sei, worauf er seinen Namen nannte. Zu seinem Vater sagte er: „Ich bin dein Kind." — „Woher bist du mein Kind?" antwortete dieser. — „Dein Kind welches du ausgesetzt hast", sagte Tabalonga li. Da sagte der Vater: „Lasset ihn nicht ins Haus, wer weiß, wer das ist; lasset ihn nur gehen, er lügt." Daraufhin ließ man ihn nicht ein. Traurig und weinend sagte dann der Sohn: „Nun, wenn ihr mich nicht aufnehmet, dann gehe ich wieder", und ging.

Als er wieder zu dem Fischer kam, sagte dieser: „Sei nur nicht traurig, wenn dich dein Vater und deine Mutter vergessen haben, dann werde ich dein Vater." Da baute er sich dort ein Haus und blieb dort. —

Dies wendet man an, wenn ein armer Mann früher ausgewandert war und kehrt wieder in sein Dorf zurück, wo man ihn nicht mehr kennen und anerkennen will.

XII. Der Ursprung des Affen.

In einer früheren Zeit gab es sehr große Reiskörner, so daß ein Korn schon einen ziemlich großen Topf ausfüllte. Da sagte eines Tages eine Mutter zu ihrer Tochter: „Brich ein Reiskorn mitten durch und koche die eine Hälfte." Diese aber, die sehr eßlustig war, that das ganze Korn in den Topf und als dasselbe unter dem Kochen aufquoll, zersprang der Topf.

Die Mutter, darüber erzürnt, schlug das Mädchen, und dieses flüchtete sich auf das Foelâwa (ein Gerüst über dem Feuer zum Trocknen des Holzes u. s. w.), darauf verwünschte die Mutter es dahin, daß es ein Affe werden möge.

Dies geschah; das Mädchen kletterte höher und höher und endlich zum Dachfenster hinaus. Ihre Sprache veränderte sich dabei; sie sprach wohl noch, aber die den Menschen unverständliche Affensprache. Das Rührholz, welches sie in der Hand behalten hatte, setzte sie sich an als Schwanz und war nun fortan ein Affe.[1]

Stanley's neue Afrika-Reise.

Von Herm. Pollak.

Die „City of London" ehrte nicht wenig sich selbst, indem sie jüngst durch ihren Lord Mayor dem ersten Afrika-Reisenden aller Nationen der Jetztzeit, Henry Stanley, das Ehrenbürgerrecht der größten und mächtigsten Stadt der Welt verlieh. Alles, was London an hervorragenden wissenschaftlichen Persönlichkeiten aufzuweisen hat, die Präsidenten zahlreicher geographischer Gesellschaften und viele berühmte Afrika-Reisende, unter ihnen Kapitän Cameron, Oberst Grant, der bekannte Gefährte Speke's während der Entdeckung der Quellen des Nils und des Tanganjika-Sees, Josef Thompson, der berühmte junge Geologe und erfolgreiche Leiter der Johnston'schen Expedition nach Innerafrika u. a. m. versammelten sich in der Guildhalle, um der Zeremonie beizuwohnen. Stanley, der die ihm

[1] Es ist eigentümlich, daß, während manche „hochgebildete" Professoren u. s. w. behaupten, daß sie vom Affen abstammen, die „Wilden", die von diesen „Hochgebildeten" vielleicht als dem Affen noch ziemlich nahestehend betrachtet werden, erzählen, daß der Affe von ihnen abstammt. Freilich ist bei dieser Geschichte nicht recht ersichtlich, woher die Mutter die Vorstellung von einem Affen hatte.

Digitized by Google

nach Auffindung Livingstone's in Großbritannien entgegengebrachten Anfeindungen niemals vergessen konnte, mußte die ihm nun zu Teil gewordene hohe Auszeichnung als verdiente Genugthuung ansehen, denn er erklärte den gestrigen Tag für den schönsten seines ganzen Lebens.

Schon im Laufe der kommenden Woche wird sich Stanley auf seiner neuen Reise nach dem „Dunklen Weltteil" befinden, in der ausgesprochenen Absicht, unserem berühmten Landsmann und Gouverneur der ägyptischen Aequatorialprovinzen, Emin Bey (Dr. Schnitzler), um dessen Schicksal die ganze zivilisierte Welt lebhafte und wohlbegründete Befürchtungen hegt, schnelle Hülfe zu bringen. Stanley, der sich auf einer Vorlesungsreise in Amerika befand und sich dann nach Australien begeben wollte, wurde plötzlich mittels eines Kabeltelegramms nach Europa zurückberufen, um da an die Spitze einer Expedition zu treten, durch die Emin Bey aus seiner bedrängten Lage zu befreien wäre. „Kaum erhielt ich den ehrenvollen Ruf", sagte Stanley, „als ich auch schon meine Vorlesungen in Massachusets unterbrach und ohne Zeitverlust nach London zurückkehrte, um meine Erfahrungen und Kenntnisse der guten Sache zur Verfügung zu stellen. Ich erklärte mich sofort bereit, einem Manne Hülfe zu bringen, der in Innerafrika am längsten ausgeharrt und gegenwärtig der einzige weiße Gouverneur im Sudan ist, der infolge der verhängnisvollen Katastrophe daselbst nun mit seinen Offizieren und Mannschaften, sowie mit einigen 30 Frauen und 50 Kindern von aller Zivilisation abgeschlossen ist und Gefahr läuft, demselben traurigen Schicksale zu verfallen, wie Hicks Pascha auf dem Wege nach El Obeid. Verschiedene Pläne wurden vorgeschlagen, um diese neue Expedition zu einem erfolgreichen Ende zu führen, und ich gedenke, obgleich die Massai-Marschrichtung den kürzesten Weg zwischen Sansibar und der belagerten Stadt Emin Bey's bilden würde, dieselbe wegen der Gefahren, von denen sie umgeben ist, zu vermeiden. Wenn meine Expedition die Zentralroute nehmen würde, wäre einem Zusammenstoße mit den 150,000 Kriegern des Königs von Uganda kaum auszuweichen. Ueberdies befindet sich zwischen Uganda und Emin Bey das Gebiet der feindlichen und mörderischen Wakedi und anderer Stämme, welche bereits zu wiederholtenmalen über die Truppen Emin Bey's kleinere Siege davongetragen hatten. Während der Regierungszeit Mtesa's, des Königs dieses mächtigen, im Norden des Ukerewe-Sees gelegenen Staates, der durch mich zum Christentume gewonnen wurde, würde es mir nicht schwer gefallen sein, einen freien Durchzug durch sein Gebiet zu erlangen. Mtesa selbst hätte uns sein Geleit gegeben, oder aber es unternommen, den belagerten Emin Bey nebst Weibern und Kindern unversehrt in unsere Hände zu liefern. Allein Mwanga, Mtesa's grausamer und blutdürstiger Sohn und jetziger König von Uganda, der erst vor kurzem durch den Mord des Missionars und Bischofs Hannington seine Feindlichkeit den Weißen gegenüber an den Tag gelegt, würde beim Sichtbarwerden unserer wertvollen Hülfskarawane keinen Augenblick zögern, uns zu überfallen und auszurauben. Wenn dagegen andererseits unsere Expedition die südwestliche Marschrichtung einschlagen würde, dann wäre ein Zusammentreffen mit dem tapferen und kriegerischen Wahuma-Stamme kaum zu vermeiden — ein Stamm, aus dem die Könige und Häupter der sämtlichen Aequatorialprovinzen Afrika's hervorgegangen sind. Gerade als die Wahl zwischen den genannten zwei Marschrouten, auf denen allein dem „gallant German" Emin Bey Hülfe gebracht werden könnte, getroffen werden sollte, offerierte der König der Belgier, der für die Afrika-Forschung bereits so große Opfer gebracht, in großmütigster Weise für die Dauer von 90 Tagen den freien Gebrauch der gesamten, dem Kongo-Freistaate gehörenden Dampferflottille für die Befreiung des ebenso tapferen als hochverdienten Emin Bey und der hülflosen Frauen und Kinder in seinem Lager, für deren Rückkehr nach Aegypten der Kongo natürlich die beste Route abgeben müßte. Dieses hochherzige Anerbieten, welches es ermöglichen wird, die befreiten Frauen und Kinder auf dem Kongo in größter Sicherheit innerhalb eines Monats oder höchstens 40 Tagen bis an den Atlantischen Ozean zu bringen, wurde natürlich dankbar angenommen. Auf dem Landwege wären dagegen über 1200 Meilen, die zum größten Teil durch das Gebiet feindlicher Stämme führen, gegen welche die Frauen und Kinder nur schwer zu schützen sein würden, zurückzulegen."

Herr Stanley wird sich bereits am 20. Januar in England einschiffen und sich direkt nach Sansibar begeben, wo er einen Dampfer für seine Kongo-Route vorzufinden hofft; nur im Falle, daß er keinen Kongo-Dampfer antrifft, würde er, um keine Minute Zeit zu verlieren, die gefährlichere Ueberlandroute riskieren. Seine Expedition wird derartig ausgerüstet und zusammengesetzt sein, daß sie sowohl den Land-, als auch den Wasserweg zu nehmen imstande sein wird, und nur im Interesse der Sicherheit der Frauen und Kinder würde sie diesem letzteren den Vorzug einräumen. Wie im Jahre 1871, wo Stanley seinen kühnen Zug zur Auffindung Dr. David Livingstone's unternahm, begleiten ihn auch jetzt, wo er sich an der Spitze einer Expedition befindet, welche für die Befreiung unseres berühmten Landsmannes Emin Bey durch Privatmittel hochgestellter Persönlichkeiten ausgerüstet wurde, die Segenswünsche der ganzen zivilisierten Welt. Auch offizielle Unterstützung wird derselben durch die Regierungen Englands und Aegyptens zu Teil. In bessere Hände hätte die Durchführung dieser Hülfsexpedition kaum gelegt werden können, als in die des sieg- und ruhmgekrönten Erforschers des „Dunklen Weltteiles", dessen Charakter und bisherige Art der Durchführung seiner Pläne volle Garantien für das Gelingen der Unternehmung bieten.

Digitized by Google

Geographische Neuigkeiten.

* Der Taho-See. In den neuen Territorien Nordamerika's entdeckt man jeden Tag neue Naturwunder, deren Vorhandensein man seither kaum geahnt hatte. Besonders enthalten die Gebirge Californiens die schönsten Panoramen, welche man sich nur denken kann. Neuerdings hat sich die Aufmerksamkeit namentlich dem Taho-See zugewandt, der, auf der Grenze zwischen den Staaten Californien und Nevada gelegen, mit seinen Gewässern einerseits die Counties Placer und El Dorado und auf der anderen Seite Nevada bespült. Der See liegt 6216 Fuß über der Meeresfläche, ist 25 Mln. lang, 12—14 Mln. breit und hat eine mittlere Tiefe von 1700 F.; die Berge seiner Umgebung überragen ihn um zwei- bis fünftausend Fuß. Von der Stadt Taho aus hat man eine herrliche Aussicht über ihn. Auf der Rechten entdeckt man auf 12 und 15 Mln. Entfernung die Gebirge des Rubicon, welche sich 9280 F. über die Meeresfläche erheben, den Mount Tattac mit 9715 F., den Mount Ralton mit 9140 F. und den Pyramide Peak mit 10,050 F. Auf der Linken gewahrt man die beinahe ebenso hohen Monument-Mountains und endlich die Sand-Mountains, welche den See um 2500 F. überragen. Von der Nevada-Seite her entrollt sich die Tahoe-Kette, deren höchster Punkt auf der Rechten der Jof-Peak, mit 10,037 F., ist; auf der Linken unterscheidet man den Genoa-Peak mit einer angeblichen Höhe von 19,137 F. (G. g.)

* Die Zustände in der Provinz Kaschgar schildert eine Mitteilung im russischen „Invaliden" nach den neuesten Berichten des Lieutenants Gronbtschewsky, welcher den westlichen Teil jenes Landes, von der Stadt Kaschgar bis nach Yarkand und Khotan, durchforscht hat, in eingehender Weise, wovon wir nachstehend einige Auszüge geben. In geodätischer Beziehung hat Herr Gronbtschewsky gewissermaßen die im Jahre 1867 von dem Kapitän Kuropatkin ausgeführten Arbeiten mit denjenigen in Verbindung gesetzt, welche der berühmte russische Forschungsreisende General Prschewalsky voriges Jahr im südlichen Kaschgar, vom See Lob-Noor bis nach Khotan und Aksu vollführt hat. Die von Herrn Gronbtschewsky vorgenommene Aufnahme hat nicht allein diejenige des Herrn Forsyth (von der sogen. englischen Mission) vervollständigt und berichtigt, welche von 1873—74 herrührt, sondern sie hat auch noch den Raum umfaßt, welcher Irkeschtaman (die englische Grenzfeste Ferghana) von Kaschgar und diese Stadt von dem Defilé von Suyuk schildert.

Neben diesen geodätischen Arbeiten hat der junge Reisende noch eine Menge authentischer Nachrichten über die innere Organisation und die ökonomische Lage des Landes geliefert, und zwar trotzdem, daß er seine Reise unter erschwerenden Umständen, teils wegen der Abgunst der chinesischen Behörden, teils infolge der Unbilden eines vorgerückten Herbstes, gemacht hat. Nach Herrn Gronbtschewsky ist die Lage der Chinesen in Kaschgar eine sehr unsichere. Vor einem Vierteljahrhundert wurden sie durch den Aufstand der Dunganen daraus vertrieben, kehrten aber 1877, nach dem Tode von Jakub-Khan, wieder dahin zurück, weil die durch den Bürgerkrieg geschwächte muslimische Bevölkerung des Kaschgar ihnen nur einen schwachen Widerstand entgegengesetzt hatte. Trotzdem verschlimmerte sich die Lage des Landes noch, sogar im Vergleich zu der eisernen Herrschaft, welche der Usurpator Jakub-Khan demselben auferlegt hatte. Die Chinesen haben die von dem letzteren eingeführten übertriebenen Steuern noch erhöht und erheben, neben verschiedenen Arten von Bodenabgaben in Naturalien und in Geld, noch auf das willkürlichste und bei jeder Gelegenheit Lebensmittel für die Truppen, gleichviel ob diese an Ort und Stelle bleiben oder sich auf den Marsch begeben. Außerdem bestehen noch Steuern auf die Mühlen und im Khotan sogar eine Abgabe von drittehalb Rubeln für jedes Mädchen das sich verheiratet.

Nach den Versicherungen unseres Reisenden üben jeder Gouverneur und sogar jeder Bezirksvorsteher rechtmäßig oder mißbräuchlich die Todesstrafe aus; jeder niedrige Beamte hat das Recht, zur furchtbarsten Folter seine Zuflucht zu nehmen, so daß dieselbe bei jeder Untersuchung und jedem Verhör vorgenommen wird. Die körperlichen Züchtigungen werden durch keinerlei gesetzliche Vorschriften geregelt, so daß bisweilen bis zu 1000 Stockstreichen über einen Angeklagten verhängt werden.

Da wir die Nerven unserer Leser allzu sehr zu erschüttern fürchten, so übergehen wir die von Herrn Gronbtschewsky erzählten grauenhaften Einzelnheiten, von welchen sich einige auf Züchtigungen beziehen, denen man Frauenzimmer von lockerem Lebenswandel unterwirft, indem man ihnen wohlgezählte 200 Hiebe auf die Fußsohle verabreicht, worauf man sie zu Esel über die Bazare schleppt und ihnen dann noch Hunderte von Stockschlägen aufmißt!

Herrn Gronbtschewsky's Bericht enthält auch eine große Anzahl statistischer Angaben über das Kaschgar, welche der russische „Invalide" nicht wiedergibt, die aber allgemeinere Verbreitung verdienen; dagegen verweilt er ziemlich lang bei der Schilderung des kleinen Khanats Kundschut, welches Gronbtschewsky als der erste Europäer besucht hat. Dieses Land liegt im Süden von Pamir, jenseit der Kette der Mustag-Berge und ist durchströmt vom Oberlauf eines der Nebenflüsse des oberen Indus, des Kundschut, welcher dem Lande den Namen gegeben hat. Vom Sary-Kal ausgehend, gelangt man nach Kundschut quer durch die Pamir-Tagdumbasch, von wo aus der Mustag mittelst drei sehr zugänglicher Defiléen, des Kaklyk, des Myn-Teké und des Hundschurab, überschritten werden kann. Die Straße von Tasch-Kurghan, am Sary-Kal, bis nach Myskar, dem ersten kundschutischen Dorf, wird von den Karawanen in sechs bis sieben Tagen, und bis zur Hauptstadt des Khanats, dem Dorfe Baltit, in zwölf bis

Digitized by Google

13 Tagen zurückgelegt. Fußgänger aber legen diese Strecken zweimal so schnell zurück als Karawanen. Das Khanat Kundschut liegt in einer engen Schlucht am rechten Ufer des Flusses, dessen anderes Ufer dem Khan von Nogar, einem tributpflichtigen Lehensmann des Maharadschah von Kaschmir, gehört. Der Landmann treibt zwar Ackerbau, ist aber äußerst arm. Man zählt nur 28 Dörfer und die vorerwähnte Hauptstadt enthält nur etwa 500 Feuerstellen. Die Gesamtbevölkerung des Khanats beträgt kaum über 20,000 Einwohner. Die terrassenförmig auf den Felsenhängen liegenden Dörfer sind befestigt gegen die Einfälle der Nogaren, welche ebenso kriegerisch und raublustig sind wie ihre Nachbarn.

Das Khanat Kundschut liegt eine Tagereise von der Stadt Dschilkhit entfernt; der dermalige Khan heißt Hassan; seine Würde ist erblich und sein Vertreter ein Wessier. Im Falle von Gefahr tritt die ganze Bevölkerung unter Waffen; diese spricht eine besondere Sprache, versteht aber auch das Persische. Der Handel ist derjenige eines armen wilden Landes; gemünztes Geld ist dort unbekannt und zum Tauschmittel dienen entweder Goldstaub oder Sklaven, d. h. zum Tode verurteilte, deren Strafe in lebenslängliche Sklaverei umgewandelt worden ist, oder gefangene Nogaren. Von Viehzucht ist kaum die Rede, denn der gesamte Viehstand besteht aus einigen Yaks (Grunzochsen, Poëphagus grunniens), einigen Schafen und ungefähr 200 Pferden. Das Klima ist jedoch herrlich und erzeugt Thee, Reis, Weintrauben, Granatäpfel, Pfirsiche und Aprikosen. Der Landbau wird nur von den Weibern besorgt. Bis 1885 bezahlte das Khanat Kundschut den Chinesen einen jährlichen Tribut von neun kleinen Goldplatten, welche ein Gesandter alljährlich nach Kaschgar brachte. Seit dem Frühjahr 1885 ist das kleine Khanat der Kaiserin von Indien unterworfen und hat einen chinesischen Gesandten ausgewiesen.

Herr Gronbtschewsky erwähnt zwar nicht der ausgedehnten Seidenzucht im Khotan, noch der berühmten Naphtha-Lager, welche sich in der Umgebung der Stadt befinden und deren Ruf sich in Asien und Europa weithin verbreitet hat; allein seine Reise hat doch wertvolle Aufschlüsse über die westliche Region von Ostturkestan geliefert.

* Ueber die Expedition des französischen Reisenden Dr. Keller nach Madagaskar entnehmen wir der „Afrique explorée“ den nachstehenden Auszug eines Briefes von Keller aus Tamatave vom 25. Juli:

„Ihrem Wunsch gemäß teile ich Ihnen meine Eindrücke über Madagaskar mit. Bei meiner Ankunft in Tamatave Mitte Juni's überreichte ich Herrn Grandidier meine Empfehlungsbriefe und fand die beeifertste Aufnahme von Seiten des Herrn Campan, welcher dermalen die Funktionen eines Vizeresidenten in Tamatave versieht. Seit dem Friedensschluß zwischen Frankreich und Madagaskar kehren die Hovas aus dem Inneren an die Küste zurück, um ihre Geschäfte wieder aufzunehmen. Die Hova-Regierung scheint die möglichsten Anstrengungen zu machen, um an Frankreich die Kriegsentschädigung möglichst bald abtragen und wieder in den Besitz des Hafens von Tamatave treten zu können, und nach dem, was ich von einem hohen Hova-Beamten erfahren habe, scheint das Geld bald gefunden zu sein. Eine Reise ins Innere hat mir nur günstige Eindrücke hinterlassen. Die von dem Stamm der Betsimisarake bewohnte Ostküste ist reichlich bewässert und von einer merkwürdigen Fruchtbarkeit. Alle tropischen Kulturen gedeihen dort vollkommen, aber leider ist nur ein sehr kleiner Teil des Landes angebaut; dagegen besitzen die Franzosen ganz nahe an der Küste reiche Gebiete, welche mit geringen Kosten auszubeuten sind. In Anbetracht der vielen Wasserläufe finden die Verkehrsmittel nicht allzu viele Schwierigkeiten. Die Bevölkerung der Ostküste ist sehr ruhig, aber die europäischen Spirituosen haben dort schon große Verheerungen angerichtet. Ich habe mit Trägern eine fünftägige Reise in's Innere gemacht; die Einwohner sind dort weniger dem Rum ergeben und kräftiger als die Eingeborenen an der Küste. Der Reisbau ist bei ihnen sehr entwickelt, und den Flüssen entlang findet man eine Menge Dörfer mit großen Hülfsquellen von Reis. Die Viehzucht ist von keiner Bedeutung. In den meisten Dörfern verarbeiten die Weiber den Raphiabast zu dauerhaften Geflechten und Geweben. Außerdem sammelt man Wachs und Kautschuk, um sie bei den weißen Händlern, welche die Flüsse hinauffahren, gegen Baumwollzeuge und Rum zu vertauschen. Ueberall habe ich die Bevölkerung sehr gastfreundlich gefunden, und die Reisenden im Inneren genießen aufs neue vollkommene Sicherheit. Allein der Madekasse ist voll Vorurteilen und abergläubischen Vorstellungen und ich habe in meinen Nachforschungen behufs der Anlage von Sammlungen zu wiederholtenmalen ernsthafte Schwierigkeiten gefunden. Ich gedenke in diesen Tagen in nördlicher Richtung aufzubrechen und hoffe, Ihnen bald Nachrichten über meine Expedition zusenden zu können.“

* Die Molukken. Bekanntlich hat im September vorigen Jahres auf der 59. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte der Professor Kan aus Amsterdam vor der Sektion für Geographie und Ethnologie einen Vortrag gehalten, worin er den deutschen Forschungsreisenden die Notwendigkeit darlegte, eine geographische und geologische Erforschung der Molukken vorzunehmen. Als Gründe machte er geltend, daß die Europäer zwar seit zwei Jahrhunderten auf diesen Inseln seßhaft seien, man aber die Orohydrographie und besonders die natürlichen Eigentümlichkeiten dieses Archipels nur sehr unvollkommen kenne. Es existieren zwar zahlreiche treffliche Karten, und deutsche und englische Forscher haben die Inseln mehrfach durchwandert, sich aber im allgemeinen nur auf das Studium der Fauna und Flora beschränkt. Der holländische Gouverneur hat für die Geographie der Molukken noch gar nichts gethan, sondern sein Augenmerk

Digitized by Google

nur darauf gerichtet, sich Karten von dem ausgedehnten Sunda-Archipel zu verschaffen. Man hat Java trianguliert und eine Karte davon aufgenommen, man hat sehr gute Karten von der Küste von Sumatra, und man hat sogar mit der Triangulation dieser großen Insel begonnen und in den jüngsten Jahren auch Karten von Teilen der Inseln Borneo und Celebes hergestellt. Diejenigen Inseln des Sunda-Archipels, welche nützliche Mineralien enthalten, sind vom geologischen und geognostischen Gesichtspunkte aus studiert und vorzügliche Karten von Sumatra, Banka, Billiton, vom südöstlichen und nordwestlichen Borneo veröffentlicht worden. Außerdem stellt die Regierung alljährlich 10,000 Gulden zur Verfügung der Geographischen Gesellschaft in Amsterdam, welche nach der von Professor Kan ausgesprochenen Hoffnung in diesem Jahre zur Erforschung der Uru-Inseln verwendet werden sollten. Man kann daher sagen, daß die holländischen Behörden nichts versäumen, um von ihren Besitzungen im fernen Osten Karten und Pläne aufnehmen zu lassen. Außer den Molukken bieten noch Flores und Timor den Forschungsreisenden ein jungfräuliches Gebiet dar, und Professor Kan hat zu verstehen gegeben, daß jeder junge Reisende, welcher das Unternehmen wagen wird, der pekuniären Beihülfe und jeder anderen Unterstützung von Seiten Hollands ziemlich sicher sein darf. —

* Der Ngami-See. Ein deutscher Händler, welcher von Wijnburg (im Oranje-Freistaat) aus in den Jahren 1885—86 die Kalahari-Gegenden bereist, dann das englische Betschuana-Land bis zum Ngami-See durchwandert hat, bis nach Upington gelangt und von da wieder nach Wijnburg zurückgekehrt ist, hat interessante Einzelnheiten über die gegenwärtige Lage des Sees und seiner Umgebungen mitgebracht. Er hat den See am 17. September 1885 erreicht und sich beinahe drei Monate lang an seinen Ufern aufgehalten, worauf er die Hauptstadt Moremi's am Tunge oder Tioge besuchte. Die Tuanas (Batuanas), deren Häuptling Moremi ist, haben sich infolge der neueren Ausfälle der Matubelis in die sumpfige Region im Norden des Sees zurückgezogen. Sie sind eine physisch und moralisch entartete Rasse, die im ganzen kaum mehr 500 Individuen betragen mag. Die reichsten unter ihnen besitzen Pferde und Schießgewehre, und die Bakubas und Buschmänner sind ihre Sklaven. Der Händler ist der Ansicht, daß die Region der Kalahari sich ganz gut zur Viehzucht eignen würde, und macht darauf aufmerksam, daß der Ngami-See weit besser von der Walfisch-Bay, als vom Kapland oder von Natal aus zugänglich sein würde. Seiner Ansicht nach ist der Ngami-See auch viel kleiner als man ihn seither geschildert hat; er bestätigt dadurch auch die Aussagen anderer Forscher seit der ersten Entdeckung des Sees im Jahre 1849 durch Oswell, Murray und Livingstone. Herr Selons hat bei Gelegenheit seiner letzten Reise nach England Nachweise geliefert, welche er von Dr. Aurel Schulze über die Flüsse im Norden des Sees erhalten hat. Nach diesem Forschungsreisenden ergießt sich der Tunke (Tioge oder untere Okavanga) nicht mehr unmittelbar in den See, sondern bildet ungeheure Sümpfe im Norden desselben. Ein Arm dieses Flusses vereinigt sich mit dem Tschobe, ein anderer (der unter den Namen Dzo und Maschabe bekannt ist) verliert sich im See Mabube, während ein dritter seiner Arme (der Tamatu Kana) im Süden, in den Botletle mündet, der in südwestlicher Richtung fließt und sich schließlich in den Ngami ergießt, und in einem vierten Arme in südöstlicher Richtung verläuft, um in den Rumadan-See zu fallen. Der deutsche Händler hat eine eingehende Karte über seine Reiseroute entworfen und darin die Entfernungen angegeben; da jedoch die Angaben sich nicht auf wissenschaftliche Beobachtungen und Beweise stützen, so können sie nur einen beschränkten Nutzen haben.

(G. g.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Ebbe und Flut verleiht der Landschaft durch den Mangle zweierlei ganz verschiedene Gestaltung. Während zur Flutzeit das gewaltige Laubwerk auf der Oberfläche des Wassers aufruht, bildet sich mit der Ebbe dagegen unter den Kronen in dem Grade, wie das Wasser fällt, eine mehr und mehr wachsende Lücke, wodurch die Ufer weithin mit schwarzem, düsterem Saume umfaßt werden. Die Höhe derselben ist je nach geographischer Breite und nach Lokalität sehr verschieden, und ich will hier nur bemerken, daß sie in der äquatorialen Provinz Maranhaõ in Brasilien das außerordentliche Maß von 4—5.2 m., gewöhnlich aber nur 1.4—1.6 m. erreicht. Auch ist die Differenz abhängig von den Mondphasen und den Aequinoktien. Es erscheint dann das ganze Laubgehänge mehr durch dünne Pfeiler, als durch seine Stämme getragen. Kühle und Schatten dieses Pflanzengewölbes machen eine Fahrt aus der warmen Sonne heraus unter ihm sehr einladend. Doch würde man da die Rechnung ohne den Wirt machen, indem die vielen Luftwurzeln den Versuch freier Passage vereiteln, es sei denn, daß häufiger Verkehr in der Gegend stattfände, wodurch die Luftwurzeln beständig abgehauen und verkürzt würden.

Unter der Bezeichnung „Mangle" versteht man nun nicht eine besondere, sondern im weiteren Sinne mindestens fünf verschiedene Arten, wiewohl der oben ausgesprochene Charakter nur einer, der Rhizophora Mangle, zukommt. Also auch die Wissenschaft bezeichnete ihn durch den bloßen Namen unter dem Geleite des Landesnamens als den „Wurzelträger". Sämtliche hierher gehörige Arten wachsen auf gleichem Boden und unter gleichen Verhältnissen, sämtlich sind sie mehr oder weniger tanninhaltig, weshalb sie auch allgemein zum Gerben verwendet werden, zu welchem Zweck man sich jedoch nicht der Rinde, sondern der grünen Blätter bedient, die man mit den Zweigen abbricht; sie sind wirksamer als Eichenlohe. Das Holz dient zur Feuerung und hat das Eigentümliche, in frischem Zustande zu brennen. Einige Arten schwitzen auch ein brauchbares Gummi und Wachs aus.

Der in Brasilien vorkommende Mangle unterscheidet sich vorzugsweise durch folgende Glieder:

1. Rhizophora Mangle, „Mangne manso" (zahme Mangle) genannt, ist die am meisten hervortretende Art, durch die Luft-

Digitized by Google

wurzeln vor allen anderen ausgezeichnet. In den südlichen Provinzen trägt er auch den Namen Guaporniba und Tnpim. Diese und die folgende Art erreichen die größte Höhe, nämlich 14 bis 17 m. 2. Avicennia nitida aus der Familie der Verbenaceen, Mangne brava (wilde Mangue). Diese Art liefert ein weißliches Wachs. 3. Avicennia tomentosa, nimmt je nach der Bodenbeschaffenheit verschiedene Form an, bald baumartige, bald strauchige. Von ihr soll ein grünes Gummi kommen, das in Neuseeland von den Eingeborenen gegessen wird. 4. Laguncularia racemosa, erreicht nur geringen Umfang und gehört mit der folgenden 5. Conocarpus erectus zu den Combretaceen. Die Rinde dieses Baumes wird in einigen Ländern als Surrogat der China betrachtet.

Sehen wir hinauf zu den Früchten der Rhizophora, so können wir nicht umhin, weise Natureinrichtungen zu bewundern. Wir sehen den Baum mit tausenden von dünnen fußlangen Früchten wie ein Lichterbaum behängt. Häufig neigen sie sich so tief herunter, daß sie den Boden berühren, wodurch eine schnellere Abtrennung bewirkt wird, während im anderen Falle der Same neun Monate am Mutterstamme verbleibt, gleichsam als betraure dieser, ihn nicht gleich an passendem Orte einbetten zu können. Der langen Kerkerhaft müde, beginnt der Embryo am Stamm schon zu treiben. Durch vorrückendes Wachstum (im Keimungsprozesse) schiebt sich die Frucht aus der Kelchzwinge, wie in einem Fingerhut gehalten, heraus und sinkt, da ihr Schwerpunkt nach unten gerichtet war, senkrecht hinunter, mit ihrer gebräunten, gleichsam verstählten Spitze in den Boden eintreibend, solcherart in steter Erweiterung begriffene Kolonien bildend. Der Same ist durch seine äußere Beschaffenheit ganz dazu geeignet, das Pflanzengeschlecht in der Gesellschaftlichkeit zu erhalten. Weder Vögel noch Winde verschleppen den Samen, wie das sonst wohl der Weg der Verbreitung zu sein pflegt, es würde auch das kurze Keimvermögen, nach einmal erfolgter Abtrennung, den durch Zwischenträger verursachten Aufenthalt gestatten. Wenn nicht zufällig aber durch die Flut fortgetragen, so wird er doch mit ihr an ihm zusagende Orte zurückgetragen. Ohne vorangegangene chemische Zersetzung, ja ohne irgendwelche Veränderung der Frucht tritt der Keim ins Leben, ein fußhohes Bäumchen; so steht der Same schon gepflanzt, da nächst den Kotyledonen die Entwickelung der Wurzeln rasch vor sich geht.

Wir befanden uns also am Schlusse des besagten Dammes, und zwar angesichts einer bemerkbaren Vegetationsscheide. Manglesal und gemischte Laubwaldungen stehen scharf abgegrenzt wie feindliche Heere einander gegenüber. In seltsamer Uebereinstimmung des landschaftlichen Ausdrucks befinden sich hier die letzten Exemplare der Manglewaldung zu turmhohen Gestalten herangewachsen, wohl darum, weil sie auf festem Boden Wurzel gefaßt, wie ich es ähnlich schon öfter beobachtet, und diese schließen die Kolonie gleichsam als Wachtposten ab. Da dem Damm unmittelbar eine rasch zunehmende Erhöhung folgt, so konnten auch hier nach physiologischen Gesetzen die Pflanzen der nun erscheinenden zweiten Stufe eine kräftigere Entwickelung erlangen, als es unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Aber nur von kurzer Dauer ist dies den Pflanzen vergönnte bessere Wachstum, denn kaum haben wir die Höhe des Plateau's erreicht, so beginnt bald ein weites unübersehbares Gebiet, das in seiner Eigenschaft — als mit der Küste benachbart und vielen, nach allen Richtungen streichenden Winden ausgesetzt — sich durch eine traurige, gleichsam unterdrückte Vegetation auszeichnet. Es erscheint wie eine Einöde und bewirkt eine trübe, melancholische Stimmung. Derartige Landstrecken erhalten vom Volke den Namen „Taboleira". Die Erhebung über dem Meere mag 35 bis 40 m. betragen. Der Hochwuchs, der zur Höhe hinan und darüber noch eine kleine Strecke fortleitet, besteht namentlich aus Anacardium, Ficus, Sapindus, Zizyphus Joazeira und Crataeva Tapia. In dem Maße nun wie diese höheren Bäume verschwinden, reiht sich Niederwuchs an, dessen Hauptbestandteil aus Myrtaceen, Malpighiaceen (worunter besonders Byrsonima-Arten), Rubiaceen, Leguminosen, Bignoniaceen, Mangaba (Hancornia) und Capparis gebildet ist. Der Boden ringsum ist sandig und unfähig, kräftige Vegetation zu ernähren. Die außerordentlich vielen schönen Mangababäumchen — wir lernten sie zuerst in Pernambuco kennen — mit ihren köstlichen Früchten behängt, geben dieser Gegend ein etwas tröstliches Ansehen. Es kommt einem unter ihnen gerade so vor, als wandle man durch Obstplantagen. Die Frucht, obwohl das Produkt einer Apocynee, einer Familie, die meist aus milchenden und selbst zum Teil giftigen Gliedern besteht, bietet dem Wanderer willkommene Erquickung, kann aber nur genossen werden, nachdem sie freiwillig abgefallen ist und sich völlig weich anfühlt. Man pflückt sie auch im völlig unreifen Zustande und läßt sie nachreifen. Ließe sie sich im Großen verwerten — woran kein Zweifel ist, da es bisher nur an Versuchen gefehlt — so müßte sich auf die Einsammlung derselben ein erträglicher Erwerbszweig gründen lassen. Mit leichtester Mühe, stehenden Fußes ließen sich bald ganze Wagenladungen anhäufen und niemand ist Herr dieses weiten Obstfeldes.

Eine andere Frucht und ebenfalls bestimmt, eines Tages der Landwirtschaft eine gute Quelle zu eröffnen, ist die schöne Beere einer Eugenia, hier „Cambus" genannt, welcher Name jedoch wenig besagt, da er in der Aequatorialzone mehreren anderen myrtenartigen Früchten gleichfalls zukommt. Diese Frucht ist kirschengroß, durchscheinend und blaßkarminrot und von dem bekannten weinsäuerlichen Geschmack, der viele Eugenien charakterisiert. Da sie sehr gedrängt auf niederen Sträuchern wächst, so wäre ihre Einsammlung ebenfalls so leicht als lohnend. Zur Weinbereitung dürfte sie besonders geeignet sein. Stets mehr kommt man zu der Ueberzeugung, wie noch so viele unerschöpfliche Fundgruben im weiten brasilianischen Reiche auszubeuten sind, ja noch der Kenntnis gänzlich verschlossen liegen! Sind dürre Sandfluren imstande, die geringe Mühe des Einsammelns so reichlich zu lohnen, wie viel mehr, wenn die Segnungen der Kultur mit den dargebotenen Gaben sich verbinden! Noch fällt uns ein Strauch auf, ein Geoffroya, der mit der verwandten Geoffroya vermifuga einige Aehnlichkeit hat und auch wie diese „Angeline" nur mit dem Zusatze „taboleira" genannt wird. Er trägt quittenartige grüne Früchte, und es ist mir über eine Verwendung derselben nichts bekannt geworden. Die Art ist neu und dem Botaniker schon wegen des zwergigen, 60 cm. hohen Wuchses interessant.

Indem wir nach 1 ½ Meilen weiterer Wanderung eine kleine Anhöhe betraten, näherten wir uns dem Abschlusse des zweiten Vegetationsgürtels und die Gegend gewann mit einem Male ein ganz verändertes, heiteres Ansehen. Zur Linken in der Tiefe breitete sich ein großer See mit anmutigen Umrissen aus, und im Hintergrunde deutete eine freundliche Kirche das Dörfchen Estremoz an. Dort sollte das gelbe Fieber Ernte halten, was mir nicht recht einleuchten wollte, indem es den Blicken so friedlich wie heiter und idyllisch erschien. Wie gerne hätte ich meine Schritte dahin gelenkt, um dem See entlang wandeln zu können, doch hielt der Soldat fest an der erhaltenen Weisung und so hoffte ich mein Vorhaben mit der Rückkehr verbinden zu können. In der Nähe des Sees, wo nun wieder gute schattige Waldung auftritt, hielten wir unter Bäumen eine kleine Rast. Da auf dem ganzen 7 Leguas langen Wege keine Venda, geschweige denn ein Gasthaus anzutreffen war, so kam uns der mitgeführte Proviant gut zu statten. Das klare Wasser des nahen Sees lieferte erquickenden Trunk dazu. Zwei kleine Flüsse ergießen sich hier, von welchen der eine, nördlicherseits kommende Jorge und der andere aus südlicher Richtung Goajuru genannt wird. Man schreibt dem See eine unermeßliche Tiefe zu, wäre wohl richtiger

Digitized by Google

ungemessene zu sagen, denn da derselbe nicht befahren wird, so läßt sich über den Grad der Tiefe nichts bestimmtes feststellen. Auf dem sandigen Grunde fand ich eine algenartige Pflanze mit Luftbläschen. Die Pflanze erwächst zu dichten weichen Polstern und ist unserem Chara nicht unähnlich. Am Ufer stand die merkwürdige „Aninga", die Aroidee, deren Holz, wie wir schon gesehen haben, zum Bau der Jangadas verwendet wird.

Unsere Wanderung fortsetzend, hob sich der Weg sogleich wieder aus der Tiefe zu einiger Höhe hinan und wir hatten eine Fortsetzung der Taboleira, die nun aber zusehends an Ausdruck gewinnt. Die Sträucher in ihrer Arten- wie Individuenzahl verringern sich mehr und mehr und bald bleiben nur noch drei zwergige Baumformen auf dem Platze, nämlich die Byrsonima verbascifolia, Curatella Dilleniacea, die nach dem Volksnamen „Sambaiba", Curatella sambaiba, heißt, und deren Blätter so weich sind, daß sie zum Polieren verwendet werden. Schließlich kam mir ein botanisch noch unbekannter Baum von proteaceenartigem Ansehen vor, der unter dem Namen „Maria Borgos" geht. Alle drei Baumarten stimmen in einem gewissen Typus überein, der um so bezeichnender ist, als selbst die wenigen bisherigen Sträucher und endlich auch die Mangaba, die noch lange unser treuester Begleiter war, gänzlich zurücktreten.

Die Landschaft gewinnt nun ein ganz seltsames Ansehen; einzelne Hochlandsstrecken kommen vor, wie man sie im Innern von Minas Geraes antrifft. Was daselbst nämlich die verschiedenen Kielmeyeren, bewirken genau gegenwärtig obengenannte drei Baumgattungen. Man kann sich kein sprechenderes Bild verkrüppelten Baumwuchses denken, wie wir es hier vor uns haben. Nur schwach mit eigentümlichen Blattformen belaubt, verzweigen sich diese Bäume in geringer Entfernung vom Boden; die Aeste sind zerrig, unordentlich auf- und niedergebogen, fest in sich verschlungen. Das Laub raschelt seltsam vom Winde bewegt, und kaum läßt sich ein anderes Wesen, wie eine einzige Falkenart, der Carácará, vernehmen, der vom einsamen Wanderer aufgeschreckt mit unheimlichem Gekreische auffliegt und in schwerem Fluge dahinschwebend, weite Schattenkreise über die Erde zieht. Selbst das wenige Gras, das sich hier findet, ist von der Sonne verdorrt und wird von loser Hand in Brand gesteckt — ein Frevelmut, der dem Boden jedoch zum Segen gereicht, indem der Kalkgehalt der Asche, verbunden mit dem Winterregen, ihm neue Nahrung zuführt. Auch dieses Bild, das für mich um so interessanter war, als es alte Erinnerungen in mir erweckte, erreichte wie mit einem Zauberschlage sein Ende. Wir befanden uns beim Austritte derselben schon angesichts einer anderen Pflanzenzone. Die Gegend heißt „Estifa dos Flamengos". Die Bedeutung des Wortes „Estifa" ist etwas weit herbeigeholt, es wird häufig in figürlichem Sinne angewendet und soll hier soviel heißen als Holzflöße oder Holzschwemme, weil die Holländer — die man auch Flamengos nennt — als sie noch Besitz vom Lande hatten, viel Holz aus dem Innern des Landes sollen herangeschwemmt haben, woraus hervorgeht, daß die Regenzeit hier eine beträchtliche Menge Wasser anhäufen muß. Der kleine Bach, den wir hier antrafen, überschreitet dann seine Grenzen und setzt rings die flache Gegend unter Wasser. Daher auch der schroffe Abschnitt der zwei Vegetationsstufen.

Unter einem großen Cajubaum fand ich eine Truppe Brasilianer gelagert. Sie hatten soeben einige Pferdeladungen der Patiguta-Beeren, das Erzeugnis der Goruphia Jabotapita, gesammelt, um ein Oel daraus zu bereiten. Dieses Oel kommt animalischen gewonnenen Fetten, etwa dem Gänsefett, im Geschmack ziemlich gleich, wird vielfach zu Speisen genommen und auch in den Handel gebracht, jedoch nicht außer der Provinz. Der Patiguta-Strauch wächst hier in großen Mengen gesellschaftlich, erreicht eine Höhe von 1.20 bis 1.80 m. und ist besonders auffallend durch die eigentümliche Fruchtbildung. Ein fleischiger, rundlicher Fruchtboden von violetter Farbe trägt die roten aufrechten Samen, wie in sich eingepflanzt. Mir war die Pflanze um so interessanter als die Ausziehung des Pflanzenfettes nicht allein an sich schon höchst beachtenswert ist, sondern im vorliegenden Falle das Fett aus der äußeren Fruchthülle, nicht aus den Kernen gewonnen wird. Bekannte Beispiele dieser Art bilden die Olive, die afrikanische Oelpalme, mehrere Arten Caryocai, besonders Caryocai butyrosum, und außer den Aurantiaceen noch einige wenige Meliaceen. Diese Zahl läßt sich nach meinen späteren Beobachtungen noch um einige brasilianische Gattungen bereichern, denn außer den drei Palmen Oenocarpus Patava, Guilielmia speciosa und Raphia taedigera, deren Hüllen ebenfalls Oel enthalten, fand ich z. B. in dürren Gegenden der Provinz Maranhaõ einen Leguminosenbaum, woselbst dem holzigen Pericarpium durch Auspressen ein angenehm duftender, dem Copaiva nicht unähnlicher Balsam entquillt, ebenso eine wegen des schmackhaften Fleisches beliebte Baumfrucht, der „Uischi" der Provinz Parà u. a. m.

Bei Estifa dos Flamengos traf ich das erste Wohnhaus und in der Ferne mehrere zerstreut liegende kleine Fazendas, auf denen Zucker und Mandiocca gebaut wird. Wir durchschritten nun gleich anfangs eine etwas versumpfte Gegend, schwarzerdig, fast moorig erscheinend, durch die der Weg mühsam zu finden ist. In dem nassen Boden wachsen Utricularien und Juncus, während dagegen als äußere Buschformation der Goajuru (Chrysobalanus Icaco) uns hier entgegentritt. Dieser Strauch erzeugt pflaumenartige, schwarzviolette Früchte, die vom Volke gegessen werden und in Westindien selbst zu Kompote dienen. Ich konnte ihnen keinen Geschmack abgewinnen, indem das Fleisch eine schwammige unverdauliche Masse bildet. In Westindien wird diese Frucht Icacopflaume genannt; daher der botanische Name. Ein anderer zur Zeit noch unbekannter Chrysobalanus, den ich am Strande bei Parà fand, trägt kleinere, doch viel wohlschmeckendere Früchte mit mehr löslichem Fleische; sie sind eichelgroß und elliptisch geformt.

Die Vegetation gestaltet sich nun zusehends freundlicher, die Sträucher treten zu reizenden Gruppen zusammen, von denen die Goajuru und Myrtensträucher vortrefflich mit dem Boden abschließen. Der Weg schlängelt sich verloren wie in künstlicher Anlage hindurch. Einzeln ragen aus dem freundlichen Grün als Zeugen größerer Ueppigkeit die großblätterigen Seetrauben (Coccoloba uvifera) hervor und fernerhin schimmert die schöne Wachspalme herauf. Wunderbar, vom schönsten Kontraste und vom wohlthuendsten Eindrucke ist dieses neubetretene Gebiet belebt. Diese Art Grasfluren mit vereinzelten Gruppen bewachsen nennt man „Varzeas". Der Boden ist, da ihm Wasser zufließt, kulturfähiger geworden und sammelt die Leute bereits zu häufigerer Niederlassung. Ich fühlte die Wahrheit des Spruches „Hier ist gut Hütten bauen" in mir aufleben. Alles lebt so einfach, so zwanglos, umgeben von den Reizen einer glücklichen Natur; eine Kleidung, nur leicht den Körper verhüllend, genügt unter dem milden Himmel; in der Kühle einer Baumgruppe pflegen Schaukellustige in einer Hängematte gemächlich der Ruhe. Ich mußte mir gestehen, daß ein Volk, in Einfachheit aufgewachsen, vielfältigen Bedürfnissen zivilisierter Welt fremd, doch seinerseits auch ein glückliches, beneidenswertes Leben zu führen vermag. Man beurteilt den Tropenbewohner falsch und thut ihm Unrecht, wenn man ihn der Unlust zur Arbeit und des Mangels intelligenter Fähigkeiten zeiht, ihm Erfindungsgabe und Unternehmungsgeist vorwurfsvoll abspricht! Wie wären all die Erzeugnisse geistiger Kultur vereinbar mit dem warmen Klima, dem fruchtbaren Boden! Zu schweren, andauernden Arbeiten bestimmte ihn die Erhaltung des Lebens nicht; was er bedarf, liefert eine kleine, neben der Wohnung befindliche Anpflanzung! Mehr wünscht der bescheidene Sinn nicht! Was darüber ist, ist von Uebel! ließe sich hier wiederholen: Spekulationsgeist und Sklaverei, Ausbeutung des Bodens und Bereicherung auf Kosten fremden Schweißes!

Digitized by Google

Begreiflich, wenn der Wanderer unter all den verschiedenen Eindrücken, die er in sich aufnimmt, sich selbst um seine Ruhe betrügt und die Ermattung der Reise, erst wenn sie vollbracht, doppelt fühlt!

Plötzlich, unverhofft, wie die Uebergänge einander folgen, dürfen wir wieder auf einen neuen Abschnitt rechnen. Sieben Legnas sind zurückgelegt und eben erfreuen wir uns noch an dem Anblick der schönen Gruppierungen, so stehen wir schon am Ziele der Reise. Gleich am Eingang der Villa Ceare-mirim, die bis dahin versteckt lag, befindet sich das Besitztum des Herrn Manoel Leopoldo, an den ich empfohlen war, und derselbe nahm mich auf das freundlichste auf. Sein Grundstück führt, wie eine Inschrift über dem Thore besagt, den Namen „Engenho do Purao da Norte". Ich befand mich nun in dem gepriesenen Thale des Ceare-mirim, das von den Riograndensern ein zweites Nilthal genannt wird. Nun war ich natürlich auf den kommenden Morgen sehr gespannt zu sehen, was menschliche Hand dem Boden abgerungen, denn aufrichtig gestanden, nährte ich noch immer gewissen Zweifel an eigentliche Kulturproduktion, indem ja die Provinz im großen Ganzen als unfruchtbar bekannt ist. Da Manoel Leopoldo selbst Besitzer dreier Landgüter war, so hatte ich jede erwünschte Instruktion gleich an der Hand. Mit frühem Morgen begab ich mich mit ihm in sein „Cannavial", und da fand ich vollkommen bestätigt, was ich über die Vegetationskraft gehört und gelesen. Das Zuckerrohr war bereits im November und Dezember abgeerntet und schon stand der Nachwuchs in voller Ueppigkeit. Auf der Bewässerung des Thales durch drei Flüsse einer systematisch eingerichteten Kanalisierung beruht das ganze Geheimnis wunderbarer Zeugungskraft. Die Kanalisierung ist hier derart organisiert, daß fast sämtliche Bewohner gleichen Anteil genießen, indem sie auf gemeinschaftliche Kosten errichtet und unterhalten wird. Unter gegenseitigem Einverständnis hebt man abwechselnd einmal hier, dann dort eine der vielen Schleusen aus, wodurch nicht allein die Bewässerung eines jeden Grundstücks nach Bedürfnis geregelt werden kann, sondern auch so leicht keine Ueberflutung stattfindet. Die Flüsse bestehen eigentlich nur zur Regenzeit, die in die Monate März bis Juni fällt und während dieser Periode mit geringen Unterbrechungen anhält. Das ganze weite Thal wird an vielen Stellen durch regelmäßiges Austreten der Flüsse unter Wasser gesetzt. Durch dieses alljährlich wiederkehrende Austreten wird auf dem Boden, ähnlich wie beim Nil, eine Menge vegetabilischer und mineralischer Stoffe abgelagert. Hierauf namentlich, weniger auf der eigentlichen Ueberschwemmung, beruht die nachhaltend düngende Kraft des Bodens. Durch vieljährige Anhäufungen dieser Art, die früher lange unbenützt geblieben, hat sich eine beträchtliche Dammschicht gebildet. Die Erde ist vollkommen schwarz, locker und geschmeidig anzufühlen und stellt natürlich den besten Humus vor. Guano vermöchte kaum zu bewirken, was hier Naturkräfte freiwillig aufgespeichert haben.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Vereine, Gesellschaften, Museen ꝛc.

In der Versammlung der Geographischen Gesellschaft in München vom 7. Januar d. J. hielt, nach Erörterung verschiedener geschäftlichen und Vereins-Angelegenheiten, Herr Dr. Hugo Zöller einen höchst lehrreichen Vortrag über Kamerun und Togo. Zur Erläuterung seines Vortrages hatte der Redner zwei von ihm angefertigte Karten aufstellen lassen, welche, obwohl größtenteils auf seinen eigenen Aufnahmen beruhend, durch Hinzufügung des neuesten Materials den augenblicklichen Stand unserer Kenntnis dieser Länder veranschaulichten. Die Karte des Togolandes war in 1 : 100,000, diejenige des Kamerun-Gebietes in 1 : 300,000 gezeichnet. Die seitwärts angebrachten englischen Karten, die beste Darstellung enthaltend, welche wir vor den Reisen Nachtigals, Buchners und Zöllers von diesen Ländern besaßen, zeigten, wie wenig dieselben bis dahin bekannt gewesen waren. Togo z. B. sollte eine ununterbrochene Sumpfwildnis sein, während der Vortragende dort herrliche, waldumkleidete Hügellandschaften vorgefunden hat. Togo und Kamerun sind unsere einzigen Reichskolonien, insofern dort nämlich die innere Verwaltung vom Reiche selbst ausgeübt wird. Die Faktoreien von Bagida sind erst 1880, diejenigen von Lome 1881 gegründet worden, und selbst die Lage dieser Küstenplätze mußte, als Herr Zöller gleich nach der Besitzergreifung dort anlangte, erst des genaueren festgestellt werden. Die Kaufleute, welche ihre Faktoreien nicht verlassen dürfen, hatten niemals einen Versuch gemacht, ins Innere vorzudringen. Redner ließ sich anfänglich auch noch gleich den Kaufleuten in einer Hängematte tragen, verwarf aber bald diese Reiseart, welche sich für die Busch- und Waldlandschaft als ganz unbrauchbar erwies. Die Pferde, die man aus dem Innern der englischen Goldküsten-Kolonie, nämlich von Sallaga, hatte kommen lassen, leisteten anfangs gute Dienste, erkrankten aber nach kurzer Zeit. Den allergrößten Teil der Erforschung von Togo-Land, die 2 1/2 Monate angestrengtester Thätigkeit in Anspruch nahm, hat Redner zu Fuß abgemacht. Für die Lagunen- und Flußfahrten wurden ihm von den Kaufleuten in Quitta und von der französischen katholischen Mission in Agne zwei flach gehende Boote zur Verfügung gestellt. Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, das Schilfdickicht im Norden des Togo-Sees zu durchbrechen und in den Haho-Fluß einzufahren, dessen Entdeckung mit einer Salve aus allen Gewehren seiner Truppe begrüßt wurde. Auf dem Marsche nach Adangbe wurde Herr Zöller, ehe er diesen nördlichsten Ort des Togo-Landes erreichte, mit Waffengewalt zurückgetrieben. Erst ein Jahr später glückte es seinem Freunde, dem Pater Ménager, apostolischen Präfekten des Königreichs Dahome, Adangbe, das derselbe als einen Ort von 7000 bis 8000 Einwohnern schildert, zu erreichen. Der mit der Sprache der Eingeborenen wohl vertraute Missionar brachte auch in Erfahrung, daß der Haho-Fluß in dem Gebirge nördlich von Atakhame entspringe, so daß also die Quellen dieses Flusses schon viele Jahre früher von dem deutschen Missionar Hornberger aufgefnnden worden waren, ehe Herr Zöller die Mündung entdeckte und den mittleren Lauf befuhr. Noch an einer anderen Stelle sind Herrn Zöllers Entdeckungen inzwischen überholt worden. Der kaiserliche Kommissär Herr Falkenthal hat im März 1886 auf den Wunsch des Volkes von Agolime eine hoch erfolgreiche Reise ins Innere unternommen und vorbehaltlich der voraussichtlich erfolgenden Genehmigung seiner Regierung die Königreiche Towe, Kewe nnd Agolime der Schutzherrschaft des Deutschen Reiches unterstellt. Nachdem Herr Zöller zahlreiche Expeditionen gerade so weit geführt hatte, als dies ohne Anwendung von Gewalt möglich war, mußte er schließlich auf dem Marsche nach Atakhame, der Pflicht gehorchend, mit Unterdrückung des persönlichen Ehrgeizes, freiwillig umkehren, weil man ihm ein Boot mit der Meldung nachsandte, daß das deutsche Geschwader täglich und stündlich in Kamerun erwartet werde. In der Hoffnung, nach Portonovo und Lagos durchdringen zu können, hat dann der Vortragende das durch seine Menschenschlächtereien, sein Amazonenheer und seinen Schlangenkultus berüchtigte Königreich Dahome zweimal seiner ganzen Breite nach durchquert. Der Flächenraum von Togo-Land im engeren Sinne wurde von ihm auf 1300 Quadrat-Kilometer mit 40,000 Einwohnern berechnet, was eine etwas geringere Bevölkerungsdichtigkeit als diejenige Spaniens oder Griechenlands ergibt: nachdem das Königreich Klein-Povo, Adangbe und Agolime hinzugekommen sind, wird die

Digitized by Google

Kolonie etwa 4000 Quadrat-Kilometer mit 80,000—100,000 Einwohnern umfassen. Auf jeden dieser Einwohner kann man nach Nachtigals Forschungen 4—5 Buschleute oder Produzenten der Ausfuhrwaren rechnen, so daß wir es also mit dem Handelsverkehr einer Bevölkerung von beinahe einer halben Million zu thun haben. Herr Geheimrat Krauel hat kürzlich in der Budgetkommission des Reichstags die Einfuhr des Togo-Gebietes auf drei Millionen Mark beziffert. Zu Plantagen ist das Land, dessen Boden großenteils aus Laterit besteht, nicht geeignet, obwohl z. B. die Baumwolle dort wild wächst und von den Eingeborenen vielfach verwertet wird; letztere stehen unzweifelhaft auf höherer Kulturstufe, als die Bantu-Neger von Kamerun. Zu Kamerun übergehend, zeigte der Redner, ein wie großes unerforschtes Gebiet noch immer die fernsten, von der Küste aus erreichten Punkte von den südlichsten Ortschaften trennt, die Flegel von Adamaua aus erreicht hat. Der Ruhm, die Hinterländer von Kamerun erforscht zu haben, gebührt einzig und allein Robert Flegel. Wenn von anderer Seite, und wohl der am wenigst berechtigten, Ansprüche darauf erhoben worden sind, so ist das nicht blos vollkommen unberechtigt, sondern angesichts dieses frischen Grabes unwürdig. Von der Küste aus sind der Gouverneur v. Soden, über dessen verdienstvolle Unternehmungen leider noch keine ganz eingehenden Angaben vorliegen, sowie der Kommandant des deutschen Kanonenbootes „Cyklop", am weitesten ins Innere vorgedrungen. Redner schildert hierauf ausführlich die grundverschiedene Gestaltung der drei natürlichen Abteilungen unserer Kolonie, nämlich das vulkanische Gebirge, die mangrove-umsäumten Flußniederungen und das krystallinische Formationen einschließende südliche Kamerun-Gebiet. Außer Herrn Zöller lebt nur noch ein Deutscher, der in Indien weilende Herr Mann, welcher den Gipfel des gewaltigen, zu 4000 m. ansteigenden Götterberges erklommen hat. Bei Herrn Zöllers Besteigung mußten 25 mit Säbeln bewaffnete Schwarze einen Weg durch den von Elefanten und Affen belebten Urwald bahnen. Redner ist der Ansicht, daß die vulkanische Thätigkeit des Kamerun-Gebirges, abgesehen vielleicht von Solfataren, schon seit 1—2 Jahrhunderten erloschen ist. Die von ihm mitgebrachten Lavablöcke der frischesten Ströme zeigten eine stärkere Verwitterung, als jener Lavastrom, den der Aetna 1669 entsandt hat Das Gebiet am Mungo ist namentlich von Comber, Richardson, Rogozinski, Tomczek, Knutson, Baldau und Dr. Buchner erforscht worden. Eine Expedition, die Flegel entgegenmarschieren sollte, ist schon bald unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Sie behauptet, noch einen Tagemarsch über das von Tomczek und Rogozinski besuchte Kumba hinaus vorgedrungen zu sein; daß dieser Tagemarsch 20 Km. lang gewesen sein soll, ist nicht recht wahrscheinlich. Während Herrn Zöller's Anwesenheit war der Mungo-Fluß durch feindliche Toß-Leute gesperrt; Dr. Nachtigal und er sind dort mit Flintenschüssen empfangen worden. Auf dem Wuri-Fluß drang Redner mit zwei Marine-Offizieren vor, bis man ihnen unterhalb der Kataraкte ebenfalls mit Waffengewalt entgegentrat. Nach einjährigem Aufenthalt zurückgekehrt, wurde er vom Auswärtigen Amt in Berlin aufgefordert, seine Forschungen im Dienste der Reichsregierung fortzusetzen, lehnte jedoch aus Familienrücksichten ab und empfahl Herrn Dr. Zintgraf, der jetzt am Wuri-Flusse über Zöller's fernsten Punkt hinaus an den Fuß eines Gebirges gelangt ist. Dr. Nachtigal, in dessen Auftrag Herr Zöller bereits viele Schutzverträge abgeschlossen und namentlich von der einen Hälfte des Kamerun-Gebirges für Deutschland Besitz ergriffen hatte, beabsichtigte von Batanga aus eine Expedition ins Stromgebiet des Kongo zu unternehmen und beauftragte Herrn Zöller voraufzureisen und mit den Königen und Häuptlingen die nötigen Vereinbarungen zu treffen; als derselbe aber zurückkehrte, war der große Forscher bereits erkrankt und abgereist. Herr Zöller hatte das Fieber erst in Gabun, worauf am Kongo ein schlimmes Gallenfieber folgte. Redner schloß mit dem Wunsche, daß die großen weißen Flecken auf unseren Karten zu energischer Forschung anspornen mögen, aber nur zu ernster Arbeit, zu jener Forschung, die in erster Linie auf Wissensdrang und Wahrheitsliebe beruht. An der Diskussion, die diesem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrage folgte, beteiligten sich die Herren Professor v. Zittel, Hofrat Dr. v. Liebig und Professor Dr. Günther, worauf Herr Dr. Oberhummer noch einige der Gesellschaft als Geschenke zugegangene Werke vorlegte. („Allg. Ztg.")

Litteratur.

* Schwarz, Dr. Bernh.: Vom deutschen Exil im Skythenlande. Erlebnisse, Klagen und Aufklärungen aus der Dobrudscha. Leipzig, P. Frohberg, 1886. — Wir haben vor kurzem das Buch desselben Verfassers über seine Reise durch die Hinterlande der Kamerun-Kolonie besprochen. In dem vorgenannten neuen kleinen Werke führt uns der Verfasser in die Dobrudscha zu jenen armen versprengten deutschen Brüdern, die ursprünglich nach Rußland ausgewandert waren, um sich dort eine neue Heimat zu gründen, die aber dann Rußland verließen, um dem Militärdienst zu entgehen, von dem man sie zu befreien versprochen hatte, und die dann in die damals noch zur Türkei gehörige Dobrudscha auswanderten. Die Dobrudscha ward infolge des letzten Türkenkrieges den Türken abgenommen und Rumänien zugeteilt, und die neue Regierung erkennt nun die Eigentumsrechte der deutschen Kolonen nicht an, weil diese nicht imstande gewesen waren, unter der verlotterten türkischen Regierung sich unanfechtbare Besitztitel auf die von ihnen geschaffenen Heimstätten zu verschaffen. Diese armen deutschen Verbannten im Skythenlande nun, welche allen Willkürlichkeiten und Unbilden der rumänischen Behörden ausgesetzt und von gänzlichem Ruin bedroht sind, haben das Deutsche Reich um Hülfe angegangen, und im Auftrage desselben hatte Dr. Schwarz jene Gegenden bereist, um sich Einsicht von den dortigen Verhältnissen und den Beschwerden der deutschen Ansiedler zu verschaffen, welche offenbar nur allzu begründet sind. Dies ist die Veranlassung zu der Reise, welche Dr. Schwarz uns in der vorliegenden Schrift schildert. Diese Reise führte ihn von Bukarest über Galatz nach Tultscha, wo er mit dem ersten jener deutschen Ansiedler zusammenkam, und von Tultscha in verschiedene andere deutsche Kolonien; gelegentlich bestieg unser Reisender den Berg Pomsil, reiste durch den Urwald nach der Kolonie Atmaoscha im Zentralgebirge, dann auf den „Goldberg" und aus der Berg-Dobrudscha in die Steppen-Dobrudscha und nach der Kolonie Koschelak, wo er den rumänischen Behörden als Spion und Aufwiegler denunziert wurde und sich nach Küstendsche flüchten mußte. Dr. Schwarz lernte auf diese Weise jenen abgelegenen und beinahe unbekannten Winkel zwischen Donau und Euxinus ziemlich genau kennen und hat in der anziehendsten und anschaulichsten Weise uns Land und Leute im vorliegenden Buche so unterhaltend geschildert, daß wir unseren Lesern die Versicherung geben können, sie werden die Lektüre des interessanten kleinen Buches gewiß nicht bereuen.

* Schwarzlose, Dr. Fr. Wilh.: Die Waffen der alten Araber aus ihren Dichtern dargestellt; ein Beitrag zur arabischen Altertumskunde, Synonymik und Lexikographie. Nebst Registern. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1886. — Die eingehende Beschäftigung mit der altarabischen Poesie in ihrem ganzen Umfange und mit der späteren in ihren hervorragenderen Vertretern hat dem Verfasser neben dem Verständnis der Gedichte auch das Verständnis des Volkscharakters der alten Araber erschlossen, von welchem der kriegerische Geist ein so mächtiges und bedeutendes Ingrediens ist. Die Waffen und was mit ihnen zusammenhängt, spielen daher in den arabischen Dichtungen eine sehr bedeutende Rolle und werfen für den Kundigen auf die Sprache,

Digitized by Google

Lexikographie, Synonymik und Poetik eine besonderes Licht. Dies bewog den Verfasser zur Herausgabe dieses Buches, eines sehr wichtigen und dankenswerten Beitrages zur arabischen Archäologie und Kulturgeschichte. Im vorliegenden Werke führt uns der Verfasser zuerst in einem allgemeinen Teil die Charakteristik der alten Araber, ihr vorzugsweise kriegerisches Leben, den Gebrauch und das Verhältnis ihrer Waffen unter einander und deren vielfache Benennung vor; dann schildert er an der Hand der Aeußerungen der arabischen Dichter und Schriftsteller die Trutz- und Schutzwaffen, ihre Benennungen, Sorten, Herstellung, Einzelbeschreibung, den an sie anknüpfenden Volksglauben und Sagenschatz, die größeren Kriegswaffen u. s. w., immer unter Bezugnahme auf Schriftsteller, welche wörtlich zitiert sind, und liefert damit, namentlich durch die beigegebenen mehrfachen Register, ein Werk, welches in den betreffenden Kreisen Aufsehen erregen wird und auf welches wir hiermit aufmerksam machen wollen.

* Baumann, Heinrich: Londinismen — Slang und Cant. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweise der Londoner Volkssprache sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunft-Ausdrücke. Mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagshandlung, 1887. — Die verdiente Verlagshandlung läßt dem früher von ihr veranstalteten Buche „Parisismen" von Professor Dr. C. Villatte hiermit ein Lehr- und Wörterbuch der Londoner Volkssprache folgen, welches uns im vorgenannten Werke vorliegt und die verschiedenen Arten und Nuancen der Pöbel- und Spitzbubensprache umfaßt, weil diese teilweise auch in die belletristische Litteratur der Engländer neuerdings Eingang gefunden hat. Die erläuternde Einleitung über die verschiedenen Idiotismen und Nuancen der Pöbelsprache nebst einer Chrestomathie derselben aus der einschlägigen neueren Litteratur nimmt 104 kompresse Oktavseiten ein und geht dem eigentlichen Wörterbuche voran, welches wiederum 240 gespaltene Oktavseiten umfaßt. Die meisten unserer englisch-deutschen Wörterbücher nehmen zu wenig Rücksicht auf die in Unterhaltung, in Zeitungen, Romane, Bühnenstücke ꝛc. übergegangenen zahlreichen Ausdrücken und Idiotismen aus der Volkssprache, und somit hat der Titel des vorliegenden ungemein fleißig bearbeiteten Buches vollkommen Recht, wenn er dasselbe als ein Supplement, und zwar ein sehr notwendiges und willkommenes zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern bezeichnet, denn so lange wir das seit Jahren von der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung beabsichtigte große Englische Wörterbuch noch nicht besitzen, das ein würdiges Pendant zu dem vortrefflichen Sachs'schen französischen Dictionnaire bilden soll, lassen unsere vorhandenen englisch-deutschen Wörterbücher uns nur zu oft im Stich.

* Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Konversation. In vier Teilen. Teil IV: Land und Leute in Amerika. Zusammengestellt von Carl Naubert. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagshandlung, 1887. — Das kleine Sammelwerk, von welchem der vorliegende hübsche Band in Taschenformat den letzten Teil bildet, besteht aus vier Abteilungen: I. Englisch-Deutsch; II. Deutsch-Englisch; III. Land und Leute in England; IV. Land und Leute in Amerika. Die drei ersten Teile kennen wir noch nicht, vermögen daher auch kein Urteil darüber abzugeben, allein der uns vorliegende vierte Teil bietet in seinem Inhalt für den Auswanderer und Reisenden einen ganz vortrefflichen Reiseführer und Ratgeber, welcher ihn für alle Fragen des praktischen Lebens mit der besten Auskunft versieht und ihn in den Stand setzt, jenes Lehrgeld zu ersparen, welches beinahe jeder Ankömmling in einem fremden Lande erlegen muß. Es ist die beste Vorbereitung auf die Reise selbst und sollte daher schon zu Hause gründlichst studiert werden; es läßt sich wegen seines handlichen Taschenformats bequem auf der Reise mitführen und leicht bei jedem Anliegen zu Rate ziehen, da sein Inhalt alphabetisch geordnet, kurz, bündig und doch zugleich erschöpfend ist. Nicht dem Auswanderer allein, sondern auch dem gebildeten Leser überhaupt bietet das hübsche Buch die dankenswerteste Belehrung über Verkehrswesen, Volksleben, Sitten, Zustände, Lebensweise ꝛc. in Amerika. Die drei anderen Teile scheinen noch nicht erschienen zu sein, aber wir werden uns beeilen, nach Erscheinen derselben sie zu besprechen und unsern vorstehenden Bericht über dieses Sammelwerk dadurch zu vervollständigen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Klimate der Erde

von

Dr. A. Woeikof,

Prof. der phys. Geographie an der Universität St. Petersburg, Präsident der meteorolog. Commission der K. Russ. geogr. Gesellschaft ꝛc.

2 Theile. Groß 8°. Mit 10 Karten 13 Diagrammen und vielen Tabellen, eleg. broch. 22 Mk., in Halbfranz geb. 26 Mk.

Durch seine früheren Arbeiten, welche sich hauptsächlich mit Klimatologie beschäftigten, wie auch durch seine ausgedehnten Reisen im russischen Reiche, Süd- und Ostasien und Amerika, war der Verfasser mehr als jeder Andere im Stande, ein solches Buch zu schreiben. Nicht nur der Fachmann wird hier vieles Neue und Interessante finden, sondern auch jeder Gebildete. **Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Erscheinung.**

So eben erschien:

Londinismen — Slang und Cant — ein Wörterbuch der *Londoner Volkssprache*, sowie der üblichsten *englischen Gauner-, Matrosen-, Sport-* und *Zunft-Ausdrücke* etc. etc. Nebst einer geschichtlichen Uebersicht der *Quellen*, mehreren Musterstücken und einer kurzgefassten Grammatik. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Grammatiken und Wörterbüchern von **H. Baumann,** Master of Arts of London University, Headmaster of the Anglo-German School, London. 352 S. 8°. Preis brosch. 4 M., eleg. geb. 4 M. 60 Pf.

Land und Leute in Amerika

von **Carl Naubert,**

Geh. Rechnungsrath in der kaiserl. Admiralität.

(Theil IV von Langenscheidt's englisch-deutschen Notwörterbüchern.)

472 Seiten. Preis eleg. gebunden 2 M.

Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung,
Berlin SW., Moeckernstrasse 133.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Die Waffen der alten Araber

aus ihren Dichtern dargestellt.

Ein Beitrag zur arabischen Alterthumskunde, Synonymik und Lexikographie. Nebst Registern.

Von Dr. Friedrich Wilhelm Schwarzlose.

XVI, 392 Seiten. M. 12.—

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 7. Stuttgart, 14. Februar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das natürliche Gas von Pittsburgh und sein Einfluß auf die dortige Industrie. Von unserem Spezialberichterstatter. S. 121. — 2. Triebsand. Nach J. Abrámow, von W. Henckel. S. 124. — 3. Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder.) (Fortsetzung.) S. 128. — 4. Der Verlauf der geographischen Forschungsreisen im Jahre 1886. Von D. Kaltbrunner. (Fortsetzung.) S. 131. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 134. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 136. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 139. — 8. Litteratur. S. 140.

Das natürliche Gas von Pittsburgh und sein Einfluß auf die dortige Industrie.

Von unserem Spezialberichterstatter.

Herr Kurt Sorge, der Direktor der Besemer-Abteilung des Osnabrücker Stahlwerkes, ein hervorragender deutscher Ingenieur, der längere Zeit eine Studienreise in den Vereinigten Staaten gemacht hat, hielt in der am 16. Januar zu Düsseldorf abgehaltenen Generalversammlung des „Vereins deutscher Eisenhüttenleute" einen höchst interessanten Vortrag über das natürliche Gas von Pittsburgh und seinen Einfluß auf die dortige Industrie, aus dem unsere Leser die nachfolgenden Mitteilungen nicht ohne Interesse hinnehmen dürften.

Der Vortragende legt zunächst die Verhältnisse der Stadt Pittsburgh dar, welche im Jahre 1880 etwa 156,000 Einwohner zählte, während ihre Schwesterstadt Alleghany City 79,000 Seelen zählte; die Bevölkerung ist aber derartig gewachsen, daß man heute die Einwohnerzahl auf weit über 300,000 annehmen darf.

Mitten in der Kohlenregion und am Zusammenfluß der beiden Ströme Monongahela und Alleghany gelegen, welche von hier ab gemeinschaftlich den Ohio und damit eine bedeutende Wasserstraße zum Mississippi bilden, vereinigt Pittsburgh mit landschaftlich schöner Lage gleichzeitig alles, was es zu einem Industrie-Zentrum ersten Ranges macht. Der Alleghany ist von Natur schiffbar, den Monongahela hat man durch Schleusen schiffbar gemacht, und mit einem unterhalb der Stadt quer durch den Ohio gezogenen mächtigen Damm nebst Schleuse wußte man außerdem dem Einfluß des im Sommer niedrigen Wasserstandes zu begegnen. Zwölf Eisenbahnlinien laufen ferner in Pittsburgh und Alleghany City zusammen und gestatten die Verfrachtung der Produktion nach allen Punkten des Landes unter günstigen Bedingungen, wie sie andererseits auch die Zufuhr z. B. der Eisenerze vom Lake Superior ermöglichen. Die Industrie von Pittsburgh produziert im Jahre durchschnittlich nicht weniger als für 724,000,000 Mark, woran die Eisenwerke einschließlich Maschinenfabriken einen Anteil von 50%, die Kohlenwerke von 10% und die Glashütten von 4% haben.

Den besten Ueberblick über Pittsburgh und seine industriereiche Umgebung gewinnt man von den Höhen der die Flüsse einschließenden Hügel aus, welche von den Flußufern aus durch die nur der Personen- und Fuhrwerksbeförderung dienenden Bremsberge bequem zu erreichen sind. Der Beschauer hat hier ein Städtebild zu seinen Füßen, welches in gleicher Weise durch seine malerische Schönheit anzieht und durch die Unzahl der zu überschauenden industriellen Werke einen mächtigen Eindruck macht. Sämtliche sechs Flußufer sind dicht besetzt mit Fabriken, Werkstätten u. s. w. oder dienen als Verladeplätze für den lebhaften Schiffsverkehr.

Infolge der vielen Schornsteine hat man Pittsburgh den Namen „Smoky City" gegeben, obwohl heutzutage fast völlige Klarheit der Atmosphäre herrscht, was auf die Verwendung des natürlichen Gases als Verbrennungsprodukt zurückzuführen ist, da man vor dieser Verwendung die Sonne in Pittsburgh oft Tage lang nicht sehen konnte, obgleich sie den Bewohnern der umliegenden Höhen in voller Klarheit leuchtete. Das Vorkommen des natürlichen Gases ist nicht neu; neu ist nur die ausgedehnte Verwendung desselben.

Bei den Versuchen, Oel zu finden, wurden verschie-

Digitized by Google

dene mächtige Quellen auch in der Nähe von Pittsburgh erbohrt, und so traf man unter anderem schon im Jahre 1878 in Murraysville bei Pittsburgh bei 400 m. Teufe auf einen Gasstrom, welcher stark genug war, um Bohrer und Bohrgestänge herauszuschleudern und zu zertrümmern. Selbst diese Quelle blieb indessen auf Jahre hinaus unbenutzt; man entzündete das Gas, die viele Meter hohe Flammensäule beleuchtete nachts die Landschaft und erregte das Erstaunen ihrer Beobachter; aber ohne jeglichen Nutzen wurden hier während vieler Jahre unschätzbare Mengen des wertvollsten Brennmaterials verschwendet, bis man, zuerst im Jahre 1883, die Gasmenge aufzufangen versuchte und nach Orten leitete, wo man sie verwerten konnte.

So unerklärlich nun auch bei dem bekannten praktischen und unternehmenden Sinn der Amerikaner diese Vergeudung des von der Natur gebotenen Brennstoffes im ersten Augenblick jetzt erscheinen muß, wo man von der Benutzung desselben bereits große Vorteile gezogen hat, so muß man doch andererseits berücksichtigen, daß der Bestand der Gasausströmung sehr zweifelhaft war und noch ist, daß zur Nutzbarmachung derselben ein bedeutender Kostenaufwand durch die Leitung bedingt wurde, und daß man endlich bereits ein sehr billiges Brennmaterial zur Verfügung hatte. Die Flötze der dortigen Kohlenregion sind im allgemeinen sehr mächtig, ihre Teufe ist eine geringe; auf einer Grube in dem bekannten Kohlendistrikt von Connelsville ist die Mächtigkeit des Flötzes im Mittel 2.75 m. und die Länge des Kohlenfeldes 48 Km. bei einer zwischen 4.8 und 8 Km. schwankenden Breite. Die ganze Ablagerung bildet eine flache, auf beiden Seiten zu Tage ausgehende Mulde, so daß der an der tiefsten Stelle angelegte Förderschacht nur eine Teufe von rund 90 m. hat und die Gestehungskosten sich für die Tonne Cokeskohlen auf 43 Cts. oder 1.72 M. belaufen. Bei derartig günstigen Verhältnissen mag es wohl entschuldbar erscheinen, wenn man die Gasquellen, deren Produkt von zweifelhafter Beständigkeit ist, längere Zeit vernachlässigte.

Im Jahre 1883 bildete sich zuerst eine Gesellschaft, welche die mächtige Quelle von Murraysville durch die Anlage einer Gasleitung nach Pittsburgh praktisch verwertete; im Juni 1884 wurde der als Westinghouse Well bekannte starke Gasstrom in dem Stadtgebiet von Pittsburgh selbst erbohrt, und von dieser Zeit her datiert die Verwendung des natürlichen Gases für industrielle und häusliche Zwecke in einem von Tag zu Tag wachsenden Maße.

Die gasführenden Felsen werden meist in einer Tiefe von 300—900 m., also bedeutend tiefer als die Kohlenablagerungen Pittsburghs, erbohrt und enthalten das Gas entweder in Höhlungen, was der seltenere Fall ist, oder werden von porösem Sandstein, bezw. von Geschieben und Konglomeraten gebildet, welche das Gas in sich aufgenommen haben.

Die allgemeinste Annahme geht nun dahin, daß diese Gassandsteine, welche im geologischen Sinne vollkommen identisch sind mit den Oelsandsteinen, beiden Stoffen nur als Behälter dienen, und daß die Bildung der Kohlenwasserstoffe in darunter liegenden Schichten stattfindet. Derselben Quelle ihre Entstehung verdankend, steigen Gas und Oel, oft wohl noch nicht gesondert, durch die Felsschichten empor, bis sie von einer undurchlässigen Schichte zurückgehalten und auf diese Weise so zu sagen in einem Reservoir gesammelt werden. Der Gasgehalt eines Gassandsteines hängt demnach im wesentlichen davon ab, wie weit etwa die Schichten sowohl zwischen den Horizonten mit organischen Resten und dem Gassand, als auch zwischen dem letzteren und der Erdoberfläche geborsten sind und dem Gas den Durchlaß gestatten.

Das geographische Gebiet des Gasvorkommens scheint ein außerordentlich ausgedehntes zu sein; denn namentlich in den letzten Monaten vergeht kaum eine Woche, in welcher nicht neue Gasquellen in den verschiedensten Staaten Nordamerika's erbohrt werden; immerhin ist zur Zeit die Umgegend von Pittsburgh noch die ergiebigste. Innerhalb eines Umkreises von ca. 40 Km. Halbmesser befinden sich hier vier bedeutende Gasfelder, welche nach den Orten Murraysville, Washington, Butler und Tarentum genannt werden.

Eigentümlich ist nach des Vortragenden lebhafter Schilderung der Anblick, den man zu später Abendstunde, mit dem Schnellzuge der Pennsylvania-Eisenbahn in Pittsburgh ankommend, genießt. Ein heller Schein taucht am Horizont auf, welcher bei der nächsten Biegung der Bahn verschwindend durch einen anderen ersetzt wird; doch bald sind es nicht mehr einzelne; an verschiedenen Punkten kann man den Schimmer erkennen, welcher dem gleicht, den eine bedeutende Feuersbrunst verbreitet und man kann sich bei der gewaltigen Helligkeit nicht denken, daß einzelne Flammen die Ursache sein sollen. Plötzlich sieht man bei einer Biegung der Bahn die Gasflamme vor sich, welche hochgespannte Erwartungen noch übertrifft. Auf 1 Km. im Umkreis ist die Gegend taghell erleuchtet, denn man hat das Gas noch nicht abgefangen, sondern innerhalb des ca. 20 m. hohen Bohrturmes in eisernen Röhren nach oben geleitet und dann entzündet. Mit gewaltigem Brausen entströmt das Gas dem Rohr und bildet eine Flamme, welche sich bis zur doppelten Höhe des Bohrturms emporschlägt. Bei der Einfahrt in die Stadt erblickt man an verschiedenen Stellen die Flammen, in welchen die glücklichen, aber verschwenderischen Besitzer dieses Naturgases den Ueberschuß vergeuden, wie denn auch an Sonntagen, bei ruhendem Betriebe, fast sämtliche industrielle Werke Pittsburghs das Gas in ihren Leitungen nicht absperren, sondern aus besonderen Röhren ohne Nutzen verbrennen lassen.

Große Kosten verursacht die Leitung des Gases nach dem Hauptverbrauchsorte Pittsburgh. Da ein großer Teil

Digitized by Google

der Quellen 20—30 Km. und mehr von der Stadt entfernt ist und die Reibung den Druck pro Kilometer Leitung um ca. 300 gr. reduziert, so daß ein Gas von 14 Kilogramm Druck von der Quelle, in ca. 46 Km. Entfernung keinen Ueberdruck mehr haben würde, so ist die Leitungsfrage natürlich von außerordentlicher Bedeutung. Der Durchmesser der Leitungen steigt bis zu 600 mm., die meisten haben indessen nur 200 mm. lichte Weite. Die Leitung von der Edgar-Quelle nach Pittsburgh, mit einer lichten Weite von 200 mm., hat pro Kilometer einen Kostenaufwand von 18,000—19,000 M. verursacht. Die Leitungskosten sollen indessen unter Umständen bis zu 30,000 M. und mehr pro Kilometer steigen, da die Grundbesitzer sich die Erlaubnis zur Legung der Röhren teuer abkaufen lassen. Meist legt man zwei parallele Leitungen in 1—2 m. Abstand, welche dann alle 10—12 Km. mit einander verbunden und mit Absperrventilen versehen sind, die es gestatten, einzelne eventuell defekt gewordene Leitungsteile auszuschalten und das Gas dann durch den zweiten Strang zu leiten. Außerdem bringt man bei den Hauptleitungen ein ca. 10 m. hohes Ausströmungsrohr mit einem, auf einen bestimmten Druck belasteten Ventil an, damit die Leitung nicht gesprengt wird, wenn aus irgend einem Grunde am Verbrauchsort die Ausströmung abgesperrt werden sollte.

Innerhalb der Stadt Pittsburgh selbst darf der Druck 1 Kgr. pro Quadratcentimeter nicht übersteigen und es wird derselbe daher durch geeignete Vorrichtungen vor Eintritt in die Stadt reguliert, während gleichzeitig der Ueberschuß an Gas auf einem freien Platz der Stadt selbst, Tag und Nacht, als enorme Flamme, aus einem 8—10 m. hohen, ca. 150 mm. weiten Rohre, herausbrennt. Man hat diese Maximalgrenze für den Leitungsdruck festgestellt, da früher unter dem hohen Drucke leicht Undichtheiten an den Rohrleitungen entstanden, so daß das ausströmende Gas in den Kellerräumen verschiedener Wohnhäuser sich ansammelte und mehrere bedeutende Explosionen hervorrief. Diese Ansammlungen sind um so gefährlicher, als das natürliche Gas nahezu geruchlos ist.

Benutzt wird das Gas am Verbrauchsort vor allem zu Beleuchtungs- und Heizzwecken; außerdem sucht man seine Eigenschaft, bei unvollkommener Verbrennung ziemlich dichten Kohlenstoff abzusetzen, bei Anfertigung von Kohlen für elektrische Zwecke, seine Neigung, Fette und Oele zu absorbieren, zur Reinigung von Zeugen und seinen hohen Druck als Triebkraft für Maschinen zu verwerten, in welch letzterem Falle das Gas natürlich außerdem noch seinen Heizwert behält. Die Leuchtkraft des natürlichen Gases ist halb so stark wie die des künstlichen Leuchtgases.

Der Heizwert des Naturgases ist so groß, daß 10 Cm. mit 15.4 Kgr. Kohle gleichwertig sind. Infolge dessen ist die Verwendung des Gases für häusliche und industrielle Zwecke eine außerordentlich verbreitete. Der Preis, welcher für das Gas zu zahlen ist, stellt sich für einen Kochofen auf 4 M. per Monat, für einen Stubenofen auf 3 M., wobei für nur 8 Monate im Jahre bezahlt wird, für eine Flamme zur Beleuchtung auf 60 Pfennig pro Monat.

Es sind dies außerordentlich niedrige Zahlen, namentlich wenn man bedenkt, daß das Gasquantum nicht zugemessen wird, sondern ein unbeschränkter Gebrauch davon gemacht werden kann. In anderen Städten sind die Preise etwas höher. Mehrfach werden die Verträge von Fall zu Fall abgeschlossen. So bezahlte der Direktor eines Pittsburgher Werkes für Beleuchtung und Heizung seiner ganzen, sehr geräumigen zweistöckigen Villa jährlich eine Summe von 480 M., wobei indessen auch die Gewächshäuser, Stall- und Nebengebäude mit natürlichem Gas geheizt und beleuchtet wurden. Neuerdings werden Meßapparate eingeführt; der Preis per 1000 Cm. Gas wird auf 6—7 Cents, d. h. auf rund 1 Pfennig pro 1 Cm. angegeben.

In die Industrie haben das Naturgas zuerst die Eisenwerke von Spang, Chalfand and Co. und Graff, Rennet and Co. eingeführt, welche es seit 1875—86 aus einer 27 Km. langen Leitung verwendeten, ohne indessen den Vorteil, den sie daraus zogen, zu verraten. Jetzt dürfte in ganz Pittsburgh kein Eisenwerk und keine Glashütte mehr sein, welche dieses vorzügliche Brennmaterial nicht benützte.

Den klarsten Eindruck von der außerordentlichen Bedeutung des Naturgases kann man auf den Edgar-Thomson-Werken in Pittsburgh bekommen, denn diese vortrefflich eingerichtete Hütte verwendet bei einer Schienenproduktion von 650 Tonnen pro Tag in ihrem ganzen Betriebe kein Kilogramm Kohle, mit Ausnahme derjenigen welche zum Heizen der Lokomotiven verbraucht wird. Seitdem diese Einrichtung getroffen ist, werden allein an Heizern und Arbeitern für Kohlenladen, Aschefahren ꝛc., täglich 147 Mann weniger beschäftigt, und wenn man die Bequemlichkeit und Sauberkeit der Kesselfeuerungen ꝛc. sieht, so überzeugt man sich leicht davon, daß durch indirekte Ersparnis an Abnutzung von Geräten und Apparaten die Rentabilität der Gasfeuerung noch erhöht wird, ganz abgesehen von der Erleichterung der Arbeit. Auf dem genannten Werke sind auch die Winderhitzer der Hohofenanlagen (System Whitwell) für Feuerung mit natürlichem Gase eingerichtet.

Mit der Zeit ist man übrigens durch Verbesserung der Feuerungsanlagen bemüht gewesen, der geradezu unsinnigen Gasverschwendung zu steuern, denn welche kolossale Quantitäten von Gas unbenutzt in die Luft hinein verbrennen oder unverbrannt entweichen, davon macht man sich hier zu Lande kaum eine Vorstellung. Schätzte man doch im Sommer 1885 das Quantum des täglich in Pittsburgh verloren gehenden Gases auf zwei Millionen Kubikmeter, was einem Kohlenquantum von 2400 Tonnen oder bei dem Preis von 7 bis 8 Mark pro Tonne einem

Digitized by Google

Kapitalverlust von 17,000 bis 19,000 Mark täglich entspricht.

Die größte der neun Gasgesellschaften in Pittsburgh, welche, beiläufig bemerkt, in dem Quartal April—Juni 1886 eine Dividende von 600,000 M. verteilte, hat über 540 Km. Leitungen im Betrieb, davon 106 Km. in der Stadt. Damit wurden im Sommer vorigen Jahres 3000 Privatwohnhäuser, 300 Hotels und kleine Fabriken, 60 Glashütten und 34 Eisen- und Stahlwerke mit Gas versorgt und allen diesen Abnehmern wurde das Gas ungemessen zugeführt.

Während früher in Pittsburgh pro Tag 30,000 T. Kohlen verheizt wurden, werden heute höchstens noch 20,000 T. verwendet. An die Stelle der übrigen 10,000 T. ist das natürliche Gas getreten, dessen nutzbar gemachte Quantität, wenn man 10 Cm. im Mittel gleich 15 Kgr. Kohle setzt, sich demnach auf $6^2/_3$ Mill. Cm. pro Tag belaufen muß.

Man hat behauptet und behauptet noch, es sei eine Erschöpfung der Gasfelder sicher; allein vom Petroleum hat man dasselbe gesagt, und noch heute sind die Oelquellen ergiebig genug, obgleich deren Ausbeutung schon vor 30 Jahren begonnen hat. Die älteste, vor nunmehr 10 Jahren in Murraysville erbohrte Gasquelle zeigt heute noch keine Druckverminderung. Jedenfalls liegt zur Zeit kein Grund vor, das Ausbleiben des Gases zu befürchten. Für die Pittsburgher Industrie bildet seine Verwendung einen ganz unschätzbaren Vorteil, selbst wenn der Gaszufluß auch nur auf 10 Jahre hinaus ungeschwächt andauern sollte. Die Anlagekosten einschließlich der Leitungen werden innerhalb weniger Jahre gedeckt sein, und schon jetzt soll trotz der hohen Abgaben die Ersparnis an Ausgaben für Heizungsmaterial über 50% betragen.

Selbst wenn die sonstigen Angaben über gesteigertes Ausbringen, verbesserte Qualität und längere Haltbarkeit der Oefen und Apparate nicht ganz mit der Wirklichkeit übereinstimmen sollten, bleibt die Ersparnis immerhin groß genug, da nach Deckung des ursprünglich aufgewendeten Kapitals der Preis des Gases entsprechend billiger werden muß und da hierzu auf alle Fälle noch eine bedeutende Verringerung der Arbeitslöhne kommt.

Der Thatsache dieses Vorteils darf sich die deutsche Industrie namentlich jetzt nicht verschließen, wo die Konkurrenzfähigkeit der amerikanischen und der deutschen Eisenindustrie immer mehr in Frage kommt. Bei aller Anerkennung der Leistungen der amerikanischen Eisen- und Stahlwerke, namentlich in Bezug auf Quantität der Produktion, hat der Vortragende doch bei seinem Besuche derselben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Leistungen der deutschen Industrie mindestens gleichwertig mit denen der Amerikaner sind; denn den Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse, den der deutsche Eisenhüttenmann täglich kämpfen muß, kennt der Amerikaner nicht: Kapital, reiche Erze, billiges Brennmaterial, stehen ihm vollauf zur Verfügung, und nur die ungünstigeren Arbeiterverhältnisse gleichen diesen Vorteil etwas aus. Aber die Aussicht ist bestimmt vorhanden, daß die amerikanischen Eisenwerke ihre Herstellungskosten noch wesentlich drücken können, wenn sie deutsche Sparsamkeit im Betrieb einführen und die ihnen gebotenen natürlichen Reichtümer rationell ausnutzen. Unter den letzteren spielt das Naturgas eine Hauptrolle, und selbst wenn es einmal ausbleiben sollte, so wird man an alle Vorgänge der reinen Gasfeuerung sich in Pittsburgh so gewöhnt haben, daß man alle Mittel versuchen wird, aus den zu Gebote stehenden Kohlen künstliches Gas billig herzustellen, wie denn überhaupt die Anwendung des natürlichen Gases der allgemeinen Einführung der Gasfeuerung sehr förderlich sein wird.

Daß die interessanten Ausführungen des Vortragenden, von denen wir im Vorstehenden nur eine Skizze geboten haben, mit großem Interesse angehört und mit reichem Beifall seitens der zahlreichen Versammlung belohnt wurden, ist selbstverständlich.

Triebsand.

Nach J. Abrámow, von W. Henckel.

In Rußland kümmert man sich noch viel zu wenig um die Bodenkultur. Die künstliche Bewässerung der südrussischen Steppen wurde zwar schon mehrfach angeregt, von einer wirklichen Inangriffnahme in großem Maßstabe ist aber noch nichts zu hören. Nur die Trockenlegung der Sümpfe in den westlichen Gouvernements ist energisch betrieben worden und hat auch bereits günstige Resultate geliefert, denn viele Tausende Deßjätinen sind kulturfähig gemacht worden und der Gesundheitszustand jener Gegenden hat sich wesentlich gebessert. Trotz alledem aber ist es Thatsache, daß man sich in Rußland um Dinge fast gar nicht kümmert, von denen das Gedeihen der Landwirtschaft abhängt, dieser Basis, auf der die ganze Wohlfahrt des Landes und des Volkes beruht, obschon gerade auf diesem Gebiete noch gar viel geschehen könnte und müßte. Das unvernünftige Wirtschaften trägt seine natürlichen Früchte und die jüngste Zeit hat eine Reihe von Erscheinungen zu Tage gefördert, welche für die Zukunft der russischen Volkswirtschaft höchst bedrohlich sind. Dürre, das Versiegen von Quellen, das Seichtwerden der Flüsse und Austrocknen von Seen, die Zunahme der Winterkälte bei gleichzeitigem Schneemangel, der Rückgang der Grenzlinien, bis zu welchen sich Kulturpflanzen verbreiten und schließlich die neueste Geißel der russischen Landwirtschaft — die Verbreitung des Triebsandes.

Diese letztere Erscheinung hat für ganz Süd- und Ostrußland eine ungeheure Bedeutung, und nicht allein für diese Gegenden, sondern auch für die zentrale Zone der Schwarzerde. Die größte Ausdehnung erreicht der

Digitized by Google

Triebsand in den mittelasiatischen Besitzungen Rußlands. In früheren Zeiten wurde hier der Sand durch ein großartiges System von Berieselungskanälen und durch eine Pflanze, welche auf dem Sande gedeiht, die Ssaxaúla, festgehalten. Eine Reihe von politischen Wirren, welche lange Zeit hindurch auf diesem unglücklichen Lande lasteten, beständige Kriegs- und Raubzüge unter den Nachbarstämmen machten diese ehemals fruchtbaren und dicht bevölkerten Gegenden zur Wüstenei: die Bewässerungskanäle gerieten in Verfall und trockneten aus und der Sand erhielt freien Spielraum. Andererseits wurden die Ssaxaúlpflanzen rücksichtslos ausgerottet und der Wüstensand dadurch seines einzigen Halts beraubt. Die hier herrschenden Stürme wirbeln den Triebsand empor und bedecken damit die Kulturoasen, Felder, Kanäle und Menschenwohnungen. Ganze Städte wurden buchstäblich durch Sand verschüttet; z. B. die bucharischen Städte Kelif, Tschardshui, Ildshik, Karakul u. a., auch die russische Stadt Petro-Alexandrowsk. Sogar ganze Bezirke sind verschwunden — und dies alles geschah im Verlauf eines einzigen Menschenalters. Dasselbe Loos droht der ganzen bucharischen Oase. In den russischen Besitzungen macht sich der Triebsand hauptsächlich längs der im Bau begriffenen transkaspischen Eisenbahn bemerkbar; diese Bahn ist von einer totalen Uebersandung bedroht. Sogar das dichtbevölkerte und gutbebaute Ferghana leidet unter dem Triebsand. Hier ist die Entstehung desselben großenteils dem Vernichten der Pflanzendecke durch Haustiere, mehr aber noch der mangelhaften Feldkultur zuzuschreiben; diese Erscheinung hat bereits einen so drohenden Charakter angenommen, daß man sich endlich veranlaßt sah, die Frage aufzuwerfen, ob nicht zur Bewältigung dieser Kalamität außerordentliche Mittel zu ergreifen seien.[1]

Eine nicht minder drohende Erscheinung ist der Triebsand im Gouvernement Astrachan. Hier ist, allein in der inneren Kirgisenhorde, ein Flächenraum von einer Million Deßjätinen (gegen 200 d. Qu.-Mln.) vom Triebsand bedeckt. Das Fortschreiten der Versandung ist daran zu erkennen, daß der Sand vor 35 Jahren erst 600,000 Deßjätinen bedeckt hatte. Ungeheure, ehemals fruchtbare Flächen sind jetzt total versandet. Das nämliche ist auch in der Kalmückensteppe und in den von Russen bevölkerten Kreisen Astrachan und Jenotájewsk zu bemerken. Viele Ansiedelungen müssen verlassen werden, der Triebsand verdrängt die Bevölkerung. Manche Salzseen sind so stark versandet, daß sie nicht mehr ausgebeutet werden können. Auf dem Wege von Astrachan nach Jenotájewsk entstanden so hohe Sandhügel, daß eine direkte Verbindung unmöglich geworden ist; man muß jetzt einen Umweg von einigen Dutzend Werst machen. Sogar die Wolga wird im Winter mit einer dicken Sandschicht bedeckt. Die Gegend, in der sich ehemals der Choschoútowskij Ulúß befand, bietet jetzt den Anblick einer ununterbrochenen Sandfläche und die Nomaden sind gänzlich der Möglichkeit beraubt, Vieh zu halten. In den russischen Dorfgemeinden vertilgt der Sand die Getreidesaaten und bedeckt die Weideflächen. Die Forschungen des Geologen Muschketow haben erwiesen, daß auch hier die destruktive Thätigkeit des Menschen, und zwar die Zerstörung der den Dünen eigentümlichen Pflanzenwelt, die Auflockerung des Bodens ohne gleichzeitige Bewässerung desselben, die andauernde Hütung des Viehes an demselben Flecke, das Aufwühlen des Bodens z. B. zu Eisenbahnbauten 2c., an der Versandung schuld sei. Die letztere Ursache ist besonders bemerkenswert: das Aufwühlen des Bodens längs der Biskuntschak-Eisenbahn hat hier den Triebsand, von dem man vor 4—5 Jahren noch nichts wußte, hervorgerufen.

Im benachbarten Gebiet der donischen Kosaken, in der Nähe des Flusses Medwediza, hat der Sand große Verheerungen angerichtet. Die alte Staniza Ostrowskaja mußte, weil sie vom Triebsand verschüttet wurde, verlegt werden, die Versandung war so gründlich, daß sogar die Fruchtbäume vom Sande total bedeckt wurden. Auch in anderen Gegenden des Gebiets wurde die nämliche Erscheinung beobachtet.

Im Gouvernement Stáwropol ging die Versandung so weit, daß sogar die Schwarzerde sich in Triebsand verwandelte, der ganze Dörfer und sogar die benachbarten Stanizen des kubanischen Gebiets verschüttete. Im schneelosen Winter von 1885 wüteten hier so heftige Sandstürme, daß man genötigt war, Truppen herbeizurufen, um die menschlichen Wohnungen auszugraben. Die Ursachen, welche diesen unlängst so fruchtbaren Landstrich zu einer Art von Sahara machten, liegen, wie die Untersuchungen des Geologen Iwanow beweisen, in der schon oben erwähnten kulturwidrigen Thätigkeit der Menschen — der Waldvertilgung, dem unsinnigen Aufwühlen des Bodens, dem Zerstören des Graswuchses 2c.

Im Gouvernement Taurien flößt die Ausbreitung der Sandflächen von Aleschki die ernstesten Besorgnisse ein. Diese Versandungen entstanden durch die Alluvionen des Dnjepr, ihre schädliche Wirkung datiert aber erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und daran ist die Waldverwüstung und die Vertilgung des Graswuchses durch die Schafheerden schuld. Gegenwärtig haben diese Sandflächen einen Umfang von 150,000 Deßjätinen erreicht und breiten sich von Jahr zu Jahr immer weiter aus. Im vorigen Winter bedeckte der Sand einen Flächenraum von 8500 Deßjätinen. An manchen Stellen rückten die Sandflächen zwei Werst weit vor. Viele Dorfschaften verloren über die Hälfte ihrer angebauten Landfläche.

Wenden wir uns von diesen südlichen Gegenden nach Norden zu, so begegnen wir dort den nämlichen zerstörenden Wirkungen des Sandes. Die beginnende Versandung des

[1] Wer sich über diesen Gegenstand eingehender unterrichten will, den verweisen wir auf das Werk J. W. Muschketow's „Turkestan. Geologische und orographische Beschreibung.“ St. Petersburg 1886 (russisch).

Digitized by Google

Gouvernements Sſamara iſt, obſchon erſt in neuerer Zeit eingetreten und nur der heutigen Generation angehörend, allbekannt; es ſind dies die traurigen, unmittelbaren Reſultate einer Raubwirtſchaft. Im Gouvernement Woroneſh, auf der Route nach Oſtrogoſhsk, ſind, ſeitdem man die Ufer des Fluſſes Bitjuga vom Walde entblößte, Sandhügel entſtanden, welche ſich immer weiter ausdehnen, fortſchreiten und das fruchtbare Land bedecken. Die nämliche Erſcheinung wird auch im Kreiſe Pawlowsk beobachtet. F. A. Schtſcherbina bezeugt, daß im Kreiſe Woroneſh die ausgedehnte Verſandung vieler Dorfgemeinden von der Entwaldung herrührt und daß Hunderte von Deßjätinen Schwarzerde vom Sande bedeckt wurden. Noch deutlicher erkennt man die menſchliche Thätigkeit in Bezug auf das Entſtehen von Triebſand im Kreiſe Sſoßniza des Gouvernements Tſchernigow. Auch hier ſieht man die nämlichen Folgen der Waldentblöſung und des Aufwühlens der Erdkruſte. Anfangs hielt ſich hier der Sandboden nach dem Abholzen des Waldes, dank der Raſendecke, noch eine Zeit lang, bald aber, nachdem dieſe aufgepflügt wurde, fing die Erdkruſte an, locker zu werden und eine tiefe Sandſchicht trat zu Tage; dieſe wurde vom Winde emporgehoben und es bildeten ſich nun große Sandhügel; im nördlichen Teil des Kreiſes entſtand ſogar ein zehn Werſt langer Sandberg. Mit jeder weitern Waldvertilgung erobert ſich der Sand immer weitere Flächen und bedeckt die fruchtbaren Aecker immer mehr; ganze Dörfer werden vom Sande verſchüttet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſich die Herrſchaft des Triebſandes durchaus nicht auf die angeführten Gegenden allein beſchränkt. Allgemeine, ſyſtematiſche Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand ſind noch nicht vorgenommen worden und in der Preſſe kommen nur zufällige und vereinzelte Nachrichten darüber vor. Wenn deſſenungeachtet die bedrohliche Ausbreitung des Triebſandes in dem ungeheuren Gebiet von Ferghana bis zum Gouvernement Tſchernigow konſtatiert werden kann, ſo iſt es klar, daß man es mit einem fürchterlichen Feind zu thun hat. Und in der That, dieſer „innere" Feind iſt bei weitem gefährlicher, als alle „äußeren" Feinde Rußlands, denn er untergräbt den Volkswohlſtand, indem er kultiviertes Land in Sandwüſten verwandelt.

Wie ſehr drohend und gefährlich die Ausbreitung des Triebſandes iſt, zeigt das hiſtoriſche Schickſal derjenigen Länder, welche zu den mittelaſiatiſchen Beſitzungen Rußlands gehören, ferner Perſien und das nördliche Afghaniſtan. Hier waren vor Zeiten blühende Reiche, Städte mit Hunderttauſenden von Einwohnern und einer reichen Kultur; dieſe Länder gewährten den Anblick unabſehbarer Gärten, ihre Flüſſe und Seen zeichneten ſich durch eine große Waſſerfülle aus, ihr Klima war angenehm feuchtwarm. Jetzt ſind hier glühende Wüſten mit ſeltenen, kleinen Oaſen; die Flußbetten liegen großenteils trocken, der Waſſermangel iſt ein Fluch des Landes; die Hitze iſt unerträglich, überall ſtößt man auf Ruinen, welche den ehemaligen Reichtum des Landes beſtätigen. Die Bevölkerung iſt auf ein Minimum reduziert und faſt gänzlich verwildert. Ueber das Bild des Elends, welches uns der gegenwärtige Zuſtand dieſes Landes darbietet, ziehen die Sandwolken dahin, der Triebſand hat den größten Teil desſelben erobert und, wie wir gezeigt haben, bedroht er auch die Exiſtenz der noch vorhandenen Oaſen. Aber nicht Aſien allein iſt es, das uns in dieſer Beziehung lehrreiche Beiſpiele liefert, auch Weſteuropa zeigt charakteriſtiſche Thatſachen. Wir führen nur eine einzige an, die „Landes" in Frankreich. Sie ſind allgemein bekannt und nehmen einen anſehnlichen Teil des franzöſiſchen Territoriums ein. Einſt war dies ein reicher, ſtark bevölkerter Landſtrich, der eine große Ertragsfähigkeit hatte und einen ausgebreiteten Handel, namentlich auch mit Bauholz, trieb. Mit der Verwüſtung der Waldungen, welche die Dünen des Meeresufers bedeckten, wurde der Sand durch den Wind ins Innere des Landes getrieben und verwandelte es in eine Wüſtenei, welche nur ſtellenweiſe von Oaſen unterbrochen war. Die Bevölkerung ging bedeutend zurück und verſchwand ſtellenweiſe gänzlich, Städte gerieten in Verfall, die Landwirtſchaft ging zu Grunde, die Häfen verſandeten, die Flußmündungen gleichfalls und manche Flüſſe konnten das Meer nicht erreichen, ſondern verwandelten ſich in moraſtähnliche Waſſerbecken. Mit einem Wort, es fand hier derſelbe Prozeß ſtatt, der ſich in unſerem Jahrhundert am Weſtufer des nördlichen Teiles vom Kaſpiſee wiederholt.

Es beweiſt dies, daß eine dringende Notwendigkeit vorliegt, entſchloſſene Maßregeln gegen das drohende Unheil zu ergreifen. Die Frage iſt nur, ob es auch radikale Hülfsmittel dagegen gibt? Iſt gegen dieſe fürchterliche Erſcheinung, welche große Ländereien in Wüſten verwandelt, ein Kampf denkbar? Darauf kann glücklicherweiſe mit Ja geantwortet werden. Ebenſo wie der Menſch durch ſeine naturwidrige Handlungsweiſe dieſes Unheil hervorrufen konnte, ebenſo kann er es auch durch eine vernünftige Thätigkeit wieder vollſtändig paralyſieren. Nur iſt es notwendig, daß man ſich mit der Ergreifung zweckentſprechender Maßregeln beeile, denn Unheil hervorzurufen, iſt weit leichter, als es zu bekämpfen, und je größer die Ausdehnung des Uebels iſt, deſto ſchwieriger iſt ſeine Bekämpfung.

In dieſem Kampfe gegen die Verſandung iſt die Natur ſelbſt eine Bundesgenoſſin des Menſchen und ſchreibt ihm die Mittel vor, mit denen er zu operieren hat. In einzelnen Fällen genügt es ſchon, wenn der Menſch ſeine zerſtörende Thätigkeit gegen die Erdoberfläche einſtellt, um dadurch allein die Wirkungen des Triebſandes zu hemmen. Middendorf behauptet, daß in Ferghana, dort wo die Erdoberfläche von der menſchlichen Bearbeitung befreit wurde, das Land im Verlauf eines Jahres, durch das Ausſchlagen der Wurzelreſte, ſich wieder mit Grün bedeckt habe. Muſchketow bezeugt, daß die Sandhügel in der Kalmückenſteppe,

Digitized by Google

wenn sie vom Menschen in Ruhe gelassen werden, sich in kürzester Frist mit Strauchwerk bedecken. Ein so günstiger Erfolg kann aber nur dann stattfinden, wenn das Uebel gleich beim Beginn aufgehalten wird; auch ist es nur ausnahmsweise zulässig, den Boden unbenutzt zu lassen; in den meisten Fällen trägt ein passives Verhalten nur zur Vergrößerung des Uebels bei. Die Hauptaufgabe des Menschen besteht jedenfalls darin, der Erdoberfläche eine feste Konsistenz zu geben und dadurch der Entstehung von Triebsand vorzubeugen. Die Natur hält die Erdkruste durch Hervorbringung von Wald- oder Graswuchs fest zusammen. Durch die Vernichtung dieser Vegetation ruft der Mensch die Entstehung des Triebsandes hervor; die Neuschaffung von Wald- und Graswuchs kann das hervorgerufene Uebel wieder gut machen. Daß ein Kampf gegen den Triebsand auf dem angegebenen Wege möglich ist, beweisen Beispiele im westlichen Europa. Die obenerwähnten „Landes" wurden durch Waldanpflanzungen auf den Uferdünen in ihrem weiteren Fortschreiten aufgehalten. Dem Umsichgreifen des Sandes bei Danzig wurde durch das nämliche Mittel Einhalt gethan. In Ungarn verlor das Sandland von Szegedin seinen Charakter als Flugsand durch Anpflanzungen von Pappeln. In Preußisch-Sachsen ward die Stadt Düben vor der drohenden Versandung, welche schon die äußeren Gärten ergriffen hatte, durch Anpflanzung von Kiefern gerettet. Auch in Rußland machte man Versuche, vermittelst Anpflanzungen von Bäumen den Kampf gegen den Flugsand aufzunehmen; es geschah aber nur in ungenügendem Maße und meistens sehr nachlässig. Vor ungefähr 30 Jahren wurde im Kreise Ssoßniza auf 50 Deßjätinen Sandboden Wald angepflanzt, später aber überließ man diese Anpflanzung ihrem Schicksal. Auf dem Sandboden von Aleschki wurden 1843 Rotweiden gezogen, jetzt sind sie nicht nur gänzlich vernachlässigt, sie werden sogar von den benachbarten Bauern absichtlich verwüstet. In den Kalmückensteppen wurde von 1846 bis 1862 Waldbau betrieben, aber so unrationell, daß nichts als eine schwere Belastung für die Bevölkerung daraus entstand; dieses Experiment verschlang große Kapitalien der Kalmücken und brachte nur ganz unbefriedigende Resultate hervor. Solche und ähnliche mangelhafte Maßregeln waren, im Verhältnis zur Größe der Kalamität, viel zu ungenügend, als daß sie von irgend einer Bedeutung hätten sein können. Das Unheil ist aber so aktuell, sein Gebiet erweitert sich von Jahr zu Jahr so bedeutend, daß nur die energischsten Maßregeln einige Abhülfe erhoffen lassen.

Aber es genügt nicht, sich auf das Aufforsten allein zu beschränken; daß Waldanbau an den Hauptplätzen, wo sich Flugsand bildet, obligatorisch eingeführt werden muß, unterliegt keinem Zweifel; es ist aber sowohl der Kosten wegen, als auch deshalb, weil diese Landflächen für den Ackerbau unentbehrlich sind, ganz unmöglich, auf Millionen von Deßjätinen, die bereits versandet sind, und auf anderen Millionen, denen dasselbe Schicksal droht, Wald anzulegen. Hier ist also eine landwirtschaftliche Kultur notwendig, welche einesteils die Steppen von der Gefahr, in Sandwüsten verwandelt zu werden, befreit, andernteils aber die Bevölkerung in den Stand setzt, die sandbedeckten Flächen wieder zurückzuerobern. Westeuropa kann in dieser Beziehung nur wenig lehren, man ist gezwungen, bei den asiatischen Völkern in die Lehre zu gehen, welche den Kampf gegen die Versandung schon häufig aufgenommen und mit Erfolg durchgeführt haben. Es ist bereits mehrfach bewiesen, daß die landwirtschaftliche Kultur, wie sie heutzutage in der Steppe betrieben wird, unvermeidlich zur gänzlichen Entwässerung dieser Flächen führt, und von der Austrocknung der Steppen bis zur Entstehung einer Sandwüste ist nur ein Schritt. Was geschehen muß, um einer solchen Austrocknung vorzubeugen, ist einstweilen eine noch ungelöste Frage, deren Einzelheiten noch erwogen werden müssen, eine Frage, die jetzt überhaupt zum erstenmale aufgeworfen wird. Einstweilen kann man nur auf einige Maßnahmen hindeuten, unter denen die rationelle Bewässerung sich bereits bewährt hat. Diese Maßregel kann und muß in weit größerem Maßstabe in Anwendung kommen, als man bisher allgemein annahm. Die rationelle Bewässerung muß in allen Steppen- und Schwarzerde-Bezirken Rußlands in größter Ausdehnung eingeführt werden. In diesen Gegenden sind feuchte Niederschläge in genügender Menge vorhanden, nur werden sie nicht hinlänglich vom Boden zurückgehalten und gehen daher nutzlos verloren. Die Aufgabe der Bewässerung muß also darauf gerichtet sein, daß das Frühlingswasser und die Platzregen so lange gesammelt und aufbewahrt werden, bis man sie braucht. Welchen Nutzen eine künstliche Bewässerung sogar tief im Innern von Rußland haben kann, beweist klar und deutlich die Thatsache, welche im Artschelinsko-Tschernuschéwskij-Dorfbezirk, im Kreise Ustj-Medwédiza, des donischen Gebietes konstatiert worden ist. Hier, im Michailowskij Chútor, hat man zwei Teiche angelegt, welche einen Inhalt von 350,000 Kubikfuß haben; in diesen Teichen wird das Schneewasser im Frühling angesammelt und damit werden 600 Deßjätinen Land bewässert. Der Unterschied in der Ernte auf den berieselten und unberieselten Aeckern ist auffallend. Im Jahre 1885 trug der Weizen auf der berieselten Fläche 12 Tschétwertj (ca. 25.2 Hektoliter), auf der unberieselten dagegen nur $4^1/_2$ Tschétwertj pro Deßjätine. Hafer wurde auf der ersteren Fläche 15 Tschétwertj pro Deßjätine geerntet, auf der zweiten Fläche lohnte der Ertrag nicht einmal den Drescherlohn.

Jedenfalls ist es unumgänglich notwendig, sowohl die theoretische Lösung der Frage, als auch die praktische Anwendung von Maßregeln, die von der Wissenschaft und der Praxis angezeigt sind, sofort in Angriff zu nehmen, wenn nicht einem ansehnlichen Teil von Rußland dasselbe Schicksal zuteil werden soll, welches die sorglosen Perser betroffen hat, bei denen ganze Provinzen zu Wüsteneien geworden sind.

Digitized by Google

Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder.)

(Fortsetzung.)

II. Der untere Kongo. Elfenbeinhandel. Der Negerstamm der Fiote (Koango-, Kabinda-, Kakongo-, Kongo-Neger) und ihre Sprache.

Schiffbarkeit. — Reise flußaufwärts. — Malelle. — Charakteristisches Merkmal afrikanischer Flüsse. — Ponta da Lenha. — Tolle Segelfahrt. — Gegendbild. — Plantagenbau unmöglich. — Mißglücktes belgisches Unternehmen. — Brennende Berge. — Boma. Sanatorium vulgo Moratorium. — Ein Gemüsegarten! — Handel Boma's. — Fluß und landschaftliches Bild oberhalb Boma. — Musuka. — N'Kungolo. — Noki. — Der deutsche (?) Hafen in Noki. — Ango-Ango. — Mord- und Brandgeschichten. — Umgebung. — Englische Mission Thundua. — Berg Kinsao. — Matadde. — Vivi. — Elfenbeinhandel. — Art und Weise des Kaufens, Bezahlens. — Extrageschenke. — Die Fiote. — Die Loango als Träger, die Kabinda als Plantagenarbeiter. — Charakter, Gemütsart dieser Neger. — Das Reisen unter ihnen. — Sprachproben.

Der untere Kongo wird bis Noki von größeren Dampfern, bis Calla-Calla, 3 Km. unterhalb Vivi, von mittleren, bis Vivi von solchen, die höchstens 1 m. Tiefgang haben, befahren. Bis über Boma hinaus sind die englischen Admiralitätskarten ziemlich verläßlich, von da ab sollte kein Dampfer, der stellenweise unglaublich starken Seiten- und Rückenströmung halber, ohne einen des Fahrwassers kundigen Führer fahren.

Von M'pozo (bei Calla-Calla) bis Vivi sind bereits so große Wirbel, daß die kleinen Dampfer mit 30—50 Tonnen in bedenkliche Schwankungen und Lagen kommen, solange jedoch an Maschinen und Schraube nichts bricht, die Wirbel leicht passieren.

Ich kam von der Loango-Küste zurück und war gezwungen, da im Laufe der nächsten Tage keine Dampfer den Kongo hinaufzufahren bestimmt, mit einem leeren Palhaboot (zwei lateinische Segel) mit der Seebrise die Reise anzutreten; die Dauer der Reise bis Boma veranschlagte man mir auf 3—4 Tage, wenn schwache Brise eintreten sollte. Bulambembe-Point war bald doubliert, und der offenen See gleich lag nun der mächtige Strom vor mir. In nebliger Ferne tauchten hie und da Palmen aus dem Wasser, kleinere Inseln anzeigend.

Trotzdem der Wind stark eingesetzt hatte, gelang es dem schwarzen Kapitän, einem Corisco-Neger, nicht, Kissange oder Ponta da Lenha zu erreichen, an welchen beiden Orten sich holländische Faktoreien befinden. Etwa zwei Stunden vor Ponta da Lenha mußten wir vor Anker gehen und einen Portugiesen mußte ich um ein Nachtlager ersuchen, weil an einen Schlaf an Bord der Mosquitos halber nicht zu denken war. Seine katholisch angetraute Ehefrau, wie die hübsche Mulattin mir in gebrochenem Englisch erzählte, war sichtlich bemüht, für mein eibliches Wohl Vorsorge zu treffen. In dieser Höhle gelang es aber nicht; tamen est laudanda voluntas. Den anderen Tag machte ich die vergeblichsten Versuche, mich in Malelle mit irgend etwas zu beschäftigen. Im „Hause" die brüllenden Verkäufer, außerhalb die brennende Sonne, landwärts zu kommen war unmöglich, da der Platz ringsum von Sumpf umgeben und die Kommunikation mit anderen Inseln durch Kanoes vermittelt wurde.

Es ist bei allen Flüssen Westafrika's charakteristisch, daß, solange Brackwasser und Mangroven vorhanden sind, man nie sagen kann, hier ist Fluß, hier ist Ufer, sondern breite Ränder zu beiden Seiten jedes Eindringen zu Fuß bei Ebbe des Schlammes halber, zu Kanoe bei Flut der Mangrovenwurzeln halber, verhindern.

Um 11 Uhr zeigte sich der Wind und eine Stunde später war ich schon in Ponta da Lenha. Der Kapitän wollte gar nicht landen, denn der Wind war bedeutend stärker geworden und Hoffnung vorhanden, Abends oder Nachts Boma zu erreichen.

Die Faktoreigebäude stehen auf Pfählen und der kleine Raum, auf welchem man trockenen Fußes sich bewegen kann, ist angeschüttet. Die Herren redeten mir auch zu, sofort zu lichten, bei diesem Winde könnte ich vielleicht in Boma schlafen.

Die tollste Segelfahrt, die ich in Afrika mitgemacht, begann. Meine Nerven waren durch öfteres Umschlagen in der Brandung schon abgestumpft, aber diese Wasserpartie drängte mir manchmal die Frage auf: Was thun, wenn wir vor dem Winde kentern, da kein Ballast im Boote war?

Segelkundige werden wissen, wie schwierig es ist, vor dem Winde zu wenden.

Einmal fuhren wir auf, der Wind brachte uns wieder flott, ein andermal hatten sich drei Flußpferde die gleiche enge Durchfahrt zwischen zwei Inseln als Standplatz erwählt, in einem anderen kritischen Moment riß ein Tau — kurz meine Aufmerksamkeit wurde ganz durch die Vorgänge an Bord gefesselt, so daß ich erst auf der Rückfahrt nach einigen Monaten mir die Gegend betrachtete und fand, daß ich kaum eine ödere und trostlosere Flußgegend früher gesehen.

Die Inseln voll mit Fächerpalmen, ein Zeichen, daß nur sandiger Boden, kein Humus vorhanden ist, das übrige Land braun in grau oder grau in braun, je nachdem das hohe, holzige, scharfkantige Gras schon verbrannt war oder nicht; kein Baum, nur kümmerliches Gestrüpp, kein Dorf, nur Fischerhütten.

Mir ist es unerklärlich, daß im vorigen Jahre eine belgische Gesellschaft blos auf die Anpreisungen Stanley's hin einen Oesterreicher und einen Deutschen, der eine Deserteur, der andere verbummelter Student, beauftragte, Plantagen auf den Inseln des unteren Kongo zu gründen, wo man nur im Vorüberfahren sieht, daß nichts, absolut nichts wachsen kann, weil der entsprechende Boden fehlt. Heute werden die Herren wohl um eine Erfahrung reicher, um eine ziemliche Anzahl von 1000-Francs-Billets ärmer sein. Jeder, der nur halbwegs offen gesprochen hätte, hätte sagen müssen, daß der ganze untere Kongo mit seinen

Digitized by Google

Inseln für Plantagen vollkommen untauglich ist; daß wohl hie und da vielleicht Maniok und die Oelpalme fortkommen, daß aber Kaffee, Cacao, Cinchona ebensogut im Kalkfelsen gedeihen werden wie hier. Wer sehen will, kann genug sehen, nur sind es andere Bilder als Stanley der Welt vorgeführt hat.

Die Dämmerung trat ein, als wir dem „Fetischfelsen" gegenüber waren. Hier liegt der Dampfer „Ville d'Anvers" der Association auf dem Grunde des Kongo, über dessen Untergang und Ursache man in Europa ganz anders berichtet wurde, über dessen leichtsinnigen unverantwortlichen Verlust ich im Kapitel „Kongo-Staat" noch zu erzählen kommen werde.

Schaurig schön waren die brennenden Berge, welche hier bis ans Ufer reichen: das Gras war entzündet worden, unaufhaltbar wälzte sich die Glut von Berg zu Berg mit blutrotem Widerschein im dunklen Kongo.

Um 11 Uhr Abends fiel vor dem holländischen Hause in Boma der Anker und die Fahrt, welche kürzer als per Dampfer gewährt hatte, war zu Ende.

Anstatt, wie ich vermutet, die Herren längst im Bette zu finden, traf ich eine sehr lustige Gesellschaft; uns Deutsche sah der grauende Morgen noch auf der Veranda, auffallend wenig von Mosquitos belästigt.

Nachdem ich in Ango-Ango (6 Km. unterhalb Vivi) dringend erwartet wurde und in einem Kanoe hinaufzufahren eine Marter und große Unvorsichtigkeit, des Sonnenbrandes halber, gewesen wäre, wartete ich die Gelegenheit einer Dampferfahrt ab.

Boma, an einem größeren Seitenarm des Flusses gelegen, erfreut sich eines sehr schlechten Rufes als Aufenthalt, weil Sümpfe und Sumpfniederungen im Rücken sind. Auf einen kaum 100 Fuß hohen Hügel, rings umgeben von feuchten Niederungen, ist das Sanatorium der Association erbaut, eine Erholungs- und Heilungsstätte für Kranke oder besser schon halb Tote an einem Platze, der sonst Gesunde zur Erkrankung bringt!

Daß es für gewöhnlich Moratorium genannt wird, ist mit Rücksicht auf alle diejenigen, welche da gelitten und gestorben, ein herzlos derber Witz. Ihrer sind viele und man nimmt sich nicht die Mühe, den Leichen die schuldige Pietät zu zollen; ich fand beim Besuche des Friedhofes mehrere Gräber von Schakalen aufgewühlt. Die Regierung des Kongo-Staates hat das Haus verlassen, sucht nach einem anderen Ort, da kein Kranker mehr, und sähe er den sonst sicheren Tod vor Augen, in jenen Ort gebracht werden wollte.

Auf einer Boma gegenüberliegenden kleinen Insel hat der holländische Chef einen Gemüsegarten, zu dem er die Erde durch Dünger aus dem Stalle des Reitochsen erst präparieren mußte. Ein Schwarzer bewacht Tag und Nacht den kaum zimmergroßen Fleck und täglich besucht der Chef seine Pfleglinge, die Radieschen, den Salat. Wehe dem Weißen, der sich einen Eingriff in fremde Rechte erlauben wollte!

Der Handel Boma's beschränkt sich auf Erdnüsse, Oel und etwas Kautschuk. Die Oelpalme und Erdnüsse benötigen zum Wachstum keinen fruchtbaren Boden, sondern gedeihen auch in sehr sandigem Terrain; ich erwähne dies, um dem Leser den richtigen Begriff von dem „fruchtbaren, für allerlei kostbare Gewürze sich eignenden" Boden zu geben. Diese Art der Schilderung ist bereits zur stehenden Phrase in Bodenbeschreibungen geworden.

Elfenbein kommt gar nicht in dem Handel vor, und Boma wird mehr als Zwischendepot für europäische Fabrikate und eingetauschte Naturprodukte benützt.

Eine neugegründete portugiesische Konkurrenz-Kompagnie ließ einen Dampfer zum ersten Male den Fluß nach Noki befahren und ich benützte am dritten Tag meiner Anwesenheit diese Gelegenheit.

Der Charakter der Landschaft wird, je höher man flußaufwärts kommt, durch die kahlen Berge, steilabfallenden Felswände, die traurige Oede, durch das Leben des Todes um so großartiger; einige Thäler, die am Flusse münden, geben dem nach Ruhepunkten suchenden Auge eine Abwechslung; Hütten, über denen beim Vorüberfahren Flaggen verschiedener Nationen emporflattern, sagen uns, daß da Menschen wohnen — Weiße, die, eingeschlossen in solchen Thalkesseln, einen passierenden Dampfer als ein Ereignis begrüßen.

Zu Thal fuhr ich in einem offenen Kanoe und wurde da erst auf die zahllosen kleinen Wirbel, gebildet meist durch senkrecht in den Fluß einspringende Felszungen, aufmerksam, die ich an Bord des Dampfers als nicht bemerkbar übersehen hatte.

Bei Musuka macht der Fluß, dessen Ufer sich stellenweise schon auf 1000 m. nähern, zwei rechte Ecken und der Dampfer scheint an diesen Stellen zeitenweise stille zu stehen.

Auf einer Landzunge erscheint N'Kungolo, Associationsstation, auf welcher meuternde Sansibaristen so lange interniert waren, bis ein Schiff nach Sansibar sie repatriierte.

Gegenüber ist Noki, ein bedeutender Elfenbeinplatz.

Man hat seinerzeit viel von einem für Deutschland erworbenen Hafen von Noki gehört. Der bedauernswerte Chef der deutschen Expedition hat vollkommen unrechtmäßig die Flagge gehißt, indem er sich auf portugiesischem Territorium befand und überhaupt nichts erwerben konnte. Die That geschah, wie ich erfahren, in einem jener Anfälle, die er sich durch die Sonne geholt und denen er auch später erlegen ist.

Im Kanoe legte ich die kurze Strecke bis Ango-Ango zurück; ein Wasserriß bildet vor der Faktorei die natürliche Grenze zwischen Portugal und dem Freistaate.

Ango-Ango, Fuga-Fuga, Calla-Calla sind Elfenbein-Faktoreien, alle am linken Ufer in schmalen, von steilabfallenden Bergen begrenzten Thälern gelegen. Es sind die Haupthandelsplätze und dementsprechend geräumig und

Digitized by Google

ziemlich bequem eingerichtet. Am Tage meiner Ankunft schwirrten verschiedene Gerüchte in der Luft. Thatsache war, daß ein portugiesisches Kriegsschiff vor Noki lag, der Chef des holländischen Hauses sofort seinen Posten übergeben mußte, ein anderer Portugiese als Kriegsgefangener eingebracht wurde, der „Polizeiminister" des Staates Leichen ausgraben ließ, um nach mit Arsenik verstärktem Madeirawein zu suchen. Der Brand von Musuka, bei welchem 5000 Kilogramm Elfenbein verbrannt sein sollen, wurde nach seiner Entstehungsursache neuerlich diskutiert — kurz die ersten Tage kam ich aus den Mord- und Brandgeschichten nicht heraus. Der Dampfer „Moriaan" des holländischen Hauses, der sonst monatlich nur zweimal sichtbar war, kreuzte täglich und wurde uns buchstäblich zum gespenstischen „Fliegenden Holländer".

Die Umgebung Ango-Ango's ist an Naturschönheiten reich, man glaube aber nicht, eine Tropenlandschaft vor sich zu haben. Der Karst, die öden Stellen der Pyrenäen und Kalkalpen wären am ehesten damit zu vergleichen.

Der unmittelbar vor der Faktorei sich ausdehnende Pool im Kongo, „das Teufelsloch", scheinbar ein großer, ringsum von Bergen eingeschlossener See, bietet einen imposanten Anblick. Kein Boot, kein lebendes Wesen ist zu sehen, nur das Rauschen der sich rollenden und wälzenden Wogen tönt an das Ohr, gleich als wären die Wasser in kochender, wallender Bewegung.

Ueber dem nächsten Berge, in einer Stunde zu Fuß erreichbar, ist Thundua, die englische Mission, auf einer steilen Höhe gelegen. Der Missionar kann keine Kinder zur Erziehung bekommen, lebt in Hülle und Fülle in größter Bequemlichkeit als Expeditor der diversen Conserven-Büchsen und -Flaschen für seine Brüder im Innern und vergißt im übrigen, wenn Fremde da sind, den lieben Gott nicht.

Weitere Ausflüge von Ango-Ango aus sind der Berg Kinsao (Elefant), der ähnlichen Gestalt wegen von den Eingeborenen so genannt, Matadde bei Fuga-Fuga, ausersehen als neues Warendepot für den Freistaat, nachdem man endlich nach sechs Jahren eingesehen hat, daß man mit dem Flußtransport zwischen Isangila und Manianga nicht weiterkommt.

Vivi, am rechten Ufer, lernte ich erst auf meiner Rückkehr von Isangila kennen, doch muß ich es als zum unteren Kongo gehörend hier erwähnen.

Vivi, die Hauptstadt des Kongo-Staates, besteht aus drei Wohnhäusern für Weiße, den Magazinen und Negerhütten, liegt auf einer Höhe gegen den Strom hin, und ich fand die Plätze zwischen den Häusern, sowie die Wege zum Fluß hinunter, sauber gekehrt; dies, sowie absolute Schattenlosigkeit, ist alles, was mir als Tourist aufgefallen ist. Ueber Zweckmäßigkeit der Stadtanlagen und Vorgänge in der Stadt später.

In Ango-Ango und den übrigen Faktoreien bot sich mir reichlich Gelegenheit, den Elfenbeinhandel am Kongo kennen zu lernen.

Die Zähne werden von Karawanen bis zu 500 Mann teils als Eigentum eines einzigen, teils mehrerer herabgebracht. Jede Faktorei hat ihren Lingster (Dolmetsch), welcher derartige Karawanen der Faktorei zuführt. Aeltere Kunden, resp. Händler, die schon öftere Male in derselben Faktorei verkauft haben, senden einige Tage bevor sie in der Faktorei eintreffen, das der Faktorei bekannte Zeichen, einen Speer oder eine Lanze, durch Sklaven voraus und kündigen sich dadurch gewissermaßen an, indem sie als selbstverständlich es betrachten, daß man ihnen sofort Rum, Reis, Fische für die Träger entgegenschickt.

Der eigentliche Handel zerfällt in zwei Teile: das Kaufen und das Bezahlen.

Die Zähne werden nach ihrem Gewichte geordnet und der Kauf beginnt mit dem schwersten, als Kaufeinheit gilt eine Messingstange. Ist man handelseins, so beginnt nach Kauf sämtlicher Zähne einer Karawane die Bezahlung in der Weise, daß jeder Verkäufer aus dem Warenmagazin für seine Messingstangen nach Belieben aussuchen kann.

Wer da weiß, wie kindisch, mißtrauisch, launenhaft ein Neger ist, wird ermessen können, welchen Grad von Geduld ein weißer Kaufmann besitzen muß, um allen Wünschen gerecht zu werden, sich die Kundschaft nicht zu verscherzen, denn ausnahmslos jeder Neger kommt noch zwei- bis dreimal die schon ausgesuchte Ware wieder gegen etwas umtauschen, was er vielleicht bei einem anderen gesehen, und entwickelt dabei, natürlich nur zum Vorteil des Weißen, eine solche Wertunkenntnis, daß er freudig beispielsweise ein Stück guten Stoffes für eine originell geschnitzte wertlose Holzpfeife eintauscht.

Messingstangen werden in geringen Quantitäten genommen, indem sie nur für den Stamm der Bateke Tauschobjekt für das Innere bilden.

Außer dem für einen Zahn vereinbarten Preis bekommen die Träger desselben, ca. zehn per Zahn, die sog. Vestitur (Kleidung), einige Meter Stoff, Spiegel, Hut, Perlen, Schnaps 2c., der Karawanenführer aber ein oft wertvolles Extrageschenk (mata bich), welches durch das unverschämteste Betteln stets um einige Demijohns Schnaps (überflochtene Glaskrüge von ca. 15 Liter Inhalt) erhöht werden muß, will der Kaufmann nicht, daß der Betreffende das nächstemal in einer anderen Faktorei verkauft.

Die ganze Karawane muß zufrieden gestellt die Faktorei verlassen; dies zu erreichen, muß jeder Weiße bestrebt sein, soll überhaupt von der Rentabilität einer Elfenbein-Faktorei die Rede sein, da die Konkurrenz der anderen Häuser und Nationen den Elfenbeinpreis ohnedies sehr in die Höhe getrieben hat.

Die Neger, die hierher bis von Stanley Pool kommen, gehören den Fiote an; das Wort bedeutet eigentlich nur „Schwarzer", wird aber als Kollektivname für die Loango-, Kabinda-, Cakongo- und Kongo-Neger gebraucht, da in ihren Sitten, Gebräuchen, in ihrer Sprache wenig Verschiedenheit herrscht.

Digitized by Google

Die Loango verdingen sich zumeist als Träger; daß sie aber gnädige Herren geworden sind, die nicht überall hingehen, dafür hat die portugiesische Sklavenwirtschaft, die Behandlung, welche ihnen von Seite der Association zu teil wurde, und die Unterstützung des französischen Gouvernements gesorgt. Ich habe zu meinem großen Verdruß diese Erfahrung in Loango, wohin ich von Banana gereist, persönlich gemacht.

Die Kabindas werden außerhalb ihres Landes als Plantagenarbeiter verwendet, man stößt aber auch heute schon auf früher ungeahnte Schwierigkeiten, und es wäre ganz unmöglich, einen dieser übrigens schwächlichen, trägen Neger für einen Ort zu engagieren, der unter portugiesischer Oberhoheit stünde.

Diese, sowie auch die Dörfer am linken Kongo-Ufer, sind keineswegs kriegerischer Natur, im Gegenteil feige, hinterlistige Kreaturen, die sich nie in einen Aggressivkampf einlassen werden. Die Mordbrennerei der Association hat sie aber zur Gegenwehr gezwungen und mißtrauisch gemacht; ich behaupte aber, daß jeder Reisende am Kongo, von dem die Schwarzen wissen, daß er nicht Mitglied der Association, keiner von „Bula Mataddi“ ist, bei freundlicher Behandlung und sicherem Auftreten immer unbelästigt die Gegenden durchreisen kann, wenn vielleicht auch im ersten Moment die Gewehre ergriffen werden und eine drohende Haltung angenommen wird.

Das bleiche Gesicht des Weißen lacht selten, so denkt der Schwarze; wenn man also in einem kritischen Moment einen schlechten Witz macht, einen Neger in den Augen seiner Brüder lächerlich macht, selbst mitlacht, so wird es gewiß nie zu Feindseligkeiten kommen, denn lacht der Neger, so ist das Eis gebrochen; ergreift man hingegen die eigenen Waffen und will befehlen, so ist das geringste, was einem passieren kann, daß alles wegläuft, man nichts Eßbares erhält, die Nacht eines möglichen Ueberfalles wegen wachend verbringen muß.

Es wird Jahre, möglicherweise eine Generation brauchen, bis die Mord- und Brandgeschichten von den Negern dieser Gegenden vergessen sind und dieselben sich als „Bürger“ eines Staates be- oder vielmehr ausnützen lassen.

Hier einige Sprachproben aus meinem Bädeker:

Eins kósi, zwei kóle, drei tátu, vier ja, fünf tánu, sechs sámbanŭ, sieben saambodi, acht n'nána, neun évoa, zehn ekúmi, elf kŭmi e mósi, zwölf kŭmi e sóle, dreizehn makŭm a tátŭ, vierzehn makŭm a ja, fünfzehn makŭm a tánŭ 2c., zwanzig makŭmóli, einundzwanzig makŭmóli e mósi 2c., dreißig makŭmetátŭ, einunddreißig makŭmetátŭ e mósi, vierzig makŭmajá, fünfzig makŭma tánu, sechzig makŭmasámbanŭ, siebzig lŭsambódi, achtzig lŭnána, neunzig lévoa, hundert n'káma.

Ja ingá, nein ve, ich mónŭ, du n'gese, er jándi, wir tŭ, Ihr iŭ, sie ?,

Heute wŭnŭ, gestern osóno, morgen basi méne.

Wasser n'lángŭ, Banane man kóndo, Ei diáki, Eier máki, Huhn súsŭ, Hühner sin-sŭsŭ, Fisch m'bísi a n'lángŭ, Schaf diméme, Schafe maméma, Ziege n'kómba, Ziegen sinkómba, ein Träger n'gámba, die Träger sin n'gámba. Brot aus Maniok ~kuánga, Feuer tŭwia, mache Feuer lunga tŭwia, König m'íngi, Dorf wata, ins Dorf kuwáta, Fluß diángala, Kanoe n'lángŭ, Weg n'sílla.

Gebe es weg kátula, gehe weg kátŭka, was willst du haben kitámbula, das ist zu viel n'kía lékua támbula, ich will eine Hütte zum Schlafen n'söu mónŭ léke kŭámi.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verlauf der geographischen Forschungsreisen im Jahre 1886.

Von D. Kaltbrunner.

(Fortsetzung.)

Arabien. Im Jahre 1886 hat unser geehrter Mitarbeiter, der österreichische Forschungsreisende Eduard Glaser, einen höchst interessanten Ausflug in das südliche Arabien, nach Hodeida am Roten Meere und nach Sana, einer wichtigen Stadt in Yemen, gemacht, dessen Ergebnisse nun vorliegen. Die Tragweite und Wichtigkeit einer solchen Reise bemißt sich nicht nach der Länge derselben, sondern nach der Menge der Schwierigkeiten, welche besiegt werden müssen, um das Ziel zu erreichen. Bis jetzt haben erst vier Europäer (Niebuhr 1763, Arnaud 1843, Halevy 1870 und Eduard Glaser 1883—1885) jene Region besucht, welcher im Altertum der Name der Königin von Saba eine gewisse Berühmtheit verliehen hatte und in welcher das in den alten Ueberlieferungen des südlichen Arabiens nicht minder berühmte Königreich der Himyariten gegründet worden war.

Ebenso hat man erst im Jahre 1886 eine eingehendere Kenntnis von der Reise erhalten, welche der Straßburger Professor Dr. Julius Euting in den Jahren 1883—1884 von Damaskus nach Nefud gemacht hat, und von seiner Rückreise über Mekka auf einem Wege, welchem vor ihm kein Europäer gefolgt war.

Syrien. Der österreichische Reisende Dr. C. Diener hat im Jahre 1886 in einer guten Karte das Ergebnis der Wanderungen niedergelegt, welche er 1885 in der Umgebung von Damaskus, Palmyra und Balbeck, im Süden des Libanon und in anderen interessanten Gegenden des zentralen Syrien gemacht hat.

Kleinasien. Die Reise, welche der Geograph Herr H. Kiepert im Jahre 1886 zu dem Zwecke unternommen hat, einige Lücken in seiner Karte von Kleinasien mit Hülfe von noch unveröffentlichten, in Konstantinopel gesammelten Urkunden und von originalen, an Ort und Stelle veranstalteten Erhebungen auszufüllen, gestattet uns, binnen kurzem eine neue wertvolle Arbeit von diesem gewissenhaften Kartographen zu erwarten.

Digitized by Google

Eine andere Reise, welche ebenfalls lehrreich und interessant zu sein verspricht, ist diejenige des Dr. Elissejew, Mitglied der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg. Vom nördlichen Syrien über Alexandrette und Aleppo ausgegangen, beabsichtigt Elissejew Kleinasien ganz zu durchreisen, um von da nach Armenien und Kurdistan vorzudringen.

Persien. Die Reise des Herrn und der Frau Dieulafoy (welche jüngst mit dem Kreuze der Ehrenlegion dekoriert worden ist) in Persien, Chaldäa und Susiana, hatte zwar einen vorwiegend archäologischen Zweck, ist aber noch in mancher anderen Hinsicht interessant durch Einzelnheiten, welche sie uns über die durchwanderten Gegenden verschafft, und besonders durch die schwierige Rückreise von Susa nach Bassora, über den persischen Meerbusen und quer durch eine weglose, von Sümpfen durchschnittene Wüste.

Der britische Kapitän H. George Gore, welcher zur Grenzbereinigungs-Kommission in Afghanistan gehörte, mußte auf seiner Rückkehr nach Indien auch Persien durchreisen. Er hat am 31. August 1886 die Ufer des Oxus verlassen und einen Trupp von eingeborenen Topographen mitgenommen. Sein Weg ging über Herat und die persische Grenze bis nach Birjand, und von da gegen Süden und quer durch die Wüste Lout in der Richtung auf Kirman; von hier südlich weiter wandernd, beabsichtigte er gegen Ende des Jahres Bender Abbas, am Eingange des Persischen Meerbusens, zu erreichen.

Persien ist ferner in seinem nördlichen Teile durch die französischen Reisenden Capus und Bonvalot in Begleitung des Malers Pépin durchreist worden. Sie hatten Paris am 27. März 1886 verlassen und waren am 11. April schon zu Teheran — ein Beweis, mit welcher Schnelligkeit man heutzutage reisen kann. Weiterhin werden ohne Zweifel ihre Verkehrsmittel minder leicht sein, und sie bedurften schon nicht weniger als 25 Reisetage in einem schlechten Packwagen, um auf der sogen. „Kaiserstraße" Mesched, die heilige Stadt, zu erreichen. Ihre Absicht war, sich von da nach Afghanistan zu begeben, sie erhielten aber keine Erlaubnis dazu und mußten sich daher nach Serachs, der Grenzstadt zwischen Persien und dem russischen Turkmenien, wenden.

Transkaspien. Die Herren Capus, Bonvalot und Pépin setzten daher ihre Reise über Merw und Samarkhand fort und hofften immer, nach Afghanistan vordringen zu können, aber es wollte ihnen nicht gelingen. Allein fest entschlossen, auf ihre eigene Gefahr hin die Grenze zu überschreiten, setzten sie endlich von neuem über den Amu-Darja und schlugen kühn den Weg nach Balkh ein. Seither weiß man von ihnen nur, daß sie von den Afghanen gefangen genommen worden sind, erhielt aber beinahe gleichzeitig die Versicherung, daß ihr Leben nicht bedroht sei und sie wahrscheinlich keine anderen Folgen zu befürchten haben, als wieder über die Grenze zurückgeführt zu werden.

Unser rühmlichst bekannter Landsmann, der als Naturforscher und ausgezeichneter Botaniker anerkannte Herr Dr. C. Radde, welcher erst im vorigen Jahre wieder ein höchst gehaltvolles und lehrreiches Reisewerk herausgegeben, hat von der russischen Regierung den Auftrag bekommen, die neuen transkaspischen Gebiete unter dem Gesichtspunkte ihrer Naturerzeugnisse zu erforschen. Da er durch einen späten Frühling ziemlich lange in Askabad, in der Nähe der russisch-persischen Grenze zurückgehalten worden war, hat er sich diese Gelegenheit zu Nutz gemacht, um die Gebirgskette zu durchwandern und zu erforschen, welche die beiden Länder scheidet. Hierauf wandte er sich nach Merw, wo er den Ingenieur Kontschin traf, mit welchem er gemeinsam die Trümmer der alten Stadt Merw genau untersuchte, worauf beide dem Laufe des Flusses Murghab bis an die Grenze von Afghanistan folgten und Serachs erreichten. Die Expedition fuhr dann fort, die Ufer des Tedschen zu erforschen, und gelangte nach Askabad, wo sie von neuem die fünf parallelen Bergketten durchforschte, welche die Grenze zwischen den neuen russischen Provinzen und Persien bilden, und zu Anfang des letzten Herbstes nach Tiflis zurückkehrte.

Der obere Amu-Darja. Der englische Forschungsreisende Mr. Elias Ney, schon durch seine früheren Reisen in Zentralasien vorteilhaft bekannt und seit einigen Jahren britischer Resident in Ladakh, war im Jahre 1885 von Lord Dufferin, dem Vizekönig von Indien, mit einer Mission nach Yarkand und Kaschgar betraut worden. Er benützte dieselbe, um den mächtigen Gebirgsstock, worin der Amu-Darja seine Quellen hat, nämlich die berühmte, früher für unzugänglich ausgegebene Pamir, zu durchwandern. Er erforschte das Schugnan und Roschan, welche seither nur von Pandits (eingeborenen Gelehrten) und von dem Botaniker Dr. Albert Regel besucht worden waren, und drang in das Badakschan vor, von wo er in das Lager der englischen Grenzbereinigungs-Kommission gelangte und seine Rückreise nach Ladakh bewerkstelligte.

Der britische Oberst Lockhart seinerseits überstieg den Hindukusch und erreichte am 1. Juni 1886 die südliche Quelle des Amu-Darja. Dann drang auch er mit seinem Begleiter, dem Oberst Woodthorpe, in das Badakschan ein, veranstaltete daselbst topographische Aufnahmen und kehrte wieder nach Gilghit, seinem Ausgangspunkte, zurück, woselbst sein Reisegefährte ihn bald darauf einholte.

Die russische Expedition des Herrn Grum-Grzymailo scheint einigen Erfolg gehabt zu haben. Sie bezweckte die Durchforschung der östlichen Pamir in botanischer Beziehung; allein die außerordentlichen Schwierigkeiten, auf welche sie infolge ungünstiger Witterung stieß, hatten dem Forschungsreisenden nicht erlaubt, in die Gebirge der oberen Pamir einzudringen.

Tibet. Die Mission Macaulay, welche sich durch das unabhängige Sikkim und über den Dschapela-

Digitized by Google

Paß, d. h. auf einem für die Europäer ganz neuen Weg, nach Lhassa begeben sollte, hat Gegenbefehl erhalten, weil die chinesische Regierung sich der Ausführung dieser Sendung entschieden widersetzt hatte.

Ein englischer Forschungsreisender, namens Carey, hat das westliche Tibet durchreist; er begab sich von Leh in Kaschmir nach dem Khotan, folgte dann dem Laufe des Flusses Tarim und erreichte den Lob-Nor gegen Ende April 1886. Er beabsichtigte seinen Rückweg durch das nördliche China zu nehmen.

Mongolei. Die von dem Forschungsreisenden Potanin geleitete russische Expedition scheint im Verlauf des Jahres 1886 keine eingehenden Berichte über ihre Ergebnisse eingeschickt zu haben. Sie beabsichtigte sich vom Frühjahr an auf den Weg zu machen und auf einem neuen Wege zwischen dem Sogok-Nor und den östlichen Verzweigungen des Altai durch die Wüste Gobi zurückzukehren. Man erwartete im letzten November von Tag zu Tag in Rußland die Rückkehr dieser Expedition (Potanin, Skassiy und Berefowski), welche den Nordwesten von China und einen bedeutenden Teil der südlichen Mongolei durchforscht hat.

Indo-China. Im Juli 1886 ist der durch seine früheren Reisen rühmlichst bekannte britische Forscher Colquhoun, Zivilkommissär in Mogung in Oberbirma, von dort aufgebrochen, um eine Forschungsreise ins obere Assam und in die Regionen anzutreten, welche dieses Land vom eigentlichen Birma scheiden. Die Ergebnisse dieser Sendung sind noch nicht bekannt. Uebrigens scheint unter den englischen Ingenieuren und Topographen, welche mit der Rekognoszierung und Aufnahme der verschiedenen Zugänge zu den den britischen Besitzungen in Indien benachbarten Ländern betraut sind, eine große Thätigkeit zu herrschen.

Auf der Seite der französischen Besitzungen in Indo-China sind die glücklichen Versuche des Kommandanten Réveillère und des Lieutenants de Fésigny zu erwähnen, welche nachwiesen, daß man mit kleinen Dampfbooten den Mekong bis zu den Wasserfällen von Kong hinan fahren kann, und daß die denselben vorangehenden Stromschnellen gar kein unübersteigliches Hindernis für die Schifffahrt auf diesem Flusse sind, wie man bisher geglaubt hatte.

In Tonking sind die Arbeiten der Grenzberichtigungs-Kommission, welche infolge eines Angriffs der Seeräuber in der Umgegend von Laokai einen Augenblick eingestellt worden waren, wieder rüstig aufgenommen und teilweise schon beendigt worden, und die Rekognoszierungen, zu welchen sie Anlaß gegeben haben, werden die Kartographie der Grenzzone zwischen dem Yünnan und dem Tonking wesentlich bereichern.

III. Ozeanien.

Neu-Guinea. Die Expeditionen nach Neu-Guinea scheinen im Jahre 1886 keinen großen Erfolg gehabt zu haben. Diejenige des gelehrten englischen Naturforschers H. O. Forbes ist sogar ganz verunglückt — ein Mißerfolg, der umsomehr zu bedauern ist, als Herr Forbes ein wesentlich wissenschaftliches Ziel verfolgte. Seine Absicht war, das Owen-Stanley-Gebirge, welches sich in einiger Entfernung von der Südostküste der Insel hindehnt, zu übersteigen, um das auf dem jenseitigen Abhange desselben liegende Gelände zu rekognoszieren. Seine Expedition war mit der größten Sorgfalt vorbereitet worden, allein eine Reihe von Widerwärtigkeiten verzögerte seine Ankunft am Bestimmungsorte, und als Herr Forbes endlich den Schauplatz seiner Thätigkeit erreichte, war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß man an eine Reise ins Innere denken konnte. Er schlug also sein Quartier in Sogere, unweit von Port Moresby auf und richtete sich hier darauf ein, im ersten günstigen Augenblick aufzubrechen. Dieses lange Warten erschöpfte dennoch sehr schnell seine Hülfsmittel; er sah sich gezwungen, seine Diener zu entlassen und sich selbst Entbehrungen aufzuerlegen. Da er die Insel nicht verlassen wollte, ohne mindestens das Land gesehen zu haben, dessen Erforschung er sich vorgenommen hatte, so unternahm er mit dem Missionsgeistlichen Chalmers einen Ausflug nach dem Gipfel des Owen-Stanley-Gebirges, von wo aus er das dahinter liegende Land sehen zu können hoffte. Allein die Führer, welche die Reisenden angeworben hatten, entliefen ihnen über Nacht, so daß Herrn Forbes und seinem Begleiter keine andere Wahl mehr blieb, als so rasch wie möglich nach der Küste zurückzukehren, was sie denn auch thaten. Von dort aus schifften sie sich nach Australien ein, in der Hoffnung, daselbst eine Unterstützung zu finden, welche ihnen erlauben würde, ihre unterbrochene Nachforschung wieder aufzunehmen.

Die von dem deutschen Naturforscher Dr. Schrader geleitete wissenschaftliche Expedition, deren Zweck die genauere Ermittelung und eingehende Prüfung der Hülfsquellen war, welche die deutsche Besitzung auf Neu-Guinea („Kaiser-Wilhelms-Land") bietet, hat noch keine sehr bezeichnenden Ergebnisse gehabt. Sie hat sich bisher nur auf Rekognoszierungen in den Umgebungen von Finschhafen beschränkt, wo sich der Hauptort der werdenden Kolonie heranbildet. Dagegen haben Kapitän Dallmann und Admiral v. Schleinitz, der Gouverneur der Kolonie, den Kaiserin-Augusta-Fluß rekognosziert und sind dessen Lauf bis auf etwa 300 Kilometer von seiner Mündung hinaufgefahren.

Das Festland Australien ist seiner ganzen Breite nach von David Lindsay durchwandert worden, welcher schon 1883 in einer Erforschung der Halbinsel Arnheim Proben von seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte. Diesmal war Lindsay im Oktober 1885 von Südaustralien aus abgegangen in Gesellschaft eines deutschen Botanikers Dittrich. Er wandte sich zunächst nach der Richtung des Eyre-Sees, um den Lauf des Finke-Flusses zu rekognoszieren. Nachdem er ermittelt hatte, wohin dieser seinen Ablauf hat,

Digitized by Google

der sich während der trockenen Jahreszeit im Sande verliert, aber zur Zeit seiner Ueberschwemmungen sich in den Macuba- oder Treuere-Fluß ergießt, wandte sich die Expedition nach der westlichen Grenze von Queensland, welche sie unter 25° 30′ s. Br. erreichte. Von hier aus durchwanderte sie eine noch unerforschte Region, um den Herbertfluß zu erreichen, welchen sie zu erforschen beauftragt war. Diese Reise war außerordentlich mühsam und die Reisenden hatten von der Hitze und dem Durste viel zu leiden. Die Reisenden forschten unterwegs vergebens nach den Spuren von dem unglücklichen deutschen Forscher Leichhardt, welcher vor 38 Jahren verschwand, ohne daß man jemals den Ort gefunden hätte, wo er sein Leben verlor. Der sorgfältig aufgenommene und rekognoszierte Herbert-Fluß führte die Expedition nach Norden, von wo sie in das Becken des Arthur-Flusses überging, welcher sich in den Golf von Carpentaria ergießt. Als David Lindsay die Küste des Golfes erreichte, hatte er auf diese Weise das ganze australische Festland von Süden nach Norden durchwandert und all den Verdiensten, welche er sich früher erworben hatte, ein neues hinzugefügt.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die schwedische Kongo-Expedition. Nach Mitteilungen des „Mouvement géographique“ steht der Baron v. Schwerin auf dem Punkte, am Kongo den Auftrag zu vollenden, welchen ihm die schwedische Regierung erteilt hatte. Nachdem er den Kassaï bis Luebo und den oberen Kongo bis zu den Stanley-Fällen befahren, hat er in den Umgebungen von Leopoldville und in dem Becken von Nkissi noch zwei kleine, aber sehr interessante Forschungsreisen gemacht und in zwei Briefen an die Redaktion der genannten Zeitschrift, einem aus Leopoldville vom 30. Oktober und einem vom unteren Kongo, an Bord des „Prince-Baudoin“ vom 15. Dezember 1886, geschildert, aus deren Inhalt wir nachstehend das Wesentlichste angeben. Der südlich vom Stanley-Pool liegende und an Leopoldville und Kinchassa angrenzende Bezirk war noch nie zuvor erforscht worden. Baron v. Schwerin hat ihn nun an der Spitze einer Karawane von 14 Schwarzen, welchen sich noch Dr. Mense, der Arzt von Leopoldville, angeschlossen hatte, rekognosziert. Das südliche Gestade des Stanley-Pool bilden ausgedehnte Ebenen, welche von einem Halbkreis von mittelhohen Bergen umgeben sind, die nur an den beiden Enden des Stanley-Pool, bei Leopoldville und Kimpoko, an diesen reichen. Der höchste Punkt dieses Halbkreises von Bergen ist vom Ufer des Pool nur etwa 30—40 Km. entfernt und heißt bei den Eingeborenen Mangélé; es ist ein Massiv von ganz eigentümlicher Gestalt, welches den Blick auf sich zieht und gegen Ostsüdost den Horizont von Leopoldville begrenzt.

Das Land, welches sich bis zum Süden der Berge erstreckt, ist sehr schön und wird von zahlreichen Flüssen und Bächen überreich bewässert; auch gegen Osten wird es von einigen ziemlich bedeutenden Flüssen, wie der Ngele und Nzele, durchzogen. Es ist ein leicht wellenförmiges, sanft ansteigendes, durch breite Waldstreifen getrenntes oder mit großen Baumgruppen besäetes Savannenland und sehr bevölkert. Herr v. Schwerin hat mehrere sehr ausgedehnte und volkreiche und von Baobabs und Palmen umgebene Dörfer in malerischer Lage besucht, namentlich Lemba, Kimbango, Mikongo u. a. m., welche wahrhafte afrikanische Städte bilden.

Der interessante und unerwartete Teil der Reise war aber die Erforschung der bergigen Region, denn die Reisenden haben dort in der That ein Land entdeckt, welches von Seiten seiner geologischen Bildung höchst interessant ist und eine Reihenfolge von solch phantastischen und wildromantischen Ansichten darbietet, daß Herr v. Schwerin sich unbedenklich dahin äußert: diese Region werde einst ohne Zweifel im Kleinen für den Kongo das sein, was der Yellowstone-Park im großen für die Felsengebirge ist: ein Ziel der Ausflüge von Touristen, welche malerische Landschaften anfsuchen.

Der zentrale Gebirgsstock stellt sich dar in Gestalt eines Hufeisens, einer Art von pyrenäischem Zirkus, ohne Fluß, aber sehr feucht. Er ist an seinem Fuße und an seinem Gipfel reich bewaldet. Seine Abhänge bilden absolut senkrechte Klippen aus verhärtetem Sand, von glänzender Weiße, ganz übereinstimmend mit den „Dover-Cliffs“ am französischen Ufer des Pool. Die Formation des der Ebene zugekehrten Teils ist so bizarr, daß sie den Eingeborenen eine ehrfurchtsvolle Angst einflößt. Die Eingeborenen wagen sich nicht in die Nähe dieser Klippen heran, in denen sie den Aufenthalt böser Geister sehen, denn für sie ist ja alles Fetisch. Kein Pfad führt dort hinauf, kein Eingeborener hat sich dazu hergegeben, den Forschern als Führer oder Träger zu dienen. An verschiedenen Stellen haben Herr v. Schwerin und Dr. Mense über der Pracht des Urwaldes spitze Felsennadeln, wie von Menschenhand ausgehauen, emporragen sehen, deren glänzendes Weiß lebhaft von dem düsteren Grün der Bäume sich abhob. Besonders bemerkten sie einen stämmigen, vollkommen zylindrischen Monolith, ungefähr 12 m. hoch, welcher in den abergläubischen Vorstellungen der Eingeborenen eine wichtige Rolle spielt. Man möchte ihn dem Schaft einer riesigen kannelierten Säule oder einem alten Druidenstein vergleichen, wie man solche zuweilen im nördlichen Europa findet.

Herr v. Schwerin und Dr. Mense haben hierauf die Besteigung des Pik von Mangélé, der höchsten Spitze des Gebirgsstocks, unternommen. Dies ist ein reich bewaldeter Bergkegel, der ebenfalls eine Reihenfolge von weißen, 30—40 F. hohen und von Abgründen umgebenen Klippen zeigt, und der nur von Süden her längs eines

Digitized by Google

schmalen Grates zugänglich ist. Die Ersteigung war eine ungemein schwierige und die Reisenden mußten sich mit der Axt einen Pfad durch das äußerst dichte Gestrüpp und Unterholz bahnen.

Als sie den Gipfel erreichten, konstatierten sie mit dem Aneroid-Barometer eine Höhe von 300 m. über der umgebenden Ebene oder von 600 m. über dem Meeresspiegel und hatten eine prachtvolle Aussicht über den Pool und über die dem Loango zugekehrte Gratlinie. Herr v. Schwerin hat die schwedische Flagge hier oben aufpflanzen und sie mit Musketensalven begrüßen lassen.

Die Expedition hatte zwei Tage in dieser Gegend zugebracht und sich dann auf den Rückweg nach Leopoldville gemacht. Der ganze Ausflug hatte sechs Tage gedauert.

Der Nkissi ist der wichtigste Nebenfluß, welchen der Kongo in der Region der Stromschnellen auf seinem linken Ufer aufnimmt. Er mündet in der Nähe des Dorfes Nzelo, ungefähr 50 Km. oberhalb Leopoldville, in den Kongo. Seine Erforschung verdankt man dem schwedischen Lieutenant Hakansson, Agenten des Kongo-Freistaates, welchen Herr v. Schwerin, von der schwedischen wissenschaftlichen Expedition nach dem Kongo, auf diesem Ausfluge begleitete. Die Reisenden verließen Leopoldville am 1. November 1885, schlugen zunächst den gewöhnlichen Karawanenweg nach Nzelo ein und begannen dann die Rekognoszierung des Flusses, welcher seither noch nicht erforscht worden war. Sie verfolgten dessen Ufer bis ungefähr 90 Km. über seiner Einmündung, wo der Nkissi noch eine sehr bedeutende Wassermasse darstellt. Die allgemeine Richtung des Flußlaufes ist eine südwestlich-magnetische; in seinem noch nicht erforschten Oberlauf scheint der Nkissi eine Richtung von Nordwest nach Südost zu haben.

Wie im allgemeinen zu erwarten war, ist dieser Nebenfluß nicht schiffbar, wenigstens nicht in seinem Unterlauf, wo er eine sich bis zum Dorf Gongolo erstreckende Reihenfolge von Fällen darstellt; in diesem Teile seines Laufes fällt der Fluß über Terrassen, welche parallel mit dem Kongo laufen. Dieses Verhalten verbessert sich in seinem Oberlauf, welcher durch die ungeheuren Ebenen strömt, die am Horizont durch die Terrassen der Länder der Yakkas und Zambas begrenzt werden. Das Aussehen dieses Teiles des Landes ist ein ganz anderes als dasjenige, welches die benachbarte felsige Zone des Landes darbietet. Ueberallhin erstreckt sich der Blick auf ebene, bewaldete, fruchtbare und bewohnte weite Gelände. Ueberall Palmen in Masse, schöner grüner Rasen, Hochwald, sehr dichte Bevölkerung, ununterbrochene Reihenfolgen wohlbefestigter Dörfer, wie Kilemfi, Niongo, Kolondo, Banza-Lenghi, Bembé, Kimpanda. Der bedeutendste Mittelpunkt des Landes ist Moala, eine große Niederlage von Elfenbein, welche einen wichtigen Handelsverkehr mit Ngaliéma, dem eingeborenen Häuptling des Pool, und mit San Salvador betreibt. Moala liegt überdies an der großen geschichtlichen Karawanenstraße, welche diese beiden Punkte miteinander verbindet.

Die Bevölkerung des Landes besteht aus Muschikongo, untermischt mit Bakongo. Noch nie zuvor hatte ein Weißer diese Stämme besucht. Die Bevölkerung nahm die Herren Hakansson und v. Schwerin sehr gastfreundlich auf, ausgenommen in Gongolo, wo sie einige Schwierigkeiten erlitten. Gleichwohl besuchten sie ein Land, welches in Leopoldville und am Kongo entlang für sehr gefährlich gilt. Vierzehn Tage lang erforschten die Reisenden diese Region, von welcher Lieutenant Hakansson eine ausführliche Karte und Herr v. Schwerin eine Reihe von 50 Beobachtungen mitbrachte. Am 15. November trafen sie auf der Station Lutete ein.

Auf seiner weiteren Wanderung nach Lukungu kam Herr v. Schwerin in der Nähe des Berges Bibi vorüber, welchen er erstieg. In der Nähe der Station Lukungu sieht man den Gebirgsstock der Ndunga-Berge sich erheben. Dieses Plateau ist das höchste im Lande, 9 bis 10 Km. breit, von Quellen und Wasserläufen durchfurcht, sehr fruchtbar und mit volkreichen Dörfern besetzt, in welchen der Kongo-Staat einen Teil der Träger requiriert. Der Berg Bibi ist die höchste Erhebung des Gebirgsstocks und Herr v. Schwerin der erste Europäer, welcher ihn erstiegen, seine Höhe gemessen und auf ihm Beobachtungen angestellt hat, welche noch der Veröffentlichung entgegensehen. (G. g.)

* Der Hafen von Sewastopol. Sewastopol wurde auf Befehl der Kaiserin Katharina II. auf der Stelle eines tartarischen Weilers namens Achtiar gegründet, vergrößerte sich im selben Verhältnis wie die russische Flotte im Schwarzen Meere und gelangte zu großem Wohlstand unter der Regierung Kaiser Nikolaus' I. Nach einer eilfmonatlichen Belagerung in Trümmer gelegt, hatte es am Ende derselben nur etwa 14 noch unverletzte Häuser. Die Auferstehung Sewastopol's begann auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Alexander II.; im Jahre 1875 wurde es zum Freihafen erklärt und noch im selben Jahre die Eisenbahn Lozow-Sewastopol dem Verkehr übergeben. Zu jener Zeit bestand daselbst schon ein Zollamt erster Klasse. Die Regierung gewährte der Stadt ein Darlehen von 700,000 Rubeln zur Erstellung der nötigen Hafenarbeiten, und dadurch entfaltete sich der Handelsverkehr des Hafens bedeutend. In den jüngsten Jahren hat die Wiedergeburt der russischen Flotte des Schwarzen Meeres Sewastopol seine frühere Bedeutung und ruhmreiche Rolle wiedergegeben. Die Stadt ist nun sicher, definitiv aus ihren Trümmern wieder zu erstehen, allein ihre Stellung als Handelshafen dürfte sich einigermaßen verändern, denn die Südbucht wird ausschließlich der Kriegsflotte vorbehalten werden müssen und die Handelsflotte nach einer der anderen Buchten verlegt werden. Die Thätigkeit des Handelshafens von Sewastopol ist in fortwährendem Steigen begriffen. Im Jahre 1885 trafen aus fremden

Digitized by Google

Häfen 188 Schiffe ein, nämlich 25 mehr als im vorhergehenden Jahr. Die Zahl der auslaufenden Schiffe belief sich auf 179 (25 mehr als im Vorjahr 1884). Die Zahl der aus russischen Häfen einlaufenden Fahrzeuge stieg auf 751 (eine Vermehrung um 56 gegen das Vorjahr); die Zahl der nach russischen Häfen auslaufenden Fahrzeuge betrug 752 (37 mehr als im Vorjahre). Die Einfuhr stieg auf 18,064,785 Rubel, die Ausfuhr auf 14,577,384 Rubel. (Russ. Bote.)

* Der Durchstich der Landenge von Perekop. Nach einem Wiener Telegramm der „Times" hat die russische Regierung den Herren Couvreux und Kompagnie die Ermächtigung zur Anlegung eines maritimen Kanals durch die Landenge von Perekop in der Krim geteilt und eine Subvention von 25 Millionen Rubel dazu bewilligt.

* Schoa und das Gallas-Land. In einer der jüngsten Versammlungen der Pariser Geographischen Gesellschaft erstattete Herr Aubry einen interessanten Bericht über die wissenschaftliche Sendung nach Schoa, mit welcher er im Januar 1883 betraut worden war. Der Reisende brach von Obock auf in Begleitung des verstorbenen Dr. Hamon, welcher auf seiner Rückkehr nach der Küste im August 1884 vom Fieber befallen wurde und an den Ufern des Hawasch starb. Herr Aubry gab eine malerische Schilderung von der Region um den Golf von Tadschurra und einige wichtige Winke für Reisende im Lande der Danakils. Der Häuptling eines jeden Stammes gibt den Reisenden einen herzlichen Willkommen und bringt ihnen Milch und zuweilen ein Schaf. Diese Geschenke sind keineswegs uneigennützig, denn sie erwarten natürlich ein Gegengeschenk, das zwanzigmal wertvoller ist; erhalten sie es nicht, so berauben und quälen diese kleinen Häuptlinge den Reisenden in jeder möglichen Weise. Die Eingeborenen sind feig und grausam; Mord ist in ihren Augen kein Verbrechen; der Mörder trägt eine Straußenfeder, und zwar eine weiße, wenn die Unthat noch neu, dagegen eine schwarze, wenn sie schon alt ist. Herr Aubry beschreibt sodann das wilde, unfruchtbare Land zwischen der Küste und Schoa. „Wir erreichen das Land Assal", sagt er, „wo der Ueberblick ein noch traurigerer und abschreckenderer ist. Nirgends Leben oder Vegetation; kein Tier oder Vogel zu sehen; kein Grashalm wächst in diesem furchtbaren Chaos von vulkanischem Gestein, von dem man glauben möchte, daß es sich eben erst abgekühlt habe. Der Pfad ist so steil und zerrissen, daß man sich oft der Hände zum Klettern bedienen muß. Unter Tags stellt sich die Temperatur auf 113° im Schatten, während gegen Abend wie zum Hohn aus Südosten ein starker heißer Wind weht, welcher den müden Reisenden mit Staub bedeckt und ihn hindert, die erquickende Kühle der Nacht zu genießen." Nachdem die beiden Reisenden einer Verfolgung von Seiten der Danakils und einem Zusammenstoß mit den Iton-Gallas entgangen waren, setzten sie über den Fluß Hawasch und erreichten am 7. Juli 1884 Ankobar.

„Wenn man das Land Schoa erreicht", sagt Herr Aubry, „so ist der Kontrast ein höchst auffallender. Hier gibt es hohe Berge, mit dichten Wäldern und üppiger Vegetation bedeckt, Ströme, welche sich in zahlreichen Fällen durch prächtige Wiesen und Felder von Baumwolle, Mais, Tirf (das landesübliche Gras), Weizen, Gerste, Bohnen und Erbsen hinwinden. Vögel von prächtigem Gefieder erfüllen die Luft. Ein ewiger Frühling herrscht in dieser entzückenden Region."

Hierauf schildert er die seltsamen Sitten und Bräuche dieses halbzivilisierten Volkes. König Menelik bereitete den Reisenden einen herzlichen Empfang und veranstaltete ihnen zu Ehren ein großes Bankett, wobei, dem herrschenden Brauch entgegen, alles in europäischem Style angeordnet war, mit Tisch, Stühlen, Messern und Gabeln, Weinflaschen und sogar einem Tischtuch. Das Antlitz des Königs ist zwar noch von Pockennarben entstellt, aber angenehm, und seine Augen sind besonders schön und intelligent. Er scheint sehr darauf erpicht, die Einführung der Künste der Zivilisation in seinem Reiche zu ermutigen, während seine Höflinge scheel auf alle Europäer blicken, als ob diese sie ihres Reichtums berauben wollten. Herr Aubry durchreiste dann das Gallas-Land, wo die Eingeborenen noch sehr primitiv und in vielen Bezirken arm sind. Auf seiner Rückreise im Juni 1885 wurde er von einer Schar wilder Somalis angegriffen, allein es gelang ihm, zu entkommen und nach vielen Gefahren die Küste zu erreichen. Herr Aubry hat nicht nur unsere geologische Kunde von diesen ausgedehnten Bezirken bedeutend vermehrt, sondern auch einige wichtige geographische Wahrnehmungen gemacht. Er hat die Quelle des Hawasch und dessen Lauf auf eine Strecke von ungefähr 190 e. Mln. und den Fluß Mugururo, einen der Nebenflüsse des Blauen Nil, sowie die Läufe verschiedener anderer Flüsse, vermessen. Seine Bemerkungen über die Sitten und Bräuche der Eingeborenen und über die Erzeugnisse des Landes werden ein großes Interesse erregen.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Der gesamte Landbau besteht sozusagen aus einer einzigen unübersehbaren Zuckerpflanzung, in der viele Besitzungen enthalten sind, deren eine dicht an die andere sich reiht, und zwar in einer Ausdehnung von 8 Leguas Länge und 2 Leguas Breite, der Thalsohle des größten Flusses gleichkommend. Manoel Leopoldo war einer der ersten Anbauer dieses Ortes. Als er im Jahre 1840 begann, bestanden nur zwei Engenhos mit hölzernen Walzen. Nun zählt deren das Thal einige 50 mit eisernen Walzen, die eine Gesamtproduktion von 200,000 Arrobas Zucker (à 32 portugiesische oder 28 Zoll-Vereinspfunde) repräsentieren. Besagter Pflanzer bebaute seine Ländereien ununterbrochen während der zwanzig Jahre seiner landwirtschaftlichen Thätigkeit und noch nie ließ er Ruhe eintreten oder künstliche Düngung anwenden, und

Digitized by Google

doch trug der Boden jahraus jahrein immer unausgesetzt und wieder Zuckerrohr. Ist auch der obengenannte größere Fluß der eigentlich die Fruchtbarkeit fördernde, indem durch ihn hauptsächlich zur Regenzeit die Ueberschwemmungen stattfinden, so trocknet er dennoch seltsamerweise während der Sommerszeit gänzlich ein; dagegen aber bleiben die übrigen Flüsse, der Agua Azul (blaues Wasser) und die Boca do Mato (Waldmund) in beständigem Laufe. Diese sind es auch, welche die Kanäle versorgen.

In dem Thale befand sich vor Zeiten auch kräftiger Urwald, der aber der zunehmenden Kultur hat weichen müssen. Nur ein kleines Fragment desselben hat sich noch erhalten und gab mir Zeugnis auch von jener Vegetation, welche der Ceare-mirim ohne fremdes Zuthun ins Leben gerufen. In kurzem sollte leider auch die Axt an dieses letzte redende Stück der Natur gelegt werden. Rasch, wie der Ackerbau zunimmt, schreiten auch Handels- und übrige Lokalverhältnisse vor. Seit zehn Jahren hat sich hier die Ortschaft gebildet, die unter so günstigen Auspizien in ihren ersten Anfängen schon als Villa immatrikuliert werden konnte. Das Wort Villa bezeichnet nämlich den Rang zwischen Dorf und Stadt.

Eine meiner Lieblingswanderungen in den Umgebungen von Ceare-mirim galt einem kleinen Gehölze, seitlich von der Villa gelegen. Daß dieser Wald Nachwuchs sein muß, sollte man aus seiner speziesarmen Vegetation schließen, die aber nichts destoweniger von außerordentlicher Kraft zeugt. Wo unter gewöhnlichen Umständen Celtis und Cecropien den ersten Nachwuchs auf dem Waldschlag bilden, waren es hier nur Leguminosen. Nun muß freilich zugegeben werden, daß vorhin benannte Pflanzen durch das Heranwachsen späterer kräftigerer Baummassen verdrängt werden. Vor allem war es die Canna fistula (Cassia fistula), ein Baum, der jedes Auge durch seine kräftigen Blätter und noch mehr durch seine Früchte auf sich zog; diese ellenlangen, säbelförmigen Schoten hingen wie Prügel von den Bäumen herunter und gaben dem Walde ein märchenhaftes Ansehen. Die übrigen Bäume des Hochwuchses bildeten Erythrina- und Mimosen-Arten, so daß nur drei Gattungen der Hauptsache nach den Bestandteil des Waldes ausmachten. Den niedern Bestand bildeten Crataera Tapia, Juga und Bauhinien, sowie Zizyphus Zongeiro. Zwischen den Bäumen rankten unendlich viele Schling- und Kletterpflanzen wie Cucurbitaceen, Bignonien, Paullinien, Passifloren, Elekterium und der seltsame Capparis cynophallophora hinan. Alle Bäume hatten fast durchgängig die gleiche Eigenschaft, von unten an sich zu teilen, d. h. in einer Höhe von 2—3.5 m., also niedrigere Kronen zu bilden, als es den Hochstammformen des Urwaldes eigen ist. An allen Stämmen zogen sich die verdeckten Gänge kleiner Ameisen hin, um oben in den Kronen in große Baue auszumünden. Der Boden war überall mit einer meterhohen, krautartigen Decke bewachsen, an deren Bildung Polygoneen, eine Acanthacee, sowie näher nach dem Saum des Waldes zu auch Convolvulus marinus teil hatten. Dieser Convolvulus, obwohl er ein Strandbewohner ist, verliert sich doch häufig genug auf viele Meilen ins Innere. Unter dem Schutze dichter Krautpflanzen findet sich — selbst im Keime schlummernd — Nasturtium officinale, unsere deutsche Brunnenkresse, um mit dem Erscheinen der Wasserfluten zu neuem Leben zu erwachen.

In der Ferne verrieten Aninga, die merkwürdige, hochstämmige Aroideenform, eine stets sumpfige Lage. Sie sind in solchen Mengen dicht aneinander gereiht, daß man sie einen Wald im Walde nennen könnte, mit derselben Berechtigung, wie Humboldt einen Wald über dem Walde bezeichnete. Die Aninga (Arum arborescens) erregt mit Recht jedermanns Bewunderung, sie zieht durch ihre regelmäßige, seltsame, überall gleichverbreitete Gruppierung, ähnlich der militärischen, gravitätischen Haltung hochbeiniger Wasservögel, unwiderstehlich an. Mühsam, nicht ohne Gefahren ist der Weg zu ihnen, denn allenthalben stellen sich den Schritten verräterische mit Gras und Kraut überwucherte Gruben entgegen, welche oft zu Umwegen nötigen. Die Aninga ist dem Anscheine nach ein baumartiges, jedoch in Wahrheit nur krautiges, schnellwüchsiges Gewächs. Die Breite des Stammes beträgt am Fuße 30 cm. im Durchmesser und verjüngt sich allmählich nach oben in eine etwa 3 cm. haltende Spitze, an der wenige Blätter eine malerische Krone bilden. Aus diesen grotesk geformten, hanggestaltigen Blättern hängt der schwere aaronsähnliche Fruchtkolben herab, so schwer oft, daß der Stamm unter seiner Last sich beugt. Die Blüte dagegen steht aufrecht und ist weniger sichtbar, weil sie sich den Augen hinter den Blättern entzieht. In den Tropen, wo das Pflanzenreich ausgebeutet wird, fand man noch keine Verwendung dieser wunderbaren Pflanze, außer der des leichten, korkartigen Holzes, das zu den Jangadas und zur Erlernung des Schwimmens dient. Die höchsten Stämme erreichen 6—8 m., doch sind solche nicht selbständig. Die Winde würden sie vernichten, stützten sie sich nicht entweder aufeinander wie Schilfrohr oder lehnten sie nicht an benachbarte Bäume, wie die gleichfalls im Wasser wachsende Anona palustris. Die jungen Schosse der Aninga könnte man mit jungen Spargeltrieben vergleichen, jedoch muß man sich die Riesen unter Riesen vorstellen.

Auch auf den Wogen des Wassers treibt eine interessante Vegetation, worunter den Hauptbestandteil, wie gewöhnlich in äquatorialer Zone, Nymphäen, Limnocharis, Pistia und Pontederien bilden. Aus dem Wasser steigt, an die Aninga sich anlehnend, ein hohlstengliches Polygonum zu der fabelhaften Höhe von 4—5 m. hinan.

In meinen Beobachtungen um ein in jeder Beziehung interessantes Vegetationsgemälde bereichert, sehnte ich mich denn auch nach einem Besuche bei einigen Fazendeiros (Landbebauer), zu welchem Zwecke ein in Ceare-mirim ansässiger Deutscher mir seine Begleitung angedeihen ließ. Derselbe hatte die seemännische Carrière mit der medizinischen vertauscht, welches Studium er in früheren Jahren gegen seinen Willen und auch nur halb erlernt hatte, hier aber die Praxis mit Glück betrieb, nachdem er durch Schiffbruch an die Küste von Natal verschlagen worden war. So leitet Gott die Geschicke des Menschen, und wie oft haben nicht Schiffbrüchige ihr Glück in Ländern gemacht, die ihren Plänen ganz entgegen lagen.

Wir nahmen unsern Weg zunächst über eine der reichsten Fazendas, die den Namen „Carnaubal" führt, weil in früherer Zeit hier außerordentlich viel fruchtbarer Boden war. Die Fazenda wird nun durch einige Sklaven nur noch kümmerlich unterhalten. Nach einer kleinen Stunde Rittes langten wir bei einer anderen großen Fazenda an, deren Eigentümer mit 50 Sklaven arbeitet. Mit dieser Zahl Leibeigener ist er imstande drei Engenhos mit den dazugehörigen Cannavians zu bestellen, die an verschiedenen Punkten aufgestellt sind. Die Zuckerernte beträgt jährlich 2500 bis 3000 Arrobas, was für einen Einzelnen eine bedeutende Produktion ist. Außerdem wird noch Viehzucht und Kalkbrennerei betrieben. Letzteres Geschäft wirft überall im Lande bei den hohen Preisen guten Gewinn ab, mag das Rohmaterial aus Muscheln oder aus Kalksteinen bestehen. Die Muscheln werden an der ganzen Küste durch die Brandung stets in großen Mengen angeworfen und dies besonders in der äquatorialen Zone, wo Ebbe und Flut so mächtig operieren. Nur selten sieht man kohlensauren Kalk als geologischen Bestandteil der Erdkruste auftreten und es überraschte mich daher, dieses Gestein hier so reichlich zerstreut zu finden, indem es hier überall offen zu Tage tritt. Es war zudem das erste Mal, daß ich Kalkbrennereien nach gewöhnlichem, in Europa üblichem Verfahren betrieben sah, da man sonst fast überall den Brand nicht in Oefen, sondern nach Art der Kohlenmeiler zu bewerkstelligen pflegt. Hier werden Oefen von ziemlichem Umfange, zu 60—100 Tonnen Gehalt, errichtet, und man gewinnt nach viertägigem Brande ein dem Muschelkalk vorzuziehendes Produkt. Die Algueira Kalk (einem halben Scheffel etwa gleich-

Digitized by Google

kommend) wird mit 2 Milreis bezahlt; Muschelkalk steht in geringerem Werte. Zum Zweck größerer Bauten (wie ich bei der im Bau begriffenen Kirche sah) brennt man den benötigten Bedarf an Kalk gleich an Ort und Stelle in kleinen sogenannten Feldöfen, wodurch viel Mühe und Kosten erspart werden, indem man das Material nur ringsum aufzulesen braucht. In der Stadt Natal, in deren Umgebungen kein Kalk vorkommt, brennt man mit gutem Erfolge weiße Korallen, die in großer Menge am Strande gesammelt werden. Die Korallen bestehen aus sehr feinem, gleichmäßig porösem Gefüge und werden in großen rundlichen Blöcken abgebrochen, die bei geringem Schlage in die verschiedensten polyedrischen Säulen zerfallen, auch querbrüchig zerspringen.

Das Wohnhaus fanden wir in jener landesüblichen Weise eingerichtet, nach welcher der vordere und oft größte Teil desselben von dem Zuckerwalzapparate eingenommen wird, während in einem seitlich angebauten Raume die Siederei und im Hintergrunde auf einer Erhöhung die bescheidenen Wohnzimmer sich befinden. Der Fazendeiro überfieht so von oben gemächlich und mit einem Blick, ob unten die Ochsen gehörig in ihrer Bahn kreisen und ob in den Kesseln der Saft fleißig gerührt wird. Stille Wohnlichkeit da droben und das geschäftige bis in die Nacht hinein währende Treiben zu den Füßen bieten viel Stoff zu beschaulicher Betrachtung, in die sich schmerzliche Gefühle nur zu leicht einmischen. Bei all den glücklichen Vermögensumständen des Besitzers bemerkten wir in den Zimmern kaum mehr wie einige Hängematten und einige wenige Stühle, und rechnen wir gleich einen Tisch, einen Koffer und einen Heiligenschrank mit dito Bildern hinzu, so haben wir alles, womit den Wünschen solch bescheidener Landleute aufs beste abgeholfen ist. Und das ist noch sehr viel, da man sich nicht wundern darf, oft weder das eine noch das andere, weder Tische noch Stühle, vorzufinden. Die Hängematte ersetzt so mancherlei; sie dient als Stuhl, als Bett, als Wiege und als Krankenlager. Man speist zudem wie der Orientale auf einer über dem Boden ausgebreiteten Decke niedersitzend, was bedarf es da im Grunde vieler Sitze und Tische!

Unsere Gastfreunde finden wir in tiefem Gram über einen Unfall, der ihr einziges Kind, ein hübsches acht Jahre zählendes Mädchen, betroffen, indem es infolge einer Krankheit ein Auge einbüßte. Die Ursache dieser Erblindung erklärte mir mein Begleiter als von dem Ausbruche der Bleichsucht herrührend, die in so zartem Alter schon Platz gegriffen und durch unzweckmäßige Behandlung rettungslos zu solchem Grade sich verschlimmert habe. Das Mädchen war Kind, wie gesagt acht Jahre alt und körperlich bereits zur Mannbarkeit entwickelt. So wachsen viele Kinder reicher Eltern auf, verheiraten sich, ohne den geringsten Schulunterricht genossen zu haben, ohne nur Begriffe von höherer Moral noch Lebensanschauung und von dem ganzen Gewicht der Mutterbestimmung zu besitzen, nichts weiter zum Erbgut, als ein kolossales Vermögen und eine bewunderungswürdige Schönheit auf den Lebensweg bekommend, zwei Triebfedern, die leider nur zu leicht fremder Spekulation zur Lockung dienen und der Tragweite des Elends weitere Ausdehnung geben. Die Mutter, wenn schon reichlich älter als ihr Mann, dessen Tante sie zugleich, und zwar aus dem oben erwähnten reichen Carnaubal stammend, war, zeugte noch von früherer Schönheit und erfreute sich noch des vollen Besitzes ihrer schönen Zähne, welch letztere Eigenschaft ich hier in den wärmeren Provinzen häufiger als anderswo in Brasilien beobachtete. Sind doch der traurigen Fälle, wo Mädchen im 15. Lebensjahre bereits ihre Zähne eingebüßt haben, wahrlich nicht wenige! In dieser Beziehung müßten sich dem ethnographischen Forscher noch aufschlußreiche Beobachtungen ergeben, wobei als Richtschnur festgehalten werden muß, daß die Erhaltung der Zähne in der äquatorialen Zone zufolge klimatischer Begünstigung im ganzen ein befriedigendes Ansehen zuläßt, wie alle übrigen Teile Brasiliens als einer Zone nämlich, wo alle Temperaturen ins Gleichgewicht treten, Luft, Wasser und selbst das Innere des Bodens sich die Wage zu halten suchen, und auf dem Wechsel abweichender Temperaturen beruht ja eben der Ursprung alles Unheils, alles Abfallens der Zähne. Große Sorglosigkeit aber, selbst gänzliche Vernachlässigung der Zähne muß dem schönen Geschlechte bei aller Eitelkeit zum Vorwurf angerechnet werden. Auch dient ein falsch verstandenes niedriges Schönheitsmittel, die Zähne fleischig spitz zu wetzen, nur dazu, ein Uebel, das leicht schlummert, zu wecken und zu fördern. Dieses Beschlagen der Zähne geschieht mittels Messer und Hammer, in Ermangelung des letzteren dient oft ein großer Hausschlüssel dazu.

Schwarze, weiße und braune Kinder sahen wir sorglos umherspielen, im Zimmer aus- und einlaufen, und keines ahnte den Fluch der Sklaverei, der auf ihnen lastete. Ihre hübschen Gestalten und verschiedenen Färbungen erregten bald unsere Aufmerksamkeit und gaben unserer Unterhaltung leicht erwünschte Wendung, indem wir wohl wußten, mit welcher Naivetät und Unbeschränktheit der Brasilianer über den Gegenstand der Sklaverei, selbst in der Gegenwart der Sklaven sich ausläßt, gleichsam wie des Gefühles der Superiorität über sie versichert. Damit darf aber nicht verstanden werden, als begünstige und befördere der Brasilianer das traurige Joch der Sklaverei. O nein, er ist längst dahin gekommen, sie als eine notwendige Geißel des Landes zu betrachten, als ein Uebel das weder bald gehoben noch gesühnt werden kann, also bei seinen Lebzeiten noch in Kraft erhalten werden muß. Bunt, wie das Gemisch der Bewohner des Hofes war, so gestattete die Betrachtung eines jeden einzelnen besonderen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Herrschaft repräsentierte die rein erhaltene weiße Farbe der Portugiesen oder deren ungemischte Abstammung, auf die jeder Brasilianer stolz ist. Die Frauen sind übrigens ganz besonders imstande, ihren Teint in ganzer Weiße zu erhalten, ja womöglich noch zu erhöhen, indem sie sich vor jeden noch so geringen Sonnenstrahl ängstlich hüten, eine Koketterie, die oft ins Unglaubliche geht. Der Faktor (Sklavenaufseher, der gewöhnlich ein freier Weißer ist) verriet auf den ersten Anblick germanisches Blut, worauf ich auch hindeutete, was jedoch von ihm widersprochen wurde, indem er sich von brasilianischen Eltern abstammend erklärte. Wir verfolgten die Sache weiter und da stellte sich dann heraus, daß in älterer Generation seiner Familie ein Holländer mitspielte. Somit war der Zweifel gelöst. Blaue Augen, blondes, schlichtes Haar stechen zu sehr gegen portugiesische Gesichtsbildung ab, bei der Augen und Haare von tiefer Schwärze sind, das Profil scharf und kühn geschnitten, kurzum, jüdischer Typus überwiegt; die Dienerschaft bestand, wie in der Regel, aus allen Farben und Mischungen, die zu verfolgen so leicht ins Unendliche und Unauflösliche führt. Der Hauptsache nach lassen sich für das Land folgende Rassen und Mischungen feststellen:

1) Unvermischte europäische Abkunft;

2) rein Schwarze, Afrikaner, welche entweder Freie oder Sklaven sind;

3) die indische Bevölkerung;

4) Mischlinge der Weißen und Schwarzen: Mulatten.

5) Mischlinge der Mulatten und Neger: Cabra Caſuß und in früheren Jahren auch „Bujámá" genannt;

6) Mischlinge der Neger und Indianer: Caboclos, auch Curibocas, die nach dem Gesetz frei erklärt sind, und

7) Mischlinge der Indianer mit Europäern: Mamaluken.

Mischlinge der Indianer mit Mulatten werden mit dem umfassenderen „Mestizos" bezeichnet, ein allen weiteren unbestimmteren Kombinationen gleich zukommender Ausdruck. So weit die Unterschiede, wie sie die menschliche Gesellschaft im allgemeinen konstituieren. Am buntesten haben die Mischungen in den Provinzen Pará und Amazonas durchgegriffen, wo die weiße Bevölkerung von der farbigen weit überwogen wird. Endlos ist die

Digitized by Google

Reihe der verschiedenen Indianerstämme, doch gehört deren Betrachtung nicht hierher. Der Ausdruck, mit dem man sie allgemein bezeichnet, bleibt sich in den verschiedenen Provinzen nicht immer gleich; einmal hört man von Caboclos, ein andermal von Tapuyos und dann wieder von Indios, Gentios ꝛc. reden. Mulatten werden auch wohl nach ihren Farbentönen in gewisse Abstufungen gebracht. Sind diese Mischlinge braun, so nennt man sie „Pardos“ (braun) und selbst auch „Pretos“ (schwarz), wogegen wirkliche Schwarze „Negros“ genannt werden. Ist der Mulatte nur leicht gebräunt, so versteht man einen „Moreno“ darunter. Weißfarbige Abkömmlinge von Schwarzen und Weißen — und oft sind sie ja weißer wie Europäer — gelten im eigentlichen Sinne für Mulatten.

Hatte ich in Ceare-mirim wiederholt Gelegenheit überschwängliche Vegetationskraft zu bewundern, so sollte ich nun auch Zeuge von der Tragweite sein, zu der auf Brasiliens gesegneten Fluren die Fruchtbarkeit unter häuslichem Dache sich erstreckt und die fast für das Land sprichwörtlich geworden ist. Wir begaben uns zu der Wohnung eines pensionierten Schullehrers, dessen Ehe Gott mit 26 Kindern gesegnet hatte und von denen noch 21 am Leben, einige schon verheiratet waren; ein Mädchen mit einer Rose im Haar, gerade mit ihrem Hochzeitsanzuge beschäftigt, während das jüngste Kind noch von der Mutter getragen wurde. Drehte sich die Unterhaltung um die Kinder, um das ganze weite Familienverhältnis, so war des Erzählens kein Ende. Heiraten, Taufen, Geburten, Enkel — alles fiel in die kürzesten Zwischenräume zusammen; da folgte eine Festlichkeit der andern auf dem Fuße. Die Eltern standen noch in guten Jahren und der Mann könnte noch das Lehrfach vollkommen verwalten, hätte er nicht vorgezogen, nach der Zahl vollbrachter Dienstjahre, welche Pension garantiert, sich in die Einsamkeit des Landlebens zurückzuziehen. Ist die große Reproduktion brasilianischer Frauen auch den Fremden bald nichts neues mehr, so freute ich mich doch, ein Beispiel, von so vielen glücklichen Umständen begünstigt, kennen gelernt zu haben. Die eigenen Kinder bildeten um ihren Vater herum förmlich eine kleine Schulrotte. Dem gesegneten Vater schien unsere Bewunderung, unser Gefallen zu schmeicheln, und er wußte uns noch viel Aehnliches zu berichten. Da er noch nicht hoch in den Vierzigern stand, so darf er mit Gott noch vielen Ereignissen in seiner Nachkommenschaft entgegensehen.

In dieser Gegend fiel mir die Kleidung einzelner berittener „Sartanejos“ auf, welches Wort von „Sarta“ abgeleitet ist, welches das innere, meist unbebaute Land und die Bewohner desselben bedeutet. Diese Art Sartanejos sind dem Dienste der Ueberwachung zahlloser Rindviehheerden gewidmet und werden schlechtweg „Vaqueiros“ (Kuhhirten, von vaca = Kuh abgeleitet) genannt. In den Küstenstrichen des Landes sieht man sie nicht anders, als wenn Heerden von Ochsen und Schlachtvieh aus dem Innern herangetrieben werden. Ihre Kleidung besteht von Kopf zu Füßen aus Leder, das durch Gerben einen gewissen Grad von Geschmeidigkeit angenommen hat und in seiner natürlichen roten Farbe verwendet wird. Es bildet den Universalstoff zu des Vaqueiros gesamter Ausrüstung. Ein jeder ist sein eigener Schneider, sein Schuh- und Hutmacher; denn Jacke, Beinkleider, Hut und Sandalen werden aus diesem rohen Material angefertigt, eine Industrie, die sich vortrefflich mit der Stellung verträgt. Die Kleidung ist ganz besonders geeignet, mit ihr durch Dick und Dünn der Buschwaldungen auf den weiten Campos dem fliehenden Vieh nachjagen zu können. Erstaunlich ist die Sicherheit, mit der ein solcher Sartanejo auf den Pferden manövriert. Indes sind nur auf das Einfangen des Viehes eigens eingeübte Pferde zu dem Zwecke brauchbar. Wenn man ihren Manövern zuschaut, weiß man nicht, ob man die Gewandtheit des Reiters oder die Schnelligkeit des Pferdes mehr bewundern soll. Flieht ein Tier, oder sollen zur Zeit der Truppsendungen nach Ceara, Pernambuco und anderen Hafenstädten Ochsen eingefangen werden, so setzt der Sartanejo sich leicht aufs Pferd, jagt in gestrecktem Galopp hinter den Ochsen her und hat er einen erreicht, so wirft er ihn, indem er ihn am Schwanz angreift und gewaltsam herumzieht, mit einem Zuge zu Boden, wobei das Pferd die geeignete seitliche Stellung, den nötigen Widerstand, sowie das nötige Tempo des Stillstehens genau einzuhalten weiß; ja es scheint, als fände es selbst sein Vergnügen an der Jagd, so geschickt und pünktlich treffen alle Bewegungen zu. Da die heftige Umdrehung des Schwanzes durch die Verletzung des Rückgrates einen bedeutenden Schmerz verursacht, so bleibt der Ochse nach dem Sturze eine Weile am Boden liegen, die hinreicht, um den Reiter schnell absitzen und einen Lasso (einen aus Lederriemen geflochtenen langen Strick) ihm um die Hörner legen zu lassen. Diese Operation des Einfangens — eine zweifache Tierquälerei — wird oft zur Uebung und zum gesellschaftlichen Vergnügen der jungen Sartanejos betrieben, wozu sie sich mit den besten Pferden versehen, die sie oft genug in weiten Entfernungen ankaufen; Pferd und Reiter teilen die Ehre der Jagd zu gleichen Teilen.

Die Rückreise nach Natal machte ich in Begleitung des Herrn Manoel Leopoldo, wozu wir eine stille klare Nacht und zwei gute Pferde erwählten, die auf dem sandigen Boden die gleiche Ausdauer wie Kameele in der Wüste zeigten. Die fünf Meilen weite Strecke legten wir in vier Stunden, Paß reitend, zurück und wir befanden uns vor Sonnenaufgang schon in Natal. Dies ist die vorteilhafteste Art des Reisens in tropischer Gegend; man ist nicht der Sonnenhitze ausgesetzt und erfreut sich überdies in der Einsamkeit der Natur und unter dem sternenbesäten Himmel der erhabensten Genüsse!

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Eine neue Reise ins Innere von Brasilien.

Wir haben schon mehrfach über die interessante und in ihren wissenschaftlichen Erfolgen bedeutende Expedition berichtet, die Dr. med. Karl v. d. Steinen mit seinem Vetter Wilhelm v. d. Steinen und dem Physiker Dr. Otto Clauß im Jahre 1884 durch Zentralbrasilien ausgeführt hat. Die erstgenannten Beiden sind die Führer einer neuen Expedition, welche die Erforschung des inneren Brasilien zum Ziele hat. In ihrer Begleitung befinden sich diesmal Dr. Ehrenreich aus Berlin und Dr. Vogel, Lehrer an der kgl. Militärakademie in München. Am 25. Januar hat sich die Expedition in Bremen auf dem Lloyddampfer „Berlin“ nach Rio eingeschifft. Bei v. d. Steinen's erster Fahrt durch Brasilien wurde bekanntlich das Plateauland der brasilianischen Provinz Matto Grosso durchkreuzt und ein bisher nur sehr unvollkommen bekannter Zufluß des Amazonas, der Schingú, seiner ganzen Länge nach durchforscht. Die diesmalige Expedition gilt, wie die „Wes.-Ztg.“ mitzuteilen weiß, nun weiterer geographischer Erforschung, namentlich in den Quellgebieten der drei Flüsse, die zum Schingú zusammenströmen, besonders des östlichsten, des Kuliseu, vor allem aber dem näheren Studium der Indianerstämme, unter denen die Reisenden längere Zeit verweilen wollen. Dieselben gedenken mit einem brasilianischen Dampfer von Rio längs der Küste und sodann den Parana und Paraguay hinauf bis nach Cuyaba zu reisen, in welcher Hauptstadt der Provinz Matto Grosso die Expedition sich dann weiter organisieren wird. Die Expedition, welche von den Herren auf eigene Kosten unternommen wird, soll etwa ein Jahr währen. Dr. Ehrenreich ist bekannt durch seine Bereisung des Rio Doce in Brasilien. Die Wissenschaft, wie insbesondere das kgl. Museum für Völkerkunde

Digitized by Google

in Berlin, dürften reiche Ergebnisse von der Expedition erwarten, welche dem deutschen Namen in Brasilien wiederum zur Ehre gereichen wird. (S. M.)

* Die neuesten Nachrichten vom Panamá-Kanal.

Vom Panamá-Kanal und den dort herrschenden Zuständen läßt sich die New-Yorker „Tribüne" die haarsträubendsten Dinge schreiben. Darnach ist an eine Vollendung des Riesenwerkes nicht zu denken, vielmehr sichere Aussicht vorhanden, daß das zwanzigste Jahrhundert dasselbe als kolossale Ruine sehen wird. Schon jetzt sieht man zahlreiche Maschinen im Schlamm versunken und mit Rost bedeckt, man sieht unbrauchbare belgische Lokomotiven auf verlassenen Geleisen daliegen. Zwar ist in Colon die mit dem pompösen Namen „der bereits schiffbare Teil des Canals" belegte Durchfahrt angelegt, an welcher die Geschäftslokale der Gesellschaft und auch der Palast Sr. Exzellenz liegt, des „großen Mannes, welcher Kontinente durchschneidet", aber dieser Mann hat sich hier noch nicht zehn Tage lang aufgehalten. Allein von einem Fortschreiten der Arbeiten bekommt man kaum etwas zu sehen. Die Disziplin unter den Arbeitern ist eine bedenklich lockere, was seine Ursache zum Teil darin hat, daß die unteren Beamten der Regel nach an den allabendlichen Gelagen der Arbeiter teilnehmen. Uebrigens ist Panamá das Ziel für den Abschaum Europa's, doch finden die Leute nicht ihr Fortkommen, die Schwindler unter ihnen vermögen sich höchstens durch das Spiel zu erhalten; verunglückte Existenzen aber, die hier ihr Glück suchen, verfallen erbarmungslos dem Hungertode oder dem gelben Fieber. Das letztere reißt zudem bedenkliche Lücken in die Reihen der europäischen Arbeiter und selbst die Neger bleiben von ihm nicht verschont. Auf offener Straße sieht man oft genug Tode liegen, die entweder unterwegs vom Tode ereilt oder von ihren Hausgenossen einfach auf die Straße geworfen worden sind, ein Verfahren, welches man hier bei aller seiner Unmenschlichkeit leider nur zu oft einschlagen sieht. Die Leichen bleiben nicht selten Stunden lang in den Straßen liegen als Beute der Aasvögel, bis der Leichenwagen kommt, um sie nach dem Armenkirchhof zu schaffen, wenn man nicht der Einfachheit halber vorzieht, sie den Fischen im Meere vorzuwerfen. Bei alledem sind die Löhne keineswegs höher als anderwärts, wo weniger Gefahren den Arbeiter umlauern. Ein tüchtiger Handwerker verdient kaum mehr als sechs Mark pro Tag. Zwar rührt die Darstellung, welcher diese Einzelheiten entnommen sind, aus amerikanischer, also dem Unternehmen feindlicher Feder her, allein so ganz aus der Luft gegriffen dürfte das alles denn doch nicht sein.

* Folgen der Erdbeben von Charleston.

Die „Charlestoner Deutsche Zeitung" schreibt über die Folgen der Erdbeben: „In folge der außerordentlichen Naturereignisse in unserem sonnigen Süden hat eine merkwürdige Unruhe sich der Gemüter bemächtigt und eine Nervosität in manchen Fällen, die zu Krankheiten führt. Vor dem Erdbeben bemerkte man diese Unruhe unter den Tieren; besonders die Haustiere, Hunde und Katzen, waren sehr unruhig und manche Hunde heulten die paar Nächte vor dem Erdbeben fortwährend, während die Katzen sich in den Zimmern an die Menschen hindrängten. Diese Unruhe unter den Tieren scheint verschwunden zu sein, nur die Vögel in der Luft scheinen noch immer zu fühlen, daß die Luftströmung noch abnorm ist, und besonders Abends flattern sie hin und her, während viele ganz von der Stadt fort sind. Es scheint, daß durch die Ausströmung der Gase aus dem Erdinnern die Atmosphäre sich teilweise verändert hat und daß die Menschen darauf angewiesen sind, eine neue Lebensweise zu beginnen, um sich den neuen chemischen Verbindungen der Luft anzuschmiegen. Dem sei wie ihm wolle, Faktum ist, daß die Unruhe existiert und daß ein Wandertrieb sich der Menschen bemächtigt hat, der, wenn er ausgeführt werden könnte, die halbe Stadt entvölkern würde. Auch die Neger sind allenthalben im Wandern. Erst neulich ging eine Anzahl von Nord- und Südcarolina nach New-York ab, um von dort nach Liberia zu wandern, während hier im Staate jetzt Tausende bereit sind, dorthin zu folgen, wenn ihnen die Mittel geboten würden. Der jährliche Exodus der Neger um die Neujahrszeit nach dem Südwesten verspricht dieses Jahr eine außerordentliche Ausdehnung gewinnen zu wollen."

(St. Pet. „Herold".)

Litteratur.

* Geistbeck, Dr. Michael: Der Weltverkehr. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung, 1887. — Daß mit der Entwickelung der modernen Verkehrsmittel eine neue Kultur- und Zivilisationsepoche, ein allgemeiner Fortschritt der Menschheit begonnen, wird heutzutage von niemanden bestritten. Nur pflegen wir uns selten die tiefere Bedeutung dieser Verkehrsmittel klar zu machen, wie wir denn auch über die geradezu riesenhafte Entwickelung, welche dieselben in den letzten 50 Jahren aufzuweisen haben, nur selten tiefer nachzudenken pflegen. Der Grund hiefür liegt in der auch bei anderen menschlichen Dingen wahrzunehmenden Thatsache, daß man sich an das Gute so rasch gewöhnt, und es bald als so selbstverständlich hinzunehmen pflegt, daß man den Vergleich mit den früheren schlechteren Zuständen nur vereinzelt zieht. Und doch ist dies namentlich den Mitteln des modernen Weltverkehrs gegenüber eigentlich eine große Undankbarkeit, denn dieselben haben unser ganzes staatliches, soziales, wirtschaftliches, ja auch familiäres Leben so von Grund aus umgestaltet, daß man sich auf die treibende Kraft dieser Veränderung von Zeit zu Zeit zu besinnen und mit ihr des Näheren bekannt zu machen alle Veranlassung hätte. Ein vortreffliches Hülfsmittel hierzu bietet der neue Band der „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde", welche, in dem Verlag von Herder in Freiburg erscheinend, schon wiederholt in diesem Blatte eine günstige Besprechung erfahren hat. Und günstig können wir uns auch nur über diesen neuesten Band, den Dr. Michael Geistbeck unter dem Titel „Der Weltverkehr" veröffentlicht, aussprechen. Das Werk kommt einem wirklichen Bedürfnisse entgegen. Ohne mit technischem Detail und statistischem Ballast überladen zu sein, bietet es doch über die Telegraphie, die Weltpost (einschließlich des Problems der Luftschifffahrt), die Eisenbahnen und die Schifffahrt so ausführliches, daß der Leser völlig über Umfang, Ausdehnung, Zweck, Bedeutung und Geschichte dieser Verkehrsmittel orientiert wird. Dabei ist der Stil des Buches nicht trocken, sondern die ganzen Darlegungen sind in anregendem Tone gehalten. Die Quellen, welche der Verfasser in verständiger Weise benutzt hat, sind durchweg nur als äußerst zuverlässig anzusehen, und so wünschen wir denn dem Werke einen zahlreichen Leserkreis, der aus demselben ersehen möge, wie die modernen Verkehrsmittel nicht allein eine in eminentem Sinne des Wortes reale, sondern auch eine hohe ideale Bedeutung haben, wie denn gerade sie der Menschheit tagtäglich auch in übertragenem Sinne zurufen: „Vorwärts mußt du, rückwärts kannst du nun nicht mehr!"

Witten a. d. R. Dr. W. Beumer.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 8. Stuttgart, 21. Februar. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Eingeborenen von Algerien. Von P. Foncin. S. 141. — 2. Das Alltagsleben der Frauen in Indien. S. 144. — 3. Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder.) (Fortsetzung.) S. 147. — 4. Der Verlauf der geographischen Forschungsreisen im Jahre 1886. Von D. Kaltbrunner. (Schluß.) S. 151. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 154. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 156. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 158. — 8. Litteratur. S. 160.

Die Eingeborenen von Algerien.[1]

Von P. Foncin.

Berbern und Araber. Die vorherrschende Rasse in Algerien ist die alte eingeborene, welche man die berberische zu nennen übereingekommen, und der es bis auf den heutigen Tag gelungen ist, ihre Eroberer beinahe im Ganzen in sich aufzunehmen. Die Phönikier, die Karthager, sogar die Römer sind verschwunden; die Vandalen und Byzantiner sind ausgelöscht. Nur hie und da findet man noch Züge, welche an das Bild der alten kaiserlichen Münzen erinnern, und hat auch in der Kabylie und im Aures noch blonde Typen bemerken können, denen man die Ehre angethan hat, sie von den Soldaten Genserichs abstammen zu lassen. Allein das sind seltene Ausnahmen. Im allgemeinen sind alle fremden Völkerelemente, welche im Altertum und in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters in der Berberei eingeführt worden sind, im Strome des berberischen Blutes untergegangen. Die Araber scheinen eher widerstanden zu haben, obwohl vielleicht in Wirklichkeit ihr Widerstand nicht viel besser gelang. Ihre Sprache ist die vorwiegende und breitet sich noch fortwährend unter den Augen der Franzosen aus (welche dieselbe sogar in der Kabylie weiter zu verbreiten bemüht gewesen sind); allein die Sprache bildet nicht die Rasse: denn die Normannen in der Normandie sprechen zwar Französisch, sind aber nicht alle von galloromanischer oder französischer Abstammung. Eine andere Ursache des Irrtums über die Araber ist, daß man sich gewöhnt hat, alle algerischen Nomaden Araber zu nennen, und doch gab es schon zu Sallust's Zeiten Nomaden, wo die Araber noch entfernt nicht daran dachten, Afrika zu überfluten. Wenn einige Stämme, hauptsächlich in der Sahara, den reinen arabischen Typus bewahrt zu haben scheinen, so sind sie dünn gesäet und wenig zahlreich. In Wirklichkeit gibt es in Algerien nur arabisierte Berbern (etwa 2 Millionen) und berberisierte Araber (ungefähr 800,000). Mauren, Türken, Neger werden nur durch Proben von der geringsten Bedeutung vertreten und sind im Begriff, sich zu verwischen. Die Juden allein erhalten und vermehren sich wie überall. Im Ganzen ist es an der Zeit, die algerischen Eingeborenen als einer und derselben Rasse angehörig, aber mit sehr verschiedenen Einschüssen vermischt und seit langer Zeit mit denselben Charakteren fortbestehend, zu betrachten. Wie schon in den fernsten Zeiten, haben die Eingeborenen nach ihrer geographischen Verteilung eine voneinander verschiedene Lebensweise, Sitten und Institutionen angenommen. Der wesentlichste Unterschied, welcher vor allem zwischen ihnen aufgestellt werden muß, ist, daß die einen Nomaden, die anderen seßhaft sind.

Die seßhaften Eingeborenen; die große Kabylie. Die eine besterhaltene und bekannteste Rasse der Berbern ist die der Kabylen. Diese kleine Völkerschaft ist vor allen Ueberflutungen durch ihre Berge der Dschurdschura geschützt worden, deren spitze, im Winter schneeglänzende Piks sich 40 Meilen östlich von Algier vom

[1] Aus dem kürzlich erschienenen Werke: „La France coloniale", welches unter der Leitung des früheren Nanziger Professors Alfred Rambaud bei Armand Colin, 3 Rue de Mézières in Paris, erschienen ist und aus einer Reihe von Monographieen der einzelnen Kolonien aus der Feder von Fachmännern besteht, die sich längere Zeit in den betreffenden Kolonien aufgehalten haben — einem für die Geographie höchst wertvollen Unternehmen, welches wir im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 980, ausführlich besprochen haben. A. d. R.

Digitized by Google

Himmel abzeichnen. Ein breiter, vom Wed Sebaû durchströmter Durchbruch schneidet das Land in zwei Massive: das eine, nach dem Meere gelegene, hat Dellys zum Hafen, das andere, dichtere, lehnt sich an die Kette der eigentlichen Dschurdschura, die im Süden plötzlich durch riesige Abstürze in die tiefen Gräben endet, in denen der Wed Isher und Wed Sahel fließen. Ein undurchdringliches, verworrenes Dickicht von grünen Böschungen und nackten Felsenmauern, von reichen Thälern und unheimlichen Gräten, von schattigen Gärten und unfruchtbaren Blöcken, von seltenen Wasserläufen, wenigen Quellen, überall Baufelder und Dörfer, eine rührige, wie ein ungeheurer Bienenkorb summende Bevölkerung — das ist die große Kabylie.

Die Kabylen. Der Kabyle gleicht, abgesehen von der Art, sehr viel dem Bauer der zentralfranzösischen Gebirge. Er ist plump von Form und Gebahren, hat einen großen Kopf und kleidet sich ärmlich: Arme und Beine nackt, trägt er eine wollene Mütze, ein grobes Hemd und einen oder zwei Burnusse. Die Weiber tragen eine Kapuze, die mit farbigen Taschentüchern um den Kopf gebunden wird, und eine weite Tunica, die auf jeder Schulter mit einer Agraffe versehen und um die Hüfte von einem Gürtel zusammengehalten. Alle, mit Ausnahme der reichsten, sind sehr unreinlich. Ihre Nahrung besteht aus Milch, Obst, grobem Brot, Fladen, die mit Oel beträufelt werden, getrockneten Feigen und zuweilen etwas Fleisch; ihr Nationalgericht ist der Kuskus, eine Grütze oder grobes Mehl von Gerste, Sorgho oder sogar nur von Eicheln, welche in einem durchlöcherten Topf im Dampf eines anderen Topfes gedünstet und dann auf einer großen Schüssel aufgetragen wird, aus welcher jedes mit seinem Löffel schöpft, um den Kuskus dann mit einer gepfefferten Sauce zu verspeisen. Die Kabylen leben äußerst nüchtern, ergeben sich aber gelegentlich auch der Gefräßigkeit; vor allem aber sind sie bis zum Geiz und zur Habgier arm und sparsam. Ihre Häuser ohne Fenster und Schornsteine, worin sie neben ihrem Vieh auf Matten schlafen, sind schmutzig und ungesund; ihre engen Straßen voll Unrat aller Art; allein ihre weißen Dörfer mit den roten Ziegeldächern, halb versteckt in einem Kranze von Bäumen, Grün und Blumen, machen von fern einen reizenden und malerischen Eindruck.

Ackerbau und Gewerbsamkeit der Kabylen. Die Kabylen sind unverdrossene Ackerbauer, scharfsinnig und hartnäckig. Da ihre Bevölkerung eine sehr dichte ist, so tragen sie Sorge, daß in ihren Bergen nichts verloren gehe; sie nützen die kleinsten Fleckchen Erde aus, und man sieht sie an Stricken angebunden die Leiste irgend eines Abgrundes besäen oder ernten. Sie bauen daher ihre Wohnungen meist auf felsige, unfruchtbare Gipfel, sowohl um ihren kulturfähigen Boden zu sparen, als um sich besser verteidigen zu können. Ihre Saumpfade sind gerade breit genug, um ein einziges beladenes Maultier durchzulassen, folgen den Bergrücken, führen an den Flanken der Thäler hin und verbinden in spärlicher Weise die Dörfer unter einander. Sie bauen außer den verschiedenen Getreide-Arten Wasser- und andere Melonen, Tomaten, verschiedene Gemüse und Hülsenfrüchte, wie Bohnen u. s. w. und Artischocken; daneben haben sie viele Birn-, Feigen-, Pflaumen-, Aprikosen- und Granatbäume. Sie bereiten auch, aber allerdings auf grobe Weise, ein Olivenöl, welches vortrefflich sein könnte. Wein bereiten sie nicht, ernten aber die Weintrauben, um sie zu essen. Ihre Tiere füttern sie mit Eschenblättern. Sie züchten Geflügel und Bienen und sind sehr geschickt im Bewässern ihrer Felder, im Bau und Mauern ihrer Häuser, im Schmieden ihrer Werkzeuge, im Gerben von Fellen, woraus sie Schläuche, Sättel, Riemen, Schürzen u. dgl. verfertigen; die Weiber spinnen und weben die Kleiderstoffe für die ganze Familie. Außerdem verfertigen sie Geschmeide, Töpfergeschirr, Flinten, Schießpulver und gaben sich früher sogar mit Falschmünzerei ab. Wie alle Gebirgsbewohner, steigen sie gern in die Ebene herab, werden Hausierer, verdingen sich als Knechte oder Schnitter oder lassen sich gegen Handgeld in einer eingeborenen Truppe als Soldaten anwerben.

Institutionen der Kabylen. Das Wort Kebaïl, aus welchem die Franzosen den Namen Kabylen gebildet haben, bedeutet Bund oder Stamm. Das wesentliche Element jedes Kabylenstammes ist das Dorf oder Taddert; dies war früher eine Art kleiner, autonomer Freistaat, der in Quartiere oder Karuba eingeteilt, von der Dschemâa oder dem aus den Amôn oder Familienvätern zusammengesetzten echten Gemeinderat verwaltet wurde, der nach dem Gewohnheitsrechte oder Kanûn Recht sprach. Ein enger Geist der Solidarität verband die Bewohner jedes Dorfes; der Arme wurde brüderlich unterstützt. Gastfreundschaft ist eine nicht minder heilige Pflicht als die Mildthätigkeit; das Versprechen der Hülfe, der selbst einem Fremden zugeschworene Schutz, die Anaia, sind noch niemals verletzt worden. Aber die Rache ist ein Recht, wie bei den Corsen, und wird manchmal furchtbar ausgeübt: das ist die Rekba. Die Frauen genießen eine gewisse Freiheit, gehen mit unverschleiertem Gesicht und haben Einfluß auf das Familienleben.

Fortwährende Zwistigkeiten stören das Gemeindeleben der Kabylen: selten ist auch der kleinste Weiler nicht in zwei Lager, in zwei feindliche Parteien oder Shofs, geteilt. Die Häupter dieser Shofs sind gewöhnlich Häuptlinge von edler Abkunft, die über einen zahlreichen, mächtigen Anhang verfügen. Die Marabus oder religiösen Häuptlinge übten sonst einen großen Einfluß aus, welcher heutzutage abnimmt und dessen Schwinden unglücklicherweise den Fortschritten der religiösen Brüderschaften zugute kommt. Es herrscht also bei den Kabylen ein seltsames Gemenge von nicht zusammenpassenden Institutionen, welches an unser Mittelalter erinnert und das anscheinend bis heute nichts anderes zu organisieren vermocht hat, als die Anarchie. Der französische Frieden ist eine Wohlthat, die in Kabylien notwendiger ist, als überall anderswo; aber

Digitized by Google

es wird Zeit kosten, bevor die Kabylen sich ihm freiwillig unterwerfen.

Andere seßhafte Stämme des Tell. Die Eingeborenen sind an die Scholle gebunden und offenbar von berberischer Rasse in mehreren anderen Regionen des Tell; in der kleinen Kabylie, einer Anhäufung malerischer Berge (Biban, Babor), die sich zwischen Bougie, Philippeville und Setif ausdehnt; in der Dahra, einem fruchtbaren, zwischen dem Schelif und dem Meer gelegenen Gelände, westlich von Algier und südlich von Scherschell und Tenes; in der Warsenis, südlich vom Scheliff, zwischen Boghar, Orleansville und Maskara; in den Traras, südlich von Nemours, und im allgemeinen Sinne in allen anbaufähigen Bergen. Außerhalb des Tell sind die Eingeborenen ebenfalls seßhaft im Aures und in den Oasen der Sahara.

Der Aures und seine Bewohner. Südlich von Batna dehnen sich schräg die dichten Falten des Aures, des höchsten Bergmassivs von ganz Algerien, aus. Hier wohnen ebenfalls Berbern, die man als seßhaft betrachten kann und die sich selbst Schawia oder Schafhirten nennen und gern umherziehen, aber doch Ackerbauer sind wie ihre Brüder, die Kabylen. Sie haben Gärten und bauen Getreide in ihren schönen, fruchtbaren Thälern, hauptsächlich im nördlichen Aures; sie bauen ihre Dörfer, deren Lehmhäuser in Terrassen stehen und sich durch ihre rötliche Farbe beinahe mit dem Boden vermischen, an die Abhänge oder auf die Gipfel der Berge. Da sie früher vor allem auf Schutz und Verteidigung bedacht waren, so hatten sie Gelâa oder Wachttürme erbaut, welche heutzutage nur noch die Stelle von Speichern oder Magazinen vertreten. Außerdem besitzen sie auf den Hochebenen ungeheure Weiden, welche ihr hauptsächlicher Reichtum sind. Leider ist trotz des Schnees, der jeden Winter fällt, das Wasser nicht reichlich und so trocknet das Land aus und die Cedern, welche früher die Abhänge des Aures bedeckten, gehen zu Grunde und sterben ab. Die Kreide und der Thon erscheinen mehr und mehr in ihrer ganzen Nacktheit. Die Schawia haben überdies Einrichtungen, welche denjenigen der Kabylen sehr ähnlich sind. Sie haben unter sich Bräuche und Feste erhalten, welche an die Zeiten Roms und des Christentums erinnern.

Die Khurier. Khar in der Einzahl und Khur in der Mehrzahl, nennt man die Dörfer der entweder in den Thälern der saharischen Bergkette oder in den Dayas oder Depressionen der eigentlichen Sahara liegenden Oasen. Die Einwohner derselben, von berberischer, mit Neger- und zuweilen mit Araberblut gemischter Rasse, nennt man Khurier. Die mit einer Mauer von Erde umgebene Oase ist in Gärten eingeteilt, die voneinander geschieden sind. Im Schatten der Dattelpalmen, deren Häupter sich in der heißen Luft wiegen, grünt ein ganzer Wald von Obstbäumen, während der Boden selbst mit Gemüsen, Hülsenfrüchten und Getreide bepflanzt ist. Ueberall kreist Wasser in verständig angelegten Kanälen und verbreitet Frische und Leben. Aber es bedarf einer schweren Arbeit, um das Wasser zu schöpfen, welches bald durch unterirdische Leitungen aus den Behältern in den Bergen hergeführt, bald durch Sand, Thon und Kalkstein mühsam mittelst tiefer Brunnen erreicht ward. Dies ist die Aufgabe der Khurier, welche beinahe immer Pächter oder Khummès reicher und vornehmer Grundbesitzer und Herren, von Häuptlingen nomadischer Stämme sind, welche zu bestimmten Zeiten ihre Güter besuchen. Um das bewässerte Terrain nicht zu verkleinern und um leichter den räuberischen Horden widerstehen zu können, welche die Wüste durchziehen, ist der Khar außerhalb der Oase auf einer Anhöhe erbaut. Die mit Zinnen versehenen Mauern, die Türme, die mit Terrassen bedeckten Häuser sind aus Pisé erbaut. Die Gassen sind sehr eng und schmutzig. Die Khurier sind infolge übermäßiger Arbeit und eines beständigen Aufenthalts in der feuchten, fieberschwangeren Luft der Oase gewöhnlich schwächlich, furchtsam und ärmlich und vielfachen Augenkrankheiten unterworfen, welche von dem durch den Simûn aufgewühlten Wüstensand herrühren.

So sind in der Provinz Oran die Bergbewohner der Khurs Unterthanen der Uled-Sidi-Scheikh; in der Provinz Algier diejenigen von Dschebel Amur und von Laghuat; in der Provinz Konstantine die Eingeborenen der Zibân und von Biskra, von Wed Righ und Tugguet, vom Suf mit El-Wed, endlich von Wargla, wo die Sudanneger die Mehrheit bilden. Seit Jahrhunderten unterdrückt, sind die Khurier insgeheim alle mehr oder weniger den Franzosen zugethan.

Die Mzabiten. Die Eingeborenen der Mzab sind ebenfalls Khurier; aber sie bilden gewissermaßen ein besonderes Völkchen und sind erst seit 1882 der französischen Herrschaft unterworfen. Ihre Oasen liegen in voller Wüste versteckt zwischen Laghuat und El-Goléa, in jener steinigen und öden Region, welche südlich von den Dayas liegt und die Shebkha genannt wird. Die Arbeiten, welche sie dort vollendet haben, um das Regenwasser zurückzuhalten und ihre Palmbäume zu ernähren, sind wahrhaft unglaubliche. Nichts gleicht ihrer Thatkraft, Geduld, Sparsamkeit und Zucht. Sie gehören zu einer dissidierenden muselmännischen Sekte, den Ibaditen, halten streng auf religiöse Bräuche, werden theokratisch regiert und bilden eine Art großer puritanischer Bruderschaft; allein ihr Mysticismus verquickt sich mit einem sehr praktischen Geist und einem merkwürdigen Geschäftsinstinkt. Viele unter ihnen lassen ihre Weiber und Kinder im Dorfe zurück und wandern nach den Städten des Tell aus, wo sie leicht an ihrer matten Hautfarbe, ihrem viereckigen Kopf, ihrem sanften, schlauen Blick und an ihrer mit bunten Zeichnungen gestreiften, einem Meßgewand ähnlichen Tunica zu erkennen sind, mit Kohlen, Gemüse, Spezereien u. s. w. handeln und dann, wenn sie einen kleinen Schatz zusammengerafft haben, vergnügt wieder zu ihren Gärten und Palmen

Digitized by Google

zurückkehren. Sie haben sich ohne große Schwierigkeit in die französische Herrschaft ergeben, welche ihren inneren Fehden und Streitigkeiten ein Ende gemacht hat, und sie dürften mit der Zeit wertvolle Agenten unserer Zivilisation werden.

Die Nomaden. Der Kontrast zwischen den seßhaften und den nomadischen Eingeborenen ist sehr groß. Nichts gleicht weniger einem Dorf der Dschurdschura oder einem Khur des Mzab, als ein auf dem Marsch befindlicher Stamm in der Wüste mit seinen Kameelen, welche die Wasserschläuche, die Zelte, die Haushaltgeräte tragen, mit den blökenden Heerden, welche im Staube durch die Hunde gehetzt werden, mit seiner Geleitsmannschaft von wilden Reitern mit wallenden Burnus und langen Flinten, während die Weiber, ihre Kinder auf dem Rücken tragend, mühsam zu Fuße folgen. Langt eine solche Karawane an einem Brunnen oder einer Quelle und in der Nähe von noch grünenden Weiden an, so macht sie Halt, jeder Duar schlägt sein Zelt auf, und wenn der Abend einbricht, zündet man Feuer an, um die wilden Tiere und die Räuber fern zu halten; die Männer schließen bei Nacht kein Auge. Mit Tagesanbruch schlafen sie ein; die Kinder erwachen, rollen sich nackt im Sande und spielen. Die jungen Schäfer entfernen sich mit ihren Tieren; die Weiber holen Wasser, Holz, drehen Stricke aus Kameelhaar, weben grobe Stoffe und bereiten die Mahlzeiten für ihre Männer. Milch, Brotfladen von grobem Mehl, getrocknete Datteln, Kuskus, seltener und nur bei festlichen Gelegenheiten ein gebratenes Lamm, als Getränke reines Wasser, das ist die Kost dieser Nomaden. Immer unterwegs, im Winter in der Sahara, im Sommer auf den Hochebenen, verabscheuen sie ein Dach, verachten den Städter und betrachten alles für einen Kerker außer der doppelten Unendlichkeit der Wüste und des Himmels.

Unter diesen Nomaden von sehr gemischter Rasse bemerkt man noch heutzutage, besonders bei den großen Häuptlingen im Süden, den rein semitischen Typus. Der echte Araber ist leicht zu erkennen: er ist mager, hochgewachsen, hat ein länglichtes, ovales, weißes, aber sonnverbranntes Gesicht, eine Adlernase, tiefliegende Augen, lebhaften Blick, schmale Lippen, glänzendweiße Zähne und schwarzen, gekräuselten Bart. Er besticht durch seine wilde Schönheit, welche etwas Katzenartiges hat und an die von Löwen, Tigern oder Leoparden erinnert, durch die Anmut, Leichtigkeit und Geschmeidigkeit seiner Bewegungen, durch den majestätischen Ernst und die edle Einfachheit seiner Haltung und die Eleganz des Burnus, mit dem er sich drapiert, und des Haik, welcher sein Gesicht umgibt. Er hat einen feinen Verstand, er ist ein geduldiger, nachdenkender Beobachter und hat nicht minder eine Leidenschaft für das Wunderbare. Er ist furchtbar in seinem Grimm, der niedrigsten Heuchelei wie des gemeinsten Hasses fähig und doch ein Sklave seines beschworenen Worts. Selbst dann, wenn er ein frecher Lügner, Dieb, Räuber, Mörder ist, hat er eine solche Zuversicht, eine solche Verachtung des Lebens, daß er niemals gemein ist. Ein wunderbarer Reiter und nötigenfalls ein unermüdlicher Fußgänger, zum Ertragen der schwersten Entbehrungen fähig, tapfer bis zur Tollkühnheit, ist er geschaffen für den Krieg und kann für die französische Armee eine ausgezeichnete Hülfstruppe abgeben, unter der Bedingung, daß man ihn niemals sich selbst überläßt, und daß man immer bereit ist, seine Empörungsgelüste zu unterdrücken, denn er gehorcht gern, aber nur dem, der stärker ist als er.

(Schluß folgt.)

Das Alltagsleben der Frauen in Indien.

Wie viel auch über das Frauenleben im Morgenlande im allgemeinen geschrieben wird, so erfahren wir doch verhältnismäßig wenig Neues und Authentisches über dasselbe. In Ländern, wo die Frau der Berührung mit dem öffentlichen Leben und namentlich mit den Europäern soviel wie möglich entzogen wird, finden die letzteren wenig Gelegenheit, aus eigener Anschauung mit dem allgemeinen und besonders mit dem häuslichen Leben der Frauen bekannter zu werden, und unter der mohammedanischen Bevölkerung wird dies beinahe zur Unmöglichkeit. Ueber das Leben der Hindufrauen haben wir zwar einzelne Berichte von europäischen Missionaren und deren Frauen; da aber diese meist nur mit den niedrigeren Kasten in Berührung kommen, so sind diese Berichte oft einseitig und unvollständig. Da ist es denn mit Dank anzuerkennen, daß ein britischer Offizier, Kapitän Richard Carnac Temple, welcher lange Zeit in Indien gelebt, zahlreiche Bekanntschaften unter den Eingeborenen gemacht und sich eine ausgedehnte Kenntnis der volkstümlichen Litteratur der Indier erworben hat, sich kürzlich in einem Vortrag vor der Society of Arts in London über das Leben und die Gewohnheiten der Frauen in Indien vernehmen ließ. Er handelte allerdings nicht von allen Klassen der indischen Frauen, sondern vorzugsweise von denen der Hindus der höheren Klassen, welche aber gerade bisher weniger bekannt und, nach seiner Versicherung, praktisch ein Beispiel und maßgebendes Vorbild sind.

Das Leben einer indischen Frau scheidet sich in seinem gewöhnlichen Verlaufe in zwei deutlich getrennte und von einander verschiedene Teile, obwohl diese nur durch den verhängnisvollen Tag geschieden sind, an welchem sie hingeht, um ihren Aufenthalt forthin in der Familie ihres Schwiegervaters zu nehmen. Man bemerke wohl, daß es im indischen Sprachgebrauch nicht die Familie ihres Gatten genannt wird, denn dies kann in dem Falle einer Braut selten geschehen. Die Kindheit ist noch eher als die Mädchenzeit die Wonnezeit einer indischen Frau. Sie genießt die

Digitized by Google

Freiheit, nach Belieben mit zahlreichen Gefährten zu spielen (denn an Kindern kann es kaum jemals in einer Familie fehlen, worin alle, von den ältesten bis zu den jüngsten, beieinander leben) frei in den Häusern von Freunden aus und ein zu gehen; sie wird niemals geplagt irgend etwas zu lernen, außer was sie von den Frauensleuten ihrer Umgebung aufschnappen kann; sie wird niemals mit den Beschränkungen der Kaste gequält, wird niemals aufgefordert in Dingen der Arbeit mehr zu thun als im Haushalt mitzuhelfen; von ihren Eltern geliebt, von Oheimen und Tanten verhätschelt und von ihren Brüdern auf den Händen getragen, ist die Indierin als Kind in der That glücklich, was nur Kinder glücklich nennen können. Dann aber fällt plötzlich der Vorhang über ihre Kindheit. Mit ungefähr 10 Jahren — bei einigen früher, bei anderen später — gilt unser verwöhntes Kind für alt genug, um ernstlich zu arbeiten, und wird nun, sehr gegen seinen Willen, aufgepackt, um bei der Familie seines künftigen Gatten zu leben, in welche es aber nicht tritt, um, wie unsere Bräute in ihr künftiges Heimwesen eintreten, an der Spitze der weiblichen Hausgenossenschaft zu stehen, sondern um die unterste Stufe in derselben einzunehmen.

In diesem Stadium muß man, sofern es sich um eine indische Braut handelt, zwei Dinge ins Auge fassen, nämlich den herrschenden Brauch der Verheiratung der Kinder, und dasjenige, was man das gemeinsame Zusammenleben der Familie nennt. Es ist wohl allgemein bekannt, daß die sogen. „Verheiratung" der Kinder unter allen Klassen in jedem Teil von Indien üblich ist, obschon es natürlich auch manche Ausnahmen von der Regel gibt. Der Ausdruck „Heirat", so weit er von uns auf diese Zeremonie angewendet wird, ist übrigens eher ein irreführender, denn es ist mehr eine unwiderrufliche Verlobung — ein Handelsgeschäft, nicht zwischen den Kindern, welche „verheiratet" werden, sondern zwischen denjenigen, welche dieselben überwachen, denn dieser Akt ist oft nichts anderes als ein rein kommerzieller Vertrag. Er entspringt aus der Theorie, daß ein Frauenzimmer lebenslang unter Vormundschaft steht, und daß ihre „Verheiratung" deshalb nur die Uebertragung des Rechts über sie auf eine andere Partei ist — eine Uebertragung, welche natürlich sehr oft in Erwiderung einer Geldentschädigung gemacht wird. Nach dieser Verheiratung oder Verlobung bleibt das Mädchen gewöhnlich bei seinen Eltern, als ein anvertrautes Gut von Seiten derjenigen, welchen sie übertragen werden soll, bis zu der Zeit der Heimführung oder des Eintritts in das Haus ihres Gatten, welcher als die eigentliche Heirat angesehen werden kann, wie wir dieses Wort gebrauchen. Bis die zweite Zeremonie stattfindet, ist die jugendliche Verlobte noch immer in jeder Hinsicht und in jedem Sinne ein Kind und wird als ein solches betrachtet, und erst nach derselben tritt das Mädchen in irgend einem Sinne in die Pflichten des weiblichen Lebens ein. Die Familie, in welche es tritt, ist genau wie diejenige, welche es verlassen hat, nur ist sie die eines anderen; für sie ein ungeheurer Unterschied und einer den sie niemals vergißt — denn dies wird dem Mädchen nicht selten bei jedem Schritt schmerzlich bemerkbar gemacht. Das was man die regelrechte, gemeinsam beisammenlebende Familie nennen kann, besteht aus dem Familienvater oder Haupt, aus allen seinen Söhnen, Brüdern und den verschiedenen entfernteren Verwandten, wie Neffen, Vettern und Verwandten der Frau von der männlichen Seite; ferner aus allen Frauen derselben nebst seiner eigenen Frau und Töchtern, zusammen mit einer etwaigen Beimischung der Witwen in der Familie, von der weiblichen Seite. In dieser Patriarchie gibt es Grade auf Grade, sowohl männliche als weibliche, welche hauptsächlich vom Alter und der Blutsverwandtschaft mit dem Familienhaupt abhängen; und da jedermann in Indien verheiratet wird, sobald die Zeit dazu kommt, so kann es der Zufall fügen, daß die zuletzt zur Braut Gewordene der Natur der Dinge nach den allerunterſten Platz einnimmt.

In der durchschnittlichen indischen Familie ist die strengste häusliche Oekonomie Lebensregel, und alle häusliche Arbeit wird von den Frauen des Hauswesens besorgt, nicht, wie bei uns, durch bezahlte Dienerinnen. Es gibt natürlich in allen indischen Familien Diener, allein diese stehen in der Regel auf einem Fuß, welcher von demjenigen der europäischen Dienstboten ganz verschieden ist, denn diese Diener sind größtenteils unabhängige Leute mit einer Kundschaft, für welche sie gewisse herkömmliche Arbeiten gegen ein vereinbartes herkömmliches Gehalt besorgen. Die Verteilung der täglichen häuslichen Arbeit bis zu denjenigen der niedersten Art hinab liegt der mater familias ob, welche man am besten beschreiben kann als die älteste verheiratete Frau in der eigentlichen Familie, da Witwen keine Autorität ausüben können. Das Kochen, als die Ehrenarbeit, behält sie sich selbst vor, allein die Reinigung des Hauses, das Waschen, die Versorgung der Kinder, das Wasserholen, das Betten u. s. w. wird von den minder gewürdigten Mitgliedern des Haushalts besorgt, wie sie es angibt, und so kommt es, daß die geringste, die unangenehmste und härteste Arbeit auf die jüngste Braut gehäuft wird.

Unsere Braut wird auf diese Weise in einen Packesel verwandelt und nicht nur oft unbarmherzig mit Arbeit überladen, sondern auch von dem Tage an, wo sie ihrer Kindheit Valet sagt, bis zu ihrem Todestag — also möglicherweise 60 Jahre lang — abgeschlossen und sieht nichts mehr von der Welt außerhalb der Mauern des Familiensitzes. Sie wird auch durch das Herkommen so viel wie thunlich von all den männlichen Mitgliedern dieser kleinen inneren Welt abgesondert, auf welche sie beschränkt ist. Sogar ein freier Verkehr, selbst mit ihrem eigenen Gatten, ist ihr nicht gestattet, so lange noch ihre jugendliche Empfänglichkeit für Frohsinn vorhanden ist.

Jeder, welcher den europäischen Rassen angehört, weiß

Digitized by Google

sehr gut, wie sehr gemeinsame Mahlzeiten zur Erweckung geselligen Mitgefühls beitragen, welch ein mächtiger Faktor zur Förderung eines angenehmen Familiendaseins sie sind und wie wesentlich sie dazu beitragen, die Jugend zu guten Manieren zu erziehen. Von alledem findet man nichts in einer indischen Familie der oberen Gesellschaft. Hier speisen die Männer und Frauen abgesondert von einander, die Frauen großenteils von dem was die Männer übrig lassen, und auch dies sogar noch in stufenweise abgeteilten Tischgenossenschaften, wie an Bord eines Kriegsschiffes. Der pater familias speist für sich selbst, dann kommen die Männer in Gruppen je nach ihrer Stellung und werden von den Frauen unter festen Regeln bedient, und endlich, wenn die Männer gegessen haben, kommen die Frauen, und zu allerletzt kommt unsere arme junge Braut, welche sich, wie ich kaum zu sagen brauche, gar oft mit der rauhesten und derbsten Kost begnügen muß.

Dies ist also einer von jenen Bräuchen, welche dazu beitragen, das Dasein einer indischen Frau minder glücklich zu machen als es sein könnte. Wir wollen nun einen anderen ins Auge fassen, und zwar diesmal bezüglich des Verkehrs in der Familie. Keine eingeführte Frau darf irgendwelche Beziehungen zu jenen Männern haben, welche ihr an Alter überlegen sind. Jede Braut ist eine derartig eingeführte Frau, und in der Familie, in welche sie tritt, sind sämtliche Männer älter als ihr Gatte und daher auch älter als sie. Dies schließt anfangs im allgemeinen beinahe die ganze Familie ein und muß notgedrungen lange Zeit wenigstens den größten Teil derselben umfassen. Sie spricht in ihrem ganzen Leben niemals mit dem Vater, mit den Oheimen oder älteren Brüdern ihres Gatten, obwohl sie mit ihnen unter demselben Dache wohnt oder, um es richtiger auszudrücken, innerhalb derselben Umfassungsmauer, denn ein indisches Haus ist eigentlich ein von einer Reihe von Gemächern umgebener Hofraum. Andererseits hat der pater familias niemals eine der jüngeren Frauen seines mannigfaltigen Haushaltes gesprochen oder im technischen Sinne auch nur gesehen, ausgenommen diejenigen, welche in demselben geboren sind, obschon sie alle unter seinem Schutz und auf seine Kosten leben.

Es herrscht hier noch ein anderer Brauch, bezüglich dessen man vergebens behaupten wollte, daß er nicht zu endlosem Elend und Familienzank führe — nämlich die absolute sklavische Unterordnung der Frauen unter die mater familias. Die Schwiegermutter ist in der That in den Augen ihrer Schwiegertöchter eine furchtbare Person, gegen deren Willen und Launen anzukämpfen ganz hoffnungslos ist. Man kann ihre Macht nicht besser schildern, als durch die Hinweisung auf eine tägliche Zeremonie, welche dieselbe symbolisiert. Sie besteht darin, daß man „Guten Morgen" wünscht, was man in Oberindien máthá teknó nennt, und das darin besteht, daß man sich bis zum Boden niederbeugt und diesen mit der Stirne berührt. Alle Frauen, ihre eigenen Töchter ausgenommen, bringen täglich diesen Gruß der mater familias dar, sobald sie sie zuerst sehen, und eine Braut muß in der Praxis diese Begrüßung jedermann darbringen.

Das Glück einer indischen Frau im Leben hängt unendlich davon ab, daß sie Mutter eines Sohnes wird. Dies erhebt sie sogleich in der Achtung der Familie, welche für sie alles in allem ist, sichert sie gegen die herbste Bitterkeit der Witwenschaft, falls diese sie befallen sollte, und verschafft ihr ihre häusliche Autorität, falls sie mit ihrem noch lebenden Gatten die reiferen Jahre erleben sollte. Die mater familias ist eine wahre Königin in ihrer eigenen kleinen Welt, beherrscht oft ihren Gatten, meistert ihre Söhne und regiert über alle anderen nach ihrem Belieben. Aber die soeben gemachten Bemerkungen gelten nur von den Müttern von Söhnen allein.

Gar traurig aber ist der Fall einer Witwe von Kindheit an. Entblößt von allem, was Frauen in der Welt schätzen, in der gröbsten und dürftigsten Kleidung, ihrer Zierraten und ihres Schmuckes beraubt, zum Fasten gezwungen bis ihr Körper demselben beinahe unterliegt, nur auf die derbste, gröbste Nahrung angewiesen, ausgeschlossen von allen Vergnügungen, Unterhaltungen und Lustbarkeiten, welche im Familienkreise vorkommen, herabgewürdigt zum unbezahlten Packesel der Familie, für das rechtmäßige Ziel des Unmuts aller angesehen, der Kinderspott im häuslichen Kreise, öffentlich gescholten und aufgefordert, sich für ein verfehltes und unheilbringendes Geschöpf zu betrachten — denn ihre Unfruchtbarkeit und Witwenschaft ist ja die Ursache aller ihrer anderen Bekümmernisse — führt sie ein bejammernswertes Dasein, das am deutlichsten beweist, bis wohin der Aberglaube die menschliche Vernunft zu verkehren vermag. Wie sehr die Frauen die Witwenschaft fürchten, das geht am vollständigsten aus der Thatsache hervor, daß man eine Frau nicht tiefer beleidigen kann, als wenn man sie eine Witwe schilt, und daß man ein Mädchen von der frühesten Jugend auf beten lehrt, sie möge doch sterben, so lange sie noch den roten Fleck auf der Stirne trage, welcher das Zeichen ihres Ehestandes ist.

Man darf aber durchaus nicht glauben, daß das Leben einer indischen Frau notgedrungen immer ein unglückliches sei. Die menschliche Natur in ihrem Falle vermag sich ebenso gut den Umständen anzubequemen wie anderwärts; und da das schließliche Maß dauernden individuellen Glückes die Fügsamkeit des Temperaments und die Anpassung an die unmittelbaren Umgebungen ist, so muß manche Frau in Indien so geartet sein, daß sie mit dem Leben, welches sie zu führen berufen ist, sich zu begnügen und in Wirklichkeit dessen froh zu sein lernt. Wenn ein Mädchen von Natur aus gesetzt, nachgiebig, gutmütig, wenig empfindlich und strebsam, starken religiösen Gemütsbewegungen zugänglich ist, so wird es seiner Schwiegermutter nachgeben, allen Veranlassungen zu Zank und Hader ausweichen, sich in den ihm vorgezeichneten Lebensweg

Digitized by Google

demütig fügen. Es wird fest glauben, daß dieses das einzige wünschenswerte Leben sei, das es führen könne; es wird die zahllosen, ihm auferlegten Beschränkungen nicht unwillkommen finden, sich mit dem ihm angewiesenen engen Wirkungskreise begnügen und, wenn die Leute seiner Umgebung freundlich sind, sich für ebenso glücklich halten, als irgend ein Mädchen in der Welt es ist. Da aber die Möglichkeiten für das Unglück und Elend eines solchen Wesens in seiner Umgebung ungemein zahlreich sind, so darf man in einem solchen Falle nicht daraus den Schluß ziehen, daß ein verfehltes Leben das notwendige Ergebnis einer jeden Ehe sei, denn die menschliche Natur gewöhnt sich an alles und ein solcher Schluß wäre ein Schluß gegen die menschliche Natur.

So ist das Leben der indischen Frau nach Kapitän Temple gestaltet, und nur wenig scheint dazu geeignet zu sein, dasselbe seiner düsteren Gestalt zu entkleiden, außer etwa die häufigen Feiertage und die dieselben begleitenden Festlichkeiten. Nach Kapitän Temple's Auffassung und Schilderung sind die Frauen selbst die emsigsten Verteidigerinnen des sozialen Systems, welches sie zu einem solchen Leben verurteilt, und dies schreibt er teils der religiösen Empfindung, teils der wohlbekannten Thatsache zu, daß die Frauen in der ganzen Welt die stärksten Verteidigerinnen bestehender gesellschaftlicher Regeln, Bräuche und Zeremonien sind.

Ueber die besten Methoden und Verfahren zur Verbesserung des Looses der indischen Frauen äußert sich der Verfasser jenes Vortrages nur zögernd. Seiner Ansicht nach kann einiges erreicht werden durch die Reformbestrebungen der einheimischen monotheistischen Kirche oder Religion, welche unter dem Namen des Brahmo Somadsch bekannt ist; auch äußert er sich günstig über die Bemühungen gewisser Missionen von europäischem Ursprung und über die Gesellschaft, welche unter den Auspizien der Lady Dufferin zusammengetreten ist, um den Frauen ärztliche Hülfe zu verschaffen. Er benützte verschiedene Gelegenheiten, um den Brauch der Kinderheiraten zu mißbilligen, und drückte die Hoffnung aus, daß derselbe gesetzlich abgeschafft werden dürfte. Es ist nämlich gegenwärtig vor den indischen Gerichtshöfen ein Prozeß anhängig, in welchem die Frage von der Gesetzmäßigkeit einer derartigen Ehe aufgeworfen worden ist; sollte nun die Entscheidung gegen die gesetzliche Gültigkeit einer solchen ausfallen, so würde hierdurch eine wichtige Reform herbeigeführt werden. Ganz unverkennbar aber liegt die hauptsächlichste Ursache der Uebel, welche Kapitän Temple nachgewiesen hat, in dem Kastensystem, und so lange dieses noch besteht, kann es in dem Leben der indischen Frau zu keiner befriedigenden Besserung kommen.

Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder.)

(Fortsetzung.)

III. Der mittlere Kongo bis N'gombe-Lutete (rechtes und linkes Ufer). Fahrt über die Katarakten.

Zwei Wege nach Stanley-Pool. — Zwölftägige Reise nach N'gombe. — Eine zweifelhafte Kommunikationsverbesserung. — Grasbrände und ihr Zweck. — Zusammentreffen mit dem Amerikaner Taunt. — Teure Lebensmittel. — Verbrannte und verwüstete Dörfer. — Eine Elefantenherde. — Ein Rencontre im Dorfe. — Bulu Mataddi ve! Inglese m'bote! (Stanley ist schlecht, der Engländer gut!) — Lukungo. — Nord- und Südmaniango. — Lutete. — Fahrt flußabwärts nach Isangila. — Charakter des unschiffbaren Stromes. — Die Eingeborenen fliehen beim Anblick der Weißen. — Gefährliche Durchfahrt durch einen Engpaß. — Das Boot gerät in einen Trichterwirbel. — Alle sind des Todes gewärtig. — Der Gefahr entkommen. — „Ein kitzliches Ringelspiel." — Isangila. — Die „Urwälder" Stanley's. — Tod eines Negers. — Morgengruß eines Büffeltrupps. — Was man in Afrika trinken muß. — Alle Dörfer verbrannt. — In Vivi.

Um nach Stanley-Pool zu gelangen, kann man zwei Wege einschlagen; der eine führt am linken Ufer von Ango-Ango landeinwärts bis dahin, ohne daß der Kongo auch nur in Sicht käme, der zweite geht am rechten Ufer von Vivi bis Isangila über Land, von da bis Manianga könnte der Kongo von Dampfern befahren werden, wenn dieses kurze Wort „wenn" nicht existieren würde, und von Manianga (linkes Ufer) schließt dieser Weg an den von Ango-Ango an. Dieses Wörtchen „wenn" will heißen: Wenn die Kongo-Strömung eine nicht so enorme wäre, wenn keine Winkel-, Seiten- und Gegenströmungen wären, wenn alle Felsen und Felsspitzen unter dem Wasserniveau bekannt wären, wenn diesen Klippen ausgewichen werden könnte und man nicht machtlos der Gewalt des Wassers preisgegeben wäre, wenn die Gesteinstufen, über die der Fluß sich herabstürzt, hinweggeblasen werden könnten, am besten aber, wenn man dem Kongo ein neues Bett graben könnte — dann könnte man die Schiffbarkeit des mittleren Kongo nicht leugnen.

Es sind aber dennoch zwei Dampfer hinauf gefahren, ruft man dem durch marktschreierische Reklame aufmerksamen Europa zu, fügt aber nicht bei, daß diese flachgehenden Dingerchen beide aufgefahren sind und der „Le Stanley" beinahe ein Jahr zur Reparatur benötigte, bevor er flott wurde und an der nächsten Ecke wieder in Gefahr kam, in tausend Trümmer zerschellt zu werden. Der „Schraubendampfer" „Royal", welcher einige Zeit auf der Strecke verkehrte und bei niedrigem Wasser gar nicht fahren konnte, war ein Fahrzeug, welches in einem Waschbecken Wettfahrten hätte veranstalten können.

Ich will der Beschreibung dieser Strecke, die ich flußabwärts im Boote zurückgelegt und um keinen Preis der Welt nochmals machen würde, nicht vorgreifen.

Die Route von Ango-Ango aus ist vorzuziehen, da man fast täglich in Dörfer kommt, kein Wassermangel herrscht und sie von der Association wenig benützt wurde.

Digitized by Google

Nachdem keinerlei bemerkenswerte Ereignisse, die eine ausführlichere Behandlung erheischen würden, mir auf dieser 12tägigen Reise zugestoßen sind, begnüge ich mich, die Namen der Dörfer, ihre Entfernung von einander und den jeweiligen landschaftlichen Charakter anzugeben.

Ango-Ango, Kinkonde, M'pozo-Fluß, Kinpangala, Palla-palla, 5 1/2 Stunden. Felsiges, vegetationsloses Terrain, steile Thäler. Der M'pozo mit klarem grünem Wasser, von Felstrümmern bedecktem Bette, einiger Vegetation an den Rändern.

Englische Mission in Palla-palla, auf einem ziemlich fruchtbaren Hochplateau.

Bergauf, bergab über Gerölle, in 6 1/2 Stunden, ein Marktplatz der Neger, auf welchem jedoch nur Viktualien eingetauscht werden; bis hierher senden die Faktoreien, um Hühner und Ziegen einzukaufen; Bananen sind eine große Seltenheit.

Kongo-Dialemme nach Ueberschreiten des Luisi-Flusses in zweistündiger Entfernung auf einem Höhenzuge gelegen, vegetationsreich. (Ich bemerke, daß, so oft ich diesen Ausdruck wiederholen werde, der Leser nicht glauben möge, es sei damit tropisch fruchtbares Gebiet gemeint. Die Dörfer sind in der Nähe solcher Plätze gelegen, welche den Bau von Maniok, Bananen, Erdnüssen gestatten, und dazu eignet sich bald ein Platz.)

Durch Schluchten und Thalsohlen mit einiger Vegetation in 1 1/2 Stunden der Pempisi-Fluß mit hohen bewaldeten Ufern. Masambo (wasserloses Dorf). Ueber den Rücken der Bergkette und die Vorberge weg nach vier Stunden der Lufu-Fluß.

Ueber diesen Fluß führt eine durch die Association hergestellte Hängebrücke.

Wer das hört, wird jedenfalls freudig erstaunt sein und die Herstellung von Kommunikationen tief im dunklen Erdteil als einen erheblichen Fortschritt zur Belebung des Handels bezeichnen.

Was man aber dem gläubigen Europa als Hängebrücke über einen Fluß bezeichnet, besteht aus Aesten, die durch Lianen miteinander verbunden und an vier Eisendrähten aufgehängt sind. Ich und mein Junge waren der Jagd wegen stets voraus, er kam glücklich hinüber, ich aber brach dreimal durch die Aeste und konnte der Krokodile wegen mich nicht ins Wasser fallen lassen.

Keiner der nachfolgenden Neger überschritt die Brücke, sondern sie benützten eine, ca. 200 Schritt oberhalb gelegene sehr seichte Furt.

Eine „Hängebrücke über einen Fluß" bleibt diese Kommunikationsverbesserung aber doch für alle, welche die Brücke nicht gesehen und passiert haben.

Sechsstündiger Nachtmarsch, tropischer Regen, Büffel-Rencontre, — unverfälscht afrikanisch — nach N'soio Katua. Ziemlich ebenes Terrain, Prärie-Charakter mit verkümmertem, durch Feuer unterdrücktem Baumwuchs. Drei Stunden davon die englische Mission Bauza Manteka in einem großen dörferreichen Thalkessel.

Am Rande dieses Kessels liegt eine von der Association verlassene Station. Die Bewohner der Dörfer zeigen große Vorliebe für fremdes Eigentum, was wohl ein Naturfehler eines jeden Negers ist, aber hier trotz Mission und Association als Manie auftritt.

Von hier bis zum Lukungo-Fluß erheben sich, genau von Nord nach Süd verlaufend, parallele Bergketten mit vegetationsreichen Thälern und Einschnitten in den Vorhügeln. Von einander sind sie alle durch große, halb steinige, halb sandige Ebenen getrennt.

In Tomolokutti (2 1/2 Stunden) waren die Herren Neger sehr zurückhaltend, finstere Gesichter, nichts zu kaufen.

Hier sah ich durch ein Negerweib Baumwolle zu Fäden drehen; ich habe in keinem Dorf von Fioten dies bemerkt und wird wohl der Fall vereinzelt dastehen. Industriezweig etwa in dem Sinne, wie der Stamm der Pauhins in den französischen Kolonien aus Ananasfaser Gewebe erzeugt, ist es keinesfalls.

Nach Ueberschreiten des Inkissi-Flusses erreicht man in fünf Stunden Kingombe. Die Nacht in diesem Dorfe wurde zum Tage, indem sämtliche Berge ringsum in Flammen standen.

Was eigentlich die Schwarzen mit dem Anzünden des Grases bezwecken, ist mir unklar; ich bin der Ansicht, daß es lediglich zum Vergnügen geschieht, indem sie nicht den geringsten Vorteil davon haben. Als Futter kann das Gras nicht benützt werden, weil es zu holzig ist. Die Asche, wenn Düngung beabsichtigt wäre, verfliegt beim nächsten Winde, und jeder Sträucherwuchs wird im Entstehen unterdrückt. Das Gras mehrerer Jahrhunderte wäre nötig, um diesem Boden eine Humusschichte zu geben.

In der Ebene, in welcher der Aniouso in den Lusiessi mündet, wurden zahlreiche Elefantenspuren angetroffen und war der Kronprinz von Kimpete (4 Stunden) einige Tage zuvor von einem Elefanten zertreten worden.

Zwei Stunden davon rauscht mit klarem, grünem Wasser in starker Strömung der ca. 50 m. breite Quilu, der wasserreichste Fluß bis Lutete; am rechten Ufer liegt N'Konde, ein stark bevölkertes Dorf, dessen Einwohner untereinander in Fehde waren, daher es mir schwer wurde, eine Hütte und Nahrung zu erhalten.

Am nächsten Tage kam mir der amerikanische Lieutenant Taunt entgegen, welcher von Stanley-Falls auf der Rückreise begriffen war und mir erzählte, wie trostlos es am oberen Kongo aussehe, und wie die Rückfahrt durch die immerwährenden Angriffe der Eingeborenen beinahe zur Flucht wurde. Diese Unterredung und die fürchterliche Hitze an diesem Tage waren die Ursache, daß Mukimbungu in zweistündiger Entfernung Endziel wurde.

Hier beginnt die Region, in welcher sich der Einfluß der Association als Kultur und Zivilisation verbreitende Gesellschaft sehr unangenehm fühl- und sichtbar macht.

Schon die Lebensmittelpreise sind auch nach europäischen Begriffen beinahe unerschwinglich. Beispielsweise

Digitized by Google

verlangte hier eine alte Negerhexe für 6 Eier Waren im Werte von 6 Mark, ließ sich aufs Handeln gar nicht ein und verließ sofort den Platz, ohne wieder zu kommen. Die Herren der Association sehen es entweder als unter ihrer Würde an, zu handeln oder müssen Lebensmittel haben, um nicht zu verhungern, zahlen also, was verlangt wird.

Wehe dem Reisenden, der in ein solches Dorf kommt, denn hat einmal der Neger für etwas eine bestimmte Summe von einem Weißen erhalten, so verlangt er von jedem anderen mindestens ebensoviel und wird lieber nicht als billiger verkaufen.

Am anderen Morgen verlangte ganz kategorisch der Dorfkönig von mir, ich solle ihm die Elefanten töten, die in seinem Maniokfelde frühstückten, und war so liebenswürdig, mir einen Teil des Fleisches zugestehen zu wollen.

Fast alle Dörfer, die am Wege dieses und des Vortages lagen, waren verbrannt durch die Association, und zwar als Strafe für Diebstähle, die an Karawanen verübt worden waren.

Diebstahl und Raub verlangen auf jeden Fall Strafe. Ob ich diese Art der Strafe als die richtige ansehe, werde ich im Kapitel „Kongo-Staat" des näheren erörtern.

In Muembe, einem neuerbauten Dorfe, beginnt ein ca. zwei Stunden langes, vollkommen ebenes Hochplateau mit einem Marktplatz.

Bis Wumbu (vier Stunden) waren nur wenige Dörferüberreste, aber von da ab in ziemlich fruchtbarer Gegend war jedes der zahlreichen Dörfer bis auf die letzte Hütte vollkommen niedergebrannt und die Gärten und Felder verwüstet.

Der Dolmetsch bezeichnete als einzig mögliche Nachtstation Lukungo, eine Associationsstation, die aber kaum vor 10 Uhr Nachts erreichbar wäre.

Einen herrlichen Anblick bot für mich als Jäger vor Einbruch der Dämmerung eine Elefantenheerde in der ungefähren Stärke von 50 Alten. Eine Beute zu machen, wurde mir aber durch die Unvorsichtigkeit eines Negers der Karawane, der hinter meinem Rücken einen Schuß abgab, versagt. Ich verwundete auf 300 Schritte nur ein Junges, es konnte der unsicheren Gegend und vorgerückten Stunde halber nicht nachgesucht werden.

Ein Dorf zur Rechten wurde mir als so feindlich bezeichnet, daß kein Weißer es wagen dürfe, hin zu gehen, nachdem die Bewohner, denen ihr altes Dorf verbrannt worden, jedem den Tod geschworen hätten.

Um 8 Uhr Abends mag den Negern der Marsch denn doch zu stark geworden sein, man fragte mich, ob ich in einem Dorfe vor Lukungo übernachten wolle. Ich hielt die Feindseligkeiten für Uebertreibung, sollte jedoch gleich bei der ersten Hütte eines andern belehrt werden.

Ein Neger, welcher vor der Hütte bei seinem Feuer kauerte, sprang auf mich los, entriß mir die Laterne und im nächsten Augenblick war ich umringt von einer heulenden und brüllenden Rotte schwarzer Teufel. Daß ich sofort meinen Jungen mit dem Gewehre zurückschickte, schien sie nicht zu beruhigen und erst einige laut gerufene Worte eines Sklaven Makitu's befreiten mich aus dieser doch ziemlich kritischen Situation.

Er mußte ihnen gesagt haben, daß ich ein Engländer sei, denn der König kam heran, die linke Hand an der Stirn (Gruß) und sagte: „Bulu Mataddi ve! Inglese m'bote!" (der Steinbrecher [Stanley] ist schlecht! der Engländer ist gut!).

Wir waren sofort die besten Freunde und er wollte anderen Morgens partout, ich solle ihm seine Frau, ein junges hübsches Weib, abkaufen.

Lukongo (zwei Stunden), am Ausgange eines breiten vom Lukungo-Flusse bewässerten Thales gelegen, ist Associations- und englische Missionsstation. Als Aufenthalt für Weiße ebenso reich und arm wie andere Stationen. Zwei Häuser aus Lehmwänden, die Soldatenhütten und das Magazin. Oberst de Winton zu Ehren, welcher kurze Zeit vor mir hier war, waren einige mittlerweile wieder verdorrte Oelpalmen längs des Weges gesetzt worden.

Ueber die Hälfte der Garnison war mit den Waffen desertiert und trieb sich selbstverständlich nicht zur Freude der Eingeborenen in den umliegenden Dörfern herum, bis wieder andere Sansibaritensoldaten sie gegen Prämie eingefangen hatten.

Banza N'dunga ist ein stark bevölkerter Dörferkomplex. Hier zweigt ein zweiter Weg nach Lutete ab, den ich jedoch nicht einschlug, da ich Manianga (7 Stunden) am Kongo besuchen wollte.

Nord- und Südmanianga sind Stationen auf beiden Ufern, beide ausgesucht ungesund gelegen. In Nordmanianga liegen elf Stationskommandanten begraben und zur Zeit meiner Anwesenheit war die Station verlassen. Südmanianga ist der Stapelplatz für die von den Ruderbooten von Isangila heraufgebrachten Provisionen und Bagage der Associationsmitglieder. Von hier bis Lutete (8 Stunden) sieht man die Spuren der Straße, auf der die Dampfer nach dem Pool gebracht wurden an dem ausgehauenen Gestrüpp, den hie und da ausgefüllten Gräben und abgestochenen Böschungen, von einer Straße im europäischen Sinne ist aber keine Spur; es sind eben nur die unüberwindbaren Hindernisse einer Wagenfahrt momentan beseitigt worden. Ein kleiner Guß und die Arbeit ist verwischt.

Lutete ist gleichfalls Associations- und Missionsstation. Erstere ist verlassen und es werden die Ueberreste von den Missionskindern zum Feuermachen benützt. Der Missionar, ein englischer Theebruder reinsten Wassers, hat durch kluges Vorgehen großen Einfluß auf den König von N'gombe Makitu, der unstreitig der reichste, vernünftigste Händler am mittleren Kongo ist.

Ich besuchte Makitu in seinem Dorfe und traf ihn mit einer Schar Bateke-Händler bei einem Malafu-Gelage (gegohrener Palmwein).

Digitized by Google

Die Umgebung von Lutete ist landschaftlich hübsch zu nennen, ziemlich wasser-, daher vegetationsreich; es findet das Auge erfrischendes Grün, genügend Ananas und Papay sind häufig, erstere in großen Feldern wildwachsend.

Der Divisionschef vom Manianga-Distrikt war mit einem kranken deutschen Offizier von dem vier Tage entfernten Stanley-Pool angekommen. Der erste, ein schwedischer Offizier, war mir bereits von Europa bekannt und beide schilderten in grellen Farben mir die Zustände am Pool. Weil ich aber weder die Absicht hatte, den Herren eben hungern zu helfen, noch überhaupt mehr vom neuen afrikanischen „Indien" zu sehen neugierig war, entschloß ich mich schnell, um auch die Wasserfahrt und das rechte Ufer kennen zu lernen, mit Lieutenant M. nach Vivi zu reisen. In Manianga erwarteten wir das eiserne Ruderboot, das in zwei Tagen eintraf, verbrachten inzwischen die Zeit so lustig als möglich, wohnten einer Exekution bei, wo ein Fauti-Neger (Soldat) wegen Diebstahls mit 80 Quikotehieben (Flußpferdhautpeitschen) bedacht wurde, gaben (ein Belgier war als zweiter in der Station) ein Konzert in der Wildnis, fischten im benachbarten M'pioka-Fluß, aber kein Flußpferd wollte auf Schußweite heran.

Die zwei Tage, welche man, wenn kein Unfall sich ereignet, gewöhnlich von hier nach Isangila zur Thalfahrt benötigt, waren neblig, daher wir vom Sonnenbrande weniger belästigt wurden. Die Bergfahrt währt 9—12 Tage und das Boot wird zumeist gezogen.

Wir waren zwei Weiße und 29 Schwarze nebst Lieutenant M. und unserer Bagage — ziemlich starke Belastung für das aus 7 eisernen Pontons zusammengesetzte Fahrzeug. Gleich hinter Manianga sind einige kleine Schnellen, Fortsetzungen des großen N'Tombi-Mataka-Falles, und ich sollte gleich beim Beginn der Fahrt die ungeheure Gewalt des Wassers kennen lernen. Der Steuermann, ein alter erfahrener Sansibarite, steuerte mit größter Vorsicht und dennoch ereignete es sich mehrmals, daß wir einem Trichterwirbel in bedenkliche Nähe gerieten und das Boot von einer unsichtbaren Macht in rasender Fahrt aufgehalten und mit gleicher Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung in die verderbenbringende Nähe der Felsen gezogen wurde, an welchen es zu Atomen zerschellt worden wäre.

An mehreren Punkten der Fahrt konnte man an den sich an herausragenden Klippen mit weißem Gischte in entgegengesetzter Richtung brechenden Wogen die Gegenströmung und den Niveau-Unterschied des Wassers im Flußbette selbst erkennen.

Mittags wurde in der Nähe eines Dorfes, dessen Bewohner beim Anblick der Weißen Reißaus nahmen, am linken Ufer gerastet und die nachmittägige Fahrt blieb eintönig, indem hier der Strom wenige Biegungen macht und die sonst hart am Ufer aufsteigenden hohen kahlen Berge weiter ins Land zurücktreten. Erst vor N'dschumbe verengt sich das Flußbett auf 300 m., eine Unzahl Wirbel und Felsspitzen gefährden bei starker Strömung das Boot, und hinter einer Ecke werden in dem sich plötzlich kegelförmig ausbreitenden Bette mehrere Schnellen nacheinander sichtbar, über welche wir in einer schmalen tieferen Rinne, umtost von den sich über die Stufen dröhnend stürzenden Wogen, in wahnsinniger Eile hinabglitten. Freier athmeten wir auf, als in ruhigerem Wasser das Boot wieder im Gleichgewicht schaukelte und die nächste Sandbank vom Steuermann als übliches Nachtlager bezeichnet wurde.

Wunda, die englische Mission, mitten im Kongo auf einem einspringenden, 100 m. hohen, steil abfallenden Hügel gelegen, wurde nach siebenstündiger Fahrt, charaktergleich der des Vortages, erreicht. Der Fluß bildet hier einen rechten Winkel und das Boot wurde hart am rechten Ufer gehalten; es schien als ob hier der Fluß zu Ende oder im Berge verschwinden müsse. Erst in unmittelbarer Nähe erschien, kaum 200 m. breit, die Durchfahrt durch welche sich die ganze Wassermasse drängt. Wo wir aber eigentlich zwischen den allenthalben emporsteigenden Steinspitzen durch sollten, wurde mir erst klar, als wir schon durch waren.

Allzu große Vorsicht des Steuermanns brachte uns aber im selben Moment einem Trichterwirbel zu nahe und obwohl alles zu den Riemen griff, kamen wir immer näher und näher dem verhängnisvollen Schlunde. Da drehte plötzlich unter lautem Zuruf der Steuermann das Boot mit dem Bug gerade auf den Trichter zu und in diesem Augenblick glaubte ich uns alle unrettbar verloren.

Wie er uns später erzählte, benützte er das Aufquellen des Wassers im Trichter, um das Boot gerade über den Trichter zu bringen, indem er im selben Augenblick stoppen ließ. So drehten wir im krachenden hohlliegenden Boote wohl fünfzigmal im Kreise. Keine Silbe wurde gesprochen, weitgeöffneten Auges saß alles regungslos, des Brechens irgend einer Niete oder Hakens — des Todes gewärtig. Da — ein Kommandowort — die Ruder werden ergriffen, das Wasser quillt auf und unter dem schrecklichsten Geheul, welches ich je aus Negerkehlen vernommen, legen sie sich mit Anspannung aller ihrer Kräfte an die Riemen — noch einige Kreisbewegungen und wir waren aus dem Bereich des Trichters.

Lieutenant M.'s Worte „Das war wohl das kitzlichste Ringelspiel, auf dem ich gefahren", brachte mich erst zum Reden.

Ich halte diese Minuten für die gefährlichsten, die ich in Afrika erlebt, und nenne das Attaquiertwerden durch Büffel oder Elefanten, was mir auch einigemale passierte, dagegen ein Kinderspiel, da hiebei kaltes Blut und ruhige Hand genügt, um die Gefahr abzuwenden, während in einer solchen Situation man willen- und machtloses Spielzeug ist.

Um 4 Uhr Nachmittags waren wir in Isangila, der Associationsstation, welche sich durch zwei lümmelhafte Engländer und eine malerische Lage auszeichnet. En face

Digitized by Google

der hochgelegenen Station sind die Kilolo-Fälle, zwei senkrecht aufeinander stürzende Wasser in einem Kessel.

Lieutenant van Gele, ein belgischer sehr tüchtiger Offizier, wurde als Spion des Königs Leopold von den Engländern bezeichnet und keiner von uns wollte ihm, der mit den besten Erwartungen hier auf Weiterbeförderung schon seit Wochen weilte, dies wieder mitteilen.

Anderen Tages brachen wir um 10 Uhr auf. Eine kurze Strecke führt der Weg am Fluß entlang, geht aufwärts und bleibt in spärlich bewaldetem wellenförmigem Hügelland. Von Fruchtbarkeit ist aber am ganzen Wege bis Vivi weit und breit nichts zu entdecken.

Bei einem Bache fand ich, der ich eines Negers wegen, welcher die Provisionslast trug und angeblich krank war, zurückgeblieben war, Lieutenant M. an einem schattigen aber von Sandflöhen wimmelnden Plätzchen schon um 2 Uhr rastend.

Ich brach früher auf, da Lieutenant M. getragen wurde, und sollte am Lulu-Flusse Nachtlager aufgeschlagen werden. Ich passierte hier die „Urwälder" Stanley's, schmale Waldstreifen, wenig über dem Flußniveau, durch welche ein Durchschlag gemacht worden war, traf am Lulu schon bei Dämmerung ein, ließ den Lagerplatz herrichten; es wurde 8 Uhr, ohne daß sich der Rest der Karawane zeigte und ich fürchtete schon einen Büffelüberfall, als ich einen Zettel erhielt, die kräftigsten acht Neger ohne Lasten zurückzuschicken. Lieutenant M. kam unmittelbar nachher zu Fuß, teilte mir mit, daß der oben erwähnte kranke Neger (Kokeniko) nicht weiter könne und er seinen Hammock zum Transport zurückgelassen habe. Noch in der Nacht konnten die acht Mann zurück sein, aber es verging der Morgen, Mittag, ohne daß sie kamen. Nachmittags machte ich mich allein mit meinem Jungen auf, sie zu suchen und traf sie halben Wegs mit der leeren Hängematte und der Nachricht, daß Kokeniko tot sei seit gestern Abend und ein Weißer von Isangila ihn habe begraben lassen. Ich erwähne dies, weil der Lieutenant M. und ich in Vivi beschuldigt wurden, ihn zu Tode gepeitscht zu haben und so seine Mörder zu sein.

Am Morgen begrüßten uns einige Büffel, was, da kein Weißer gleich zur Stelle war, eine allgemeine Panik und Wegwerfen der Lasten zur Folge hatte. Lieutenant M., der der erste am Platze war, hatte seine Büchse wohlverpackt und nur ein Schrotgewehr und als ich ins Treffen rückte, hatten sie den Braten, den sie abgeben sollten, gerochen. Den ganzen Tag trafen wir kein Wasser an, im Bundi-Thale war das vorhandene ausgetrocknet und Abends bei einem Tümpel in einer Schlucht wurden vorerst von den eine Stunde früher eingetroffenen Negern Büffel und Antilopen verjagt, die Neger hatten getrunken, dann sich gebadet und so — nun, Weiße — wohl bekomm's!

Die dürftige Vegetation hörte nächsten Tag ganz auf, ein einziges Dorf war bewohnt, Sadika Banzi, alle übrigen verwüstet und verbrannt. Das Terrain ist felsig, bergig und ähnlich dem bei Palla-palla am linken Ufer; beim Marktplatze M'puku blieben wir über Nacht, da Vivi, obwohl nur in zweistündiger Entfernung, nicht mehr der Müdigkeit halber erreicht werden konnte, und am fünften Tage trafen wir Mittags in Vivi ein.

(Schluß folgt.)

Der Verlauf der geographischen Forschungsreisen im Jahre 1886.

Von D. Kaltbrunner.

(Schluß.)

IV. Amerika.

Chile. Chile ist seit langer Zeit ein Land, welches in der Erforschung seines Gebietes eine bedeutende Thätigkeit entfaltet hat. Heutzutage richten sich die amtlichen Forschungsreisen hauptsächlich auf die Wüste Atacama und jene Landesteile, die von Peru nach dem Kriege abgetreten werden mußten, und auf das Feuerland, welches infolge der neuerdings dort entdeckten Goldlager eine besondere Bedeutung erlangen wird. Außerdem haben die Herren Dr. Philippi Vater und Sohn neuerdings mehrere Gegenden der Cordilleren erforscht, über welche wir noch eingehender berichten werden.

Feuerland. An der äußersten südlichen Spitze von Südamerika liegend, gehört Feuerland hälftig Chile und hälftig der Argentinischen Republik. Von beiden Staaten aus sind neuerdings Expeditionen mit Bergwerksingenieuren an ihrer Spitze dorthin abgeschickt worden, um die goldführenden Quarzlager aufzusuchen, welche das unwirtliche Land in seinem Schooße zu bergen scheint. In der Zahl dieser Expeditionen ist besonders diejenige des Herrn Ramon Lista hervorzuheben, welcher ein ausgezeichneter Geograph ist und von dem man genaue Belehrungen über jenes Land gewärtigen darf.

Patagonien. Der glänzenden Expedition des Obersten Fontana bis an den Rio Chubut und bis an den Ostabhang der Andes (über welche wir im vorigen Jahrgang des „Ausland" berichtet haben) soll nun eine eingehende und genaue Erforschung der Gegenden folgen, welche der vorerwähnte Reisende nur flüchtig durcheilen konnte. Bekanntlich war Oberst Fontana, der Gouverneur des Rio-Chubut-Gebiets, im Oktober 1885 mit einer Truppe von 30 freiwilligen Kolonisten aufgebrochen, um die lachenden Thäler zu rekognoszieren, welche sich am Fuße der Cordillera dos Andes öffnen und jenseit der öden, dürren und unwirtlich erscheinenden Pampas sich ausbreiten. Es war dies eine vollkommene Entdeckungsreise, denn mit Ausnahme des britischen Marine-Offiziers Musters, welcher im Jahre 1869 diese Region in der Eile durchreist hatte, war sie noch von keinem Forscher besucht worden. Das Wenige, was man von jenen „schönen Thälern" wußte, beruhte auf

Digitized by Google

dem Hörensagen einiger indianischen Jäger. Die Wirklichkeit entsprach jedoch nicht allein den Erwartungen, sondern übertraf alles, was man sich davon vorgestellt hatte. Eine Reihe malerischer, fruchtbarer und wohlbewässerter Thäler bildet einen vollständigen Kontrast mit der eintönigen Pampa, welche man durchreisen muß, um zu ihnen zu gelangen. Flüsse, Bäche, Wasserfälle und Seen sind in Menge vorhanden und blinken aus grünen Wäldern hervor. Allem Anschein nach bildet sogar eine Einkerbung der Cordillere einen leichten Ausgang nach dem Stillen Ozean hin und dürfte einen Abzug für die Bodenprodukte nach jener Seite hin in solange gestatten, bis eine Eisenbahn über die Pampas führen und diese Thäler mit einem Hafen am Atlantischen Ozean in Verbindung setzen wird. Die Expedition kehrte nach vier Monaten zurück, voll Entzücken über das, was sie gesehen hatte, und die Argentinische Regierung beeilte sich, einen Kredit für eine vollständigere Erforschung zu votieren.

Der Gran Chaco. Der unermüdliche französische Forscher Thouar war nach seiner Expedition bis zum Pilcomayo kaum nach Buenos-Aires zurückgekehrt, als er am 26. Februar 1886 von neuem aufbrach, um sich nach Sucre, der Hauptstadt von Bolivia, zu begeben. Er hatte zuerst die Absicht gehegt, quer durch den nördlichen Chaco hindurch und nur von zwei Peons begleitet dorthin zu gelangen, allein man widerriet ihm dieses tollkühne Unternehmen, und er schlug den weniger gefährlichen Weg über Tucuman, Salta, Jujuy und Tarija ein. Die Regenzeit verzögerte seinen Marsch sehr und erst am 6. April erreichte er Tarija. Hier sollte er die Delegierten der bolivianischen Regierung treffen und sich mit ihnen über die Mittel verständigen, eine Schifffahrt auf dem Pilcomayo zu eröffnen; allein er erfuhr, daß diese Delegierten noch immer in La Paz zurückgehalten wurden. Er mußte daher in der schlimmen Jahreszeit und bei grundlosen Wegen eine neue Reise über die rauhen Hochebenen hin unternehmen, wo der Winter sich bereits fühlbar machte. Herr Thouar zögerte jedoch nicht, und sobald er und sein Begleiter, Herr Novis, sich einigermaßen von ihren Strapazen und Fiebern erholt hatten, machten sie sich auf den Weg. Ihre Peons entliefen ihnen schon beim Aufbruch, so daß sie sich selbst um ihre Tiere und ihr Gepäck bekümmern mußten. Mehr als einmal waren die Pfade ganz ungangbar oder irgend eine Felswand versperrte ihnen den Weg, so daß sie umkehren und irgend einen Ausweg aus diesem Labyrinth von Bergen suchen mußten. Man kann sich denken, welche Mühsale eine unter solchen Umständen begonnene Reise mit sich bringen mochte. Sie kamen daher auch ganz erschöpft und aufgerieben in Sucre an, und da sich hiezu noch das Fieber gesellte, so mußten sie sich zu Bette legen. Hier erwartete Herrn Thouar noch eine neue Enttäuschung: der Staat Bolivia war nicht in der Lage, die erforderlichen Elemente zur Nachweisung der Schiffbarkeit des Pilcomayo zu liefern. Es wäre hiezu erforderlich gewesen, daß eine bolivianische Eskorte Herrn Thouar auf seiner Fahrt zu Thal im Kahn oder in der Pirogue bis zur Einmündung des Pilcomayo in den Paraguay begleitete und daß dieselbe ihm dann half, mit einem besonderen Dampfboot oder kleinen Dampfbarkassen den Strom wieder hinaufzufahren, um zu beweisen, daß es einen schiffbaren Wasserweg bis in das Herz von Bolivia hinein gebe. Zum Ersatz beschloß die bolivianische Regierung, Herrn Thouar den Auftrag anzuvertrauen, denjenigen Teil ihres Gebietes zu rekognoszieren, der sich nach Osten hin bis zum Paraguay erstreckt, um dort eine fahrbare Straße und Zentren für die Einwanderung herzustellen.

Eine andere Expedition, diejenige des Vicomte G. de Brettes, hat sich zur Aufgabe gestellt, die zwischen dem Pilcomayo und dem Rio Vermejo gelegene Zone zu durchforschen. Herr de Brettes bereist zum zweitenmal diese Gegenden nnd ist diesmal begleitet von dem Hydrographen und Ingenieur Boisviers, von einem früheren Artillerie-Unteroffizier Robin und einem aus dem Tonkin zurückgekehrten Spahi namens Judas. Die Argentinische Regierung hat ihm zuvorkommend eine Eskorte von zwanzig Mann angeboten, um seine Expedition vor den Angriffen der Indianer zu schützen.

Gebiet der Missionen. Derjenige Teil der Argentinischen Republik, welcher wie ein Keil sich zwischen den Staat Paraguay und die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul einschiebt, war bisher sehr wenig bekannt und sogar die Wasserläufe, welche zur Grenze dienen, waren selbst nicht einmal genau bestimmt. Sie heißt das Gebiet der Misiones, weil ehedem die Jesuiten-Missionare dort Niederlassungen gegründet und sich die Zivilisierung und Bekehrung der Indianer hatten angelegen sein lassen. Nach einer ersten Rekognoszierung durch Herrn Gustav Niederlein und einer von Herrn G. Godio unternommenen Reise wurde die Ernennung einer Kommission beschlossen, deren Aufgabe dahin gehen wird, dieses an die drei Staaten Brasilien, Paraguay und die Argentinische Republik anstoßende Gebiet zu erforschen, eine genaue Karte davon aufzunehmen und die beziehungsweisen Grenzen von neuem festzusetzen.

Der obere Amazonas. Die Region, wo diejenigen Flüsse entspringen, welche den Oberlauf des Amazonen-Stromes bilden, ist im Jahre 1886 von dem österreichischen Reisenden Richard Payer besucht worden. Zu Anfang März befand er sich an den Ufern des Ucayali am Fuße der peruanischen Andes. Er war dorthin gelangt, indem er den Marañon hinauffuhr, welcher sich unterhalb Nauta in drei Arme teilt, von denen der Ucayali der bedeutendste zu sein scheint. Er erforschte auch einige kleinere Nebenflüsse, und die von ihm entworfene Karte wird uns dieses so sehr komplizierte hydrographische Netz noch näher kennen lehren. Bisher hat er jedenfalls noch keine eingehenderen Mitteilungen gemacht. In seinem Vorhaben, die Andes zu überschreiten und auf diese Weise Südamerika von

Digitized by Google

einem Ozean zum andern zu durchreisen, ist ihm ein Franzose, Herr Olivier Ordinaire, Konsul zu Callao, zuvorgekommen, welcher diese Durchquerung in umgekehrtem Sinne, nämlich vom Stillen nach dem Atlantischen Ozean, ausgeführt und unterwegs sehr interessante geographische und kommerzielle Studien gemacht hat.

Orinoco. Der durch verschiedene frühere Forschungen wohlbekannte französische Reisende Chaffanjon, von welchem wir in diesen Blättern schon mehrfach gesprochen haben, ist mit einer neuen wissenschaftlichen Mission in Venezuela betraut worden. Er trägt sich mit dem Gedanken, bis an die Quellen des Orinoco vorzudringen. Nach einem Aufenthalt in Ciudad Bolivar schiffte er sich mit seinem Gefährten Morisot und vier Bootsleuten auf dem Strom ein; die Mannschaft jedoch entlief bei Nacht, wie dies häufig geschieht, bemächtigte sich des Kahnes und der Lebensmittel und ließ die Reisenden im Stich. Man mußte daher auf Mittel denken, die Reise fortzusetzen mittelst eines anderen Fahrzeuges, das man zu einem übermäßigen Preise gemietet hatte. Die beiden Reisenden mußten aber rudern gleich den zwei Indianern, aus denen ihre Bemannung bestand. Das Land war von den Heuschrecken verheert worden; die Jagd bot keine Hülfsquellen dar, weil die Ueberschwemmung das Wild vertrieben hatte, und vier Tage lang mußten die Reisenden nur von Wurzeln leben. Als sie Caïcara, am Zusammenfluß des Apure und des Orinoco, erreichten, mußten sie sich erst von ihren Strapazen wieder erholen, ehe sie an eine Weiterreise denken konnten. Ueberdies machte der durch die reichlichen Regengüsse angeschwellte Strom durch seine starke Strömung die Schifffahrt beinahe unmöglich.

Venezuela. Auch dieses Land ist im Jahre 1886 durch Dr. H. Ten Kate und durch den deutschen Reisenden Dr. Sievers erforscht worden. Der erstere hatte im Dezember 1885 den Verlauf seiner Forschungen in Guiana wieder aufgenommen, war dann den Orinoco bis Ciudad Bolivar hinaufgefahren und hatte sich hierauf nordwärts nach Cumana gewendet, welches er durch Erdbeben halb zerstört fand. Ein Ausflug nach der Halbinsel Araya, auf der jenseitigen Küste des Golfs von Cariaco, erlaubte ihm, interessante Beobachtungen zu machen. Endlich begab er sich zur See nach La Guayra und besuchte Caracas, ward aber (wie wir in diesen Blättern bereits ausführlich berichtet haben) so heftig vom Fieber befallen, daß er sich beeilen mußte, in ein gemäßigteres Klima zurückzukehren.

Dr. Sievers aus Hamburg hat gegen zwei Jahre in Venezuela zugebracht und dessen Orographie mit besonderer Sorgfalt studiert und schließlich noch die Sierra Nevada de Santa Marta besucht. Wir werden über seine Reisen besonders berichten.

Zentral-Amerika. Die interessanten Reisen von von Alphonse Pinant nach Chiriqué und von Désiré Charnay in Yucatan bezweckten vorzugsweise archäologische Forschungen, haben aber gleichwohl auch der Geographie einigen Vorschub geleistet. Gleiches kann man auch von den Detailaufnahmen und Nivellierungen sagen, welche die Nordamerikaner noch immer am Nicaragua-See wegen des beabsichtigten Schifffahrtskanals vornehmen, um so mehr als die Aussicht auf eine künftige Verbindung der beiden Ozeane mit einander durch den Panamá-Kanal immer mehr in die Ferne gerückt wird.

Die Vereinigten Staaten. Die herrlichen ausgedehnten Arbeiten der Ingenieure des „Survey-Office", die sich über das ganze ungeheure Gebiet der Vereinigten Staaten erstreckten, ließen bald keinen Winkel desselben mehr unerforscht; höchstens gibt es noch einige Einzelheiten zu präzisieren und zu kontrollieren. Eine alleinige Ausnahme macht heutzutage derjenige Teil der Vereinigten Staaten, welcher jetzt das Territorium Alaska bildet und den seine Lage am nordwestlichen Ende des nordamerikanischen Festlandes in ganz ausnahmsweise Verhältnisse versetzt.

Alaska. Das früher unter dem Namen des „russischen Amerika" bekannte Territorium Alaska ist in den letzten Jahren der Gegenstand zahlreicher und wichtiger Forschungen gewesen. Wir gedenken aber hier nur derjenigen, welche dem Jahre 1886 angehören, und namentlich derjenigen, die noch gegenwärtig in der Region des Mount St. Elias im Gange ist. Diese Region ist zwar die den übrigen Vereinigten Staaten am nächsten und an der Küste des Stillen Ozeans selbst gelegene, war aber seither nur wenig bekannt. Der Lieutenant Frederik Schwatka reiste in Begleitung des Professors William Libbey im Juni 1886 von San Francisco ab, um das Gebirgsmassiv zu erforschen, welches sich über den südlichen Teil von Alaska erstreckt. Die Expedition wurde patronisiert von Herrn George Jones, dem reichen Besitzer der „New-York Times". Gleich im Anfang des Unternehmens entdeckten die Reisenden einen großen Fluß, welcher durch ein Delta sich in die Einbucht ergießt und dem sie den Namen Jones-Fluß gaben. Bei ihrem Versuch der Ersteigung des Mount Elias stießen sie sodann auf ungeheure Eisfelder, welche die Namen Agassiz-, Guyot- und Tyndall-Gletscher erhielten. Man hatte anscheinend keine Idee von den zahlreichen sehr hohen Felsenhörnern, welche sich in diesen Gegenden auf einem verhältnismäßig sehr beschränkten Flächenraum erheben und denen die Erforscher die Namen Pik Cleveland, Pik Whitney, Pik Nicholls ꝛc. beigelegt haben. Ueber sie alle jedoch erhebt sich der Mount Elias, dessen nächste Umgebung durch einen breiten Gürtel von Eis verteidigt wird, welcher allen Ersteigungsversuchen der Forscher zu trotzen schien. Gleichwohl wird wahrscheinlich das Jahr 1887 uns die Kunde bringen, daß dieser fernste Gebirgsriese von Nordamerika von einem Menschenfuß erstiegen worden ist.

Weiter nördlich, aber immer noch an der Südküste von Alaska, beendigte im Jahre 1886 der Lieutenant Allen seine Erforschung des Atna- oder Kupferflusses und

Digitized by Google

des großen Flusses Tananah, der an Bedeutung dem Missouri gleichkommen soll und sich in den Yukon ergießt.

In demjenigen Teile von Alaska endlich, welcher sich bis zum Arktischen Eismeer erstreckt, hat der Lieutenant Stoney im Fort Cosmos an dem von ihm im Jahre 1883 entdeckten Kowak-Flusse überwintert und dann mit Hülfe des Fähnrichs Howard die ganze Region rekognosziert, welcher auf der Nordküste von Alaska zwischen dem genannten Flusse und der Barrow-Spitze liegt.

Hudsons-Bay. Das Problem der Schiffbarkeit der Hudsons-Bay und Hudsons-Straße hat schon seit mehreren Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit in Amerika beschäftigt. Es handelte sich darum, zu wissen, ob man auf dieser Seite einen leichten Abzugskanal für die Erzeugnisse der im Süden und Westen dieser Bay gelegenen ungeheuren Landstriche finden würde. Man hatte ernste Studien unternommen und auf dem ganzen Umfang der Bay Beobachtungsposten errichtet. Endlich hat auf einer letzten Reise der Lieutenant Gordon infolge einer sehr eingehenden und genauen Erforschung erklärt, die Hudsons-Straße sei vom Anfang Juli bis Ende Oktober und unter gewissen ausnahmsweisen Verhältnissen sogar bis Mitte November schiffbar.

V. Polar-Regionen.

Nordpol. Es war im Jahr 1886 von mehreren Expeditionen nach dem Nordpol die Rede, allein es scheint nur eine einzige in das Stadium der Verwirklichung getreten zu sein, nämlich diejenige des Obersten H. W. Gidder, welcher von Winnipeg (Canada) aufbrach und sich nach der Hudsons-Bay wandte, um von da die Ostküste von Baffins-Land zu erreichen. An diesem Punkte angekommen, würde dann die Expedition Passage an Bord eines Walfischfängers nehmen und sich von diesem womöglich nach jenen Gewässern bringen lassen, welche der Lieutenant Greely erreicht hatte. Wenn Oberst Gidder alsdann am Kap Sabine überwintert hätte, wollte er sich direkt nach Norden wenden, um den Pol zu erreichen. Diese Expedition wird ebenfalls durch einen reichen Zeitungseigentümer patronisiert, und zwar durch Herrn James Gordon Bennett vom „New-York Herald", demselben, der Stanley ausgeschickt hatte, um Livingstone aufzusuchen.

Grönland. Am 9. Mai 1886 ist eine neue dänische Expedition zur Erforschung der Küsten Grönlands von Kopenhagen abgegangen; sie steht unter der Leitung des Lieutenants C. R. Ryder, welchem sich der Lieutenant Bloch und der Geologe Ussing angeschlossen haben. Sie wird die grönländische Küste von Upernavik bis zur Melville-Bay besuchen und erst gegen den Herbst 1887 zurückkehren.

Die Expedition des „Fylla", an welcher der Prinz Waldemar von Dänemark teilnahm, hat im Jahre 1886 Forschungen längs der Westküste von Grönland, von dem südlichen Ende dieses Landes bis nach Upernavik, dem letzten bewohnten Punkte in nördlicher Richtung, vorgenommen.

Der Kapitän Hovgaard beabsichtigt seinerseits die Ostküste von Grönland zu besuchen und sich bis zu demjenigen Punkte (77° n. Br.) vorzuwagen, wo dieselbe seinerzeit von Moresby undeutlich gesehen worden ist.

Island. Die weniger bekannten Gegenden von Island sind im Jahre 1886 von zwei Forschern durchreist worden, nämlich von dem bekannten Thoroddsen und dem Dr. Labonne. Der erstere hat seine geologischen Forschungen im nordwestlichen Teile der Insel bis zum Nordkap fortgesetzt, wohin vor einem Jahrhundert der Reisende Plafsson vergebens zu gelangen gestrebt hatte.

Dr. Labonne, ein Franzose, hat die Insel von Süden nach Norden in ihrem zentralen Teile durchquert und den Hekla bestiegen, dem er eine Höhe von 1553 m. über der Meeresfläche gibt.

Nowaja Semlja. Oberst Scharnhorst organisiert eine Reise nach Nowaja Semlja, deren vorzugsweiser Zweck Studien über die Kraft der Erdanziehung sein sollen, die aber auch zur Bereicherung unserer Kunde über jene wenig besuchten Regionen dienen wird, die das Wanderziel dieses Reisenden sind.

Neu-Sibirien. Zwei bekannte russische Gelehrte, Dr. Bunge und Baron v. Toll, welche schon im Vorjahr die Mündungen der Lena erforscht hatten, sind im Frühjahr 1886 auf Schlitten über das Eis, welches das Festland mit den vorliegenden Inseln verband, nach den Liakoff- und den Neu-Sibirischen Inseln hinüber gefahren, haben die fünf Inseln untersucht, welche diesen Archipel bilden, und sind zu Ende des vergangenen Herbstes wieder im Schlitten nach dem Festlande zurückgekehrt.

Antarktische Regionen. Es organisiert sich seit dem Schluß des vorigen Jahres eine sehr interessante Expedition behufs der seither einigermaßen vernachlässigten Erforschung der um den Südpol herum liegenden Regionen. Den Anstoß dazu haben die gelehrten Gesellschaften von Australien gegeben; das Vorhaben scheint aber auch in England ein Echo gefunden zu haben, woselbst man gegenwärtig alles Ernstes beschäftigt ist, die zu einem derartigen großen Unternehmen nötigen Mittel zusammen zu bringen.

(G. g.)

Nachtrag. Zu unserer Notiz über die Gefangenschaft der Herren Capus und Bonvallot unter den Afghanen (S. 132) haben wir noch zu bemerken, daß dieselben nach dreiwöchentlicher Gefangenschaft wieder freigegeben worden sind.

Geographische Neuigkeiten.

* Transvaal und seine Nachbargebiete. Das sogen. „Blaubuch", welches im jüngstvergangenen Februar dem britischen Parlament vorgelegt worden ist, um dasselbe über die Verhältnisse und Zustände in Transvaal und seinen Nachbargebieten aufzuklären, umfaßt 250 Folio-

Digitized by Google

seiten, begleitet von neun Karten, und enthält Depeschen und Berichte über die Grenzbestimmung zwischen Transvaal (der „Südafrikanischen Republik") und Stellaland, und andere Staatsschriften von geschichtlichem, nationalökonomischem, publizistischem und sonstigem Interesse. Für das geographische Wissen aber ist dieses Blaubuch besonders bedeutsam, weil es die Ergebnisse der sorgfältigen Vermessungen von verschiedenen Bezirken in Betschuana-Land, der Kalahari-Wüste und dem Matabeleland und eingehende Schilderungen der Landmarken und Bodenbeschaffenheit längs den hauptsächlichsten Straßen in diesem Teil von Afrika gibt. Wir entlehnen diesem Blaubuch nun nachstehende Schilderungen und Wahrnehmungen über die Kalahari-Wüste, Matabeleland und Schoschong.

Die Kalahari-Wüste ist durchaus nicht in solchem Maße eine Wüstenregion, als man neuerdings vielfach vermutet hat. Sie ist sehr lang und vielfältig ein unbekanntes Land geblieben, weil sie einigermaßen unzugänglich gemacht wird durch einen breiten Gürtel wasserlosen, sandigen Landes, welcher einen weit bewohnbareren Flächenraum einkreist oder umzieht. Der Sandgürtel ist schon seit Jahrhunderten von Eingeborenen mit Packochsen überschritten worden; allein erst in allerjüngster Zeit ist es weißen Männern gelungen, mit Ochsenwagen in der nassen Jahreszeit in das Innere einzudringen. Die sogenannte „Wüste" scheint ein erhöhtes Becken mit zahlreichen Depressionen und „Pfannen" und ungefähr 4000 F. hoch zu sein. Der Regenfall daselbst ist hinreichend, um eine bedeutende Menge von Pflanzen- und Tierleben zu erhalten. Im Herzen der „Wüste" liegen zahlreiche Städte mit Viehheerden und Getreidefeldern, welche mittelst solcher rohen Vorrichtungen, wie sie das Volk der Bakalahari liefern kann, mit Wasser versehen werden. Der größte Teil dieser Fläche ist mit dichtem, hohem Dornbusch bedeckt, welcher eine Menge von jagdbaren wilden Tieren beherbergt. Die Strauße dieser Wüste sind berühmt wegen ihrer unübertroffenen Federn. Das hauptsächlichste Wild sind Giraffe, Eland, Wildebeest, Hartebeest, Gemsbock u. a., welche ohne Wasser leben können. Das Gras in der Wüste ist von ausgezeichneter Güte, und ein großer Teil des Bodens ist ganz geeignet zum Getreidebau, wenn man demselben nur Wasser in genügender Menge verschaffen könnte. Durch die ganze Wüste hin, bis zum Ngami-See und Sambesi hinauf, ziehen sich merkwürdige hohe Sandgürtel, welche sich Hunderte von englischen Meilen in gerader Linie hindehnen und zuweilen bis zu 50 Mln. breit sind. Diese sind der Schrecken der Reisenden, denn sie bestehen anscheinend aus feinem, angewehtem Sand und sind beinahe vollkommen wasserlos. Dennoch leben Buschmänner auf ihnen und ersetzen sich das Trinkwasser durch das Verzehren saftiger Wurzeln und Knollen, welche auf der Oberfläche des Sandes wachsen. (Vergleiche auch das kürzlich erschienene englische Werk von Farini: „Across the Kalahari-Desert.")

Matabeleland, das von den Matabele oder Matabili bewohnte Land, ist der Bezirk, welcher die Wasserscheide zwischen dem Sambesi und dem Limpopo bildet. Der eigentliche, innerhalb der deutlich bestimmten kriegerischen Organisation der Matabele liegende Flächenraum ist hauptsächlich auf der Nordseite der Wasserscheide und nicht mehr als 180 Mln. lang und 150 Mln. breit. Das Land der Wasserscheide im allgemeinen liegt von 3000—5000 F. über dem Meeresspiegel und ist in jeder Hinsicht ein merkwürdig schönes Land. Das Hochland speziell ist besonders gesund und gilt für den gesündesten Teil von Südafrika. Fieber ist dort gänzlich unbekannt, und weiße Kinder könnten dort erzogen werden; selbst in den Thälern ist die Fiebergefahr sehr gering. Der Boden ist reich und fett und ganz besonders zum Getreidebau geeignet. Derselbe Boden gibt Jahr um Jahr große Ernten von Kafferkorn und Mehlfrüchten, ohne Düngung oder andere Pflege als Behacken des Landes. Das ganze Hügelland ist reich an Mineralien, namentlich an Kupfer- und Eisenerzen, und es gibt Holz genug zum Schmelzen. Die Hügel sind von zahlreichen Quarzriffen durchschnitten, und manche Hügel bestehen aus so reichem Eisenstein, daß derselbe mit geringer Mühe ausgeschmolzen werden kann. Im Sand vieler Flüsse wird Gold gewaschen und in Federkielen an die Portugiesen verkauft. Die natürliche Handelsstraße zu diesem reichen Lande ist der Sambesi; da jedoch die Mündung dieses Stromes durch eine Barre versperrt ist und da am Sambesi den größten Teil des Jahres hindurch gefährliche Fieber herrschen, so würde im weitern Verlauf der Dinge wahrscheinlich eine Eisenbahn von Kimberley nach Tati, am südlichsten Rande des Matabelelandes, der beste und wohlfeilste Abfuhrweg sei. Die Matabele sind kein Stamm, sondern eine kriegerische Organisation, welche nun ein Land bewohnt, das sie selbst entvölkert hat. Der Kern der Bevölkerung war ursprünglich ein Stamm, welcher unter Umsilikazi aus Sululand auswanderte. Dieser verwüstete das Land der friedlichen Betschuanen, wanderte nordwärts bis zu seinem jetzigen Wohnsitze und vertrieb die gewerbsamen Maschonas und Makalakas. Wenn diese Eindringlinge ein Dorf eroberten, so machten die Krieger die Männer und alten Weiber nieder und nahmen Kinder und Weiber gefangen. Auf diese Weise ist der ursprüngliche Sulu-Grundstock jetzt eine verschwindend kleine Zahl unter der großen Menge von Betschuanen, Maschonas und Makalakas, welche unter dem Matabele-System in eine einzige heterogene Masse einverleibt worden sind und nur durch kriegerische Knechtschaft zusammengehalten werden. Sie haben keinerlei Gewerbsfleiß und leben nur vom Assegai (Jagdwurfspeer) und dem Vieh, das sie stehlen können. Die Bevölkerung des eigentlichen Matabelelandes ist nahezu 200,000 Seelen.

Schoschong, die Hauptstadt des Bamangwato-Stammes in Betschuanaland, liegt am Fuße der Mangwato-Hügel, nicht weit von der nordwestlichen Grenze von Transvaal. Es ist die größte eingeborene Stadt in Südafrika, denn

Digitized by Google

sie besteht aus 7—8000 Hütten, mit einer Bevölkerung, welche verschieden, von 15,000 bis 30,000 Köpfe, angegeben wird; die erstgenannte Zahl dürfte jedoch der Wahrheit am nächsten kommen. Darunter sind nicht mehr als ungefähr zwanzig weiße Einwohner, meist englische Händler. Der einst sehr blühende Handel von Schoschong ist in der jüngsten Zeit sehr heruntergedrückt worden; seine Hauptartikel bestehen in Straußenfedern, Elfenbein und Häuten. Infolge der rationellen Straußenzucht sind die besten Straußenfedern, welche früher mit 40 Lstrl. bezahlt wurden, auf 8 Lstrl. gefallen. Die Elefanten haben sich nun weit in das von der Tsetsefliege unsicher gemachte Land zurückgezogen und sind nur noch schwer von den Jägern zu erlegen. Sogar Häute sind weit seltener geworden wegen der Schwierigkeit, sich Schießpulver zu verschaffen, und weil die Furcht vor den Raubzügen der Matabele die Veranstaltung der alljährlichen Jagden in großem Maßstabe verhindert. Früher hatte eine einzige Firma in Schoschong einen Ausfuhrhandel von 50,000 Lstrl.; jetzt soll die gesamte Ausfuhr nicht mehr als 15,000 Lstrl. betragen. Zu Schoschong wohnen zwei Missionare von der Londoner Missionsgesellschaft, welche einen bedeutenden Erfolg erzielt haben. Der Häuptling der Bamangwato, Khama, und seine Familie sind Christen. Khama ist ein sehr tüchtiger und verständiger Mann, ungemein weit seinem Volke voran, welches er nicht durch Schrecken und Tyrannei, sondern kraft seines milden, großmütigen, billigen Charakters regiert. Der Wasservorrat ist ein sehr beschränkter, denn die Lage der Stadt ist hauptsächlich im Hinblick auf eine starke Stellung zur Verteidigung gegen die Matabele gewählt worden. Khama hat von einem der Händler einen Brunnen übernommen und die Kosten für das Graben desselben bezahlt; dagegen erhebt er jetzt von jeder Familie, welche den Brunnen benützt, einen Wasserzins von etwa 20 Mark monatlich — wahrscheinlich das erste Beispiel von einem Wasserzins, welchen ein afrikanischer Häuptling auferlegt. Schoschong hat als Handelsplatz und Handelszentrum eine große Wichtigkeit. Drei Straßen von der Kapkolonie her münden hier, und drei große Straßen nach dem Innern gehen von hier aus, die eine nach dem Matabeleland, eine andere nach dem Sambesi und eine nach dem Ngami-See.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

IV. Von Natal nach Maranhaõ.

Am 1. April erschien das Dampfboot „Cruzeiro do Sul" (Südkreuzer), von Rio kommend, im Hafen, und ich war diesmal glücklicher; denn obwohl das Schiff wieder weit in der See lag, so erreichte ich doch, indem ich mich zur Vorsicht dem Intermediato (obersten Steuermann) angeschlossen hatte und in dessen Boot an Bord fuhr, das Schiff rechtzeitig. Um von Natal nordwärts zu steuern, muß man in weitem Bogen nach Süden umwenden, indem ein zur Küste sich herabsenkender Berg, der Genipabu, sich weit ins Meer zieht und gefährliche Untiefen verursacht. Ueberhaupt erfordert die Fahrt von nun an bis Ceara besondere Vorsicht, da sich in diesen Breiten mehrfach unsichtbare Klippen im Meere verbergen. Die Wracks zweier verunglückten Schiffe erhoben sich wie warnende Stimmen auf solchen Felsen. Anfangs glaubte ich zwei Wachtschiffe in ihnen zu erblicken, wie sie, abgetakelt, mit kurzen Masten an den Küsten kreuzen. Beim Anblick dieser zu ewiger Kerkerhaft verurteilten Fahrzeuge, die, nachdem sie ihr eigenes Unglück so teuer erkauften, nun anderen zu Nutz und Warnung dienen, kann man sich eines mitleidigen Gefühles nicht erwehren. Auch ein anderes Schiff „Jona und Lucie", mit über 400 Auswanderern von England nach dem Kap der guten Hoffnung bestimmt, ist noch vor wenigen Monaten hier gescheitert. Die Schiffer nehmen bekanntlich auf ihren Fahrten nach der Südspitze Afrika's einen weiten Lauf nach Westen, um von der Region der Passate möglichst zu gewinnen. Bei der großen Regelmäßigkeit, mit der die Passate zu streichen pflegen, kommt es vor, daß ihnen allzusehr getraut wird, und dies um so lieber, als auch die Strömung die Fahrt in diesen Strichen größtenteils begünstigt. Einmal aber aus dem Kurse geworfen, nimmt die Verirrung leicht unberechenbaren Lauf und nur zu spät kommen die nautischen Apparate berichtigend zu Hilfe. So auch mit der „Jona und Lucie", die, von der besten Fahrt begünstigt, unvorhergesehen zur Küste trieb und ihrem Schicksal verfiel. Etwa in der Breite von Natal und in einer Entfernung von ca. 50 Leguas liegt die Insel San Fernando de Noronha, nach ihrem portugiesischen Entdecker so genannt. Es befindet sich auf derselben ein umfangreiches Gefängnis, worin die schwersten Kriminalverbrechen des ganzen Kaiserreiches abgebüßt werden. In früheren Zeiten soll es gegen 2000 Gefangene enthalten haben, doch scheint man es mit der Transportation hierher nicht mehr so genau zu nehmen. Die Zahl soll sich jetzt kaum noch auf 800 belaufen. Der geographischen und physikalischen Beschaffenheit nach gehört die Insel zu der Provinz Rio Grande do Norte, doch ist sie politisch der entfernter liegenden Provinz Pernambuco zugeteilt. Von dort allein findet jede gesetzliche Verbindung mit dem festen Lande statt. Die von Europa nach Brasilien kommenden Dampfer steuern auf diese Insel zu und machen, sobald sie in Sicht kommt, Kehrt nach Süden. Die Telegraphen signalisieren die jedesmalige Ankunft der Dampfer.

Am Morgen des 2. April lagen wir in Ceara vor Anker. Es ist kein eigentlicher Hafen, der uns aufnahm, sondern eine weite, offene, nicht ganz gefahrlose Rhede. Ceara ist politisch wichtig dadurch, daß es das letzte fortifikatorische Werk der Holländer besitzt, welche einen großen Teil der brasilianischen Küste 40 Jahre beherrschten, bis sie schließlich vertrieben wurden. Dieser Nation verdankt das Land noch außer anderen großartigen Bauten die Festungen bei Natal und Bahia. Das hier in Rede stehende Fort ist, als die Grenzstation der damaligen Besitzungen, sehr stark und von besonderem Umfange, bildet aber auch zugleich eine Zierde der Stadt. Noch heute repräsentiert Ceara einen bedeutenden militärischen Posten und ist gleichzeitig Sitz der Präsidentur der gleichnamigen Provinz. Die Stadt ist eine der schönsten und regelmäßigsten Brasiliens. Die Häuser sind nicht hoch, selten mehr als einstöckig, die Straßen zum Teil gut gepflastert, mit Parallelepipeden wie in Rio de Janeiro, und im richtigen Verhältnis der Breite. Da die Provinz im ganzen sehr sandig ist und von keinem Flusse bewässert wird, so müßte das blühende Ansehen der Stadt umsomehr wundernehmen, hätte man nicht, als sie noch in ihrem Werden lag, mit den Bauten und inneren Einrichtungen derselben einen gewissen reichen und patriotischen Bürger beauftragt. Dieser baute selbst viel aus eigenen Mitteln und so war es ihm um so leichter, Uebereinstimmung

Digitized by Google

unter die Häuser und Straßen zu bringen und sonstwie viel zur Verschönerung beizutragen. Sehr geschmackvoll sind mehrere mit tropischen Bäumen bepflanzte Plätze, unter welchen sich namentlich die Praça Dom Pedro II. auszeichnet.

Zum Transport in den wasserarmen, sandigen Gegenden dieser Provinz versuchte man damals Kameele zu akklimatisieren und zu verbreiten, zu welchem Zweck bereits 15 dieser Tiere aus Afrika herübergeholt wurden. Große Partien Samen der zur Fütterung geeigneten Grasarten wurden gleichfalls bezogen, gingen jedoch nicht auf und nur schwer wollten sich die Kameele an die brasilianische Pusto (Weide) gewöhnen. Die Akklimatisation dieser für Brasilien jedenfalls höchst wichtigen Tiere ist jedoch nicht gelungen. Es ist dies übrigens nicht der erste Einführungsversuch in Brasilien, denn schon in früheren Jahren nahmen einige Kaufleute Bahia's den Plan in ihre Hände, ohne jedoch die erwarteten Erfolge zu erzielen.

Im Innern weilte zur Zeit die „Sociedade scientifica", eine zu naturwissenschaftlicher Durchforschung der nördlichen Provinzen von der Regierung ausgerüstete und zunächst hierher gesandte Gesellschaft Gelehrter. Die Forschungen hatten die wichtigsten Naturgebiete zum Gegenstand und waren demzufolge in sechs bestimmte Sektionen eingeteilt, deren jede ihren besonderen Chef hatte. Außerdem begleiteten Aerzte, Maler und ähnliche Adjunkten die Kommission. Da das Werk ein durchaus nationales sein sollte, so hatte man das Personal ausschließlich aus Inländern gebildet, mit großen Kosten physikalische Apparate und andere Hülfsmaterialien beschafft, überhaupt allen Ernstes einen Plan ins Unternehmen gesetzt, der des großen Reiches würdig wäre und, unter besonderen Auspizien des Kaisers stehend, zu den größten Erwartungen berechtigte. Die Leitung der Explorationen war dem Doktor Capamena, einem jungen, an deutscher Universität gebildeten, talentvollen Manne, anvertraut. Auch Gonzalves Diaz, ein als Poet hochgefeierter Brasilianer, mit der ethnographischen Mission beschäftigt, befand sich unter den Mitgliedern. Er reiste der Gesellschaft gewöhnlich voraus, um Vorstudien zu machen und die nötigen Vorkehrungen zur Aufnahme zu treffen. Ihn traf ich später am Rio Negro, wohin ihm die Gesellschaft nicht mehr folgte; und so war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem Brasilien auch an den Grenzen des Reiches seinen größten Dichter feiert. Leider sollte der so großartig geleitete Explorationsplan in seinen Resultaten gestört werden, indem inmitten der Reise durch Schiffbruch Manuskripte, Instrumente und Naturalien verloren gingen. Nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit kehrte die Gesellschaft nach Rio zurück.

In dem Maße, wie der Dampfer dem Aequator, dem Mittelpunkt des tropischen Amerika, stets näher kam, wuchs auch die Spannung und die Ungeduld, womit ich diesem meinem eigentlichen Reiseziele entgegenging. Als wir am 4. April früh Morgens vor der Hauptstadt Maranhaõ's ankerten, trennte mich nur noch diese eine Provinz von Pará. Aber auch sie ist durch die Nähe des Aequators Gegenstand vielfacher Reize und gerechter Bewunderung, bildet mit ihren Naturschätzen gleichsam einen würdigen Schlüssel zu den reichen Gegenden des Weltenstromes. Einen besonderen Anziehungspunkt bot mir nun noch die Beobachtung der Klimatologie und speziell der daraus entspringenden Gesundheitsverhältnisse, indem die nördlichen Provinzen in dieser Hinsicht fast allgemein und selbst im übrigen Brasilien sehr ungünstig beurteilt zu werden pflegen. Man hält Maranhaõ und Pará für den Herd des gelben Fiebers und anderer endemischen Krankheiten. Nach meinen eigenen und den Beobachtungen daselbst jahrelang ansässiger Ausländer ist jedoch in keiner dieser nördlichen Städte der äquatorialen Küste überhaupt die menschliche Geißel mit solcher Kraft aufgetreten und daselbst heimisch geworden, wie in anderen 200—300 Leguas und noch mehr vom Aequator entfernten Städten, wohin namentlich Rio de Janeiro, Bahia, Santos und Paranagua zu rechnen sind. Mehr fast als anderswo begegnet man in Maranhaõ gesunden blühenden Gestalten bei nicht verkennbarer Hinneigung zur Korpulenz; ja Maranhao ist die Heimat einer schönen Damenwelt. Nicht allein die weiße, auch die schwarze und gemischte Bevölkerung weisen auffallend schöne Gesichtsformen auf. Die Ergiebigkeit des Bodens durch einen großen Teil der Provinz ist wunderbar. Der Stand der Boden-Erzeugnisse, besonders des Zuckerrohrs, ist befriedigend und letzteres weniger als in anderen Provinzen der Degeneration unterworfen. Ich stehe selbst nicht an, die Möglichkeit deutscher Kolonisation — wenn es einmal ein warmes Klima sein soll — in der Provinz Maranhao außer Zweifel zu setzen.

Die Günstigkeit der Verhältnisse der nördlichen Provinzen hat mich überrascht. Fragen wir aber nur nach den Ursachen, werfen wir nur einen Blick auf die geographische Lage und hydrographische Beschaffenheit des südlichen Amerika oder besser des nördlichen Brasiliens, von dem wir einmal handeln, so löst sich das Rätsel. Die ungeheure Wasserstraße des Amazonenstromes und seiner mächtigen Nebenflüsse tragen genugsam die Bedingungen in sich, um der höheren Sonnenkraft der Atmosphäre das nötige Feuchtigkeitsmaß als Aequivalent an die Seite zu stellen. Ueberdies wird die Kraft der Sonnenstrahlung in dem Maße, wie der atmosphärische Kreis mit Feuchtigkeit gesättigt ist, gebrochen, gleichviel ob sie senkrecht oder in schräger Richtung erfolgt. Die Sonne vermag daher einen weit entfernten Erdteil ebenso kräftig zu erwärmen als die näheren Aequatorialgegenden, insofern nämlich jenes von trockeneren und dieses von feuchteren Luftschichten umgeben ist. In Wien und St. Petersburg z. B. finden wir im Sommer einen so hohen Temperaturstand als am Amazonenstrom unter dem Aequator. Die Wirkung des Sonnenstrahls ist daher ebensowohl als von den verschiedenen Luftschichten wie von dem Einfallswinkel abhängig zu betrachten. Ursache und Wirkung stehen hier in schönem Wechselverhältnis zu einander, da ja die Sonne es auch ist, welche anderwärts die Entstehung der Winde veranlaßte. Durch diese berühren das Land noch Einflüsse von außen her, indem sich die Passate, nach weiter Wanderung über große Meere mit reichem Dunstgehalt gesättigt, darüber entladen, also die Temperatur mildern und regeln helfen. Was die Regen im großen und ganzen während der sechs Monate vom Dezember bis Juni bewirken — Milderung der Temperatur — leisten während der anderen Jahreshälfte die dann um so stärker gehenden Winde. Und ist die obere Hälfte des südlichen Amerika nicht ganz geeignet, diese äußeren Einwirkungen im ganzen Sinne entgegen zu nehmen? Stellen wir dem gesegneten, mit unvergleichlich üppiger Begetation ausgestatteten Südamerika eine andere Aequatorialgegend, etwa des mittäglichen Afrika, an die Seite, und wie schön schlagen sich die Gegensätze, da letzterem Kontinente die beiden Bedingungen fehlen, die den amerikanisch-äquatorialen Boden zum fruchtbarsten und gesündesten Erdstrich machen.

Sodann müssen wir nie aus den Augen lassen, daß das Geheimnis üppiger, tropischer Vegetation nicht auf extremen Wärmegraden beruht. Abwesenheit der Kälte oder mäßige Wärme mit Feuchtigkeit im richtigen Verhältnis gepaart, genügen, unter Naturorganismen die günstigsten Resultate zu erzielen. An ein näheres Beispiel erinnernd, so gedeihen doch an den südlichen Grenzen von Tirol, wo noch deutsche Zunge erklingt, die Eßkastanie, die Melone, der Mais und selbst die Orange ohne Kunst im Freien (auf der dänischen Insel Seeland reifen noch die Feigen im Freien). Jemand, welcher von Europa plötzlich ohne Uebergänge hierher unter den Aequator versetzt würde, müßte staunend auf seine Vorstellungen über ein Aequatorialklima zurückblicken. Abgesehen von den oben erörterten Faktoren, die das Klima so günstig stimmen, muß noch ein Umstand in Betracht gezogen werden, der die Temperatur erträglicher, selbst für den Ausländer, macht, und der dem Klima in Europa unter sonst ähnlichen Verhältnissen nicht zugute

Digitized by Google

kommt; dies ist die Reinheit der Luft. Gleiche Temperaturgrade hier und dort äußern sich im allgemeinen sehr verschieden auf das bloße Gefühl des Menschen und insbesondere des Lungensystems. Größere Expansion, größere Klarheit der Luft im tropischen Amerika begünstigen ungemein die Respiration des menschlichen Körpers. Dieser besonderen Luftkonstitution entsprechen viele Thatsachen in der Optik, in der Schallverbreitung, ja selbst Erscheinungen aus dem Einflusse helleren Lichts auf organisches Leben. Welcher nach Brasilien übersiedelte Mitteleuropäer wird nicht den wohlthätigen Einfluß des neuen Klima's empfunden haben! Den Thermometer befragend, findet er, daß 25° R. nicht die beklemmende Wirkung auf die Lungen und das Athmen üben als etwa 20° in seiner alten Heimat. Der Gedanke an Gewöhnung liegt nicht absolut nahe; Beobachtungen der ersten Landungstage würden dem widersprechen. Noch weniger zulässig würde es sein, die wenigen auf der See verlebten Wochen als vermittelnden Uebergang betrachten zu wollen, da die Seeluft wieder anderen Gesetzen unterliegt, indem die weithin flache See die Wirkungen der Sonne nicht wie auf Kontinenten steigert, sondern im Gegenteil die Strahlen absorbiert, während diese auf dem festen Lande zurückgeworfen werden. Zudem wird durch das überreichliche Feuchtigkeitsverhältnis der Seeluft die Temperatur beständig um ein Bedeutendes gemindert, wenig geeignet, dem festen Lande der entsprechenden Breite gleichzukommen.

Die Provinz Maranhaõ nimmt in politischer wie kommerzieller Beziehung einen bedeutenden Rang im brasilianischen Reiche ein. In früheren Zeiten bildete sie in Verbindung mit den Provinzen Pará, Amazonas (Rio Negro) und Piauhy eine einzige sogenannte Capitania, umfaßte also ein gewaltiges Terrain; daher noch heute der Attributivausdruck „de Maranhaõ" bei gewissen Pflanzenerzeugnissen, die thatsächlich nur der Provinz Pará oder Amazonas eigen sind. Die Hauptstadt São Luiz do Maranhaõ befindet sich, ähnlich Desterro in der Provinz Santa Catharina, auf einer Insel dem festen Lande gegenüber, und zwar am nordwestlichen Erde derselben, wo die weiße, dichtgedrängte Häusermasse, auf weite Entfernung hin sichtbar, einen freundlichen Anblick gewährt und wie aus dem Meere aufzutauchen scheint. An der Vorderseite unterscheidet man bald die Festungswerke, die, wenn auch alt und beschädigt, nur um so besser vom festen Bau vergangener, kriegsbedrohter Zeiten zeugen. Franzosen machten bekanntlich wiederholt den Portugiesen den Besitz Maranhaõs streitig. Ueber der Festung erhebt sich ein langes, weißes Gebäude, der Palast des Präsidenten. In der Ferne zur Linken blinkt eine freundliche Kapelle herüber. Die Straßen der Stadt sind regelmäßig, größtenteils gut gepflastert und von bedeutender Länge, worin sie nur durch die Rio de Janeiro's übertroffen werden mögen. Gerade und rechtwinkelig, wie die Straßen einander kreuzen, so ist doch das Terrain nicht durchgängig flachliegend. Besonders in der Richtung zum Hafen befinden sich einzelne abschüssige Straßen, in denen die Passage mühsam und selbst gefährlich werden kann.

Die Einwohnerzahl der Stadt soll nach der letzten Zählung 30,000 betragen, eine Schätzung, die jedoch zu gering erscheint, wenn man das günstige Sterblichkeitsverhältnis damit vergleicht.

Die in Maranhaõ befindlichen Ausländer bestehen aus Engländern, Franzosen, Deutschen und Dänen, worunter die deutsche Nation damals durch acht Personen repräsentiert war. Diese haben sich einen Verein gegründet, dessen Zweck und Name „Frohsinn" ist. Gesang und Turnübungen sowie zeitweise Vergnügungstouren auf das freie Land sind die Gegenstände der Unterhaltung. So klein der Verein ist, so hat er doch dauernden Bestand und hält fest an der alten deutschen Sache, durch kernige Lieder die geistige Nationalität bewahrend.

In Beziehung auf Luxus, Bildungsanstalten, Journallitteratur ꝛc. sucht Maranhaõ mit anderen modernen Städten sich gleich zu stellen. In solch mildem Klima die eitle Mode nachzuäffen, sich von allen Formen lästigen Zwanges nicht einmal lossagen zu können, muß der glücklichen Zone allen zauberhaften Reiz benehmen. Der Maranhenser verschmäht die Gunst eines ewig sonnenheiteren Himmels und der Fremde empfindet es nicht, in einer tropischen, geschweige denn in einer äquatorialen Stadt zu sein. Eine eigene nationale Tracht, wie der Orientale sie sich geschaffen, dem Klima angemessen, würde ihn nicht so befremden, als die nichtssagenden Pariser Moden mit ihrer allwöchentlich frischen Auflage. Die Herren müssen ganz gewaltsam von Kopf zu Füßen in schwerer Tuchkleidung sich quälen; Glacéhandschuhe, ein eleganter Frack und des Castors hoher Trommelkasten verstehen sich von selbst. Die Damen gehen wespenleibig zusammengeschnürt, in schwerer Seide einherrauschend. Richtigen, bescheidenen Sinn muß dies alles natürlich unbefriedigt lassen. Die eitle Putzsucht bemächtigte sich nicht allein aller Freien, sondern auch der Schwarzen, was ein Gang durch die Straßen der Stadt an festlichen Tagen besonders darzuthun vermag. Das einzige Nationale hat sich hier wie überall nur unter der niederen Bevölkerung erhalten. Eigentümlich schmückt die schwarzen Frauenzimmer eine helmartig aufgekrümmte Erhöhung des Haares, dessen Höhe 24 bis 30 cm., wenn nicht darüber, beträgt und neben Perlen und anderem Flitterkram den Hauptstaat dieser Klasse ausmacht. Man glaubt eine Krone auf dem Haupte zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Neuestes von Emin Pascha (Dr. Schnitzler).

Die „Kölnische Zeitung" enthält von ihrem Korrespondenten in Kairo vom 17. Januar nachstehende interessante Mitteilung, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie am besten die Lage schildert, worin sich unser tapferer und verdienter Landsmann Dr. Schnitzler befindet. Sie lautet:

Dr. W. Junker hat bei seiner Ankunft hierselbst Ihrem Berichterstatter den nachfolgenden Brief Emin Pascha's zur auszüglichen Veröffentlichung mitgeteilt. Dieses Schreiben, welches, von Uganda nachgesandt, den Reisenden noch während seines Marsches zur Küste erreichte, enthält mancherlei Einzelheiten, die auf die kritische Lage, in der sich Emin Pascha befindet, Licht werfen und namentlich die Hindernisse bezeichnen, welche sich seinem Rückzug nach Süden entgegenstellen. Dr. Junker hofft durch diese Veröffentlichung in weiten Kreisen auf die Bedrängnis seines Freundes aufmerksam zu machen und vor allem der irrigen Vorstellung entgegentreten zu können, als käme ihm die mit unerklärlicher Langsamkeit vorbereitete Hülfe immer noch zu rechter Zeit. Die in Klammern eingeschalteten Sätze sollen zum Verständnis des Lesers dienen; wir verdanken dieselben den von Dr. Junker uns gütigst gemachten Erörterungen.

Verehrter Freund! In meinem letzten Briefe aus Kibiro (am Albert Nyanza), der Ihnen hoffentlich zugegangen sein wird, hatte ich Ihnen bereits die hiesigen Verhältnisse geschildert und Sie gebeten, jeden Gedanken einer Thätigkeit für uns aufgeben zu wollen, da dies verlorene Mühe sein dürfte. (Dr. Junker hatte Auftrag erhalten, den Königen von Unjoro und von Uganda seitens Emin Pascha's große Elfenbeinvorräte als Zahlungsmittel für freien Durchzug durch ihre Gebiete anzubieten.) Wenn ich nicht irre, hatte ich Ihnen auch Richan Aga's Tod und meine sich hieran knüpfenden Befürchtungen mitgeteilt. (Der Genannte war Befehlshaber des nördlichen in Lado und Umgegend stationierten Bataillons.) Am 8. d. M. fuhr ich, nachdem ich vergeblich auf Nachrichten von Kabrega geharrt, von Kibiro ab und kam am

Digitized by Google

Nachmittag des 9. in Wadelai an. Noch immer grassierten die Blattern, noch immer war kein Regen gefallen und alle unsere Saaten durch die Sonnenglut nahezu vernichtet. Zu allen guten Aussichten, die uns geblieben, gesellte sich auch noch die einer kommenden Hungersnot. In Kibiro war uns der Kapitän des „Khediv", Ali Effendi (die beiden Dampfer, die Emin Pascha besitzt, heißen „Khediv" und „Nyanza"), seit langer Zeit krank, gestorben und hier in Wadelai verkaufte man seine Sachen. Eine Art abgetragener Rock aus hiesigem Gespinnst (Baumwolle) brachte 320 Piaster (80 Franken)! Die Leute haben den Sinn für den Wert des Geldes völlig verloren. Uebrigens geschehen diese Verkäufe nicht um baares Geld. Am 14. entsandte ich eine kleine Expedition nach Londû (4 Tage in West von Wadelai), um uns mit Fleisch für das bevorstehende Fest zu versorgen. Dazu sind die Magazine völlig leer und ich habe nach Duffilé schreiben müssen, um von dort Korn zu requirieren. Und doch verlangen die Herren in Lado Korn!

Am 19. kam der „Nyanza" von Duffilé herauf. In Lado hatte man die Nachlassenschaft Rihan Aga's kassiert und sandte man mir die offiziellen Listen, aus denen ich 21 Gewehre, davon 6 Remingtons, hervorhebe, weil ich offiziellerweise wiederholt an Rihan Aga geschrieben und ihn eingeladen hatte, alle im Privatbesitz befindlichen Gewehre mit Ausnahme der doppelläufigen Perkussionsgewehre als Gouvernementseigentum an die Magazine abliefern zu lassen, um sie den Soldaten zu geben, und er wiederholt und offiziell mir antwortete: es seien keinerlei Gewehre im Privatbesitz! Ich habe nicht nötig, hinzuzufügen, daß jeder hiesige Offizier, ob Aegypter, ob Sudanese, ein ähnliches Arsenal von gestohlenen Gouvernementswaffen in seinem Hause besitzt. Das Personal Rihan Aga's belief sich mit Frau und Sohn zusammen auf sage 95 Personen! Und dann klagen die Leute über Kornmangel!

Privatbriefe aus Lado von Auad und Basilli ersuchen mich, dorthin zu kommen und den „Dampfer von Chartum" dort zu erwarten, d. h. also, daß alle meine Angaben bezüglich der Vorgänge im Sudan, sowie die dorthin gesandte Uebersetzung von Nubars Brief, einfach für Lügen von mir erklärt werden. Ich weiß nicht, soll ich die Dummheit der Leute beweinen oder über ihre Frechheit mich ärgern. Die überraschendste Nachricht jedoch, obgleich ich Ihnen alles voraussagte, ist die, daß ein Korps von etwa 250 Mann unter Führung dreier Kapitäne (zwei Sudanesen, ein Aegypter) von Bedden aus nach Makraka gegangen ist, ohne mich zu fragen oder nur zu benachrichtigen. Sie beabsichtigen, falls die Neger friedlich sind, dort Stationen zu gründen und dann ihre am Flusse zurückgebliebenen Kameraden nachkommen zu lassen; sind aber die Neger feindlich, so soll eine Razzia gemacht und das Korn nach Lado transportiert werden (wie?). Sie sehen, daß allgemach der Zersetzungsprozeß seinen Gang geht und die Mudirieh in Stücke fällt. Ich erwarte die ersten ernsteren Differenzen nach der Rückkehr der Makraka-Partie, wenn dieselbe überhaupt zurückkehrt. Natürlich wird es mir unter den obwaltenden Umständen auch unmöglich sein, die Aegypter herauszukriegen, da ja gerade sie es sind, die von Anfang an den Ungehorsam offen predigten. In Duffilé fährt Hauaschi Effendi (Befehlshaber des 2. südlichen Bataillons, früher in Monbuttu) fort, sich verhaßt zu machen und wird es wohl einen Tag dort zum Klappen kommen. Gestern Abend haben wir endlich einen einigermaßen ergiebigen Regen gehabt. Vita Hassan (aus Alexandria, Tunesier von Abstammung, jüdisch-arabischer Apotheker der Provinz, der beim Angriff der Waganda auf Ungaro von Kabrega auf das Westufer des Albert Nyanza geschafft worden war) hat mir gestern geschrieben und wartet sehnlichst auf seine Erlösung aus Mahagi, d. h. auf den Dragoman Kabrega's, der ihn zurückgeleiten soll.

29. Juni. Am 27. Abends spät kam der „Khediv" von Duffilé mit Post von Lado, die bis zum 10. reicht, aber nichts wesentliches enthält, auch der Expedition nach Makraka (es sind 400 Gewehre dahin gegangen) nur nebenbei als einer nach Chef Kombos Dorfe am 7. von Lado gesandten Razzia Erwähnung thut. Ich hatte drei der dortigen Offiziere hierher verlangt, um ihnen die Originalordres von Aegypten vorzulegen und sie so vielleicht zur Vernunft zu bringen; man antwortete mir jedoch, sie seien abwesend, während ich positiv weiß, daß einer in Lado, der andere in Redjaf sitzt. Interessant sind zwei Privatbriefe von Ali Effendi und Auad Effendi. Jener, der mir seit mehr als vier Monaten nicht mehr geschrieben, entschuldigt sich mit der Pression, unter der er gestanden, als Rihan Aga noch lebte, und gibt seine Meinung dahin ab, daß die Leute, d. h. Offiziere, nicht nach Süden gehen wollen, noch gehen werden und daß, wenn ich darauf bestände, über kurz oder lang jede Disziplin schwinden würde, daß es demnach geraten sei, den Leuten Getreide, Honig, Tabak!! zu senden, auch Munition zukommen zu lassen, um sie mir geneigt zu machen! Sie ersehen hieraus zur Genüge, daß Ali Effendi (ein Aegypter, als Nachfolger Rihan Aga's als Befehlshaber in Lado eingesetzt) dort überhaupt keine Autorität genießt und zum Spielball in den Händen seiner Offiziere geworden ist. Von Disziplin kann also schon jetzt keine Rede mehr sein. Noch viel klarer ist Auad's Brief, von dem Sie ja wissen, daß er ebenso gut als beschränkt ist und von jeher einer der Hauptagitatoren gegen den Rückzug nach Süden gewesen. Als Rihan Aga, erzählt er, die Offiziere zusammengerufen, um über den Rückzug nach Süden zu beraten, hätte man mich dort öffentlich angeschuldigt, ich hätte im Kriege gegen die Bari den Soldaten keine genügende Munition zukommen lassen, sondern all meine Gunst dem 2. Bataillon zugewandt, weil dessen Chef ein Araber, nämlich Hauaschi, sei. Hierauf folgen Ermahnungen, nach dort zu kommen, die Leute gerecht zu behandeln, Getreide, Honig, Tabak und Munition zu senden, überhaupt alles mögliche zu thun, um die Leute zu versöhnen, da sie sonst eines Tages ihre Waffen nehmen und ihrer Wege gehen würden, nachdem sie ihre eigenen Offiziere und die anderen Beamten dort in den Händen der Neger gelassen. Aus guter Quelle wisse man in Lado, daß zur Zeit der Bari-Insurrektion drei Dampfer von Khartum nach Schambeh gekommen seien, um uns Hülfe zu bringen, in Schambeh jedoch erfahren hätten, daß Bor, Lado u. s. w. von den Negern zerstört worden seien, und daß sie deshalb wieder nach Khartum zurückgekehrt seien. Es wären übrigens längst alle Offiziere von Fatiko bis Lado einig, zurück nach Khartum zu gehen, und ich solle deshalb auf das 2. Bataillon nicht rechnen. Auch solle ich auf die Herkunft der verlangten drei Offiziere nicht rechnen, da keiner kommen werde.

Sie sehen, das ist ziemlich klar, und wir wissen nun, woran wir sind. Die Erzählung von den drei Dampfern beweist Ihnen zur Genüge, mit welcher Sorte von Leuten ich zu thun habe. Ich erwarte nun die Antwort auf die Copie der Originalordre Nubars, die Sie mir zuletzt sandten und die ich dorthin expediert habe. Fällt die Antwort wiederum verneinend aus, so ziehe ich mich zurück und will überhaupt nichts mehr mit jenen zu thun haben. Ich habe gethan, was in Menschenkräften liegt. Ob Wadelai im Fall eines Konflikts zu mir halten werde, wage ich nicht zu entscheiden, möchte es aber glauben. Duffilé ist seit langem mit Lado einig und man erwartet dort nur das Signal zum Aufbruch nach Norden.

6. Juli. Verzeihen Sie den etwas lamentablen Ton meiner obigen Zeilen. (Inzwischen waren Dr. Junker's Nachrichten aus Uganda, welche Aussicht auf Dr. Fischers Kommen von Südosten eröffneten, bei Emin Pascha eingetroffen. Dr. Fischer, selbst von allem Nötigen entblößt, hätte allerdings keine materielle Hülfe bringen können.) Der Mut war mir gesunken. Da bekam ich am 2. d. M. durch Casati bezw. Kabrega's Vermittelung (Casati weilt bei letzterem, um die Verbindungen nach Süden offen zu

Digitized by Google

erhalten) das Paket von Uganda mit Ihren freundlichen Briefen vom 2. Juni, begleitet von sehr interessanten Briefen Mackay's, Reuter's Depeschen, Zeitungen. Auch Mohamed Biri hat geschrieben und ein wenig Tabak, eine Zigarre und Papier angeschlossen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, welches Interesse ich daran nehme, Sie bald von Uganda abreisen zu sehen; es scheint dort nicht geheuer, und ich freue mich, aus Mackay's Brief zu entnehmen, daß Sie bald von dort weiterreisen werden. An Mackay schreibe ich ausführlich, zunächst um ihm für sein freundliches Interesse zu danken, dann aber auch, um ihn von meinen Plänen in Kenntnis zu setzen. Ich habe mich nämlich auf seine Mitteilungen hin und weil ich meine Leute nicht unnützen Gefahren aussetzen will, entschlossen, von einem Rückzuge überhaupt für jetzt abzusehen und zu warten, was die Zeiten mir bringen werden. Ich will versuchen, meine Leute dazu zu bringen, daß sie die nördlichen Stationen aufgeben und wir uns alle in Duffilé, Fatiko, Fadibek, Wadelai u. s. w. konzentrieren, vielleicht auch eine Station noch weiter nach Osten vorschieben als Fadibek. (Die nördlichen Stationen, die bei Dr. Junker's Abreise noch im Besitz Emin's sich befanden, waren: Laboré, Muggi, Kirri, Bedden, Redjaf und Lado). Ich mache der Regierung heute davon Mitteilung..... Mit meinem Entschlusse zu bleiben und Ihrer Abreise aus Uganda fällt das Ende unserer Korrespondenz zusammen. Es drängt mich daher, Ihnen nochmals eine glückliche Heimkehr, ein fröhliches Wiedersehen mit den Ihren und endlich den Genuß der so wohlverdienten Ruhe und Anerkennung zu wünschen..... Ihr aufrichtig ergebener Dr. Emin Bey.

P.S. Ich habe sofort Ordres nach Fatiko und Fadibek gesandt, daß man Dr. Fischer in jeder Weise unterstütze, auch Kabrega Elfenbein versprochen, damit er die Lango (Wakidi) dazu bewege, jenem die Passage zu gestatten.

Litteratur.

* Steinen, Dr. Karl v. d.: Durch Zentralbrasilien, Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Mit über 100 Text- und Separatbildern von Wilh. v. d. Steinen, 12 Separatbildern von Johannes Gehrts, einer Spezialkarte des Schingú-Stromes von Dr. Otto Clauß, einer ethnographischen Kartenskizze und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.[1] — Wir haben in unserem Texte schon mehrmals von diesem hochinteressanten Reisewerk gesprochen, welches ein seither noch unbekanntes weites Gebiet des zentralen Brasiliens vom 14.° bis zum 4.° s. Br. der Wissenschaft erschließt. Nachdem Dr. med. Karl v. d. Steinen aus Düsseldorf und Dr. Otto Clauß die deutsche Südpolar-Expedition von 1883 mitgemacht hatten, verließen sie diese in Montevideo in der Absicht, gemeinsam mit dem Maler Wilhelm v. d. Steinen den Rio Pilcomayo zu bereisen und den Gran Chaco zu besuchen, welches Gebiet jedoch inzwischen der französische Reisende Thouar sich zum Gegenstand der Erforschung erwählt hatte. Dies vereitelte den ursprünglichen Reiseplan und lenkte die Aufmerksamkeit der Reisenden auf das Innere des tropischen Brasiliens und besonders auf den Schingú-Strom, von welchem man nur einen kleinen Teil seines Unterlaufs und seine Mündung in den Amazonas kannte und wo man eine reiche ethnologische Ausbeute erwarten durfte. Die Ergebnisse dieser Reise, welche von Pará nach Asuncion, Corumbá und Cuyabá und der Hochebene des Mato Grosso ging und hier erst nach dem aus drei Quellflüssen entstehenden Schingú in Rindenkähnen und später in Einbäumen angetreten wurde, liegen nun in vorstehendem prachtvollen, gediegenen und reich illustrierten Werke vor. Auf dieser mühseligen und teilweise nicht ungefährlichen Fahrt über eine Strecke von zehn Breitengraden traf die Expedition nun verschiedene Stämme von eingeborenen Indianern, die Bakaïri, Kustenaú, Trumai, Suyá, Manitsaué, Yuruna, Tupi u. s. w., die möglichst genau beobachtet wurden und für die Ethnologie und Ethnographie eine höchst dankenswerte Ausbeute lieferten. Der Inhalt des vorliegenden Bandes bietet eine Anzahl genauer Ortsbestimmungen und eine Menge wissenschaftlicher Beobachtungen aller Art und durch seine reiche und rationelle Illustration und seine schönen Karten eine Fülle von Belehrung. Der Ethnologie ist ein Hauptinteresse zugewendet, und die Ethnographie der südamerikanischen Urstämme erfährt dadurch eine ungemeine Bereicherung, da ihr mehr als ein Drittel des gesamten Umfangs des Werkes gewidmet ist. Mit besonderer Liebe und Gründlichkeit findet man hier außer der höchst anziehenden und stofflich interessanten Schilderung der ganzen Reise die Legenden und die Abstammung der Bakaïri, die amerikanischen Sprachverwandtschaften, die Urstämme der Nu, der Aruaken, Kariben und Tapuyen geschildert und geprüft und die genauere Kunde derselben durch ziemlich umfassende Vokabularien ihrer Sprachen gefördert. Alles in allem genommen haben wir in dem vorliegenden Werke des Dr. K. v. d. Steinen einen der wertvollsten und wichtigsten Beiträge zur Länder- und Völkerkunde von Südamerika, die überhaupt erschienen sind, und einen höchst beachtenswerten Hinweis auf die Thatsache, daß Südamerika, namentlich Brasilien, für den Ethnologen noch ein Arbeitsfeld und Forschungsgebiet von ungeahnter Ergiebigkeit und Mannigfaltigkeit darbietet. r.

* *Stuttfield, Hugh*: *El Maghreb.* 1200 Miles' Ride through Marocco. London, Sampson Low. 1886. — Der Verfasser dieses zweiten, heute auf unserem Büchertisch liegenden Werkes über Marokko gibt uns eigentlich keine ethnographischen oder geographischen Aufschlüsse. Sein Weg beschränkte sich fast ausschließlich auf betretene Pfade und führte ihn nur zu solchen Araber- und Berberstämmen, die dem Sultan ergeben sind, d. h. sich von ihm niedertreten lassen. Von der Hungersnot 1883 berichtet er, daß vier auf einanderfolgende Mißernten das Volk an vielen Gegenden in eine so große Armut gestürzt hatten, daß es ihm an Korn zur Aussaat fehlte. Er fand weite Strecken des Bodens unbebaut. Im Süden des Reiches war das Elend am größten; dort sah er viele nur mit Lumpen bekleidete Menschen, die infolge des beständigen Mangels halb-blödsinnig waren und sich von ungesunden Wurzeln nährten. Gab er den Armen Brot, so küßten die Frauen den Saum seines Mantels und flehten um mehr, die Männer rissen sich einander ihren Teil fort. Es mußte strenge Wache gehalten werden, damit den Pferden das Futter nicht aus der Krippe gestohlen wurde. „Der Anblick dieser Not beeinträchtigte meine Reiselust", schreibt er; „überall verfolgte mich der Gedanke, daß diese Mißstände unter einer wohlmeinenden, geregelten Regierung nimmermehr auftreten würden, da die Nahrungsquellen des Landes mit Leichtigkeit zu einer die Anforderungen der spärlichen Bevölkerung um das Dreifache überschreitenden Ergiebigkeit gebracht werden könnten."

[1] Unliebsam verspätet.

Verlag von Georg Böhme, Leipzig.

Jacob, Georg, Der Nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter. Preis 4 Mk.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZENTRALBIBLIOTHEK WIEN

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 9. Stuttgart, 28. Februar. **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Urgeschichtlich-Anthropologisches aus Ungarn. S. 161. — 2. Die Eingeborenen von Algerien. Von P. Foncin. (Schluß.) S. 164. — 3. Ausbruch des Schlammvulkans Lokbotan bei der transkaukasischen Eisenbahnstation Puta. Mitgeteilt von R. v. Seidlitz. S. 167. — 4. Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder.) (Schluß.) S. 169. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 172. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 175. — 7. Litteratur. S. 178. — 8. Kleinere Mitteilung. S. 180.

Urgeschichtlich-Anthropologisches aus Ungarn.

Es sind etwa vier Jahrzehnte her, daß auch in Ungarn durch die Brüder August und Franz Kubinyi, sowie durch Johann Erdy, die urgeschichtliche Forschung eifrige und ernste Vertreter fand, wenn auch erst mit dem Anfang der siebziger Jahre die prähistorischen Studien daselbst allgemeiner gewürdigt wurden. Was Fleiß und Begeisterung für die Sache bereits in kurzer Zeit zu leisten vermögen, davon legte schon der im September 1876 zu Pest abgehaltene „Achte internationale Kongreß für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie" ein beredtes Zeugnis ab. Außer den reichen Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums hatten damals die Provinzialmuseen und eine große Anzahl von Privaten über 20,000 Nummern in einer umfassenden, wertvollen Sammlung vereinigt, welche so ziemlich alles zur Ansicht brachte, was das Reich der Stephanskrone an vorgeschichtlichen Gegenständen, die ein besonderes Interesse gewähren, besitzt, so daß man ein anschauliches Bild von dem allgemeinen Charakter der Kultur der Bewohner des großen, mittleren Donaubeckens in prähistorischer Zeit erhielt, von den ältesten Spuren menschlichen Daseins in Ungarn bis zu jenem Moment, da sich die Bewohner des Landes der arischen Zivilisation anschlossen, indem sie das Christentum annahmen.

Rüstig ist seitdem an dem großen Werke weiter gearbeitet worden. Eine ganz besonders hervorragende Stellung nehmen hier die urgeschichtlich-anthropologischen Untersuchungen Josef v. Lenhossék's, Professors der deskriptiven und topographischen Anatomie an der Königlich ungarischen Universität zu Budapest, ein. Zwei Werke desselben sind es, auf die wir heute ganz besonders hinweisen möchten, von denen das eine, bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienene, sich betitelt: „Die künstlichen Schädelverbildungen im Allgemeinen und zwei künstlich verbildete mikrokephale Schädel aus Ungarn, sowie ein Schädel aus der Barbarenzeit Ungarns", während in dem anderen ursprünglich in erster Auflage, im Verlage der Königlich ungarischen Universitätsbuchhandlung von Friedrich Kilian in Budapest herausgekommen: „Die Ausgrabungen zu Szeged-Oethalom in Ungarn, namentlich die in den dortigen urmagyarischen, altrömischen und keltischen Gräbern aufgefundenen Skelette, darunter ein sphenokephaler und katarrhiner hyperisomäkephaler Schädel, ferner ein dritter und vierter künstlich-verbildeter mikrokephaler Schädel aus O.-Szöny und Pancsova in Ungarn", behandelt werden.

Das zuerst angeführte Werk ist vorwiegend eine Monographie der erwähnten drei in Ungarn gefundenen Schädel, von welchen zwei die Merkmale der Makrokephalie, der „Langköpfigkeit", jener künstlichen Verbildung zeigen, deren bereits Hippokrates Erwähnung thut, und die durch Karl Ernst v. Baer's klassische Arbeit: „Die Makrokephalen im Boden der Krym und Oesterreichs" zuerst eine eingehendere Würdigung fand, während der dritte als ein prähistorischer, aus der sogen. „Barbarenzeit" Ungarns anzusehen ist, jener Zeit, die vom dritten bis Ende des zehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung oder bis zur Annahme des christlichen Glaubens, im Jahre 997, durch die Magyaren reicht. Der Schwerpunkt der Arbeit fällt aber auf die Schilderung der beiden makrokephalen Schädel, von welchen der eine zu den schönsten Exemplaren, der jene merkwürdige, weitverbreitet vorkommende künstliche

Digitized by Google

Verbildung an sich tragenden Schädel gehört und zu Csongrád im Jahre 1867 aufgefunden worden ist, während der andere, weniger hochgradig deformiert, aber dabei ganz besonders instruktiv, indem die Sutura sagittalis in ihrer ganzen Länge verwachsen ist, wodurch die Wirkung der verbildenden Mittel wesentliche Ablenkungen erfahren hat, von Székely-Udvarhely stammt und sich gegenwärtig in Wien in der Sammlung der dortigen anthropologischen Gesellschaft befindet.

Bei der geringen Bekanntschaft mit jener eigentümlichen Sitte der künstlichen Schädelverbildung — besitzt doch unsere Litteratur noch kein allgemeines, alle künstlich erzeugten Schädelformen umfassendes Werk, ja bis jetzt ist nur ein einziges von L. A. Gosse: „Essai sur les Déformations artificielles du Crâne, Paris 1885", über den betreffenden Gegenstand vorhanden, das aber an einer etwas künstlichen und komplizierten Einteilung leidet, auch durch neuere Forschungen überholt ist — bei der geringen Bekanntschaft mit jener sonderbaren Sitte, sagen wir, und da ohne genaue Kenntnis der künstlichen Schädelverbildungen überhaupt und jener der makrokephalen Deformationen insbesondere ein klares Verständnis über einen vorliegenden Fall nicht möglich ist, so hat der Verfasser, was gewiß allseitig mit Freuden begrüßt und mit Dank willkommen geheißen wird, eine kurze, allgemeiner gehaltene Abhandlung über künstliche Deformationen seinen eigenen Untersuchungen vorausgehen lassen.

Die klare, stets auf die anatomischen Verhältnisse gegründete Darlegung des Verfassers, sowie der sehr fühlbare Mangel eines geeigneten Werkes, welches ausführlicher und umfassend die auch völkerpsychologisch so interessante Sitte der künstlichen Schädelverbildungen behandelt, läßt es bedauern, daß ein so ausgezeichneter Forscher, wie v. Lenhossék, seine so vorzügliche und belehrende Abhandlung nicht zu einem solchen erweitert hat. Nach der Probe, welche der Verfasser hier abgelegt hat, und nach den auf das Eingehendste von ihm ausgeführten Vorarbeiten, dürfte er jetzt die geeignetste Persönlichkeit sein, die an sich nicht leichte und umfangreiche Arbeit zu übernehmen und zu einem befriedigenden und glücklichen Ende zu bringen.

Ganz besonders instructiv sind bei seinen Untersuchungen die Experimente, welche v. Lenhossék an Leichen neugeborener Kinder angestellt hat, um die Wirkungen der einzelnen Deformationsmethoden auf den Schädel durch Nachbildungsversuche am Schädel von Kinderleichen mittels anatomischer Thatsachen zu begründen und aus diesen die künstlichen Verbildungen zu erklären. Wenn nun auch die Resultate der Experimente, wie der Verfasser selbst zugesteht, in Bezug auf den Verbildungsgrad sehr bescheidene waren, indem alle Versuche, dem Schädel der Leiche des neugeborenen Kindes jene auffällige Deformation höheren Grades zu geben, welche man durch die eine oder die andere der verschiedenen, an Lebenden angewendeten Deformationsarten erzielt hat, gescheitert sind, selbst wenn man außer Binden noch andere Hülfsmittel, wie Brettchen oder Schienen, angewendet hat, wobei es sogar sehr oft geschah, daß bei sehr gewaltsamem Zusammenziehen der zirkularen Binde die Membranen der Fugen und Fontanellen ohne Unterschied sich von den Knochenrändern loslösten, so konnte man das allerdings schon a priori voraussehen, denn eine momentane kräftige Wirkung kann nicht mit einem durch mehr oder weniger langsame, allmählige Einwirkung auf die Entwickelung erzeugten Zustand direkt verglichen werden; wir haben hier denselben Fall wie mit dem Tropfen, der nach und nach den Stein aushöhlt, und einer Kraft, die einmal, aber heftig, sich äußert. Deshalb sind aber die Experimente v. Lenhossék's durchaus nicht an sich resultatlos geblieben, ja erst durch sie ist die Methode der Verbildung recht klar geworden und hat man ein Verständnis der derartigen Deformationen aus den anatomischen Verhältnissen und den wirkenden Kräften erzielt.

Alle Schädel, sagt v. Lenhossék, welche in der Weise verbildet sind, daß sie deutliche Spuren einer gewaltsamen zirkulären Kompression, sowie jene einer solchen von vorn und von rückwärts, mit oder ohne gleichzeitige Anwendung einer zirkulären Kompression, tragen, stellen die eigentlichen, künstlich deformierten, makrokephalen Schädel dar.

Die zirkuläre Kompression wurde, nach des Verfassers Angabe, dadurch bewerkstelligt, daß die Mutter oder Hebamme gleich nach der Geburt den Kopf des Kindes — wie es schon Hippokrates beschreibt — zwischen den Händen komprimierte, und dann eine Binde an die Stirne anlegte, welche beiderseits zum Hinterhaupte und von da wieder zurück zur Stirne führte, und dann zusammenknüpfte.

Je tiefer die Binde an der Stirne, das ist, gegen die Nasenwurzel zu, und je höher sie an dem Hinterhaupte, das ist, oberhalb der Protuberantia occipitalis externa bis über die Scheitelbeine hinaus, angelegt wurde, um so mehr wurde das Stirnbein und der Pars cerebralis der Hinterhauptsschuppe senkrecht abgeflacht, weil gegen die Nasenwurzel zu die beiden Hälften des Stirnbeines dem Bindendruck schon bedeutend widerstehen, somit das Niederdrücken der Stirn vereiteln, wobei zugleich im ganzen der zwischen dem Vorder- und Hinterhaupt liegende Teil des Schädelgewölbes kuppelartig nach aufwärts gedrängt wurde.

Bei einigen auf diese Weise deformierten Schädeln zeigt sich aber der zwischen dem senkrechten Vorder- und Hinterhaupte liegende Teil des Schädelgewölbes nicht kuppelartig hervorgewölbt, sondern in der Profilansicht horizontal abgeflacht, und sowohl vorne, wie auch rückwärts unter einem abgerundeten Winkel in das Vorder- und Hinterhaupt übergehend, woraus sich schließen läßt, daß durch eine bindenartige Haube noch ein Druck von oben her geübt wurde. Zugleich zog sich aber des Gleichgewichtes wegen der Oberkiefer nach rückwärts. Diesem zufolge ist auch ein auf diese Weise verbildeter Mikro-

Digitized by Google

kephal-Schädel ein künstlicher, orthognather hypsikephaler Schädel.

Würde aber entgegengesetzt die zirkuläre Binde an der Stirne hoch, am Hinterhaupte aber tief, das ist, an der Protuberantia occipitalis externa und den von ihr ausgehenden Lineae semicirculares superiores angelegt, so würde die Stirne bedeutend niedergedrückt, so daß das Schädelgewölbe zylinderartig verlängert und nach rückwärts getrieben, die ohnehin sehr schwach bei dem neugeborenen Kinde ausgebildete Protuberantia occipitalis externa mit den Lineae semicirculares superiores vollkommen flach gedrückt und der Oberkiefer des Gleichgewichtes halber nach vorn gedrängt.

Aber nur selten blieb es bei dieser einfachen zirkulären Bindenanlegung, sondern man drückte früher eine harte Platte an das Hinterhaupt und zuweilen noch eine zweite an die Stirne, über welche letztere eine zirkuläre Binde angelegt wurde, welche man zum Hinterhaupte über die Occipitalplatte und von da wieder zurück über die Stirn führte und dann deren Enden zusammenknüpfte.

Derartig gebildete makrophale Schädel hat man in Amerika, in Asien, sowie auch in Europa, gefunden. Wir haben im Kaukasus noch lebende Gruſiner gesehen, welche makrophal deformierte Schädel hatten, ebenso bei den Achal-Teke-Turkomanen, wo den Kindern nur kurze Zeit nach der Geburt eine zirkuläre Binde um den Kopf gelegt wird, während sie später eine Kappe tragen, die auf den Schädel drückt, so daß eine förmliche Rinne um den Schädel herum entsteht. In Europa gehören diese merkwürdigen Schädelverbildungen zu den größten Seltenheiten. Am häufigsten sind sie aber noch in der Krym bei Kertsch und bei Jenikale gefunden worden.

Aus Ungarn waren bis vor kurzem zwei künstlich verbildete, makrokephale Schädel bekannt. Der eine derselben ist in Csongrád, im Komitate gleichen Namens, an dem Ufer der Theiß, in einem sogen. Tatarengrabe, im Jahre 1867 aufgefunden worden. Der Finder gibt an, daß sich in diesem Grabe sieben Skelette befunden hätten, deren Schädel alle gleich sonderbar geformt gewesen wären, und sich voneinander nur dadurch unterschieden hätten, daß einige sehr klein gewesen wären, die gewiß im kindlichen Alter Verstorbenen angehört hätten, während die anderen, von verschiedener Größe, gewiß von Erwachsenen hergerührt hätten. Solche Gräber waren schon vordem zu verschiedenen Malen entdeckt, die Skelette aber leider jedesmal, wie auch in dem oben erwähnten Falle, samt ihren Köpfen in die Theiß geworfen worden. Nur ein Schädel von dem jüngsten Funde ist erhalten geblieben und im Jahre 1876 in v. Lenhoſſéks Hände gelangt, der von demselben in dem an erster Stelle genannten Werke eine eingehende und sehr klare Beschreibung gegeben hat.

Der andere Schädel ist im Jahre 1874 bei Székely-Udvarhely, im Szekler-Land in Siebenbürgen, dem einstmaligen Usidava der Römer, 70 cm. tief aus dem schwarzen Humusboden daselbst gelegentlich einer Planierung des Platzes ausgegraben worden, wobei man auf eine solid angelegte Straße, ferner auf Reste eines alten Mauerwerkes stieß und zugleich zahlreiche Münzen, Waffenstücke und Gerätschaften vorfand, welche als aus der Römerherrschaft in Siebenbürgen herstammend sich erwiesen.

Später ist noch ein dritter und vierter künstlich verbildeter, makrokephaler Schädel in Ungarn aufgefunden worden, über welche v. Lenhoſſék in dem oben erwähnten zweiten Werke berichtet. Der eine der beiden genannten Schädel wurde im Jahre 1881 zu O-Szöny an der Donau im Komorner Komitate in Ungarn gelegen, dem alten Bregetium oder Brigetio der Römer, auch Praetorium Brigetionense genannt, ganz nahe am nördlichen Uferrande des Stromes gefunden. Außer den Ueberresten des ziemlich zerfallenen Skelettes in halb sitzender Lage, mit dem deformierten Schädel, enthielt das Grab noch eine teils mit schön grüner und teils mit violettfarbiger, schöner Patina überzogene, flache runde Scheibe aus Bronze, von 24 mm. im Durchmesser und 3 mm. Dicke, in deren Mitte sich ebenfalls ein Nagel, ebenfalls aus Bronze, mit einem gewölbten Kopf befindet; ferner 26 Stück durchbohrte runde Perlen nebst vielen zerbrochenen aus Glasmasse von sehr verschiedener Größe und Farbe, als hellgrün, weiß, sowie opalisierend, wie letzteres bei verwittertem Glas von sehr hohem Alter angetroffen wird; unter diesen die größte Perle von 6.5 mm. im Durchmesser.

In der Nähe des Grabes wurden dann weiter noch eine Anzahl Münzen aus Bronze aufgefunden, und zwar von Tiberius Claudius, von Konstantinus Magnus, von Konstantinus I. und von Valentinianus, Münzen, welche auch schon vor der Entdeckung des erwähnten Grabes im Gebiete der Ausdehnung des einstigen Brigetium gefunden worden sind.

Der vierte aus Ungarn bekannt gewordene, künstlich deformierte makrokephale Schädel endlich stammt von Pancsova, im Torentáler Komitate. Es wurden daselbst vor ungefähr 2 bis 3 Jahren mehrere uralte Gräber aufgedeckt. In einem derselben, und zwar in einem ganz isolierten Grabe, befand sich ein Skelett mit einem makrokephal deformierten Schädel, der mit zwei anderen, nicht deformierten, an den Vorstand des anthropologischen Instituts der Pester Universität gesandt wurde, wo v. Lenhoſſék Gelegenheit hatte, denselben flüchtig zu sehen.

Mustergültig und geradezu klassisch zu nennen ist die Beschreibung, welche v. Lenhoſſék von den drei zuerst erwähnten, künstlich verbildeten makrokephalen Schädeln aus Ungarn gibt. Wir haben hier eine Meisterleistung sowohl vom anatomischen wie anthropologischen und archäologischen Standpunkte vor uns, durch welche unsere Kenntnis der künstlich deformierten Schädel im allgemeinen und der makrokephalen Schädel insbesondere eine ganz wesentliche Bereicherung erfahren hat; leider müssen wir uns versagen,

Digitized by Google

auf die eingehenden und sorgfältigen Untersuchungen, wie auf die umfassenden Auseinandersetzungen und Beschreibungen im einzelnen hier näher einzugehen, da dieselben wesentlich nur für den Mann von Fach ein Interesse haben und lediglich von diesem nach Gebühr gewürdigt werden können. Nicht unterlassen dürfen wir es aber, der Schlußfolgerungen kurz zu gedenken, die v. Lenhossék als Ergebnis seiner Forschungen zieht.

Der Schädel von Csongrád ist ohne Unterkiefer, sonst aber außerordentlich gut erhalten. Die künstliche Verbildung desselben muß, nach den vorhandenen Eindrücken zu urteilen, gleich nach der Geburt vorgenommen worden sein, und zwar in einer Weise, daß man der Hinterhauptsschuppe über der Protuberantia occipitalis externa und den beiden Lineae semicirculares superiores eine harte Platte andrückte, dann eine Binde über die Stirne legte und diese beiderseits nach rückwärts über die hinteren Cessarischen Fontanellen so führte, daß deren Enden über die an der Hinterhauptsschuppe angebrachte Platte zusammentrafen, welche dann zur Stirne zurückgeführt, fest angezogen und über dieselbe zusammengeknüpft wurden. Ob auch eine Platte an der Stirne angebracht wurde, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, doch sprechen verschiedene Erscheinungen dafür. Auch ergibt sich, daß das gewaltsame Zusammendrücken des Schädels durch sehr lange Zeit ununterbrochen angewandt sein muß.

Durch dieses, gleich nach der Geburt in Angriff genommene, gewaltsame Zusammenpressen des Schädels, ist einerseits die Stirne derart niedergedrückt worden, daß dieselbe mit der Basis des Schädels einen so kleinen Winkel bildet, wie es bei keinem Menschenstamm ohne künstliche Hülfe vorkommt, andererseits wurde die Krümmung der Pars cerebralis der Hinterhauptsschuppe nicht nur flach, sondern sogar ein wenig eingedrückt, so daß der Längendurchmesser dieses Schädels, von der Sutura nasofrontalis zur Protuberantia occipitalis externa gezogen nicht mehr als 154 mm. beträgt, während infolge dieser Kompression der Schädel in entsprechender Weise an Höhe zugenommen hat.

Die hintere Umrandung des Schädels bildet einen fast vollkommenen Halbkreis, zwischen dessen Endpunkten sich auch die größte Breite dieses Schädels befindet, welche zugleich auf die größte Wölbung der beiden Seitenwandbeine, und zwar etwas von der Mitte der Sutura sagittalis, fällt und den zwar schwachen, aber vorhandenen Tubera parietalia entspricht. Diese Schädelbreite besitzt 127 mm.; es ist danach der Längen-Breiteninder des Schädels 82.4 und der Breiten-Längenindex 121.2.

Der Schädel ist auffallend klein, indem dessen äußerer Umfang nur 440 mm. beträgt, und dessen Schädelhöhle nicht mehr als 1300 Kubikcentimeter in sich faßt.

Das Mißverhältnis zwischen Schädelumfang und dessen Inhalt erklärt sich aus der übernatürlichen Höhe desselben, welche von der Mitte des vorderen Randes des großen Hinterhauptloches bis zum Gipfel des Schädelgewölbes 151 mm. beträgt, aus welchem sich mit dem Längendurchmesser des Schädels von 154 mm. ein Längen-Höhenindex von 98.0 ergibt, wonach also dieser Schädel in hohem Grade ein naturwidriger Hypsikephal- oder Hochschädel ist.

Infolge der starken Neigung des kegelförmigen Gewölbes nach rückwärts ist — des Gleichgewichts halber — das Gesicht vorspringend und hat der äußere Gesichtswinkel, nach Virchow's Angabe gemessen, 74° 33′; wenn man jedoch den Punkt von der Spina nasalis externa auf die äußerste Spitze der Fuge zwischen den beiden Zahnzellen der vorderen Schneidezähne verlegt, so hat dieser Maxillarwinkel nur 65°. Es ist der Csongráder Schädel ein orthognather, das heißt, dessen Gesichtsteil ist verhältnismäßig sehr wenig hervorstehend.

Bezüglich des Geschlechtes dieses Schädels getraut sich v. Lenhossék kein entschiedenes Urteil zu fällen, indem dieser Schädel durch die künstliche Verbildung seine charakteristischen Geschlechtsmerkmale verloren hat.

Aus seinen Untersuchungen zieht v. Lenhossék auch den Schluß, daß dieser künstlich verbildete Schädel von Csongrád entschieden einen stark ausgesprochenen brachykephalen Typus besessen hätte, wenn die künstliche Deformation unterblieben wäre, zugleich bemerkt er aber weiter, daß demselben jedweder Typus der mongolischen Rasse fehle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eingeborenen von Algerien.

Von P. Foncin.

(Schluß.)

Die Tuareg. Ein nicht minder merkwürdiger Typus von Nomadenleben als der Araber vom großen Zelt ist derjenige der berberischen Imôghagh, die man gewöhnlich Tuareg[1] nennt, die in Frankreich nur allzu bekannt sind durch die Niedermetzelung der Mission Flatters und die ihre Streifzüge bis zu denen der großen saharischen Stämme ausdehnen. Der Targui (Einzahl von Tuareg) ist groß, hager, sehnig, aber von einer seltenen Muskelkraft. Er trägt, wie die alten Gallier, eine lange Blouse und ein Beinkleid von dunkelblauem, glänzendem Baumwollenstoff. Nur die Häuptlinge fügen zu dieser Kleidung noch einen Burnus von schwarzer oder roter Farbe und einen weißen Haik, die sie von der arabischen Tracht entlehnt haben. Das charakteristische Stück der Kleidung des Targui ist der Schleier, nämlich ein Streifen Zeug, der den Kopf und das Gesicht so einhüllt, daß nur die Augen freibleiben. Dieses Tuch dient als Schutzmittel gegen Staub, Wind und Sonne. Das Reittier der Tuareg ist das Mehari

[1] Tuareg bedeutet Abtrünnige. Diesen Namen gaben die Araber den Imôghagh, weil sie ihnen nie verziehen, daß sie mehrfach die mohammedanische Religion verleugnet hatten.

Digitized by Google

(Mehrzahl Mahara) oder Rennkameel, dessen Schnelligkeit und Nüchternheit ganz außerordentlich sind. Die Tuareg sind bewaffnet mit einem langen Schwert, einer Lanze, einem Dolch und einem viereckigen Schild. Sie bilden eine stolze und mitleidslose Aristokratie, haben schwarze Sklaven, Tributpflichtige und Leibeigene, besitzen ungeheure Heerden, lassen sich von den Karawanen Zoll und Zins bezahlen und brandschatzen und plündern diese. Sie dulden keine Vielweiberei, und ihre Frauen sind einflußreich und geachtet und können größtenteils lesen und schreiben. Die Tuareg sind tapfer, verschlagen, geduldig, gastfreundlich und wild.

Die Halbnomaden. Zwischen den rein nomadischen und den seßhaften Eingeborenen steht noch eine große Anzahl algerischer Einheimischer mitten inne, welche gleichzeitig und je nach der Jahreszeit seßhaft oder Nomaden sind. Wenn Schnee und Kälte sie aus den hohen Plateaux verjagen, so steigen sie mit ihren Heerden in das Tell herab, schlagen hier ihre Winterquartiere auf und bauen sich dann elende Hütten oder Gurbis, eine Art Mittelding zwischen Zelt und Haus. Sie beeilen sich dann, den Boden mit ihrem hölzernen Pflug aufzukratzen, in dem sie damit die Büsche oder Zwergpalmen, die sie hindern könnten, umfahren und sich sorgsam hüten, dieselben auszureißen; sie säen dann Gerste oder anderes Getreide, und kehren, sobald dies geerntet ist, wieder nach ihren Hochebenen zurück. So folgen sie jedes Jahr regelmäßig und vollkommen in vorausbestimmten Zügen. Es kommt auch vor, daß einige Familien sich schließlich in der Nähe der französischen Ansiedler niederlassen und von denselben als Tagelöhner und Erdarbeiter beschäftigt werden. Man sieht dann ihre schmutzigen Gurbis, von Schutt und Unrat umgeben, abseits von dem Gehöfte, in irgend einer Terrainfalte aufgeschlagen. Wenn der Schmutz und die Schmarotzertiere sie dann zu sehr belästigen, so verlassen sie den Platz und lassen sich an einem anderen nieder. Wenn sie sich aber auch auf diese Weise an den Boden geheftet haben, so bewahren sie noch immer einen Rest von ihren landstreicherischen Instinkten; allein man ändert nicht in Einem Tage Gewohnheiten, welche sich durch eine lange Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Nur der Zeit, dem Beispiel und dem Unterricht allein wird es gelingen, alle Eingeborenen des Tell in echte Ackerbauer umzuwandeln.

Was die Nomaden der Sahara anbetrifft, so würden sie nicht ohne ihre Heerden und ihre Heerden nicht ohne einen Wechsel der Weideplätze leben können. Außer in den Oasen duldet die Wüste kein anderes Leben als das nomadische.

Gesellschaftliche Organisation der Eingeborenen: der Stamm. Die algerischen Eingeborenen, abgesehen von etwa 30,000 Juden und einigen halbfetischdienerischen Negern, sind lauter Muslimen, und man weiß, daß der Corân nicht allein das religiöse, sondern auch das bürgerliche Gesetz der islamitischen Völker ist. Gleichwohl hat er nicht in allen Stücken die soziale Organisation der algerischen Eingeborenen geschaffen, sondern nur zur Regelung und Weihe derselben beigetragen, und vielleicht gerade darum, weil er zum großen Teil ihrer Lage und ihren Bestrebungen entsprach, ist er von denselben im achten Jahrhundert so leicht angenommen worden. Nun ist aber bei den ursprünglichen Völkern die natürliche Einteilung der Stamm und in demselben steht die Macht nächst Gott dem Familienvater zu. Dieses patriarchalische Regiment, dem sich die Vorschriften Mohammeds so leicht anpassen, ist heutzutage noch bei den Eingeborenen Algeriens vorwiegend. Der Stamm besteht bei ihnen aus 100—500 Zelten, und jedes Zelt stellt durchschnittlich vier bis fünf Personen dar. Eine Vereinigung von 10—30 Zelten bildet den Duâr, das Lager oder Lagerdorf. Man versteht unter dem Stamm die Gesamtheit aller Söhne, Vettern, Neffen, Enkel, Urenkel, Großneffen und Verwandten aller Art, welche samt ihren Weibern, Kindern, Sklaven und Anhängern demselben Familienvater gehorchen. So aufgefaßt, ist die Familie eine Vereinigung zu gemeinsamem Leben: die biblische Familie. Ihr Haupt, der Kaïd, übt alle Befugnisse zu gleicher Zeit aus und gilt für die Franzosen noch immer als der verantwortliche Vertreter seines ganzen Stammes, obwohl er unter ihrer Herrschaft nur ein einfacher Beamter geworden ist. Wenn der Stamm zu zahlreich ist, scheidet er sich in Bruchteile, welche durch die Scheiks oder Aeltesten befehligt werden. Selbst bei den Kabylen ist der Stamm vorhanden, mit dem Unterschiede, daß der am Boden haftende und zum Dorf gewordene Duâr gerade hierdurch eine solche Bedeutung gewonnen hat, daß man darüber die alten Bande, welche die Mitglieder desselben Stammes unter sich vereinigten, aus dem Gesicht verloren hat.

Die Familie. Die Gewalt des Familienvaters über seine Weiber und Kinder ist in der Theorie allmächtig. In Wirklichkeit aber mildern die natürlichen Empfindungen und die gewöhnlichen Lebenslagen das Mißbräuchliche, was diese gesetzliche Tyrannei mit sich führen würde. Wenn der Vater, welchem vor allem nur an der Sicherung der Fortdauer seiner Rasse gelegen ist, eine sichtliche Geringschätzung gegen seine Töchter an den Tag legt, so legt er dagegen eine deutliche und oft rührende Zärtlichkeit für seine Söhne an den Tag. Wenn der Mann seine Frau kauft, so erlaubt sein Vermögen ihm nur selten die Vielweiberei. Die Frau, die bei dem selbst auf ein rauhes Dasein angewiesenen Nomaden zu den härtesten Arbeiten verdammt ist, hat wenigstens eine gewisse Freiheit des Gebahrens und ist weder eingesperrt noch verschleiert. In den Städten ist die muslimische Frau zu einer beinahe dauernden Einsperrung verurteilt und darf ihr Gesicht nur vor den nächsten Verwandten zeigen; allein sie übt dann in ihrem Hause einen Einfluß aus, der zwar verborgen, aber darum nicht minder wirklich ist;

Digitized by Google

sie wird oft von ihrem Gatten zu Rat gezogen und angehört und von ihren Kindern geachtet. Weniger Gesetze und Bräuche, als die Sittenverderbnis, welche die Ehescheidungen häufig macht oder die schändlichsten Ausschreitungen der Sinnlichkeit nach sich zieht, sowie die grobe Unwissenheit oder Brutalität, sind die wahren Ursachen der niedrigeren Lage der muslimischen Gesellschaft.

Das Eigentum. Es gibt bei den algerischen Eingeborenen mehrere Arten von Eigentum. Die Habu-Güter sind die Güter in toter Hand, deren Einkünfte früher zum Unterhalt der Moscheen und der übrigen religiösen Anstalten dienten, wie es in Frankreich bis 1789 alle Besitztümer der Geistlichkeit waren. Die Beylik-Güter, ebenfalls unveräußerlich, gehörten dem Fürsten, welcher die Nutznießung davon hatte, und kommen unseren Domänengütern gleich. Das unter dem Namen Arch bekannte Besitztum ist das der Gesamtheit der Familien jedes Stammes gemeinsame Eigentum, also unserem Gemeindevermögen sehr analog. Die Melk-Güter endlich bilden das wahre persönliche und individuelle Besitztum. Leider aber ist — im Gegensatz zu dem in unseren zivilisierten Gesellschaften herrschenden Brauch — das Arch die Regel, das Melk die Ausnahme. Der Besitz der Mehrheit der Ländereien durch die Stämme, im Zustande unteilbaren Grundeigentums, ist eines der bedeutendsten Hindernisse, welche sich der wirtschaftlichen Entwickelung des Landes entgegenstellen.

Die Marabus. Neben der rein militärischen Aristokratie, welche von arabischem Ursprung ist oder dafür gelten will, kommt der Einfluß in der einheimischen Welt den mehr oder minder echten Abkömmlingen des Propheten, den Schorfa (in der Einheit Scherif) und den Marabus[1] zu, deren Ursprung auf die Almoraviden zurückreicht. Da es bei den Muslimen keine eigentliche Geistlichkeit gibt und jedermann Iman, d. h. Haupt des Gebets, werden kann, so vertreten die Marabus die Stelle von Priestern. Diese Marabus sind fromme Leute, deren Familie von irgend einer heiligen Person abstammt und auf die Verehrung von Seiten der Gläubigen spekulierend, vom Betteln, von Almosen und von angeblichen freiwilligen Geschenken leben. Sie leiten die Zawéas, echte Herde der religiösen und politischen Propaganda, eine Art Schulen und Seminarien, welche gleichzeitig als Zufluchtsort für die Reisenden, als Hospize und als Heiligtümer dienen, die zu periodischen Wallfahrten Veranlassung geben.

Gleich den christlichen Mönchen und Nonnen gehören auch die Marabus verschiedenen Orden an, von denen die in Algerien verbreitetsten folgende sind: 1. der von Mulaï Taïeb, dessen Haupt zu Tanger in Marokko residiert; der Vater dieses Vorstandes, der Scherif Wezzan, ist den Franzosen gewogen; 2. der von Tedschini, dessen Mittelpunkt in der Oase Aïn-Mahdi, 50 Km. westlich von Laghuat ist und der eine sehr wichtige Filiale zu Temacin im Wed Righ hat; er ist in Tunisien vorwiegend und lebt auf freundlichem Fuße mit der französischen Regierung; 3. der von Abd er Rhaman, welcher in der Kabylie vorherrscht; der Legende zufolge hat sich der Körper seines Stifters wunderbarerweise verdoppelt und ruht gleichzeitig in Hamma bei Algier und bei den Beni Ismail in der Dschurdschura. Unter den anderen Orden ist der den Franzosen besonders feindliche derjenige der Senussia, welcher in Algerien als geheime Gesellschaft existiert und sein Hauptquartier fern von aller christlichen Berührung in Tripolitanien aufgeschlagen hat; er sucht alle anderen Orden sich selbst einzuverleiben und ist der hauptsächlichste Förderer des Panislamismus.

Das Haupt eines Ordens führt den Namen Scheik; seine Anhänger oder Khuan (Brüder) erkennen sich untereinander an der Form ihres Rosenkranzes und an einem gewissen Paßwort. Sie schulden den Weisungen ihres Scheik einen absoluten Gehorsam und die berühmte Folgsamkeitsformel, welche einen Teil der Ordensregel der Jesuiten bildet: „perinde ac cadaver!“ (Du mußt gehorchen wie ein Leichnam) ist den Mitgliedern der muslimischen Brüderschaften schon längst vertraut mit einem Ausdruck von noch energischerem Realismus: „Sei wie der Leichnam unter der Hand des Totenwäschers.“ Der von einigen dieser religiösen Orden geschürte muslimische Fanatismus ist eine der ernsthaftesten Gefahren, welche die französische Herrschaft in Algerien bedrohen.

Die Aïssaua oder Aïssawa. Der Orden des Sidi Muhammed ben Aïssa, der aus Marokko stammt, ist der bekannteste von allen und glücklicherweise einer der am mindesten zahlreichen. Seine Jünger geben sich abstoßenden Ausschreitungen und Exzentrizitäten hin, welche mehr der Pathologie angehören, als die Politik und die Religion interessieren. Wenn die Aïssaua Abends beim Schein einiger Lampen in einer Moschee oder einem abgelegenen Hause sich versammeln, so geben sie sich zunächst beim Klange einer barbarischen Musik einem wilden Tanze hin; sie verbeugen, verneigen sich, richten sich wieder auf, bewegen den Kopf mit einer steigenden Geschwindigkeit und gelangen allmählich zu einer Art Besinnungs- und Fühllosigkeit oder Trunkenheit, welche einige Analogie mit dem Hypnotismus hat. Wenn sie dann vom Delirium befallen sind, brechen sie in ein Gebrüll aus, stoßen sich Nadeln in die Arme, die Wangen, die Zunge, schreiten auf weißglühenden, eisernen Klingen hin und zerbeißen Glasstücke mit den Zähnen. Sie wollen ohne Zweifel dadurch andeuten, daß sie imstande sind, alles für den Islam zu erdulden. Man hat daher mit Recht das Verbot dieser scheußlichen Andachtsübungen verlangt, deren Anblick gewiß ansteckend wirken kann.

Die Mauren. Neben der großen eingeborenen Rasse

[1] Im weiteren Sinne nennt man in Algerien auch die kleinen, weißgetünchten Kapellen, welche sich gewöhnlich auf dem Gipfel von Hügeln über dem Grabe verstorbener frommer oder im Geruche der Heiligkeit stehender Muslimen erheben, Marabus.

Digitized by Google

bilden die Mauren in den Städten eine besondere Bevölkerung. Sie sind wahrscheinlich aus der Vermischung aller Rassen hervorgegangen, welche nacheinander die afrikanischen Küsten bevölkert haben, und stammen in letzter Instanz von den durch König Philipp III. aus Spanien vertriebenen Mauren ab, denen sie auch ihren Namen verdanken, wie diese den ihrigen von Mauritanien oder Marokko, ihrer ursprünglichen Heimat, entlehnt hatten.

Man brauchte sie daher nicht als die direkten Abkommen jener Mauren zu betrachten, von denen Sallust spricht und die sich mit den Numidiern in den Boden der Berberei teilten. Sie haben regelmäßige Züge, eine weiße Gesichtsfarbe, schwarze Haare, sind träge, lymphatisch, ausschweifend und häufig zur Fettsucht geneigt. Mit einer weiten Pumphose, einer enganliegenden Jacke bekleidet, einem Turban auf dem Kopfe und Babuschen an den Füßen, sitzen sie mit unterschlagenen und gekreuzten Beinen in nachlässiger Weise vor ihren Buden und verkaufen Tabak, Parfümerien, Geschmeide, Stoffe ꝛc. Einige bekleiden auch verschiedene Stellen in der Verwaltung. Wenn der Abend gekommen ist, sperren sie sich in ihre sorgfältig verschlossenen Häuser ein oder begeben sich zu Maultier, niemals zu Fuße, nach ihren frischen Landhäusern, welche ebenfalls für jeden indiskreten Blick undurchdringlich sind. Leutselig, argwöhnisch und verschlagen, haben sie nichts von der Rauheit und Derbheit des Kabylen, noch von der wilden Majestät des Nomaden. Infolge ihrer knechtischen Unterwürfigkeit erscheinen sie gleichgültig gegen jede Herrschaft, und eine aufrichtige Hingebung wird ihnen ebenso schwierig, wie der bewaffnete Widerstand.

Die Israeliten. Seit dem Altertum gab es Juden in Nordafrika; sie erhielten sich dort während des Mittelalters und wurden im 14. und 15. Jahrhundert verstärkt durch die Einwanderung von Juden aus Spanien, deren Traditionen und Sprache sie bewahrt haben. Von den Türken verfolgt, zu einer besonderen Tracht gezwungen, in armselige Quartiere zusammengedrängt, wo sie durch Unglück verkümmerten und verkrüppelten, sind sie kriechend und verschmitzt geworden. Jahrhunderte lang systematisch von jeder bürgerlichen oder militärischen Stellung ausgeschlossen, wie von jedem höheren Berufe und Grundbesitz, sind sie gezwungen worden, sich nur mit niedrigen Gewerben zu befassen; sie haben auch Wucher getrieben, der ihnen den Haß und die Verachtung der Eingeborenen zugezogen hat, und noch heutzutage haben sie das Bestreben, durch wucherische Darlehen sich der Ländereien zu bemächtigen, um sie mit großem Vorteil wieder zu verkaufen oder um teures Geld an die unglücklichen, außer Besitz gesetzten Eigentümer zu verpachten.

Die Kuluglis. Diese entsprangen aus der Verbindung der Türken mit den eingeborenen Frauen. Tapfer, wie ihre Väter, sind sie nützliche Hülfstruppen bei der französischen Eroberung gewesen. Kuluglis verteidigten Tlemsen gegen die Unternehmungen Abd-el-Kaders. Heutzutage verschwinden sie rasch und gehen in der maurischen Bevölkerung auf.

Neger. Man kennt in Algerien kein Vorurteil der Farbe. Von jeher wurden Neger aus dem Sudan als Sklaven eingeführt, teils in die Oasen der Sahara, deren Bevölkerung sie ganz modifiziert haben, teils in die Stämme, wo sie bereitwillig aufgenommen wurden. Die Sklaverei ist übrigens bei den Muslimen sehr mild. Negerinnen wurden häufig die Gattinnen ihrer Herren und ihre Söhne wurden frei geboren. Auch trifft man nicht selten noch deutliche Spuren von schwarzem Blut in den eingeborenen Familien. Heutzutage ist der Sklavenhandel verboten, was dazu beigetragen hat, von den südlichen algerischen Märkten, welche die eigentlichen Häfen der Sahara sind, die aus dem Sudan kommenden Karawanen auszuschließen. Da nun die Negerbevölkerung nicht wieder erneuert wird, nimmt sie ab, denn sie widersteht dem Klima des Tell und besonders der Hochebenen nicht. In den algerischen Städten üben die Neger, sorglose und leichtfertige große Kinder, übrigens nützliche Gewerbe aus und betreiben mit besonderer Vorliebe das der Tüncher. Sie sind zwar Muslimen, haben aber gewisse Gebräuche des Fetischdienstes beibehalten, und so sieht man sie noch heute in Algier zu gewissen Tagen im Stadtteil Bab-el-Wed Hühner und Hämmel schlachten.

Verschiedenheit der Rassen, Einheit der Sprache und Religion. Algerien ist, wie man sieht, nahe daran, durch die Verschiedenheit der Typen und Trachten, durch die Mannigfaltigkeit der Sitten und Bräuche einen wahren babylonischen Turmbau zu bilden, und darin besteht, nächst dem Reize seiner Lichtfülle und seines herrlichen Himmels, eine seiner mächtigsten Anziehungskräfte. Gleichwohl bilden die Eingeborenen daselbst im Grunde eine ganz homogene Menschenanhäufung. Ist ihnen eine eigentliche Vaterlandsliebe auch unbekannt, können sie sich in ihrem gesellschaftlichen Begriff auch nicht über den Gedanken der Familie, des Dorfes oder Stammes und der untereinander eifersüchtigen Shofs erheben, so sind sie doch durch mächtige Bande, diejenigen der Sprache und der Religion, vereinigt. Außer den Juden, welche für sich bestehen, bekennen sich Berbern oder Araber, Türken, Kuluglis, Mauren und Neger, seßhafte wie nomadische Bewohner der Oasen oder der Hochebenen, der Küsten oder Gebirge, der Städte oder der Wüsten, sämtlich zum Gesetz des Islam, und alle, mit Ausnahme einer Anzahl Kabylen, welche sich den ausschließlichen Gebrauch eines berberischen Dialekts bewahrt haben, verstehen oder sprechen das Arabische.

Ausbruch des Schlammvulkans Lokbotan bei der transkaukasischen Eisenbahnstation Puta.

In der Nacht vom 5./17. auf den 6./18. Jan. 1887, um 11 ½ Uhr etwa, war in der Stadt Baku ein besonderes

Digitized by Google

Getöse, wie von einem entfernten Kanonenschuß, nur länger während, zu hören. Dabei war die Erschütterung der Luft so stark, daß die Fensterscheiben in den Häusern zu zittern begannen. Zugleich ward der unbewölkte Himmel in südwestlicher Richtung von einem hellen Feuerschein wie von einem ungeheuren Brande erleuchtet. Diese helle Erleuchtung des Himmels währte an die 10 Minuten lang, dann begann der Feuerschein zu schwinden und dabei fand ein Flackern statt, das ab und zu das weiße Wölkchen erleuchtete, welches sich über dem heller beleuchteten Fleck am Himmel gebildet hatte. Sich von der Ursache dieser Erscheinung Rechenschaft zu geben, war nicht möglich. Nur eins lag auf der Hand, daß sie in dem die Stadt Baku nach Westen von dem tiefen vegetationslosen und sich vom Meere her weit in nordwestlicher Richtung hinziehenden Thale von Jassamal — der Wolfspforte der Russen — oder einem der dahinter aufsteigenden Berge herrühre.

Am 8./20. Januar Morgens fuhr der Bergingenieur Herr Sfemiannikow, dem wir diesen Bericht verdanken, mit Herrn Nerutschew, Sekretär des statistischen Comité's des Gouvernements Baku, in einem Wagen aus Baku durch die Wolfsschlucht auf die Eisenbahnstation Puta, die in gerader Richtung etwa 10 Km. von Baku entfernt gelegen ist, während man sie von der Stadt durch die Eisenbahn nur nach einer Fahrt von mehr als 30 Km. erreicht, da man dabei Baku in weitem Bogen umkreist, um an dem Naphthalager von Balachanä und seinem Salzsee vorbei durch eine langgestreckte Schlucht allmählich bis an eine austrocknende Salzlagune an der Meeresküste hinabzusteigen. Hier liegt die Eisenbahnstation Puta in einer öden, wahren Mondlandschaft am Nordwest-Fuße des Schlammvulkans Lokbotan.

Von der Station aus ging es zu Fuß am nordwestlichen Abhange dieses Schlammvulkans hinauf, und hier, etwa in 800 m. Entfernung vom Gipfel, begannen den Forschern im Boden hauptsächlich sich von Ost nach West erstreckende Spalten aufzustoßen, die mit Annäherung an den Berggipfel immer bedeutender wurden und sich miteinander durch Querspalten vereinigten. Stellenweise stießen sie auf Schlünde von verschiedener Ausdehnung, sowie auf unterirdische Höhlungen, in denen die hineingesteckte Hand Wärme empfand. In der Entfernung von einem halben Kilometer von der Spitze kamen sie an einen stehengebliebenen Strom von dickem Schlamm, der aus Ballen verschiedener Größe bestand, die auf der Außenseite verwittert, nach innen zu aber noch ganz feucht waren. Dieser Schlamm besteht aus bläulichem Lehm, mit Einschluß von feinem Kies und Bruchstücken von Sandstein, von dem einzelne Stücke vorkommen, die, völlig von Naphtha getränkt, dunkle Farbe, Oelglanz besitzen, sich fettig anfühlen, Naphthageruch verbreiten und auf Papier Fettflecke von Naphtha hinterlassen. Die Dicke (Höhe) des Schlammstromes reicht stellenweise bis zu 4 m. In südöstlicher Richtung grenzt er seiner ganzen Länge nach an einen völlig zerstörten, durch Spalten nach allen möglichen Richtungen zertrümmerten Grat, in dem polierte, frisch bei der Bewegung und gegenseitigen Abreibung der abgetrennten Teile gebildete Oberflächen sichtbar sind. Die ganze, von Schlamm überdeckte Fläche nimmt einen Raum von etwa 1 ½ Qu.-Werst (oder Kilometer) ein. Die ganze ausgeworfene Masse wird auf 400—700,000 Kubik-Faden geschätzt.

Sich am nordöstlichen Rande des Schlammstromes haltend, gelangten die Forscher zum nördlichen Gipfel des Vulkans Lokbotan und hier stellte sich das Bild der Zerstörung ihnen in seinem ganzen schrecklichen Reize dar. Die Einsenkung, welche diese Spitze von der südlichen, höheren Spitze des Vulkans trennt, ist völlig zertrümmert durch Spalten, aus denen mit Getöse Gase und Dampf herausdringen. Ebenso zerspalteten sich die senkrechten Abhänge dieser beiden einander zugewandten Gipfel. Der aus den Spalten herauskommende Dampf schlingt sich in wunderlichen Windungen lothrecht am Hange hinan. Am Fuße dieses Hanges ist ein Schlund von 2 m. im Durchmesser, aus dem von Zeit zu Zeit sich feurige Zungen hervorstrecken, sichtbar. Näher an diesen Schlund hinanzutreten um ihn besser zu beschauen, war keine Möglichkeit, da um ihn herum flüssiger Schlamm stand und seine Umgebung schrecklich von Gas und Dampf absondernden Spalten zerrissen war. Der Brand dieses Gases, gleichwie dessen, welches sich aus dem nördlichen Gehänge der Südspitze abteilt, war wahrscheinlich vom heftigen, von der vorigen Nacht an wehenden Winde gelöscht worden. Die Flamme erhielt sich blos am südlichen Abhange der Nordspitze, da sie hier von der Bergspitze selbst vor dem Winde geschützt war. Anfänglich brannte das ganze hervorströmende Gas, was zweifellos durch die angebrannten, wie Ziegelsteine gerötteten Ränder der Spalten bestätigt wird.

Nachdem die Herren nicht ohne Gefahr am Orte der Zerstörung herumgewandelt und nicht ohne Furcht das großartige, dabei aber ein tief niederdrückendes Gefühl erzeugende Bild angestaunt hatten, stiegen sie wieder zum Stationsgebäude hinab, wo sie von den Eisenbahnbeamten der Station Puta nähere Erkundigungen über das Verhalten des Vulkans in den vorhergehenden Tagen einzogen.

Um 11 Uhr 10 Min. (nach Tifliser Zeit) in der Nacht vom 5./17. auf den 6./18. Januar erhob sich zuvor ein Getöse, wie wenn über die Erde etwas Schweres geschleift würde, dann erschallte ein dumpfer Krach und gleichzeitig stieg eine mächtige Flammensäule um 100 m. über die Spitze des Lokbotan hinaus empor. Die ganze Umgegend ward wie am Tage erleuchtet und selbst auf der Platform der Station, anderthalb Kilometer vom Berge entfernt, ward es heiß. Da der Wind sehr schwach und zwar von Südwest wehte, so stand die große Feuersäule wie eine Fontäne an die zehn Minuten lang ruhig da; darauf begann sie zu sinken. Die ganze Zeit über flogen mit den

Digitized by Google

Feuerzungen zusammen dunkle Klumpen heraus, die nahe vor der Fontäne auf den Boden hinfielen. Weder Staub, noch Schlamm oder Steine kamen bis zur Station herangeflogen.

Um die zweite Stunde Nachts war ein zweiter bedeutend schwächerer Ausbruch denn der erste erfolgt und die Feuergarbe war wieder hoch emporgestiegen. Um 4 Uhr Morgens ertönte eine dritte Explosion, stärker als die zweite, doch schwächer als die erste. Und wieder wand sich die Flamme zum Himmel empor.

Am 7./19. Januar waren im Laufe des Tages von neuem drei, übrigens sehr schwache Detonationen gehört worden.

Andere Berichte erwähnen in diesen Tagen starker Erderschütterungen und fanden die Hitze auf der 1.5 Km. vom feuerspeienden Berge entfernten Eisenbahnstation fast unerträglich und das Getöse so arg, daß das Pfeifen der Lokomotiven übertönt wurde.

Mitgeteilt von N. v. Seidlitz.

Spaziergänge in Zentralafrika. (Die Kongo-Länder.)

(Schluß.)

IV. Aus dem Kongo-Staate.

Die Proklamation des Staates. — Wie sie der Welt erzählt wurde und — wie sie in Wirklichkeit vor sich gegangen. — Untergang des Dampfers „Ville d'Anvers." — Worin der angeblich „unglückliche" Zufall bestand. — Bedeutung des Schiffbruches für den abergläubischen Neger. — Das Kind, welches die Berliner Konferenz geschaffen, ist eine lebensunfähige Mißgeburt. — Wert eines Staates. — Ein Negerstaat. — Der Kongo-Staat ist ein verunglücktes Geschäftsunternehmen. — Philanthropische Phrasen. — Ein Staat mit Recht ohne Macht, ohne Mittel. Von was will der Staat leben? — Kongo-Loose. — Wie soll der Neger erzogen werden? — Aus was der Kongo-Staat besteht. — Der Staat hat nicht einmal eigenen Grund und Boden in Banana. — Ordre, contre-ordre, désordre. — Verpflegung der Agenten. — Die Reklame-Straße Stanley's. — Was könnte der Kongo-Staat sein, wenn? — Handelsversuche des Staates. — Das gelungenste Hirngespinnst ist die Kongo-Eisenbahn. — Wer soll die Bahn bauen? — Imaginäre Ziffern. — Jeder ist Verbrecher, der das Kongo-Land als Auswanderungsgebiet bezeichnet. — Auch in den unbekannten fruchtbaren Gegenden ist Erfolg ohne Arbeitszwang nicht zu erwarten. — Warnung vor dem Delirium coloniale Africanum.

Am 22. Juli 1885 vollzog sich in Banana die Proclamation de l'état libre du Congo.

Der Welt wurde verkündet, daß die Könige von weit und breit mit ihren Sklaven und Weibern zusammenströmten, mit Jubelgeheul die ihnen übersetzte Proklamation begrüßten und ihre Begeisterung und maßlose Freude über den neuen Zustand auf das lebhafteste äußernd für die Segnungen der Kultur und Zivilisation, für das Licht, welches von nun ab in ihr bisher dunkles Leben strahlen werde, gerührt dankten. Ich habe den Vorgang miterlebt.

Von den ca. 95 Dorfhäuptlingen, welche aufgefordert worden waren zu erscheinen, konnten durch die der Association geschäftlicher Umstände halber freundlich gesinnten Kaufleute nur zwei bewogen werden, nach Banana zu kommen, und zwar nur dadurch, daß man ihnen die Geschenke nannte, welche sie erhalten würden, und ihnen noch außerdem im voraus Geschenke machte.

Gesprochen haben diese zwei während der Proklamation gar nichts, aber dafür nachher um so mehr, als sie nach Verteilung der Geschenke für ihre „Brüder" und „Weiber" auch welche erbetteln wollten, abgewiesen am Festplatze gegenseitig in Streit kamen und sich in die Haare fielen.

Die anwesenden Weißen waren nur innerlich einander gram — was übrigens in Banana ein chronisches Leiden ist — weil der Holländer nicht zur Rechten des Gouverneurs gesessen, sondern der Franzose, und der Engländer, weil ihm ein Portugiese vorgezogen worden war u. s. f. Dem Champagner auf Associations- — Pardon! Staats- — kosten wurde aber fleißig zugesprochen.

Nachträglich wurden die verschiedenen nicht erschienenen Könige, darunter auch der eigentliche König vom Kongo, welcher aus Furcht, gefangen genommen zu werden, nicht erschienen war, durch Associations-Mitglieder in ihren Dörfern aufgesucht, ihnen die Zähne lang gemacht nach allen den ausgeteilten Geschenken und dieselben aufgefordert, das nächstemal sicher zu kommen.

Am Tage nach der Proklamation fuhr der ganze Staat mit dem Dampfer „Ville d'Anvers" nach Boma, um dort auch zu proklamieren. Doch schon am zweiten Tage erfuhr man, daß der Dampfer gescheitert und gesunken, die Weißen gerettet seien.

Wie sich dies ereignet, erfuhr ich durch den französischen Bischof, der an Bord war. Kapitän, Maschinist, Steuermann, war eine und dieselbe Person, ein Belgier. Vor Boma sind mehrere große Sandbänke und Felsenriffe; um ihnen auszuweichen, verlängert sich die Fahrt um eine halbe Stunde. Die Herren scheinen jedoch schon gewaltigen Hunger verspürt zu haben, denn auf Befehl und Verantwortung des Höchsten mußte der Kapitän, der diesen Weg nicht nehmen wollte, durch die Felsenriffe steuern. Am sogenannten Fetisch-Felsen fuhr der Dampfer mit dem Buge auf und erlitt beiläufig mittschiffs ein Leck, in welches sich ein Riff gebohrt hatte. Obwohl kaum 100 Meter vom Lande ab, verlor alles den Kopf. In der einzigen kleinen, 3 Personen fassenden Jolle, fuhr durch die an dieser Stelle wütenden Wirbel und Strömungen der Bischof an's Land, um aus dem nahegelegenen Musserongo-Dorfe Hülfe zu holen. An Bord waren außer den schwarzen Soldaten und Arbeitern noch 23 Neger, Männer, Weiber und Kinder, die kriegsgefangen aus der Umgebung von Vivi nach Banana gebracht, in Ketten geschmiedet und nach sechswöchentlicher Gefangenschaft, und nachdem man ihnen mitgeteilt, daß sie nach M'putu (Europa) ver-

Digitized by Google

kauft würden, zur Feier des Tages befreit und repatriiert werden sollten. Sie kompletierten mit ihrem Wehgeheul die Verwirrung. Ein altes Weib starb infolge des Schreckens sofort, zwei Männer sprangen über Bord und waren sofort von Krokodilen hinabgezogen.

In einer halben Stunde, während welcher Zeit das Schiff bald vornüber, bald nach rückwärts stampfte, jeden Augenblick das Sinken zu befürchten war, waren die Weißen am Land, mit Ausnahme des Kapitäns. Dann kam die Bagage der Weißen, mit Ausnahme derjenigen der zwei Priester, dann die Soldaten und zuletzt die Gefangenen. Ein Flußpferd, welches sich gerade zwischen Schiff und Land postierte, erhöhte die unangenehme Situation.

Kaum war das letzte lebende Wesen an Land, so wurde verboten, den Dampfer noch weiter zu betreten, der aber erst nach vier Stunden sank. Die wertvolle Ladung, die Bagage der Priester und Neger waren verloren, nicht aber der Champagner und die Zigarren, die, weiß Gott von wem! ans Land gebracht waren.

Der Kapitän wurde an Ort und Stelle von jeder Schuld freigesprochen und das ganze einem unglücklichen Zufalle zugeschrieben. Eine Viertelmillion mehr oder weniger Unkosten bei einem Geschäftsunternehmen, welches ohnedies schon 40 Millionen verschlungen hat — wer kümmert sich darum!

Der Untergang der „Ville d'Anvers" ist aber aus einem anderen Grunde bedeutungsvoll. Keine Menschenrasse ist abergläubischer als der Neger.

Am Tage, wo der große weiße König Besitz nehmen wollte vom ganzen Lande, sind seine weißen Sklaven vom großen Gotte durch seine Hand, den Fetischfelsen, bestraft worden und der große Gott wollte die Proklamation in Boma nicht — so legten sich's die Schwarzen aus und wurden von allen Portugiesen, die ohnedies der Association seit der Berliner Konferenz spinnefeind sind, darin bestärkt.

Die Berliner Konferenz hat einen Staat schaffen wollen — die Absicht war recht löblich — das Kind, was geboren wurde, ist eine Mißgeburt, und die Mächte, welche Pathen- und Hebammendienste verrichtet, hätten sich zu diesem Dienste nicht hergegeben, wenn sie gewußt hätten, daß außerdem die Mißgeburt, das Phantasiebild eines Yankee, lebensunfähig ist.

Wenn man von dem Grundsatze ausgeht, daß der Wert eines Staates im Werte seiner Bürger liegt, so kann das wohl nur von einem europäischen Staate gelten, denn es wird niemandem, der kein persönliches Interesse hat, einfallen, zu behaupten, daß man in den nächsten 1000 Jahren die Kongo-Neger zu zivilisierten Europäern wird machen können.

Etwas anderes ist es, wenn man aus dem Kongo-Lande einen Neger-Freistaat machen wollte und die Neger einer europäischen Staatsmaschine, welche aber von ihnen bedient und gesteuert werden müßte, teilhaftig werden ließe.

Dies ist meiner Ansicht ein sehr zweifelhaftes Geschenk für solche, die das Dunkel nicht fühlen und sich daher nicht nach dem Lichte sehnen.

Ich für meine Person habe ein anderes Bild von dem Kongo-Staate gewonnen — er ist ein verunglücktes Geschäftsunternehmen, was man mir vielleicht „maßgebenden" Ortes in Abrede stellen wird, wovon ich aber die Beweise besitze.

Philanthropische Phrasen sind, gesprochen und geschrieben, recht hübsch zu hören, zu lesen — man streut aber nur Uneingeweihten damit Sand in die Augen.

Doch wieder zurück zum Faktischen — genug der maulwurfsäugigen „Reflexionen!"

Der Staat ist nun einmal da.

Ist es schon in einem europäischen Staate lächerlich, wenn das Recht ohne Macht auftritt, was will man dann erst unter Negern erreichen? Es hat jeder, gegen den fremdes Recht ohne Macht geltend gemacht wird, das natürliche Recht, die eigene Macht entgegenzustellen, und man wird wohl zugestehen, daß der Neger denkt: Macht geht vor Recht, und daß er das Gesetz, den Befehl des Weißen einfach ignoriert, jeden Bestrafungsversuch einfach vereitelt.

Der Kongo-Staat hat das Recht ohne Macht; denn die Macht, welche entfaltet werden kann, ein paar Dörfer niederzubrennen, ein paar Könige aufzuhängen, hat jeder Kaufmann, wenn ihm eine Schar dressierter, mordlustiger Neger mit Hinterladern zur Verfügung steht.

Damit wird aber nur erreicht, daß die Neger um so erbitterter jede Gelegenheit benützen, um Repressalien zu üben; damit wird sowohl einer beabsichtigten Staatenbildung, als auch einem Geschäftsunternehmen nur geschadet.

Der Kongo-Staat hat das Recht ohne Mittel. Seine Majestät der König Leopold, der schon so viele Millionen in hochherziger Weise geopfert und geschenkt, wird und kann nicht ewig zahlen; da das Gebiet ein Freihandelsgebiet ist, so entfallen Aus- und Einfuhrzölle. Wovon will der Staat leben?

Die Kongo-Loose sollen den Spekulanten, die sich die Finger verbrannt, auf die Beine helfen. Ohne Zinsen, soll als Lockvogel 1 Million als Haupttreffer dienen. Das blutig ersparte Geld der kleinen Leute, denn die würden die Hauptabnehmer sein, soll solchen Zwecken dienen. Beinahe ein Jahr lang liest man bezügliche Notizen in den Journalen. Gott sei Dank, ich habe bis zum heutigen Tage kein derartiges Loos zu Gesicht bekommen.

Von allem Anfange an hat man die erste unerläßliche Anforderung bei Behandlung der Neger außer Acht gelassen, nämlich, sich ihren Bedürfnissen, Sitten, Gebräuchen anzuschmiegen, das geeignetste Mittel, sie zu erziehen, nicht benützt, nämlich ihre Eitelkeit auf passende Gegenstände zu lenken, durch kluge Verdrehung der Eingeborenengesetze sie in ihrer eigenen Schlinge zu fangen.

Digitized by Google

Auch sollte vorerst nicht an ihrer Religion gerüttelt werden, sondern das materielle Interesse gehört beim Neger in den Vordergrund.

Wenn je der Ruf: „Englische Missionare hinaus!" irgendwo auf der Welt nicht gerechtfertigt wäre, so sollte gerade am Kongo dem Ruf auch die Durchführung am Fuße folgen. Alle Achtung vor den Missionaren, als Forschern und Jägern, aber in ihrer Berufsthätigkeit sind sie nur Zerrbilder.

Wenn ich sage, das materielle Interesse gehört in den Vordergrund, so muß dem Neger der Schnaps nie kennen gelehrt werden. Die Verhältnisse sind aber heute in ganz Westafrika leider derartige, daß ohne Schnaps kein Handel, keine Dienstleistung möglich ist. Eine Reihe von Küstenstämmen ist durch den Schnaps degeneriert, und es wäre an der Zeit, daß die Schutzmächte des Landes sich zu einem gemeinsamen Vorgehen vereinten.

Betrachten wir, aus was eigentlich der Staat besteht. Aus einer Reihe von Quadrat-Kilometern vollkommen wertlosen und unfruchtbaren Grund und Bodens, einigen darauf erbauten Hütten, welche Niederlassungen man „Städte" getauft und auf allen Karten als solche verzeichnet hat.

Mit wie wenig Verständnis vorgegangen worden sein mag, ist daraus ersichtlich, daß von der Association im Juni vorigen Jahres, als in Banana eine Station angelegt werden sollte, der Grund vom holländischen Hause gepachtet werden mußte, denn in Banana und Umgebung ist alles in festen Händen der Kaufleute. Also schon die Thüre zum Hause gehört nicht dem Eigentümer, und ich zweifle, daß ein Expropriations-Gesetz praktisch durchführbar wäre.

In diese Stationen wurden als „Zivilisationsverbreiter" mit den verschiedensten Instruktionen die Agenten verteilt — der größere Teil derselben Abenteurer, die nichts zu verlieren haben, der kleinere Teil tüchtige, mit Feuereifer beseelte Offiziere. Die einheitliche Leitung und die Administration kennzeichnet sich in Kürze in den drei Worten: ordre, contre-ordre, désordre.

Von welchem Einfluß dies auf die Thatkraft und Ausdauer der Agenten war, erhellt aus dem Verlassen der Stationen, den Massenabschieden u. a.

Ich möchte aber denjenigen kennen, der gleichgültig bleibt, wenn er Monate lang von Eingeborenenkost gelebt hat, Monate lang vertröstet und hingehalten wird, daß europäische Konserven „unterwegs" sind, nach weiteren Monaten endlich die versprochenen Kisten anlangen, er sie öffnet und in allen — Butter vorfindet. Ein zweiter findet nur Gemüse, ein dritter nur Cognac. So geschehen im Jahre 1885 in Lutete.

Unter solchen Umständen finde ich es begreiflich, daß, wo man täglich mit Nahrungssorgen zu kämpfen hat, dem Betreffenden die Lust vergeht, die Gegend aufzunehmen, wissenschaftlichen Studien zu obliegen, Verbindungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen, in einer anderen Absicht, als ihm Nahrungsmittel zu liefern. Die Lebensmittelpreise erreichen so eine fabelhafte Höhe. Kommunikationen herzustellen ist mit den vorhandenen Kräften unmöglich, und ich muß einem Agenten der Association beistimmen: Von der Reklame-Straße Stanley's habe ich auch nicht mehr Spuren gefunden, als man in Europa von einer Römerstraße findet.

Es würde den Rahmen eines Aufsatzes überschreiten, wollte ich die unzähligen Geschichten und Ereignisse hier erzählen, die alle nur darin gipfeln, daß am Kongo niemand weiß, was er will, was er soll; jeder thut, was er nicht soll.

Von niemandem wird über den Staat und die Wirtschaft mehr geschimpft als von den Agenten selbst.

Täusche ich mich nicht und ist der Staat ein Handelsunternehmen, so hat man das Pferd beim Schwanze aufzuzäumen begonnen.

Die Idee, im Inneren billig anzukaufen und den Kongo als Handelsstraße zu benützen, ist recht schön. Der Kongo könnte infolge seines ungeheuren Flußgebietes als Handelsstraße den gesamten Handel an sich ziehen, wenn man den Fluß schiffbar machen könnte, die Portugiesen im Süden, die Franzosen und Deutschen im Norden ihre Faktoreien zusperren und die Küste verlassen würden, die handeltreibenden Neger mithin gezwungen wären, die einzig am Kongo existierenden Faktoreien aufzusuchen.

So ist die Idee als Unsinn undurchführbar.

Die Association hat versucht, am Stanley-Pool den Kaufleuten das Elfenbein vorweg zu kaufen. Sofort ist das holländische Haus mit einem zerlegbaren Dampfer hinauf, und werden die anderen Häuser zu ihrem eigenen Schaden folgen müssen, denn in dem gleichen Maße, als eben mehr eingekauft wird, wird an der Küste weniger verkauft und die Zähne, die oben eingekauft werden, mit hohem Trägerlohn und der Gefahr, gestohlen zu werden, an die Küste wandern, wären, wie Amen im Gebet, unfehlbar ohne Trägerlohn von einem schwarzen Händler dem Weißen an der Küste verkauft worden. Daß dadurch die Ware billiger wird, stelle ich entschieden in Abrede; ich behaupte sogar, daß sie mit der Zeit unkäuflich wird.

Daß es am oberen Kongo anders aussieht als am mittleren und unteren, ist von allen „unabhängig" Reisenden bestritten worden.

Es bleibt außer dem Elfenbein also nur Kautschuk und Oel, wenn ersteres vorkommt, was auch noch nicht erwiesen ist, und diese Produkte haben, bevor sie die Küste erreichen, durch die Transportkosten einen solchen Wert erlangt, daß sie getrost in einem Landesmuseum als kostbare Seltenheit aus Innerafrika aufgestellt zu werden verdienen.

Die Kaufleute an der ganzen Küste haben von allem Anfange dem Unternehmen jenes teilnahmsvolle, schaden-

Digitized by Google

frohe Mitleid entgegengebracht, welches bei Konkurrenzunternehmungen unausbleiblich ist. Daß Europa jetzt erst aufgeklärt wird, sich aber dabei sehr schwer aufklären läßt, liegt in dem geheimnisvollen Dunkel, in welches die Association sich in gleicher Weise einzuhüllen verstand, wie die unermeßlichen Reichtümer des Kongo-Landes.

Eines der gelungensten Hirngespinnste der Association ist die Kongo-Eisenbahn. Die Eisenbahn ist vom technischen Standpunkte nicht allein möglich, sondern auch ohne besondere Schwierigkeiten erbaubar.

Die andere Frage aber, die in Betracht kommt, wenn schon Narren sich finden, die dazu das nötige Geld geben, ist: Wer wird sie bauen? Schwarze? woher diese nehmen, wenn in der allernächsten Umgebung von Stationen es den Agenten nicht gelingt, ein Dutzend Träger für ein paar Tage zu engagieren. Sklaven kaufen, ist der verrückten Philanthropen halber, welche Einem die Kriegsschiffe der gesamten Welt auf den Hals hetzen würden, nicht gut möglich.

Man möge in Europa ja nicht glauben, daß es am Kongo keine Sklaven in weißem Besitze mehr gebe.

Jeder Kaufmann hat ihrer und kann ihrer bekommen. Sogar ein Mitglied der Association hat mir welche angetragen.

Schwarze kommen lassen? Von wo? Vom Kru- und Vey-Stamme geht kaum der zehnte vielleicht an so eine Arbeit, und andere Stämme verdingen sich nicht außer Lande. Es erübrigen Indier oder Chinesen, mit denen man aber bereits vergebliche Versuche gemacht.

Daß es möglich wäre, mit weißen Kräften die Bahn zu bauen, wird wohl niemand glauben.

Was die Kosten dieser Bahn betrifft, so sind sie einfach unberechenbar und mit derselben virtuosen, unverfälscht Stanley'schen Unverfrorenheit, mit welcher dem geduldigen Europa andere aus der Luft gegriffene Daten aufgetischt werden, sind aber bereits der Berliner Konferenz Kostenüberschläge gemacht worden, ohne daß man auch die Länge und die Route der Bahn gekannt hätte.

Heute wird Europa mit Zeitungsnotizen über „beabsichtigte und demnächst zu verwirklichende Bahn-Projekte" warm gehalten. Thatsache ist, daß die ganze Bahn und ihre Anlagen heute nur in der Phantasie von Kongo-Enthusiasten existiert.

Die Frage, ob das Kongo-Land ein Zukunftsland für Auswanderung sein wird, kann ich damit beantworten, daß ich jeden, der Weiße in jene Gegenden locken will, als Verbrecher bezeichne, der von jedem Staate für vogelfrei erklärt werden sollte.

Ich kann mir ein Urteil über die Leistungsfähigkeit des Kongo-Landes erlauben, da ich im zentralen Westen die fruchtbarsten Gebiete im Festlande, sowie die Paradiesen gleichenden Inseln bereist habe.

Soweit ich den Kongo kenne, soweit er bis heute bekannt ist, wird das Land sich nie zum Niveau eines auch nur schlechten Plantagenlandes erheben lassen. Sollte es jedoch irgendwo noch unbekannte fruchtbare Gegenden geben, die dem vulkanischen Boden von Kamerun, Fernando-Po, St. Thomé ꝛc. gleichen, so ist es wieder die Arbeiterfrage, welche jedes Unternehmen zum Scheitern bringen wird, insolange nicht die Schutzmächte den Arbeitszwang bei den Eingeborenen einführen.

Die „Sklaverei", wie die Philanthropen den Arbeitszwang nennen, ist ja in Portugal legal und ich habe mich durch oftmaliges Fragen bei Angehörigen verschiedener Stämme überzeugt, daß keiner derselben je früher so zufrieden war oder gar eine Rückkehr verlangt.

Vieles, sehr vieles könnte ich noch ans Tageslicht fördern, wollte ich in meinen Tagebüchern herumkramen; ich beabsichtigte aber in diesem Kapitel nur, vor dem neuerlich wieder auftretenden Delirium coloniale africanum zu warnen.

Geographische Neuigkeiten.

* Das britische Betschuanaland. Dieses vielumstrittene Gebiet, über welches sich die britische Kolonialregierung auf dem Kap der guten Hoffnung jüngst wieder durch einen Gewaltstreich das Protektorat angemaßt und dadurch den Buren einen neuen Grund zu Haß und Feindschaft gegeben, hat seither in der allgemeinen Meinung für eine trockene, wasserlose, unfruchtbare Wüste, beinahe ohne allen Pflanzenwuchs und für Ackerbauzwecke ganz unbrauchbar, gegolten. Man hat es geschildert, als sei es nur geeignet, einen sehr beschränkten Viehstand auf einem gegebenen Flächenraum zu erhalten, als sei es für Viehzucht im großen ganz untauglich und sein Klima so drückend heiß, daß Europäer mit irgend einem Grad von Behaglichkeit nicht existieren können. „Dies war," erklärt nun ein mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen in der Kolonie vertrauter, seit Jahrzehnten im Kapland ansässiger Engländer in der „Cape Times" — „dies war seither auch meine Ansicht, welche sich nun aber durch eine persönliche Einsichtnahme von dem Lande in vielen Stücken wesentlich geändert hat. Bezüglich der Beschaffenheit des „Veldt" kann ich ohne das mindeste Bedenken behaupten, daß es keinen größeren Irrtum gibt, als den allgemein gehegten Glauben, das Betschwanenland sei eine Art noch unbekannten Karrufelds mit vereinzelten Büscheln leichten, wertlosen Grases und dürftigen Karrubüschen, welche in Betten von glühendem Sand um ihr ärmliches Dasein ringen. Weit entfernt, daß dies der Fall, ist Karru kaum überhaupt zu sehen, und dann nur in kleinen Mengen mit dem Grase gemischt, während das Ganze des britischen Betschwanenlandes wesentlich ein Grasland ist. Es gibt hier verschiedene Arten von Gräsern, mit Einschluß der besten Varietäten von süßem Gras, wie Rooigras, großes und kleines Büffelgras, Quickgras, Bockgras u. s. w. Alle diese Gräser

Digitized by Google

sind von substanzieller, nahrhafter Beschaffenheit und können die Dürre gut ertragen; man findet hier keines von den leichten, federartigen Gräsern, die in vielen anderen Teilen der Kolonie (besonders in dem Bezirk von Queenstown) wachsen und in den Zeiten anhaltender Trockenheit beinahe gänzlich verschwinden. Betschwanenland ist, streng genommen, kein Buschland; es sind in der That hier nur sehr wenige von den Buscharten der Kolonie außer den Mimosen zu sehen, welche mehr oder weniger im ganzen Lande vorkommen. Dagegen aber gibt es hier zwei Arten von Büschen, welche in der Kolonie ganz unbekannt und nur nördlich vom Vaalrivier zu finden sind, aber im Betschwanenland so reichlich wachsen, daß beinahe das ganze Land von ihnen bedeckt wird. Diese sind der „Vaalbosch" und der „Razijnkiebosch" (Rosinenbusch), beide ein ganz vortreffliches Futter für alle Arten von Vieh und eine ungemeine Erhöhung des Wertes des Betschwanenlandes als Weideland. Der Vaalbosch insbesondere ist unschätzbar, denn er ist ein immergrüner Strauch und im Winter und in Zeiten der Dürre eine unschätzbare Hülfe für die Ernährung des Rindviehs und der Schafe und Ziegen. Der Razijnkiebosch wirft im Winter seine Blätter ab, liefert aber im Frühjahr und Sommer ein reichliches Futter für Rindvieh, Schafe und Ziegen, welche sehr lüstern darnach sind, und trägt eine süße Beere, welche von den Eingeborenen in ausgedehntem Maße als Nahrungsmittel benützt wird, und aus welcher die Buren häufig einen Syrup kochen, der ihnen die Stelle des Zuckers vertritt.

„Betschwanenland ist im allgemeinen ein flaches oder nur leicht wellenförmiges Land mit gelegenheitlichen „Rantjes" oder Koppises. Es gibt hier keine Berge oder Kloofs und keinen einzigen Flecken „Veldt" im ganzen Lande, der zur Viehweide untauglich wäre.

„Wenn man alles genau in Erwägung zieht, so ist gar keine Frage, daß Betschwanenland, sobald es einmal von dem richtigen Schlag von Landwirten reichlich besiedelt, sobald jede seiner Hülfsquellen richtig entwickelt und für einen genügenden Wasservorrat gesorgt ist, eines der vorzüglichsten und ertragsfähigsten Länder für die Viehzucht in ganz Südafrika werden wird.

„Die große Schattenseite des Landes ist der Wassermangel. Es gibt sehr wenig Tagwasser und aus diesem Grunde sind viele Leute geneigt, es für ein vergleichsweise wertloses Land anzusehen, und übersehen ganz die Thatsache, daß es, als ein neues Land, in diesem Stücke nicht schlimmer daran ist, als es große Teile der Karru-Distrikte ursprünglich waren. Manches wertvolle Gehöfte in Graaff-Reinet und anderen Bezirken hatte keinerlei dauernde Wasservorräte, bis Dämme und Brunnen hergestellt worden waren, und dasselbe wird auch hier zu geschehen haben. In einer Beziehung aber hat Betschwanenland einen großen Vorzug vor der Kolonie, und dies ist der große Vorrat von unterirdischem Wasser, welchen es unzweifelhaft besitzt. Diese Thatsache ist aus Veranlassung der jüngsten Expedition vielfach besprochen und erörtert worden, und es fehlt nicht an vielen Ungläubigen und Zweiflern, welche die Wahrheit der Thatsache anzweifeln, daß man beinahe überall Wasser finden kann, wenn man nur wenige Fuß tief gräbt, und dies ist unwiderleglich der Fall. Auch kann man für diese Thatsache, welche sonst eine höchst merkwürdige Erscheinung sein würde, leicht eine Ursache nachweisen: Man darf Betschwanenland in allgemeinen Ausdrücken bezeichnen als eine erhöhte Hochebene ohne Flüsse und mit einem sandigen Boden; infolge davon wird die gesamte Regenmasse absorbiert und unterirdisch aufgespeichert, anstatt nach dem Meere abzulaufen und den Boden mit sich fortzuführen, in der Weise, wie es leider in der Kolonie der Fall ist, wo große Strecken Landes mit Zeit und Weile wenig mehr zu werden drohen, als nackter Fels. Nun lasse man irgend jemanden über diesen Gegenstand verständig nachdenken und sich zu vergegenwärtigen versuchen, was die Wirkung der unterirdischen Zurückhaltung der ungeheuren Wassermenge sein würde, welche alljährlich durch die zahlreichen Flüsse der Kolonie in den Indischen Ozean davongeführt wird, und er wird ohne Mühe begreifen, warum das Betschwanenland einen solch überreichen unterirdischen Wasservorrat haben muß, wenn er sich erinnert, daß während der Sommermonate ein überreicher Regenfall stattfindet, dessen gesamte Menge im Boden resorbiert und zurückbehalten wird.

„Man darf übrigens ja nicht mutmaßen, daß man überall Wasser finden könne, wenn man einfach nur einige Fuß unter die Oberfläche gräbt. Natürlich ist in der Wahl der wahrscheinlichsten und geeignetsten Stellen für die Abteufung von Brunnen eine gewisse Summe von Urteilskraft und Unterscheidungsgabe erforderlich; allein es ist eine Thatsache, daß man durch eine verständige Wahl der Lokalität auf jeder Farm von den gewöhnlichen 3000 Morgen Flächenraum Wasser in mäßiger Tiefe entdecken könnte. In einzelnen Fällen mag es nötig sein, den Brunnenschacht bis zu einer Tiefe von 40—50 F. abzuteufen; allein in den meisten Fällen wird es schon in einer Tiefe von 15—20 und sehr häufig von 6—8 F. gefunden werden können.

„Quellen von offen fließendem Wasser findet man im Betschwanenlande sehr selten, allein es ist eine eigentümliche Thatsache, daß, wo sie vorkommen, sie in der Regel weit stärker sind, als in der Kolonie. Es gibt gar keine von den kleinen Quellen und „Zuiverings", welche man in der Kolonie in allen Richtungen trifft, und doch gibt es im Betschwanenlande an gewissen Orten, wie Vrijburg, Brussels, Muhura und anderen weit voneinander entlegenen Orten auch Quellen mit einem Wasserreichtum, welcher mindestens demjenigen eines ganzen Dutzends der gewöhnlichen Quellen in der Kolonie gleichkommt. Dies ist eine Thatsache, welche der ernsthaftesten Erwägung würdig ist und die durch eine geeignete wissenschaftliche Untersuchung möglicherweise zum

Digitized by Google

Vorteil des Betschwanenlandes praktisch gut ausgenützt werden könnte. Ich mache für mich selbst durchaus keine Ansprüche auf geologische Kenntnisse, allein dies ist eine Sache, über welche ich viel nachgedacht habe, und ich habe mir darauf eine eigene Theorie gegründet, welche richtig oder unrichtig sein mag, die ich aber, so wie sie ist, hier preisgebe, in der Hoffnung, daß sie die Aufmerksamkeit der Männer der Wissenschaft auf einen höchst merkwürdigen und wichtigen Gegenstand, nämlich auf das ganze System unterirdischer Gewässer im Betschwanenlande, hinlenken möge.

„Die Kapkolonie ist bekanntlich ein gebrochenes, wellenförmiges Land mit hohen Hügeln und Bergzügen, welche mit tiefen Thälern und Wasserläufen abwechseln, und mit wenigem oder beinahe gar keinem flachen Lande. Gleicherweise ist sie ein mehr oder weniger steiniges Land, mit mehr oder minder geneigten Untergrundsschichten, welche nach allen Richtungen hin aus dem Boden ragen und zu Tage treten. Die natürliche Folge davon ist, daß während der schweren Regengüsse die große Wassermasse durch die Flüsse in das Meer davon geführt wird und nur ein beschränkter Teil des Regenfalls unter die Oberfläche des Bodens niedersinkt. Hier wird sie von der vorerwähnten geneigten Untergrundsschichte aufgefangen und findet ihren Weg an die Oberfläche in der Gestalt der kleinen Quellen und träufelnden Abläufe oder „Zuiverings", welche beinahe auf jeder Farm der Kolonie so gewöhnlich sind.

„Im Betschwanenland dagegen finden wir das gerade Gegenteil. Das ganze Land nördlich vom Vaalrivier und seinem Zuflusse, dem Hartsrivier, erscheint auf viele Hunderte von Meilen nach dem Inneren hinein einförmig flach, ohne Flüsse und mit einem sandigen Boden; infolge davon wird der ganze Regenfall aufgesogen, und wegen der Flachheit des Bodens und der gänzlichen Abwesenheit geneigter Schichten ist keine Möglichkeit für die zahlreichen kleinen Quellen vorhanden, wie sie in der Kolonie gefunden werden. Das Wasser bleibt unter der Oberfläche, sammelt sich in gewissen Kanälen und bildet unterirdische Flüsse, welche die großen Quellen speisen, die nur auf langen Zwischenräumen vorkommen, und daraus ergibt sich meines Erachtens die Thatsache, daß sich durch ganz Betschwanenland und einen Teil des Transvaal ein regelmäßiges System unterirdischer Wasserläufe findet. Daß solche unterirdische Flüsse vorhanden sind, dafür haben wir nicht allein das stärkste mutmaßliche Zeugnis in der bereits angeführten Thatsache dargelegt, sondern wir besitzen einen absoluten Beweis in der Thatsache, daß sie im Transvaal und anderswo stellenweise in der unverkennbarsten Art in Gestalt von Seen krystallklaren, reinen Wassers, von ungeheurer Tiefe und großem Fischreichtum an die Oberfläche treten. Im eigentlichen Betschwanenlande erscheinen keine derartigen merkwürdige Offenbarungen jener Thatsache, dagegen findet man sehr starke Anzeichen oder Andeutungen, daß einer oder mehrere unterirdische Ströme, wahrscheinlich in westlicher Richtung, Stellaland durchströmen und auf ihrem Lauf eine Anzahl starker Quellen speisen. Diese dürften die Quellen zu Vrijburg, Brussels, Muhura und zahlreiche starke Quellen in der Gaap Range, in Takun und Kuruman umfassen. An den beiden letztgenannten Orten und besonders in Kuruman soll das Wasser mit solcher Gewalt aus dem Boden treten, daß es Flüsse bildet, welche auf eine bedeutende Entfernung verlaufen und dann im Sande verschwinden. Hier haben wir also den unleugbaren Beweis für das Vorhandensein eines unterirdischen Stromes, welcher möglicherweise beide Orte speist. Es gibt noch einen anderen Punkt auf der Farm eines Herrn Brezuidenhout, ungefähr 5 Stunden Rittes von Vrijburg, wo ebenfalls ein unterirdischer Strom existiert, welcher jedoch nicht zu Tage tritt. An dieser Stelle befindet sich ein Loch im Boden, gerade groß genug, um den Körper eines schlanken Mannes durchzulassen, und in einer Tiefe von 12 F. darunter befindet sich ein laufender Strom klaren Wassers. Man hat einen Versuch gemacht, das Wasser zu ergründen, aber mit einem Absenken von 17 Fuß noch keinen Boden gefunden. Bei einer Gelegenheit wurde ein Mann an Stricken hinuntergelassen und berichtete, das Innere habe das Aussehen einer gewölbten Kuppel und man könne, soweit das Auge reiche, nur eine einzige Wasserfläche sehen. Dieser Ort scheint ursprünglich von den Eingeborenen nur zufällig entdeckt worden zu sein, weil die obere Erdrinde einbrach, als eine Kuh darüber hinschritt, und weil alle späteren Bemühungen der Eingeborenen, dieses Loch auszufüllen, um der Wiederholung eines ähnlichen Unfalls vorzubeugen, sich als vergeblich erwiesen.

„Bei einer derartigen Menge von Zeugnissen für das Vorhandensein von unterirdischem Wasser stelle ich es der Prüfung anheim, ob nicht dieser Gegenstand der Erwägung der Regierung wohl wert ist und ob es nicht gescheidt wäre, eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung in Hinsicht darauf anzustellen, um die Möglichkeit oder Unthunlichkeit der fruchtbaren Benützung derartiger unterirdischer Ströme zu ermitteln. Mag man mich wilder Träume und visionärer Ideen beschuldigen, so ist es doch meines Erachtens durchaus nicht unwahrscheinlich, daß, wenn man sich derartige außerordentliche Anzeichen zu Nutz machte, man möglicherweise diese Flüsse anhalten oder mittelst langer Leit- oder Heberöhren ihr Wasser an die Oberfläche bringen könnte, um in ausgedehntem Maßstabe für landwirtschaftliche Zwecke benützt zu werden, denn es ist aller Grund für die Annahme vorhanden (zumal wenn man nach dem Zeugnis gewisser Orte im Transvaal urteilt), daß der Wasservorrat sehr groß sein muß, wo diese unterirdischen Ströme vorhanden sind." (Sc. g. M.)

* Der tiefste Süßwassersee in Nordamerika scheint der Kratersee in Oregon zu sein, welcher kürzlich von Kapitän C. E. Dutton (von der Geologischen Untersuchungskommission der Vereinigten Staaten) einer genaueren Untersuchung unterzogen wurde, deren Ergebnisse

Digitized by Google

wir nachstehend im Auszuge mitteilen. Kapitän Dutton verließ Ashland in Oregon mit einer Begleitung von zehn Soldaten, welche ihm der kommandierende General des Militär-Departements von Columbia mitzugeben die Güte hatte, am vergangenen 7. Juli und erreichte den Rand der Steilwände des Sees am 13. mit den Booten, die er solcherweise auf Wagen verladen hatte, daß sie den Transport über ein Hundert Meilen von Gebirgsstraßen ohne Beschädigung ertrugen. Die Boote kamen denn auch unverletzt und heil an, und man traf sogleich Vorkehrungen, um sie über eine Höhe von neunhundert Fuß ins Wasser hinabzulassen. Die Uferwände des Sees waren ungemein steil und fielen an der gewählten Stelle unter einem Winkel von 41° oder 42° ab und die Böschung bestand teilweise aus Rasen und war oben mit Schnee bedeckt, weit unten aber aus Felsen mit gebrochenen Kanten. Die Boote gelangten ganz unversehrt ins Wasser, die Arbeit des Beschlagens, der Aufrichtung der Takelage und des Hinunterlassens nahm aber vier Tage in Anspruch. Einige Tage wurden damit verbracht, im Boote (die einzig mögliche Weise) um die Uferwände des Sees herumzufahren und die Felsen und den Bau ihrer Wände an deren verschiedenen Teilen zu untersuchen. Sodann wurde eine Anzahl von Peilungen und Lotungen vorgenommen. Die Tiefe des Sees überschritt die Erwartungen des Kapitäns bedeutend, obwohl die Anwesenheit jeder Spur von Böschung in der Nähe der Wasserlinie bereits auf tiefes Wasser dem ganzen Ufer entlang deutete. Die ermittelten Tiefen wechseln von 853 bis 1996 e. F., so wie die bisherigen Peilungen ergeben; aber es ist sehr möglich und wahrscheinlich, daß auch noch tiefere und seichtere Stellen gefunden werden. Die mittlere Tiefe ist ungefähr 1490 F. Der Absturz vom Wasserrande an ist sehr jäh, und in einer Entfernung von 400 oder 500 m. vom ganzen Rande herum finden sich schon Tiefen von fünfzehn- bis zu achtzehnhundert Fuß. Die größten Tiefen werden wahrscheinlich zweitausend Fuß überschreiten, denn die seitherigen Peilungen haben schwerlich schon den tiefsten Punkt erreicht; allein schon aus den bisherigen Lotungen geht hervor, daß dieser See der tiefste Wasserkörper im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten ist. (Sc.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Unter den Festlichkeiten wird die Prozession des hl. Benediktus wohl nirgends im Kaiserreiche so gefeiert wie hier. Da dieser Heilige ein Schwarzer war, so gilt auch das Fest besonders der schwarzen Bevölkerung, und teilnehmendem Sinn muß es zu freudiger Wahrnehmung gereichen, wie selbst die Weißen, Alt und Jung, diesen Tag feiern. Man könnte die Feier als ein Verbrüderungs- und Aussöhnungsfest bezeichnen. Der 15. April gab mir Gelegenheit, ihm beizuwohnen. Man sah den langen Festzug durch ungefähr 400 Kinder eröffnet, von denen wohl 150 der schwarzen, die übrigen der weißen und der gemischten Farbe angehören mochten. Alle gingen ohne Zwang, ohne Absonderung durcheinander, je drei oder vier eine Reihe bildend, deren äußerstes Glied von einer älteren Person geführt wurde. Zu welch grellem Kontraste neigen sich die Gedanken beim Anblick der kleinen Schwarzen! Gestern noch sah man sie frei von aller Bekleidung sich herumtummeln, frei wie Gott sie geschaffen, und heute durch die Feier des Tages zu heiter-ernster Stimmung umgewandelt, in Blumen und Bändern, in Gold und Perlenstaat ihrem Heiligen vorangehen, und doch sind sie nur arme Sklaven! Unglaublich ist der Aufwand, mit dem man bei solchen festlichen Gelegenheiten die Kinder auszuschmücken, sich einander zu überbieten sucht. Namentlich ist die Engelgarderobe auf das prachtvollste ausgeschmückt; kostbare Brillanten und die feinsten Manufakturstoffe werden nicht geschont und oft daher nur im Besitz von einzelnen, welche ein Geschäft daraus machen, diese bei kirchlichen Prozessionen gegen entsprechende Bezahlung auszuleihen.

Den Kindern folgt, auf einem Gerüste und auf den Schultern von vier Männern getragen, die Statue des hl. Benediktus, der in seiner schwarzen Farbe und nur einmal des Jahres immer gern gesehen wird. Dann folgen die übrigen Teilnehmer des Zuges, welchen Militär und zwei spielende Musikbanden beschließen. Die Musik, untermischt mit dem beständigen Lärmen krachender Raketen, trägt viel zur Erhöhung des Festes bei, dessen Hauptwert jedoch in dem Gefühle eines jeden Nachdenkenden sich von selbst ergiebt, indem es ihn mit Rührung und Teilnahme erfüllt. Ueberwog die Ausschmückung der weißen Kinder bei weitem die der farbigen, so nehmen sich letztere in ihrem bescheidenen Kostüme unendlich reizender aus. Erscheinen sie gesünder, kräftiger, so ist auch die volle geschmeidige Haut besonders geeignet, das Phantastische des Anzuges zu erhöhen. Dazu das im Dunkel liegende, blitzende Auge, das blendende, mehr kontrastierende Weiß der Zähne, sowie die üppig geschwollenen roten Lippen, die den Negerphysiognomien so großen Ausdruck verleihen. Zeigen dagegen nicht die kaukasischen Abkömmlinge in ihren mit Edelsteinen und Perlen überladenen Anzügen nur schmächtige, meist verzärtelte Wesen? Wer nur einmal eine gute Aufführung des Othello gesehen, wird gefunden haben, daß der Eindruck eines gut kostümierten schwarzen Menschen sich nicht verwischt. Es bleibt immer die lebendige frische Fülle, das kontrastierende Schwarz von gleicher Wirkung.

Die Prozessionierenden weihten je nach Umständen dem Heiligen eine oder mehrere Kerzen, was bei der großen Beteiligung als eine glänzende Kirchenrevenue bezeichnet werden muß. Anderen Tages fand man selbst in öffentlichen Blättern die Großartigkeit der stattgehabten Prozession hervorgehoben.

Zu den Bildungsanstalten der Stadt kann man namentlich zwei Kollegien rechnen. In einem derselben, dem „Collegio episcopal" finden wir einen jungen Deutschen, Herrn Carl Seidl aus Wien, als Mitdirigent thätig. Es wird daselbst außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen Englisch, Deutsch und Latein gelehrt. Das ganze Interesse, welches das Publikum am Journalwesen nimmt, läßt sich am besten aus den bestehenden Tagesblättern ermessen. Vier Druckereien verlegen deren mindestens neun, wovon sechs politischen gemischten Inhalts, zwei lediglicher Unterhaltung und eines geistlicher Tendenz gewidmet sind. Dies letztere soll unter der Mitwirkung des Bischofs von Maranhaõ eine gediegene Leitung haben und seiner Gattung nach das einzige Brasiliens sein.

Was das Theater betrifft, so wechselt eine Schauspielergesellschaft zwischen Maranhaõ und Pernambuco, indem sie in je einer Stadt sechsmonatlichen Aufenthalt nimmt. Mit den öffentlichen Vergnügungsorten ist es ebenso bestellt, wie im ganzen Lande; es

Digitized by Google

existieren keine, da die Brasilianer sie nicht besuchen würden. Und gute Gelegenheit wäre den Maranhensern geboten, durch vergnügte Tage eine Abwechselung in das ewige Einerlei des Lebens zu bringen; liegt doch der Stadt gegenüber auf dem Festlande das kleine freundliche Städtchen Alcántara, um so geeigneter zu Ausflügen, als die Dampfschifffahrtsgesellschaft im Falle des Bedürfnisses eine geregelte Verbindung mit diesem Punkte bewirken würde, was bisher nur einmal wöchentlich geschah.

Seit noch nicht gar langer Zeit erfreuen sich die Maranhenser auch eleganter Droschken, die in keiner Beziehung, selbst buntbetreßte Jockeys nicht ausgenommen, etwas zu wünschen übrig lassen. Gute Reitpferde sind ebenfalls zu jeder Stunde zu bekommen. Die Pferde hier, wie auch in der Provinz Pará, verlieren bei einiger Behandlung durchaus nicht an ihren guten Eigenschaften. Ich sah wohlgebaute, kräftige geschmeidige Tiere so gut wie sie andere Provinzen nur aufzuweisen haben, was jeder Pferdekenner wohl in Zweifel gestellt haben würde. Omnibusse sind ein Verkehrsmittel neuester Zeit und oft zum Brechen besetzt.

Der Verkehr mit den hauptsächlichsten an der Küste und den Flüssen belegenen Städten ist auf das Möglichste hergestellt. Die zu diesem Zweck ernannte „Internationale Dampfschifffahrt-Kompagnie" unterhält sechs Linien, von denen drei für den Küstendienst, die drei übrigen zum Befahren der Flüsse Itapicuru, Mearim und Pindaré bestimmt sind. Außer der schon länger bestehenden größeren „Companhia brasileira", die ihren Sitz in Rio de Janeiro hat, setzen genannte Küstenfahrten die Hauptstadt noch speziell nördlicherseits mit der Provinz Pará und mit dem schon genannten Alcantara, sowie südlich mit den Provinzen Piauhy (Paranahyba) und Ceara in geregelte Verbindung. Die Fahrten auf den Flüssen bedingen wegen des im Sommerhalbjahr bedeutend herabsinkenden Wasserstandes nur sehr flachgehende Fahrzeuge. Die Dampfer haben deshalb nur 3—5 Palmen Tiefgang und 30—50 Pferdekraft. Die verschiedenen Flußfahrten verbinden die Hauptstadt: 1. mit Caxias am Itapicuru, einer Stadt von 5000 Einwohnern, 83 Leguas von der Küste entfernt; 2. mit Secio das Almas am Mearim, 70 Leguas entfernt, und 3. mit Vianna und Moncao am Pindaré, in Entfernungen von 30 und 50 Leguas liegend.

Bei allem Vorschreiten geistiger wie materieller Interessen, deren Maranhaõ sich erfreut, vermißte ich hier doch noch eine Gasbeleuchtung. Dahingegen hat die Stadt eine gute Wasserleitung, welche der Stadt das benötigte Wasser aus dem Assil-Flusse liefert. Diese besteht aus gußeisernen Röhren, an den verschiedenen Ausgangspunkten mit geschmackvollen Brunnenbauten verziert, wodurch der Stadt zugleich eine monumentale Verschönerung erwächst.

Der Hafen ist einer der besten Brasiliens, da er nicht allein vollkommene Sicherheit gewährt, sondern auch durch die der äquatorialen Zone eigene Ebbe und Flut besonders geeignet ist, die Vorteile eines Docks zu gewähren, und da Schiffe ohne Kosten trocken gelegt werden können. Ist zum Zweck der Ausbesserung eines Schiffes alles vorbereitet und die Stunde der Ebbe abgepaßt, so wird mit verdoppelter Kraft bis zum Wiedereintritt der Flut gearbeitet und nötigenfalls die Operation mit der kommenden Ebbe fortgesetzt. Jeder Fremde, der nach Maranhaõ kommt und sich hier einige Zeit aufhält, sollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich von diesem interessanten Schauspiel zu überzeugen. Obgleich in Rio de Janeiro geräumige Docks existieren, werden doch sämtliche der Reparatur bedürftige Dampfschiffe von dort hierher geschickt. Schade um diesen von der Natur so begünstigten Hafen, daß seine Zugänge infolge der schlechten Verwaltung von Jahr zu Jahr mehr versanden. Tiefgehende Schiffe können nur noch mit dem hohen Wasserstande ein- und auslaufen, insofern sie in der Nähe der Stadt zu ankern beabsichtigen.

Einnahme und Ausgabe der Provinz halten sich nicht die gehörige Wage; man verspricht sich jedoch baldigst günstigere Resultate, wozu allerdings ein Vergleich der letztjährigen Vorträge, mit denen der Präsident die Assemblea eröffnete, einige Berechtigung gibt. Die relative Mehrzahl ausländischer Einfuhrartikel stammt aus England, dann in zweiter Reihe aus Portugal, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Spanien und Belgien (?). Das Verhältnis der aus genannten Staaten eingelaufenen Schiffe bestand im Jahre 1855 aus folgenden Zahlen: England 22, Portugal 21, Vereinigte Staaten 10, Frankreich 10, Spanien 7 und Belgien 2. Solange durch das Uebergewicht der Einfuhr das Gedeihen der Provinz bedroht wird, wäre strengere Besteuerung gewisser Artikel um so geeigneter, als sie entbehrlich, überflüssig oder nur durch das Interesse des Spekulationsgeistes herangezogen werden. Ausländische Kleidungsstücke, Schuhwerk, Hüte 2c. stehen mit den inländischen Fabrikaten trotz ihrer geringeren Qualität durchgängig auf gleichen Preisen. Die Einfuhr von Wein, Bier und anderen Spirituosen könnte bei regsamer Industrie leicht gemindert werden, indem die Provinz viele zur Weinbereitung geeignete Früchte, namentlich die Caju, in Menge und vorzüglicher Güte erzeugt. Für den deutschen Handel ist hier noch ein bedeutender Wirkungskreis.

Die Ausfuhr besteht in der Hauptsache aus Baumwolle, Zucker, Reis, Branntwein, Copaiva-Oel, Mais und Carnauba-Wachs. Bei einigem Aufschwung des Ackerbaues und der Industrie könnten leicht Cacao, Tabak, Vanille, Seife und Oel aus der Andiroba- und der Pindova-Palme, Indigo, Urucu (Orlean) und verschiedene nutzbare Hölzer hinzu gefügt werden, Artikel, die bisher nur in sehr geringen Mengen ins Ausland gingen. Die ausgedehntesten Wälder liefern sowohl kostbare Tischler- wie Färbehölzer, von denen viele nur noch dem indischen Namen nach bekannt sind. Nennenswert sind namentlich folgende: Tabajuba, Conduru, Babaculatiara, Pao-santo (eine Art Bockholz), Bacuri, Angelim, Sucupira, Pardarcio und Cadro fino. Die Einkünfte der Provinz bestehen, wie wir gesehen haben, fast ausschließlich in Ackerbauprodukten, da die Industrie nur sehr langsam vorschreitet und die Ausbeutung der Minen mit wenig Glück betrieben wird. Mit Berücksichtigung der Sklaven-Ausfuhr nach dem Süden — diese weniger fühlbar zu machen — müßte die Regierung mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf die Hebung der landwirtschaftlichen Zustände bedacht sein, und wurde zu dem Zweck im Jahre 1859 die Gründung der praktischen Ackerbauschule von Cutim angeordnet. Diese Anstalt — die einzige ihrer Art in Brasilien — ist auf Aktien gegründet und liegt in einer halbstündigen Entfernung von der Stadt. Zwei Brasilianer wurden zur Erlernung fremder Kulturen nach den südlichen Staaten von Nordamerika gesandt und gleicherzeit ein amerikanischer Landwirt zur unmittelbaren Leitung der vorläufigen Arbeiten engagiert. Das Unternehmen findet allgemeinen Beifall, hat schon seine guten Folgen gehabt und verspricht von immer größerem Nutzen für die Provinz zu werden. Nach dem Lehrsystem wird eine Anzahl junger Leute als Freischüler, wie auch gegen Honorar Sklaven von Landeigentümern aufgenommen. Zu den Haupteinführungen gehört vor allem die noch für Brasilien problematisch gehaltene Anwendung des Pfluges und ähnlicher Gerätschaften; arbeitsparende Maschinen, die Austeilung verschiedener Sämereien, sowie neueingeführte Tierrassen 2c. werden Kaufliebhabern zum Kostenpreise überlassen. Zum Zweck theoretischer Bildung wurde schließlich noch ein bereits in Naturwissenschaften promovierter junger Mann auf die Universität zu Heidelberg gesandt.

Infolge der günstigen Nachrichten, die man über die goldführenden Gegenden an den Flüssen Gurupy, Tury-açu und Maracassuma erhielt, bildete sich in Rio de Janeiro aus privaten Unternehmern eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Minen. Es kam ein Fonds von einer Million Milreis zusammen und Kommissionäre wurden geschickt, um den Gang der Geschäfte an Ort und

Digitized by Google

Stelle zu leiten. Jedoch nur kurze Zeit floß der Gewinn, da die Herbeischaffung des zur Waschung benötigten Wassers stets schwieriger wurde und zuletzt zu gänzlicher Einstellung der Operation nötigte. Es wurden seitdem mehrere Versuche wiederholt, die jedoch sämtlich kein besseres Ende nahmen. Gegenwärtig wollen sich die Engländer zur Uebernahme der Goldgruben erbieten, und schon ist der von England ausgesandte Mineralog nach beendigter Untersuchung auf dem Wege nach seiner Heimat zurück. Unzweifelhaft würden sich noch mehrere ähnliche Unternehmungen in der Provinz Maranhaõ mit Glück betreiben lassen, da man bei weiteren Untersuchungen noch ergiebige Kupfer-, Eisen-, Braun- und selbst Steinkohlenlager entdecken wird. Auch glaubt man an Goldminen am oberen Pindaré, in der Sierra Aricambu. Da man mutmaßte, daß die Gesellschaft Jesu auf ihren Missionen im stillen Gold ausbeute, wurde eine Beteiligung von Seiten der Brasilianer untersagt, bei Strafe fünfjähriger Verbannung nach Angola in Afrika. Die Missionare sollen sich zu den Ausgrabungen der Indianer sowohl als des ihnen beigesellten Militärs bedient und ersteren, deren Leichtgläubigkeit benutzend, zu bedenken gegeben haben, daß jede Entdeckung des Reichtums den Fluch des Himmels nach sich zöge. Daher noch heute der Starrsinn, das unerschütterliche Festhalten an dem Geheimnis, nachdem bereits seit hundert Jahren die Gesellschaft dort nicht mehr existiert.

Die Regierung unternahm seit den letzten zehn Jahren verschiedene Kolonisationsversuche zur Betreibung des Ackerbaues sowohl mit Portugiesen, als auch mit Chinesen. Einzelnen Kolonien war ein doppelter Zweck zu Grunde gelegt, indem für verschiedene öffentliche wie private Bauten, Anlagen ꝛc. vier landwirtschaftliche Kolonien bestanden, demzufolge eine Arbeiterkolonie des Kanals von Arapapahy und eine ähnliche gegründet wurde von der „Companhia da Mineracaõ". Von allen haben sich jedoch nur zwei auf gedeihlicher Stufe erhalten, nämlich die Petropolis bei Codo am Itapicuru und Sao Isabel im Munizip von Guimaraõs. Die Kolonieu wurden nach dem so verrufenen Partialsystem gegründet, wo nämlich der Ackerbauer dem Uebernehmer die Hälfte des Ertrages zustellen muß. Auch die Zivilisationsversuche nach Indien, über die weiter unten noch besonders die Rede sein wird, gehören in diese Kategorie. Das langsame Vorschreiten und teilweise Fehlschlagen derselben ist lediglich auf Rechnung ungeeigneter Verwaltung zu stellen.

Mit der Provinz Maranhaõ hebt der große Wasserreichtum an, der die äquatorialen Striche so auszeichnet und wesentlich zu deren Vegetation beiträgt. Die Provinz enthält bei einer mäßigen Küstenausdehnung 19 schiffbare Flüsse, von denen 16 von Westen kommend sich in den Atlantischen Ozean ergießen und zwei größere Zuflüsse des Amazonen-Stromes bilden. Von Süden nach Norden schreitend, sind es folgende: 1. der Paranahyba mit einer Länge von 240 Leguas, von denen 140 schiffbar sind. Er ist der wasserreichste Fluß der Provinz und bildet die Grenze gegen Piauhy. Seine größte Breite beträgt 1000 m. 2. Tutoja, dürfte als eine Wurzel des ersteren bezeichnet werden, da er mit demselben zusammenhängt; 3. Prepuicas; 4. Mamuno; 5. Monim; 6. Itapicuru, hat bei einer Länge von 150 Leguas die meiste Schifffahrt. An seinen Ufern liegt in einer Entfernung von 83 Leguas von der Küste Caxias, die zweite und früher sehr bedeutende Stadt der Provinz; 7. Mearim, 126 Leguas lang; 8. Grajahu; 9. Pindaré, von 80 Leguas Länge, fließt mit dem vorgenannten 11½ Leguas von der Küste zusammen; 10. Cindaré; 11. Maruccu; 12. Pericuman; 13. Uru; 14. Cururuju; 15. Caru; 16. Tury-assu und 17. Gurupy. Diese letzteren zwei sind goldführend, aber noch nicht genügend durchforscht. Der Gurupy trennt die Provinz von der von Pará. Im Westen gegen Goyas die Grenze bildend, fließt 18. Manoel Alvez Grande, der in den 19. Tocantins übergeht und mit ihm und im Anschluß an den Amazonen-Strom sich ins Meer ergießt. Der Tocantins gehört nur mit dem rechten Ufer der Provinz Maranhaõ an und bildet einen bedeutenden Strom, dessen Gebiet noch wenig bereist ist und der Forschung viele interessante Aufschlüsse geben dürfte.

V. Meine erste Reise in den Pindaré.

Etwa zwei Meilen oberhalb der Insel Maranhaõ mündet, aus dem Innern der Provinz kommend, der Pindaré-Fluß, Rio Pindaré. Er ist noch wenig bereist und bekannt, und da mir die Vegetation wie auch das Tierleben seines Gebieters mehrfach angerühmt ward, so beschloß ich eine Bereisung desselben, namentlich zu dem Zweck, die an seinen Ufern gelegene Villa Monçao (auf 60 Leguas Entfernung) und das einige Leguas seitlich vom Flusse im Zentrum vieler Landseen liegende Städtchen Vianna zu besuchen und schließlich von Monçao aus mit einem Kahne weiter stromaufwärts nach Sao Pedro, einer Indianerkolonie, zu fahren. Es ist das ganze weite Gebiet oberhalb Monçao noch sehr spärlich oder so gut wie gar nicht von Brasilianern bewohnt, sondern nur von zahlreichen Indianerstämmen eingenommen. Ein Vorschreiten der brasilianischen Ackerbauer kann daher hier nur langsam und mit sehr großen Schwierigkeiten stattfinden. Seit zwei Jahren hat die Internationale Dampfschifffahrtsgesellschaft auch eine Linie nach Monçao errichtet, und ich hatte folglich eine gute Gelegenheit, schnell und ohne Mühen in das Innere der Provinz zu kommen.

Am 19. April Abends 9 Uhr begab ich mich an Bord des „Pindaré", der bestimmt ist, die Reise allmonatlich, und zwar zur Zeit des höchsten Wasserstandes, zu machen. Der Abgang regelt sich nach der Vollmondsflut, da diese den höchsten Stand erreicht, und es sind die drei vorhergehenden und die drei nachfolgenden Tage für die Reise bestimmt. Der Pindaré-Dampfer war so erschreckend klein, in allen Dimensionen der Einrichtung so beschränkt, daß man glaubte, in einem Puppenkasten sich zu befinden und sich wirklich ganz unbehaglich fühlte. Uebrigens eigens für die Befahrung seichter Gewässer bestimmt, durfte das Bord des Dampfers nur klein und flachgehend konstruiert sein. Die Dampfkapacität beträgt 50 Pferdekräfte und der Tiefgang 90 cm. Die englischen Schiffsbauer, bei denen die Gesellschaft die Dampfer bestellt hat, sind über die vorgeschriebenen Verhältnisse hinausgegangen, da sie für die Seereise von England hierher unzulässig gewesen sein mögen. Es existiert keine Takelage und folglich kein Bugspriet, auch kein Kompaß. Der Pilot steuerte vom Vorderteil des Schiffes vermittelst langer, von einem Wellenrade umlegter Ketten. Alles dieses war, wie ich mich später überzeugte, wohl berechnet. Mastbaum und Bugspriet wären wegen der oft überragenden Uferwaldung hinderlich gewesen. Eines Kompasses bedurfte es nicht, da man die Ufer des Flusses zur Richtschnur nimmt, und das Steuerrad durfte nur vorne regiert werden, da der Pilot im Dunkel der Nacht oft nur mit der größten Anstrengung der Augen den launigen Windungen des Flusses folgen kann. Die gesamten Verhältnisse gaben mir ein Bild der Vorstellung jener kleinen Dampfer, die der Leviathan auf seiner Schulter trägt. Da die Kajüte oben nur so viel Raum gewährt, um etwa ein Dutzend Passagiere um den Speisetisch zu versammeln, so ist auch keine Schlafeinrichtung vorhanden. Die Passagiere zweiter Klasse sind auf das Deck angewiesen. Da der Aufenthalt in der Kajüte wegen der Beschränktheit derselben und der daraus entstehenden dunstigen Wärme höchst unangenehm ist und man sich lieber aufs freie Deck begiebt, so besteht der einzige reelle Unterschied beider Klassen nur in der Beköstigung. Die mit der inneren Einrichtung des Schiffes bekannten Passagiere sind klug genug, eine Matratze oder lieber eine Hängematte mitzunehmen, um darin zu schlafen, denn jeder umgeht, so viel er kann, das harte Lager auf den Bänken. Die Hängematten sind in der Aequatorialgegend allgemein im Gebrauch, bei Armen wie bei Reichen, da sie billig zu erhalten sind; selbstverständlich gibt es auch feinere zu höheren Preisen.

Digitized by Google

So harrte denn unsere erwartungsvolle Reisegesellschaft dem 11. nächtlichen Glockenschlage entgegen, als es mit einem Male hieß, die Abfahrt solle auf den folgenden Vormittag verschoben werden. Wer hatte unter solchen Umständen Lust, angesichts der Stadt, unter freiem Himmel schlafend, sich den Moskitos unnötig auszusetzen! Wir alle ließen uns daher wieder ans Land bringen. Mit der elften Vormittagsstunde, als es eben ebbte, verließen wir denn pünktlich den Hafen, und als wir uns um 5 Uhr Abends schon eine bedeutende Strecke aufwärts im Flusse befanden, der mir in der Heftigkeit und dem Rauschen, mit dem er hier auftrat, die ersten Anzeichen der berühmten und gefürchteten Pororoca (Sturmflut) gab, wie sie einzelnen Flüssen des Aequators eigen ist. Nicht alle Flüsse zeigen dies seltsame Phänomen in gleich starkem Grade; ihre Verschiedenheit hängt von der Größe und dem Gefälle derselben ab. Die Ursachen dieser Erscheinung sind eine sehr erweiterte Ausmündung kleiner Flüsse. Zur Zeit der Flut, die ohnedies unter dem Aequator bedeutend ist, drängen gewaltige Wassermassen durch die Einmündung der Flüsse, treiben deren eigenes Wasser mit hinauf, und in dem Maße, wie der Fluß sich verengert, wächst die Vehemenz der Flut. Die Pororoca steht allemal im umgekehrten Verhältnis zur Wassermenge des Flusses. Je niedriger der Stand des Wassers, um so wirksamer und höher hinaufreichend ist die Pororoca, die in trockener Jahreszeit bei niedrigstem Wasserstande am heftigsten wird. Die mittlere Geschwindigkeit ihrer Strömung beträgt in den unteren Teilen des Flusses 6 e. Mln. in der Stunde, in den oberen engeren das Doppelte und nach Umständen auch wohl das Dreifache. Hieraus folgt, daß auf eine gewisse Entfernung sich das Wasser aufstauen muß. Es überwirft sich nun und rückt mit stets wachsendem Getöse immer weiter, wodurch die Schiffer schon in weiter Ferne auf sie aufmerksam gemacht werden. Dem fernen dumpfen Brausen folgt die Pororoca jedoch schon auf dem Fuße, denn ihre Schnelligkeit wächst in dem letzten Stadium außerordentlich, bis sie auf ihrer Wanderung (die sehr verschiedene Länge hat, hier 10—12 Leguas) ihr höchstmögliches Ziel erreicht und nun, in sich selbst zerfallend, umkehrt. Zur Zeit der Aequinoktien, den 21. März und 21. September, zeigt sich das Phänomen in seiner größten Entwickelung, da es sich alsdann, wenn alle Umstände günstig zusammentreffen, zu einer mehrere Fuß hohen Welle aufstaut, die schäumend und tosend ihre Straße zieht und alles zu verschlingen droht, was sich auf dem Flusse befindet. Wehe dem Schiffer, der sich dann versehen hat und nicht schon retirierte! Alle zur Zeit der Pororoca auf dem Flusse befindlichen Schiffer suchen ihre Fahrzeuge in eine seitliche Ausbuchtung in Schutz zu bringen und hier den Verlauf der Sturmkrise abzuwarten. Solche Wartestellen werden „Esperas“ genannt, und sie rechtzeitig zu erreichen, muß die Fahrt allemal berechnet sein. Auch unser Schiff fuhr des Tags nicht weiter als es ohne Befürchtung vor der Pororoca geschehen konnte, und ging deshalb bei anbrechender Dunkelheit vor Anker, um am andern Morgen die Fahrt fortzusetzen. Sowie das Lärmen der Radschaufeln verstummte, ward das Rauschen der heranstürmenden Wogen um so hörbarer. Hie und da blitzten noch leuchtende Funken, die aus der See hergetrieben waren und mit Pfeilschnelle vorbeischossen. Ein großes mit Kaufmannsgütern beladenes Boot, das vom Dampfer im Schlepptau mitgenommen war, wurde hervorgezogen und mit ihm parallel befestigt, um beim Wenden der Flut einen Zusammenstoß zu vermeiden. Die Maschine arbeitete beständig mit halber Kraft gegen die Strömung, um nicht durch die Gewalt des Wassers die Ankerketten zerreißen zu lassen. Mehrere Passagiere benutzten die nahe Anwesenheit des Warenbootes und stiegen hinüber, um daselbst ihre Hängematten geräumiger ausspannen zu können.

Freie Uebernachtungen auf Flüssen und in der Nähe von Waldungen ziehen immer eine Menge Moskitos herbei. So auch hier. Mit jeder veränderten Gegend hatte man Gelegenheit, seine Bekanntschaft um eine neue Sippe der stechenden Peiniger dieser nichtswürdigen Blutsaugerfamilie zu erweitern. Selbst jahrelanger Aufenthalt in dem Lande vermag die Empfindlichkeit der Stiche nicht zu schwächen, das Gefühl dagegen nicht abzustumpfen. Der geborne Brasilianer, ja selbst der durch rauhes Leben abgehärtete Indianer fühlt die Stiche so gut wie der Fremdling. Alle sind gleich erbost auf ein Tier, welches sie längst sollten kennen und dulden können. Man findet es begreiflich, daß jedes Mittel, sich vor den Stichen zu schützen, in Anwendung gebracht wird. Zur Matte gehören noch die Mosquiteiros, lange zu beiden Seiten des Schlafenden bis auf den Boden herabreichende Gardinen, welche, wenn praktisch beschaffen, rings wie ein Sack mit Ausnahme einer kleinen Oeffnung, um hinein zu gelangen, zusammenschließen müssen. In unablässigem Gesumme umschwärmt dann die Mückenschar das ihnen verdächtige Gehänge, das aller Vorsicht ungeachtet, nie so schützt, daß nicht einzelne Mücken ihren Weg hineinfinden. Die Tiere sind wirklich zu boshaft. (Forts. folgt.)

Litteratur.

* Fränkel Dr. Albert: Gustav Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt. Mit Nachtigal's Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887. — Das tragische Ende Gustav Nachtigal's nach seiner Besitzergreifung von Kamerun hat die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf die staunenswerten und wichtigen Leistungen dieses kühnen und bescheidenen Mannes für die Erforschung von Afrika gelenkt, und es ist daher ein sehr anerkennenswertes und verdienstliches Unternehmen der Firma Brockhaus, daß sie das Gesamtergebnis von Nachtigal's Reisen in dem vorliegenden Werke für den weiteren deutschen Leserkreis aus dem größeren Werke zusammenstellen ließ und so ein Buch schuf, welches in jeder gebildeten Familie Aufnahme finden sollte, nicht allein als ein Denkmal für den unternehmenden kühnen deutschen Forscher, welcher zu den verdientesten und erfolgreichsten Afrikareisenden gehört, sondern auch als Mittel zur Verbreitung einer genaueren Kenntnis über jene ungeheuren Gebiete des nördlichen Afrika, welche über kurz oder lang wieder ihre frühere Bedeutung für den Welthandel erlangen werden. Die konzentrierende Wiedergabe des Inhalts und Resultats von Nachtigal's Reisen durch den Bearbeiter der vorliegenden Volksausgabe ist mit schonender kundiger Hand und ganz im Geiste des Originals und seines Autors vorgenommen worden, und die Verlagshandlung hat durch eine gediegene Ausstattung und sorglich gewählte Illustration dafür gesorgt, hier der deutschen Lesewelt ein schönes, lehrreiches, anziehendes und unterhaltendes Volksbuch zu liefern, das in allen Kreisen und besonders unter der reiferen Jugend gebildeter Stände eine weite Verbreitung finden wird, welche es auch in vollem Maße verdient. Der Inhalt gliedert sich in folgende Abschnitte: Von der Nordküste bis Mursuk; Reise nach Tibesti, nach Bornu; Bei den Nomaden; Reise nach Bagirmi. r.

* Schneegans, August: Sicilien; Bilder aus Natur Geschichte und Leben. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887. — Wir erinnern uns kaum, eine anziehendere und anmutendere Schilderung eines Landes und seiner verschiedenen Zustände gelesen zu haben, als das vorliegende Werk des geistreichen und hochgebildeten deutschen Konsuls in Messina über das heutige und frühere Sicilien, welches wir daher mit der aufrichtigsten Freude und Anerkennung willkommen heißen. Sicilien gehört zu den originellsten und eigenartigsten Ländern Europa's, mit einer großartigen reichen Natur, einer denkwürdigen und wechselvollen Vergangenheit und mit einer Bevölkerung, in welcher hellenisches, sarazenisches, maurisches, normannisches, spanisches und französisches Blut sich mit italienischem seltsam vermengen und ver-

Digitized by Google

quicken, weshalb es nicht leicht ist, einer Schilderung der dortigen Zustände und Verhältnisse gerecht zu werden. Herr Konsul Schneegans aber hat die sämtlichen Erfordernisse mitgebracht, welche zur Lösung einer solchen Aufgabe gehören: gediegene klassische Bildung, freien, unbefangenen Blick, treffliche geübte Beobachtungsgabe, reiche Welt- und Menschenkenntnis, treffendes Urteil, poetische Begabung.

Zunächst führt er uns den Osten der Insel vor in einer Reihe von Bildern aus der Landschaft, der Topographie, der Sage, dem Volksleben, der Archäologie: Messina, Scylla, Charibdis, die Charwoche mit ihren Anklängen an die klassische Vorzeit, die interessante Ruine des alten Klosters Santa Maria della Valle oberhalb Messina, Erinnerungen an Goethe's Aufenthalt in Messina und Schiller's sicilianische Dichtungen. Dann führt er uns nach der sicilischen Nordküste, in das Sonnenland und Weinparadies, dann in die denkwürdigen Ruinen von Taormina und zu den ergreifenden Erinnerungen an die Vorzeit, welche uns die Küste bietet, zu den zerstörten und untergegangenen Welten des alten Syrakus und von Arethusa mit ihren Sagen und Erinnerungen, führt uns das halborientalische Catanea und die Region des gewaltigen Aetna, in das Land der Schwefelgruppen in Vergangenheit und Gegenwart, das halbwilde Leben im Innern mit der Maffia und dem Brigantaccio, mit dem urwüchsigen Leben der Bergleute und der Schwefelgewinnung, dann an die Südküste mit Girgenti und seinen alten Denkmälern, sodann führt er uns die Trümmerfelder im Westen vor und entfaltet endlich vor unserem geistigen Blick mit ungemeiner Anschaulichkeit den unbeschreiblichen Zauber von Palermo und seiner prachtvollen Umgebung. Diese kurze Inhaltsübersicht vermag einen ungefähren Begriff von der Reichhaltigkeit des Inhalts des Buches zu geben, dessen Gehalt und Wert jedoch diesen noch übertrifft, so daß wir unser Urteil in die wenigen Worte zusammenfassen können: Sicilien mit seiner ganzen Eigenart hat keinen geeigneteren Schilderer finden können, als den dichterisch hochbegabten, für jeden Eindruck so empfänglichen, im Ausdruck seiner Empfindung und in der anschaulichen ergreifenden Schilderung des Erschauten so glücklichen und gewandten Verfasser, der uns über dieses Wunderland ein wirklich mustergültiges Buch geliefert hat! r.

* Bau, Alexander: Handbuch für Schmetterlings-Sammler. Beschreibung und Naturgeschichte aller in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz vorkommenden Groß- und der vorzugsweise gesammelten Klein-Schmetterlinge in systematischer und analytischer, zum Selbstbestimmen geeigneter Anordnung. Mit zahlreichen naturgetreuen, in den Text gedruckten Abbildungen. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung, 1886. — Wir haben eine Menge sogenannter Schmetterlingsbücher in Deutschland, worunter einige ausgezeichnete, mustergültige, aber neben diesen verdient auch das vorliegende fleißig bearbeitete und praktische Handbuch, welches der Feder zweier erfahrener berufsmäßiger Schmetterlingssammler entsprang, eine achtungswerte Stellung, denn es bildet eine wirkliche praktische und lehrreiche Einleitung und Vorschule der Entomologie und somit eine Vorhalle zur eigentlichen Praxis der Naturkunde und des Naturstudiums, sowie ein wirkliches Handbuch, woraus auch der angehende Sammler seinen Fang bestimmen, ausspannen und aufbewahren lernt und sich mit den zweckmäßigsten Methoden des Fangs und der Zucht und Pflege von Raupen und Puppen ꝛc. vertraut macht. Als besonderen Vorzug des Buches betrachten wir seine Uebersichtlichkeit, Klarheit und Kürze, sein handliches Format, vermöge dessen man es auch leicht auf Reisen und Wanderungen mit sich führen kann, und seine zweckmäßige Illustration, welche die Typen der einzelnen Sippen und Genera umfaßt und auf diese Weise die Selbstbelehrung sehr fördert. Aus diesen Gründen glauben wir das Buch auch in weiteren Kreisen mit allem Recht empfehlen zu können.

* Wolf, F. O.: Wallis und Chamounix. Erster Band, mit 120 Illustrationen von J. Weber, W. Ritz, X. Imfeld und 7 Karten. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1886. — In keinem Lande Europa's wird die Heimatskunde mit solcher Liebe und Umsicht und solchem Eifer gepflegt wie in der Schweiz, die an Lokalschilderungen und Reiseführern so viele gediegene Werke liefert. Einen der gediegensten Beiträge zu diesem Litteraturzweig bildet das vorliegende treffliche Werk des Herrn Professors F. O. Wolf in Sitten, eines der gründlichsten Kenner des Wallis und der ganzen südwestlichen Alpenwelt. Das Werk bildet einen Teil der von Orell, Füßli und Comp. in Zürich herausgegebenen berühmten Reisebibliothek, und zwar einen der gediegensten Teile. Es schildert nicht für den Touristen und den Flüchtig-Reisenden allein, sondern auch für den Naturfreund, Geographen, Naturforscher und den ernsteren Studien ergebenen Mann jene unvergleichlich schöne und großartige Walliser Alpenwelt, wie sie sich von der Furka bis Brig, von da über den Simplon und bis Visp, von Visp in dessen Thäler hinein bis Zermatt, zum Monte Rosa und Matterhorn, von Leuk bis zum Leuker Bad und Lötschenthal, in und um Siders und im Turtman- und Einfischthal so majestätisch entfaltet. Er beschreibt sie ganz aus eigener Anschauung, aus längerem Aufenthalt und häufiger emsiger Durchwanderung, als tüchtiger Naturforscher, Geognost und Topograph und vor allem als wirklicher gemütvoller und phantasiereicher warmfühlender Naturfreund und Patriot, und dies leiht seinen Schilderungen einen unnachahmlichen unveräußerlichen Reiz. Da für dieses Jahr die Reisesaison bevorsteht, so begnügen wir uns einstweilen mit der Anzeige des Buches, dessen zweiten Band wir mit Sehnsucht erwarten, worauf wir auf eine eingehende Besprechung desselben zurückkommen werden.

* *Narjoux, Félix: En Angleterre.* Angleterre, Ecosse, les Orcades, les Hebrides, Irlande; le pays, les habitants, la vie intérieure. Ouvrage illustré de 16 dessins par l'auteur. Paris, Librairie Plon, 1886. — Die Verlagshandlung gibt seit längerer Zeit eine Sammlung von Länder- und Reisebeschreibungen heraus, in welcher in angenehmem und unterhaltendem Plauderton fremde Länder und Völker geschildert werden, und dieser Sammlung gehören das vorliegende und die beiden folgenden Werke an. Herr Felix Narjoux ist in dieser Sammlung mit verschiedenen Werken vertreten, welche zu den anziehendsten und fesselndsten derselben gehören. Er ist ein gewandter Beobachter und fesselnder Causeur, und schildert uns in diesem Bande die Eindrücke, welche er bei verschiedenen Besuchen und längerem Aufenthalte in dem Vereinigten Königreiche von den Zuständen und den Bewohnern hingenommen hat, von einem spezifisch französischen Standpunkte aus mit Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit und verbindet in den sechzehn Blättern eigener flüchtiger, aber geistvoller Skizzen mit dem Worte das Bild. Mit großer Unparteilichkeit anerkennt er die wirklichen Vorzüge Großbritanniens und seiner Zustände, aber er deckt auch unnachsichtlich die Nacht- und Schattenseiten der letzteren auf, schildert die Wirkungen der Plutokratie, der engherzigen Schranken der Konvenienz, des potenzierten Egoismus und Materialismus und der riesig wachsenden Verkommenheit und Verwahrlosung der unteren Stände und des Alkoholismns, welcher alle Klassen durchseucht. Am anziehendsten und anschaulichsten sind Herrn Narjoux' Reiseschilderungen besonders in den schottischen Hochlanden, auf den Orkneys und den Hebriden und seine geschichtliche Nachweisung der Ursachen des furchtbaren sozialen Elends in Irland. Das Buch reiht sich den besten über Großbritannien an und verdient auch bei uns bekannt und verbreitet zu werden, denn es verleugnet nirgends die französische Grazie und Lebhaftigkeit.

* *Chaume, Henri de la: Terre-Neuve et les Terre-Neuviennes.* Paris, Libraire Plon, 1886. — Neufundland ist für uns beinahe buchstäblich eine Terra nova und doch ist es ein sehr

Digitized by Google

interessantes Land, wo französisches und englisches Volkselement dicht nebeneinander und oft in wesentlichem Kontrast bestehen und der Verschmelzung beinahe widerstreben. Die wesentlichen Hülfsquellen des Landes sind Schifffahrt, Stockfischfang, Robbenschlag und Holz; die Zustände sind äußerst eigenartige, eben durch den Kontrast des vorwiegend französischen Volkselements mit dem aufgepfropften offiziellen angelsächsischen. Diese Zustände schildert uns denn Herr de la Chaume in sehr anschaulicher und lebhafter Weise und nicht ohne Humor und Gründlichkeit. Er führt uns die trockenen Männer vor, welche nur für Handel und Erwerb, für das Geschäft leben, dem sie sich in so früher Jugend widmen und dem sie so mit Leib und Seele angehören, daß sie keine Zeit haben, sich eine höhere und gründliche Bildung zu erwerben, und stellt denselben die Frauen gegenüber, welche im ganzen weit gebildeter und geistigen Interessen zugänglicher und ein reizendes Gemisch von französischer Grazie und Lebhaftigkeit mit dem Stolz und der Unabhängigkeit und der Arbeitsscheu der Engländerinnen sind, aber im ganzen einen gewinnenden Eindruck machen und sich eine Unabhängigkeit und Zwanglosigkeit des Gebahrens im häuslichen und geselligen Leben geschaffen haben, wie man sie nicht einmal in den Vereinigten Staaten trifft. Herr de la Chaume schildert uns den Robbenschlag und seine Gefahren sehr hübsch aus eigener Erfahrung; er macht uns mit der Geschichte und Entwickelung der Verfassung von Neufundland bekannt, er erörtert in unterhaltender Weise auch die vielumstrittene Fischereifrage, aber den Angel- und Mittelpunkt seiner Beschreibung bilden immer die pikanten und graziösen Neufundländerinnen der besseren Stände, obwohl sie nur leben wie die Lilien auf dem Felde: nicht säen, nicht arbeiten, nicht sammeln in die Scheunen und ihre Bildung in Paris und London holen.

* Semler, Heinr., in San Francisco: Die tropische Agrikultur. Ein Handbuch für Pflanzer und Kaufleute. Ersten Bandes zweite Hälfte. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1886. — Wir haben die erste Hälfte vom ersten Bande dieses Werkes schon in Nr. 33 von 1886 besprochen und begrüßen mit Freude den vorliegenden, mit einem reichen alphabetischen Register versehenen Halbband, welcher die Abteilung der Spezialkulturen (Kaffee, Cacao, Kolanüsse, Guarana, Thee, Yerba Maté, Paraguay-Thee von Ilex paraguayensis und Coca) abschließt und die Kultur der Cocos-, der Dattelpalme und der anderen für den menschlichen Haushalt wichtigen Palmengattungen enthält. Auch hier müssen wir die klare, bündige und populäre Darstellung Semler's und seine Gewandtheit anerkennen, mit welcher er unter gelegentlicher Anwendung einiger schönen Holzschnitt-Illustrationen diesen so fremden Gegenstand der Kultur der Tropengewächse und ihrer Aufbereitung für den Handel, ihrer Verwendung und Verwertung sogar dem Laien so faßlich zu machen und eine echte Popularität zu erreichen gewußt hat. An der Hand dieses Buches kann nun der mit genügenden Mitteln versehene deutsche Kolonist sein Glück als Pflanzer in der weiten Welt versuchen und wird sich diejenigen Kulturen erwählen können, auf welche er sich an einer gegebenen Oertlichkeit als Grundbedingung für sein Fortkommen verlegen soll. Je mehr wir uns mit dem Semler'schen Werk und seinem Inhalt vertraut machen, desto begieriger sind wir auf seine Fortsetzung, da es im höchsten Grade interessant ist, den ganzen Umfang des tropischen Feldbaues kennen zu lernen und von dem Umfang und der Ausdehnungsfähigkeit desselben jenen deutlichen Begriff zu erhalten, welchen nur ein mit solcher Liebe und Umsicht geschriebenes Werk wie das Semler'sche zu geben imstande ist. r.

Kleinere Mitteilung.

* Ein Gefangener des Emirs von Harrar.

Den jüngsten an Professor Paulitschke in Wien eingetroffenen Nachrichten zufolge ist es dem von dem Emir von Harrar in letzterer Stadt eingeschlossen gewesenen apostolischen Vikar des Galla-Landes, P. Taurin Cahagne, gelungen, der Gefangenschaft des grausamen Fürsten zu entrinnen und glücklich die Küste des Golfs von Aden zu erreichen. P. Cahagne war nach der Katastrophe von Dschaldessa von Emir Abdullahi anfangs gut behandelt worden; doch später ward ihm verboten, sich frei in der Stadt zu bewegen und was immer zu schreiben. Die christliche Missionsthätigkeit sollte damit von selbst aufhören. Cahagne verbarg sich in einer der großen Stadtmauer-Oeffnungen, durch welche in der Regenzeit die Wassermassen abströmen und die den Hyänen als Schlupfwinkel dienen. Trotz der eminenten Gefahr, von den wilden Tieren zerrissen zu werden, vermochte der Missionar eine Nacht in seinem Verstecke glücklich zu verbringen und sodann in das Galla-Land zu entfliehen. Mitte November vorigen Jahres traf er unter mancherlei Gefahren in Zeila ein. Cahagne's Coadjutor, P. Laserre (beide sind französische Kapuziner), traf ebenfalls vor kurzer Zeit in Aden ein, nachdem er vom König Menelik von Schoa ausgewiesen worden war. Die englische Regierung hatte seiner Zeit nach dem Blutbade von Dschaldessa drei vornehme Somali als Vertrauensmänner in den Dienst genommen, damit sie die Ueberreste der getöteten Italiener und die Ausrüstung an dem Orte des Massakre in Sicherheit brächten. Bis heute ist keiner von diesen an die Küste zurückgekehrt. Offenbar wurden sie von dem Emir von Harrar gleichfalls zurückbehalten. Der britische Resident von Aden verbot den Italienern Franzoi und Benzoni den Antritt einer Expedition in das Land der Eissa-Somalen, welch letztere erst neulich an der Küste, nur 15 Km. von Zeila entfernt, acht französische Seesoldaten ermordet hatten. Wie es heißt, haben die Franzosen das im Jahre 1885 okkupierte Tadschura am Golf vom Aden wieder verlassen.

(St. Pet. „Herold".)

Soeben erschien:

Zeitschrift für

Allgemeine Geschichte,

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

Herausgegeben von

Univ.-Professor Dr. H. von Zwiedineck-Südenhorst.

1887. Erstes Heft von 5 Bogen. M. 1.—

Inhalt: Die neueste Wallenstein-Forschung. Von H. **von Zwiedineck-Südenhorst.** — Spanien und Amerika während der ersten Regierungsjahre Karls V. Von **Hermann Baumgarten.** — Die vestalischen Jungfrauen und ihr neu entdecktes Haus zu Rom. Von **G. Dehio.** — Johann Lauremberg, ein plattdeutscher Satiriker des 17. Jahrhunderts. Von **Paul Schütze.** I. — Karl V. und Luthers Aufenthalt auf der Wartburg. Von **Gottlob Egelhaaf.** — Maximilian I. als Organisator der Verwaltung in Oesterreich. Von **Franz Ilwof.**

= Der Jahrgang erscheint in zwölf Heften à M. 1.— Das Probeheft ist gratis und franco zu haben. =

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 10. Stuttgart, 7. März. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Hornküste. Von Thorvaldur Thoroddsen. Aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés. S. 181. — 2. Urgeschichtlich-Anthropologisches aus Ungarn. (Fortsetzung.) S. 187. — 3. Das Petroleumvorkommen in Borneo. Von Dr. Th. Posewitz. S. 191. — 4. Zwischen San Francisco und Yokohama. Ein Taifun vom 5. bis 6. September 1886. Von Fred Sicherer. S. 192. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 195. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 196. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 199. — 8. Berichtigungen. S. 200.

Die Hornküste.

Von Thorvaldur Thoroddsen.

Aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés.

Hornküste (isl. Hornstrandir, pl.) ist der gebräuchliche Name für den Küstenstrich, der sich von der Westseite des Meerbusens Húnaflói gen Norden bis zum Kap Horn erstreckt. Man ist jedoch nicht einig darüber, wie weit diese Benennung angewendet werden dürfe. Einige lassen die Hornküste bei Kúvíkur, andere bei Geirólfsgnúpur, noch andere bei Drangar beginnen. Mir scheint es am richtigsten und natürlichsten, die Bucht Trékyllisvík als Ausgangspunkt der Hornküste anzunehmen, weil dort der Húnaflói in das Eismeer mündet und die Küste von da ab sich nach Westen biegt. Die Hornküste ist lange als die unfruchtbarste und rauheste Gegend Islands bekannt, und die Schilderungen von der strengen Natur dieses entlegenen Erdenwinkels sind auch keineswegs übertrieben. Die Felsen fallen überall steil ins Meer ab und bestehen zu oberst aus Firn und Gletschern, stehen auch zum Teil mit dem Drangajökull in Verbindung. Ein eigentliches Vorland gibt es gar nicht, höchstens schmale Thalgründe von den Fjorden aufwärts, und stellenweise stehen die Bauernhäuser in hufeisenförmigen Vertiefungen, die in den Rändern der Berge ausgehöhlt sind, z. B. Látravík, Smiðjuvík und andere. Der Verkehr ist äußerst schwierig, und zwischen den einzelnen Höfen kann wenig zu Pferde gereist werden; nirgends habe ich beschwerlichere Wege getroffen. Es gibt zwar an vielen Stellen in Island ungangbare Bergrücken und Felswege, aber dann wechseln sie doch mit besseren Wegen ab; hier aber reiht sich sozusagen eine Schwierigkeit an die andere. Hier sind unzählige Felsrücken und Bergketten dicht beisammen, und wenn sie sich auch meist nicht weit erstrecken, so sind sie doch so hoch und steil, daß sie anders als zu Fuß kaum passierbar sind. An der See entlang sind stellenweise gefährliche Fußsteige hoch oben in den Klippen und Felstrümmern, oder doch so wildes Steingerölle und Felsgründe, daß die Pferde sich fast die Beine brechen. Wenn man nun andererseits bedenkt, daß das Eis oft den größten Teil des Jahres an der Küste liegt und die Sommer sehr naß sind mit anhaltenden Regengüssen, Nebeln und dickem Schneegestöber, so kann man sich denken, daß dies kein Paradies für die Einwohner ist. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Hornküste auch einige Vorzüge vor anderen Landesteilen besitzt, obgleich man bei gründlicher Ueberlegung die Schattenseiten allerdings überwiegend findet.

Im Sommer (1886) bereiste ich die Westfjorde, im Juli die Barðastrandarsýsla, im August die Strandasýsla und die Hornküste nördlich bis Horn. Ich will hier nur einiges von der Hornküste berichten und in der Kürze von den Einwohnern und ihrer Lebensweise sprechen.

Die eigentliche Hornküste bereiste ich im letzten Teile des August. Ich brach am 18. von Reykjafjörður auf und reiste die Küste entlang, hinaus auf jedes Vorgebirge, das nur irgend zugänglich war, und landeinwärts, um jeden Fjord herum bis westlich vom Hornberge, kehrte dann auf demselben Wege zurück und langte in Reykjafjörður am 2. September wieder an. Auf dieser Reise mußten wir jedesmal elf steile Bergrücken erklimmen, von allen anderen Beschwerden gar nicht zu reden; man hätte nun freilich diese Wege zu Pferde erklimmen können, wenn das Wetter erträglich gewesen wäre, aber dieses Glückes erfreuten wir uns nicht. Ich traf es so ungünstig, daß

Digitized by Google

dieser Sommer an der Küste einer der schlechtesten war, dessen die Leute sich erinnern. Auf der ganzen Strecke hin und zurück war es nur einen Tag trocken, sonst hatten wir immer starken Regen, Schneestürme von den Felsen und ungangbare Wege wegen des frischgefallenen Schnees. Vor dem Nebel konnte man wenig sehen, und die Kälte war so groß, daß das Thermometer des Mittags nie über 4° C. stieg; gewöhnlich betrug die Temperatur mitten am Tage 2—3° und des Abends und Morgens 0—1° C. Als ich die Gegend verließ, war noch auf keinem der Höfe ein Bißchen Heu eingebracht worden.

Seitdem Eggert Olafsson[1] 1754 die Hornküste bereiste, wüßte ich nicht, daß irgend ein Reisender dorthin gekommen wäre, der seine Beobachtungen beschrieben hätte. Eggert ging bis in den Furufjördur und nicht weiter nach Norden. Er hat die Hornküste sowohl in seiner Reisebeschreibung, als in einem Liederbuche geschildert.

Die Bewohner der Hornküste waren zu jener Zeit in allem noch sehr zurück und haben in der Bildung seitdem große Fortschritte gemacht, obgleich der Verkehrsmangel noch derselbe ist und die Lebensverhältnisse und Erwerbsquellen sich wenig geändert haben. Als Eggert dort reiste, waren die Leute ungemein abergläubisch, sahen überall Gespenster und Vorbedeutungen und glaubten an Hexenmeister und allerlei Ungeheuer. Als er nach Ingólfsfjördur kam, fürchteten sich die Einwohner und liefen fort, weil sie damals vor Flüchtlingen aus anderen Bezirken sehr bange waren, die oft kamen und ihnen Schaden zufügten. Der Bauer in Ingólfsfjördur war seit sechzehn Jahren in keine Kaufstadt gekommen, es wurden also in jener Zeit wohl nicht viel Handelsreisen unternommen. Einmal wurde Eggert's Zelt umgerissen, was die Einwohner für Hexerei erklärten. Es gab damals an der Küste noch mehr Treibholz als jetzt, und manche Leute, um sich die Mühe zu ersparen, es zur Feuerung zu zerkleinern, ließen das eine Ende der Klobe unter dem Kessel schwelen und das andere aus der Hausthüre hinausragen und schoben dann die Klobe um so viel nach wie sie abbrannte. In dieser Weise war alles beschaffen, jetzt aber haben Lebensweise und Sitten der Menschen eine Wendung zum Besseren genommen und unterscheiden sich in vielen Dingen nicht wesentlich von den Zuständen in anderen entlegenen Winkeln Islands. Uebrigens ist es nicht zu verwundern, wenn manches noch viel zu wünschen übrig läßt, weil das Leben wohl nirgends so beschwerlich ist.

Oft ist schon die Mitte des Sommers herangekommen, wenn hier im Norden der Schnee von den Wiesengärten wegschmilzt, und indem er verschwindet, sprießt das Gras bereits prächtig grün unter den Rändern der Schneewehen hervor. An manchen Orten im nördlichsten Teile der Küste war ich ganz verwundert, wie reichlich und schön der Graswuchs bei so ungünstigem Wetter gediehen war. In Furufjördur, Reykjafjördur, bei Geirólfsgnúpur, Bolungarvik und Bardsvik ist das beste Wiesenland, aber dort herrscht leider der Uebelstand, daß man wegen der nassen Sommer nur sehr wenig Heu trocknen kann; weiter südlich, z. B. in der Gegend von Drangar, ist der Boden wieder viel steiniger und der Graswuchs spärlicher. Von Alters her rühmt man von der Hornküste, wie fett dort das Vieh und wie vortrefflich die Milch sei; auch Eggert singt davon in einem seiner Gedichte.

An den meisten Orten der Küste ist das Vieh nicht zahlreich, aber das wenige ist von gutem Nutzen. Früher hatte man überall Schöpsen, aber jetzt sind sie selten wegen der schlechten Zeiten. Es kommt häufig vor, daß dreijährige Hammel geschlachtet werden, deren Talg 20 und deren Rumpf 80—90 Pfund wiegt. In mittelmäßigen Jahren erhält man oft 10 Pfund Butter von einem Schaf, durchschnittlich rechnen die „Hornstrendinger" 7½—10 Pfund. Auch die Kühe sind verhältnismäßig sehr einträglich, aber sie müssen 40 Wochen oder länger im Stall stehen und oft im Sommer wieder hereingenommen werden, wann plötzlich ein Unwetter losbricht. Schafe giebt es nirgends viele; auf einem Hofe sah ich fünf Mädchen beschäftigt, dreizehn Schafe zu melken, aber dort wohnten mehrere Familien beisammen. An manchen Orten sind die Besitzungen nicht groß, aber stellenweise sind bedeutendere Güter, wie z. B. Ofeigsfjördur und Drangar. Auch die Pferde sind überall spärlich vertreten, was ganz natürlich ist, da die Wege so schlecht sind und die Leute meist zu Fuß oder zur See reisen; auf vielen Gehöften findet man jedoch einen oder zwei Gäule, um das Heu von den Wiesen heimzutragen. Augenscheinlich langweilen sich die Tiere in ihrer Einsamkeit und freuen sich ihresgleichen zu sehen, denn wenn ich auf meiner Reise mit sechs oder manchmal sieben Pferden in einen Hof kam, so bezeigten die einheimischen Pferde sich sehr freundlich und verfolgten meine Tiere auf Schritt und Tritt, und es hielt oft schwer, sie fortzukriegen. Um Sättel und Zaumzeug ist es natürlich auch schlecht bestellt; an der ganzen Küste nördlich von Drangar gibt es nur zwei Frauensättel.

Auch Fischerei wird an der Hornküste betrieben, namentlich bei Gjögur südlich von Trékyllisvik; dorthin gehen im Winter vom Januar an bis Mitte April zehn bis elf Schiffe zum Haifischfang; auf jedem sind neun bis elf Männer. Es ist kein müheloses Unternehmen, des Haifisches mitten im Winter habhaft zu werden; die Leute müssen oft drei bis fünf Meilen vom Lande im grimmen Frost in offenen Booten Tag und Nacht, manchmal eine ganze Woche draußen liegen. Zuweilen ist ihre Ausrüstung dürftig und ihre Lebensmittel schlecht und knapp. Bei östlicher und nördlicher Windrichtung ist das Landen bei Trékyllisvik sehr schwierig in der schweren Brandung und dem dicken Schneewetter. Im vorigen Winter schlug der Haifischfang bei Gjögur gänzlich fehl, woran das unglückselige Verbot, die toten Fische über Bord zu werfen,

[1] Ein berühmter isländischer Gelehrter und Dichter.

Digitized by Google

Schuld war. Die Folgen davon waren allgemeiner Mangel an Lebensmitteln, Skorbut und anderes Elend. Beim Kap Horn ist auch ein wenig Fischerei, dahin begeben sich die Leute aus den südlich davon gelegenen Buchten und Fjorden, doch gehen dort nur vier oder fünf Schiffe auf den Fang aus.

Im nördlichen Teile der Küste bilden die Vogelberge die Haupterwerbsquelle der Leute. Der Hornfelsen ist Gemeingut, weit aus dem Süden kommen die Männer hierher. Von Bardsvik bis zum Kap Horn erhebt sich eine zusammenhängende steile Felswand aus der See und die Häuser in diesem ausgesetzten Strich (Smidjuvik, Bjarnanes und Látravik) stehen hoch oben in Einschnitten des Berges; in Látravik muß der Bauer eine lange Treppe niederklettern, um hinab an die See zu gelangen, und einmal über das andere hat er sein Boot in der Brandung eingebüßt. Am Smidjuvikur-Felsen gibt es zahlreiche Brutplätze, doch der Hauptvogelberg beginnt bei Látravik. Der Hornfelsen ist der bedeutendste Vogelberg im Lande, 1600 Fuß hoch erhebt er sich steil aus der See. Ich reiste am 26. August von Bjarnanes nach Horn, das Wetter war schlecht, ein scharfer Wind und Schneegestöber und auf den Bergen 1° Kälte. Zuerst gingen wir über den Azar-Felsen auf einem schwierigen Gebirgspfade nach Látravik und dann am Bergrande entlang über Almenningaskard spät Abends nach Horn.

Der Anblick, den ich hatte, als ich in diesem Wetter von dem Felsen um mich schaute, war einer der wildesten und unheimlichsten, die ich je genossen habe. Bis an die Kniee im Schnee watend, klommen wir am Felsrande entlang, führten einige der Pferde am Zügel und trieben die anderen vor uns her. Es war schlimm, so gegen das Wetter ankämpfen zu müssen und dabei zu verhüten, daß die Tiere hinabstürzten. Zur Rechten hatten wir den Abgrund, 1000 Fuß hohe Felswände bis hinunter in die See, zur Linken das dickste Schneetreiben, doch konnten wir ab und zu die Kanten und Vorsprünge der Klippen erkennen. Warf man einen Blick vom Felsen hinaus auf das Meer, so sah man tief unten die von schäumender Brandung umgebenen Klippen steil aus der See aufsteigen und einzelne Vögel mit zerzausten Flügeln an den Felswänden gegen den Wind arbeiten; im Süden schimmerte der Klippengürtel in einem seltsamen fahlen Lichte. Als ich höher hinaufkam, war das Weiterkommen durch den frischen Schnee so schwierig geworden, daß die Pferde widerspenstig wurden, wobei uns das Schneewetter mit kohlschwarzer Finsternis umgab.

Mit der Ausbeutung der Vogelberge wird in der achten oder neunten Woche des Sommers angefangen und in der fünfzehnten aufgehört. Selten läßt man sich tiefer als 70—80 Faden vom Rande hinab; will man noch tiefer gehen, so hißt man sich von den Absätzen des Felsens hinunter. Jetzt hat man überall starke Seile, doch früher benutzten die Leute vier- bis fünffache lederne Taue aus Ochsenhaut. Zu unterst am Seil ist eine Oese, die zu einem Sitz für den „Sigamadur“ [1] geflochten ist; die Füße werden in gestrickte Säcke gesteckt und Achselbänder gehen hinauf über die Schultern, vorn und hinten über Kreuz. Die Vogelstangen sind sechs bis sieben Ellen lang, an ihrem Ende ist ein Fischbeinstab und eine Roßhaarschlinge. Wenn die Eier geholt werden, so ist der Sigamadur in einem Kittel, der „Kvippa“ heißt; derselbe wird oben unter den Armen durch einen Gurt zusammengehalten, der untere Saum aber emporgeschlagen und um die Mitte des Leibes festgebunden, nur vorn bleibt er offen; dort werden die Eier hineingethan, in eine Kvippa kommen ungefähr 200 Eier. Ein Wunder ist es, daß durch das häufige Herabstürzen von Steinen nicht öfter Unglück geschieht, doch werden eine Menge Vögel durch niederfallendes Geröll getötet. Die Vögel sind scheu, wenn die Sonne sie bescheint, deshalb wird am Látrabjarg des Abends mit dem Hinabhissen angefangen und bei Sonnenaufgang aufgehört; der Hornbjarg jedoch ist von der Sonne abgewandt und dort arbeitet man daher vom Morgen bis zum Abend.

Bei einigen Höfen im südlichen Teil der Hornküste befinden sich Brutplätze der Eidergans; in Ofeigsfjördur gewinnt man jährlich ungefähr 80 Pfund Daunen und bei Drangar 70; anderwärts sind keine bedeutenden Niststätten, doch sahen wir in manchen Fjorden und Buchten eine ungeheure Menge Eidergänse. Seehunde sind an der Küste zahlreich vorhanden; haufenweise liegen sie auf den Scheeren, an manchen Stellen so dicht, daß sie kaum Platz haben und einander hinabwälzen. Hier und da waren sie so zutraulich, daß sie sich nicht eher rührten, als bis man ganz nahe an sie herangekommen war; dann stürzten sie sich alle in wildem Getümmel in die See, doch nur, um augenblicklich die Köpfe wieder aus dem Wasser zu erheben und zu sehen, was eigentlich los sei. Der Seehundsfang ist an manchen Orten bedeutend, namentlich im Ofeigsfjördur. Da die Hornküste viel vom Meereise heimgesucht wird, so sind auch Eisbären häufige Gäste, doch verursachen sie selten Schaden. Nur in Berichten aus früheren Jahrhunderten wird erwähnt, daß sie Unheil angerichtet haben; 1321 tötete ein Eisbär in Heljarvik acht Menschen und fraß sie alle.

Von jeher galt das Treibholz an dieser Küste für sehr nutzbringend, auch ist es früher reichlicher gewesen als jetzt, wo allgemeine Klage geführt wird, daß es sich gegen ehedem verringert habe. Mir schien nun gerade keine Ursache vorhanden zu sein, über Holzmangel zu jammern, aber es mag ja wahr sein, daß das Anschwemmen in diesem Jahrhundert abgenommen hat. Erreicht man den nördlichen Teil der Hornküste, so erblickt man den ganzen Strand weiß von Treibholz, wenn es auch meist verfaulte Stücke und alte Stämme sind. Die Düne ist nichts als

[1] siga = hinabhissen, madur = Mann.

Digitized by Google

Holz, und aus den Erdhügeln, in den Betten der Bäche nahe der See, sowie aus den Sümpfen, sah ich überall Pfähle und Wurzelstümpfe herausstehen; dies Holz wird jedoch nur zur Feuerung verwendet. Auf meiner Reise im Sommer sah ich überall die Merkmale davon, daß die Gegend der Westfjorde sich seit der Eiszeit um 100—200 Fuß gehoben hat; alte Dünen, Strandlinien, Lehmschichten, deuten darauf hin. Treibholz ist an das Land geschwemmt, lange bevor dieses aufgehört hat, aus dem Meere emporzusteigen — wenn es damit bis heute überhaupt aufgehört hat. An vielen Stellen in den Strandasyfseln kommt Holz aus dem Boden in Sümpfen und Erdrändern viele Hundert Faden von der Flutgrenze entfernt.

Obgleich das Treibholz sich verringert haben soll, bekommen doch die Einwohner genug für ihren ganzen Bedarf. Das meiste ist unzugehauen, rindenlose Baumstämme mit Wurzel- und Astenden; doch wird natürlich auch viel bearbeitetes Holz angeschwemmt, Wracktrümmer u. dgl. Die Hornstrendinger geben den Holzarten verschiedene Namen, z. B. rotes Holz, Weißföhre, Theerföhre, Flachsföhre, Weide, braune Weide u. s. w. Wahrscheinlich kommt das meiste mit den Strömungen von Amerika und hat daher in demselben Maße abgenommen, wie dort die Flüsse hinauf Ansiedelungen entstanden und die Wälder ausgerodet worden sind; es ist vorgekommen, daß zusammengebundene Flöße von unbehauenen Stämmen angeschwemmt wurden; solche Flöße lassen die Leute oft mit der Strömung den Fluß hinabschwimmen und da kann es geschehen, daß sie mit demselben in's Meer hinaustreiben. Im vorletzten Jahre kam in Munadarnes, am Ofeigsfjördur, eine Tabakspfeife mit einem Rohrstengel an, wie sie die Rothäute in Amerika haben. Im Jahre 1797 wurde an der Hornküste und im Nordlande viel westindisches Zuckerrohr angeschwemmt, „was den Leuten sehr wunderbar däuchte", und noch jetzt treiben manchmal aus den südlichen Ländern dicke, bis neun Ellenbogen lange Rohrstengel an.

Das Treibholz an der Hornküste ist selten Eigentum der Gehöfte bei denen es sich einfindet; es ist in früheren Zeiten oftmals verkauft oder verschenkt worden, und wie gewöhnlich sind es auch hier besonders die Kirchen, welche diese Einnahmen besitzen, und zwar zum Teil recht entfernt liegende, wie z. B. die Kirche von Reykholt. Früher holten die Leute aus weit entfernten Bezirken Treibholz von der Hornküste. Eggert Olafsson sagt, daß spät im 17. Jahrhundert die Bewohner der Bardastrandar-, Isafjardar-, Stranda- und Hunavatns-Syssel auf großen Lastschiffen von hier Holz geholt hätten; im 18. Jahrhundert hörte man in Island auf, Lastschiffe zu bauen, und holte seitdem das Treibholz auf acht- und zehnruderigen Booten, was viel schwieriger, kostspieliger und gefährlicher war. Heutzutage kommt es kaum noch vor, daß die Leute eine Reise nordwärts nach der Hornküste unternehmen, um Holz zu holen, doch dann und wann verkaufen die Hornstrendinger Holzlasten hinüber nach Skagaströnd oder anderswo im Hunavatns-Syssel.

Es gibt an der Hornküste an vielen Orten sehr gute Handwerker; sie verfertigen im Winter Bottiche und Kübel, hölzerne Speiseschüsseln und Ackergerät von verschiedener Art; wenn sie Käufer finden, so veräußern sie die Ware, doch ist der Verkehr so schwierig, daß sie wenig Gewinn von ihrer Arbeit haben. Früher wurde bedeutend mehr davon verfertigt, und es kamen da Leute an die Küste, um mit dem Treibholz auch Hausgeräte zu erhandeln, manche, wie schon gesagt, zur See, andere zu Lande. Ganze Lastkarawanen gingen von Langadals- und Snafjallaströnd über den Drangajökull, doch jetzt werden solche Reisen viel seltener unternommen. Eimer, Kübel, Butterfässer und Schüsseln, die ich sah, waren überall recht geschickt gemacht und dicht mit Reifen besetzt.

Es ist den Häusern an der Hornküste deutlich anzusehen, daß an Holz kein Mangel geherrscht hat; bei den meisten älteren Gebäuden sind die Wände aus mehrfachen Lagen von Pfählen mit Erde dazwischen aufgeführt; der schmale Eingangsflur ist oft mit dicken Kloben gedielt, und in allem zeigt sich die größte Holzvergeudung. Zu neueren Häusern ist nicht so viel verwendet, die Wände sind aus Erde und Rasenstücken errichtet und manchmal in ihrer ganzen Länge mit Brettern von Treibholz bekleidet. In einigen Höfen, wie in Drangar und Horn, sind neuerbaute hölzerne Nebengebäude, wo man Gäste unterbringt; nirgends sah ich ein Gastzimmer im Wohngebäude selbst, wie es sonst in Island gebräuchlich ist, außer in Ofeigsfjördur; da sind gute Gebäude, große umzäunte Grasgärten, bedeutende Verbesserungen in der Wirtschaft und der Boden im ganzen gut bestellt. Im übrigen aber muß der Anbau an der Hornküste sehr unvollkommen genannt werden und es fehlt noch viel, daß man von Sorgfalt und von vorteilhafter Bewirtschaftung sprechen könnte; aber so ist es leider noch an vielen Orten in den entlegeneren Gegenden Islands. Man darf sich auch nicht darüber wundern, daß manches noch im Argen liegt, wo die Leute gegen so vieles anzukämpfen haben, das ungünstige Klima, allerlei Widerwärtigkeiten und, was das Schlimmste ist, die Schwierigkeit des Verkehrs, die sie von der Kenntnis der Lebensweise anderer Menschen abschließt. Alte Sitten und Gebräuche erhalten sich in entlegenen Gegenden wunderbar lange; mitten im Lande, und besonders im Norden, haben sich daher die Gewohnheiten der Leute in den letzten 30 Jahren sehr wenig geändert und auch im Westlande ist vielfach noch alles im alten Zustande, namentlich in abseits liegenden Bezirken.

Ich habe vorhin der Verkehrswege gedacht, welche nirgends schlechter beschaffen sein können, als an der Hornküste. Es ist erstaunlich, wie irgend jemand damit zufrieden sein kann, aber die Gewohnheit schafft allerlei Auskunftsmittel. Niemals kommt eine Post hierher, und außer

Digitized by Google

in Bjarnanes, am Fuße des Hornberges, gibt es zwischen Ofeigsfjörður und Horn nirgend eine Zeitung, und man kann sich denken, wie schnell und regelmäßig diese eine anlangt.

Im Sommer werden die meisten Reisen zur See gemacht, da die Gebirgswege fast nur für Fußgänger und ledige Pferde gangbar sind; im Winter aber muß jeder ruhig in seiner Hütte sitzen, ohne im geringsten zu wissen, was anderswo geschieht. Daß man Schneeschuhe benützt, wüßte ich nicht, auch ist die Beschaffenheit des Landes nicht günstig dafür, aber manche Leute haben, wenn sie im Winter schwierige Wege gehen müssen, sogenannte „Prúgur". Diese sind folgendermaßen beschaffen: innerhalb einer zu einem großen Ringe zusammengebogenen Gerte sind Riemen oder Stricke miteinander verflochten, und in der Mitte der so gebildeten Scheibe wird der Fuß mit einigen Schnüren befestigt. Für den Ungeübten muß es schwer sein, sich damit zu bewegen, da man mit weitgespreizten Beinen gehen und mit den Füßen schlenkern muß, damit nicht einer der Prúgur dem anderen in den Weg komme.

Wie man sich vorstellen kann, sind Handelsreisen für die Hornstrendinger weit und beschwerlich; im südlichen Teile der Küste müssen sie lange Seefahrten nach Reykjarfjörður oder Skagaströnd machen, im Norden aber nach Ísafjörður reisen; dort haben sie den Landweg nach den Jökulfjorden über Skorarheiði oder Hafnarfjall zu machen und von dort eine Seefahrt über Ísafjarðardjup. Vor ungefähr 25—30 Jahren legte Stígur von Horn diese ganze Reise zur See zurück, ebenso viele aus der Nachbarschaft; wenn diese Art zu reisen auch für den Transport viel bequemer ist, so ist es doch höchst gefährlich, in offenen Booten um die Landzunge herum zu fahren, die sich dort nach Westen biegt, hinaus in das offene Meer. Dazu bedurfte es großer Boote, vieler tüchtiger Männer, und nur in der „günstigsten" Zeit des Sommers war es überhaupt möglich, und selbst dann konnten die Leute Wochen lang durch Unwetter aufgehalten werden. Erst 1882 machte man den Versuch, einen Kaufmann von Ísafjörður zu überreden, daß er ein Schiff nach Hafnarbás schicke, um dort im Sommer Handel zu treiben; seitdem ist immer im Sommer ein Kaufmann dorthin gekommen, was für die Bewohner des nördlichsten Teiles der Küste eine große Wohlthat ist. Hafnarbás ist eine schöne, geschützte Bucht westlich von Horn und ein ausgezeichneter Hafen; es ist prächtig, bei gutem Wetter dort Umschau zu halten: steile, himmelhohe Berge zu beiden Seiten, der Heljarvíkurbjarg im Westen und der Hornbjarg im Osten, der Meerbusen spiegelblank, Schnee auf den blauen Felskämmen, und im Hintergrunde des Fjordes ein breites Vorland. Schön wäre es, wenn es einstens dahin kommen sollte — was wohl geschehen könnte — daß ein großes Fischerdorf im Inneren der Bucht läge und eine Menge Fischerkähne auf dem Meere; hier brauchen die Schiffe selten weit zu fahren, um reiche Beute zu finden.

Die bewohnte Gegend der Hornküste (nördlich von Trekyllisvík bis Horn) gehört zu drei Kirchspielen; das Arnesókn reicht gen Norden bis Geirólfsgnúpur, dort schließt sich das Grunnavíkursókn an, welches bis zum Hornbjarg geht, und die Höfe nördlich und westlich davon werden zum Aðalvíkursókn gezählt. Man kann sich daher denken, daß es keine leichte Sache ist, in jenem Erdwinkel die Kirche zu besuchen bei den Entfernungen zwischen den Orten und den schrecklich schwierigen Wegen, und wenn es auch nicht ganz so schlimm ist wie das Sprichwort sagt: „daß an der Hornküste die Kinder auf ihren eigenen Füßen zur Kirche wandern müssen, um getauft zu werden", so sind doch für Pfarrer sowohl wie für die Bauern die kirchlichen Handlungen mit vieler Mühsal verknüpft. Die meisten Leute können nur einmal im Jahre, zur schönsten Sommerszeit, das Gotteshaus besuchen und brauchen zu dieser Reise oft vier bis fünf Tage und selbst mehr wenn das Wetter schlecht wird. Das Schwierigste von allem ist, die Leichen nach der Kirche zu schaffen, was im Winter oft ganz unmöglich ist, so daß man dieselben im Schnee liegen läßt, bis das Wetter und die Wege besser werden. Im vorigen Winter starb ein Mann in Bjarnanes und wurde nach Staður in Grunnavík gebracht, doch gieng der Transport unter vielen Schwierigkeiten von Statten. Zuerst mußte man umherwandern, um Leichenträger zu finden, was aber in einer so dünnbevölkerten Gegend keine leichte Sache ist. Als die Leichenträger in Bjarnanes ankamen, wurden sie durch schlechtes Wetter eine Woche lang aufgehalten; dann aber machten sie sich auf den Weg mit dem Sarge auf dem Schlitten; sie beabsichtigten ihn über die Felsen zu ziehen, die hier 2000 F. hoch sind, hinab an den Lónafjörður. Auf dem Gebirge überfiel sie ein wütender Sturm, es war bei der schlechten Beschaffenheit der Wege und des Wetters nicht möglich, vorwärts zu kommen. Da ließen sie den Sarg auf dem Felsen zurück und kamen mit knapper Not wieder nach Hause. Auf dem Gebirge stand der Sarg drei Wochen lang, da starb ein anderer Mann in Smiðjuvík. Man rüstete nun zu einer neuen Reise und nahm sechs der kühnsten Männer aus dem Bezirke dazu. Sie gelangten auf den Felsen, fanden nach einigem Suchen den Sarg im tiefen Schnee und klommen nun ohne große Unfälle mit beiden Särgen hinab an das innere Ende des Lónafjörður, eines der Jökulfjorde. Der Fjord war mit Eis bedeckt und es gieng ganz bequem, die Schlitten hinaus zu ziehen, da hörte das Eis plötzlich auf und vor ihnen war offenes Wasser. Die Leute mußten nun von neuem die Särge auf dem Eise stehen lassen; sie wanderten in nordwestlicher Richtung nach Kvíar, holten sich ein Boot und schafften die Särge an den Mündungen des Hrafnsfjörður und Leirufjörður vorüber, bis sie zuletzt nach langen Mühen den Kirchhof erreichten. Obgleich sie für ihre Arbeit keine unbescheidenen Forderungen stellten, kostete der Transport der Leiche von Bjarnanes nach Staður 142 Kronen. Es wäre dringend

Digitized by Google

nötig, daß an der Hornküste eine Kirche oder ein Bethaus errichtet würde; auch war schon die Rede davon, in Furufjörður ein solches zu bauen, doch ist es bis jetzt beim Reden geblieben, woran zumeist die Uneinigkeit unter den Gemeindegliedern schuld ist; sie können sich nicht darüber verständigen, obgleich die Sache von der größten Wichtigkeit für sie ist. Furufjörður liegt sehr bequem für alle, die im nördlichen Teile der Küste wohnen, und auch für den Pfarrer ist es ziemlich leicht, dorthin zu kommen; kein Gebirgsweg liegt dazwischen außer Skorarheiði, und dies ist der niedrigste und bequemste Haideweg an der Hornküste. In früheren Zeiten war eine Kirche im nördlichen Reykjarfjörður, und im vorigen Jahrhundert war ein geweihter Begräbnisplatz in Höfn, bei Hafnarbás. Es ist aber für die Geistlichen zu unbequem, ihre Kirchspiele hier oben im Norden zu bereisen; sie müßten fast überall zu Fuß gehen und begegnen unterwegs vielen Schwierigkeiten und Gefahren. Vor wenigen Jahren hätte eine Lawine dem Pfarrer von Grunnavík und drei Männern, die mit ihm waren, beinahe den Garaus gemacht; sie waren auf einer Reise entlang dem Bolungarvíkurberge.

Gesellige Zusammenkünfte sind an der Hornküste selten, doch bilden sich bei den Hochzeitsgelagen sehr zahlreiche Versammlungen; es wird dabei aufgetischt, so gut es die Mittel irgend erlauben, und das Fest währt manchmal zwei bis drei Tage. Bekanntlich ist es allgemein Sitte, daß der Schmaus beginnt, sobald das Brautpaar aus der Kirche kommt; bei der schon oben beschriebenen Beschaffenheit der Wege und den großen Entfernungen ist es nun nichts Seltenes, daß das junge Paar schon seit mehreren Tagen getraut ist, wenn es nach einer Wanderung über Felsen und Geröll endlich nach Hause oder an den Ort kommt, wo das Fest gefeiert wird. Die Hochzeit dauert daher manchmal über eine Woche, wenn man alle Reisen des Brautpaares und der Gäste hinzunimmt. Die Bestandteile des Schmauses sind natürlich die altklassisch-isländischen: Grütze, Braten und Lummur (eine Miniaturausgabe von Pfannkuchen); nur kann die Reihenfolge verschieden sein, auch gleicht jedes Gericht manchmal einer besonderen Mahlzeit. Die Tischgäste bezahlen, ehe sie sich verabschieden, zwei bis zehn Kronen, je nach Mitteln und Umständen.

Büchergelehrsamkeit ist an der Hornküste nicht viel zu finden und auch kaum erforderlich, wo weder geselliges Leben, noch Postverkehr vorhanden ist; doch können alle jüngeren Leute lesen und die meisten auch schreiben; es gibt jedoch ältere Leute, wenn auch nicht viele, die keines von beiden erlernt haben. Außer der schon erwähnten Zeitung in Bjarnanes und einigen Büchern der „Gesellschaft der Volksfreunde" in Smiðjuvík findet man fast nirgends etwas anderes als Erbauungsschriften, diese aber in jedem Hofe, und hie und da auch „rímur" (lange, volkstümliche Reimdichtungen, alte Sagastoffe behandelnd). Die Leute wissen äußerst wenig von dem, was in der Welt geschieht, und von politischem Leben oder auch nur Interesse in dieser Richtung habe ich nichts bemerkt. In den kurzen Tagen des Winters unterhalten sie sich damit, daß sie ihre Rímur rezidieren; dieselben stehen dort noch in so hohen Ehren, daß man den Kindern Namen aus ihnen gibt, z. B. Baringur, Reimar, Falur und Anganthyr. Im vorigen Jahrhundert wurden die Rímur nicht minder geschätzt. Olavius berichtet, daß ein Bauer sich mit einem Gebetbuch und den Ulfarsrímur habe begraben lassen; dieser Bauer wurde im Kirchhofe zu Höfn beerdigt und hatte angeordnet, daß seine Grabstätte von Süden nach Norden gerichtet sein solle, und so geschah es.

Es ist oft behauptet worden, die Sprache sei an der Hornküste sehr eigentümlich und man höre daselbst verdrehte Ausdrücke und komische Wendungen; ich habe jedoch nichts davon bemerkt, daß sie im wesentlichen vom gewöhnlichen Isländisch abwiche und hörte nur wenige Wörter, die ich früher nicht gekannt; in anderen entlegenen Gegenden habe ich viel mehr Sonderlichkeiten in der Rede vernommen.

Die alte Tracht der Männer: kurze Hosen, kurzes weites Wamms und Zipfelmütze mit Quaste, hat sich an dieser Küste gewiß länger erhalten als anderswo; vor wenigen Jahren starb ein Mann in Skjaldbjarnarvík, der immer in kurzen Hosen gieng.

Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Kampf um das Dasein nirgends schwerer ist als an der Hornküste, besonders in den schlechten Jahren, von denen das Land jetzt heimgesucht wird; dennoch haben die Hornstrendinger weder ein Darlehen noch Almosenkorn bekommen. Ihr Leben ist nichts als Mühe und Drangsal, ohne irgendwelchen Ersatz. Einige hörte ich sagen, sie sehnten sich fortzuziehen, nicht nach Amerika, sondern in eine bessere Gegend Islands. Das ist aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft, weil sie für ihre geringen Habseligkeiten nichts bekommen können. Keiner will kaufen, und es ist nicht möglich die Sachen aus diesem Außenwinkel fortzuschaffen. Die meisten waren aber so ziemlich zufrieden mit dem Leben an der Küste, nur wünschten sie sich bessere Witterung als in den letzten Jahren. Die Hornstrendinger sind tüchtige Leute und nicht eigennützig, wenn sie einander beistehen können. Der ganze Wirtschaftsbetrieb und die Geschicklichkeit stehen jedoch hier, wie freilich überall im Lande, auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Hornküste und das Südland sind, was Land und Klima anbelangt, wie zwei verschiedene Welten; hinsichtlich der Tüchtigkeit und Bildung aber steht es in manchen Gegenden des Südlandes kaum besser als hier oben. Die Bewohner der Hornküste sind fast alle arm, aber sie stellen geringe Anforderungen an das Leben und wissen wenig von Handel und Handelsschulden. Ueberall wurde mir die größte Gastfreiheit und Dienstwilligkeit erwiesen, und ich wurde stets mit dem Besten bewirtet, was das Haus aufzubieten vermochte.

Digitized by Google

Urgeschichtlich-Anthropologisches aus Ungarn.

(Fortsetzung.)

Der Schädel von Székely-Udvarhely ist weniger gut erhalten als der von Csongrád; außer denselben Defekten, wie sie sich bei diesem finden, fehlt ihm namentlich auch die ganze hintere Hälfte des linken Jochbogens, dazu ist er außerordentlich gebrechlich, indem die Wandungen der Gehirnkapsel sehr dünn sind.

Das Stirnbein reicht hier ebenso, wie bei dem Csongráder Schädel, widernatürlich hoch hinauf, bildet jedoch an der Stelle der einstmaligen viereckigen Stirnfontanelle einen stärkeren Buckel, hinter welchem zwar ebenfalls eine Ausbuchtung folgt, von welcher aus aber das Schädelgewölbe sich nicht mehr erhebt, sondern sich flach nach rückwärts zieht. Diese Hervorwölbung des Stirnbeines bildet die höchste Stelle oder den Gipfel des Schädelgewölbes, während bei dem Schädel von Csongrád der Gipfel auf etwas mehr als die Mitte nach rückwärts der Sutura sagittalis fällt. Ueber der Mitte der Stirn befindet sich ein offenbar von einer Binde herrührender Quereindruck, der aber stärker als bei jenem aus Csongrád ausgeprägt ist. Aus den vorhandenen Eindrücken ergibt sich, daß zur Hervorbringung dieser Schädelverbildung dieselbe Methode in Anwendung gebracht worden ist, wie bei dem makrokephalen Schädel von Csongrád, jedoch mit Hinweglassung einer an die Hinterhauptsschuppe angelegten harten Platte.

Der Schädel von Székely-Udvarhely zeigt einen viel geringeren Grad der makrokephalen Deformation als der von Csongrád, was sich aus der vorhandenen Synostosis sagittalis erklärt, wodurch das Auftürmen des oberen Endes des Stirnbeines zwar nur in sehr geringem Maßstabe gehindert wurde, umsomehr aber jenes des durch die beiden Seitenwandbeine gebildeten Teiles des Schädelgewölbes, indem dessen bedeutenderem Erheben und nach Rückwärtsdrängen die Synostosis sagittalis Widerstand leistete. Auch scheint es sehr wahrscheinlich zu sein, daß überhaupt die angelegten Binden nicht mit jener Kraft angezogen und mit jener Ausdauer angelegt wurden, wie bei dem makrokephalen Schädel aus Csongrád. Trotzdem wurde die Stirne so niedergedrückt, daß deren Chorde mit der Schädelbasis einen so kleinen Winkel bildet, wie es im normalen Zustande bei keinem Menschenstamme vorzukommen pflegt, sowie auch der Längendurchmesser 169 mm. beträgt, also um 15 mm. mehr, als bei jenem aus Csongrád. Zu diesem bedeutenden Unterschiede in der Verkürzung des Székely-Udvarhely-Schädels, gegenüber der des Schädels von Csongrád, trug ohne Zweifel auch die Synostosis sagittalis des ersteren bei.

Die Form des Schädels von Székely-Udvarhely ist wegen der weniger niedergedrückten Stirn mehr einem Oval ähnlich. Die größte Schädelbreite fällt zwischen die beiden Tubera parietalia und mißt 130 mm. Es ist also der Längen-Breitenindex 76.9 und der Breiten-Längenindex 130.0, der Schädel daher nach der neuen Gruppeneinteilung ein mesokephaler, während bei jenem aus Csongrád bei einer Länge von 154 mm. und einer Breite von 127 mm. ersterer 82.4 beträgt, daher um 5.5 größer ist, letzterer dagegen 121.2, also um 8.8 kleiner ist, so daß der Csongráder Schädel als ein brachykephaler bezeichnet werden muß. Der Grund dieser bedeutenden Differenz liegt in dem größeren Längendurchmesser des Székely-Udvarhelyer Schädels um ganze 15 mm., dessen weitere Ursache in der kompleten Synostosis sagittalis zu suchen ist, wodurch das Wachstum der beiden Seitenwandbeine am Sagittalrand aufgehoben, somit auch von dieser Seite das Auswachsen in die Breite verhindert wurde, während das Wachstum in die Länge nicht nur ungehindert, sondern auch kompensativ zunahm, oder, mit anderen Worten, es fand nach dem ersten Virchow'schen Gesetz in derjenigen Richtung, welche auf der verwachsenen Naht senkrecht stand, eine Verkleinerung des Schädels statt.

Wie bei dem Csongráder Schädel hätte auch, aus denselben Gründen, dieser, wenn die künstliche Kompression desselben unterblieben wäre, trotz der vorhandenen Synostosis sagittalis einen ausgesprochenen brachykephalen Typus gezeigt. Denn wenn auch die vorhandene Synostosis sagittalis die radiäre Ausbreitung der Knochensubstanz von dem Tuber parietale aus gegen den Sagittalrand oder nach oben und innen der Seitenwandbeine verhindert hätte, so wäre trotzdem wegen der ungehinderten radiären Ausbreitung der Knochensubstanz gegen den Temporalrand zu, das Wachstum desselben mit gleichzeitiger Steigerung dessen Bogenkrümmung in der Weise fortgeschritten, daß der Schädel schwerlich, wie es gegenwärtig der Fall ist, ein mesokephaler geblieben wäre. Auch hat zur Erzeugung dieser Mesokephalie die seitliche Kompression durch Binden gewiß wesentlich mit dazu beigetragen, die bei diesem Schädel eine viel stärkere sein mußte, als bei dem Csongráder, da die Seitenwände des Schädelgewölbes nicht nur in einer größeren Ausdehnung flacher, sondern sogar etwas eingedrückt sich zeigen.

Dieser Schädel ist ein viel größerer als der von Csongrád, da sein Horizontalumfang 490 mm. mißt, während der Schädelhöhlenraum 1440 Kubikcentimeter faßt.

Die Höhe des Schädels beträgt 142 mm., daher dessen Längen-Höhenindex 76.9, also um 21.1 weniger als bei jenem von Csongrád. Nichts destoweniger ist dieser Schädel ein künstlich erzeugter Hypsikephal, weil dessen Höhenindex ein so hoher ist, wie er selbst bei einem durch abnormes Wachstum oder anderweitige pathologische Ursachen verbildeten Schädel nicht vorkommt, wohl aber infolge künstlicher Kompression mittelst gewaltsam und durch längere Zeit angewendeter Binden, begonnen in der frühesten Kindheit.

Der äußere Gesichtswinkel beträgt, nach Virchow's Methode gemessen, 71°, jener aber an der Verbindungsstelle der beiden Oberkiefer über der medianen Zahnfuge

Digitized by Google

66°, es ist demnach der erstere um 3° 30′ kleiner, und der letztere um 1° größer, als es bei dem Schädel von Csongrád der Fall ist. Das Gesicht steht etwas weniges mehr hervor, der Alveolarrand um ein unbedeutendes zurück, der Schädel ist aber ebenfalls wie der von Csongrád ein orthognather.

Derselbe gehörte allen Anzeichen nach einem im 40. bis 45. Lebensjahre verstorbenen männlichen Individuum an.

Endlich ist noch zu bemerken, daß an diesem Székely-Udvarhelyer Schädel ebensowenig charakteristische Eigenschaften vorhanden sind, welche auf einen mongolischen Typus hindeuten würden.

Was den dritten in Ungarn gefundenen makrokephalen Schädel, den von O-Szöny, anlangt, so zeigen auch hier die an demselben bemerkbaren Eindrücke ganz unfehlbar, daß die Deformation dieses Schädels eine künstlich erzeugte ist, zu der man unmittelbar nach der Geburt geschritten ist. Es ergiebt sich ferner aus den vorhandenen Depressionen, sowie aus der ganzen Form des Schädels, daß man behufs Hervorbringung dieser Verbildung sowohl über die Stirn, als auch an der Hinterhauptsschuppe, und zwar über die Protuberantia occipitalis externa, eine harte Platte angedrückt, dann über die Stirn eine Binde gelegt, diese nach rückwärts über die Occipitalplatte und dann wieder zurück zur Stirn geführt hat, wo deren fest angezogene Enden in einem Knoten geschürzt wurden.

Durch diese gewaltsame Kompression des Schädels ist die Stirn derartig niedergedrückt worden, daß dessen Chorde mit der Basis des Schädels einen nach rückwärts sehenden Winkel von 67° bildet, also einen so kleinen Winkel wie er bei keinem Menschenstamme ohne Anwendung künstlicher Hülfsmittel vorkommt. Auch zeigt sich infolgedessen an der Stelle der Glabella eine auffallende Flachheit, die sich bis zu der sehr tief stehenden Sutura nasofrontalis in einer Ebene fortsetzt. So ist auch die Pars cerebralis der Synamma occipitalis nicht nur nicht gewölbt, sondern sogar eingedrückt, infolge dessen der Längendurchmesser des Schädels, von der Sutura nasofrontalis zur größten Hervorwölbung der Synamma occipitalis — hier die Protuberantia occipitalis externa — gezogen, nicht mehr als 161 mm. beträgt, während die Höhe im umgekehrten Verhältnis zugenommen hat.

Dieser Schädel ist ziemlich groß, aber so sehr zusammengedrückt, daß dessen horizontaler Schädelumfang nur 446 mm. mißt. Die Größe offenbart sich durch seine außerordentliche hintere oder größte Höhe, welche von der Mitte des vorderen Randes des Foramen occipitale bis zum Gipfel des Schädels 164 mm. mißt und mit dem bereits angeführten Längendurchmesser des Schädels von 161 mm. einen Längen-Höhenindex von 101.8 und mit dem noch zu erwähnenden Breitendurchmesser von 124 mm. einen Breiten-Höhenindex von 132.2 gibt; demzufolge dieser Schädel ein hochgradiger Hypsikephal oder Hochschädel ist.

Die größte Schädelbreite liegt zwischen den beiden seitlichen Wölbungen des Os parietale, welche aber nicht den Tubera parietalia entsprechen, und mißt 124 mm.; es ist daher der Längen-Breitenindex mit dem oben angeführten Längendurchmesser von 161 mm. 77.2 und der Breiten-Längendurchmesser 129.4, demnach ist dieser makrokephal deformierte Schädel von O-Szöny mesokephal.

Infolge der starken Neigung des Schädelgewölbes nach rückwärts ist des Gleichgewichtes wegen der Oberkiefer bedeutend verschoben, infolge dessen der äußere Gesichtswinkel nach Virchow 69° 30′, nach Julius Cloquet 62° 30′ und nach Paul Topinard 63° und der Profilwinkel nach der „Frankfurter Verständigung" 82° zeigt; es ist daher dieser Schädel ein ausgezeichnet prognather.

Außerdem ist noch hervorzuheben, daß bei frontaler Ansicht das Gesicht eine etwas schiefe Stellung von rechts und oben nach links und unten zeigt, welche sich am auffallendsten an den lateralen Winkeln der beiden Augenhöhlen bemerklich macht, indem jene der linken Orbita um 4 mm. tiefer stehen, als jene der rechten; ferner die mediane Naht der beiden Nasenbeine mit ihrem unteren Ende um 2.5 mm. von der Medianlinie nach rechts abweicht. Dieselbe schiefe Stellung ist auch an den Zähnen der linken Gesichtsfläche des Ober- und Unterkiefers und an anderen Punkten des Gesichtes zu erkennen.

Bezüglich des Lebensalters, welches der einstige Besitzer dieses Schädels erreichte, dürfte derselbe einem Individuum von etwa 25 bis 30 Jahren angehört haben. Was das Geschlecht anbelangt, so gehörte dieser Schädel entschieden einem Manne an, weil derselbe von großen Dimensionen ist, sämtliche Schädelknochen, sowie das Unterkiefer, die Zähne, die Muskelfortsätze und Leisten stark entwickelt sind, die Sutura sagittalis sich kontinuierlich in die hintere Fläche der Squamma occipitalis fortsetzt, das heißt, letztere sich nicht über die Ebene dieser Naht hervorwölbt, ferner diese Schuppe, ungeachtet der starken lateralen Kompression, eine ziemliche Breite besitzt, das Gesicht stark entwickelt und hoch ist und die fast viereckigen Augenhöhlen verhältnismäßig klein zu nennen sind.

Was den vierten in Ungarn gefundenen künstlich deformierten Schädel, den von Pancsova, anbelangt, so ist derselbe noch nicht eingehender von dem Verfasser untersucht worden, nur so viel bemerkt er über denselben, daß er dem von Csongrád ziemlich ähnlich ist, unterscheidet sich jedoch auf den ersten Blick von demselben im wesentlichen dadurch, daß die Kuppel des Schädelgewölbes etwas mehr abgerundet ist; eine ausführlichere Beschreibung dieses Schädels stellt v. Lenhossék uns in Aussicht.

Vergleicht man nun, wie es der Verfasser thut, die drei ersterwähnten künstlich verbildeten makrokephalen Schädel miteinander, so zeigen sich bei jedem einzelnen dieser Schädel gewisse anatomische, anthropologische, kraniometrische, ja bei jenem von Székely-Udvarhely sogar noch pathologische Kennzeichen, durch welche dieselben sich nicht nur voneinander unterscheiden, sondern auch auf einen verschie-

Digitized by Google

denen Grad des erzielten Erfolges des angewendeten künstlichen Deformationsverfahrens hinweisen; dabei treten aber die Unterschiede nicht aus den Rahmen einer und derselben Rasse.

Was das Alter der hier erwähnten, sowie der übrigen in Europa gefundenen künstlich verbildeten makrokephalen Schädel anbelangt, so meint v. Lenhossék, daß das Aussehen derselben, mit Ausnahme desjenigen von Csongrád, auf ein sehr hohes Alter hinweise, so daß dieselben wohl 1000 Jahre und darüber in der Erde geweilt haben können.

Alle künstlich verbildeten makrokephalen Schädel Europa's sind, mit Ausnahme desjenigen von Harnhalm Hill in England und desjenigen von Csongrád in Ungarn, an solchen Orten gefunden worden, welche genau in die von Amédée Thierry angeführten Heerstraßen der Hunnen unter Attila fallen. Nachdem allerdings, meint der Verfasser, jeder historische Beweis fehlt, daß die Hunnen oder Avaren die Sitte der künstlichen makrokephalen Schädelverbildung ausgeführt haben, wohl aber bewiesen ist, daß bei den hervorragenden Familien der Tataren diese Schädelverbildung eingeführt gewesen ist, so kann nur angenommen werden, daß solche mit makrokephal verbildeten Schädeln ausgezeichnete vornehme Tataren an den Kämpfen der Hunnen und vielleicht auch Avaren teilgenommen haben dürften, oder aber, wenn man von allen positiven historischen Beweisen absieht, daß vielleicht selbst die vornehmen Hunnen und vielleicht selbst auch die Avaren diese Sitte der makrokephalen Schädelverbildung den Tataren nachahmten und bei ihren Familien einführten.

Aus der hypsikephalen Form und dem vereinzelten Vorkommen dieser Schädel zieht v. Lenhossék weiter den Schluß, daß die Sitte der makrokephalen Schädelverbildung keine allgemeinere war, sondern nur ausnahmsweise bei einzelnen Familien eingeführt, ja vielleicht selbst bei diesen sogar nur auf gewisse Glieder beschränkt gewesen sein mag. Denn nie ist an einem anderen Orte in Europa mehr als ein mit einem solchen makrokephalen Schädel versehenes Skelett aufgefunden worden, wohl aber hat man an manchen Orten dieselben gleichzeitig mit einer beträchtlichen Zahl von Skeletten, deren Schädel nicht die geringste Deformation zeigten, aufgefunden, wie denn auch die Gräber der makrokephalen Skelette sich meist durch ihre Isoliertheit und durch ihre von den übrigen Gräbern sehr abstechende Art unterscheiden.

Selbst die in der Krim und in Asien aufgefundenen makrokephalen Skelette sind fast immer vereinzelt in künstlichen Gräbern, die zuweilen in Felsschichten gehauen waren, angetroffen worden, so daß wohl Gustav Fritsch recht haben mag, wenn er behauptet, daß in dieser künstlichen Schädelverstümmelung eine traditionelle Eigentümlichkeit einer Kaste gewisser Familien zu ersehen sei.

Gewiß gehörten diese wenigen Familien nicht zu den Aermeren, sondern zu den Wohlhabenderen und gewiß auch zu den Vornehmeren, die durch diese künstliche hypsikephale Schädelverbildung sich bei dem gemeinen Volke ein größeres Ansehen zu verschaffen bestrebten. Hierzu kommt noch, daß die Erzeugung dieser hypsikephalen und zugleich symmetrischen Schädelverbildung nicht nur ein sich auf Jahre hinaus erstreckendes, wahrhaft künstliches und umsichtiges Verfahren erheischte, sondern auch die Fernhaltung von aller rohen Arbeit erforderte und gewiß mit nicht geringen Unkosten verbunden gewesen sein mag. Aus allem diesem zieht nun der Verfasser den Schluß, daß die makrokephalen Schädel Europa's Individuen angehört haben, welche in hervorragender Stellung an den Raubzügen der Hunnen Anteil genommen haben, und in den einzelnen Schlachten und Scharmützeln mit diesen auch fielen.

Eine Ausnahme hievon bilden nur der makrokephale Schädel, welcher in Harnhalm Hill, bei Salisbury in England, in einem Höhlengrabe, auf einem angelsächsischen oder besser gesagt westsächsischen Friedhofe, gefunden worden ist, da erwiesen ist, daß der Hunnenkönig Attila mit seinen Heerscharen nur bis Chalons-sur-Marne vorgedrungen war, von wo aus er mit blutigem Haupt den Rückzug anzutreten gezwungen wurde, sowie der erwähnte Schädel von Csongrád, welchen v. Lenhossék nach seinem Aussehen und seinen Eigenschaften in die Zeit versetzt, da wo Ungarn von den Türken erobert worden war, also in die Jahre 1526 bis 1686.

Da es aber nicht bekannt ist, daß die Türken je die Sitte der künstlichen makrokephalen Schädelverbildung ausübten, wohl aber die Tataren, und zwar unter diesen nur jene der höheren Stände, so dürfte es kaum sehr gewagt erscheinen, diesen makrokephalen Schädel als solchen zu bezeichnen, welcher einem vornehmen Tataren angehörte, der sehr wahrscheinlich, wie es seitens der türkischen Regierung während der teilweisen Okkupation Ungarns sehr häufig geschah, in der Eigenschaft eines „Khan" in Csongrád seines Amtes waltete, und daher auch dort ansässig war.

Daraus, daß in dem künstlichen Höhlengrabe an dem Ufer der Theiß bei Csongrád, in welchem das Skelett mit dem erwähnten makrokephalen Schädel sich befand, noch weitere sechs Skelette von Kindes- bis Mannsgröße mit makrokephalem Schädel vorgefunden worden sind, schließt nun der Verfasser weiter, daß dieses künstliche Höhlengrab eine Familiengruft gewesen sei, in welchem die zu verschiedenen Zeiten verstorbenen Glieder der Familie beigesetzt worden sind, welche jedenfalls in dem auf 160 Jahre sich ausdehnenden Zeitraum der türkischen Herrschaft in Ungarn längere Zeit zu Csongrád, wohl mehrere Generationen hindurch, geweilt haben mag.

Was nun den Schädel aus der sogen. „Barbarenzeit" Ungarns anbelangt, so ist das Skelett desselben mit weiteren sieben Skeletten in den Jahren 1870 und 1871 zu Alcsúth im Stuhlweißenburger Komitate ausgegraben worden.

Derselbe ist klein und niedlich und trägt alle Kennzeichen eines weiblichen Schädels. Sein Längendurchmesser

Digitized by Google

beträgt 179 mm. und steht die Stirne zu diesem unter einem verhältnismäßig kleinen Winkel, als Ausdruck des nicht besonders entwickelt gewesenen Vorderhirns. Ebenso ist die Höhe dieses Schädels eine geringe, indem dieselbe nur 126 mm. mißt; es ist daher der Höhen-Längenindex 70.3, und ist derselbe daher infolge seiner außerordentlichen Niedrigkeit ein chamäkephaler Längsschädel. Die größte Breite fällt unterhalb der Tubera parietalia, etwas weniger über den Rand der Squamma temporalis und mißt 130 mm.; es ist daher der Längen-Breitenindex 70.3 und der Breiten-Längenindex 137.6, weshalb dieser Schädel ein ausgesprochener dolichokephaler ist. Indem die Stirne schief nach rückwärts zieht, ist des Gleichgewichtes halber das Gesicht auch stark vorspringend, so daß dessen äußerer Gesichtswinkel, nach Virchow's Methode gemessen, 71° 30′ beträgt; es ist daher das Gesicht dieses Schädels ohne Rücksicht auf dessen Stirne eminent prognath, und zwar um 3° 3′ mehr prognath als das des deformierten makrokephalen Schädels von Csongrád.

Besonders charakteristisch an diesem Schädel ist außer der geringen Kapazität — der Inhalt der Schädelhöhle beträgt 1150 Kubikcentimeter, der Umfang 480 mm. — die ausgesprochene Dolichokephalie, die bedeutende Chamäkephalie und Stenokrotaphie, die niedere, schief nach rückwärtsziehende Stirne, die auffallende Prognathie — bedingt durch die Verschiebung der Kiefer, zunächst des Oberkiefers, nächstdem entsprechend des Unterkiefers und durch die schiefe Stellung der Unterkieferäste — die abgerundeten Unterkieferwinkel, das Vorhandensein eines wahrscheinlich abgesprengten Processus frontalis der Schläfenschuppe Virchow's oder des diesem entsprechenden Schaltknochens, ferner der Schaltknochen an der Stelle der einstmaligen Cessarischen Fontanelle, sowie der überzählige Weisheitszahn.

Aus dem Zustande des Schädels schließt v. Lenhossék auf ein sehr hohes Alter desselben, wie aus den angeführten Merkmalen, daß er einer „niederen Rasse" angehört haben muß; welcher Nationalität aber, bleibt unaufgeklärt, nur so viel läßt sich sagen, daß er keinem Altrömer angehört habe, wie auch aus den mitgefundenen Beigaben hervorgeht, welche sich vom archäologischen Gesichtspunkte aus als solche dokumentierten, die einem Barbarenvolke angehört haben müssen. Auch die anthropologisch-anatomischen und kraniometrischen Verhältnisse des Schädels sind derart, daß sie mit jenen eines Altrömerschädels durchaus nicht übereinstimmen, und zwar weder mit jenen eines Altrömers außerhalb Ungarns, noch aber jenen eines Altrömers innerhalb Ungarns.

Was die Beigaben anbelangt, so sind bei drei der erwähnten Skelette Armbänder und Kettenglieder, sämtlich von Messing, und ein Geschmeide von Eisen aufgefunden worden, also Beigaben, welche auf Frauenskelette hinweisen. Bei den übrigen fünf Skeletten, unter welchen zwei von Riesengröße waren, wurde eine Bronzespange aus Messing, eine solche aus Eisen, mehrere Kettenglieder aus Messing und ein Fingerring aus Bernstein mitgefunden; bei allen acht Skeletten wurden ferner Töpfe verschiedener Art, worunter einer in Form eines Pokals, und Schüsseln verschiedener Größe gefunden.

Bei dem im Csongráder Komitate gelegenen Szegedin befindet sich in einer Entfernung von einer Stunde der Ort Oethalom, auf deutsch „Fünfhügel", von den dort sich erhebenden fünf Hügeln so benannt. Diese fünf Hügel zeigen sich schon auf den ersten Anblick als nicht natürlich gebildete sondern durch Menschenhand hervorgebrachte künstliche, über deren Bedeutung seit undenklichen Zeiten die sonderbarsten Sagen und Legenden im Munde des Volkes umhergehen, so daß diese Hügel einstens die Zelthügel des Hunnenkönigs Attila gewesen seien, oder daß dieselben die Begräbnisstätte der schwarzen Heerscharen andeuten.

Eine Untersuchung war niemals vorgenommen worden, bis die große Ueberschwemmung der Theiß im Jahre 1879 dazu Veranlassung gab, indem die Hügel ausersehen wurden, das Material zum Aufbau von kolossalen Schutzdämmen für Szegedin zu liefern.

Die Arbeiten wurden noch in demselben Jahre an dem Szegedin zunächst gelegenen Hügel begonnen, wobei gleich am ersten Tage die Arbeiter auf Feuerheerde und, in westlicher Richtung vorwärtsschreitend, auf Gräber mit Skeletten, nebst verschiedenen Objekten aus Thon, Stein, Eisen, Bronze, Silber und Gold stießen. Die Beschreibung und Untersuchung der hier gefundenen Gegenstände bildet den Hauptteil des von uns zu zweit genannten Werkes.

Nach den ersten Funden wurde sogleich die weitere Bloßlegung und Untersuchung des Gebietes sachkundigen Händen anvertraut, die ein reiches und wertvolles Material zur Urgeschichte Ungarns zu Tage gefördert haben.

So stieß man in der Nähe der erwähnten Feuerstelle einen Meter tief unter der Humusschichte, in einer Schicht gelben Tones, auf einen Fruchtbehälter, dessen Höhlung mit gebrannter Hirse in der Menge von 25 Hektoliter angefüllt war. Obwohl die Wandungen der Höhlung dieses Fruchtbehälters unversehrt sich erhalten zeigten, konnten an denselben doch keine Spur einer besonderen Bekleidung aus Stein oder Mörtel wahrgenommen werden.

Ganz abgesondert von der Feuerstelle, etwas nach Westen, in der Mitte des Ausgrabungsterrains von Oethalom, stieß man auf einen Friedhof von 100 Gräbern, von denen keines von außen durch Steine oder Hügel gekennzeichnet war; auch konnte in der Anlage desselben keine Befolgung eines Systems entdeckt werden. In jedem Grabe wurde ein menschliches, ziemlich gut erhaltenes Skelett gefunden, nur in einem war dasselbe zerfallen.

Die Ausbeute aus den Gräbern war eine reiche, obgleich dieselbe keineswegs dem entspricht, was ursprünglich vorhanden gewesen ist, da bei den Erdaushebungen vieles zertrümmert wurde und so manches abhanden kam. Es würde uns zu weit führen, alle die Gegenstände namhaft

Digitized by Google

zu machen, welche in den Gräbern gefunden wurden; nur bemerken wollen wir, daß neben den menschlichen auch Pferde- und Hundeskelette ausgegraben worden sind, ferner Reitzeug, als Zaumglieder, Hufeisen, Sporen, Waffen, Schmuckgegenstände und verschiedenes andere; desgleichen Thongefäße, von denen die größeren aber meist zerbrochen zu Tage kamen. Die Metallobjekte bestanden aus Eisen, Bronze, Silber und Gold.

Verfasser geht nun auf den Inhalt von vier dieser Gräber ein, die er in die magyarische Heidenzeit versetzt, was er namentlich aus den mit den menschlichen Skeletten zusammen gefundenen Pferde- und Hundeskeletten schließt. Denn, sagt er, die Liebe der Magyaren dieser Zeitperiode, welche im Gegensatze zu den damaligen Slaven ein ausschließliches Reitervolk waren, war namentlich zu ihren Pferden so groß, daß dieselben streng darauf hielten, selbst nach ihrem Tode nicht von ihren Pferden getrennt zu werden, so daß sie anbefahlen, daß diese nach ihrem Tode allsogleich getötet und an ihrer Seite mitbegraben werden sollten. Dasselbe geschah auch, aber nicht durchweg, mit ihren Jagdhunden. Selbst im Leben spielte bei diesen heidnischen Magyaren die Tötung von Pferden, indem sie dieselben bei wichtigen Ereignissen wie Bündnissen, nach glücklicher Besiegung eines Feindes oder bei großen Feierlichkeiten, opferten. Dasselbe gilt zum Teil auch von ihren Hunden, indem man auf Hunde schwor, namentlich bei Bündnissen einen Hund durch einen Schwertstreich in zwei Teile hieb, als Zeichen dessen, daß es einem jeden so ergehen werde, der einen Treubruch begehe. Auch Wölfe opferte man.

Von den übrigen gefundenen Gegenständen sind für die magyarische Heidenzeit besonders charakteristisch eine Anzahl Knöpfe aus Silber, mit deutlichen Spuren einer einstmaligen Vergoldung, mit flacher Vorderfläche, welche mit einem eingravierten Kreise verziert ist, während an der hinteren Fläche ein krummer Nagel, gleichfalls aus Silber, hervorsteht; ferner die platten, hufeisenförmigen Sporen, die eigentümlichen Pfeil- und Lanzenspitzen, die Pferdezaumglieder eigener Form; weiter vergoldet gewesene Silberplättchen mit Löchern, welche sämtlich in der Nähe der Schädel aufgefunden wurden und von den heidnischen Magyaren dazu verwendet waren, um durch Beschwerung der zusammengezogenen Augenlieder der Verstorbenen die Augenlidspalte geschlossen zu erhalten, endlich eine schalenförmige und konkave Goldmünze des griechischen Kaisers Michael Ducas VII., deren Prägungszeit auf die Jahre 1071—1078 fällt, also auf jene Zeit, in welcher noch nicht alle Magyaren ihren heidnischen Kultus aufgegeben und die christliche Religion angenommen hatten, wie denn auch „christliche" Magyaren jener Zeit, trotz des strengsten Verbotes der Geistlichkeit, im geheimen doch noch gewissen, dem heidnischen Kultus entsprechenden Gebräuchen gehuldigt haben. (Schluß folgt.)

Das Petroleumvorkommen in Borneo.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Ueber das Vorhandensein von Petroleum in Borneo ist dasselbe zu konstatieren, wie beim Salzvorkommen auf derselben Insel. Man kennt bisher blos von wenigen Orten Petroleumquellen oder Bergtheer, über deren Zusammensetzung einige Analysen vorliegen.

Allein die bemerkenswerte Thatsache läßt sich schon konstatieren, daß nämlich — so weit bis jetzt bekannt — jedes Petroleumvorkommen in den kohlenführenden Tertiärschichten — Schieferthonen und Sandsteinen — sich vorfindet.

Die bisher bekannt gewordenen Fundorte sind folgende:

In Südborneo. In der Abteilung Martapura (Distrikt Riam Kiwa) findet sich am Fuße des Berges Pakken in der Sandstein-Etage des Eozän beim Orte Rantau Budjur eine Petroleumquelle, von welcher durch Graben einer Grube ein Liter Erdöl erhalten wurde.

Etwas gegen Norden zwischen den Orten Lampeon und Pringin (Abteilung Amunthai, Distrikt Alay und Bulongan) quillt Petroleum zu Tage, in der trockenen Zeit ungefähr drei Liter pro Tag gebend, während in der Regenzeit die Menge sich vermindert. Das Erdöl ist dunkelbraun, dick, theerartig, mit einem Steinkohlentheergeruch. Es besitzt keinen großen Gehalt an CH, und ist blos für Gasbereitung zu verwenden.

In Ostborneo. Im Reiche Kutei, unweit der Mündung des Mahakkam-Stromes, befindet sich im rechtseitigen kleinen Nebenfluß Sungei Sanga-Sanga eine Petroleumquelle in einem Terrain, woselbst Kohlenflötze zu Tage treten. Die chemische Untersuchung ergab, daß man es mit einem bräunlichen Brei zu thun habe, der bei 100° C. sich nicht verdünnt und wobei Wasserdampf sich entwickelt. Bei stärkerer Erhitzung entweichen anfangs nicht brennbare Gase, während ein schöner, dicker Theer zurückbleibt. Ist nicht geeignet zur Petroleumbereitung, wohl aber zur Vaselin- oder Asphaltfabrikation und zur Gasverbesserung.

Noch ein anderer Fundort ist an der Ostküste bekannt, aber nicht näher untersucht. Auf der Insel Tarakkan, nicht weit von der Küste gelegen, vor der Mündung des Sibawang-Flusses im Lande Tidung, fand Montaningenieur Menten 1863 einige Erdölquellen, die aber gering zu sein schienen. Die Insel birgt auch Kohlenflötze.

In Westborneo ist nichts näheres über Petroleumvorkommen bekannt. Hingegen fand Editti in Nordborneo, im Gebiet der englischen Nordborneo-Kompagnie am Seguati-Fluß, Petroleum, welches von Frank Hatton näher untersucht wurde.

Unweit der Küste, in einem sumpfigen Terrain, ist der lehmige Boden (ungefähr 80 Yards im Umfange) mit Erdöl durchtränkt. Es wurde ein Schacht bis 35 Fuß Tiefe abgeteuft und ober Tage mit einer 8 Fuß hohen Umwandung umgeben, um gegen eindringendes Wasser zu schützen.

Digitized by Google

Unter einer 4 Fuß mächtigen Lehmschichte stieß man auf eisenschüssigen Sandstein, mit Schieferthon wechsellagernd (Streichen NW f. 40°). Auch Stücke Kohle, mit gelblichem Harz vermengt, ähnlich derjenigen von der Insel Labuan, fanden sich vor. Das Erdöl quoll hervor aus den Sandstein- und Schieferthon-Lagen. Die Untersuchung zeigte, daß es ein dickes Oel oder Bitumen sei. Destilliert, ist es zusammengesetzt aus:

C	82
H	10
O	8
	100

Es besteht aus zwei Substanzen: Petroleum oder Paraffinöl und einem oxydierten Körper, zu den Campher-Arten oder Terpentinen gehörend. Neben dem Oel kommt auch ein farb- und geruchloses, nicht explodierbares Gas vor. Ein zweites Vorkommen kennt man von der Insel Labuan, gegenüber Brunei gelegen. Zwischen blauen Schiefern von anscheinend großer Mächtigkeit und tiefer als die Kohlenlager gelegen, sind an einigen Stellen Petroleumquellen. Das Erdöl ist dunkelgefärbt, aber rein.

Dies ist das wenige Bekannte über das Petroleumvorkommen in Borneo, wobei jedoch zu bemerken ist, daß noch große Landstrecken gänzlich unbekannt und viele nur sehr oberflächlich bekannt sind, daß späterhin also die Fundorte des Erdöls gewiß noch beträchtlich sich vermehren werden. Wann Untersuchungen über die eventuelle Abbauwürdigkeit derselben geschehen werden, das ist wiederum eine ganz andere Frage.

Zwischen San Francisco und Yokohama.

Ein Taifun vom 5. bis 6. September 1886.

Von Fred Sicherer.

Nachdem wir schon siebzehn Tage zur See gewesen waren und verhältnismäßig gutes Wetter und günstige See gehabt hatten, hofften wir die noch übrigen vier oder fünf Tage bis Yokohama ebenso glücklich zurücklegen zu dürfen. Wir alle waren frohen Mutes, als wir am 3. September in 36° 10′ n. Br. und 158° 35′ ö. L. plötzlich in eine sehr aufgeregte See gerieten, so daß unser Dampfer, die „City of Rio de Janeiro", fürchterlich zu rollen anfing. Der Kapitän, ein stahl- und wetterharter Seemann, wie er im Buche steht, gab die Erklärung, daß hier ein fürchterlicher Orkan gerast, dessen Gebiet von Mazatlan (Mexico) bis hinauf zur Behringsstraße gereicht habe ꝛc. Uns erschien dies auch ganz plausibel; wir hatten indessen unter uns 54 Passagieren erster Klasse etwa die Hälfte der amerikanischen und englischen Mission angehörige Personen — Herren und Frauen, worunter Dr. Kerr, Vorstand des amerikanischen Missionsspitals in Kanton, welcher schon 26 Jahre in China lebte und die meteorologischen Beobachtungen dieses Landes, besonders auch die Taifune, genau in ihren einzelnen Vor- und Nachwehen und Erscheinungen notierte. Er schüttelte etwas ungläubig den Kopf zu Kapitän Seabury's Aufstellung und meinte, ein Sturm möge wohl hier vorbei passiert sein, ein Taifun aber sei es nicht gewesen, wohl aber dürfte ein solcher folgen.

Das Rollen wurde indessen immer intensiver; am 4. September bei 35° 53′ n. Br. und 135° 10′ ö. L. war es immer noch merkwürdig windstill, schönes helles Wetter, und doch mußte an Bord alles, Sitze, Bänke, Boote ꝛc., fest angebunden werden, ja sogar die Passagiere, die etwas marode geworden, da sie sonst rein über Bord gekugelt wären. Wir gesunden Passagiere mußten uns gehörig festhalten und hatten die größte Schwierigkeit, auf Deck von einem Ende zum andern, ja nur von einer Seite zur andern zu gelangen. Hier will ich erwähnen, daß die „City of Rio de Janeiro" kein kleines Boot, sondern ein für diese gewaltige Seefahrt auf dem „Stillen Ozean" passender großer, eiserner Dampfer von ca. 3500 Tonnen mit ca. 3000 Pferdekräften war, der bei einem täglichen Konsum von etwa 35—40 Tonnen Kohlen (700—800 Zentner) eine Durchschnittsfahrgeschwindigkeit von etwa 11 Knoten hatte. Die „City of Rio de Janeiro" war sonst „steady" — ruhig und ein ausgezeichneter Steamer. Außer Kapitän, Offizieren und Ingenieuren (Maschinisten) war die ganze Bemannung chinesisch, selbst die Steuerleute, Köche, Aufwärter ꝛc.; wie sich nachher auswies, bewährten sich die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches vortrefflich in der Stunde der Gefahr. Passagiere hatten wir etwa 54 erster Klasse, wovon die Hälfte Frauen und Kinder, dann etwa 560 Zwischendeckspassagiere, sämtlich Chinesen, Cargo meistens Mehl und Eisenwaren und etwa 200 Kisten chinesische Cadaver, richtiger Skelette.

Am Abend des 4. September wurde das Rollen geradezu unerträglich und gegen 10 Uhr Nachts fing das unheimliche „Singing in the Riggings"[1] an, ein Zeichen, daß ein scharfer Wind im Anzuge ist. Noch kam derselbe aber von Norden und trotz der Steigerung zum Sturme während der Nacht glaubte man eben, ein Sturm sei im Anzuge; niemand, selbst der Kapitän nicht, dachte an einen Taifun (englisch Typhoon, deutsch Typhon, chinesisch Taifun [wörtlich Tai groß, Fun Wind], in den Antillen ꝛc. wird er gewöhnlich Cyklone, in Afrika Tornado genannt). Von Schlafen-können nicht die Spur, nicht allein die auf Deck eindonnernden Wasserwogen, das Heulen des Sturmes und das Geächze des Dampfers verhinderten dies, nein, das über alle Maßen starke Stampfen und Rollen, das einen kreuz und quer in den Betten herumwarf, schob, drückte und stieß, die Handkoffer und sonstiges Gerät rollte und polterte wie besessen in den Kabinen herum und machte die wundersamsten Capriolen, ein gut Teil ging in Stück und Scherben, und so rückte endlich das fahle Tageslicht, grau in grau, heran.

[1] Wörtlich: Singen im Takelwerk.

Digitized by Google

Gegen 6 Uhr sammelten sich diejenigen Passagiere, die sich überhaupt noch aufrecht halten konnten — es waren gegen 12 oder 14 — in der sogen. „Social Hall“ (Gesellschaftszimmer) oben auf Deck, gerade über dem Salon, die aber durch Kabinen, welche rechts und links dabei angebracht waren, sehr verengt ist, und da vernahmen wir zu unserem nicht sehr großen Behagen, daß der Wind „increasing“ (verstärkend) sei und Kapitän Seabury, welcher bald nachher einen Augenblick von der Kommandobrücke herabkam, erklärte jetzt kurz und trocken, wir befänden uns in einem richtigen Taifun; er ließ den Dampfer wenden — Richtung Westen, San Francisco — um dem Verderben zu entrinnen. Diese Nachricht, resp. dieser Befehl zum Rückwärtsfahren deprimierte uns viel mehr als das Schreckenswort: Taifun; denn nun erkannten wir die Gefahr in ihrer ganzen Größe. Was halfs? Drinnen waren wir und so galt es geduldig auszuharren, auf Gott vertrauen und die jammernden Frauen, Kinder, und selbst Männer mit Mut und Vertrauen, so gut dies möglich, zu erfüllen.

Gegen 7 Uhr wurde das erste unserer Rettungsboote weggerissen, dem eine halbe Stunde später das zweite folgte; letzteres wurde eigentlich erst ausgehängt und schwebte einige Augenblicke auf der tosenden See, noch an einem Haken festgehalten; ein chinesischer Matrose ließ sich tollkühn an einem Tau hinab, um den zweiten Haken einzuhängen und so dann das Boot wieder heraufhissen zu lassen, aber bevor er noch sein kühnes Vorhaben ausführen konnte, zerschmetterte eine Woge das Fahrzeug an den Wänden unseres Dampfers und nur mit knapper Not entging der mutige Seemann dem Untergange selbst — halb bewußtlos konnte man ihn noch den brüllenden, rasenden Wogen entreißen. Wilder raste der Sturm, ärger tobte die See, Sturzwelle auf Sturzwelle brach auf Deck, nicht mehr Berge, nein Gebirge von Wellen umgaben uns, rollten um uns her und brachen sich mit fürchterlicher Wut an unserem Dampfer, ihm förmliche Todesstöße versetzend, oder platzten wutschäumend auf und aneinander. Das Charakteristische des Taifuns trat hier gar deutlich hervor; sonst bei Sturm hat die Bewegung des Meeres eine bestimmte Richtung, mehr oder weniger stark je nach der Gewalt des Windes. Hier ging alles wirr, kraus, wirbelnd durcheinander, wie ein Kreisel drehte sich die See, bald kam der ganze Wasseranprall von Norden, bald von Süden, bald schien es, als ob man sich in einem Riesenwirbel befände, oft schlugen die enormen Wogen in weitem Bogen über Deck hinweg und es wurde dann alles wie in einem meergrünen Palast verdunkelt für Momente; schwer keuchte und ächzte der Dampfer, wie ein gehetztes Wild schoß er bald nordöstöstlich, bald westlich, bald südwestlich, um dem Tod und Verderben bringenden Zentrum des mit ungeheurer Heftigkeit wehenden Taifuns zu entfliehen, überall hin gefolgt von wildschäumenden, turmhohen Wellen, die sich unaufhörlich wie Gebirge aufrollten, wieder zurückschossen und mit neuer Wut auf uns zurückfielen!

Um 10 Uhr wurde die Kabine des Doktors, die auf Oberdeck ca. zehn Schritte von der Social Hall lag, von einer Sturzwelle erfaßt und zertrümmert, seine ganze Apotheke ging in Stück und Scherben. Bleich saß der Doktor, bleich saßen wir 12 oder 14 Passagiere bei dem Geklirr und Krachen der Wände, Flaschen, Dosen und Büchsen, dem unmittelbar ein Nachspiel folgte, dadurch, daß eine andere Woge in die „Restauration“ eindonnerte und sieben oder acht große Körbe voll Gläser und Geschirr zu Atomen zerschmetterte. Die Restauration befand sich unter der Social Hall, neben dem Salon, der nun dadurch unter Wasser gesetzt wurde, und da etwa zehn „Kleine“ auf den Teppichen des Salons „festgebettet“ waren, so ertönte Zeter-Mordio; eiligst wurden die Kinder befreit und naß, wie sie waren, in die Kabinen verbracht. Eine zweite Welle vervollständigte das Werk insofern, als sie noch mehr Wasser in den Salon brachte und nun auch viele Frauen, die seekrank weiter im Hintergrunde des Saales lagen, sowie einige männliche Passagiere vollständig durchnäßte und sozusagen keinen trockenen Fleck im Salon mehr ließ.

11 Uhr kam Meldung — Barometer „29 — falling off“, was also eine Steigerung des Taifuns zu unserem Schrecken in Aussicht stellte. Bang und still saßen wir da, furchtbar donnerten die Wogen, dumpf ächzte die Schraube und Maschine, und wenn erstere, was fast alle zwei Minuten geschah, durch das Vorwärtsunterschießen des Schiffsschnabels hinten aus dem Wasser fuhr und sich wie rasend eine Sekunde lang in der Luft drehte, so zitterte der ganze Schiffskörper in allen Teilen derart, daß man dachte, der ganze Bau ginge auf einen Schlag entzwei; es befand sich ein Apparat an der Maschine, welcher automatisch dieselbe zum „Halten“ brachte, sobald die Schraube aus dem Wasser fuhr und dadurch das heillose Drehen und „Schnurren“ derselben, sowie das Brechen ihrer Flügel beim Wiederaufschlagen auf und in die See verhütete; derselbe funktionierte aber aus irgend welcher Ursache anfangs nicht, und erst vom Mittag ab wirkte er zweckentsprechend!

12 Uhr: Barometer 28.80. Eine Riesenwelle kam hoch über Hinterdeck, also auch über uns, schlug mit Donnern ein, wir glaubten eine Batterie Geschütze würde à tempo gelöst, zertrümmerte Teile der Takelage, riß Raaen entzwei, zerschlug sämtliche Oberlichter, Balken von 25 bis 30 cm. Durchmesser wurden wie Streichhölzer geknickt, und überflutete die Social Hall und Kabinen an Steuerbord derart, daß selbst die Stewards (Aufwärter) händeringend und schreiend flohen, drei Passagiere, welche auf der Steuerbordseite saßen, wurden wie Sardinen die Treppe hinab von der von oben in den Salon dringenden Flut mitgerissen und mitgeschwemmt, einem Steward der Arm entzwei geschlagen, die Stewardeß (Aufwärterin) an einen Pfeiler geschleudert und ziemlich bedeutend am Kopfe

Digitized by Google

verwundet und — das Schlimmste — ein etwa 15 Fuß langes Stück der Steuerbordgalerie der „City of Rio" eingedrückt. Diese Galerie hatte eine Dicke von ca. 30 cm., ich habe noch Stücke davon als Andenken an den furchtbaren Orkan. Schrauben von 20 und 25 cm. Länge, Nieten, Nägel, alles zersplittert, zerrissen wie Strohhälmchen, und da diese Galerie auf dem Hauptdeck und daher nur etwa 18 Fuß über normalem Wasserspiegel war, so ergoß sich Flut auf Flut durch diese Oeffnung. Dies hatte nun insofern noch nichts zu sagen, als das Wasser durch die Röhren wieder abfließen mußte, so lange die von der Galerie etwa 4 Fuß breit entfernte Salonwand Stand hielt, da solche aber kaum 20 cm. dick, so stand zu befürchten, daß eine zweite Riesenwoge diese noch leichter eindrücke als die stärkere Galeriewand und dann konnte niemand sagen, was geschah. In der That brach bald darauf eine Sturzwelle heran, zerschlug einige, wenn auch gut verschlossene Fenster des Salons und setzte denselben zum vierten Male unter Wasser. Einige Passagiere waren nun schon zum dritten Male gründlich „eingeweicht" und mußten ca. 18 Stunden in ihren nassen Kleidern sitzen oder liegen, da es rein unmöglich war, zu dem Gepäck zu gelangen, und bei fast sämtlichen Kabinen, die an Steuerbord lagen, war auch das Gepäck total naß geworden. So rasch und gut es ging, wurden nun schwere Dielen vor den Leck gelegt, durch Querbalken verkeilt und verrammt und die Ritzen mit Werg und Theer soweit verstopft, daß wenigstens die See nicht gleich einem Wasserfall hereinbrechen konnte, und dann vor allem, daß die drohendste Gefahr vom Salon abgewendet war.

Leider hatte diese Welle uns auch ein drittes mit Eisen beschlagenes Boot an Bord zertrümmert, so daß es so gut wie nutzlos war. Man dachte, Titanenfäuste hätten auf dieses sehr solid konstruierte Boot eingehämmert, so sah es nachher aus, und das Charakteristische war, daß sämtliche verderbenbringende Wogen von der rechten (Steuerbord-)Seite kamen, es schlugen genug und große Wellen auch von links — Backbord — ein, aber keine von diesen zertrümmerte oder schwemmte Boote hinweg oder richtete nennenswerten Schaden an.

1 Uhr 30 Min. Immer derselbe Ton — dies asper! Der Dampfer rollte jetzt so kolossal, daß fast immer eine Seite das Wasserniveau berührte und wir bald mit Kopf, bald mit Füßen senkrecht standen oder vielmehr lagen. Jede Minute glaubte man, der Dampfer kippe um, wie Kanonendonner rollte es aus dem unter dem Salon befindlichen Gepäckraum, da die Koffer und Kisten bei jedem Schaukeln wild und wirr durcheinander kugelten; wie auf einer Kegelbahn rollte und donnerte es da unten permanent hin und her, die Lampen und Gläser in Salon und Kabinen wurden herausgeschleudert und zertrümmert; Batterien von vollen und leeren Flaschen krachten klirrend in Stücke und vermehrten das allgemeine Getöse, dazwischen zerbrach 'mal wieder ein Korb Porzellan oder Geschirr.

2 Uhr 10 Min.: Barometer 28.64 — also immer noch fallen, immer noch Steigerung des Sturmes! Und doch hielten wir dies gar nicht mehr für möglich. Meldung kam: am Vorderteile habe eine Sturzwelle eingeschlagen, einen Passagier, Chinesen, getötet, ein anderer, auch Chinese, sei vor Schrecken gestorben; letzterer war allerdings vorher schon krank. Dabei flogen plötzlich brennende oder glimmende Papierfetzen von vorn nach hinten im Schiffe; glücklicherweise war alles so naß, daß die Papierschnitzel nicht leicht zünden konnten. Nach dem Sturm erfuhren wir, daß dies ein religiöser Gebrauch der Chinesen, die während des Sturmes Sandelholzkerzchen anzünden, Gebete auf eine besondere Art Papier schreiben, sie an den Kerzen anzünden und dann dem Wassergott (Dschoß, engl. Joss) zuwerfen, um ihn zu versöhnen. Der Rarität halber kaufte ich mir für 25 Cents auch einige dieser Kerzen und mit Goldhieroglyphen bedeckten Papiere gleich nach dem Sturm, und andern Tages wollten der amerikanische Gesandte Col. Denby in Peking, der mit uns fuhr, sowie einige Missionare, auch noch welche kaufen, aber um kein Geld war mehr eines zu bekommen; während der Nacht hatten die Chinesen ihren ganzen Vorrat davon dem Dschoß geopfert.

3 Uhr: Zwei Wellen drangen in Küche und Restauration ein und zertrümmerten an Geschirr und Glas was noch heil war; furchtbares Gepolter, Geklirr, Gerassel, Geschrei und Gejammer; etwas Brod und Käse wurden uns gereicht, aber der Durst quälte uns, nicht der Hunger. Wellen turmhoch, Himmel schwarz oder eigentlich braungrau — ein trostloser Anblick. So verbrachten wir in dumpfem Hinbrüten und durchaus nicht gehobener Stimmung, in nassen Kleidern und auf nassen Sitzen eigentlich apathisch unsere Zeit, bis gegen 6 Uhr Abends eine plötzliche Windstille uns förmlich erschreckte. Wir kletterten auf Deck hinaus, was wegen des starken Schaukelns und der immer noch einschlagenden Wogen mit größter Vorsicht geschehen mußte, sahen die greuliche Verwüstung und Unordnung, die das Wasser an Bord oben angerichtet, und trafen total erschöpft vor Anstrengung den Obermaschinisten, der eben ans Tageslicht stieg und uns sagte, bei Taifuns trete immer nach ca. 12 Stunden eine Windstille ein, aber derselbe beginne dann wieder. Eine tröstliche Aussicht für uns, doch waren wir froh, daß der Sturm uns wenigstens etwas „aufatmen" ließ. Gegen 8 Uhr fings wirklich wieder an, als Introduktion zertrümmerte eine Sturzwelle den auf Oberdeck befindlichen Rauchsalon und brachte vier Passagiere bis an Brusthöhe ins Wasser. Doch war die Gewalt des Taifuns im großen Ganzen gebrochen; todmüde krochen wir in unsere nassen Kojen, und wenngleich am andern Morgen noch Stockwerk-hohe Wellen gingen und alles an Bord und Deck noch festgebunden werden mußte, so ließen das schöne Wetter und der blaue Himmel auf „bessere Zeiten" und glückliche Ankunft in Yokohama hoffen, welches wir auch, Gott sei Dank, vier Tage später

Digitized by Google

erreichten. Den Kurs nach Japan hatten wir seit 4 Uhr Morgens wieder aufgenommen und ein Dankgottesdienst fand um 11 Uhr an Bord statt, dem alles außer den Chinesen beiwohnte; selbst zwei Juden, die an Bord waren, der wetterharte Kapitän und seine sonst nicht sehr „frommen" Offiziere waren mit vollem und dankbarem Herzen zugegen. Abends dankten alle auch dem Kapitän für seine mutige und glückliche Führung und Leitung des Schiffes. Er sprach dabei den herzlichen Wunsch aus, daß keinen von uns mehr ein Taifun überfallen möge, und ich glaube, jeder wird sich zeitlebens dieses dies asper erinnern und Gott für die Errettung aus der furchtbaren Gefahr dankbar sein!

Geographische Neuigkeiten.

* Die Fortschritte der Kolonie Neuseeland. Der gegenwärtige allgemeine Drang nach kolonialen Erwerbungen hat vor mehr als Jahr und Tag einen Verein von belgischen Bankiers, Fabrikanten und Kaufleuten veranlaßt, einen speziellen Bevollmächtigten nach Neuseeland zu schicken, mit dem Auftrage, die Zustände und Hülfsquellen dieses Landes zum Besten seiner Landsleute zu erforschen. Dieser Kommissär, Herr Emil de Harven, ist kürzlich nach Europa zurückgekehrt und hat die Ergebnisse seiner Nachforschungen in einem Werke: „Mission commerciale en Nouvelle Zélande; rapport général" veröffentlicht. Herr v. Harven war wohlthuend von den Zuständen der Kolonie überrascht, welche er erforschen sollte, und entwirft von derselben eine Schilderung, welche vielleicht manche seiner Landsleute veranlassen wird, dort ihr Glück zu versuchen und den Einwanderern von britischer Nationalität Konkurrenz zu machen. Die Fortschritte, welche Neuseeland gemacht hat, sind unzweifelhaft höchst bemerkenswert, sogar in der Geschichte der britischen Kolonisation. Die Haustiere, welche jetzt einen solch beträchtlichen Teil ihres Reichtumes bilden, sind alle von europäischer Einführung. Die ersten Ansiedler fanden weder Hornvieh, noch Schafe oder Schweine auf den Inseln, und die ursprüngliche Vogelfauna derselben, welche von dem Moa dargestellt wurde, ist in neuerer Zeit ausgestorben. In weniger als einem Vierteljahrhundert — nämlich von 1858—1881 — stieg die Zahl des Hornviehs von 137,204 auf 698,637 und die der Schafe von 1 1/2 auf mehr als 14 Mill. Stücke. Jedermann kennt die Fruchtbarkeit der Kaninchen auf Neuseeland, welcher nun beinahe so schwer Einhalt zu thun ist, als der Vermehrung der Disteln, und die wohl ebenso verderblich ist. In einem Bezirke der Südinsel wenden einige Heerdenbesitzer jährlich über 2000 Lstrl. für die Vertilgung dieses Ungeziefers auf, von welchem nur die Haut Verwendung findet, denn die Neuseeländer haben bessere Nahrungsmittel zu ihrer Verfügung als Kaninchenfleisch, und verschmähen den Genuß desselben auf ihren Tafeln.

Die Zunahme der menschlichen Bevölkerung ist nicht minder bemerkenswert gewesen als diejenige der untergeordneten Tiere. Im Jahre 1851 zählten beide Inseln eine Einwohnerzahl von etwa 26,707 Seelen; heutzutage zählen sie nahe an 600,000, wovon 96 Prozent von englischer Abkunft. Die rasche Zunahme rührt weit mehr von dem Ueberwiegen der Geburten über die Todesfälle als von der Einwanderung her, denn das dermalige Verhältnis ist 39 Geburten auf 12 Todesfälle, d. h. es werden in einem gegebenen Zeitraum mehr als dreimal so viel Menschen geboren, als durch den Tod hinweggerafft. Schon das blose Anwachsen der Bevölkerung in einem jungfräulichen und fruchtbaren Lande ist ein günstiger Umstand, wie wir in unseren übervölkerten Staaten der alten Welt auch darüber denken mögen. Allein die Neuseeländer haben sich nicht nur ihrer Kopfzahl nach vermehrt, sondern sie haben auch die herrlichen Hülfsquellen, welche sie besitzen, in überraschendem Grade entwickelt. Binnen weniger als einem halben Jahrhundert haben sie etliche zehntausend englische Meilen Straßen, ungefähr 1600 Mln. Eisenbahn- und gegen 5000 e. Mln. Telegraphenlinien errichtet. Der jährliche Wert ihres auswärtigen Handels betrug vor 35 Jahren weniger als eine Million, und beträgt nun über 14 Millionen. In der früheren Zeit führten sie jährlich 567 Ballen Wolle aus; die heutige Ausfuhr beträgt 215,000 Ballen. Wolle bildet aber heutzutage nicht den einzigen Ausfuhrartikel Neuseelands und wird vielleicht nicht lange mehr als sein wichtigstes Produkt figurieren. Die Ausfuhr von gefrorenem Fleisch ist ein Erwerbszweig, der noch einer ungeheuren Entwickelung fähig ist. Es bestehen bereits über ein Dutzend Etablissements in der Kolonie, in welcher Fleisch durch den Gefrierungsprozeß für den englischen Markt hergestellt wird, und die enthusiastischen Kolonisten glauben den Zeitpunkt nicht mehr fern, wo die Londoner frische Fische aus neuseeländischen Gewässern und in Neuseeland gemästetes Geflügel auf ihren Tischen sehen werden. Der belgische Kommissär war sehr überrascht von dem ungeheuren System von kommerziellem Kredit, welches sich in der Kolonie entwickelt hat, und scheint von der Wirkung desselben eine günstigere Ansicht zu haben, als die seitherigen englischen Besucher der Inseln. Welchen Schluß man aber auch daraus ziehen mag, so ist es ohne Zweifel eine überraschende Thatsache, daß unter einer verhältnismäßig so kleinen Bevölkerung sechs Zettelbanken mit einem unterschriebenen Kapital von mehr als sechs Millionen Lstrl. existieren und Dividenden von 6 bis 7 1/2 Prozent bezahlen können. Außerdem aber existieren noch viele Leihbanken, welche auf alle Arten von persönlichem und realem Eigentum Vorschüsse leisten, und zwar anscheinend ohne Gefahr von ernsten Verlusten. Der Zinsfuß schwankt von 7 bis zu 12 Prozent, und die vorhandene Leichtigkeit, Kredit zu erhalten, hat ohne Zweifel wesentlich zur Entwickelung der Kolonie beigetragen. Das Gedeihen der Kolonie ist auch nicht blos ein materielles.

Digitized by Google

Es gibt eine unfehlbare Probe für den Zustand der Volksbildung in einem Lande, nämlich die Zahl der Briefe, welche jedes einzelne Mitglied der Gemeinschaft empfängt. Wendet man diese Probe auf Neuseeland an, so muß muß dieses eine hohe Stellung einnehmen — beinahe die höchste in der ganzen Welt. Die durchschnittliche Zahl der Briefe, welche jeder Neuseeländer jährlich erhält, ist 62½, während die Durchschnittszahl für den Engländer 40 und die für den Franzosen weniger als die Hälfte davon ist. Ja, man darf vielleicht füglich annehmen, daß die koloniale Durchschnittsziffer sich noch bedeutend höher stellen würde, wenn das Problem des Reichs-Pennypost-Tarifs verwirklicht werden würde. Ein Brief aus der alten Welt ist gegenwärtig ein kostspieliger Luxus. Ganz wie mit den Briefen ist es auch mit den Telegrammen. Bevor der Sixpence-Tarif für das Telegramm in England eingeführt wurde, betrug die Zahl der jährlich auf jedes Hundert Personen abgelieferten Telegramme 91, in Frankreich 65; aber in Neuseeland kommen auf 100 Personen nicht weniger als 254 oder durchschnittlich etwas mehr als 2½ Telegramme auf jeden Kopf.

Allein nun kommt die Frage: ob ein derartiger Fortschritt ohnegleichen nicht unter Bedingungen stattgefunden hat, welche einen Rückschritt mit sich zu führen drohen. Die Finanzmänner der Kolonie hegen keinen Aberglauben hinsichtlich des Freihandels und haben nicht viel Rücksicht sogar für die gewöhnlichen Grundsätze allgemeiner kluger Vorsicht, wie sie unter minder mutigen Gemeinwesen üblich sind, an den Tag gelegt. Sie haben nicht allein Abgaben, welche beinahe Prohibitivzöllen gleichen, auf Tabak, Branntwein und andere Artikel des täglichen Verbrauchs gelegt, sondern sogar ohne Skrupel sich solcher Anschläge wie Subventionen und Prämien bedient, um sich von der übrigen Welt unabhängig zu machen.

Allein der ernste Zug in ihrer ganzen Lage ist wahrscheinlich der Leichtsinn (als solcher muß er dem Ausländer und Fernerstehenden erscheinen), mit welcher die Kolonialbürger Schulden gemacht haben.

Dies ist Herrn v. Harven natürlich aufgefallen, und er hat eine kleine Berechnung ausgearbeitet, aus welcher hervorgeht, daß jeder Neuseeländer, Mann, Weib und Kind, eine Schuldenlast zu tragen hat, welche mehr als 50 Lstrl. per Kopf beträgt. Die Verzinsung der kolonialen Schuld absorbiert 41 Prozent der im jährlichen Budget vorgesehenen Ausgaben, und dies ist genau dasselbe Verhältnis, welches in Frankreich vorwaltet. Eine kaum ein halbes Jahrhundert alte Kolonie steckt also bereits so tief in Schulden, als eines der ältesten Länder in Europa. Dieser Stand der Dinge muß notgedrungen der Einwanderung hinderlich werden, denn eine einwandernde Familie muß nicht nur, wie Herr v. Harven bemerkt, darauf gefaßt sein, daß sie für manche der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse dreimal so viel bezahlt, als im Mutterlande, sondern sie muß, angenommen, sie bestehe aus fünf Personen, darauf rechnen, daß sie den Zins von 250 Lstrl. jährlich an der Verzinsung der kolonialen Schuld beisteuern muß. Die pekuniären Verlockungen, welche die Regierung den Einwanderern anbietet, weil sie die Notwendigkeit erkennt, den Ansiedelungslustigen irgend etwas anzubieten, um der schädlichen Wirkung der Finanzlage auf dieselben entgegenzuwirken, bilden gegenwärtig keine unbedeutende Erhöhung der Lasten der Steuerpflichtigen. Es ist ferner zu bemerken, daß zwar britische Erzeugnisse kein besonderes Vorrecht genießen, aber gegenwärtig dennoch eine überwältigende Proportion in der neuseeländischen Einfuhr bilden. Aus den Ergebnissen der Mission des Herrn v. Harven geht aber hervor, daß auch fremde Fabrikate und Manufakte noch einen Absatz und einen Markt auf Neuseeland finden können und durch die dortigen Zollverhältnisse nicht ausgeschlossen werden. (Globe.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Mit Anbruch des Tages fuhren wir weiter und nun gewann die umliegende Landschaft in dem Maße, wie wir vorschritten, ein stets sich veränderndes interessantes Ansehen. Unter die niederen Strauchformen verschiedener Mangue-Arten, Combretaceen und Polygoneen mischten sich höhere Bäume anderer Gattungen, um nach und nach die herrschende Oberhand zu gewinnen. Der Graswuchs ward dichter und kräftiger, stets geeigneter zu Weiden, und schon bald sah man ganze Heerden Rinder und Pferde, die freilich oft genug bei der Flut bis an den Bauch im Wasser zu waten hatten. In einiger Entfernung von den Ufern zeigten sich noch einmal Caraibu-Palmen, die feuchte Gegenden lieben. Endlich, wo der Wald über den Campo siegte und in seiner ganzen Kraft dastand, ragte gruppenweise eine andere herrliche Palmen-Art daraus hervor, die Attalea spectabilis, ein Geschlecht, das sich durch die Lage seiner Fieder auffallend und zur besonderen Zierde von den übrigen Palmen unterscheidet. Die Fieder sind nämlich nicht horizontal, sondern von oben nach unten gehend gerichtet, ganz ähnlich wie die Hahnenschwungfedern. Die Blattfläche ist also der wärmsten Sonne abgewendet, eine Eigentümlichkeit, die mehrere Gewächse, besonders Dicotylen und besonders in Australien teilen.

Die Weiden (Campos genannt) belebten große Scharen Wasser- und Sumpfvögel, namentlich Reiher- und Enten-Arten. Nie sah ich so viele, so interessante Vögel, wie hier vereinigt! Einer der schönsten und schon von ferne in die Augen leuchtenden ist der flammendrote Ibis mit langem, rosig durchscheinendem Schnabel, hier Guará genannt. Trotz der vielen Nachstellungen ist das Tier noch in unendlichen Scharen vorhanden, die oft Inseln dergestalt bedecken, daß ein einziges Purpurgewand darüber ausgebreitet scheint. Die Bälge haben einen guten Preis, sind von Blumenfabrikanten sehr gesucht und werden daher viel ausgeführt. Die Farbe des Gefieders ist nicht immer gleich, da sie nach dem Alter des Vogels verschiedene Abstufungen zeigt. In der ersten Jugend ist es schwarz, sodann nach verschiedenen Mausern weiß, blaßrot und endlich purpurfarbig. Mit dem Beginn des Winters oder der Regenzeit ist das Gefieder allemal am schönsten und prangt in ganzer Frische. Nach den verschiedenen Abstufungen desselben erklärt es sich, daß häufig die Scharen ungleich zusammen gesetzt sind, was leicht Veranlassung zur Verwechslung

Digitized by Google

geben könnte. Ein anderer Wasservogel, hochbeinig und von bedeutender Größe, etwa unserem Storche gleichkommend, ist der Titeju, der sich besonders als Mohrenkopf bemerkbar macht, indem sein Kopf vollkommen schwarz und rings mit einem roten Bande umsäumt ist. Im übrigen ist dieser Vogel von ganz weißem Gefieder. Zierlicher und ebenfalls weiß, von fast gleicher Größe ist der Garça. Ein anderer mit hellrotem Gefieder und Papageienschnabel ist der Ganso. Die Löffelente, vielen aus Abbildungen wohlbekannt, mit dem schönen horizontal-platten, löffelförmigen Schnabel und rosafarbigen Gefieder erscheint gleichfalls unter der Menge. Seine Bezeichnung leitete man auch hier passend ab, indem man ihn Colheireira, Löffelträger, nannte. Außer anderen ähnlichen Vögeln, wie Jaburu und Maguary, findet man nicht weniger zahlreich das Entengeschlecht vertreten. Man faßt die verschiedenen Namen allgemein unter zwei Gattungsnamen zusammen, Marrecas und Patos.

Die Betrachtung dieser verschiedenen Vögel beschäftigte uns so sehr, daß wir kaum den Fortschritt der Reise gewahrten. Hin und wieder flog aus der Uferwaldung ein Habicht, eine Geierart, worunter auch der weißköpfige Geierkönig, Cigano (Zigeunerin), hervorragt, dessen noch später Erwähnung geschehen wird.

Schon sahen wir den Fluß um die Hälfte sich verengern, denn einzelne Zuflüsse, wie der Mearim, sind, kaum bemerkt, bereits passiert. Jedoch ist die Breite des Flusses von der größten Unregelmäßigkeit, wie wir uns stets mehr überzeugten. Oft traten die Ufer so nahe zusammen, daß man nach den Zweigen haschen könnte, und oberhalb Monçao nimmt der Fluß wieder außerordentlich an Breite zu, daß er majestätisch und ruhig hinabgleitet.

Die üppigste Vegetation, durch zahllose Schlingpflanzen undurchdringlich erscheinend, umgibt uns zu beiden Seiten, hie und da auf freien Stellen Ansiedlungen von Brasilianern in sich duldend, die ihrerseits das kräftige Wachstum des Bodens sich zu Nutzen machten, und dies in doppelter Weise, indem sie erst während der Rodung des prächtigen Waldes dessen ursprüngliche Produkte, die verschiedenen Holzarten und ölgebenden Palmennüsse, verwerteten und dann Pflanzungen von Zuckerrohr, Bananen, Baumwolle und Ricinus anlegten. Die Banane, hier Pacova genannt, sah ich bisher noch nicht im großen oder wenigstens nur ordentlich gepflegt, sie haben gewöhnlich ihren Standort auf irgendwelchem Platze um das Haus herum, indem sie dieses verdüstern oder beschatten, wie man will, sowie an den Abhängen der Ufer im Verein mit Ricinus und Tayowa. Diese sekundäre Behandlungsweise gründet sich auf die Genügsamkeit der Pflanze. Hier jedoch mit der Kultur ein anderes. Ich sah ausgedehnte, regelmäßige Pflanzungen von Bananen, mit anderen niedrigen Gewächsen durchsetzt. Obwohl stark verbreitet und allgemein beliebt, existieren doch nur wenige Spielarten, die meist außerordentlich großfrüchtig sind und durch ihre äußere Form (lang und scharfkantig) und den hohen Wuchs der Staude die Abkunft von der wirklich einheimischen Art, Musa paradisiaca, verraten.

Die Häuser am Pindaré haben eine eigentümliche Bauart. Sie erheben sich frei mit unterem Luftzuge auf einer etwa klafterhohen Balkenlage, um bei hohem Wasserstande außer Gefahr zu sein. Die Treppe, kaum sichtbar, besteht aus einem einzigen angelegten Balken, in welchen kunstlos Tritte eingehauen sind. Oft sind diese Wohnungen, bis auf ein einziges Gemach, ohne Wände und ist somit jedem Vorübergehenden das innere Treiben und Leben erschlossen. Jedoch sind dies nur Wohnstätten ärmerer Leute, die sich vom Fischfang nähren.

Endlich hielt der Dampfer vor der Einmündung eines kleinen Nebenflusses, und ein Kanonenschuß, der den Einwohnern Vianna's unsere Ankunft anzeigen sollte, hallte in den uns rings umschließenden Urwald hinaus. Wir Passagiere nach Vianna stiegen aus, um nun in einem Kahne die noch fehlenden vier Leguas zurückzulegen, denn um Vianna mit dem Dampfer zu berühren, genügte die Höhe des Wasserstandes nicht. Ohne Aufenthalt setzte der Dampfer seine Fahrt nach Monçao fort, um die unterdessen von Vianna eintreffende Post auf dem Rückwege mitzunehmen. Es war Mittag, und da um diese Zeit regelmäßig der Regen sich einstellt, so wurden auch wir sogleich bei unserem Einbiegen in das Flüßchen damit empfangen. Ein echt tropischer Regen, den die Matrosen ruhig ohne Schutz ertragen mußten, gegen den wir uns jedoch einigermaßen mit Schirm und Mantel schützen konnten. Die Fahrt leitete uns durch ein enges, vielfach verschlungenes Gewässer, und so interessant sie anfangs durch die uns umgebenden verschiedenen Wasserpflanzen wurde, so hinderlich und langwierig wurde sie schließlich durch die stets mehr anwachsende Menge derselben.

Unbeschreiblich ist die Ueppigkeit, mit der diese Gewächse auf dem Wasser sich auszubreiten vermögen; ihr Lebensprinzip entschädigt sich überaus reichlich für jede ihnen durch die Ruder angethane Verletzung, denn jedes abgetrennte Teilchen wächst zu einem selbständigen Individuum heran, eine Vermehrung, die ins Unglaubliche sich verzweigt und meilenweit die Fahrten auf dem Wasser hemmt. Mehrmals war die Mannschaft im Begriff umzukehren, um anderwärts Bahn zu brechen; es wurde geschimpft, geflucht und von allen Seiten kommandiert: nur ich hatte in der Stille Genuß an diesen schwimmenden Treibbeeten, die, dem bescheidenen Veilchen ähnlich, in hohem Wassergrase gebettet, ihre zierlichen kleinen Blümchen unschuldig emporheben. Ist es doch, als habe der Schöpfer auch das Auge des Gefühllosen auf diese kleine zarte Blumenwelt heften wollen, indem er rings durch den hohen wilden Reis und eine ebenfalls im Wasser wachsende windenblütige Staude den Blick in die Ferne versperrte. Endlich — „Gott sei Dank!" hörte man sagen — ward es licht, und wie ein Zauber breitete sich der klare offene Spiegel des Sees vor uns aus, an dessen entgegengesetztem Ufer Vianna sich erhebt. In dieser Stadt war ich gänzlich fremd; auch kein Gasthof war vorhanden, und so war ich deshalb bereits mit Empfehlungsbriefen vom Präsidenten an die Autoritäten daselbst versehen. Der erste Brief verschaffte mir sogleich die beste Aufnahme, wie ich sie für meine Zwecke nur wünschen konnte, umsomehr, da mein Gastfreund, der Herr Delegado Procopio Pompeo de Souza, Oberst der Nationalgarde, Besitzer eines Landgutes war und er mir das Anerbieten machte, mich in seiner Gesellschaft auf einige Zeit dorthin zu begeben.

Sind die Umgebungen der Städte durchaus nicht zu Beobachtungen, weder für Botaniker noch Insektensammler, geeignet, da seltenere, interessante Pflanzen, wie auch das Tierleben, vor der Kultur weichen, so war dies hier umsomehr der Fall, da die ganze Umgegend Vianna's so versumpft ist, daß man nach keiner Richtung hin imstande ist, eine Exursion zu unternehmen, ohne sich der Gefahr des Untersinkens oder mindestens einer Erkältung auszusetzen. Dies gilt jedoch eigentlich nur von dem Winterhalbjahr, Januar bis Juli, der Regenzeit. Der Gesundheitszustand dieser Gegenden ist daher den gewöhnlichen Symptomen feuchter Niederungen preisgegeben, wie Wechselfieber, Wassersucht, Schwären ꝛc. Von solchen Zuständen war ich schon in Maranhaõ warnend in Kenntnis gesetzt worden; viele Reisende haben sich auch in dieser Gegend schwere Krankheiten geholt. Was Wunder auch, wenn man selbst in den Straßen nicht trocken geht! Die Krankheitsfälle fallen besonders gegen das Ende der Regenzeit, da dann mit dem Zurücktreten des Wassers in dem nachbleibenden Schlamm höchst schädliche Ausdünstungen und gefährliche Miasmen sich erzeugen. Man trägt daher allgemein Gummischuhe oder gute wasserdichte Stiefel, welch letzteres sonst in Brasilien zu den Ausnahmen gehört. Unter solchen Umständen sah ich mit Ungeduld dem Tage entgegen, der mich in die inneren Tiefen des Waldes bringen würde. Die Zeit verstrich mir dennoch nicht ganz ohne Beschäftigung, denn schon das Wenige, das ich hier vorfand, war größtenteils neu und belehrend für mich.

Digitized by Google

Zunächst einen Blick auf die Ufer des Sees. Sie sind weithin mit jenen eigentümlichen, staudig-holzigen Convolvulus-Gewächsen bewachsen, von denen ich schon oben sprach, deren lebhaft rosafarbige Blume zu den größeren dieses Genus gehört. Die großen Samen sind mit brauner seidiger Wolle umkleidet, daher der Name „Algodao do Campo", Campo-Baumwolle. Wenngleich die Pflanze ganz geeignet ist, den sumpfigen Boden zusammenzuhalten, so ist sie doch ungern gesehen, da sich das weidende Rindvieh zu leicht in den hohen Stauden verbirgt und sie durch ihre Menge den Kähnen das Fahren erschwert. Prachtvolle Cassien mischen sich unter sie, mit großem kräftigem Fiederlaube und glänzendgelben schweren Blumenähren. Ihr üppiges gesundes Aussehen unterscheidet sie vorteilhaft von allen übrigen verwandten Genossen, mit Ausnahme der Cassia fistula, der sie in einer Beziehung ähnlich ist. Sämtliche niedrig wachsende Cassien werden vom Volke „Mata Pasto", Wiesentöter, genannt, und dies nicht ohne Grund, da namentlich Cassia sericea, Cassia falcata und Cassia occidentalis sich in großen Mengen ausbreiten und den Boden übermäßig aussaugen. Bei solcher Bewandtnis ist es noch ein Glück, daß die leicht keimenden Samenkörner häufig zu $^9/_{10}$ durch kleine Käfer (Curculioniden) schon in der Schote vernichtet werden. Das mehr oder weniger starke Auftreten dieser Pflanzengattung in manchen Jahren steht mit der Entwickelung jener Tiere im genauen Zusammenhang. Die hier in Rede stehende Cassia hat noch einen anderen gefährlichen Feind, die Ameise. Ich fand nicht einen der zahlreichen herrlichen Blumenkolben, der nicht von zahlreichen Ameisen zum Teil zerfressen war, und nur selten zeigten sich 2 bis 4 Schoten an der ganzen Aehre unbeschädigt. Die Samen der genannten Cassia falcata werden geröstet, als täuschendes Kaffeesurrogat gerühmt, eine Entdeckung, die jedoch den Tropen, die Kaffee in Fülle erzeugen, nicht zum besonderen Nutzen wird. Sie ist indessen unzweifelhaft eine derjenigen Spezies, die auch in außertropischen Gegenden gedeihen. In Brasilien, wo jede Provinz ihre besonderen Cassien-Arten aufzuweisen hat, ist sie überall zu Hause.

Weiter hinaus am See, wo kleine Bäche in ihn einmünden, erscheinen mehr holzartige Sträucher, wie Polygonaceen, Combretaceen, Apocynaceen (Tabernaemontana) und Rubiaceen. Erstere zwei Familien zeigen ein überraschendes Uebergewicht vor allen anderen in dieser Gegend, so daß sie häufig ganz in dem Charakter der Manglewaldung auftreten. Aus der Familie der Convolvulaceen erwähne ich noch eine rankende, gelbblühende, die 30- bis 40-blütige Sträuße bringt und eine der schönsten ist, die ich gesehen habe; sie ist um so interessanter, da Gelb eine seltene Farbe in diesem Genus bildet. In die Gipfel der höchsten Bäume hinaufkletternd, nenne ich die ebenfalls schöne Ipomaea Learii mit ihren großen karminroten Blumen, eine wahre Zierde der Wälder. Palmen gibt es noch einige um Bianna, unter denen besonders die uns schon bekannte Attalea spectabilis hervortritt. Sie macht einen Hauptbestandteil der Waldungen aus. Der beständige Verbrauch derselben läßt sie in der nächsten Umgebung nur selten ihre ganze Pracht als Hochstamm entwickeln. Sie kommt unter zweierlei Benennungen vor, die jüngeren nennt man „Pindoba", die älteren „Babassu"; Pindova ist ein Name, den auch Attalea compta in entfernten Provinzen teilt und wahrscheinlich infolge des gleichen Gebrauchs der Blätter beider Arten beibehalten hat. Die langen oft 3.7 m. haltenden Blätter dienen zu vielerlei alltäglichem Gebrauche und sind den Einwohnern unersetzlich. Man deckt die Häuser mit denselben, flicht Matten, Körbe und ähnliche Gegenstände daraus. Ein einziges Blatt genügt, eine Thür daraus herzustellen, zu welchem Zweck man, die Rippen zweier Teile desselben nach außen legend, die Fiederblätter konvergierend mit einander verflicht. In der Mitte entsteht dann eine schöne erhabene Naht, die das Werk beschließt. Die Beraubung der Blätter stört noch das Leben der jungen Pflanze nicht, wohl aber der Gebrauch des „Palmitto" (Palmenkohl), wobei der kaum zwei bis drei Jahre zählende Stamm bis über die Wurzel ausgehoben wird; eine ebenso schmachvolle Ausrottung nutzbarer Bäume, wie das Umhauen der Issara-Palme, der Euterpe oleracea, in subtropischen Provinzen, mit dem Unterschiede, daß bei dieser letzteren die in der Höhe schwebende Krone (Blätterherz) es ist, die den verhängnisvollen Bissen bildet. Das Gelüste des Gaumens kostet hier wie dort allemal einer schönen Palme das Leben. Das Innere des Pindova-Stammes ist armdick, rein weiß und von der Süße eines Nußkerns. Da die Wälder hinreichend erzeugen, so läßt man täglich eine Anzahl aussuchen und füttert die Schweine damit. Die Fruchttrauben sind außerordentlich schwer, und die zahlreichen Samen, je drei in einer Nuß, wie bei fast allen Attaleen, sind sehr ölhaltig, weshalb man hier und da für die Haushaltungen ein Oel daraus preßt. Da diese Palme tiefer in den Waldungen in erstaunlicher Menge vorkommt, so verdient sie eine genauere Beachtung. Die übrigen um Bianna wachsenden Palmenarten sind die Majajuba (Acrocomia sclerocarpa), die Maraja (Bactris Maraja), der Tucumeiro (A. Tucuma), dessen Nüsse viel zu Spitzenklöppeln verwendet werden, und die Jussara (Euterpe edulis und Desmoncus).

Zu unserer Fahrt nach dem Quintal (Fazenda) des Herrn Procopio hatten wir einen regenfreien Tag gewählt. Wir konnten, da der See durch die winterlichen Regen eine außerordentliche Ausdehnung angenommen hatte, eine Strecke von drei Leguas zu Wasser zurücklegen, was sonst nur eine Legua weit möglich gewesen wäre. Die Fahrt auf den von so vielerlei Gewächsen und Vögeln belebten Gewässern bietet dem Naturbeobachter unerschöpfliche und stets neue Genüsse, — ein Reiz, ähnlich demjenigen, den man auf der See an dem allabendlich sich wiederholenden Schauspiele von leuchtenden Mollusken empfindet, sowie von dem allnächtlichen Gefunkel der Feuerfliegen auf dem Lande. Man kann ihm stundenlang zusehen, ohne zu ermüden. Die Ruderer hatten auch heute ihre liebe Not, um sich durch die oft unübersehbaren Wasserpflanzen hindurch zu arbeiten. Kaum, daß die Nymphäen glücklich durchschritten waren, in deren langen Stengeln die Ruder oft aufgehalten wurden, so erschien ein noch größeres Hindernis, bereitet durch eine wilde Reisart, die dicht und hoch gewachsen war, daß wir darin versteckt saßen, wie in einem Haferfelde. Dieses Gras giebt ein gutes Pferdefutter, wozu es auch gesammelt wird. Man hat hierbei leichte Arbeit, indem man eben nur sein Kanoe hineinzulenken braucht, um zu beiden Seiten desselben große Bündel abzumähen und einzuladen.

Rätselhaft müßten uns die Bezeichnungen: Camp-Reis, Camp-Baumwolle ꝛc. erscheinen, wüßten wir nicht, daß eben der weite Campo es ist, der unter Wasser steht. Was dem Einen zur Last, zur Bürde wird, wird dem Andern zur Wohlthat, zum Vergnügen. Auch Fischen und Vögeln dienen diese Pflanzen zur Nahrung, zum Versteck. Unsere heimischen Gewächshäuser geben uns keine Vorstellung, daß selbst Pistien und Pontederien zu unüberwindlichen Hindernissen anwachsen können. Interessant ist es, dem leichtbeflügelten Piassoca, einem roten, hochbeinigen Wasservogel, zuzusehen, wie er beständig auf dem Wasser hin und her spaziert, was er nur über den tellerförmigen Blättern der Nymphäen zu thun vermag. Originell ist dieser Anblick, da man die flachen, mit dem Wasserspiegel gleichliegenden Blätter nicht sofort wahrnimmt. Diese Blätter sind dem Vogel zur Nahrung angewiesen. Er weiß sie zierlich wie ein Sieb zu durchpicken, und nur selten findet man ein von ihm verschontes Blatt.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen beendeten wir auf das Angenehmste unsere Wasserfahrt; wir stiegen ans Land und durchritten zu Pferde die letzte Wegstrecke. Nun erst tritt uns der Wald, ein echt tropischer Urwald, in seiner ganzen ehrfurchtgebietenden Großartigkeit, in seiner wahrhaft imponierenden Größe, mit seinen geheimnisvollen Schauern entgegen — und doch der

Digitized by Google

heimischen, erhabenen Stille so voll! Das Uebergewicht an Palmen verrät den äquatorialen Boden. Im übrigen treten die nämlichen Typen uns schon bekannter Tropenwälder entgegen, nur höher und kräftiger sich gestaltend. Unvergleichlichen Schmuck neben der Attalea spectabilis beansprucht die hier zum erstenmal auftretende Urania amazonica, von dem Volke passend Waldbanane, Pacova do Mato, genannt, wegen der mit dieser auffallenden Aehnlichkeit. Höher sind die verschiedenen Ficus-Arten, höher die Sapucaya, Topfbäume (Lecythis ollaria), sowie auch Bombax, Anacardien, Carica, Spondias und Laurineen, welche in vollendeteren Formen den Wald charakterisieren. Die häufig am Boden zerstreut liegenden Früchte der Monbrinpflaumen (Spondias), der Jaracatia, einer Carica, der melonenfrüchtige Mamaõ ꝛc. erklären hinlänglich die Unterhaltung größerer Scharen von Indianern und Affen. Diesen Früchten als Nahrung sind die saftige Caju, sowie die nußsüßen Samen des Topfbaumes zur Seite zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

Vereine, Gesellschaften, Museen ꝛc.

* In der geschlossenen Versammlung der Geographischen Gesellschaft in München vom 4. Februar, welche JJ. kk. HH. die Prinzen Ludwig und Leopold mit ihrem Besuch beehrten, sprach Herr Dr. med. Rudolf Canstatt über die deutschen Kolonien in Südamerika, ihre Entstehung und die Bedingungen ihrer Weiterentwickelung. Seitdem man erkannt hat, daß Afrika wohl dem deutschen Handel unter dem Schutze der Reichsregierung große Vorteile bietet, jedoch nicht das Land ist, um dem deutschen Auswanderer ein sicheres Fortkommen zu gewähren, haben sich die Blicke mehr und mehr wieder nach Südamerika gewendet. Dort finden sich die Hauptfaktoren für eine gedeihliche Kolonisation, nämlich ein dem Ackerbau günstiger Boden, sehr gute hygienische Verhältnisse, konstitutionelle Regierungen und eine verhältnismäßig sehr geringe Bevölkerung auf einem ausgedehnten Gebiete. Redner, welcher über 20 Jahre in Südamerika lebte und die Entwickelung der Einwanderung und Kolonisation zu beobachten Gelegenheit hatte, schildert zunächst die Verhältnisse in Brasilien. Die von Privatleuten gegründeten und die im Norden des Landes gelegenen Kolonien erwiesen sich in der Regel nicht als lebensfähig. Auch der Mangel an Verkehrsmitteln ließ mehrere Ansiedelungen nicht aufkommen, und außerdem hat das noch immer herrschende Raubbau-System zum Ruin mancher anfangs blühenden Kolonien beigetragen. Das Niederbrennen des Waldes, ein jahrelanges Bepflanzen des Bodens mit derselben Fruchtgattung hatten eine Abschwemmung des Humus zur Folge und veränderten den Lauf kleiner Gewässer, die dem Boden notwendig waren. Die große Ueberschwemmung, welche vor einigen Jahren in Rio Grande do Sul stattfand, war das erste Warnungszeichen, welches jedoch noch immer nicht zu einer besseren Erkenntnis führte. Die Kolonien müssen, wenn sie gedeihen sollen, an schiffbaren Flüssen und nicht zu nahe an hohen Gebirgszügen liegen. Diesen Bedingungen entsprechen die Anpflanzungen am Rio Cahy und Jacuhy, an den Ausläufern der Serra Geral, welche seit 1826 bestehen und deren Bevölkerung sich großen Wohlstandes erfreut. An der Küste Brasiliens bis zur Provinz Rio Grande herrschen Malaria, mehr im Norden tritt das gelbe Fieber auf, und die Beriberi-Krankheit wurde durch die Kulies eingeschleppt, mit welchen man seit Aufhebung der Sklaverei die Neger zu ersetzen suchte. Uruguay ist für die Ansiedelung noch günstiger als Brasilien, wie die Schweizerkolonien Nueva Helvetia und Porvenir, sowie die piemontesische Kolonie (im Departement Colonia) zeigen. Deutsche Kolonien besitzt Uruguay nicht, obwohl in den Städten zahlreiche Deutsche als Kaufleute und Handwerker leben. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft sind so reichlich, wie im Süden von Brasilien. Paraguay ist nur teilweise zur Ansiedelung zu empfehlen, da es an die heiße Zone grenzt und auch seine Malaria-Gegenden besitzt. Der Rio Parana mit seinem Nebenflusse, dem Rio Paraguay, werden von Dampfern befahren und stellen so die Verbindung mit Buenos-Aires und Montevideo her. Noch immer leidet das Land an den Folgen des Vernichtungskrieges gegen den Diktator Lopez. Das günstigste und reichste Land für Auswanderer ist wohl Argentinien, durchströmt von zahlreichen bedeutenden Flüssen, wie dem Parana mit seinen Nebenflüssen Pilcomayo, Vermejo, Salado u. a., sowie dem mächtigen Uruguay, der, mit dem Parana vereinigt, den Rio de la Plata bildet. Bei seiner großen Ausdehnung von 22° bis 52° s. Br. bietet das Land sowohl Produkte der Tropen, wie Indigo, Guttapercha, Baumwolle, Cochenille, Farbhölzer, Tabak, Kaffee, Zucker, als auch derjenigen der gemäßigten Zone, der Erze gar nicht zu gedenken, die noch ihrer Förderung harren. Für die Kolonisationsfähigkeit zeugen spanische, italienische, deutsche, russische, baskische und schweizerische Ansiedelungen in allen Teilen des Landes. Die Mißgunst, mit der man seit längerer Zeit in Brasilien auf die Blüte der deutschen Niederlassungen sieht, fordert überdies dazu auf, das Augenmerk mehr auf die so gastfreundlichen spanischen Republiken zu richten. Diesen Verhältnissen ist es wohl zu danken, daß sich die jährliche Einwanderung in Argentinien jetzt auf mehr als 50,000 Seelen gesteigert hat. Als Grundsatz muß jedoch bei der Auswanderung festgehalten werden, daß dieselbe nur in größeren Massen von etwa 200—300 Arbeiterfamilien und geleitet durch Personen, welche mit den Landesverhältnissen völlig vertraut sind, stattfinde, da der vereinzelte Auswanderer nicht leicht aufkommt. Eine erfreuliche Thatsache ist es, daß sich in Südamerika das Deutschtum besser als in anderen Ländern erhält; hiezu trägt u. a. der Umstand bei, daß der Deutsche nicht genötigt ist, das Heimatsrecht aufzugeben, um amerikanischer Bürger zu werden, wie in Nordamerika. In der Diskussion, welche sich an den inhaltreichen Vortrag schloß, kam Herr Professor Sepp auf die Verhältnisse in Paraguay zurück, über welche Herr Dr. Canstatt auf diese Anregung hin noch einige interessante Aufschlüsse gab. („Allg. Ztg.")

* Die Ermordung von Basan-Khan von Kanschut.

Nach einer Korrespondenz der St. Petersburger „Regierungsboten" aus Kaschgar vom 19. Dezember 1886 ist der Khan Basan oder Gasan von Kanschut, an der nordöstlichen Grenze von Afghanistan, und zwar wegen seiner Hinneigung zu den Engländern und unter folgenden Umständen ermordet worden. Im vorigen Jahr ist Dilja, der erste Wessier Gasan-Khans gestorben und dessen jüngster Sohn Majun zu seinem Nachfolger ernannt worden. Aus Aerger über diese Ernennung beschloß Madu, der älteste Sohn des Wessiers, der als Freund und Anhänger von Saudar-Khan, dem Sohne Gasan-Khans, bekannt war, an seinem Gebieter Rache zu nehmen. Gedungene Mörder überfielen den Khan in seinem Garten und verwundeten ihn durch mehrere Revolverschüsse, während das schon vorher bestochene Gefolge des Khans beim ersten Schusse das Weite suchte. Madu, der den Mördern unmittelbar folgte, versetzte dem Khan mit eigener Hand den Todesstoß. Obwohl der Sohn des letzteren an dem Morde selbst keinen Teil hatte, so war er doch in die Verschwörung gegen seinen Vater eingeweiht. Dies wird auch durch die spätere Handlungsweise Saudar-Khans bestätigt. Nach seiner Thronbesteigung ließ er nicht nur Medu unbestraft, sondern ernannte noch sogleich den Sohn Madus zum ersten Wessier an Stelle Majuns, der nach Tschitrail flüchtete. Später sandte er an den englischen Kommissär in Ladok einen Boten, der das

Digitized by Google

Geschehene dem Kommissär mitteilte und von diesem 100 Rupien für sich und 500 Rupien für den Khan erhielt. Nachdem sich Saudar-Khan auf diese Weise die Engländer, die ihm eine jährliche Subvention von 11,000 Rupien zusicherten, gewonnen hatte, beeilte er sich, dem Daotai von Kaschgar seine Ergebenheit auszudrücken, wobei er ihm mitteilte, daß die Ermordung Gasan-Khans im Interesse China's hauptsächlich aus dem Grunde erfolgt sei, weil der verstorbene Khan den Engländern seine Besitzungen aufschließen wollte.

Berichtigungen.

Anknüpfend an den Aufsatz von D. Kaltbrunner in Nr. 7 S. 131 über die neuesten Reisen in Arabien geht uns von unserem geehrten Mitarbeiter Eduard Glaser in Prag nachstehende ergänzende Berichtigung zu:

In Nr. 7 des „Ausland" 1887 S. 131 finden sich unter den Notizen über die Forschungsreisen des Jahres 1886 auch einige wohlwollende Bemerkungen über meine Reisen, die jedoch nicht völlig den Thatsachen entsprechen, weshalb ich um gütige Korrektur mir zu bitten erlaube.

Zunächst ist es nicht richtig, daß nur 4 Europäer nach San'â kamen (Niebuhr, Arnaud, Halévy und ich). Es wären folgende zu erwähnen: (de la Grélandière) Niebuhr und Genossen, Seetzen, Wolff, Cruttenden und Genossen, Arnaud, Halévy, Manzoni, Langer und Glaser. Von diesen kamen nur Arnaud, Halévy und ich über San'â hinaus; Arnaud ging nach Mârib und sammelte dort ca. 40 Inschriften, Halévy kam nach Nedjrân und Mârib und kopierte ca. 680 (zahlreiche gleichlautende darunter) Inskriptionen; ich durchforschte die Gegend nördlich von San'â, einen Teil des Djauf, Khaulân, einen großen Teil von Mad-hadj, das ganze Gebiet von Tafâr und die Gegend bis 'Aden. Ich brachte im ganzen 410 Inschriften mit, darunter einige 50 alte Monumente, von denen ein Teil in den Besitz der Kgl. Museen in Berlin übergegangen ist (bereits bearbeitet von D. H. Müller in den Sitzungsberichten der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften und von mir in meinem Werke: „Mitteilungen über einige aus meiner Sammlung stammende sabäische Inschriften 2c." Prag, im Selbstverlage.) Weiters gelang es mir, eine wertvolle Kollektion südarabischer Manuskripte mitzubringen (241 Stück, was mit 23 Stück des Jahres 1884 264 Manuskripte gibt), die gegenwärtig in der Kgl. Bibliothek zu Berlin aufgestellt wird. Bekanntlich hat Seetzen Anfangs dieses Jahrhunderts den Versuch, Bücher aus Südarabien nach Gotha zu schaffen, mit dem Leben bezahlt. Andere Sammlungen aus Arabien kamen nicht nach Europa.

Auch ich stimme damit überein, daß es auf die Länge des zurückgelegten Weges nicht ankommt, wenngleich ich von allen Reisenden Südarabiens die längsten Strecken durchmaß. Allein auf der anderen Seite glaube ich auch nicht, daß die Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen und die in der That in Arabien weit größer sind als in irgend einem andern Teile der Erdoberfläche bei der Beurteilung maßgebend sind, sondern einzig und allein die Methode der Forschung und die erzielten Resultate. Da ich meine Ergebnisse jedoch noch nicht publiziert habe, so ist darüber ein Urteil noch nicht möglich. Von den bisher publizierten Ergebnissen anderer Reisenden sind außer Niebuhr und Cruttenden geographisch nur die Arbeiten von Manzoni von Belang, epigraphisch die Halévy's und in zweiter Linie auch die Arnaud's und, wenn man nicht allzu streng sein will, auch die Cruttenden's und Langer's.

Ich beabsichtige, in den nächsten Wochen zum dritten Mal nach Arabien zu gehen. Sobald ich meine vorigen Arbeiten (Beendigung der Durchforschung der mir noch erübrigenden Teile des sabäischen Reiches) ausgeführt habe, beabsichtige ich, ein großes Werk über meine Reisen und über Südarabien zu publizieren. Dasselbe wird außer der Reisebeschreibung eine genaue Darstellung der Topographie (Karten), Ethnographie, der sprachlichen Verhältnisse (Gebirgsdialekte), der Klimatologie 2c. des Landes, der Geschichte Südarabiens und eine Erklärung sämtlicher von mir entdeckten sabäischen Inschriften enthalten. Das Material dazu ist bereits vorbereitet. Hoffentlich wird es mir gegönnt sein, einzelne Abschnitte schon vorher im „Ausland" zu veröffentlichen. Sie würden, geehrtester Herr Redakteur, mich sehr zu Dank verpflichten, wenn Sie von dem Vorstehenden gütigst Notiz nehmen wollten, und wäre es auch nur, um den Eindruck zu verwischen, den die Auslassung der Namen Seetzen's, Cruttenden's, Manzoni's und Langer's hervorzurufen geeignet ist. Darunter sind ja drei Tote, von denen zwei in Südarabien ihr Leben für die Wissenschaft ließen, und ein sehr verdienter lebender Forscher (Manzoni) Italiens.

* * *

In den „Spaziergängen in Zentralafrika" welche ich mit großem Interesse gelesen habe, finde ich in Nr. 6 S. 102 eine Angabe bezüglich der Fahrt der portugiesischen Dampfboote, die ich richtig stellen möchte. Die portugiesischen Postdampfer laufen seit dem Dezember 1882 Banana regelmäßig, monatlich ausgehend und heimkehrend, an und laden im sogen. Banana-Creek, etwa 100 Meter von der holländischen Faktorei entfernt, genau ebenso wie die Hamburger, Liverpooler und andere Dampfer. Seit September 1886 haben die Portugiesen auch Santo Antonio do Zaire am südlichen Ufer des Kongo in ihren Fahrplan aufgenommen, ohne daß damit das Anlaufen in Banana die geringste Aenderung erfahren hätte. Es liegt seitens der Direktion der portugiesischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft (Empreza nacional), welche hier ihren Sitz hat, keinerlei Absicht vor, hierin eine Aenderung zu schaffen. Die portugiesischen Postdampfer werden also in Zukunft Banana und Santo Antonio anlaufen und den Ankerplatz beider Punkte zum Ein- und Ausschiffen von Passagieren und Gütern benützen. — Betreffs der Schnelligkeit der verschiedenen Postdampfer hat der Verfasser der „Spaziergänge" Recht. Die Portugiesen gehen hier am 6. jedes Monats Morgens 10 Uhr aus und treffen in Banana am 26. oder 27. Morgens desselben Monats ein, machen also die Reise in einundzwanzig Tagen, während nach der Tabelle der deutschen Postbehörde der Hamburger Dampfer die Reise von Hamburg nach dem Kongo in 43, die Engländer von Liverpool eben dahin in 42 Tagen machen. — Es ist in neuer und alter Zeit so viel Irriges über Portugiesen und portugiesische Einrichtungen geschrieben worden, daß ich auch diese Gelegenheit nicht unbenützt lassen möchte, um die Mittel zu einer Richtigstellung zu liefern. Sowohl in den Brüsseler Bureaux der Kongo-Staat-Regierung wie im Comptoir der Holländisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft (Nieuwe Afrikaansche Handels-Vernootschap) in Rotterdam wird man meine Angaben bestätigen können.

Lissabon, 16. Februar 1887.

Ein Lissaboner Abonnent des „Ausland."

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
J. A. Glogau, Hamburg, Burstah.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 11. Stuttgart, 14. März. 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Salomon Schweigger's Reisen. S. 201. — 2. Triest. Von Dr. G. Weisbrodt. S. 205. — 3. Erinnerungen aus Texas. Von Edgar v. Westphalen. S. 208. — 4. Urgeschichtlich-Anthropologisches aus Ungarn. (Schluß.) S. 210. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 214 — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 216. — 7. Litteratur. S. 219.

Salomon Schweigger's Reisen.

Die Engländer haben eine anerkennenswerte Pietät gegen ihre Gelehrten und Reisenden früherer Zeit, deren Werke sie nicht der Vergessenheit überliefern, sondern deren Verdienste um die Wissenschaft sie auch den späteren Generationen pietätvoll in's Gedächtnis zu rufen bemüht sind durch Herausgabe ihrer Werke in neuen Abdrücken. Diesem Zwecke widmet namentlich die Hakluyt Society ihre Thätigkeit — ein litterarischer Verein von großmütigen und hochherzigen Freunden der Wissenschaft, welche mittels ihrer jährlichen freiwilligen Beiträge diese wertvollen alten Reisebeschreibungen wieder neu drucken lassen und deren Veröffentlichungen in den letzten Jahrzehnten bereits zu einer kleinen wertvollen Bibliothek angewachsen sind.

Wir Deutschen haben nichts ähnliches; wir sind im allgemeinen schlechte Bücherkäufer, und die Litteratur der Reisen ist erfahrungsmäßig speziell derjenige Teil der Litteratur, welcher bei uns den spärlichsten Absatz findet. Das ist sehr zu beklagen, nicht nur im Interesse der heutigen Reisenden und Forscher, welche froh sein müssen, wenn das Publikum durch die Auszüge in den Zeitschriften sich mit den Ergebnissen ihrer mühsamen und opfervollen Forschungen bekannt macht, sondern auch im Interesse jener älteren Reisenden, welche für die Erweiterung der Weltkunde ihrer Zeitgenossen wohl noch unter größeren Opfern und Gefahren thätig gewesen und nun zum größten Teil der Vergessenheit verfallen sind. Das ist schnöder Undank und einer Nation unwürdig, welche sich selbst ehrt. In Ermangelung eines deutschen litterarischen Vereins nach Art der Hakluyt Society, hat unseres Erachtens die Presse die Pflicht, das Andenken und Verdienst und unserer früheren deutschen Forschungsreisenden wieder aufzufrischen und zu erhalten, und im Bewußtsein dieser Pflicht wollen wir die Erinnerung an einen der ersten deutschen Orientreisenden wieder wachrufen, an den wackern Pfarrer Salomon Schweigger an der Frauenkirche zu Nürnberg, welcher von 1577 bis 1581 eine Reise nach Konstantinopel und Jerusalem machte, deren Beschreibung unter den älteren Quellen zur Kunde des Morgenlandes noch immer eine der ergiebigsten ist und von allen Kennern geschätzt wird.

Salomon Schweigger war 1551 zu Sulz am Neckar in Württemberg geboren; zur Theologie bestimmt, erhielt er seine erste Erziehung fünf Jahre lang an den Klosterschulen Alpirsbach und Herrenalb, studierte dann drei Jahre in Tübingen und ward einer jener zahlreichen schwäbischen Magister, für welche das kleine Herzogtum von kaum 300,000 Einwohnern keine Verwendung hatte und die darum in aller Herren Länder ausgehen mußten, um das gelehrte Salz für die damalige Menschheit zu werden — einer jener wackeren, strebsamen jungen Männer, welche damals in allen Ländern Europa's zu treffen waren und über die barbara Suevia, ingrata Suevorum patria zu klagen hatten. Nach vollendeten Studien, der Aussichten auf eine brotgebende Versorgung bar, verließ er im 25. Lebensjahre am 26. September 1576 die Hochschule Tübingen, mit sechs Thalern in der Tasche, um in die Fremde zu gehen, da er „von Jugend auff eine sondere begierd getragen ferrne Land zu sehen vnd etwas zu erfahren." Er gieng zunächst nach Regensburg, wo damals der Reichstag versammelt war, und wollte fleißig nachforschen, ob er nicht bei edlen Herren eine Stelle als paedagogus oder Hofmeister ihrer Kinder in Italien und Frankreich

Digitized by Google

erhalten könne. Diese Hoffnung schlug fehl und er gieng weiter nach Linz, traf hier einen schwäbischen Landsmann, Johann Memhard, Rektor der Provinzialschule, und erlangte durch diesen eine Stelle als Hofmeister der Kinder eines Landschaftsprokurators; allein der Posten scheint nicht besonders gewesen zu sein, denn nach drei Monaten setzt Schweigger seinen Stab weiter nach Wien, von einem anderen Landsmann und Conventualen zu Mölk freigebig unterstützt, und hält sich dann in dem wirtembergischen Collegio, der sogen. Lilien-Bursa, in Wien einige Wochen auf. Hier ward er mit einem anderen schwäbischen Landsmann, dem Prediger Ambrosius Ziegler zu Hernals, bekannt, welcher krank in Wien in einer Herberg lag und eines Pfarrgehülfen bedurfte. Ziegler wollte ihn, da er bei seiner anhaltenden Leibesbeschaffenheit seinem Amte nicht mehr gut vorstehen konnte, als sothanen Gehülfen annnehmen und bewegen, daß er sich zu diesem Ende als einen evangelischen Prediger ordinieren lasse. Schweigger gieng denn auch ungesäumt nach Graz in Steiermark, stellte sich den dortigen evangelischen Predigern, deren Haupt Dr. Jeremias Homberger war, als Candidatus vor und wurde nach vorausgegangener Prüfung und Probepredigt als ordentlicher Prediger ordiniert und angenommen. Er kehrte hierauf nach Wien zurück und waltete sieben Monate lang seines Amtes als Hülfsprediger zu Hernals.

Mittlerweile erfuhr er in Wien, daß demnächst eine kaiserliche Gesandtschaft nach Konstantinopel abgehen sollte, die einen Prediger mitnehme. Zum Gesandten war damals ernannt der kaiserliche Reichshofrat Joachim v. Sintzendorf und Gogitsch zu Feuereck. Von der angeborenen schwäbischen Wanderlust erfaßt und von einigen angesehenen Männern, besonders von Ambrosius Ziegler selbst empfohlen, bewarb Schweigger sich mit Erfolg um die Stelle eines Gesandtschaftspredigers.

Am 10. November 1577 schiffte sich der Gesandte mit seinem Gefolge auf der Donau in Fischamend ein, und von hier ab schildert Schweigger in ebenso anschaulicher wie naiver Weise den ganzen Verlauf der Reise über Preßburg, Komorn und Gran, wo er die ersten Türken zu Gesicht bekommt, an Marusch und Wischegrad vorbei nach Ofen, wo ein türkischer Pascha residiert, der nebst allen anderen Beamten ein kaiserliches Geschenk und Verehrung erhielt. Die Schilderung, welche Schweigger von dem damaligen, unter dem Türkensäbel geknechteten und verwüsteten Ungarland und seinen Bewohnern entwirft und in welche er verschiedene geschichtliche Erinnerungen aus der jüngsten Zeit einflicht, sind interessant und ein dankenswerter Beitrag zur politischen und Kulturgeschichte jener Zeit. Von Ofen ging die Reise zu Wasser weiter nach Griechisch-Weißenburg (Belgrad), wo die Donauschiffe mit den „Gutschen" vertauscht wurden und eine berittene türkische Geleitsmannschaft für die Sicherheit des Gesandten und seines Gefolges sorgte. Man fuhr über Nisch oder Nissa, die alte Hauptstadt von Serbien, und dann auf einer alten gepflasterten Landstraße quer durch Bulgarien. So rasch die Reise für jene Zeit verläuft, so entgeht dem scharfen Auge und der feinen Beobachtungsgabe unseres schwäbischen Magisters doch nichts und er weiß uns ein ziemlich treues Bild von Land und Leuten und Sitten in diesen halbwilden Ländern zu vermitteln. So schildert er uns besonders die ausgedehnte Sophianer Haide, die größer als das Lechfeld und ganz mit unregelmäßig verteilten und ungleichen Erdhaufen bedeckt sei, auf deren Entstehung und Inhalt er sich vergebens einen Vers zu machen versucht. Ueberall aber legt Schweigger eine gründliche, von trefflichem Gedächtnis geleitete Kenntnis der alten Klassiker an den Tag, was ja eine Signatur der Tübinger Magister und Seminaristen jener Zeit war und bis auf die Gegenwart herab ist.

Der nahende Winter machte besonders die Reise von Philippopel über Adrianopel nach Konstantinopel sehr beschwerlich, so daß die Reisegesellschaft sehr froh war, als sie in einem abscheulichen Unwetter am 1. Januar 1578 in der türkischen Hauptstadt ankam, feierlich empfangen von dem Quästor der kaiserlichen Botschaft, Frhrn. v. Ungnad, und den Beamten der hohen Pforte, welche zu ihrer Begrüßung ihnen mit 150 Pferden entgegengekommen waren. So zogen sie denn Morgens 9 Uhr in Konstantinopel ein und „vollbrachten also hiemit diese mühselige Reys, — dem Allmächtigen ewigen Gott sey lob vnd danck in ewigkeit."

Hiemit beginnt nun das zweite Buch von Schweigger's Reisebeschreibung, welches in 65 Kapiteln seinen ganzen Aufenthalt in Konstantinopel, seine Beobachtungen und Wahrnehmungen über Land und Leute, Sitten, Religion und andere Zustände schildert und die Ergebnisse aller Nachforschungen, Studien und Erkundigungen vereinigt, welche er in seinem unermüdlichen Eifer hier auf der Scheide von Morgenland und Abendland anstellte. In hohem Grade interessieren Schweigger als eifrigen Protestanten und Theologen natürlich die Lehren des Islam und ihr Einfluß auf Kultur und Menschenleben und die Lehren und Zustände der morgenländischen christlichen Kirchen, welche er als ein bibelfester und scharf logisch-denkender Theolog auf Grund des Bibelworts prüft und beurteilt. Er erkundet ebenso genau die Einrichtung der hohen und niederen türkischen Schulen, wie die Stellung und das Wirken des griechischen und des armenischen Patriarchen in Konstantinopel, ihrer Kirchen, Klöster und Geistlichen 2c. und unterläßt als echter Sohn seiner Zeit nicht, bei jeder Gelegenheit mit den letzteren zu disputieren und ihrer Gottesgelahrtheit auf den Zahn zu fühlen, bei welcher Prüfung dieselben aber teilweise sehr schlecht bestehen. Er schildert eingehend den Unterschied der mosaischen, muslimischen und christlichen Religion, den Inhalt und die Lehre des verfluchten Alkurans, und beschreibt den muslimischen Gottesdienst mit allen seinen Ceremonien, Fasten, Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. Die eingehende

Digitized by Google

Beschreibung der ganzen Stadt Konstantinopel, der türkischen Staatseinrichtungen, des öffentlichen und häuslichen Lebens der Türken, wie es sich vor seinen unbefangenen Augen und seinem freien Blick entfaltete, ist in hohem Grade interessant und von geschichtlicher Bedeutung. Zur Zeit von Schweigger's Ankunft in Konstantinopel waren die Türken erst 125 Jahre im Besitz der Stadt Wir wissen aus den mittelalterlichen Schriftstellern genau, wie schön und prächtig Konstantinopel in den Zeiten des byzantinischen Reiches sich mit seinen herrlichen Baudenkmälern und seiner verweichlichten überfeinerten Kultur dem Auge des Fremden darstellte, und es ist nun in hohem Grade merkwürdig und lehrreich, aus der Vergleichung der Schweigger'schen Schilderungen mit denjenigen der mittelalterlichen griechischen Historiker zu ersehen, wie radikal und erschöpfend die Verwüstung gewesen, welche das wilde, rohe Türkenvolk (in welchem unser Autor eine rechte Geißel Gottes erblickt) über das herrliche, kunstvolle Byzanz verhängt und wie es diese Stadt binnen fünf Vierteljahrhunderten beinahe bis zur Unkenntlichkeit verändert hat.

Der Inhalt und Gehalt des zweiten Buches von Schweigger's Reisebeschreibung sind historisch, kulturgeschichtlich, geographisch und ethnographisch ungemein lehrreich und denkwürdig und würden einen Wiederabdruck verdienen, zumal in Verbindung mit den naiven Holzschnitten nach des Autors eigenen Skizzen, welche bei all ihrer Einfachheit doch ungemein anschaulich und instruktiv sind.

Nach einem Aufenthalt von mehr als drei Jahren in Konstantinopel gelang es Schweigger, seinen lang gehegten Wunsch einer Reise nach dem heiligen Land zu verwirklichen. Der bisherige Gesandte, Frhr. v. Sinzendorf, war am 19. Januar 1581 durch den neuen kaiserlichen Legaten, Frhrn. v. Breuner, ersetzt und Schweigger dadurch seines Dienstes ledig oder wenigstens entbehrlich geworden, und er bat Herrn v. Sinzendorf, ihn zu entlassen und ihm die nötigen Pässe zu seiner Reise über Aegypten nach Palästina zu verschaffen, welchen Wunsch der Gesandte denn auch erfüllte, nachdem er seinem Gesandtschaftsprediger vergebens von diesem Vorhaben abgeraten hatte. Mittlerweile war Schweigger's Reiseplan in Konstantinopel bekannt geworden und es meldeten sich bei ihm drei Reisegefährten zu diesem Unternehmen, nämlich ein Herr Adam v. Schlieben, kurfürstlich brandenburgischer Rat, ein junger Frhr. Bernhard v. Herberstein, und dessen ehemaliger Hofmeister Wolfgang Bachelbel von Wunsiedel, mit welchem Schweigger eine innige Freundschaft verband. Die Namen dieser Herren wurden in die beiden Pässe der türkischen Regierung aufgenommen, und nachdem Schweigger sich noch zwei wichtige Empfehlungsschreiben und Ausweise von Seiten des Generalpatriarchen von Konstantinopel und des Erzbischofs von Antiochia verschafft hatte, traten die vier Reisenden mit ihren beiden Dienern am 3. März 1581 Abends ihre Reise zu Schiff an. Das nach Aegypten bestimmte Fahrzeug, mit welchem sie reisten, war ein Gallion oder Lastschiff, dem Admiral gehörig und von einem türkischen Schiffer oder Kapitän geführt, der den Reisenden eine eigene Kajüte darin um 12 türkische Dukaten oder 24 deutsche Gulden anwies, wobei sie sich aber selbst verköstigen mußten.

Die Reise gieng durch das Marmara-Meer nach Gallipoli und durch die Dardanellen am alten Troja vorüber, und Schweigger, der für alles einen scharfen Blick und offenen Sinn hat, ergreift diese Gelegenheit seiner ersten größeren Seereise (er hatte schon zuvor einige kleinere Fahrten auf dem Marmara-Meer nach Panormo u. s. w. gemacht), um seinen Lesern auch einen Begriff von dem Seewesen jener Zeit, immer mit demjenigen des klassischen Altertums verglichen, zu geben. So durchschifften unsere Reisenden, an Lemnos, Tenedos, Mytilene, Chios und Samos vorüber, das ägäische Meer, wobei Herr v. Schlieben bei den Cykladen noch ein Meerwunder, einen „Sirenen", zu sehen glaubt und Schweigger die Traditionen von den Meermenschen berichtet, und landen am 11. März Morgens auf Rhodus, von welchem Schweigger uns alles Merkwürdige in Vergangenheit und Gegenwart in seiner naiven, treuherzigen Weise zu berichten weiß, obwohl sie kaum 12 Stunden daselbst gewesen. Noch am selben Abend geht die Gallion wieder unter Segel nach Aegypten und braucht infolge ungünstiger Witterung neun Tage, bevor sie der afrikanischen Küste ansichtig wird und in einen Hafen Pikeria, fünf deutsche Meilen unterhalb Alexandria, einläuft, welches erst am 23. März um Mitternacht erreicht wird.

Sofort beschreibt nun Schweigger Alexandria und ganz Unterägypten, woselbst er und seine Gefährten drei Tage verbringen, sich auf die Reise nach Palästina vorbereiten, bevor sie eine Schiffsgelegenheit nach Raschidi (Rosetta) finden, und endlich in Gesellschaft von vier italienischen Franziskaner-Mönchen auf einer kleinen offenen Barke oder Dscherma dorthin gelangen, wo soeben die Pest herrscht und beinahe kein Quartier zu bekommen ist. Da Raschidi am ersten Ausfluß, dem Ostio canopico, des Nils liegt, so macht Schweigger uns bei diesem Anlaß mit allem bekannt, was er vom Nil, seinen wunderbaren Ueberschwemmungen und von Aegypten insgemein hat in Erfahrung bringen und mit seiner aus den alten Klassikern geschöpften Kunde des Landes vergleichen können, was er von der Bevölkerung und den Denkmälern Aegyptens, von dessen Zuständen und Ackerbau, vom Kameel, von den Mumien ꝛc. erfährt und zu sehen bekommt, was alles sehr lehrreich und ergötzlich zu lesen ist und mit den damaligen Zuständen des Morgenlandes ziemlich vertraut macht.

Am 13. April stechen unsere Reisenden von Rosetta aus wieder in See, müssen aber von hoher See aus wegen schlechter Witterung sich am 15. wieder in den Hafen Pikeria flüchten und hier auf bessere Witterung warten. Erst am 20. Vormittags können sie wieder auslaufen, bemerken

Digitized by Google

Delphine und fliegende Fische, kurieren sich mit Genuß von Knoblauch von der Seekrankheit, legen am 26. in einem kleinen Hafen, Hadlid, an, wo sie der türkische Vogt oder Subanascha gleich brandschatzen will, fahren andern Tags nach Accon oder Ptolemais, und fahren am 29. auf einem kleinen Schifflein hinab nach Jaffa, von wo sie sich zu Lande über Ramle und Lydda nach Jerusalem begeben unter dem Geleite eines Beduinenschechs, dessen Schutz sie sich durch das Fürwort des Subuwascha von Ramle verschafften, nachdem sie von diesem und seinem Bruder in echt türkisch-räuberischer Weise mehrfach gebrandschatzt worden waren, und kamen am 4. Mai Mittags 2 Uhr in Jerusalem an. Schweigger und seine Gefährten hatten also zu ihrer Reise von Konstantinopel über Aegypten 63 Tage gebraucht, während man heutzutage mit dem Dampfschiff von Konstantinopel über Smyrna, Chios, Rhodus, Beirut und Haifa (wo überall angelegt wird) nur 9 Tage braucht und von Jaffa nach Jerusalem in 9—10 Stunden in der Diligence gelangt. Wir erhalten nun eingehende Schilderungen von den Zuständen in Jerusalem, von dem Patriarchen, den Klöstern und Mönchen, den Schwierigkeiten, welche die griechischen Mönche unseren Reisenden machten, ehe sie ihnen den Besuch der Kirche des heiligen Grabes gestatteten, von abessynischen Christen und deren halb heidnischen religiösen Bräuchen, von der Topographie der Stadt Jerusalem, und von der Kirche des heiligen Grabes, worin Schweigger volle 24 Stunden verbrachte. An den Besuch und die Beschreibung der Gebäude der Stadt knüpft Schweigger dann diejenige eines Ausflugs nach Bethlehem unter Schwierigkeiten, der Umgebung der heiligen Stadt u. s. w. — alles in gemütvoll treuherziger und schlichter Weise, mit den Empfindungen eines gläubigen Christen, welchen Schmerz und Entrüstung über die Profanierung der heiligen Stätten von Seiten der Türken und über deren Erpressungssystem gegen die Pilger durchglühen.

Am 11. Mai trennt sich die Reisegesellschaft. Herr v. Herberstein und Wolfgang Bachelbel kehren nach Jaffa zurück, um sich über Tyrus und Sidon nach Beirut zu begeben; Herr v. Schlieben und Schweigger bleiben aber noch bis zum 16. zu Jerusalem und schließen sich dann dem Heere des Sandschak an, welches den in das nördliche Syrien einfallenden Persern entgegenzieht. Auf zwei Maultieren zogen sie mit einem chaldäischen Dolmetsch, welcher sehr geläufig Italienisch sprach, über Nablus, Tiberias und die Jordansspalte nicht ohne Fährlichkeiten nach Damaskus, das sie am 22. Mai erreichten. Hier erkrankte Herr v. Schlieben am Fieber, und sie mußten acht Tage hier liegen bleiben. Erst am 30. Mai traten sie über Balbeck und den Libanon ihre Rückreise nach Tripolis an, wobei Schweigger uns mit dem Volke der Druſen bekannt macht.

Am 1. Juni erreichten Herr v. Schlieben und Schweigger Tripoli Syriä, das heutige Tarabulus, wo sie ihre Gefährten Herberstein und Bachelbel krank fanden, und erst am 6. Juni schifften sie sich auf einem morsilianischen Schnellschiff zunächst nach der Insel Zante ein, wohin sie in drei Wochen zu gelangen hofften; es wurden aber drei Monate daraus. Zunächst hielt sie der schuftige Schiffspatron sehr übel, so daß sie Hunger und Durst leiden mußten, sodann bekam das Schiff bei der Insel Kandia einen Leck, daß sie auf das Land treiben mußten, kamen hier in Quarantäne, da sie aus einem Hafen kamen, worin die Pest herrschte, und mußten wohl oder übel bis in den August hinein auf Kandia bleiben. Erst am 13. August fuhren sie mit dem Weinschiff eines Kandioten von Kandia ab und kamen am 2. Oktober in Venedig an. Von hier gieng Schweigger nach Padua, sich diese herrliche Stadt und berühmte Universität zu beschauen, und reiste am 11. von hier wieder ab mit einem Augsburger „Boten", welcher es übernommen, ihn um 18 Kronen zechfrei bis Augsburg zu bringen. Mit diesem gelangte er am 21. Oktober nach Augsburg, wo er einen Prediger Johann Berlacher als Schwager hatte. Am 3. November verließ er Augsburg und reiste über Eßlingen und Pfullingen nach Sulz, um seine Mutter und Verwandten zu besuchen, und hiermit endigt dann seine Reisebeschreibung, welche uns in ihm einen der liebenswürdigsten und gebildetsten Schriftsteller seiner Zeit, jener Periode der deutschen Renaissance, kennen lehrt und unter die gehaltvollsten und denkwürdigsten Bücher jener Zeit gehört.

Salomon Schweigger wurde bald nach seiner Rückkehr von dieser großen Reise als Prediger an der Frauenkirche in Nürnberg angestellt, wo er hochgeehrt und geachtet 1622 im 71. Lebensjahre gestorben ist. Seine Reisebeschreibung erregte zu seiner Zeit so großes Aufsehen, daß sie mindestens sechsmal aufgelegt wurde, wie uns eine Folio-Ausgabe von 1613, eine von 1619 mit Holzschnitten, in Quart, eine von 1639 mit Kupferstichen von 1639 in Quart, und eine von 1644 mit Kupferstichen bekannt sind. Auch hat Schweigger, welcher in Konstantinopel die türkische und die arabische Sprache erlernt hatte, den Koran ins Deutsche übersetzt, welcher 1623 zu Nürnberg in 4^0 erschien.

Schweigger's Nachkommen in direkter Linie existieren in Nürnberg. Unter seinen Nachkommen sind mehrere namhafte und in der wissenschaftlichen Welt hochgeachtete Gelehrte zu nennen, nämlich:

1. Friedrich Christian Lorenz Schweigger, welcher als Professor der Theologie und Archidiakonus an der Hauptkirche zu Erlangen 1802 starb; und dessen Söhne

2. August Friedr. Schweigger, geboren 8. September 1783 zu Erlangen, ausgezeichneter Naturforscher, namentlich Botaniker und Zoolog, 1810 Professor der Medizin und Botanik in Königsberg, Gründer des botanischen Gartens daselbst, machte mehrere Reisen nach Italien und wurde am 28. Juni 1821 bei Quisquina in Sizilien von seinem Vetturin ermordet;

Digitized by Google

3. Johann Salomo Christoph Schweigger, geboren 8. April 1779 zu Erlangen, später Professor der Physik und Chemie zu Erlangen und Halle, sehr verdient um Förderung der Kunde der Elektrizität und des Magnetismus und um das Zustandekommen der Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte.

Diese kurzen Andeutungen dürften genügen, um dem Andenken des wackeren Salomon Schweigger und seiner Nachkommen wieder einige Beachtung zu verschaffen.

Triest.

Von Dr. G. Weisbrodt.

Es wird jetzt Ernst mit der von der Gesetzgebung bereits bewilligten Aufhebung des Freihafens von Triest und der Einbeziehung der bisher privilegierten Stadt in das allgemeine Zollgebiet. Die dadurch bedingten Vorlagen sind von der Regierung im Abgeordnetenhause eingebracht. Um so mehr erscheint es angezeigt, sich an der Hand eines in engerem Kreise gehaltenen Vortrages des auf diesem Gebiete heimischen Balduin Bricht mit der Triester Frage zu beschäftigen, die eine Frage von eminent praktischer Bedeutung ist, nicht blos für Triest, sondern auch für das Reich. Denn *auch* das Reich oder vielmehr in *erster Reihe* das Reich, hat hier ein Wort zu sprechen. Der neue Hafen ist bereits gebaut und es wird jetzt an seiner Erweiterung und seiner vollständigen Ausrüstung gearbeitet; es wird eine neue Bahnverbindung hergestellt und schon mit den im Jahre 1882 eingeführten Differenzialzöllen, welche nur dem Triester Hafenverkehr, nicht etwa der einheimischen Rhederei zugute kamen, hat der Staat ein Opfer von rund 5 fl. für jeden mehreingeführten Meterzentner der betreffenden Waren gebracht, ein Opfer, welches für das Reich schon in den ersten zwei Jahren eine Zolleinbuße von mehr als 1 ½ Mill. fl. zu Wege brachte, eine nur den fremden Schiffen zugefallene Summe, weil trotz jener in den Differenzialzöllen gewährten außerordentlichen Prämie ein direkter Verkehr mit Triest nicht zu Stande kam. So viel ist gewiß, daß mit der einseitigen Begünstigung Triest's, seiner Begünstigung auf Kosten des Reichs und des Reichsgedankens, gebrochen werden muß und wird, daß kein Teil des Ganzen gestärkt werden darf, auch Triest nicht, wenn diese Stärkung nicht zugleich eine Stärkung des Ganzen ist.

Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um die Bedeutung Triest's für die Wirtschaftsverhältnisse des Reiches zu erkennen. Von Fiume abgesehen, das erst im Beginne seiner Entwickelung steht, ist Triest der einzige bedeutende Hafenplatz Oesterreich-Ungarns, also dessen einziges Thor zum und vom Ozean, für den Eintritt in den maritimen Welthandel. Bisher indeß hat es dem Reich wenig Vorteil gebracht.

Die den Triester Meerbusen einschließende steile Karstmauer erschwerte den Verkehr mit dem Innern des Reichs, und der Mittelmeer-Handel zog es also lange Zeit vor, seinen Weg an dem nahezu abgesperrten Platz vorüber zu nehmen. Erst als die türkische Barbarei den Verkehr von der albanischen Küste bis nach Tanger gefährdete und nahezu vernichtete, als Prinz Eugen den Halbmond in gewisse Schranken gewiesen und als Kaiser Karl VI. Triest zum Freihafen gemacht, lenkte sich ein großer, ja der größte Teil jenes Verkehrs dahin, und durch den gleichzeitigen Niedergang Venedig's wurde es zum bedeutendsten Zwischenhafen, der Schiffe aus allen Weltgegenden kommen, sich entladen und mit neuer Fracht wieder absegeln sah. Der Binnenverkehr aber, der Verkehr mit dem Hinterlande, lag noch immer darnieder oder nahm doch nur zeitweise, wenn im Schwarzen Meer und im Mittelmeer Seeschlachten geschlagen wurden und den Handel auf den Landweg drängten, einen Aufschwung.

Die Bedeutung und die Blüte Triest's auch als Zwischenhafen begann aber zu sinken, als im Schatten der nach dem Osten des Mittelmeers vorschreitenden Kultur Alexandrien, Konstantinopel, Smyrna u. a. für den Zwischenhandel günstiger gelegene Häfen sich entwickelten, als der mit dem Segel in Wettbetrieb tretende Dampf der Schifffahrt eine neue Richtung gab und als die Eisenbahnen gestaltend in den Welthandel eingriffen. Von da ab konnte die Freihafenstellung der Stadt die Nachteile ihrer geographischen Lage nicht mehr ausgleichen. Aber es kam der Tag, wo über den Karst eine Eisenbahn gelegt und wo mit ihr Triest dem Hinterlande, das Hinterland Triest erschlossen wurde. Das Reich verfügte jetzt über ein Ausfallsthor für seine Erzeugnisse und Triest andererseits war im Stande, den Importbedarf des Reichs zu decken; was der Platz Triest an internationaler Bedeutung eingebüßt hatte, konnte eine intensive Pflege des Binnenhandels ersetzen. Aber diese Pflege war unmöglich, solange Triest Freihafen blieb, so lange es also für das Reich Ausland war.

Der Triester Handel hat viele Wandlungen durchgemacht; eine Masse von Ereignissen berührten ihn und in verhältnismäßig kurzer Zeit so einschneidend, daß eine normale Verkehrsentwickelung kaum möglich war. Die Eröffnung des Suez-Kanals brachte die bis dahin kaum nennenswerte Einfuhr aus Ostindien zu ungeahnter Höhe. Im Jahre 1868 repräsentierte sie einen Wert von kaum einer halben Million, heute stellt sie einen Jahreswert von 50 Mill. fl. dar. Umgekehrt sank, sowohl durch die Bevorzugung der Landfracht, als durch die Begünstigung des ungarischen Fiume, die Ausfuhr von Faßdauben von dem Höchststande von nahezu 8 ½ Mill. Stück auf 2 Mill.

Auch die Veränderungen der industriellen Verhältnisse innerhalb der Monarchie beeinflußten die Richtungen des Exports und Imports. Früher hatte, beispielsweise, Oesterreich Zucker eingeführt, jetzt führt es Zucker aus.

Digitized by Google

Die Einbeziehung Bosniens, der Herzegowina und Istriens (1880) in das gemeinsame Zollgebiet erschlossen, zur Benachteiligung des Trieſter Hafens, diese Länder dem Landverkehr, während umgekehrt (1882) die Differenzialzölle, mit ihrer differenziellen Begünstigung der Einfuhr zur See gegenüber der Einfuhr zu Lande, die Einfuhr der betreffenden Waren auf das Doppelte steigerten. Eins indeß ist allen klar, daß Trieſt, als das Emporium eines großen Reichs, weder je gewesen noch auch gegenwärtig ist, was es sein sollte und könnte.

Die Frequenz eines Hafens kommt in der Zahl und Größe der ein- und ausgehenden Schiffe und in der Menge und dem Wert der in ihnen verladenen Güter zur Erscheinung, entscheidend aber ist zunächst die Zahl der eigenen Handelsflotte, sowie die Zahl und die Ausdehnung der von ihr regelmäßig befahrenen Linien, entscheidend endlich die Anlage und die Einrichtung des Hafens. Was das letztere betrifft, so müssen, weil Schiff und Ladung zu kostbar sind, um ungeschützt ankern zu dürfen, die Bassins volle Sicherheit bieten, der Hafen muß bequem die Eisenbahn erreichen und von ihr erreicht werden können; es müssen entsprechende Ladeflächen, Ladevorrichtungen und Lagerhäuser vorhanden sein, es muß dem Rheder leicht gemacht werden, sich auf eingelagerte Waren Kredit zu verschaffen und es müssen leistungsfähige Bahnen mit gesunder Tarifpolitik den Verkehr mit dem Hinterlande unterhalten.

Sehen wir jetzt, ob und inwiefern alle diese Bedingungen, in ihren Hauptmomenten wenigstens, in Trieſt vorhanden sind.

Die Handelsflotte Trieſt's repräsentiert, bis auf einen geringen Bruchteil, die österreichische Handelsflotte überhaupt, denn thatsächlich gravitieren auch die nicht dem Trieſter Hafen angehörenden Schiffe nach Trieſt. Im Jahre 1874 besaß Oesterreich 2114 Segelschiffe, im Jahre 1884 nur noch 1854, also 260 weniger, dagegen war die Zahl der Dampfer von 99 im Jahre 1874 auf 118 im Jahre 1884, also um 19 gestiegen, und trotz der Verminderung der Dampfer weiter Fahrt von 77 auf 55 hatte sich der Durchschnittsgehalt der Dampfer von 587 auf 632 Tonnen gehoben.

Das Bild wird noch schärfer, wenn wir beifügen, daß in der Periode von 1874 bis 1884 der Tonnengehalt der Segelschiffe von 192,060 auf 161,340 Tonnen, also um 30,720 Tonnen sank, während der Tonnengehalt der Dampfer von 58,164 auf 74,632 Tonnen, also um 16,468 Tonnen stieg. Das sieht auf den ersten Blick so aus, als wäre die Leistungsfähigkeit der Dampfer zurückgegangen; wenn man aber in Anschlag bringt, daß die Dampfertonne gleich drei Seglertonnen zählt, weil die größere Schnelligkeit des Dampfers eine durchschnittlich dreifach größere Ausnützung des Laderaumes gestattet, daß also der Gehalt der österreichischen Seehandelsschiffe, in Dampfertonnen umgerechnet, im Jahre 1874 nur 122,184 T., im Jahre 1884 aber 128,412 T. betrug, so wird es klar, daß sich in den genannten 10 Jahren die Tragfähigkeit der gesamten Handelsmarine um stark 6000 T. erhöht hat, was nur etwas mehr ist, als *ein* mittlerer Dampfer der überseeischen deutschen und englischen Linien faßt, und das ist gewiß keine erhebende Thatsache.

Wie soll Abhülfe geschafft werden? Ein heutiger Dampfer mittlerer Größe kommt auf etwa eine halbe Million Gulden zu stehen, ist also zu kostspielig, als daß irgend jemand, sei es auch eine Gesellschaft, ein solches Schiff auf gut Glück hin fertigstellt. Das hat namentlich Frankreich erkannt; Schiffbau und Schifffahrt werden dort staatlich prämiiert. Für einen Eisen- oder Stahldampfer mit 3000 T. Bruttogehalt beträgt die Bauprämie, einschließlich der Prämien für die Maschinen, 200,000 Fr.; daneben erhalten (jedoch nur im ersten Jahr, nach dessen Ablauf eine fallende Skala Platz greift) die Dampfer weiter Fahrt eine Prämie von 1 Fr. 50 Cts. für die Netto-Registertonne und für je 1000 zurückgelegte Seemeilen; endlich werden denjenigen Kauffahrern, die unter Aufsicht des Marineministeriums gebaut und nach Konstruktion und Ausrüstung eventuell zur Verwendung als Kriegsschiffe geeignet sind, besondere Zuschläge gewährt. Aehnlich ist es in Italien, und in beiden Ländern sind die Erfolge nicht ausgeblieben.

Daß Oesterreich diesen Beispielen nicht gefolgt, erklärt sich leicht: das Interesse für Schifffahrtsdinge ist ein sehr wenig ausgebildetes und die Finanzen des Staates erheischen die äußerste Schonung; entscheidend aber ist die Rücksichtnahme auf den österreichisch-ungarischen Lloyd. Wohl wurde vor drei Jahren ein bescheidener Versuch gemacht, den Schiffbau zu fördern: es wurde für 15 Jahre für neue Schiffe die Steuerbefreiung ausgesprochen, aber selbstverständlich konnte ein solches Benefizium keine Ermutigung sein. Seitdem ist es angeregt, die Bauluft durch Gewährung, nicht einer Bauprämie, sondern einer Schifffahrtsprämie und außerdem durch Befreiung von den sehr erheblichen Hafengebühren (38 kr. per Tonne bei jedesmaligem Anlaufen eines inländischen Hafens) zu steigern, und dieser Anregung dürfte, wenn auch vielleicht modifiziert, stattgegeben werden, weil der Staat dabei nur in geringem Maße belastet würde und weil er dafür einen Ersatz finden könnte, wenn die Schiffe, wie in Frankreich, zu eventuellem militärischem Hülfsdienst eingerrichtet würden.

Wir kommen jetzt zu dem Hafen von Trieſt und seiner Einrichtung. Die auch heute noch in Verwendung stehende alte Rhede, die im Jahre 1882 imstande war, 72 Prozent des gesamten Hafenverkehrs zu bewältigen, genügte im übrigen auch den wenigst hoch gesteigerten Ansprüchen nicht. Die Zahl der Bassins war eine geringe und ihre Wassertiefe wechselte fortwährend; der Quai und die Moli waren so schmal, daß sie wenig Laderaum boten, die Rhede ermangelte aller mechanischen Ladevorrichtungen und sie entbehrte der direkten Verbindung mit der Eisenbahn.

Digitized by Google

Indeß nach 17jähriger Arbeit wurde im Jahre 1884 der Schlußstein eines neuen Hafens gelegt und dieser gilt mit Recht als ein hydrotechnisches Meisterwerk. Durch eine Arbeitsleistung, mittelst welcher ein Material von 6 Mill. Kubikmeter in Bewegung gesetzt wurde, gelang es, mitten in die See, und zwar auf Schlammgrund, einen mächtigen Wellenbrecher zu stellen, und außerdem wurden drei große Bassins mit ausreichender Wassertiefe und breite Moli und Uferflächen hergerichtet, endlich eine unmittelbare Verbindung mit der Eisenbahn (der Südbahn) beschafft. Aber es wurde, aus technischen und finanziellen Gründen, die Ausrüstung des Hafens nur mangelhaft ins Werk gesetzt, es fehlte an Lagerhäusern, an Hangars (Ladeschuppen), an Krahnen und Geleisen, denn der Lokalpatriotismus, der freilich diesmal kaum sehr echt war, sträubte sich, die in die Häuser der Stadt hineingebauten alten Magazine zu verlassen. Trotzdem hat der Verkehr im neuen Hafen wesentlich zugenommen, und was an Ausdehnung und Ausstattung desselben noch fehlt, wird kommen, weil es kommen muß, sobald Triest aufgehört hat, Freihafen zu sein. Im jetzigen Zollausschluß Triest kann sich der Warenverkehr zwischen den Schiffen und den Stadtmagazinen ungehindert bewegen, da sowohl die in Triest verbleibenden, als die blos transitierenden und zu Schiff weitergehenden Güter keiner Verzollung unterliegen, die ins Innere des Reiches versendeten Waren aber an den betreffenden Zollstationen verzollt werden; sobald indeß Triest in das allgemeine Zollgebiet eintritt, sind die Waren gleich nach ihrer Entladung zu verzollen, nur daß für die blos transitierenden Waren im Hafen selbst eine Zollfreistätte (der punto franco) geschaffen wird. Selbst wenn also ein Modus gefunden werden könnte, nach Aufhebung des Freihafens unter entsprechender Kontrole die Magazine an der alten Rhede noch weiter zu benutzen, müßte sich schon aus zolltechnischen Gründen der Verkehr mehr in der neuen Rhede konzentrieren, und dadurch erscheint die Beschleunigung ihrer Ausrüstung geboten. Die Regierung ist deshalb bereits mit der entsprechenden Vorlage an den Reichsrat herangetreten und hat für die Herstellung eines neuen Petroleumbassins und eines großen Lagerraumes für Holz, für die Vergrößerung der Land- und Wasserflächen, für die Anlegung von Lagerhäusern und Hangars mit den erforderlichen Aufzügen und Krahnen, endlich für die direkte Verbindung aller dieser Anstalten, nicht blos mit der schon vorhandenen Südbahn, sondern auch mit der in der Entstehung begriffenen Eisenbahn Triest-Herpolje einen auf 5 Jahre zu verteilenden Kredit von 5 Mill. Gulden begehrt.

Was nun die Schienenverbindung des Triester Hafens mit dem Hinterlande betrifft, so ist es wohl zweifellos, daß ein großer Teil desjenigen österreichischen Exports und Imports, der zur Zeit noch über nordische Häfen geht und kommt, für Triest erobert werden könnte, und daß ebenso der ohnehin nach Triest gravitierende Seeverkehr Süddeutschlands nach dem Osten nur deshalb diesen Weg bisher nicht eingeschlagen hat, weil es an der erforderlichen Eisenbahnverbindung fehlte. Es würde, um das eine und das andere zu erreichen, also nötig sein, eine neue und kürzere Verbindung Triest's sowohl mit den Alpenländern und, in weiterer Folge, mit den nördlichen Provinzen Oesterreichs, in erster Reihe mit Böhmen, herzustellen, als, in nordwestlicher Richtung, Oesterreich und Bayern, vor allen Dingen München zu gewinnen. Die darauf hinarbeitenden Projekte sind zahllos, wie der Sand am Meer. Sie alle aber zielen darauf ab, Triest sowohl mit den östlichen Alpenländern, von welchen es durch die Karawanken geschieden ist, als mit dem süddeutschen Verkehrsgebiet, das von den Tauern verschlossen wird, in Verbindung zu bringen. Beschränken wir uns auf wenige Andeutungen über die bedeutendsten jener Projekte.

Nächst der Laaker-, Predil- und der Loibl-Bahn mit der Direktion auf Laibach und weiter auf Klagenfurt greifen wir aus der Unzahl von Tauern-Bahnprojekten nur die bekanntesten heraus: die Tracen über den Radstädter-, über den Mallnitzer- und über den Felber-Tauern, alle mit der Tendenz, durch Ueberschienung des Tauern-Gebirgs und Kürzung der Distanzen von Triest nach Salzburg, Linz und namentlich München die Pusterthal-Linie der Südbahn mit der Gisela-Bahn in Verbindung zu bringen.

Das alles ist indeß wohl umsomehr noch im weiten Felde, als, abgesehen von den sehr großen Kosten der Herstellung der betreffenden Bahnen, die noch dazu wesentlich in den Dienst des ausländischen Verkehrs gestellt würden, der deutsche Verkehr sich schwerlich ohne weiteres veranlaßt sähe, die Gotthard-Bahn zu verlassen. Gewiß würde freilich eine Tauern-Bahn den Hafenverkehr Triest's schon anfangs und später in noch höherem Grade steigern, aber damit ist noch kein Reichsinteresse an der Bahn konstatiert, und wenn man vollends den Staat zum Bau der Tauern-Bahn verpflichtet wissen will, weil er die Arlberg-Bahn gebaut, so vergißt man, erstens daß Oesterreich den Bau der Arlberg-Bahn Ungarn gegenüber bindend zugesagt (freilich hat Ungarn die gleichzeitig von ihm kompensierend zugesagte Regulierung der unteren Donau noch nicht zur That werden lassen), zweitens daß die Arlberg-Bahn die verkehrspolitische Einbeziehung Vorarlbergs in das Reich bedeutete, und daß erst sie endlich es möglich machte, den Außenhandel Oesterreichs nach Westen von Deutschland zu emanzipieren.

Betrachten wir jetzt die kommerziellen Zustände in Triest. Eine blühende Rhederei erheischt eine leicht zugängliche und billige Geldbeschaffung, aber die Organisation des Kredits in Triest entbehrt jener universellen Basis, welche beispielsweise dem englischen und deutschen Rheder die Gewähr bietet, überall, wo Schiff und Ladung sich befinden, Geld erhalten zu können; aber freilich ist es selbst mit der Versicherung von Schiff und Ladung, mit

Digitized by Google

der „Casco-Versicherung", in Triest schlecht bestellt. Die auf Wechselseitigkeit begründeten Institute gehen über einen Wertbetrag von 30,000 fl. nicht hinaus und ersetzen auch kleinere Warenverluste nicht, die zahlreichen Aktiengesellschaften aber, bei welchen der über 30,000 fl. hinausgehende Wert zur Versicherung gelangt, leiden durch die Kreditschwierigkeiten der Rheder, die in fremden Gewässern fast außer Stande sind, die erforderlichen Schiffsreparaturen zu beschaffen.

Auch hier wird ohne Zweifel, denn das Bedürfnis ist zu dringend, Abhülfe kommen, der Lloyd wird seine Linien vermehren, seine Fahrgeschwindigkeit erhöhen, und seine Tarife billiger stellen, aber was auch vorgekehrt werden mag, Triest wird vor allen Dingen zunächst an sich selbst eine durchgreifende Wandlung vollziehen müssen, deren Oesterreich überhaupt bedarf. Wohl gibt es Ausnahmen, aber im allgemeinen wird man auch von allen österreichischen Exporteuren sagen können, daß sie immer „um eine Idee zurück sind." Dieses Zurückbleiben hat in Bezug auf Triest vielleicht seine handelspolitische Begründung, aber endlich dürfte doch die Zeit gekommen sein, durch Anknüpfung direkter Geschäftsverbindungen in den überseeischen Handelsplätzen der österreichischen Industrie eine entsprechende Stellung auf dem Weltmarkt zu erringen. Aus allen Konsular- und anderen amtlichen Berichten geht hervor, daß in vielbesuchten außereuropäischen Hafenplätzen österreichische Waren nur sporadisch und dann noch oft unter fremdländischer Marke zu finden sind, nicht weil sie nicht zu konkurrieren vermögen, sondern weil eine Geschäftsverbindung entweder nicht gesucht oder nicht gepflegt wird, und das ist die Ursache, weshalb die österreichische Ware selbst dort allmählig zurückgedrängt wird, wo Oesterreichs Export souverän sein müßte und könnte, in den südlichen Donauländern und in der Türkei. Ist es nicht charakteristisch, daß ein Delegierter der Brünner Handelskammer, der am Mittelmeer und in Südamerika ein Absatzgebiet für Brünner Waren gesucht, seinen Bericht über die Resultate seiner Sendung mit dem Satze beginnen mußte: „Dem größten Teil der überseeischen Geschäftsfirmen ist Brünn als große Fabrikstadt noch vollständig unbekannt."

Was von Oesterreich im allgemeinen gilt, hat auch für Triest insbesondere Geltung. Die Triester Kaufmannschaft gibt sich damit zufrieden, nach alter Väter Sitte den indirekten Handel zu kultivieren; die Bezugsplätze aufzusuchen, das überläßt sie den Engländern und den Deutschen, diese sollen die Tauben gebraten nach Triest bringen. Die Entwickelung, deren Triest fähig ist, wird erst dann beginnen, wenn die Triester den Ehrgeiz haben werden, etwas mehr zu sein, als die Handlanger der englischen und deutschen Kaufherrn.

Erinnerungen aus Texas.

Ich werde bald siebzig Jahre alt und kann daher nicht mehr mit dem Allerneuesten aufwarten. Doch dürften sich noch zwei Briefe älteren Datums zur Publizierung eignen, in welchen Freunde von mir Texas schildern, wie es gewesen ist.

Dr. Schlömann war lange Zeit praktischer Arzt und Hausbesitzer in San Antonio, mit allen Oertlichkeiten und Persönlichkeiten vertraut. Er hielt zur Union, war glücklich verheiratet und liebreicher Vater eines Töchterchens und eines Söhnchens, die unter der Obhut einer ältlichen schwarzen Gouvernante wohl gediehen. Nach dem Kriege übersiedelte er nach Deutschland und nahm seinen Wohnsitz in Osnabrück, wo er 1879 verstorben ist. Ich erkundigte mich vor Jahren brieflich bei ihm wegen einiger mir noch unsicher gebliebener texanischer Ereignisse, insbesondere über den im Jahre 1835 in San Antonio vorgefallenen Massenmord indianischer Häuptlinge. Augenzeugen über den Vorfall habe ich dort nie getroffen, denselben aber gewöhnlich so darstellen gehört, wie wir in dem von Prinz Karl zu Solms-Braunfels 1846 in Frankfurt a. M. (Sauerländer's Verlag) herausgegebenen Buche über Texas Seite 32 lesen: „Wie könnten die Komantschen jemals den schändlichen Mord ihrer Häuptlinge vergessen, welche von den Amerikanern unter dem Vorwande der Beratung nach San Antonio de Bexar gelockt wurden, um dort im Sitzungssaale des Stadthauses überfallen und meuchlings erschlagen zu werden? Sie kämpften wie Verzweifelte, und nicht eher erfolgte des Kampfes Ende, als bis der letzte Mann gefallen war". Schlömann antwortet mir d. d. Osnabrück, 24. August 1871:

„..... ich begebe mich gleich in medias res und beantworte Ihre Fragen. 1) Von einem Grabhügel in der Nähe von Nagochdoches weiß ich nichts; derselbe müßte auch von einer anderen Rasse als den gegenwärtigen Indianern errichtet sein, deren Gewohnheit es bekanntlich ist, ihre Toten an den versteckteſten Orten zu verbergen, um möglichst wenig an sie erinnert zu werden. Es verbietet sogar der gute Ton bei ihnen, den Namen eines Verstorbenen auch nur auszusprechen. 2) Die Daten zu der im Plaçahause stattgefundenen Ermordung betreffend, weiß ich Ihnen die Jahreszahl nicht anzugeben, wie ich denn überhaupt keine historische Zahl im Kopf behalten habe, außer der meiner Abreise von Texas. Howard befehligte die Miliz. Diese war auf der einen Seite des damaligen Court- (nicht Plaça-)Hauses aufgestellt, ihnen gegenüber die dreißig (oder waren es mehr?) Häuptlinge. Inmitten des freundlichsten Talks erhob sich auf der Plaça, wo die Indianerbuben mit ihren Pfeilen nach Medios (5-Centstücken) schossen, ein lautes Geschrei; eine von den im Camp vor der Stadt liegenden Indianern trotz feierlichen Auslieferungsvertrags zurückgehaltene Gefangene hatte sich zu befreien gewußt und erschien Hülfe und Rache

Digitized by Google

fordernd auf dem Markte. Wie aber der eigentliche Zusammenhang war, ob die gegebene Darstellung in der That richtig ist, habe ich nie recht erfahren können. Wie dem auch sei — ahnten die Indianer Verrat oder hatten sie in der That ein böses Gewissen — sie erhoben sich wie ein Mann und führten jeder in die Schulter des ihm zunächst stehenden Weißen den bekannten Indianerstoß. Derselbe ist in das Trigonum cervicale gerichtet, dessen Wichtigkeit für die topographische Chirurgie Sie sich von dem ersten besten Kollegen erklären lassen können, und ist von außerordentlicher Wirkung. Die Miliz schoß natürlich und was nicht auf der Stelle fiel, wurde nachher vom Dache aus — man warf, um den dunkeln Raum zu erhellen, brennendes Werg hinein — erschossen. Einer, der aus der Mörderhöhle herausbrach, ward mit Beilhieben in der Gefängnisstraße getötet. Die Buben und Weiber hatten gleichfalls auf der Plaça ein ernsthaftes Gefecht eröffnet und werden wahrscheinlich — ich weiß es aber nicht — mit den übrigen massakriert worden sein. Als Episode folgende wahre Anekdote: Es hielt sich in jener Zeit ein deutscher Arzt und in russischen Diensten stehender Naturforscher in San Antonio auf, nach allen Berichten ein höchst kurioser, aber wissenschaftlich gebildeter Mann, den die Mexicaner el dottor de las viperas nannten, weil er Klapperschlangen (denen er die Giftzähne ausgebrochen) zu seinen Schlaf- und Bettgenossen machte. Er hatte den russischen Dienst seit einiger Zeit quittiert, weil ihm das tolle texanische Leben zusagte, war während der Befreiungskriege stets im Sattel und als Arzt thätig, und ist später beim Ritt durch den Colorado ertrunken. Derselbe überredete den alten O'Callaghan, von dem ich die Geschichte habe, die Fässer zum Einpökeln der Indianerleichen zu liefern, man werde später bei den europäischen Museen ein bedeutendes Business damit machen können. Gesagt, gethan! Die gut verwahrten Fässer wurden im Callaghan'schen Store gegenüber der Ecke von Guilbeau aufgestellt, auf dem obersten Fache. Gleich darauf erfolgte die Invasion von General Cos (sprich Kohs). Die plündernden Soldaten drangen auch in das Callaghan'sche Warenlager ein und bemächtigten sich zunächst der großen Fässer, in denen sie Aguardiente (Branntwein) vermuteten. Aber welch Entsetzen, als sie dem ersten Faß den Boden einschlugen! Der Laden wurde dadurch vor weiterem Plündern gerettet. Von der van Dorn'schen Geschichte sind mir alle Details entfallen. Der Held wurde seiner Zeit im Kasino fêtiert und bespeecht und er war nachher einer der tollsten, aber nicht fähigsten sezessionistischen Generale."

(Ich schalte hier ein: Van Dorn hatte als Major in der alten Armee kurz vor dem Krieg den texanischen Indianern eine schwere Niederlage beigebracht, kämpfte dann als konföderierter Brigadegeneral mit Price zusammen in Missouri und Arkansas, zuletzt in Mississippi unter Beauregard. Obwohl unverheiratet, war van Dorn kein Weiberfeind und wurde von einem eifersüchtigen Ehemann in Neu-Orleans erschossen.)

Dr. philos. et philol. Theodor Hertzberg war früher Gymnasial-Oberlehrer in Preußisch-Minden, Landwehrlieutenant, Redakteur der „Westphälischen Zeitung", übersiedelte nach Texas, wurde Schindelmacher in Sisterdale an der Guadaloupe, ging nach San Antonio, schriftstellerte und redigierte die „Deutsche Zeitung", übernahm alsdann die Restauration im Deutschen Kasino daselbst, in dessen großem Saale ein deutsches Schauspieler-Dilettantenkorps selbst die Amerikaner durch seine Vorstellungen entzückte. Hertzberg lebte in glücklicher Ehe und war ein guter Vater. Bei Ausbruch des Krieges benutzte er die den erklärten Unionsleuten von der südlichen Regierung gewährte genügende Räumungsfrist und ging über den Rio Grande nach Mexico. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Texas zurück und saß als Senator im lichten Marmor-Kapitole der Siebenhügelstadt Austin am Colorado. Dann erschien er als Staatseinwanderungs-Kommissär von und für Texas in Bremen, verweilte auch eine Zeit lang in Berlin, zuletzt fungierte er als Vereinigte Staaten-Konsul in Saint-Etienne in Frankreich. Als ich vernahm, daß er in Bremen sei, schrieb ich an ihn, weil ich wieder nach Texas zurückkehren wollte. Er antwortete mir am 5. Februar 1873 von Bremen aus: „Texas ist seit Sie es verlassen (1865) ein ganz anderes geworden, als es zu Ihrer Zeit war; seit Aufhebung des Sklaverei-Institutes in die Fortschrittskarriere eingetreten, hat es eine andere Gestalt angenommen und strebt nach neuen Zielen zu; aus der alten Schlaraffenwirtschaft herausgewachsen, hat das Leben und Streben im neuen, der Zivilisation wiedergeborenen Texas den Charakter des alten Gemütlichkeitsdusels abgestreift, der ihm früher eine Art von Anziehung verlieh. Das Drängen und Stoßen nach fortschrittlicher Entwickelung auf allen Gebieten, das Haften nach Erwerb macht sich überall und nicht immer in angenehm berührender Weise geltend. Der ‚lateinische Farmer' hat aufgehört, existenzberechtigt zu sein, und an seine Stelle ist der systematisch arbeitende Bauer getreten; dafür aber wird der texanische Bauer heute auch wohlhabend, während der lateinische Farmer des alten Texas immer nur bergab dilettierte und vom Gefühle der geistigen Hocherhabenheit bei spärlichem Maisbrot mit Speck zehrte. Auch in den Städten hat die altgewohnte Bummelei des vorkrieglichen Texaners rührigem Schaffen und Vorwärtsstreben weichen müssen; ‚problematische Existenzen', wie sie die frühere Schlaraffengemütlichkeit des Texanerlebens nicht allein mit durchschleppte, sondern in Menge großzog, finden heute im Gedränge des geschäftlichen Fortschrittshastens keine Stelle mehr. Mit einem Wort, es ist in Texas ungemütlicher und gerade deshalb besser geworden. Aber das neue Leben erfordert, wenn es Erfolge bieten soll, die volle junge Kraft eines ungebrochenen Geistes und Körpers, einen Mann, der weiß, was er will, und der

Digitized by Google

kann, was er will; es fordert rüstige Arbeit und Ausdauer. Fragen Sie sich nun selbst, ob wir Alten — auch ich zähle 53 — geistig und körperlich noch in dies neue Texas hineingehören, fragen Sie sich, ob Sie glauben, noch jugendfrisch genug zu sein, um in die neuen Zustände mit ihrer Ungemütlichkeit, wie sie Regel geworden, hineinwachsen zu können; ob Sie gewillt sind, sich den Stößen und Reibungen auszusetzen, welche Sie unausbleiblich treffen würden? Fordern Sie mein ehrliches Urteil, so muß ich sagen: Nein! Ueberlassen Sie es jüngeren Kräften, den Existenzkampf im neuen Texas durchzufechten, für Invalide ist er zu schwer und hoffnungslos, besonders wenn man ihn von frischem beginnen soll und das, ohne sich auf materielle Mittel stützen zu können. Ihre alten Freunde, meist alle zur Klasse der „Lateiner" (auf der Farm und im Geschäft) gehörend, haben genug zu thun, um sich selbst zu erhalten, im Entwickelungsstrome nicht unterzugehen; wenn sie auch willig wären, Ihnen zu helfen, sie würden kaum imstande sein, es zu thun. Einzelne, die sich an die Oberfläche heraufgearbeitet haben, sind Bourgeois geworden und betrachten jeden, den sie nicht geschäftlich brauchen können, als unbrauchbar und der Beachtung unwert." So weit Hertzberg.

Vergegenwärtigen wir uns nun, was wir in Texas erlebt haben. Die vierziger Jahre, in denen die Masseneinwanderung der Deutschen in Texas stattfand, waren nasse und fruchtbare, die ersten fünfziger Jahre wurden trockene. Viele Gewässer blieben aus, Quellen versiegten und auf weite Strecken hin trocknete das Gras der Prärien in der Wurzel aus. Zum Schrecken der Indianer begannen die Büffel bei der anhaltenden Dürre aus Texas nach Norden zu ziehen, die Hirsche und Antilopen litten sehr, der schwarze Bär, der Barribal, magerte ab und schrumpfte wie eine Mumie zusammen, das Pekari-Wildschwein erhielt sich nur kümmerlich in versteckten Schluchten und Tümpeln, die Bienen blieben in ihren hohlen Bäumen und flogen nicht mehr aus. Indeß hoffte der Indianer, daß die ihm verderbliche Dürre auch den weißen Ansiedler verscheuchen oder wenigstens zurückdrängen würde. Aber die texanische Bevölkerung hielt aus und überstand die Dürre, ohne zu schlimme Rückschläge in ihrem Vieh- und Wohlstand erlitten zu haben. Regen war wieder gekommen, frisches junges Gras überzog die Prärien und die Blumenteppiche breiteten sich wieder aus. Der Büffel allerdings kehrte nicht mehr zurück, doch die Hirsche erholten sich wieder, und erschienen zahlreich in Rudeln von Hunderten, die Antilope wurde wieder feist und sprengte hurtig die Einöde entlang, der Bär sättigte sich wieder an Eicheln, Nüssen und Honig und wurde wieder glatt, das Wildschwein stöberte wieder in Wäldern und Wassern herum und die Bienen schwärmten aus ihren Bäumen über die Fluren hin. Die Bäume hatten lichteres Grün angethan, sie trieben wieder Knospen und Fruchtblüten; der Whip-poor-will und die Drossel stimmten wieder ihre Lieder an und die Sylvie, der himmelblaue Bluebird, schwebte und sang in den Lüften, in den Bergen. „Damals gerade vor dem Kriege war Texas allerorten sichtlich im Aufblühen begriffen;" eine frische, kräftige, mutige Generation war herangewachsen; junge Burschen, junge Mädchen, leuchtenden Auges und von heller Stimme. Es gab Sänger- und Schützenfeste bei Ungar- und Parraswein; Froliks, Pikniks und Campmeetings wurden veranstaltet, es wurde getanzt im Ballsall und im Freien, es wurde Galopp geritten und gefahren allerwegen. Außer Baumwolle, Mais und Bataten wurde nun auch Weizen gebaut, und allein die County Dallas war innerhalb weniger Jahre imstande, Texas mit Weizenmehl zu versorgen und die fremde, nordische Zufuhr entbehrlich zu machen, Pferde- und Schafzucht nahmen einen hohen Aufschwung, über See und über Land regte sich der Handel, ganz erkleckliche Summen wurden vom Staate, von den Gemeinden und von Privatpersonen für Schulen und Lehrer ausgeworfen. Das war eine sehr gute Zeit auch für die von Texas aufgenommenen fleißigen Deutschen, mochten sie Neger halten oder nicht; für den Jäger weitab in den Bergen, dort „wo kein Vieh mehr ging", für die deutschen Freeholder an der Grenze, für die behäbigen deutschen Bürger in San Antonio und Neu-Braunfels, für die hanseatischen Handelsherren und Kaufleute an der Küste: „das war eine glückliche Zeit für Texas unter dem alten Onkel Sam, unter dem Sklavenhalter." Die vorkrieglichen Texaner aber, deren Väter um die Alamo gekämpft, bei San Jacinto und in Nuevo Léon gefochten, waren nicht aus der Art geschlagen und bezogen, als der Kampf begann, ihren Posten, sie gingen unter den beiden Brüdern Obersten Mac Culloch zu den Ersten und Vordersten in Virginia, in Louisiana und Arkansas, und sind ihrer Wenige mehr aus dem Kriege zurückgekommen. Diesen Krieg hat v. Borke in seinen in England gedruckt erschienenen Memoiren mit Recht den Confederate war for Independence genannt. Edgar v. Westphalen.

Urgeschichtlich-Anthropologisches aus Ungarn.

(Schluß.)

Der für die erwähnte Zeit nicht geringe Wert dieser Beigaben scheint darauf hinzuweisen, daß die einstmaligen Besitzer derselben Männern angehört haben, welche unter dem magyarischen Reitervolke eine hervorragende Stellung eingenommen haben, wofür auch die ganz isolierte Lage dieser Gräber spricht. Nicht befremden darf es, daß, trotzdem auch Armbänder vorgefunden wurden, die menschlichen Skelette dieser Gräber doch nur Männern angehört haben, da es bei heidnischen Völkern dieser Zeit auch bei Männern üblich war, solche zu tragen. Beiläufig wollen wir noch erwähnen, daß außer zu Oethalom, noch an

Digitized by Google

vierzehn Orten Gräber aus der magyarischen Heidenzeit stammend aufgefunden worden sind.

Zehn weitere Gräber erkennt der Verfasser als römische, aus der Periode der Römerherrschaft in Ungarn. In sämtlichen dieser Gräber sind Töpfchen, auf der Drehbank angefertigt, zwischen den beiden inneren Knöcheln der Füße eines jeden Skelettes gelagert und mit größtenteils vorhandenen Deckeln versehen, gefunden worden. Auffallend ist die Mannigfaltigkeit der Objekte, welche in einem und demselben Grabe aufgefunden wurden, worunter jene aus Silber und auch aus Bronze verfertigten, wie Ohrgehänge, Armbänder, Halsschmuck, reich verzierte Fibeln, Perlen, darunter einige aus kostbarem Materiale, Zeugnis ablegen für einen in dieser Zeit bedeutenden Wohlstand ihrer einstigen Besitzer. Auffallend ist auch, daß unter den 10 aufgedeckten Gräbern bei vieren solche Objekte gefunden worden sind, welche darauf hinweisen, daß die darin gefundenen Skelette Frauen angehört haben, namentlich Ohrgehänge und Halsschmuck, welche von römischen Männern nie getragen worden sind. Auch die in den betreffenden Gräbern gefundenen Schädel lassen den weiblichen Typus erkennen.

Daß in dem an der Theiß liegenden Orte Oethalom, führt der Verfasser an, einst eine römische Ansiedelung gewesen sei, steht allerdings mit den Angaben der Historiker insofern im Widerspruch, als dieselben für die Grenze der römischen Provinzen Pannoniens die Donau anführen. Der römische Fund von Oethalom dürfte aber darin seine Erklärung finden, daß, nachdem Oethalom, welches im Bereiche des Flachlandes Ungarns liegt, die Verkehrsstraße zwischen Pannonien und Dacien abgab, auf dieser großen Strecke gewiß auch ständische römische Ansiedelungen als Zwischenstationen gewesen sein müssen, deren eine Oethalom höchst wahrscheinlich selbst war.

Auch drei Keltengräber sind ausgegraben worden. Zur Bestimmung derselben dienten zwei Gattungen von Gegenständen: Fibulä aus dickem Draht von Gold, Silber oder Bronze geflochten, welche vorn mehrere Spiralwindungen als Zierrat machen, worauf die Enden sich in dem rückwärtigen Teile zu dem bogenförmigen Oberteile zurückkrümmen, und dann Armbänder, ebenfalls aus dickem Gold-, Silber- oder Bronze-Draht geflochten.

Außer den heidnischen Magyaren-, Römer- und Kelten-Gräbern sind noch eine Anzahl aufgefunden worden, deren Inhalt auf Gräber weist aus der Zeit nach Vernichtung der Römerherrschaft in Ungarn. Als weniger belangreich können wir die Funde hier wohl übergehen, wie auch diejenigen eines Grabes aus dem Mittelalter.

Ganz besondere Aufmerksamkeit hat v. Lenhossék natürlich den Skelett- und Schädelfunden gewidmet, unter welchen letzteren sich zwei deformierte befinden, von welchen der eine ein vorzüglicher sphenokephaler, der andere ein selten hochgradiger katarrhiner hyperchamäkephaler ist. Die übrigen Schädel wurden als solche aus der Zeit der heidnischen Magyaren, der Römerherrschaft, als Keltenschädel und nachrömische Schädel erkannt.

Was die Schädel aus der heidnischen Magyarenzeit anbelangt, so ergibt sich sowohl aus dem anatomischen wie aus dem kephalometrischen Verhalten, daß dieselben ein und derselben Rasse angehören. Aus den Indices dieser Schädel ergibt sich, daß mit Ausnahme von einem, welcher ein ausgezeichnet brachykephaler ist, die übrigen drei mesokephal sind; ferner daß von diesen vieren drei chamäkephal sind. Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen neun prähistorische Magyarenschädel aus dem 10. Jahrhundert, welche sich im Nationalmuseum zu Buda-Pest befinden.

Auch die aus den altrömischen Gräbern stammenden Schädel stimmen in kraniologischer und kraniometrischer Beziehung mit denen überein, welche bereits als altrömische Schädel bekannt waren. Was den Schädel aus dem einen Keltengrabe anbelangt, so zeigen die kraniologischen Verhältnisse desselben eine große Aehnlichkeit mit einem der Römerschädel, wie auch die gewölbte und breite Stirne auf einen gewissen Grad von Intelligenz deutet.

Das Grab des sphenokephalen Schädels wurde in dem allgemeinen uralten Friedhofe zu Szeged-Oethalom, auf der nördlichen Seite eines der heidnischen Magyarengräber, gefunden, dabei eine mit freier Hand angefertigte Schüssel aus ungebrannter schwarzer Thonerde. Indem in den angeführten Gräbern der heidnischen Magyaren keine Objekte aus Thonerde, in jenen der Römer nur solche aus gebrannter Thonerde gefunden worden sind, so liegt die Vermutung nahe, daß das Skelett dieses Grabes einem Individuum eines solchen Volkes angehört haben dürfte, welches entweder während der Herrschaft der Römer, oder aber nach ihrer Vernichtung in Pannonien wohnhaft war.

Der Schädel ist ein mittelgroßer, der horizontale Umfang desselben, von der Sutura nasofrontalis bis zur größten Hervorwölbung des Hinterhauptes auf der rechten Seitenhälfte gemessen, beträgt 277, oder für beide Hälften doppelt genommen, 554 mm., ist also ein überaus großer, was in der Längenbehnung dieses Schädels seinen Grund hat. Ebenso auffallend groß ist der Querumfang von dem rechten Meatus auditorius über die Spitze des Stirnhöckers zur Medianlinie, welcher 172.5 mm. mißt oder für beide Hälften doppelt genommen, 354 mm. betragen würde.

Im Profil betrachtet, zeigt die Contour des Schädelgewölbes die sich stark hervorwölbenden Arcus superciliares, über welchen, der Glabella entsprechend, eine senkrecht stehende Grube folgt, über welche hinaus die Stirn kreisförmig bis zur höchsten Stelle des Schädelgewölbes oder dem Gipfel verläuft, von welchem Punkte aus dieselbe zwar unter einer schwachen Bogenkrümmung, aber zugleich stark abschüssig, sich kontinuierlich in die ebenfalls kreisförmige starke Hervorwölbung der Pars cerebralis der Squamma occipitalis bis zur ziemlich starken Protuberantia derselben fortsetzt, während die Pars cerebellaris dieser Schuppe unter einer schwachen Wellenbildung mit

Digitized by Google

mittlerer Convexität, sonst aber sich so ziemlich geradlinig in dem hinteren Rande des Processus mastoidens verliert. Es sind also zwei hügelige Hervorwölbungen vorhanden: die größere vorn und oben am Stirnbein, und die kleinere an der Pars cerebralis der Squamma occipitalis.

Der ganze Schädelbogen mißt 408 mm., welche Größe nicht nur auf Rechnung des Frontalhügels, sondern auch auf den bedeutenden Längendurchmesser des Schädels, von der Sutura nasofrontalis bis zur größten Hervorwölbung der Pars cerebralis der Hinterhauptsschuppe gemessen, kommt und 173 mm. beträgt.

Die größte Schädelhöhe von der Mitte des vorderen Randes des großen Hinterhauptsloches bis zum Gipfel Frontalhügels gezogen, beträgt 144 mm.; es beträgt somit der Längen-Höhenindex 83.2, aus welchem Grunde dieser Schädel ein ausgezeichneter Hypsikephal oder Hochschädel ist.

Die größte Breite des Schädels mißt 116 mm., was bei einer Länge von 173 mm. einen Längen-Breitenindex von 67 oder einen Breiten-Längenindex von 149.1 giebt, wonach er als ein hyperdolichokephaler zu bezeichnen ist.

Was das Alter dieses Schädels anbelangt, so schätzt v. Lenhossék dasselbe auf ein sehr hohes, auf ein höheres als aller der Schädel, die wir bisher betrachtet haben. Das Individuum, dem er angehört hat, mag das 38. bis 40. Lebensjahr erreicht gehabt haben. Welchem Geschlecht jedoch dasselbe angehört hat, ist wegen der vorhandenen Mißbildung dieses Schädels mit nur sehr geringer Wahrscheinlichkeit zu beantworten. Einiges spricht dafür, daß es ein weiblicher Schädel ist, doch können verschiedene dieser Merkmale auch als Folge der vorhandenen Mißbildung angesehen werden.

Aus dem Verhalten dieses merkwürdigen Schädels ergiebt sich, daß der Längen-Breitenindex desselben fast an der untersten Grenze der Dolichokephalie steht, somit einen abnorm in die Länge gezogenen Schädel darstellt, ferner, daß ein von der Stirn ausgehender medianer Kiel vorhanden ist, welcher bis nahe an das hintere Ende der miteinander synostolisch verschmolzenen beiden Scheitelbeine reicht, demzufolge das Gewölbe einem umgestürzten Kahne mit nach oben stehendem Kiele ähnlich ist, was besonders auffällig hervortritt, wenn man sich den über die Contour des Schädelgewölbes erhebenden Stirnhügel hinwegdenkt, weshalb auch ein solcher mißgebildeter Schädel Kielkopf oder Scaphokephalus genannt wird.

Dazu kommen noch als fernere Kennzeichen dieser Mißbildung die Flachheit der Scheitelgegend, welche unter einer sehr schwachen Bogenkrümmung in den Kiel übergeht, daher die Schmalheit, welche mit seiner Länge auffallend kontrastiert, der gänzliche Mangel der Tubera parietalia, die kapselartige Hervorwölbung der Pars cerebralis der Squamma occipitalis und die opisthognathische Gesichtsbildung. Dieser mißgestaltete Schädel weicht aber von jener Schädelform, die im speziellen Scaphocephalia simplex genannt wird, dadurch ab, daß derselbe in der Gegend der vorderen oder Stirnfontanelle eine hügelige Hervorbildung besitzt, von welcher auch der Kiel ausgeht. Außerdem fehlt auch an diesem Schädel jene Symmetrie, die man bei scaphokephalischen Formen irrtümlich für charakteristisch hielt. Es ist somit dieser Schädel ein Sphenokephal kombiniert mit Plagiokephalie.

Was endlich den katarrhinen hyperchamäkephalen Schädel anbelangt, so ist derselbe ebenfalls auf dem uralten allgemeinen Friedhof von Szeged-Oethalom gefunden worden. Derselbe ist ziemlich groß und vollkommen symmetrisch. Das Gewicht desselben beträgt mit dem Unterkiefer 620 Gramm, ohne denselben 514 Gramm. Der Inhalt der Schädelhöhle umfaßt 1548 Kubikcentimeter. Der diagonale Schädeldurchmesser von der Mitte der Incisivalfuge des Kinns bis zum sehr weit nach hinten fallenden Gipfel mißt 229.5 mm., der Querumfang von einem Meatus auditorius externus über das Schädelgewölbe hinüber zu jenem der anderen Seite 313 mm. und der horizontale Schädelumfang 478 mm.

Die größte Höhe dieses Schädels von der Mitte des vorderen Randes des Foramen magnum occipitale zur höchsten Stelle des Gewölbes beträgt nur 128 mm. Der Längendurchmesser desselben mißt 185 mm., was mit dem erwähnten Höhendurchmesser einen Längen-Höhenindex von nur 69.3 giebt, während eine senkrechte Auricularhöhe, vom Mittelpunkt des äußeren Gehörgangs gemessen, 108 mm. betragend, einen Längen-Höhenindex von nur 57.8 giebt, so daß dieser Schädel einer der niedrigsten oder der hochgradigsten Hyperchamäkephalen ist.

Die Chorde des Frontalbogens bildet mit dem Längendurchmesser des Schädels einen Winkel von nur 50° 25'.

Die Temporalfläche der Ala magna des Keilbeines ist auffallend einwärts gezogen, gleichsam als würde sich von dem Angulus parietalis des Stirnbeins eine Falte über den temporalen Fontanellknochen auf die Ala magna des Keilbeins fortsetzen; so beträgt der Raum zwischen dem Stirnbein und der Squamma temporalis nur 7 mm. und die Entfernung der beiden Plana temporalia oder der vorderen Schädelbreite nur 79 mm., aus welchem Grunde dieser Schädel entschieden stenokrotaphisch ist.

Die diagonale Schädellänge von der Mitte des unteren Randes des Kinns bis zum Gipfel des Schädelgewölbes mißt 240 mm.; ebenso besitzt die vordere Schädelhöhe gleichfalls wegen der außergewöhnlich niederen Stirn nur 73 mm., ein weiterer Beweis, daß dieser Schädel einer der hochgradigsten Hyperchamäkephalen ist.

Das Gesicht ist vorspringend. Der äußere Gesichtswinkel von der Sutura nasofrontalis zur Basis der Spina nasalis antica und vom letzten Punkt zur Mitte des Meatus auditorius gezogen, zeigt 67°; es hat also dieser Winkel um 9° weniger als 76°, welche Zahl nach Kollmann die äußerste Grenze der Prognathie bildet.

Tubera frontalia sind an diesem Schädel nicht vorhanden.

Digitized by Google

Die beiden Nasenbeine bilden zusammen nahezu ein Dreieck mit oberer Spitze; auch sind beide asymmetrisch, indem das rechte Nasenbein oben in einem lanzettförmigen Blatte ausläuft, dessen größte Breite 5 mm. mißt, daher auch die Sutura nasofrontalis nicht der Quere nach steht, sondern unter einem Winkel gebrochen sich zeigt. Unterhalb dieses lanzettförmigen Blattes verschmälert sich das rechte Nasenbein auf 3 mm., während das linke Nasenbein an derselben Stelle nur 1.5 mm. mißt. Unter dieser verengten Stelle nehmen aber beide Nasenbeine allmählich und gleichmäßig an Breite zu. Die mediane Sutura nasalis hat eine Länge von 22 mm. und verläuft unter einer sehr schwachen Bogenkrümmung mit nach rechts gewendeter Wölbung, deren Ende an der Incissura pyriformis über die Medianlinie hinaus nach links fällt. Durch dieses Verhalten der Nasenbeine wird der Schädel zu einem katarrhinen gestempelt.

Was die Zeit anbelangt, aus welcher dieser Schädel stammt, so datiert ihn v. Lenhossék in die Periode der Römerherrschaft oder der Keltenniederlassung in Ungarn. Bezüglich der Bestimmung des Lebensalters dürfte das einstige Individuum dieses Schädels das 20. Lebensjahr erreicht haben, und mit Entschiedenheit kann man behaupten, daß dasselbe ein Mann war. Ist auch für die Bestimmung der Nationalität des ehemaligen Besitzers dieses Schädels infolge der hochgradigen Deformation und wegen Mangels vorgefundener Objekte kein Anhaltspunkt vorhanden, so finden sich doch verschiedene Merkmale an demselben, welche darauf hindeuten, daß wir es hier mit einem Tatarenschädel zu thun haben.

Was an diesem Schädel einem jeden auf den ersten Anblick sogleich auffallen muß, ist die ungemein niedere Stirn, sowie die Niedrigkeit des ganzen Schädelgewölbes, Verhältnisse, die ganz außergewöhnlich sind, weshalb der Schädel ein hochgradig hyperchamäkephaler ist, ebenso wie der berühmte Neanderthal-Schädel. Außerdem ist aber der Schädel noch ein katarrhiner, infolge der Deformation der Nasenbeine, wodurch dieselben eine Beschaffenheit zeigen, wie sie normal nur bei den Affen der alten Welt, den Katarrhinen vorkommt, welche die allerkleinsten Nasenbeine unter allen Säugetieren besitzen.

Unwillkürlich drängt sich bei Betrachtung dieses Schädels die Frage nach dem vorhandengewesenen Grade der Geistesfähigkeit auf. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung: Die Niedrigkeit des ganzen Schädels, die weit nach rückwärts ziehende fliehende Stirn, welche sich von der Hervorwölbung der Arcus superciliares scharf absetzt, die stark entwickelten Kiefer, der vorspringende Processus alveolaris des Oberkiefers, der vorgeschobene Unterkiefer mit seinen abgerundeten Winkeln und nach rückwärts stehenden Aesten, die starke Ausschweifung des Nasenrückens mit seinem unteren hervorgestülpten Ende, der geringe Interorbitalraum, die abgerundeten Augenhöhlen, die Kleinheit des Gesichts, die Stärke und Länge der sämtlichen Eckzähne, welche mit Ausnahme eines dislozierten Zahnes über den Höhenrand der übrigen Zähne hinausragen, und der massive Unterkieferbogen verleihen diesem katarrhinen hyperchamäkephalen Schädel von Szeged-Oethalom eine scheinbare pithekoide Aehnlichkeit, wie eine solche sich bei oberflächlicher Betrachtung der Schädel der Australier, der Papuas und der Malayen ergiebt, namentlich bei jenen, welche von den Sunda-Inseln, als dem Heimatgebiete des Orang-Utang — welche zum Teil auch eine Aehnlichkeit mit dem Neanderthaler und den ihm ähnlichen Schädeln besitzen — herstammen.

Dazu kommt noch die bedeutende Stenokrotaphie mit den beiderseitigen temporalen Fontanellknochen, von welchen wahrscheinlich jener der rechten Seite ein abgesprengter Processus frontalis der Squamma des Os temporum Virchowii war, welches bei anthropoiden Affen, namentlich beim Gorilla und Chimpanse, konstant, übrigens auch bei dem Orang-Utang sehr häufig anzutreffen ist. Diese Stenokrotaphie kommt aber auch bei den Australiern, desgleichen bei den Einwohnern der Philippinen, wie auch bei den Javanern und bei den Sandwich-Insulanern, sehr häufig vor.

Trotz dieses affenähnlichen Aussehens des Schädels verwahrt sich v. Lenhossék gegen die Annahme, daß man es hier mit Atavismus zu thun habe, ebenso stellt er einen Typus in Abrede, denn es sei wohl zu erwägen, sagt er, daß während der Erdaushebungen in Szeged-Oethalom mehr als hundert Gräber geöffnet wurden, und daß in jedem, mit Ausnahme eines einzigen Grabes, sich ein ziemlich gut erhaltenes menschliches Skelett und darunter auch jenes dieses katarrhinen hyperchamäkephalen Schädels vorgefunden habe, während kein einziger der übrigen über hundert zählenden Schädel auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit diesem katarrhinen hyperchamäkephalen Schädel aus Szeged-Oethalom gezeigt habe, daher auch dieser Schädel durchaus nicht als Repräsentant des Typus einer Rasse oder eines Volkes angesehen werden könne.

Da an diesem verbildeten Schädel sich nirgends die Spur einer Nahtsynostose zeigt, so ist es nach v. Lenhossék's Meinung sehr wahrscheinlich, daß die — namentlich durch die fliegende niedere Stirn bedingte Mißbildung — als die Folge einer während des embryonalen Lebens stattgefundenen krankhaften Entwickelung der Schädelknochen zu betrachten sei, nicht aber als jene einer krankhaften Gehirnentwickelung.

Aus all dem ergiebt sich, daß es mit der scheinbaren Tier- oder Affenähnlichkeit dieses Schädels nicht weit her ist, denn es fehlt ihm derjenige charakteristische tierische Ausdruck, den Aurel v. Török treffend mit „la bête feroce“ bezeichnet. Es kann daher weder auf einen Rückschlag oder Atavismus, noch aber auf den Mangel der den Menschen vor den Tieren charakterisierenden Geistesfähigkeiten geschlossen werden.

Aus allem ergiebt sich auch, daß für die Entfaltung

Digitized by Google

des Großhirns nicht nur ein genügender Raum vorhanden war, sondern daß verhältnismäßig dieses auch ein mittelgroßes gewesen sei, welches in der Massenentwickelung seiner einzelnen Teile keine wesentliche Verminderung erlitt, wohl aber in seinen Formverhältnissen. Es fand demnach nur eine Verschiebung der einzelnen Abteilungen des Gehirns statt. Es dürfte demnach dieser katarrhine hyperchamäkephale Schädel von Szeged-Oethalom aller Wahrscheinlichkeit nach einem Individuum angehört haben, welches im vollständigen Besitze seiner Geistesfähigkeiten war, nur daß dieselben kaum über das Maß eines gewöhnlichen, mittelmäßig begabten Menschen hinausragten.

Wir haben hier nur eine dürftige Skizze aus der Fülle des Gebotenen geben können, einen wirklichen Begriff aber von dem Reichtum und Wert des Inhalts, von dem Fleiß und der Gründlichkeit der ausgezeichneten Arbeit wird man erst erhalten, wenn man die beiden Werke eingehender studiert; erst dann wird man inne werden, mit welch peinlicher Sorgfalt v. Lenhossék die Untersuchungen ausgeführt hat, für welche Gabe ihm die anthropologische Welt im höchsten Grade verbunden sein muß.

Schließlich dürfen wir aber auch zu erwähnen nicht unterlassen, daß der Verfasser mit der größten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit die zahlreichen Belegstellen anführt, eine Tugend, die leider nur zu oft vernachlässigt wird und deshalb ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient gegenüber der Rücksichtslosigkeit ungenauen Zitierens. Eine andere nicht minder anzuerkennende Tugend des Verfassers ist das lobenswerte Streben desselben, den Leistungen anderer stets nach Möglichkeit gerecht zu werden, jedem das Seine zu geben, ein Grundsatz, der leider auch nicht immer befolgt wird.

Da aber nichts in der Welt vollkommen ist, so ist es auch dieses Werk, indem mehrere Druckfehler sich recht unangenehm bemerklich machen, was besonders bei einigen Zahlenangaben recht störend ist. Der Korrektor hat jedenfalls den Verfasser sich nicht zum Muster genommen und sich dessen Sorgfalt zu eigen gemacht. H. O.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Goldminen von Honduras. Im November 1885 gelangten nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika Proben von Gold, welches angeblich aus den Goldlagern der Republik Honduras kam. Seither hat sich ein Mr. Rector, ein alter Bergwerkskundiger und Forscher aus Californien, an Ort und Stelle begeben und darüber folgenden Bericht erstattet: Die honduranischen Goldlager liegen im östlichen Teile der Republik, ungefähr 150 e. Mln. von der Küste des Atlantischen Ozeans. Die placeres oder Fundorte von Waschgold befinden sich am Ufer und in den Umgebungen des Flusses Guayape, eines der Nebenflüsse des Patuca, in einer wegen ihrer mineralischen Reichtümer bereits bekannten Gegend. Herr Rector hat den Guayape und seinen sandigen Grund auf einer Strecke von 50 e. Mln. untersucht und viele Placeres getroffen, wo der Sand eine Ausbeute von 10 bis zu 80 Hundertsteln Gold per Pan (ein landesübliches Maß) ergab. Die bergmännischen Arbeiten haben an einem Punkt begonnen, wo es nach langer Arbeit gelungen ist, den Lauf des Flusses abzuleiten. Hier hat man durch Abteufen den Fels in einer Tiefe von sechs Fuß in einer Schlamm- und Sand-Ablagerung gefunden und eine Goldausbeute von 7 bis 10 Piastern (Dollars) per Kubikyard geborgen — ein Ergebnis, welches demjenigen der reichsten Placeres in Californien gleichkommt. Der trockengelegte Teil des Flußbettes bedeckt mehrere Acres Boden, und nach den honduranischen Gesetzen hat jedermann das Recht, darin zu arbeiten. Das Klima ist daselbst sehr gesund und fieberfrei; die Temperatur am Fuß der Berge, wo diese Placeres liegen, schwankt je nach der Jahreszeit zwischen 45 und 75° F. Es bereitet sich nun angeblich eine Expedition in den Vereinigten Staaten vor, um dieses neue Goldland auszubeuten, worin die Einheimischen, sowohl wegen ihrer angeborenen Gleichgültigkeit und wegen der anscheinenden Entfernung der goldführenden Region wie aus Mangel am nötigen Kapital beinahe dem fremden Gewerbfleiß das Feld preisgeben. Wir lesen über diese mineralischen Schätze in der „Abeille de la Nouvelle-Orléans“: „Die Gold- und Silberminen von Honduras teilen sich in zehn verschiedene Distrikte, von denen jeder ungefähr 2000 bekannte Erzgänge umfaßt, ungerechnet die Niederlassungen, welche in der sogen. „Nordseite“, d. h. nördlich von den Cordilleren, liegen. Diese streichen von Ost nach West und scheiden das Land in einen nördlichen und südlichen Teil. Die alluvialen Ablagerungen, welche die fraglichen Niederlassungen bilden, haben eine Tiefe von 30 Fuß und bedecken einen Flächenraum von vier Meilen. Holz und Wasser sind daselbst im Ueberfluß vorhanden. Die Sachverständigen, welche die Goldregion im Departement Orlancho untersucht haben, erklären einstimmig, daß dieselbe ebensoviel Reichtümer enthalte als die besten Goldlager von Californien. Man könne daselbst große Kapitalien mit aller Sicherheit daran wagen, denn sie werden gute Einkünfte tragen. Die goldführenden Quarzgänge sind an den nördlichen und südlichen Abhängen in Menge vorhanden, während in der Mitte zwischen beiden die silberführende Region sich hinzieht, die mehr als 50 e. Mln. breit ist und von Osten des Landes nach Westen streicht. Die goldführenden Gänge enthalten viel von diesem schwerflüssigen Erz und in den Silbererzgängen findet man vorzugsweise Schwefelverbindungen und Bleiglanz. In vielen goldführenden Erzgängen findet man eine genügende Menge Silber, so daß man sie unter diesem Gesichtspunkte ausbeuten kann. Alle diese Bergwerke sind schon seit lange bekannt und erfreuten

Digitized by Google

sich eines hohen Rufes, als Honduras noch einen Teil des Vizekönigreichs Guatemala bildete, denn in Wirklichkeit lieferte Honduras vier Fünftel des Metallreichtums, den Spanien aus Zentralamerika bezog. Man erzählt sich hierüber wunderliche Dinge, welche man niemals glauben würde, wenn man nicht den Beweis dafür in den Archiven der Regierung fände. Das Bergwerk Claro Rico im Departement Choluteca, in der Nähe der Küste des Stillen Ozeans, lieferte Gold in solchen großen Mengen, daß die Krone Spanien bezweifelte, ob es wirklich auch Gold sei, und eine Kommission mit der Prüfung desselben beauftragte. Seither hatte man einen königlichen Schatzmeister angestellt, welcher dauernd bei dem Bergwerke verweilte, um das „königliche Fünftel", nämlich den Tribut, welchen alle Bergwerke dem König entrichten mußten, in Empfang zu nehmen. Dann kamen die Bergwerke von Guyabellas (sonst auch die „Minen des Spielers" genannt) in der Region Yuscarar, Departement Pariso, welche einst eine Revolution hervorgerufen hatten. Man könnte noch zwanzig andere, sämtlich sehr reiche, zitieren, welche sehr bedeutende Erträgnisse geliefert haben. Die Berichte über die Ausbeute dieser Bergwerke datieren aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts und sind vollkommen erhalten, aber es würde eine lange Arbeit erfordern, um sie zu klassifizieren und so zu ordnen, daß sie die neuen Unternehmungen sicher leiten könnten."

Wie kam es, daß diese Bergwerke vollständig verlassen und diejenigen, welche sie betrieben, vollkommen ruiniert worden sind? Dies vermag man sich nicht zu erklären, wenn man die Landesgeschichte nicht kennt. Die Unabhängigkeit des Staates, aus dem Jahr 1821 sich herschreibend, hat zahlreiche Revolutionen verursacht, während deren man, mit Erlaubnis der Regierung, die Pfeiler und Stützen der Gruben gestohlen hat. Diese stehengelassenen Pfeiler waren sehr reich und lieferten den Arbeitern den klarsten Teil von ihrem Gewinn. Das System der Ausbeutung oder des Abbaues war übrigens sehr ursprünglich und wenig einträglich, und heutzutage lohnt sich eine derartige Arbeit nicht mehr, wenn die Tonne nicht wenigstens für sechzig Dollars Gold abwirft.

Vor einigen Jahren hat man die Gesetzgebung bezüglich der Bergwerke verbessert und das chilenische Bergwerksgesetz angenommen. Die Regierung hat sich an das Kapital gewandt und ungeheure Konzessionen und Schürfscheine an Gesellschaften verliehen. Die einzige, welche ein gutes Ergebnis lieferte, ist diejenige von Mr. Thomas R. Lombard in New-York, bekannt unter dem Namen der „Gesellschaft des zentralamerikanischen Syndikats". Die Privilegien, deren diese Gesellschaft genoß, haben ihr erlaubt, sich der reichsten Bergwerke des Landes zu bemächtigen, und unter ihren Auspizien haben sich in New-York selbst neun Kompagnien gebildet, welche nun an der Arbeit sind und jene Bergwerke in großartigem Maßstabe ausbeuten. Um die Bergwerks-Industrie zu heben, hat die Regierung seit Jahresfrist eine eigene Straße bauen lassen, welche von der Küste des Stillen Ozeans ausgeht und bis in das Herz der Bergwerksgegenden eindringt; es ist die einzige praktikable Straße des Landes. — Die Bergwerksgesetze sind sehr freisinnig: Die Ausländer genießen dieselben Rechte wie die einheimischen Staatsbürger in Betreff des Eigentumsrechts der Bergwerke, und die Regierung erteilt gern Privilegien an solche, welche darum nachsuchen und in der Lage sind, Kapitalien nach Honduras hereinzuziehen. Die Ausdehnung eines zu erlassenden Schürfscheines beträgt gewöhnlich 250 Varas in der Länge und 100 bis 300 Varas in der Breite, je nach der größeren oder geringeren Tiefe der Grube. Eine Vara hat ungefähr 32 e. Zoll oder 0.838 m. (Die Vereinigten Staaten von Zentralamerika haben übrigens nun das metrische System eingeführt). Ein einziger Erzgang verteilt sich übrigens oft über mehrere Bergwerke. Ein- und Ausfuhr für Rechnung der Bergwerke bezahlen keinen Zoll. Die Arbeit von vier Männern genügt, um sich den Besitz eines Bergwerkes auf unbestimmte Zeit zu erhalten. Die in den Bergwerken beschäftigten Eingeborenen sind vom Militärdienste befreit. (G. g.)

* Die russischen Stationen im fernsten Osten. Die Nachrichten über die russischen Niederlassungen im fernen Asien kommen uns nur spärlich zu, und daher dürften nachfolgende, dem Logbuch eines deutschen Kanonenbootes entnommene Notizen nicht ganz ohne Interesse sein. Das genannte Schiff hat Wladiwostok, Korsakowsk auf der Insel Sachalin und Petropawlowsk in Kamtschatka besucht. Wladiwostok, welches früher nur von einigen Mandschu-Fischern bewohnt wurde, ist nun ein Kriegshafen geworden, welcher in einem gegebenen Augenblick eine wichtige Rolle zu spielen berufen sein dürfte. Die Bucht ist tief und vollkommen zugänglich, sie wird verteidigt durch Redouten, welche mit grobem Geschütz besetzt sind, und durch unterseeische Minen und Torpedos. Die in bequemen und soliden Gebäuden untergebrachte Garnison besteht aus 1500 Mann Infanterie vom Landheer, Artillerie und Genietruppen. Das neue Arsenal mit seinen Docks gestattet auch die größten Schiffe trocken zu legen und alle wünschenswerten Ausbesserungen an ihnen vorzunehmen. Die Bevölkerung besteht aus 6000 Seelen, wovon die Hälfte Mandschus. Der Handel beläuft sich auf vier Millionen Rubel jährlich und ist in den Händen von Deutschen. — Korsakowsk, die bedeutendste Oertlichkeit im südlichen Teil der Insel Sachalin, enthält 1400 Deportierte, wovon nur 400 interniert sind, die anderen aber die Befugnis haben, sich ihren Wohnsitz selbst zu wählen. Die Insel ist in drei Bezirke eingeteilt und diese stehen unter dem in Alexandrowsk residierenden Generalgouverneur. Der einzige Handel besteht in der Ausfuhr einer Lachsart, die von Japanern gefangen und in einer Menge von etwa 3000 Tonnen jährlich ausgeführt wird. — Petropawlowsk hat nur etwa 500 Einwohner und besteht aus 89

Digitized by Google

hölzernen Häusern, drei Kirchen, einer Schule und den Lagerhäusern, worin die Regierung und die Privaten ihre Waren aufspeichern. Die Regierung verkauft zu festen Preisen, ohne jedoch den Mitbewerb auszuschließen, Mehl, Blei, Schießpulver, Salz u. s. w. Der einzige Ausfuhrartikel sind Pelze, nämlich die Felle von Eisbären, Zobeln, Wölfen, Füchsen, Fischottern u. s. w.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Bei der Großartigkeit des Waldes vermißt man einzelnes früher in Waldungen Gesehenes nicht. Es fehlen hier der Bambus sowie die charakteristischen von allen Bäumen herabhängenden Wurzelstricke des Philodendron de Imbé, die zwar noch vorhanden, aber weniger stark entwickelt sind. Andere neue Formen sind um so ausgebildeter und zahlreicher. Die riesigen Blätter der Pindova beschäftigen beständig die Aufmerksamkeit, denn kaum daß ein eigentlicher Stamm sich gebildet, reichen die Blätter schon acht bis zehn Meter hoch in die Lüfte, mit einer Stieldicke am untern Ende von 15 Centimeter. Die Blütenscheiden (der Kolben) dieser Palme dienen zu Trögen u. dgl. Eine andere, gleichfalls große Dimensionen annehmende Palme ist die Anaja oder Inaja (Maximiliana regia *M.*) durch ihre nach fünf Richtungen gewachsenen Blätter kenntlich, wodurch sie, von unten gesehen, eine pentaedrische Figur zeigt. Unter allen Palmen aber wohl die nobelste, wenn auch weniger vorkommende Erscheinung ist die Buriti (Mauritia flexuosa oder vinifera), Weinpalme. Sie erhebt sich königlich über alle anderen, um durch ihr großes Fächerblatt nicht zwergig zu erscheinen. Sie steht gewöhnlich isoliert und an freien Orten, gleichsam um sich im Gefühl königlicher Majestät von den übrigen ihres Geschlechtes abzusondern. Ferner die Bacaba, Oenocarpus, die sich leicht durch ihre zweizeilige Blattstellung verrät. Sodann die stets jugendlich prangende Jussura (Euterpe edulis). Die Früchte dieser, sowie der vorhergehenden Art, dienen zu einem köstlichen chocoladeartigen Getränk, das täglich genossen wird. Bactris- und Astrocaryum-Arten bilden die niederen Palmen; sie sind die einzigen der ganzen weitverzweigten Gruppe, die durch ihre zahlreichen Stacheln ein abschreckendes Ansehen haben.

Die sogen. Affentreppen (Bauhinia) mit den bandförmigen rechts und links zickzackartig gewundenen Stengeln sind besonderer Beachtung wert. Wenngleich in Brasilien (auch in Mittelamerika) stark verbreitet, so sind sie doch selten in solcher Vollendung wie hier zu sehen. Diese bandförmigen Stengel erweitern sich in gleich fortgesetzter Regelmäßigkeit bis zu den Kronen der höchsten Bäume hinauf und sind zahlreich unter einem Baume vereinigt. Oft winden sich mehrere derselben zu einem einzigen, wohl fußdicken Tau zusammen, daß man an ihnen wie an einem Strick emporklettern könnte. Man nennt sie hier Schildkröten-Sipo, „Sipo da Jabuti" — eine läppische Anspielung, als ob die unbeholfenen Schildkröten selbst sie sollten als Kletterseil benutzen.

Nur zu kurz und schnell vorübergehend sind diese Genüsse, denn schon wirds im Walde lichter und wir betreten ein freies, zirkelförmig ausgeschnittenes Parterre, in dessen Mitte, einsiedlerartig, die Wohnung des Herrn Procopio sich erhebt. Wie so einsam! So recht in die Mitte des tiefsten Waldes versenkt! Hier fühlte ich mich wohl und behaglich; wohler wie in den Städten und inmitten des geräuschvollen Lebens und Treibens einer größeren Bevölkerung! Ich hatte den dichtesten, reichbegabten Urwald um mich, konnte ihn nun täglich nach anderen Richtungen durchstreifen, und nie kehrte ich ohne reiche Beute heim! Von den Kronen der Bäume bis zu dem Boden hinab spendet eine Kletterpflanze, ein Parasit, ihre kostbaren Schoten, die Vanille; von dieser existiert jedoch noch eine benachbarte mit kleinen, 5—6 cm. großen Schoten, die nicht aromatisch sind. Jene gebräuchlichen sind 15—20 cm. lang und voll der feinsten Samenkörner; sie werden jedoch nur gelegentlich gesammelt und nicht anders als medizinisch verwendet (als Thee gegen Husten). Die so geschätzte, als Chokoladegewürz gesuchte Art muß lediglich eine kultivierte sein. Ich fand in der hiesigen Vanille, obwohl sie viel Aroma hat, nicht die bekannte Güte. Auch die wohlriechende Tonka-Bohne, den Schnupfern wohl bekannt, liefert der Wald. Sie ist in einer steinharten Hülle enthalten, die nur mit Gewalt aufgesprengt werden kann. Der Baum bezeichnet in seinen Blättern schon etwas absonderliches, denn als zu den Leguminosen gehörig, haben diese doch eine eigentümliche, abweichende Gestaltung. Eine wilde Cacao-Art, in ihrem Blätterschmuck schöner als die kultivierte (Theobroma Cacao), indem das Blatt größer und unterseits silberweiß erscheint, erregte meine Aufmerksamkeit. Die Früchte sind kleiner und werden wie jene zu einer Art Limonade und ähnlichen Süßigkeiten verwendet; jedoch gilt dies nur von dem die Samen umschließenden Fleische. Die von den Europäern so geschätzten Bohnen werden hier nicht beachtet und weggeworfen und kaum ist der eigentliche Wert im Innern des Landes bekannt, obschon sich in Maranhaõ drei Chokoladefabriken befinden. Nur einfach als Aufguß zum Thee finden sie eine Verwendung.

Die Familie der lorbeerartigen Gewächse ist hier sehr zahlreich vertreten, durch ihre Früchte wie durch ihr Holz gleich nützlich. Ein interessantes Glied derselben ist die Abacate (Persea gratissima), deren Frucht uns beweist, daß das Produkt der Kultur eine Veränderung erfahren hat; denn bei dieser ist die Frucht normal birnförmig, während sich bei der wildwachsenden das spitze Ende zu einer fast herzförmigen Krümmung verlängert. Im Geschmack jedoch ist die wildwachsende so gut wie die kultivierte.

Ein hoher Baum aus der Familie der Canellaceen ist die Platonia insignis, Lacury genannt, deren süßer, pikanter Samenmantel, wie auch der einer kleinfrüchtigen Spezies, Lacury-pari, zu Limonaden dient. Eine eigentümliche kindskopfgroße Frucht ist der Cupu, etwa 15 cm. lang und 10 cm. breit, deren holzharte dünne Rinde eine Menge Samen in weißem Fleisch birgt. Diese wie jene Lacury wird zu gleichem Zwecke verwendet. Die Verwendung von Früchten zielt hier überhaupt vielfach auf Limonaden ab. Und sollte das auch nicht in einem Lande, das unter dem Aequator liegt, so sein, wo doch durstige Kehlen zu den Alltäglichkeiten gehören? Die Limonaden, wie überhaupt die Refresco- (Erfrischungs-)Bereitung könnten ein eigenes vollständiges Studium ausmachen. So unzählig die Materialien sind, so verschieden ist auch die Art und Weise der Zubereitung. Wir werden später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Der Cupu-Baum wächst nur sehr vereinzelt, da seine Frucht zu schwer ist, eine allgemeine Verbreitung begünstigen zu können; auch bleiben die Samen nur kurze Zeit keimfähig. Man findet den Baum auch in Kultur.

Der Melonenbaum, auch Papaw (Carica Papaya) genannt, mit seinen großen, kühlen und wohlschmeckenden Früchten, welcher durch ganz Brasilien kultiviert wird, wächst hier wild. Amaeju, mit schön roter, genießbarer Frucht, Pindaiba und Biriba sind Glieder aus der Familie der Anonaceen, die hier viele Vertreter hat. Auch die zuckersüße Grafenfrucht, sonst meistens nur kultiviert anzutreffen, wächst hier häufig wild, ebenso auch Anona palustris, mit ihren schweren, die Zweige herabbeugenden Früchten.

Noch haben wir den Blumenschmuck des Waldes wenig berührt. Wahrhaft schöne Erscheinungen sind Gustavia brasiliana

Digitized by Google

und Oxyanthus speciosus, erstere Janiparanda, letztere Angelica benannt. Der Name Angelica ist nur eine reine Lieblingsbezeichnung der Brasilianer für verschiedene Blumen; man findet sie meistens auf die radförmigen, weißen, duftenden Blumen angewendet, wie Rubiaceen und Apocyneen. Die Blumen beider Pflanzen dürften als die schönsten und edelsten bezeichnet werden. Die der letzteren bildet einen großen aufstrahlenden Stern und strömt den köstlichsten Duft aus. Sie werden von den Schönen des Landes begierig gesucht, um als Schmuck in den Haaren zu glänzen; auch schmückt fromme Andacht die Bilder und Statuen der Heiligen damit — ein Schmuck, der täglich erneuert und endlich durch andere Blumen ersetzt wird. Die Kapseln der Janiparanda findet man stets mit Ameisen erfüllt, denen nach dem Marke gelüstet. Viele schönblühende Schlingpflanzen, wie duftende Echitis-Arten, großblütige Passifloren, Ipomäen und Bignonien fesseln unsere Aufmerksamkeit. Ueberhaupt ist das häufige Vorkommen von Schlingpflanzen aller Art charakteristisch; sie scheinen uns zu belehren, daß sie nach dem Aequator hin ihrem Maximum entgegengehen. Cucurbitaceen und windenblütige Pflanzen nehmen den ersten Rang ein; so zählte ich gegen 80 Arten Bignonien. Aus der Familie der schmetterlingsblütigen Pflanzen sind besonders Cassien, die einen reichen entzückend schönen Flor entfalten, zu erwähnen. Zu den Pflanzen, die sich namentlich durch Blattform auszeichnen, gehören die Aroideen, Heliconien und Maranten. Von letzteren ist nur die rot- und weißliniert-blätterige Spezies häufig. Die Aroideen repräsentiert eines der seltsamsten Gewächse, Amorphophallus bulbiferus, dessen horizontale vierteilige Blätter auf einem einzigen hohen Stengel ruhen, daß es den Anschein hat, als habe die Pflanze nur ein Blatt, eine der merkwürdigsten Pflanzen dieser Familie. Der bald niedrigere, bald höhere Stengel (ich sah ihn über 1 m. hoch) ist schlangenartig gefleckt und hat den Finder schon oft glauben gemacht, es richte sich eine Schlange vor ihm auf. Ebenso seltsam ist die Blume in Gestalt eines Kolbens, wie unser deutscher Aron, jedoch mit einem mächtigen kupferbraunen Helm umgeben. Die übelriechenden Blumen erscheinen nicht wie im allgemeinen vor dem Ausbruch der Blätter, sondern erst, wenn diese absterben. Das Hauptorgan bildet eine schwere, halbrunde Knolle, auf deren flacher obenliegender Seite sich die junge Brut ansetzt. In anderen Ländern finden die Knollen Kultur und medizinische Verwendung, wovon hier jedoch nichts bekannt schien. Die pfefferartigen Pflanzen, Piper und Peperomia, haben hier gleichfalls ihre meisten Vertreter versammelt. Wir finden Piper peltatum, Piper umbellatum und Piper Jaborandi. Die letztere Pflanze besitzt in ihren Wurzeln eine flüchtige Schärfe, jedoch angenehm wirkend und findet medizinische Anwendung. Von den Landleuten wird im Hausgebrauch ein Aufguß davon bei Hunden und Pferden benutzt, um, wie man sich ausdrückt, die Faulheit auszuziehen (tirar preguiça). Die Tiere werden darnach lebhaft und zum Jagen geeignet.

Die Kulturländereien des Herrn Procopio liegen etwas weit entfernt, da er die Schonung des Urwaldes in einem breiten Gürtel um sein Haus herum sich vorbehalten hat. Hauptgegenstände auf denselben sind Mandiocca, Zuckerrohr und Baumwolle; nächstdem Ricinus, Bananen und Jerzelie (Sesamum orientale), aus dessen feinen Samen ein Salatöl gepreßt wird. Sie sind süß wie Mohn und befetten durch bloße Berührung Papier ꝛc. Ein kleines Gärtchen lag neben dem Hause, in welchem verschiedene Blumen, wie Zinnien, Tagetes, Gomphrema, Ipomäa, Gardenia florida, sowie Ananas und eine rotfrüchtige Abacate gepflegt wurden. Auf einem Gerüste von Balken wachsen, in Körbe gepflanzt, verschiedene Küchenpflanzen, wie Lauch, Petersilie, Raute, Majoran, Thymian und spanischer Pfeffer. Der spanische Pfeffer ist immer eine Hauptsache und darf nie in Haushaltungen fehlen, um das Essen zu würzen. Man baut solche luftige Gärtchen einesteils, um die Kräuter in der Nähe haben zu können, und anderenteils, da nur Wenige einen gut eingefriedigten Garten besitzen, zum Schutz vor dem zahlreichen Hausgeflügel und selbst den vierbeinigen größeren Gesellen, die überall ohne Ueberwachung umherlaufen. Dies mag neben anderem auch ein Grund sein, warum man so wenig Geschmack an der Unterhaltung von Gärten im allgemeinen findet. Dem Gedeihen der Gartenpflanzen setzen sich noch andere zahlreiche Feinde entgegen. Die dem Boden anvertraute Saat wird schon, ehe sie aufläuft, von verschiedenem, kaum sichtbarem Ungeziefer heimgesucht. Viele Samen bringen schon aus ihren Schoten und Kapseln die verderblichen Lebensfeinde mit, und entwindet sich glücklich etwas dem Boden, so lauern schon andere Grünfresser-Insekten auf das junge Laub. Selbst in vorgerücktem Zustande, wenn eine Pflanze mit Stamm und Krone stattlich dasteht, ist noch das Leben derselben gefährdet. Da wandern noch ganze Scharen Ameisen zum Stamm hinauf und entblättern in einer Nacht den Baum, oder es hat sich ein Zug Heuschrecken, deren es unzählige Arten in Brasilien gibt, aus der Ferne den Baum zum Raub auserkoren. Vor diesen ist dann so leicht kein Schutz; vor den Ameisen kann man sich jedoch in vielen Fällen auf sinnreiche Art verwahren, indem man den Stamm mit einer ringartigen Schale umgiebt, die fest auf den Boden angedrückt wird und mit Wasser gefüllt ist. Natürlich muß das Gefäß um dem Stamm herum gelegt werden, so lange dieser noch jung ist.

Werfen wir noch einen Blick auf den Hof, wenn wir den die Wohnung umgebenden freien, mit Gras bestandenen Raum so bezeichnen wollen, und der dem Vieh zugleich als Weide dient, so finden wir daselbst eine Reihe von Cocosbäumen, Casuarinen und Terminalien, die sämtlich sorgfältig eingehegt sind. So erfordert jede Pflanzung im großen wie im kleinen eine sichere Einfriedigung gegen Eindringlinge irgend welcher Art. Man begnügt sich nicht mit drei Pfählen in aufrechter Stellung den Baum zu umgeben, nein, man baut ein förmliches vierseitiges Gerüst, so fest, daß selbst ein wilder Stier nicht imstande wäre, dasselbe umzurennen. Wo eine größere Baumpflanzung beabsichtigt wird, bringt man einen das Ganze umschließenden Zaun an. Nur wenige Liebhaber fand ich jedoch unter der Menge der Ackerbauer, die im Stillen ihr Vergnügen an der Zucht ausländischer Baumarten finden.

In den ackerbaulichen Wirtschaftsgebäuden belehrte ich mich über eine neue Art der Bereitung des Mandiocca-Mehls. Lange schon war es mir aufgefallen, daß das Mehl in der Provinz Maranhaõ von besonderer Beschaffenheit ist, härter, gelber und mehr zusammengelaufen, wie jenes bisher gekannte. Der Grund liegt lediglich in der Behandlungsweise, nicht im Klima, Boden ꝛc., wie man leicht glauben könnte. Die Knollen werden vor dem Gebrauche einige Tage in Wasser gelegt, damit sie dieses anziehen und die Giftstoffe löslicher werden. Sodann drückt man sie mit den Händen aus und verfährt nun nach der allgemeinen Methode, indem man sie nämlich auf die Reibe bringt, den Brei auspreßt, das so erhaltene Produkt aussiebt, um das Gröbere abzusondern und dann röstet. Nur ist der Prozeß des Pressens in hiesiger Gegend verschieden, jedoch ohne unterscheidenden Einfluß auf die Güte des Mehles zu haben. Er ist einfacher aber sinnreicher in seiner Einrichtung. Man bringt die geriebene Masse nicht, wie gewöhnlich, in Körben unter eine durch Schrauben getriebene Presse, sondern in rohrgeflochtene Schläuche, die man mit dem einen Ende in der Höhe eines rahmenartigen Gestelles befestigt und das untere Ende mit einem schweren Balken in Verbindung setzt. Somit entsteht ein beständiger Zug nach unten, der nicht nachläßt, so lange der Balken nicht die Erde berührt. Das Gewicht des Balkens preßt die Säfte schnell aus, sie entweichen durch die Maschen des Rohrschlauches und fließen in einen unterstehenden Trog ab. Dieses Verfahren ist weniger kraftanstrengend, wie der durch Hebel bewirkte Schraubendruck, ent-

Digitized by Google

wässert aber freilich auch nur geringere Quantitäten, da ein Schlauch nur den zehnten Teil eines Korbes aufnimmt. Bei größerem Betriebe ist daher das Verfahren mit Körben und Schraubendruck zweckmäßiger. Das härtere dunklere Mehl steht höher im Preise, vermutlich, da es sich mehr verdichtet hat und sich länger hält als das weiße.

Um den Leuten bei der Arbeit zuzusehen, muß man gewöhnt sein, überhaupt Leute nackt sehen zu können. Auf dem Lande mehr als in den Städten entschlägt sich der Schwarze der Kleidung, gleichviel welchen Geschlechts; nur ein Tuch, ein Lappen um die Lenden ist häufig das Mittel, welches anzeigen soll, daß noch nicht alles Keuschheitsgefühl erloschen ist. Glaubt sich ein beim Waschen beschäftigtes Frauenzimmer allein unter schattigem Buschwerk versteckt, so wirft sie selbst ihr letztes, den Unterrock, ab, qualmt mächtig dazu aus einer Pfeife und ergiebt sich um so bequemer ihrer Arbeit. Die Jahre, in denen die Kinder der Schwarzen daran denken, sich zu kleiden, stehen hier weit hinaus. Man sieht zwölfjährige Burschen noch buchstäblich nackt unter den Augen ihrer gebildeten Herrschaft umherlaufen und Aufwartung machen ꝛc. — für große Sklavenbesitzer eine Gunst des Himmels, daß sie mit wenigen Ellen Zeug ihre Sklaven ein Jahr hindurch kleiden können.

Nachdem ich von der urwäldlichen Besitzung des Herrn Procopio nach Vianna zurückgekehrt war, sah ich mich nach einem Boot um, meine Reise ins Innere nach Monçao und Saõ Pedro fortzusetzen. Ich erhielt unerwartet Reisegesellschaft, da sich noch zwei Passagiere einfanden, die einen Sklaven dorthin verkaufen wollten. Dies vermehrte sogleich unsere Ruderkraft, denn wenn ein Schwarzer auf dem Transporte nicht gebunden ist, ist er zu jeder Arbeit verpflichtet. Die Gegenwart eines zu verhandelnden oder mit Fesseln belegten Schwarzen macht auf den Europäer immer einen traurigen Eindruck, zumal wenn er während des Transportes nicht einmal freie Stunden haben soll. Die gefesselten Sklaven sind jedoch der Regel nach Gefangene oder höchst Widerspenstige. In der Provinz Maranhaõ, auch in Pará, wo von jeher die Schwarzen im Uebergewicht zu der weißen Bevölkerung standen, hat man häufiger Gelegenheit, diese schwarzen Verkäufe oder Arrestationen wahrzunehmen.

Wir brachen früh Morgens 3 Uhr auf. Es war eine herrliche Tropennacht, vom Mondlicht erhellt, die uns leider aber bald durch die Moskitos verkümmert werden sollte. Das Boot glitt mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles über den ruhigen Spiegel des Sees hin und doch nicht schnell genug, um den Peinigern zu entgehen. Wir sahen viele Fischer in Kähnen mit Netz und Angel beschäftigt, ein Gewerbe, das stets bei Nacht ausgeübt wird, da der Fang dann um so reicher ausfällt und die Beschäftigung in der Kühle weniger ermüdend ist. Sie mußten ebenso wie wir die Plage der Moskitos geduldig bis Sonnenaufgang aushalten, der hier in der Aequatorialzone lange auf sich warten läßt. Mit den ersten Strahlen der Sonne weicht dann wie ein Zauber das ganze Heer der Moskitos, hier zu Lande speziell und passend Prayas genannt, was gleichbedeutend ist mit Plage. Dann aber erwacht eine andere Art kleinerer, jedoch unschädlicher Fliegen, die sich in solchen Massen auf die Kleidung und Wanddung des Kahnes warfen, daß sie diese gänzlich bedeckten. Sie sind von ganz abweichender Färbung, rostbraun und breitflügelig. Als ich eines Morgens in reiner weißer Kleidung über Wasser einen Besuch machte, wurde ich von diesen Tierchen so umwimmelt, daß ich kein Auge aufzuheben vermochte. Durch die geringste Bewegung zerdrückten sich in den Falten und Winkeln der Kleidung eine Menge darin befindlicher Tiere, wodurch allenthalben Flecken entstanden, so daß ich mich genieren mußte, so ans Land zu gehen. Unter dem Andrange dieser Insekten, der wirklich ans Fabelhafte grenzt, muß man sich ruhig wie angeleimt im Kahne verhalten, denn jede Bewegung ruft einen wahren Aufruhr unter den Tierchen hervor. Zum Glück haben alle derartigen Plagen eine sehr beschränkte Periode, nicht allein während der Jahreszeit, sondern auch während der Tagesstunden, denn kaum daß die Sonnenstrahlen erwärmend wirken, so ziehen sich auch diese Tiere wieder unter den Schatten des Laubes zurück. Die übrige Zeit des Tages ist man ziemlich frei von all den verschiedenen Insekten, ausgenommen, man müßte sich an die Orte ihrer Schlupfwinkel begeben.

Um 9 Uhr wurde eine kleine Rast gehalten. Ein jeder machte sich nach seiner Weise zu schaffen. Der eine ging mit einer leichten Vogelflinte umher, einen Vogel zu schießen, der andere ließ sich die Guyaven trefflich munden, während ich mit Hülfe meines Waldmessers zu den einzelnen Sträuchern zu gelangen suchte, die gerade im Samen standen Die Ufer sind hier reich und üppig bewachsen. Inga- und Ficus-Bäume neigen sich über die Fluten hin und unter ihnen im Schutze der großen Kronen gedeihen blühende Sträucher und Schlingpflanzen. Gemeinschaftlich wachsen hier der Orlean (Bixa Orellana) mit malvenartiger Blume und hochgelb blühende Allamanden; Cassien mit weißblühenden, duftigen Oxyanthus und Banhinien durchwoben und zum größten Teil überschattet von Bignonien und Cucurbitaceen, sind hier die häufigsten Erscheinungen.

Im Boot wurde nun eine Tolda aufgebaut, ein Dach zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen. Dies bewährte seinen Nutzen, wenn auch anders, als wir erwartet hatten, indem es heute ausnahmsweise früher zu regnen begann. Nachmittags 3 Uhr erreichten wir die Fazenda des Herrn Antonio de Coelho, mein heutiges Reiseziel. Da Monçao zu weit lag, um es in einem Tage zu erreichen, so war ich deshalb bereits in Vianna mit Empfehlungsbriefen nach dieser Fazenda versehen, von wo aus ich mein Reiseziel zu Wasser und zu Pferde beenden konnte. Meine Reisegefährten fuhren noch weiter und verhandelten ihren Sklaven zu 1230 Milreis (etwa 3000 Mark). Der Sklave war in den zwanziger Jahren und kräftiger Natur; das Geschäft sollte daher nicht gut ausgefallen sein, denn der Preis eines starken brauchbaren Sklaven beträgt hier 1500—1600 Milreis. Mehr aber gewinnt der Besitzer noch, wenn er ihn nach Rio de Janeiro sendet, wo man 2000 Milreis zu zahlen pflegt.

Die Fazenda, auf der ich mich befand, stand ziemlich zu zwei Dritteln unter Wasser und auch das übrige war sumpfig, daß man nicht imstande war, zehn Schritte trockenen Fußes zu gehen. Noch dasselbe Bild der Trostlosigkeit, wie in Vianna! Ganze Distrikte stehen halb unter Wasser, so daß man nur mühsam auf beständigen Umwegen trockene Passage hat. Nur mit Hülfe guter Wasserstiefeln, mit Pferden oder Kähnen gelangt man sicher von einem Ort zum andern. Die Bewohner dieser Gegend betrachten diese allgewohnte Sache kaum als ein Uebel. Das Reisen zu Pferde und zu Fuß wird sehr erschwert und verzögert, um so mehr aber durch Befahrung der Flüsse abgekürzt, welche daher auch zur Regenzeit allen anderen Transportmitteln vorgezogen wird. Zur Sommerzeit hingegen würde sich niemand der Wasserfahrt bedienen, da man den starken Windungen der Flüsse nur mit großem Zeitverluste folgen könnte. Nach Abzug des Wassers lohnt kräftiger Graswuchs die sechsmonatlichen Entbehrungen überschwemmter Wiesen reichlich. Das Vieh hatte sich bis dahin auf den gangbaren Weideplätzen hinreichend ernährt, da tägliche Regen den Graswuchs begünstigten. Nach Verlauf der Regenperiode verläßt es den bisherigen Aufenthalt und graft nun während der kommenden Sommermonate die überschwemmt gewesenen Teile ab; eine treffliche, von der Natur gebotene Wechselwirtschaft! Die Fazenda zu sehen, wie sie ringsum von Wasser umgeben war, bot keineswegs den traurigen Anblick einer Ueberschwemmung; im Gegenteil, die schönsten Landschaften traten dadurch zu Tage. Ein mit den Regenverhältnissen des Landes Unbekannter würde die weite Wasserfläche für einen einzigen, mit vielen Ausbuchtungen geschmückten

Digitized by Google

See gehalten haben, in dem verschiedene mit Wald und Capreira bestandene Erhöhungen Inseln bildeten.

Einige kleine Exkursionen, die ich auf den nächsten Tag in die Umgegend beabsichtigte, hätte ich unter solchen Umständen nur zu Pferde oder mit einem Kahne machen können, wenn mich überhaupt nicht ein anhaltender Regen daran gehindert hätte. In dem Hause des Herrn Antonio de Coelho bemerkte ich die ersten Anzeichen der benachbarten Indianerhorden. Es waren acht Mädchen aus dem Stamme der Guiajaras daselbst in Arbeit, die mir einerseits als Rasse, anderseits als Muster von Ausdauer besonderes Interesse erweckten. Sie sind blaß-kupferfarbig und untersetzt, breitschulterig und von starkem, muskulösem Bau; das nicht sehr lange Haar ist glatt und schlaff herabhängend, das Gesicht breit, der große breite, nach oben gezogene Mund trägt einen bittern Zug; die Augen sind blau und der Blick ist finster und schweifend. Sie gehen, wie alle Farbigen des Landes, bis auf die Umhüllung der Hüften oder eines dürftigen Oberrockes nackt. Die Frauen sind mehr zur Arbeit geneigt und ausdauernder als die Männer, eine Beobachtung, die man bei vielen wilden Stämmen macht. Sie sind stark, verstehen zu arbeiten und diesen Wert bedeutend durch Ausdauer zu erhöhen, eine Eigenschaft, die sie sich durch ihr Waldleben, das sie mit beständigen Hindernissen kämpfen läßt, erworben haben. Sie arbeiten für einen geringen Lohn, 6 Milreis den Monat, nebst Beköstigung und Kleidung. Was letzteres sagen will, vermag man aus dem obigen zu ermessen. Da sie nicht zu Ausgaben genötigt sind, so sollte man bei ihrem wirtschaftlichen thätigen Sinn erwarten, daß sie ihr erworbenes Geld auf Ersparnisse anlegten. Aber nichts weniger als das. Auch den Kindern des Waldes hängt die Neigung an, sich zu schmücken, Sonntags in guten Kleidern zu gehen, sich selbst mit Gold- und Perlenschmuck zu zieren.

Der interessantere Teil der Reise stand mir nun noch bevor. Ich wählte auf Anraten des Herrn Coelho die Wasserstraße, da man zu Pferde, wenn schon kürzer, beständig im Schmutz trabt. So fuhr ich denn am dritten Tage in einer Canoa mit zwei Ruderern ab. Während der Fahrt befanden wir uns mehr auf überschwemmtem Camplande, als auf dem eigentlichen Flusse, bald rechts, bald links von demselben abweichend. Rings, wohin das Auge blickt, ist der Wasserspiegel stets durch die darauf wachsenden Pflanzen begrenzt, nirgends erblickt man einen Ausweg; nur das kundige Auge des Canoeiro findet den Weg durch die schwimmende Vegetation. Eine interessante Abwechslung bringen uns größere und kleinere Waldpartien, die, vom Wasser umgeben, ebenfalls das Ansehen von Inseln haben und die oft genug umgangen oder auch durchschnitten werden müssen, wobei den Canoeiros ihr großes Waldmesser (Facaõ, in Form eines Infanteriesäbels) gut zu statten kommt, indem sie sich damit Bahn brechen. Dies Instrument ist um so notwendiger, als hier meist stachelige Palmen und Mimosen das untere Dickicht bilden. Sehr lästig, ja oft unüberwindlich und zu Umwegen nötigend werden die schwimmenden Pflanzen durch ihre Massen, die bald weite zusammenhängende Wiesen, bald mehr oder weniger große Inseln bilden und allemal von Vögeln verschiedener Arten belebt sind, welche von den Blättern derselben sich nähren oder auf Fische lauern. Diese Pflanzen sind auf das Verschiedenste und anmutig gruppiert; zwischen die größeren drängen sich die kleineren, alle Zwischenräume werden ausgefüllt und das Ganze hält brüderlich in schöner Harmonie zusammen. Man kann sich nichts reizenderes denken, als die schwimmenden Blumenbeete. Und welch eigentümlich schöne Formen in allen Einzelheiten, im Bau der Blätter, der Blumen und selbst der Wurzeln! Welche Zartheit, welcher Duft ruht nicht auf ihnen! Die Natur hat hier, wie im Dunkel der Urwälder beim Bau der Orchideenblüten, ihre ganze formenreiche Phantasie erschöpft. Ein wahres Studium bietet die Betrachtung der schöngeschweiften Formen der Blattumrisse! Wahrscheinlich sind sie nicht ohne Einfluß geblieben auf die Geschmacksrichtung des Volkes; dem hier üblichen Ruder scheint die Blattform der Pistia zum Modell gedient zu haben.

Meine Absicht war, heute nicht weiter zu reisen, als zur Fazenda des Herrn Eduardo Trindade, indem ich somit einer Einladung dieses Herrn folgte, den ich während der Reise auf dem Dampfboote kennen gelernt hatte. Wir langten bei dieser Fazenda, die eine Stunde von Monçao liegt, nach achtstündiger Fahrt um 2 Uhr Nachmittags an. (Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

* Avalos, Don Jose Miguel: Die Kunst, die spanische Sprache schnell zu erlernen. Kurzgefaßte theoretisch-praktische Anleitung, die spanische Sprache in kürzester Zeit durch Selbstunterricht sich anzueignen. Unter Mitwirkung von Dr. F. Booch-Arkossy. Wien, A. Hartleben. — Das vorliegende kurze Lehrbuch der spanischen Sprache bietet wirklich eine sehr praktische und knappe Methode dar, sich in sehr kurzer Frist diese Sprache durch Selbstunterricht anzueignen, und zwar mit besonderer Rücksicht auf Konversation, Lektüre und Korrespondenz, und bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Methodik, welchen wir im Interesse der allgemeinen Bildung mit Freuden begrüßen. Das kleine, ungemein lehrhafte Buch bildet den 5. Teil eines Sammelwerkes unter dem Titel: „Die Kunst der Polyglottie", das sich den Zweck setzt, durch eine auf Erfahrung gegründete neue Methode und Anleitung das Mittel zu liefern, sich jede Sprache in kürzester Zeit und in Bezug auf Verständnis, Konversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht anzueignen — ein Unternehmen, das wir mit Freuden begrüßen, falls auch die anderen Teile dem vorliegenden an praktischer Anordnung und lehrhaftem Gehalte gleichen.

* *Ungaro de Montelase*, Prof. Dr. F.: Leyendas españolas. Spanisches Lesebuch, ausgewählt aus den besten spanischen Schriftstellern und mit deutschen Erklärungen herausgegeben. Leipzig, U. Kracht, 1887. — Da wir seit dem leider nun vergessenen spanischen Lesebuch von Victor Aimé Huber eigentlich kein wirklich gutes spanisches Lesebuch mehr bekommen haben, so füllt das vorliegende kleine Lesebuch eigentlich eine sehr schmerzlich gefühlte Lücke um so besser aus, als es durch seinen gedrängten und gut gewählten Inhalt und besonders durch die als Einleitung dazu gegebene Phraseologie, welche den zur alltäglichen Umgangs- und Zeitungssprache erforderlichen Wörterschatz nebst einer Anzahl Castilismen umfaßt, die Erlernung der spanischen Sprache wesentlich erleichtert und sich auf diese Weise besonders für Handelsbeflissene und solche eignet, welche nicht zu litterarischen oder philologischen Zwecken, sondern lediglich für das praktische Leben Spanisch erlernen wollen. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen mit dem vorerwähnten Buche von Avalos können wir mit Fug darauf hinweisen, daß diese beiden Werkchen sich gegenseitig vollständig ergänzen und durch gleichzeitigen Gebrauch den Lernenden ungemein fördern werden.

* Zenker, Dr. W.: Meteorologischer Kalender. Erster Jahrgang 1887. Berlin, A. Asher und Comp. — Bei der Bedeutung, welche die praktische Witterungskunde neuerdings bei uns gewonnen hat, bei der Beachtung, welche ihr dermalen von Behörden, Fachjournalen, wissenschaftlichen Instituten und sogar von Seiten der Tagespresse gezollt wird, kann man es nur als einen zeitgemäßen Fortschritt begrüßen, daß nun ein geachteter praktischer Meteorologe sich dazu verstanden hat, durch die Herausgabe eines „Meteorologischen Kalenders" auch den weiteren Kreisen derer, die sich für praktische Meteorologie interessieren oder damit beschäftigen,

Digitized by Google

ein Hülfsmittel der Beobachtung und ein Vademecum in dem vorliegenden Werke in Leinwand-Brieftaschen-Einband zu geben. Der Inhalt des sehr handlichen und praktischen Buches enthält alles, was nur die meteorologische Beobachtung erleichtern und fördern kann, alle möglichen tabellarischen und sonstigen Hülfsmittel, einige sehr interessante und lesenswerte Artikel, eine Regenkarte von Deutschland, eine kartographische Veranschaulichung des bekannten Orkans von Croffen und Aden im Mai 1886 u. a. m. und berechtigt zu der Hoffnung, daß dieser Kalender sich rasch in unserem wissenschaftlichen Leben einbürgern und die praktische Witterungskunde ungemein fördern helfen werde.

* Diener, Dr. Karl: Libanon. Grundlinien der physischen Geographie und Geologie von Mittelsyrien. Mit einer geologischen Karte, 6 Lichtdruckbildern und 16 Text-Abbildungen. Wien, Alfred Hölder, 1886. — Der Verfasser, Privatdozent an der k. k. Universität in Wien, bietet im vorliegenden stattlichen Bande eine fleißige und höchst dankenswerte lehrreiche Monographie über ein Gebiet, welches schon seit grauer Vorzeit ebenso merkwürdig für Geschichte wie für Naturwissenschaft war und noch eine bedeutende Zukunft haben dürfte, denn es ist mehr als irgend ein anderes berufen, ein Ausgangspunkt für die zivilisatorischen Bestrebungen der Europäer in Asien zu werden. Die geognostische Erforschung dieses Gebietes aber ist eine der wichtigsten Vorarbeiten für die künftige Kolonisation. Das Werk gibt in seinem ersten Abschnitt zunächst eine allgemeine Uebersicht der stratigraphischen Verhältnisse von Mittelsyrien auf grund der älteren Untersuchungen von Botta bis zu Hamlin und der eigenen Forschungen. Dann schildert es eingehend das phönikische Küstengebiet und den Libanon, das Depressionsgebiet von Cölesyrien, den Antilibanon und das System der palmyrenischen Ketten, und im nften Abschnitt die Leitlinien des Libanon-Systems in ihren Beziehungen zur Struktur von Vorderasien und dem östlichen Mittelmeerbecken. Der klare bündige Text gewinnt an Lehrhaftigkeit durch die Illustrationen, sowohl die sechs größeren Ansichten in Lichtdruck und Grund- und Aufrisse und Profile im Text, als auch besonders durch die schöne und übersichtliche geologische Karte. In dieser Gestalt ist das fleißig behandelte Buch ein sehr schätzbarer Beitrag zur physischen Geographie von Asien und zur genaueren Kunde des Heiligen Landes und bietet zugleich ein förderndes Studium für jeden Jünger der Geographie und Geologie.

* Cronau, Rudolf: Fahrten im Lande der Sioux. Leipzig, T. O. Weigel, 1886. — Herr Cronau, der Spezialartist der „Gartenlaube", bekannt durch seine Landschafts- und Genrebilder in der genannten Zeitschrift und die öffentlichen Vorträge, welche er vor einigen Jahren in verschiedenen deutschen Städten gehalten, benützte im Jahre 1881 seine Anwesenheit in den Vereinigten Staaten, um von Milwaukee aus einen Ausflug nach Dakota zu machen und sich das große Lager der vom Kriegspfade zurückgekehrten Stämme der Sioux in der Nähe von Standing Rock und das Treiben der wilden Indianer zu besichtigen. Diesen Ausflug in den fernen Westen und seinen Aufenthalt unter den Sioux, welche er unparteiisch und mit sichtlicher Dankbarkeit und Vorliebe schildert, gibt er nun in vorliegender kleiner, aber gehaltvoller und interessanter Schrift in anziehender Weise zum Besten. Wer seine Vorträge gehört hat, wird das Schriftchen zur Auffrischung seiner Erinnerungen gerne lesen; für jeden Freund der Länder- und Völkerkunde aber ist dasselbe eine lehrreiche und fesselnde Lektüre, zumal der Verfasser diese armen verfolgten und betrogenen Rothäute human beurteilt und gegen Verunglimpfung und Verleumdung zu schützen sucht.

* Stähelin, Alfred: Sommer und Winter in Südamerika. Reiseskizzen. Basel, Benno Schwabe, Verlagshandlung. — Wir haben in diesem Buche die Schilderung eines gebildeten, fein beobachtenden schweizerischen Kaufmanns vor uns, der nach dreijährigem früheren Aufenthalte in Südamerika eine neue Reise dorthin angetreten und beinahe ganz Südamerika umfahren hat. Wir begleiten ihn auf seiner Fahrt nach Brasilien, auf seinem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Rio de Janeiro, auf der Reise nach Montevideo und Buenos-Aires und von da durch die Magellan-Straße nach Valparaiso; wir lernen durch ihn dasjenige von Chile kennen, was er bei seinem Besuch selbst gesehen hat, folgen ihm dann auf der Fahrt der pazifischen Küste entlang von Valparaiso nach Guayaquil, auf der Reise von da nach Quito und von Quito über Riobamba an die Küste, dann von Guayaquil über Panamá nach New-York und von da nach Basel zurück. Sind es auch nur Schilderungen eines flüchtig Reisenden, der sich nirgends einen längeren Aufenthalt gönnen kann, so sind sie doch anziehend durch die Naivetät und Frische der Darstellung, durch die feine Beobachtungsgabe und den geübten Scharfblick des Verfassers, welcher möglichst objektiv zu sein bemüht ist, und der durch eine Menge Wahrnehmungen, z. B. über Schifffahrt und Seewesen, über Natur, Land und Leute, lehrhaft zu wirken sucht und auf diese Weise in dem anspruchslosen Buche eine zwar etwas trockene aber instruktive Reisebeschreibung zu liefern verstanden hat.

Neuere Karten und Kartenwerke.

* Eduard Gäbler's Taschen-Atlas des Deutschen Reichs und der deutschen Kolonial-Besitzungen in 19 Haupt- und 30 Nebenkarten mit begleitenden Text. Für Reise- und Hausgebrauch. Leipzig, Karl Fr. Pfau, 1886. — Wir begrüßen diesen gelungenen Versuch, in bequemem Taschenformat einen aus 15 Haupt-, 4 Kolonial- und 30 Nebenkarten bestehenden klaren und übersichtlichen Atlas des Deutschen Reiches zu geben, mit großer Freude und wünschen ihm die verdiente weite Verbreitung. Der Taschenatlas ist nicht nur ein ebenso nützlicher wie angenehmer Reisebegleiter, da er alle Eisenbahnlinien enthält, sondern findet seine dankenswerte Verwendung auch auf jedem Schreibtisch und Comptoir, da er das Nachschlagen und die Orientierung sehr erleichtert und der begleitende Text das Nötige über Statistik und beschreibende Geographie enthält. Ein ähnlicher Taschenatlas über Oesterreich-Ungarn und Frankreich als Pendant zu dem vorliegenden würde eine längst gefühlte Lücke in unserer Kartenlitteratur ausfüllen.

= Populäre Anthropologie. =

In gemeinverständlicher Darstellung und künstlerischer Ausstattung sich an „Brehms Tierleben" anschließend erscheint soeben:

Der Mensch.

Von Professor Dr. **Johannes Ranke.**

Mit 991 Textabbildungen, 16 Karten und 32 Chromotafeln.

2 Saffianbände 32 M. — 26 Hefte à 1 M.

Prospekte gratis. — Erstes Heft und Band I durch alle Buchhandlungen zur Ansicht.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

NEW

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 12. Stuttgart, 21. März. **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die jüngste westpeloponnesische Erdbebenkatastrophe. Von Dr. Bernhard Ornstein. S. 221. — 2. Die dienende Klasse in Indien. S. 224. — 3. Emin Bey und seine Leistungen in Afrika. S. 227. — 4. Die französischen Canadier. S. 231. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 235. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 237. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 139.

Die jüngste westpeloponnesische Erdbebenkatastrophe.

Von Dr. Bernhard Ornstein.

Es sind nahezu sieben Monate verflossen, seitdem ein Erdbeben von geringerer Stärke als ungewöhnlich langer Dauer Tod und Verderben über die Bevölkerung der westlichen Hälfte des Peloponneses verbreitete. Der elektrische Draht trug die Kunde davon in kurzen, flüchtigen und oft der Genauigkeit ermangelnden Depeschen in alle Himmelsgegenden und einige hierorts vielgelesene französische Blätter, sowie ein mir zufällig zu Gesicht gekommenes englisches, der „Manchester Guardian", ließen sich herbei, vermutlich im Vertrauen auf fachmännische Berechtigung der Einsender, sich die Besprechung dieses realen Objektes, welches doch ein weitgehendes, wissenschaftliches Interesse zu beanspruchen geeignet ist, im Tone und in der Form von Feuilletonsartikeln zu gestatten. Es erscheint demnach an der Zeit, derartige mehr oder weniger sensationell gefärbte Mitteilungen ihres poetischen oder mythischen Schmucks zu entkleiden und anstatt der Ueberschwänglichkeiten eine möglichst sachliche Darstellung des folgenschweren Erlebnisses ins Auge zu fassen.

Nach den aus den verschiedenen Landesteilen vorliegenden Berichten wurde die Erderschütterung fast gleichzeitig in der Nacht vom 27. auf den 28. August v. Js. um ca. 11 Uhr 30 Min., mittlere Athener Zeit, verspürt. Man vermochte hierorts drei aufeinander folgende Stöße zu unterscheiden, deren zwischenräumliche Abschwächung zwar eine bedeutende war, jedoch den aufmerksamen Beobachter den einheitlichen Zusammenhang der Bodenschwankung erkennen ließ. Die Angaben über die Richtung derselben verdienen nur geringes Vertrauen, dagegen unterliegt es keinem Zweifel, wenigstens für Athen, daß der erste wellenförmige Stoß von Südwest nach Nordost verlief. Die beiden folgenden Stöße gingen gegen das Ende in eine so wirre, aufstoßend-drehende Bewegung über, daß eine Unterscheidung geradezu unmöglich wurde. In Betreff der Dauer des Erdbebens gehen die Meinungen erheblich auseinander, doch stimmen die Nachrichten von allen Seiten darin überein, daß dieselbe eine ausnahmsweise lange gewesen sei. Während sie auf einigen Punkten auf 20, 30 bis 40 Sekunden veranschlagt wurde, schätzte man sie auf anderen, wie in Sparta, Zante u. s. w., zu einer Minute und darüber. Diese voneinander abweichende Zeitbestimmung mag wohl darin ihren Grund haben, daß man die Abschwächung der Bodenerzitterung in den scheinbar zwischenräumlichen Abständen von einem Stoß zum anderen als ein Aussetzen der Schwingungen betrachtete, während bei genauerer Beobachtung nur ein Nachlaß in denselben eintrat. Es war eben die Erwägung der ganz ungewöhnlich langen Dauer dieser Erdkonvulsion, welche Bekannten gegenüber mir am folgenden Morgen zu der Bemerkung Anlaß gab, daß es fraglich sei, ob die Wirkungen derselben in den als Erschütterungsgebiete bekannten Landesteilen nicht schlimmer gewesen sein dürften als in Athen, wo das nächtliche Erdbeben auffallenderweise keinerlei Schaden verursacht hatte. Es dürfte vielleicht die Beobachtung von fachmännischem Interesse sein, daß letzterem am späten Nachmittage, gegen 6 Uhr Abends, ein kurzer, doch starker Gewitterregen vorausgegangen war, seit Frühjahr der erste Niederschlag in Athen. Erwähnenswert ist noch, daß der Luftdruck an diesem Tage erheblich abgenommen hatte; der Barometerstand betrug etwas über 755 mm.

Digitized by Google

Mein Skepticismus bezüglich der eventuellen allotopen Wirkungen des ganz eigenartig in die Erscheinung tretenden Elementarereignisses stellte sich bald als ein berechtigter heraus. Noch im Laufe desselben Vormittags trafen amtliche Meldungen ein, nach welchen ein großer Teil Messeniens gegen Mitternacht durch eine heftige Erderschütterung heimgesucht worden war. Als Schauplatz der ärgsten Verwüstungen wurden die Städte Philiatra, Gargalianoi,[1] Kyparissia und Ligudista in Triphylia, Messene (neugriechisch Nissi) in der gleichnamigen Eparchie und Koron in der von Pylos (Navarin), sowie eine große Anzahl von Dörfern bezeichnet. Es ist Thatsache, daß der erstgenannte, über 6500 Einwohner zählende und durch seinen lebhaft betriebenen Korinthenbau im raschen Aufblühen begriffene Ort an Menschenleben und Eigentum unter allen die bei weitem schwersten Verluste zu beklagen hat. Die meisten Häuser und öffentlichen Gebäude bilden Trümmerhaufen, unter welchen nach und nach über 80 Leichen hervorgezogen wurden. Die Zahl der Verletzten und Contusionierten schwankt zwischen 150—200, von denen nach ärztlichen Aussagen nur einige wenige ihren Wunden später noch erlagen. Wiewohl zuverlässige statistische Erhebungen über die in den anderen angeführten Ortschaften der Katastrophe zum Opfer gefallenen Personen noch immer auf sich warten lassen, so glaube ich nichts destoweniger, auf meine mit vorsichtigem Mißtrauen betriebenen Nachforschungen fußend, der Wahrheit nahe zu kommen, wenn ich die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten in dem ganzen Zerstörungsgebiete zu ungefähr ebenso vielen berechnen, als ich von Philiatra allein angegeben habe. Hiernach würde die Totalsumme an Getöteten 160 und an Schwer- und Leichtverwundeten 300 bis 400 betragen.

Die in den Städten und Dörfern zerstörten oder unbewohnbar gewordenen Baulichkeiten mögen sich auf ungefähr sechstausend belaufen, und eine gleiche oder noch größere Anzahl von Familien hat außer ihrer Wohnstätte in einem Augenblick auch Hab und Gut, die Frucht jahrelanger und mühseliger Arbeit, zum Teil oder ganz eingebüßt, d. h. wenig mehr als das nackte Leben oder nur dieses gerettet. Der durch das Erdbeben in Messenien angerichtete Schaden dürfte im ganzen 15—20 Millionen Drachmen betragen. Auch Lakonien und Arkadien, sowie die Kreise Achaja und Elis mußten der mysteriösen Naturkraft ihren Tribut zahlen. In beiden ersteren Provinzen stürzten in verschiedenen Dörfern der Gemeinden Avia und Megalopolis einige Hundert ländlicher Wohngebäude ein, ohne dem Vernehmen nach Menschenleben zu gefährden. Es ist bemerkenswert, daß in dem zwei Stunden von Megalopolis entfernten Dörfchen Karyais auch heuer, wie im März vorigen Jahres, die Verwüstungen ungleich bedeutendere waren als in anderen unmittelbar an seine Feldmark anstoßenden Ortschaften. Auch sollen daselbst nach Angabe der „Akropolis" vom 29. August einige Personen Verletzungen davongetragen haben. In der Eparchie Elis stürzte in Pyrgos die Hauptkirche ein und einige Häuser bekamen Risse; Menschenleben giengen dabei nicht verloren. In Olympia wurden einige Säulen umgeworfen. Was die Vorwürfe anbetrifft, welche gegen die Regierung wegen angeblich lauer und unzureichender Hülfsleistung in der Notlage der Messenier erhoben wurden, so sind dieselben grundlos und einzig auf Parteizwecke zurückzuführen. Die sich schnell verbreitende Unglückskunde rief nicht allein in der Bevölkerung des Königreichs, sondern auch in allen griechischen Kreisen des Auslandes und in vielen nichtgriechischen eine tiefe Bewegung hervor. Es hat weder an staatlicher noch an privater Unterstützung gefehlt, und die Summen, welche im Wege der öffentlichen Wohlthätigkeit aus fast allen Weltgegenden bis jetzt eingelaufen sind, belaufen sich bereits auf mehr als eine Million Drachmen. Hieraus erhellt, daß die fromme Orthodoxie mit Unrecht in der Aufklärung den Krebsschaden unserer Zeit erblickt.

Das Mitgefühl, die Barmherzigkeit, sind Gemeingüter der Kulturvölker und somit an Glauben, Stand und Nationalität nicht gebunden!

Im Vorstehenden habe ich Ihren geehrten Lesern ein Bild des unheilvollen Waltens der unterirdischen Mächte auf der Westhälfte des Peloponneses in der Unglücksnacht vom 27. auf den 28. August vorgeführt. Nach dieser den Umfang der eigentlichen Katastrophe und die Ziffernangaben nach Möglichkeit feststellenden Orientierungsskizze, glaube ich darauf hinweisen zu müssen, daß derselben auf einigen Punkten und besonders in der westlichen Depressionszone des korinthischen Isthmus, bereits seit 1885 seismische Erscheinungen vorausgegangen sind. Außer anderen, mir abhanden gekommenen Notizen berichtet die „Neue Zeitung" vom 3. Dezember 1885, daß

a. am 2. Dezember Morgens, um 3 Uhr 10 Min., in Patras ein heftiger, jedoch unschädlicher Erdstoß verspürt worden sei;

b. dasselbe Blatt bringt am 16. Dezember die Nachricht, daß einige Tage vorher in Vostizza (*Αἴγιον*) starke Bodenschwankungen beobachtet wurden, welche die häufig von Erdbeben heimgesuchte Einwohnerschaft in nicht geringen Schrecken versetzt hatten. Das daselbst im Jahre 1861 stattgehabte und von dem verstorbenen Direktor der hiesigen Sternwarte, Dr. Julius Schmidt, beschriebene Erdbeben gehört zu den verheerendsten, welche ich seit 52 Jahren in Griechenland erlebt habe.[1]

[1] Plural, lautet wie i.

[1] Diese sind: a. Das Erdbeben von Hydra im März 1837, b. das Erdbeben von Messenien im Sommer 1846, c. das Erdbeben von Theben im Hochsommer 1853, d. das Erdbeben von Korinth im Winter 1858, e. das Erdbeben von Vostizza und Galaxidi im Winter 1861, f. das Erdbeben von Kephalonien im Winter 1867, g. das Erdbeben von Amphissa (das phokensische) im Sommer 1871.

Digitized by Google

c. Am 21. Dezember, Mitternachts, wurde in der Richtung von West nach Ost im Piräus eine Erderschütterung fühlbar, auf welche am frühen Morgen zwei andere folgten. Eine derselben hatte eine Dauer von fünf Sekunden und war von erheblicher Stärke. Als Gewährsmann führe ich unter anderen Herrn Menge, Vertreter des deutschen Handelsvereins von Löhnis im Piräus, an.

d. Aus Zante wurde gemeldet, daß daselbst am 8. April, um 8 Uhr 30 Min. Abends, eine Bodenschwankung wahrgenommen sei, welche bis Patras und Katakolo gefühlt wurde. (Dasselbe Blatt, vom 10. April.) Man sieht, daß die Katastrophe vom 27. August nach mehr als vier Monaten auf den Erdstoß von Zante erfolgte, so daß im Hinblick auf ein so ausgesprochen vulkanisches Gebiet wie die jonischen Inseln und der südwestliche Küstenrand des Peloponneses sind, die Versuchung nahe liegt, in der Intensität der ersteren eine Kompensation der zwischen der ersteren und dem Erdstoß von Zante liegenden längeren Pause zu erblicken. Zu Gunsten dieser Hypothese spricht der Umstand, daß, außerhalb von Schüttergebieten, die periodisch in die Erscheinung tretende räumliche Wechselwirkung der vulkanischen Thätigkeit allgemein anerkannt wird. Während vom 13. bis 17. Jahrhundert die sonst in Smyrna und Palästina gefürchteten Erdbeben daselbst selten und schwach waren, wurden die Inseln des griechischen Archipels, ein Teil von Kleinasien, das südliche Italien und Sicilien der Schauplatz vieler und mitunter heftiger Erdzuckungen und vulkanischer Eruptionen, welche früher in diesen Gebieten nicht oft wahrgenommen wurden (cf. Charles Lyell, Principes de Géologie, Lyon, 1846, 3ieme partie, pag. 42).

Ich beschränke mich darauf, hier noch anzuführen, daß das furchtbare Erdbeben vom 27. August auf der Insel Santorin, deren Vulkan doch den fortwährend thätigen zuzuzählen ist, kaum fühlbar wurde.

Meines Wissens liegt kein Beispiel vor, daß heftige Erderschütterungen oder vulkanische Ausbrüche in einem erdbebenreichen Gebiete auf zwei Punkten gleichzeitig und in gleicher Stärke beobachtet worden wären. Warum sollte unter solchen Umständen nicht auch der Zeit nach ein kompensierendes Wechselverhältnis zwischen den verschiedenartigen Aeußerungen des Vulkanismus angenommen werden dürfen, wie das, um ein allerdings etwas drastisches Beispiel heranzuziehen, bei dem Keuch- oder Stickhusten zu Tage tritt. Jeder ausübende Arzt weiß, daß es in der Regel gelingt, mittelst Verabreichung von Belladonna die Paroxysmen dieser schlimmen Kinderkrankheit zu unterdrücken oder doch wenigstens abzuschwächen; auch weiß jeder Praktiker, daß es nicht ratsam ist, zu diesem Mittel zu greifen, da die Erfahrung lehrt, daß die Heftigkeit der wiederkehrenden Anfälle mit der Dauer der vorübergehenden Unterbrechung oder Abschwächung in einem unverkennbaren Wechselverhältnisse steht, oder mit anderen Worten, daß die nach derselben unfehlbar wieder auftauchenden Anfälle desto heftiger und gefährlicher sein werden, je vollständiger die künstlich herbeigeführte Intermission auftritt. Makrokosmos und Mikrokosmos scheinen nicht allein in ihrem Compensationsvermögen manches Analoge miteinander gemein zu haben, sondern auch in der Periodizität ihrer Erscheinungen. So habe ich z. B. in Nauplia in den fünfziger Jahren Gelegenheit gehabt, die merkwürdige Beobachtung zu machen, daß an einer gewissen Stelle des Platanenplatzes daselbst bei ruhigem Wetter sich pünktlich um 1 Uhr Nachmittags täglich ca. eine Woche hindurch, ein Wirbelwind erhob, der bei mir unwillkürlich die Erinnerung an den regelmäßigen Eintritt eines Wechselfieberanfalls hervorrief. Es mag sein, daß dieser Vergleich sonderbar erscheint, doch bürge ich was die Beobachtung an und für sich anbelangt, für die Richtigkeit derselben.

Wenn der Katastrophe vom 27. August seismische Erscheinungen vorausgegangen sind, so hat es auch nach derselben an solchen nicht gefehlt. Von den Berichten über Erdcommotionen von größerer oder geringerer Intensität, welche in den griechischen und kleinasiatischen Erschütterungsgebieten vom 10. September ab bis zum 27. November statthatten, will ich der Raumersparnis halber nur folgende, kaum ein Drittel der Gesamtzahl ausmachenden, anführen. Es wurden nach amtlichen Mitteilungen und privaten Quellen Bodenschwankungen beobachtet:

1. In Navarin am 10. September um 5 Uhr 10 Minuten früh.

2. In Patras, Tripolitza u. s. w. an demselben Tage um 5 Uhr 55 Min. früh.

3. In Tripolitza nach Ende September. (Zeitung *Ἀρχαδία*.)

4. In *Ἀγρίνιον* im Laufe des September, wie das dortige Lokalblatt *Παναιτώλιον* berichtet.

5. In Pyrgos am 15. September um 7 Uhr früh.

6. In Zante am 4. September um 2 Uhr 40 Min. früh, dann am 9. September um 5 Uhr Morgens und am 10. Nachts 11 Uhr 40 Min.

7. In Phiiatra, wo nach der „Akropolis" vom 20. September die schwergeprüften Bewohner von Zeit zu Zeit noch immer durch leichtere und stärkere Erdstöße, von welchen einige von unterirdischem Getöse begleitet waren, in Schrecken gesetzt wurden.

8. In Kleinasien, wo der Bezirk von Karasse am 21. September eine heftige Erderschütterung erlitt, welche gleichzeitig, wenn auch schwächer, in den Schwefelthermen von Hypate (am Oeta), in Zante und Konstantinopel verspürt wurde. In dem Flecken Valati des genannten Bezirks zählte man 12 Erdstöße. Bei dem am folgenden Tage sich wiederholenden Erdbeben stürzten daselbst viele Häuser und zwei Minarets ein. In dem Dorfe Ismaëtar fanden zwei Kinder in einem einstürzenden Hause ihren Tod und in den Thermen von Pugadits brach das steinerne

Digitized by Google

Badehaus zusammen, worauf heiße Quellen daselbst hervorsprudelten („Akropolis").

9. In Smyrna, wo am 26. September, um 4 Uhr 30 Min. Morgens, zwei ziemlich starke Erdstöße wahrgenommen wurden. Hier handelte es sich schwerlich um sekundäre Erschütterungswellen, sondern wahrscheinlich um einen zwischen Phokäa und Aidin sich ausbreitenden Erschütterungsherd, weil, wie aus Tschesme gemeldet wurde, die Bodenschwankungen daselbst schwächere waren. Dagegen wurden dieselben in Phokäa, Magnesia, Beïnderi und besonders in Achmetle stärker verspürt. Es ist erwähnenswert, daß diesem Erdbeben eine in dieser Jahreszeit ungewöhnliche tropische Hitze voranging.

10. Am 26. Oktober, um Mitternacht, wurden die Einwohner von Larissa durch wiederholte Erderschütterungen so erschreckt, daß sie ihre Wohnungen verließen. In Volo, Almyro und Xerochori auf Euboea wurden dieselben gleichzeitig wahrgenommen.

Nachdem man vor zwei Jahren in Pinakatais, einem Dorfe in der Nähe des erstgenannten Ortes, aus fünf Erdöffnungen (deren Form nicht beschrieben ist) nach Schwefel riechende Dämpfe hatte vorübergehend aufsteigen gesehen — wahrscheinlich Solfataren — beobachtete man bald nach den letzten Bodenzuckungen vom 26. Oktober, daß denselben aufs Neue derartige Dämpfe nach einer zweijährigen Pause und zwar reichlicher als im Jahre 1884 entströmten. Schließlich wurde.

11. Patras nach amtlichen Berichten am 24. November früh 10 Uhr durch einen Erdstoß mittlerer Stärke erschüttert und nach einer telegraphischen Depesche des griechischen Konsuls in Chios vom 28. November wurden daselbst am 27., 7 Minuten vor 10 Uhr früh, eine sehr heftige und darauf mehrere leichte Bodenschwankungen beobachtet, welche unter die seit der Katastrophe vom 15. Oktober 1883 in steter Furcht schwebenden Einwohner eine wahre Panik verbreiteten.

Aus obigem ergibt sich zur Genüge, daß wir es hier nicht mit einem einzelnen Erdbeben, sondern mit einer Erdbebenperiode zu thun haben, die nach einer ungefähr halbjährigen Unterbrechung auf jene im Winter von 1884 n den Erschütterungsgebieten Griechenlands beobachtete folgte, und welche dem Anscheine nach ihr Ende noch immer nicht erreicht hat. Haben doch vereinzelte Erdstöße hier und da auch während der Zwischenpause in den ja ja schon von Alters her bekannten griechisch-kleinasiatischen Schütterbezirken nicht gefehlt, doch ist man in solchen Gegenden an Bodenschwankungen so sehr gewöhnt, daß man dieselben, wenn sie von geringer Stärke sind und keinen Schaden verursachen, unbeachtet läßt. Ich meines Teiles glaube, daß kein Tag vergeht, an dem der klassische Boden nicht irgendwo in größerem oder kleinerem Umfange erzittert.

So weit sich die Aktionssphäre dieses Erdbebens überblicken läßt, zählt dieselbe zu den außergewöhnlichen. Nach den vorliegenden Mitteilungen erstreckte sich dieselbe von ihrem griechischen Zentrum aus über verschiedene Punkte des kleinasiatischen Küstengebietes, über Malta, Sicilien, Süditalien, die westliche Hälfte der Balkan-Halbinsel, die dinarischen Alpen, den Karst und bis in die Schweiz. In südlicher Richtung drang sie bis zu dem sonst selten von Erdkommotionen befallenen Aegypten vor. Wie Falb berechnete, hat dieselbe einen Längenradius von 220 geogr. Mln.

Wenn dieser Forscher indeß gelegentlich der Besprechung der griechischen und nordamerikanischen Erdbebenkatastrophen vom 27. und 31. August v. Js. diese beiden seismischen Vorgänge als zwei von einander zweifellos unabhängige betrachtet,[1] so glaube ich diese Auffassung, welche auf den ersten Blick in allerdings plausiblen räumlichen und zeitlichen Erwägungen zu wurzeln scheint, für keine jeden Widerspruch ausschließende halten zu dürfen.

(Schluß folgt.)

Die dienende Klasse in Indien.

Wir Europäer wundern uns, wenn wir hören, wie viele Diener ein verhältnismäßig einfacher Haushalt eines gebildeten Europäers in Anspruch nimmt. Wir sind geneigt zu glauben, die europäischen Residenten in Indien mit ihren großen, nach Rupien berechneten Gehältern pflegen im fernen Osten mehr als behaglich, ja sehr üppig zu leben. In Wirklichkeit aber, und gleichviel was in dieser Hinsicht in der sogen. „guten alten Zeit" stattgefunden haben mag, ist dies heutzutage nicht mehr der Fall, und wir müssen bedenken, daß das, was man in Europa mit Recht für einen Luxus anzusehen pflegt, in einem tropischen Klima wie Indien oft eine Notwendigkeit wird. Früher lebten die europäischen Residenten in Indien wie Fürsten, gaben ihr Geld freigebig aus und machten Indien zu ihrer zweiten Heimat. Heutzutage schlagen sie den entgegengesetzten Weg ein, fassen die Zeit ins Auge, wo sie sich mit einer Pension zur Ruhe setzen können, und verbringen den Rest ihres Lebens dann in Europa.

Der erste Grund, warum ein Europäer in Indien eine zahlreiche Dienerschaft halten muß, ist die Gliederung der Bevölkerung in Kasten und die dadurch bedingte Teilung der Arbeit. Ein Mensch von der einen Kaste kann gewisse Arbeiten nicht verrichten, welche einer anderen zufallen, ohne seine Kaste einzubüßen, und so verteilen sich leider die häuslichen Verrichtungen immer auf mehrere Diener, welche ihren eigenen Ressort haben. Wenn ein junger Europäer, der vielleicht noch nicht 20 Jahre alt ist, eine Anstellung in Indien bekommt, so braucht er sogleich nicht weniger als sieben oder acht Diener, in deren Behandlung und Wahl er sehr vorsichtig sein muß,

[1] Siehe Nr. 7917 der „Neue Freien Presse" vom 10. September v. J.

Digitized by Google

daß er sich in ihren Augen nichts vergibt. Er muß große Selbstbeherrschung an den Tag legen, darf sich durch kleine Fahrlässigkeiten oder Versäumnisse nicht in Aufregung oder Zorn bringen lassen, und muß sich vor allem vor Schimpfen und lärmendem Zanken hüten, denn die indischen Eingeborenen urteilen sehr streng über den Charakter und verlieren schnell allen Respekt vor einem Herrn, welcher sich in dieser Weise aufführt. Namentlich läßt sich kein eingeborener Diener knuffen oder herumstoßen und wird lieber seine Stelle sogleich aufgeben, als sich dieses bieten lassen. Die unterthänige Miene und das demütige Gebahren der indischen Eingeborenen sollte allein schon hinreichen, um den Zorn eines Europäers zu entwaffnen, und sollte ihn davon abhalten, jemals eine Hand gegen einen solchen aufzuheben, selbst wenn er durch irgend einen groben Akt von Nachlässigkeit oder Dummheit dazu gereizt sein sollte. Einige Geduld und Freundlichkeit, gepaart mit Takt und Festigkeit, wird im allgemeinen die gewünschte Wirkung hervorbringen, und ist der Barschheit und dem beständigen Schelten weit vorzuziehen. So viel beiher.

Nehmen wir an, der junge Anglo-Indier oder Europäer habe seinen Bestimmungsort, etwa irgend eine binnenländische Station in den nordwestlichen Provinzen von Bengalen oder im Pendschab, erreicht, so wird er gewöhnlich nachstehender Diener benötigen: Eines Trägers oder Leibdieners; eines Khitmutghar oder Tafeldeckers; eines Bheestie oder Wasserträgers; eines Dhobie oder Wäschers; eines Mehter oder Kehrers; eines Syce oder Pferdeknechtes, und eines Grasschneiders, welcher das Futter für das Pferd herbeischaffen muß. Außerdem wird er in den heißen Monaten noch zwei weiterer Kulies bedürfen, um während der erschöpfenden tropischen Nächte den Punkah oder großen Fächer in Bewegung zu erhalten.

Wenn er am Ende seiner Reise vom Dampfer aus landet, wird der Ankömmling sicher von zahlreicher Bewerbung um seine Bedienung überlaufen werden. Die Thüre seines Hotels wird immer von stellenlosen Leuten umlagert werden, welche sich begierig nach Anstellungen umsehen; wenn sich aber nicht ausnahmsweise Umstände und Gelegenheiten darbieten — z. B. wenn ein Landsmann nach Hause reist und einem wirklich guten Diener eine Stelle verschaffen möchte u. s. w., so wird der Ankömmling klug daran thun, wenn er sein Wahl erst trifft, nachdem er am Ziele seiner Reise angekommen ist, wo er wahrscheinlich mehr Zeit haben wird, sich umzusehen und seine Leute zu wählen.

Der erste und wichtigste Diener, welchen er sich verschaffen muß, ist ein Träger, und dieser Posten ist keineswegs leicht zur Zufriedenheit zu besetzen. Der Träger sollte ein Hindu von nicht zu hoher Kaste, noch auch, im entgegengesetzten Extrem, von einer sehr niedrigen sein, denn das letztere wird sich beinahe sicher als ein Fehlgriff ergeben. Aus dem persönlichen Aussehen und dem Stil der Kleidung der eingeborenen Diener ist viel zu lernen. Auf Prädikats- und Führungszeugnisse ist nicht viel zu geben, sondern diese sind sorgfältig zu prüfen und mit Vorsicht aufzunehmen, denn derartige Urkunden werden häufig gefälscht oder für die Gelegenheit entlehnt, oder einem anderen Individuum Abschriften von irgend einem echten Zeugnis geliefert. Auch sollte der Bewerber um eine Stelle darüber vernommen werden, wie oder warum er seine letzte Stelle verlassen hat. Was die Kaste anlangt, so ist vielleicht der Kahar am geeignetsten zu einem Träger. Im allgemeinen genommen sind die Kahars ein fleißiger ruhiger Menschenschlag. Eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist das Sänftentragen, welcher Reiseart aber nun die Eröffnung der Eisenbahnen durch ganz Indien großen Eintrag gethan hat. Gelegentlich sei bemerkt, daß der Titel Kahar vor vielen Jahren die bezeichnende Benennung eines Hindu-Sklaven war.

Als Hauptdiener des Hauses sollte der Träger immer gut gekleidet sein, umsomehr da es eine seiner vornehmsten Pflichten ist, Besuche an der Thüre zu empfangen. Er sollte niemals anders als im Turban erscheinen und das Haus nie mit Schuhen an den Füßen betreten. Diese beiden Bemerkungen gelten von jeder Klasse von Dienern. Auch sollte niemals die Ausrede der Vergeßlichkeit wegen Nichtbeachtung dieser Punkte angenommen werden. Der Träger ist verantwortlich für die Kleider seines Herrn und hat die Schlüssel in Verwahrung. Er muß Morgens der erste sein, der auf den Beinen ist um den „Sahib" (Herrn) zur geeigneten Stunde wecken, daß er sich für die Parade, den Morgenspazier-Gang oder -Ritt ankleidet. Er scheuert, stäubt und ordnet die verschiedenen Zimmer, während sein Herr fort ist und hält diesem bei der Rückkehr das Bad bereit Die eine oder zwei Mittagsstunden ausgenommen, wo der Träger verschwindet, um sein Mittagbrot einzunehmen, bleibt er immer in der Veranda oder in Rufweite. Er hält Rechnung über alle kleinen häuslichen Ausgaben, begleitet wiederum seinen Herrn beim Schlafengehen und verabschiedet sich dann mit seinem endlichen Salaam oder seiner tiefen Verneigung.

Die nächstwichtige Person in der Hausdienerschaft ist der Khitmutghar oder Tafeldecker, der, beiläufig bemerkt, beinahe immer ein Mohammedaner ist, und bei dessen Wahl man besonders sorgfältig sein muß, da es unter dieser Klasse viele gemeine und liederliche Bursche gibt. Ein einziger Blick auf einen von den letzteren wird dieselben jedoch durchschauen lassen. Alte Graubärte, wenn sie auch natürlich minder rüstig sind als jüngere Bekenner des Propheten, erweisen sich oft im ganzen als bessere Diener. Befragt man sie, so verleugnen diese Bursche gewöhnlich alle Kenntnis der englischen Sprache; allein in der Regel verfolgt der Khitmutghar, wenn er mit gekreuzten Armen und unbeweglichem Gesicht am Speisetische steht aufmerksam die Unterhaltung seiner englischen Gebieter und versteht den Gegenstand derselben gut. Die Pflichten des Khitmutghars beginnen mit Tagesanbruch, wo er erscheint,

Digitized by Google

um seinem Herrn den Morgenthee zu bringen. Wenn er keine andere Weisung hat, so soll er wo möglich schicklich gekleidet bei jeder Mahlzeit erscheinen. Eine seiner wichtigsten Pflichten ist, daß er auch ziemlich gut kochen kann, wenn er dazu berufen wird, besonders wenn sein Herr entweder auf dem Marsch oder auf einem Jagdausflug ein Lagerleben führt. Dann erwartet man von ihm, daß er seine Geschicklichkeit in der Kochkunst zeige, und die mohammedanischen Köche entledigen sich in der Regel dieser Pflicht mit Auszeichnung und sind besonders geschickt in der Zubereitung von Eierkuchen, Soufflets und dergleichen. Es muß jedoch hier daran erinnert werden, um den in diese Dinge nicht Eingeweihten zu warnen, daß die Art und Weise der Eingeborenen in der Zubereitung der Mahlzeit nach unseren Begriffen nicht immer eine allzu reinliche ist, und daß man daher besser thut, nicht unmittelbar vor Tisch das Kochzelt zu besuchen, um sich nicht den Appetit zu verderben.

Als der nächste in unserer Liste kommt der Bheestie oder Wasserträger, ebenfalls meist ein Mohammedaner, aber ein Bursche, der im ganzen nicht viel zu schaffen macht. Der bengalische Bheestie ist im allgemeinen ein gutmütiger, williger, hart arbeitender Diener, welcher wenig Mühe macht und selten Tadel braucht. Sein Hauptgeschäft besteht darin, das Haus und die Ställe genügend mit frischem Wasser aus dem besten Brunnen der Nachbarschaft zu versorgen und besonders die Chatties oder oder irdenen Krüge im Badezimmer stets mit Wasser gefüllt zu erhalten. Wo ein Garten unterhalten wird — und in heißen Klimaten ist nichts für das Auge so erfrischend als einige Blumen und glänzend grüne Sträucher um das Haus herum — da hat der Bheestie die Pflicht, dem eingeborenen Gärtner beim Begießen der Pflanzen behülflich zu sein. Ebenso begießt er Morgens und Abends den Fußboden der Verandas, die Fußpfade und staubigen Straßen in der Nachbarschaft der Wohnung seines Herrn mit Wasser, wodurch sich der Staub legt und die Luft abgekühlt wird — keine geringe Wohlthat für erschöpfte Europäer während der fürchterlichen Monate April und Mai unmittelbar vor dem ersten Regenfall.

Der Dhobie oder Wäscher ist ein anderes wichtiges Individuum in einer anglo-indischen Haushaltung. Die Wäscher sind der Mehrzahl nach Hindus, aber im östlichen Bengalen findet man oft auch mohammedanische Dhobies. Wenn er sich auch gern ein Ansehen und Bedeutung gibt, so ist der Dhobie doch gewöhnlich von niedriger Kaste: ein sanftes, harmloses Wesen, das seinem Geschäfte fleißig nachgeht und seinem Herrn wenig Unlust macht. Eine unter den Hindus sprichwörtliche Redensart bezeichnet zwar den Dhobie als unzuverlässig, allein er ist in dieser Beziehung wirklich nicht schlimmer als sein Bruder. Der Dhobie ist einer von den frühesten, die am Morgen munter sind, und man kann ihn, begleitet von einem kleinen Bail oder Bullen, der sein Bündel Wäsche und Kleider trägt, in aller Gottes-Frühe auf dem Wege nach irgend einem Teich oder fernen Pfuhl am Flußufer sehen. Hat er den Schauplatz seiner Thätigkeit erreicht, so entledigt er sich aller überflüssigen Kleidung, schürzt sein Gewand auf und macht sich an sein Geschäft. Bald ertönt die Luft von den Schlägen auf irgend ein Kleidungsstück, welches in den kleinstmöglichen Umfang zusammengedreht, vom Dhobie immer und immer wieder um seinen Kopf geschwungen und auf einen am Wasserrande angebrachten flachen Stein oder Stück Holz mit voller Kraft niedergeschmettert wird. Jeden Schlag begleitet der Arbeiter mit einem Grunzen, als wollte er damit dem Streich eine besondere Wucht geben. Diese einigermaßen rauhe Behandlung ruiniert die feinere leinene Leibwäsche nur allzu bald und zerbricht die Knöpfe, allein in Anbetracht, daß der Dhobie keine Windmaschine und keine Mangel, noch irgend eine der gewöhnlichen Vorrichtungen einer Wäscherei zur Verfügung hat, sondern nur einen kleinen räucherigen Schuppen (welcher wahrscheinlich noch mit seinem Weibe und seinen vielen Kindern überfüllt ist), um darin seine Arbeit zu vollenden, entledigt er sich seiner Aufgabe in einer staunenswert guten Manier, und seine gutgestärkten schneeweißen Hemdfronten zeugen von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße. Wenn die Wäschestücke nicht deutlich gezeichnet sind, so hat der Dhobie die langweilige Gewohnheit, Stückchen von farbigem Baumwollenzeug in die Ecken von jedem Hemd und Taschentuch zu nähen, um sie von anderen zu unterscheiden — ein Brauch der eine nichts weniger als verschönernde Wirkung hat.

Der Dhobie betrachtet sich insofern als unabhängig, als er nur zu bestimmten Zeiten erscheinen muß, um die Kleider und Leibwäsche seines Herrn aus den Händen des Trägers in Empfang zu nehmen oder wieder an denselben abzuliefern. Er wird sich niemals bei einem Europäer als Hausdiener verdingen.

Die Verrichtungen des Mehter oder Kehrers, des „Ritters vom Besen", sind so alltäglich, daß sie nur einer kurzen Bemerkung bedürfen. Er ist immer von niedriger Kaste, und obwohl ihn die übrigen Diener oft als Dschemadar (Unteroffizier) anreden, sehen sie doch immer auf ihn herab, besonders wegen seiner Gewohnheit, alles zu essen und zu trinken, was von dem Tische seines Herrn übrig bleibt. Seiner besonderen Obhut ist auch die Pflege und Fütterung der Hunde seines Herrn anvertraut. Er liefert ihnen das Futter zu einem festgesetzten Preise, führt sie Morgens zum Baden nach einem benachbarten Teich und legt gegen Abend das Futter, welches er für jeden seiner Pfleglinge bestimmt hat, in besonderen Gefäßen zur Besichtigung vor. Es ist belustigend anzusehen, wie wohlgezogene englische Hunde ihren eingeborenen Pfleger verachten und die Nase gegen ihn aufwerfen, und wie sie nur im Notfall unter einem mißbilligenden Knurren sich von ihm führen und waschen lassen, aber gleichzeitig durch

Digitized by Google

ihr Gebahren zur Genüge bethätigen, daß er sich keine Vertraulichkeiten gegen sie erlauben darf.

Sodann kommen wir zu dem Syce oder eingeborenen Stallknecht, welcher in einem Stalle, wo er ein wertvolles arabisches Pferd zu verpflegen hat, eine höchst wichtige Person ist. Ein wirklich guter, zuverlässiger Syce ist gegenwärtig nur selten zu treffen. Durch ganz Nordindien hat man auch mohammedanische Stallknechte, aber die überwiegende Mehrzahl sind Hindus von niederer Kaste. Die Pflichten des Syce bestehen darin, das ihm anvertraute Pferd zu füttern und zu pflegen — für jedes einzelne Pferd in einem Stalle hat man einen besondern Syce nötig — und immer bereit zu sein, seinen Herrn nach dem Paradeplatz, dem Musikpavillon oder irgend welchem anderen beliebigen Bestimmungsorte zu begleiten, ihn immer im Gesicht zu behalten und ihm auf jede Entfernung zu folgen, gleichviel, in welcher Gangart zu reiten der Herr belieben mag. Es ist erstaunlich, welche Kraft, Ausdauer und Beharrlichkeit solche eingeborenen Stallknechte in dieser Hinsicht an den Tag legen, denn wie groß auch immer die Entfernung des Rittes und wie schnell der Galopp sei, sie bleiben selten dahinten und erscheinen beinahe immer an Ort und Stelle bald nachdem ihr Herr Halt gemacht hat.

Ein tüchtiger und dieses Namens würdiger bengalischer Syce kann kaum in irgend einem Lande der Welt an seiner Arbeit übertroffen werden. Er ist ein ausgezeichneter Pferdewärter und bringt durch das bloße Reiben mit der Hand, das er oft stundenlang fortsetzt, die Muskeln und Sehnen eines Pferdes heraus, bis sie so zäh und hart sind wie Stahl. Es ist übrigens ratsam, täglich die Portion Hafer und sonstiges Futter nachzusehen, welche dem Syce für das ihm anvertraute Pferd verabreicht wird, dem zuweilen unehrliche Stallknechte einen Teil desselben stehlen und für ihre eigene Nahrung mahlen.

Der „Grasschneider", der letzte in unserer Liste, ist ein demütiges Individuum, welches, wie sein Name besagt, Gras für das Pferd zu liefern hat, dem er beigegeben ist. Heu sieht man nur selten in Indien, aber die Pferde gedeihen vortrefflich von einer besonderen weichen grünen Grasart, welche der Grasschneider mäht oder vielmehr mit einem kleinen eisernen Instrument, Koorpah genannt, ausgräbt. Man wird wohl daran thun, zuweilen die Menge und Güte des Grases zu untersuchen, welche für jedes Pferd geliefert wird, weil träge Bursche sonst wahrscheinlich nur grobes, hartes Grünzweig heimbringen, welches zu diesem Zweck ganz untauglich ist. Auf großen Stationen muß der Grasschneider, welcher seine Pflicht gewissenhaft versehen will, oft meilenweit gehen, bis er einen Punkt erreicht, wo er sich weiches, zartes Gras verschaffen kann. Der Grasschneider steht unter dem unmittelbaren Befehl des Syce und erhält als Lohn für seine Dienste gewöhnlich vier Rupien (Mark 8.20) monatlich.

Eine der unerläßlichsten Regeln in einem geordneten europäischen Haushalt in Indien sollte sein, daß jeder eingeborene Diener jeden Monat an einem gewissen Tage pünktlich seinen Lohn erhält. Wenn hierauf nicht streng gesehen wird, so gehen die Dinge in einem Hauswesen nicht in der gewünschten Ordnung, sondern es wird beständigen Hader geben. Werden dagegen die Dienstleute regelmäßig bezahlt und mit Güte und Nachsicht behandelt, so werden diese armen Leute bald anhänglich an ihren Herrn und bemühen sich, dessen Zufriedenheit zu erwerben.

(C. J.)

Emin Bey und seine Leistungen in Afrika.[1]

Die Augen der ganzen gebildeten Welt sind dermalen auf das Schicksal des tapferen Schlesiers Dr. Schnitzler gerichtet, welcher unter dem Namen Emin Bey oder Emin Pascha mit einem kleinen Häuflein getreuer Schwarzen die Herrschaft des Khediv im ägyptischen Sudan noch aufrecht erhält, aber von der Gefahr bedroht ist, aus Mangel an Munition und Proviant stündlich von den ihm feindseligen arabischen Sklavenhändlern aufgerieben zu werden, denen er früher das Handwerk gelegt hat. Aller Aufmerksamkeit konzentriert sich daher auf das Werk des kühnen Stanley, welcher es jetzt unternommen hat, Emin Bey Hülfe zu bringen, und unsere heißesten Segenswünsche begleiten Stanley's Unternehmen. Emin Bey, der letzte der von Gordon eingesetzten Generalgouverneure, hat vor Kurzem durch Dr. Junker und andere einige Berichte über sich und seine Lage aus dem Innern von Afrika gesandt. Er hat gegen die Sklavenhändler einen solch energischen Schlag geführt, daß sie ihn vorerst in Ruhe lassen mußten. Seine Unterthanen und besonders seine schwarzen Truppen sind unter allen Prüfungen und den größten Entbehrungen ihm treu geblieben, und seine Provinz, welche 200 e. Mln. lang und 150 e. Mln. breit ist, war zur Zeit der Abgangs seiner (früher von uns mitgeteilten) Briefe vorerst ruhig, sicher und unter seiner Herrschaft und er beabsichtigte, sich so lange wie möglich zu halten.

Die Sklavenhändler wollen ihm seine Provinz entreißen, wollen ihn zwingen, seine Leute zu verlassen und das Weite zu suchen; die Weiber und Kinder werden dann in die Sklaverei geschleppt, die Männer niedergehauen werden oder (wahrscheinlich an den Pocken) sterben, während sie, zu zwei und zwei zusammengejocht wie Ochsen, Elfenbein in der gewöhnlichen Weise nach der Küste schleppen.

Irgend etwas kann aber geschehen, um Emin Bey und seine Provinz zu retten, wenn wir in Europa nur intelligent und umsichtig zu Werke gehen. Auch diejenigen,

[1] Frei nach dem Aufsatze: „Emin Bey, Gordon's Statthalter," von J. T. Wills, in der „Fortnightly Review".

Digitized by Google

welche sich um derartige Dinge nicht viel kümmern, werden die Geschichte Emin Bey's und der Negerprovinzen des Sudans interessant, merkwürdig und voll aufregender Abenteuer finden. Wir wollen versuchen, einen kurzen Ueberblick derselben zu geben und ihren Zusammenhang mit demjenigen nachzuweisen, was dermalen am Kongo und anderwärts vor sich geht.

Die Arbeiten von Baker, Gordon und Emin Bey in der Aequatorialprovinz sind nur ein kleiner, wiewohl wichtiger Teil des großen afrikanischen Dramas dieses Jahrhunderts, welches aus dem ausgedehnten Gebrauch der Feuerwaffen und der daraus erfolgenden großen Ausdehnung des Elfenbein- und Sklavenhandels auf der einen Seite Afrika's und den Bemühungen europäischer Philanthropie und Zivilisation auf der anderen Seite — zwei entgegengesetzten Kräften und Einflüssen, die sich nun im Mittelpunkte begegnen — entsteht. Es ist der Kampf des Christentums mit der Religion der Sklaverei, der Europäer mit den halbblütigen Arabern, um die Herrschaft über die Geschicke von Afrika. Das sichere Ergebnis davon sind die Unterdrückung des Sklavenhandels an seinen Quellen und die Zivilisation des dunklen Erdteils. Die Dauer dieses Kampfes, die Lage der unglücklichen Eingeborenen und die Zahl derselben, welche noch übrig bleiben, wann dieser Kampf zu Ende ist, lassen sich in der That noch nicht bestimmen.

Man kann nicht sagen, daß die europäischen Nationen an dieser Bewegung nicht beteiligt seien. Der Anstoß dazu ging von den englischen Abolitionisten aus, welche diese Bewegung auch im Gang erhalten haben. Die Unterdrückung des Sklavenhandels war das Ziel von Lord Palmerston's ausdauerndsten Bemühungen. Livingstone, Gordon und die anderen hauptsächlichsten handelnden Personen, welche sich auf jenem Schauplatz bewegten und denselben von den Küsten in das Innere von Afrika hinein verlegten, sind Englands nationale Helden. Großbritannien kann nun jedenfalls nicht mehr sagen, jene besonderen Provinzen am oberen Nil gehen es nichts an. General Gordon ward vor zwei Jahren lieber geopfert, als daß man einem gewissen Häuptling der Sklavenjäger, Zebehr, die Herrschaft über den Sudan überließ. Und warum? Aus Furcht, die Bevölkerung dieser Provinzen könnte zugrunde gehen. Außerdem wurde Gordons einziger Ausweg zur Rettung ihm in dem Augenblick, wo er ihn benützen wollte, durch einen Befehl des britischen Ministerrats verschlossen, welcher ihm verbot, den Nil hinauf nach Süden zu gehen, zu Emin Bey zu stoßen und sich mit ihm zu vereinigen. Und weshalb? Weil er telegraphiert hatte, er habe vom König von Belgien die Ermächtigung, diese Provinzen für ihn zu übernehmen und sie in seinem Namen vom Kongo aus zu regieren und zu beschützen, und weil er hinzugefügt: „Dies wird dem Sklavenhandel ein Ende machen". Die britische Regierung war eifersüchtig, damit Belgien nicht das alleinige Verdienst habe, eine große Arbeit zu vollenden, welche England begonnen, woran es Jahre lang emsig gearbeitet hatte und die es nachgerade als eine nationale Sache betrachtete. Es läßt sich kein anderer Grund oder Entschuldigung für jenen verhängnisvollen und bestimmten Grund denken, als der: daß, wenn das von England so lange gepflegte Werk der Antisklaverei gerettet und fortgesetzt werden sollte, England auch selbst das Verdienst davon zu haben wünschte. Nur so läßt es sich als ein philanthropisches Steckenpferd von englischer Seite aus erklären, daß man das Leben eines Mannes wie Gordon so rücksichtslos aufopferte.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn Gordon mit fünf Dampfschiffen voll Vorräten im Jahre 1884 zu Emin Bey und Lupton gestoßen wäre, ihre beiden Provinzen nun wohlbehalten unter der Jurisdiktion König Leopolds stehen würden. Emin war damals gerade im Begriff, nach Monbuttu aufzubrechen, wo er seiner Autorität bereits Anerkennung verschafft und wo seine Anwesenheit von Seiten der eingeborenen Fürsten schon längst sehnlichst erwartet und gewünscht worden war. Der westlichste und beeifertste von diesen Fürsten, Bakanga, wohnt nur 220 Meilen von einem Punkte entfernt, welchen etwa zur selben Zeit bei niedrigem Wasserstand ein Dampfer vom Stanley-Pool aus auf dem Kongo erreicht hatte; und die Entdeckungen des vorigen Jahres und der dermalige Stand der Dinge sind von der Art, daß wir nun zu jeder Zeit erwarten dürfen, zu hören, daß einer dieser Kongo-Dampfer ohne Schwierigkeit direkt vom Kongo aus Oertlichkeiten unter Emin's Jurisdiktion im Monbuttu-Lande erreicht habe, wo dieser erst kürzlich in Person gewesen war. Karten von diesen Bezirken und ihren großen Flüssen nach den Aufnahmen von Dr. Junker, dem Gefährten Emin's, und nach Lupton's Mitteilungen sind ja bereits in Deutschland erschienen, und sehr merkwürdigerweise erfuhr Gordon die vollen Einzelheiten dieser wichtigen Entdeckungen nicht eher als bei seiner Ankunft in Khartum.[1] Wir müssen daher Gordon's Plan im Lichte dieser neueren Entdeckungen betrachten, um ihn zu würdigen.

Gordon ging als Generalgouverneur nach dem Sudan einzig in der Absicht, das in Emin's Provinz begonnene Werk der Antisklaverei weiter zu führen und es auf den Bahr Gazal auszudehnen. Er fand seinen Tod, weil er von England aus die Weisung hatte, dieses Werk nicht zum einzigen Vorteil Belgiens fortzusetzen. Englands Interesse an diesen entlegenen Regionen hörte einstweilen mit dem Fall von Khartum auf. Die Engländer wischten das lange Verzeichnis der unter Baker und Gordon dort in den Jahren 1871—1877 gebliebenen Landsleute, der erweckten Sympathien und der Hoffnungen auf günstige

[1] Gordon traf den Ueberbringer von Dr. Junker's neuesten Karten und Nachrichten in der Korosko-Wüste auf seinem Wege nach Khartum hinauf und der Ueberbringer (Bohndorff) hatte die beiden Konsuln in Khartum mit den Einzelheiten vollkommen vertraut verlassen.

Digitized by Google

Folgen (die in letzter Instanz auch ihnen selbst zu gute gekommen wären) einfach als ein schlecht angelegtes Kapital aus, denn sie glaubten natürlich, das Unternehmen gegen den Sklavenhandel würde mit Khartum fallen und das Land in jedem Falle unzugänglich sein. Allein nun steht das Unternehmen, obwohl nicht unterstützt, seit April 1883 auf seinen eigenen Füßen, die Provinz ist friedlich, und man hat den Zugang zu ihr vom Kongo aus gefunden.

Es führen zwei Wege dorthin, der eine sicher über den Loika, wo jedenfalls in der trockenen Jahreszeit die Dampfer unter 23° 30′ ö. L. von Gr. halten müssen, der andere über einen großen Fluß, dessen mittlere Teile noch unerforscht sind. An dem seither erreichten weitesten Punkt zeigte dieser Fluß eine mittlere Tiefe von 8 m. und eine Breite von 670 m. sowie eine Strömung von einem bis zwei Fuß auf die Sekunde, während er weiter unten nirgends schmäler war als 600 m., und zwar zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes. Der Erforscher war in der Zeit des Hochwassers denselben 100 e. Mln. hinangefahren, bevor er inne wurde, daß er nicht im Hauptstrom des Kongo war, und der Kongo ist dort ein Strom, wo man auf einer Strecke von 200 e. Mln. von einem kleinen Dampfer aus das andere Ufer nicht sehen kann, sondern nur Inseln, und wo Beobachtungen aufgenommen werden mit einem Horizont von Wasser wie auf einem See. Nur östlich vom 22.° ist dieser Strom, der Mobangi-Kuta, erwiesenermaßen der Abzugskanal eines Flächenraums von 120,000 e. Q.-Mln., also eines Gebietes, welches größer ist als ganz Großbritannien samt Ireland. Wenn die Beobachtungen richtig sind, so beträgt der durchschnittliche Fall des Flusses zwischen seiner Mündung und einem Punkte an demselben (Marra) kaum 60 e. Mln. von der Wasserscheide des Nil *nur acht Zoll* auf die englische Meile; und selbst dort ist er noch groß und anscheinend schiffbar. Dieser Punkt ist nur 120 e. Mln. von Dem Zebehr, der Hauptstadt des Bahr Gazal und des dermaligen Hauptquartiers der Sklavenhändler, und der Basis ihrer Operationen gegen Emin Bey entlegen, und ist genau ebenso weit entfernt von einem Strom, welcher 5 Monate im Jahre von dort bis Khartum mit Dampfern von fünf Fuß Tiefgang befahrbar ist.

Wir müssen uns erinnern, daß die vom Stanley-Pool aus *direkt* zu befahrenden Wasserstraßen (von denen die meisten schon während des niedrigen Wasserstandes beschifft worden sind) erwiesenermaßen eine Strecke von mehr als 6000 e. Mln. betragen, und daß man, falls die noch unerforschte mittlere Strecke des Mobangi gleicherweise ohne Unterbrechung schiffbar ist, beinahe noch weitere tausend Meilen hinzufügen darf. Es ist bereits zwischen dem Kongostaat und einer belgischen Gesellschaft ein vorläufiges Uebereinkommen wegen Erbauung einer Eisenbahn vom Meere aus nach dem Stanley-Pool getroffen worden unter der Bedingung, daß die Gesellschaft nicht eher verpflichtet sein soll als bis genaue Vermessungen und Tracierungen stattgefunden haben, und daß der Kongostaat der Gesellschaft ein großes Gebiet an Ländereien, auf beiden Ufern des Stromes gelegen, bewilligt, welche aber, beiläufig bemerkt, erst noch durch Vertrag von den Eingeborenen erworben werden müssen. Die Vermessungen ꝛc. zur Eisenbahn sind in den nächsten anderthalb oder auch zwei Jahren zu bewerkstelligen. Auch die französische Regierung hat ihre Feldmesser und Ingenieure ausgeschickt, um zu ermitteln, ob nicht eine bessere und rivalisierende Linie innerhalb des französischen Kongogebiets gefunden werden könnte. Die Portugiesen haben bereits Verträge für den Bau einer Eisenbahn in Loando abgeschlossen; der erste Spatenstich geschah im vergangenen Juli, und diese Bahnlinie kann ebenfalls mit der Zeit irgend einen schiffbaren oberen Nebenfluß des Kongo berühren. Man darf also wohl mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß man in zehn oder zwölf Jahren eine Eisenbahn bis zum Stanley-Pool haben wird.

Das Land zwischen dem Kongo und der Provinz Emin Bey's ist bekanntlich sehr reich an Elfenbein und Kautschuk, und man darf wohl mit allem Grund annehmen, daß ein Unternehmen, um ihn auf diesem Wege zu unterstützen, damit er mit Hülfe vom Kongo aus dort noch weiter regieren könne, alle aufgewendeten Mittel dafür reichlich bezahlt machen und die Herstellungskosten eines solchen Weges decken würde; wir wollen aber dieselben hier nicht spezifizieren.

Sehen wir nun zunächst, wie viel von dem Kongobecken von den Nubiern verheert und von Gordon's Statthaltern regiert worden ist. Der entfernteste Punkt im Westen bis wohin unseres Wissens Emin Bey seine Jurisdiktion ausgedehnt, und der fernste Punkt im Süden, wo Gessi die seinige geltend gemacht hat, liegen nahe beisammen am Makua, einem Hauptarm des Mobangi, wo derselbe eine doppelte Z-förmige Krümmung unter 4° n. Br. und 27° ö. L. macht. Auf der V-förmigen Landzunge des nördlichen Ufers (westlich vom 27.°) postierte Gessi zehn Soldaten, um den Frieden zwischen zwei Brüdern aufrecht zu erhalten, welche mit einander um die Oberherrschaft in ihrem Stamm oder Clan stritten. Gessi starb, die Soldaten nahmen Partei und ermutigten die beiden Nebenbuhler zum Kampf. Dr. Junker erschien im Jahre 1881 in seiner Eigenschaft als „des Pascha's (Gessi's) Bruder", stiftete Frieden nnd führte die Soldaten wieder zu ihrer Pflicht zurück. In der V-förmigen Krümmung östlich davon und auf dem südlichen Ufer bekriegte eine andere stärkere ägyptische Garnison unter einem gewissen Hawasch auf eigene Rechnung die Eingeborenen, um sich Sklaven zu verschaffen. Hawasch ward zurückgeworfen, erhielt Verstärkungen, um sich zu rächen, rückte vor und zwang den eingeborenen Häuptling, die Flucht zu ergreifen. Dr. Junker legte sich auch hier ins Mittel, sandte einen vollständigen Bericht an Emin Bey und bat ihn dringend, selbst zu kommen. Emin konnte dies nicht, schickte aber den Befehl,

Digitized by Google

den Häuptling wieder einzusetzen und die Soldaten zurückzuziehen, was auch geschah. Das Monbuttu-Land, östlich von diesem und südlich vom Makua, war von Jussuf, dem schurkischen, sklavenjagenden ägyptischen Gouverneur des Rohl, im Jahre 1877 erobert und militärisch besetzt worden, und die Garnisonen blieben daselbst noch im Jahre 1883. Im Südwesten, in der Nähe von Bakangai am Bomokandi (einem schönen, schiffbaren Nebenfluß des Makua) hatten Zebehr und sein Sohn eine zeitlang einen Zandeh-Häuptling bekriegt, welcher sich gern Gessi, dem Beschützer der Neger, unterwarf. Am Kuta oder genau nördlich davon reichten Zebehr's Raubzüge auf Elfenbein und Sklaven in den Jahren 1875—76 bis zum 23.° ö. L., und Zebehr hatte persönlich mehrere dieser Flüsse schon vor 1875 befahren. Lupton's Hauptagent, Rafai, hatte einen Handelsposten ungefähr hundert Meilen westlich von Bakangai, und er selbst ging weiter und gelangte ganz nahe zu dem Punkte am Loika, welchen der Dampfer von Stanley-Pool aus erreichte; der Baptisten-Missionar Grenfell fand unter den Eingeborenen Glasperlen, welche sicher von Lupton eingeführt worden waren.

Aus dieser Region kam die ungeheure Menge Elfenbein, welche Zebehr's Sohn vergraben hat und die nie wieder gefunden werden wird. Zweihundert Sklaven und zehn Soldaten waren zum Vergraben desselben verwendet worden; die Soldaten mußten dann die Sklaven ermorden und Suleiman und ein Freund brachten hierauf die Soldaten selbst um. Suleiman wurde von Gessi erschossen und als der Freund desselben gefangen worden war, schickte Gessi sogleich den Befehl, man solle demselben das Leben schenken unter der Bedingung, daß er das Elfenbein wieder herbeischaffe; aber es war zu spät, der Schurke war bereits gehenkt worden.

Es ist nicht zu verwundern, daß selbst die großen Zandeh-Häuptlinge am Makua wie Bakangai beunruhigt wurden von den Fortschritten, welche die Verbreitung des Schießgewehres und der arabischen Sklavenhändler öffentlich und heimlich machte. Nachdem Dr. Junker den Kapitän Hawasch abgesetzt hatte, fand er, daß man ihm am Hofe Bakangai's mit großem Vertrauen entgegenkam.[1] Er stellte den Leuten dort wie überall eine bessere Zukunft in Aussicht, wenn Emin Bey selber kommen würde, wie er es versprochen hatte. Wenn ihnen Junker diese Versicherung gab, erwiderten ihm die Zandeh immer: „Teile uns wieder solche angenehme Nachrichten mit; das Jahr Deiner Ankunft ist in der That ein glückliches für uns; durch Deine Worte hoffen wir auf eine bessere Zukunft."

Die vorstehenden Beispiele zeigen, wie weit die Sklaven- und Elfenbeinhändler vom Nil in das Kongo-Becken vorgedrungen sind. Tippu-Tib, der große Elfenbein- und Sklavenhändler aus Sansibar, noch ein größerer Freibeuter-Häuptling als Zebehr selbst, ist noch weiter vorgerückt. Stanley traf seine Banden am Kongo selbst, beinahe unter dem 23.° ö. L., an der Einmündung des Aruwimi, in voller Arbeit. Sie hatten 5000 Sklaven erbeutet und wahrscheinlich fünfmal so viele umgebracht; 118 Dörfer am Kongo allein waren geplündert und niedergebrannt worden. „Der Aruwimi ist nun von den Arabern gesäubert worden", wie Grenfell an den Sekretär der Baptisten-Missionen berichtet, „und es ist daher unnötig, dort eine Mission zu errichten. Das Lubiranzi-Volk leistet einen ziemlich festen Widerstand. Am Lulongo (westlich vom 23.°) bekämpfen die Stämme einander, um Sklaven und Elfenbein zum Verkauf zu bekommen." Am oberen Sankuru findet man überall zahlreiche Spuren eines rührigen Sklavenhandels mit Tippu-Tib, und viele Eingeborene haben von seinen Leuten die Sprache der Ostküste gelernt. Alles dies ist auf den verschiedenen Fahrten ermittelt worden, welche mit Dampfern direkt vom Stanley-Pool aus gemacht wurden. Tippu's Operationen erstrecken sich ebenfalls auf einen großen See westlich vom Victoria-Nyanza, welcher nach unseren sämtlichen neueren Nachrichten seinen Ablauf sicher in den Albert-Nyanza zu nehmen scheint, daher sich in das Nilbecken hinüber erstreckt.

Tippu-Tib führt nicht viele Sklaven zur See aus, allein er liefert dem Export den größeren Teil der hundertundsechzig Tonnen Elfenbein, welche jährlich von Sansibar aus verschifft werden. Sein Elfenbein bringt ihm wahrscheinlich 70,000 Lstrl. jährlich ein; die meisten Sklaven werden beim Transport desselben nach der Küste aufgerieben, denn dies ist ein Landtransport von mehr als tausend e. Mln. Lieutenant Gleerup hat vor kurzem diese Hauptstraße zurückgelegt und sah in jedem Nachtlager Sklaven wie Schafe hinsterben an den Blattern und ähnlichen ansteckenden Krankheiten. Daran liegt aber gar nichts: am Tanganjika-See ist ein Sklave nur 8—40 Mark wert, während an der Küste das Pfund Elfenbein mit 10 Mark bezahlt wird. Der Direktor des Kongostaates versichert, daß die Hälfte der Sklaven auf der dreimonatlichen Reise stirbt; die übrigen finden einen allzeit paraten Markt unter den reicheren afrikanischen Stämmen. Das einzige Mittel, diesem Sklavenhandel ein Ende zu machen, ist die Konfiskation des gesamten über Land transportierten Elfenbeins, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß es ehrlich erworben und auf rechtschaffene Weise transportiert worden ist. Tippu-Tib weiß dies vielleicht und daher

[1] Es gibt außer diesem noch viele Fürsten der Zandehs, lauter Brüder und Vetter untereinander, aber alle miteinander im Streite, namentlich Brüder gegen Brüder, und alle sehr froh, daß Junker unter ihnen verweilte und den Mittler unter ihnen machte. Wir sind über mehrere derselben gut unterrichtet. Bakangai ist so ziemlich der Typus eines patriotischen Häuptlings. Andere Häuptlinge der Zandeh hatten sich an die Sklavenhändler verkauft nnd von denselben bewaffnete Truppen angenommen, um diese zu Raubzügen nach Sklaven und Elfenbein zu verwenden; diese Klasse von Häuptlingen hatte keine Freunde mehr, nachdem Zebehr und die Sklavenhändler vertrieben waren, und erwiesen sich sehr dankbar dafür, daß sie durch Dr. Junker's Vermittlung wieder mit ihren Landsleuten versöhnt worden waren.

Digitized by Google

für den Augenblick seine freundliche Haltung. Der Offizier des Kongostaates an den Stanley-Fällen, wo einige Tausend Mann von Tippu's Truppen ihr Hauptquartier haben, weigerte sich vor kurzem, denselben eine flüchtige Sklavin herauszugeben; dies rief einen großen Lärm und einen Angriff auf die Besatzung der Station Stanley-Falls hervor, welche geräumt werden mußte und zerstört wurde, und die kleine Besatzung von 40 Mann Soldaten des Kongostaates entging offenbar der Vernichtung nur durch einen Befehl Tippu-Tibs an seinen Statthalter, den unvermeidlichen Zusammenstoß von Ost und West nicht zu beschleunigen. Allein die Zeit wird kommen, wo Tippu sich entweder schlagen oder nachgeben muß. Gegenwärtig aber hat er die Uebermacht am Kongo.

Zwischen den Sklavenhändlern am Nil und denjenigen der Ostküste wie Tippu liegt Emin Bey's Provinz wie ein Scheidegebirge. Der solideste Teil desselben ist der alte, festgegründete „Aequatorial-Distrikt" am Nil zwischen Lado und dem Albert-See, 200 e. Mln. lang und 150 breit, in dessen größerem Teil Emin Bey eine regelmäßige Steuer an Getreide erhob und worin sich von 1878 bis mindestens 1883 alles in bester Ordnung befand.

Westwärts erstreckt sich seine Provinz, sich immer mehr zuspitzend, bis zum 27.° ö. L. Es liegt hier nur ein Strich von etwa 150 e. Mln. Breite zwischen der Region, welche von Tippu mit Raubzügen ausgebeutet wird, und dem Lande, worin seit Lupton's Sturz im Bahr-Gazal die Sklavenhändler des Mahdi ihr Räuberhandwerk treiben. In diesem Landstrich am Makua sollte dem Sklavenhandel kräftig Einhalt gethan werden.

Westlich und nördlich von Emin's Jurisdiktion liegen die Zandeh und nehmen als die vorherrschende Rasse beinahe das ganze, vom Makua und Kuta (d. h. Mobangi) drainierte Gelände ostwärts vom 23.° und westlich von den Monbuttus ein. Die Zandeh sind wahrscheinlich seit Lupton's Fall sehr erschreckt und eingeschüchtert, und da viele von ihnen unter Lupton und Gessi mit Auszeichnung gedient und sich tapfer geschlagen haben, so läßt sich denken, daß es ihnen nicht unangenehm wäre, wieder einen weißen Mann, und namentlich einen wie Dr. Junker, unter sich zu sehen, welcher ihre inneren Streitigkeiten schlichten und ihre Nation zum Widerstand gegen ihre Unterdrücker einigen würde.

Ueber die Zustände der eigentlichen Aequatorialprovinz unter Emin Bey's Verwaltung haben wir manche interessante Einzelheiten, von denen wir hier einige zitieren wollen, wie das große Unternehmen der Antisklaverei unter Sir Samuel Baker hier seinen Anfang nahm, von Gordon festgegründet wurde und unter dessen Händen gedieh und blühte.

Emin Bey hatte in den Jahren 1878—83 etwa 20 Stationen und eine vierzehntägige Postverbindung zwischen ihnen und Lado errichtet. Die Fußboten mußten ihre Fahrtkarten mit den Zeiten ihres Abgangs und ihrer Ankunft bezeichnen lassen. Im ganzen Schuli-Lande erhob er eine regelmäßige Steuer an Getreide, so und so viel Maß von jedem Haushalt; sie wurde regelmäßig bezahlt und war an den Hauptstationen abzuliefern. Die Herren Felkin und Wilson sahen, wie das Getreide in den Magazinen der Regierung abgeliefert und die Zufuhren, immer 20 Träger unter einem einzigen Soldaten, eingebracht wurden — Zeugnis genug, daß die Schwarzen die Steuer gern bezahlten. Diese Leute waren fleißige Ackerbauer, die nur Schutz bedurften. Unter Emin's Verwaltung gingen sie gewöhnlich unbewaffnet an die Feldarbeit — in Zentralafrika ein ganz ungewöhnliches Ding. Sie liefen den Soldaten und Trägern der Reisekarawanen von Emin's Leuten schon von weitem entgegen, um nach Neuigkeiten zu fragen, und verstanden sich gern dazu, ein Gewehr oder einen Pack ein Stück weit zu tragen, wenn sie nur dafür plaudern konnten. Die Soldaten wurden häufig einzeln in Dörfern einquartiert, um die Polizei auszuüben, die Getreidesteuer zu überwachen und nach dem Hauptquartier zu berichten, wenn irgend etwas vorfiel. Wenn dann ein solcher vereinzelter Soldat erkrankte, so machten die Dorfbewohner sogar eine Sänfte und trugen ihn nach der nächsten Station.

An dem einen oder anderen Orte wurden Backstein-Häuser errichtet, in Bedden ein Drahtseil für eine Fähre über den Nil gespannt, und in Laboré befinden sich eine Werfte zum Bau von Booten und die vier dressierten indischen Elefanten, welche Gordon über Land von Suakim hierher gesandt hatte; in Dufflé lagen in gutem Zustande die beiden Dampfer, welche Gordon in Stücken heraufgebracht und auf dem Albert-Nyanza gebraucht hatte. In Lado war alles hergerichtet und angeordnet wie in einer großen Knabenschule: es wurde auf strenge Pünktlichkeit und stramme Disziplin gehalten, denn Emin behauptet, dies sei die einzige Möglichkeit, um leicht über Unterthanen zu herrschen, welche wie Kinder einer Schulung bedurften und denen erst Geschmack dafür beigebracht werden mußte. Es fiel nach Emin's Versicherung kein Verbrechen vor und er schrieb dies der guten Wirkung seiner Ordnung, Methode und Schuldisziplin zu. Es gab in Lado einen Verles, einen Thorschluß bei Einbruch der Nacht und eine Abendglocke, eine Reveille, nach welcher Feuer angezündet werden durften, ein Signal, um zur Feldarbeit hinauszugehen, ein anderes für den Beginn und das Ende der Mittagsruhe ꝛc., welche alle mittelst des Signalhorns gegeben wurden. (Schluß folgt.)

Die französischen Canadier.

Vor fünf Viertel-Jahrhunderten bestand die weiße Bevölkerung von Canada ungefähr aus 60,000 kühnen französischen Kolonisten, welche mit ihren indianischen Verbündeten hauptsächlich die besten und reichsten Ländereien

Digitized by Google

an den Ufern des St. Lorenz, zwischen den Städen Quebec und Montreal, besetzt hatten. Einige wenige hatten sich an den Ufern des Richelieu angesiedelt, welcher nordwärts aus dem Champlain-See fließt und sich in der Nähe des Städtchens Sorel (früher William Henry genannt nach dem seemännischen Monarchen, der es früher mit seiner Gegenwart beehrte) in den mächtigen St. Lorenzstrom ergießt. Der Rest des ungeheuren Flächenraumes, der heutzutage die Dominion von Canada heißt — sie erstreckt sich vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, reicht südwärts bis an die Grenzlinie der Vereinigten Staaten und berührt mit ihrer nördlichen Grenze die äußersten, jemals von Polarforschern erreichten Gebiete — war damals ein ungeheures, pfadloses, größtenteils von dichtem Wald bedecktes Gelände, welches von einem wilden Tierleben wimmelte, nur durchzogen von wandernden Banden wilder und listiger Indianer, welche von der Jagd auf die in den Prairien umherschweifenden ungeheuren Büffelheerden und von dem Fang der Fische lebten, von denen Seen und Flüsse einen Ueberfluß aufwiesen. Die Provinz Quebec, welche allein schon die Größe des heutigen Deutschen Reiches hat, war mit Ausnahme der Region zwischen Quebec und Montreal eine unbewohnte Wildnis.

Heutzutage haben sich die französischen Canadier zu einer Kopfzahl vermehrt, welche auf mehr als anderthalb Millionen geschätzt wird, und sind etwas mehr als ein gewöhnlicher Faktor in der Bevölkerung von fünf Millionen geworden, welche Engländer, Schotten und Franzosen in sich begreift und sich von Halifax im Osten bis Vancouver's Island im Westen, über das britische Nordamerika ausgebreitet hat. Sie sind hauptsächlich noch in der Provinz Quebec zu finden, denn man trifft in anderen Gegenden von Canada französische Namen ebenso selten als in England.

Der Anblick von anderthalb Millionen Franzosen, welche in einem Lande, worin sie die Unterworfenen sind, ihre eigene Sprache sprechen, ihren eigenen Sitten und Bräuchen folgen und bis zu einem gewissen Grad ihre eigenen Gesetze ausüben, ist ein sehr merkwürdiger, und nicht viele Nationen außer England würden eine solche Lage der Dinge haben fortdauern lassen. Allein andererseits ist es auch gewiß, daß die Dankbarkeit, welche die französischen Canadier bei der Abtretung ihres Landes an Großbritannien bethätigten, durch spätere Thatsachen merkwürdig gut gerechtfertigt worden ist. Wenn man die französische Sprache fortwährend in den Parlamenten und Gerichtshöfen einer englischen Kolonie hört, wenn man sieht, daß jede öffentliche Urkunde in der Provinz Quebec mit großen Kosten sowohl in englischer, wie in französischer Sprache gedruckt wird, und wenn man das Ueberwiegen französischer Namen und französischen Einflusses in den Gemeinde- und sonstigen Räten durch die ganze Provinz hindurch bemerkt, so ist dies gewiß eine Versicherung, daß den französischen Unterthanen der Königin von England in Canada die umfassendste Freiheit gewährt wird, welche nur gewünscht werden kann.

Ob die Gewährung eines solch vollen Maßes von Freiheit unter allen Umständen weise oder klug sei, ist eine ernste Frage. Die französischen Bewohner der Dominion haben allerdings fortwährend ihre Loyalität gegen den britischen Souverän bekannt und sogar gelegentlich durch einen Ruf zu den Waffen bethätigt; allein dies entsprang hauptsächlich aus der natürlichen Schlauheit, welche eine Eigenschaft der Rasse ist und sie in den Stand setzt, die mancherlei Vorteile der wohlwollenden und freisinnigen englischen Herrschaft zu würdigen. Die französischen Canadier fochten freiwillig gegen Eindringlinge und Rebellen in den Jahren 1812 und 1837, und beantworteten bereitwillig den Aufruf zur Hülfe gegen die feigen Angriffe der Fenier in den jüngsten Jahren; allein die Zeiten haben sich geändert, und als in der jüngsten Zeit alle guten Unterthanen der britischen Königin aufgefordert worden waren, die königliche Autorität gegen den Empörer Louis Riel und seine Horde von unwissenden Halbblütigen zu vertreten, da hat sich unter den französischen Canadiern eine verhältnismäßige Apathie und Halsstarrigkeit gezeigt, welche man nicht mißdeuten konnte. In Riel's Adern floß zwar indianisches Blut, aber er war unter allen Umständen unbestreitbar ein französischer Canadier und ein Katholik. Daß er die volle Sympathie eines sehr großen Teiles seiner Landsleute und Glaubensgenossen besaß, kann nicht geleugnet werden. Während des Vorschreitens der jüngsten Rebellion in den nordwestlichen Provinzen erschien in Montreal eine Zeitschrift unter dem Titel „Le Métis“ (der Mestize), welche in den stärksten und aufreizendsten Ausdrücken die Sache des Volkes vertrat, für dessen Unabhängigkeit sich Riel damals an den Ufern des Saskatschewan den bestehenden gesetzlichen Autoritäten des Landes gegenüber auflehnte. Diese Zeitung war unter den französischen Canadiern der Provinz Quebec ungemein verbreitet und gelesen, und in den öffentlichen Versammlungen, welche unter dem Patronat wohlbekannter und einflußreicher Politiker und Anwälte damals in der Stadt Montreal offen abgehalten worden, wurde die Handlungsweise der Regierung, als sie eine bewaffnete Macht gegen die Rebellen absandte, heftig getadelt. Als Riel gefangen genommen war und General Middleton dem Aufstand den Hals gebrochen hatte, entrang sich allen, welche mit dem Rebellen sympathisierten, ein Schrei der Bestürzung, und von diesem Tage an bis zu dem, wo Riel in Regina der Ahndung des Gesetzes verfiel, wurden die eifrigsten Anstrengungen gemacht, um für den Empörer Verzeihung und Freilassung zu erlangen. Zu seiner Verteidigung wurden große Geldsummen gesammelt, obwohl der französische Canadier gemeinhin nichts weniger als ein freigebiger Mensch ist, und man hörte überall Aeußerungen höchst illoyaler Art, welche sogar unter gewissen Teilen der Bevölkerung in deutlichen Drohungen mit einem Aufruhr gipfelten.

Digitized by Google

Allein schon lange zuvor, im Jahre 1884, während Louis Riel sich noch in den Vereinigten Staaten aufhielt, wurde ein großes Fest der französischen Canadier in Montreal gefeiert. Es war herrliches Wetter in der Höhe des kurzen canadischen Sommers, und von nah und fern kamen die Canucken zu Tausenden, um dem heiligen Jean-Baptiste Ehre zu erweisen. Die Festlichkeit dauerte eine ganze Woche, und während dieser Zeit wurden viele Bankette und noch viel mehr Reden gehalten, worin junge Heißsporne von Advokaten und angehenden Politikern eine höchst aufreizende und aufrührerische Sprache führten, deren Natur, selbst wenn man dem Ungestüm der Jugend Rechnung trägt, von der heranwachsenden Generation der Englisch-redenden Canadier in Betracht gezogen werden muß. Diese Vertreter der öffentlichen Meinung entblödeten sich nicht zu sagen, daß, wenn sie auch für den gegenwärtigen Augenblick nicht darauf vorbereitet seien, sich wieder in den Besitz des Landes zu setzen, ihre Zahl doch so rasch anwachse, daß sie im Verlauf von wenigen Jahren in den Stand gesetzt sein würden, den britischen Eindringling aus dem Lande ihrer Väter zu verjagen und die französischen Canadier wieder unter der Flagge der Belle France zu sammeln.

Das alles klingt nun gegenwärtig wie unverfälschte Bramarbasie, und die Englisch-sprechenden Landesbewohner pflegen derartige theatralische und leidenschaftliche Aeußerungen nicht zu beachten. Allein man muß sich erinnern, daß die Männer, welche derartige Ansichten preisgeben und zwar jetzt noch jung und unverantwortlich sind, aber die Politiker und Volksführer der nächsten Jahrzehnte sein und daß sie vielleicht in wenigen Jahren in die Lage kommen werden, das auszuführen, womit sie gegenwärtig drohen. Zum wenigsten würde ein Aufstand der französischen Canadier, wenn er auch niemals zu einem erfolgreichen Ausgange geführt werden könnte, doch möglicherweise von Englands geheimen Feinden unterstützt werden und einen sehr ernsten Verlust an Leben und Eigentum herbeiführen. Der heutige französische Canadier ist ein ganz verschiedenes Wesen von dem unwissenden schlichten Träger eines gutsherrlichen Lehens, welcher vor einem Jahrhundert ruhig seinem Ackerbaugeschäft an den fruchtbaren Ufern des St. Lorenz folgte und den Weisungen des Priesters seiner Gemeinde blindlings folgte. Er ist nun ein Mann von Erziehung, reizbar und voll Impuls, dem eine gewisse Summe von Gegnerschaft gegen die englische Herrschaft schon angeboren ist, dessen herrschende Passion es ist zu politisieren und praktische Politik zu treiben, und der, in den Händen erfahrener Agitatoren, ein gefährlicher und unversöhnlicher Feind werden könnte. In den Städten hat der Priester nur noch ein gewisses Maß von Einfluß über seine Heerde, aber in den ländlichen Bezirken ist er noch unumschränkter Herr derselben. Die römisch-katholische Kirche in Canada ist außerordentlich reich, würde aber ohne Zweifel noch reicher zu werden wünschen; und wenn daher zur Förderung ihrer eigenen Zwecke der Einfluß ihrer Priester unter dem Volke in solcher Weise aufgeboten werden würde, um sie zur Empörung gegen die englische Regierung zu veranlassen, so würde die Wirkung eine verhängnisvolle sein. Ehrgeiz ist der vorherrschende Charakterzug im Gemüt des jungen französischen Canadiers, und wenn jener Ehrgeiz die Form des Wunsches nach dem Besitze dessen annimmt, was er als den rechtmäßigen Besitz und das Eigentum seiner Nation anzusehen gelehrt worden ist, dann geziemt es den gesetzmäßigen Besitzern des Bodens, auf ihrer Hut zu sein.

Vom sozialen Gesichtspunkt aus ist der französische Canadier ein interessanter und malerischer Charakter. Der Bauer ist gewöhnlich bis zu einem gewissen Grade zufrieden, fleißig und nüchtern, und die „Habitants" oder Landleute wissen ein verhältnismäßig kleines Stück Grund und Boden so geschickt zu bewirtschaften, daß es ihnen genügende Nahrung, eine schwarze Kleidung für die Fest- und zahlreichen Feiertage und einige Luxusgenüsse in Gestalt von Tabak (welchen sie in ihren eigenen Gärten anbauen und sich für den Verbrauch selber zubereiten) und sogenanntem weißem Whiskey erträgt. Dieses letztere Lieblingsgetränke besteht aus Branntwein, welcher leicht mit Wasser verdünnt ist und im Verein mit einer feurigen Art von Wachholderbranntwein und dem einheimischen Whiskey aus Roggen das bei den französischen Canadiern beliebteste berauschende Getränk liefert.

Die Kost ist äußerst einfach und besteht hauptsächlich aus Suppe, Gemüse und Hülsenfrüchten, obwohl Fleisch und Geflügel in den ländlichen Bezirken sehr wohlfeil sind und kaum den halben Preis von dem kosten, womit dieselben Nahrungsmittel auf unseren Märkten bezahlt werden. Der französisch-canadische Landmann hängt ungemein zäh an alten Sitten und Bräuchen und sträubt sich gegen alle fortschrittlichen Prinzipien. Der Boden ist daher in einigen Teilen der Provinz Quebec durch langjährige, vom Vater auf den Sohn vererbte Verwahrlosung so ausgesogen, daß man ihm kaum noch den nackten Lebensunterhalt abringen kann. Wenn jedoch dasselbe Gehöfte in den Besitz eines unternehmenden schottischen, englischen oder deutschen Landmannes mit liberalen Ideen des Fortschrittes und der rationellen Behandlung gekommen ist, so hat sich noch immer ein überraschender Erfolg gezeigt; im Verlauf von wenigen Jahren sind dann die alten baufälligen Gebäude verschwunden, ein neues Wohnhaus und neue Oekonomiegebäude errichtet worden, und das ganze Gut hat wieder das entschiedene Aussehen von Wohlstand und Gedeihen gewonnen. Dies ist kein ungewöhnlicher Fall. Die alten Seigneurien am St. Lorenz haben nur wenig von ihrem früheren Charakter verloren; in vielen Fällen stehen sogar noch die ehrwürdigen Herrenhäuser an den Flußufern, umgeben von schmucken altväterischen Gärten, zu denen schnurgerade Pappelalleen führen.

Diese Seigneurien oder Herrschaften wurden in früheren

Digitized by Google

Zeiten gewöhnlich von der Regierung an ausgezeichnete und verdiente Personen verliehen und bestanden aus ungeheuren Landstrichen (welche in einzelnen Fällen 3 Mln. lang und ebenso breit waren) und sich vom Ufer aus meilenweit in den Urwald hinein erstreckten. Der Seigneur oder Grundherr teilte dann dieses Land in kleine Lehen, welche häufig von Familien wieder in beinahe winzige Bruchteile zerschlagen wurden. Die Lehensträger bezahlten eine kleine Jahresrente an den Grundherrn, welcher gleichzeitig noch gewisse feudale Ansprüche geltend zu machen hatte, von welchen der bedeutendste ein beträchtlicher Bruchteil von dem bei dem Verkauf oder der Uebertragung von Grund und Boden zu entrichtenden Betrage war.

Der französisch-canadische Bauer oder Habitant ist ein eifriger, zäher und unverdrossener Arbeiter, welcher während der kurzen Dauer seines Sommers keine Stunde vergeudet und früh und spät im Felde ist. Allein während des langen strengen Winters, dessen Härten und Mühsale man erfahren haben muß um sie richtig werten zu können, hat Jean-Baptiste mehr Muße, um sich zu vergnügen, und die alten steinernen Bauernhäuser widerhallen oft von den Tönen der Geige und dem Getrampel junger Füße, wenn die jungen Leute in denselben sich hier in den alten normännischen und bretonischen Tänzen herumschwingen, welche ihre Voreltern aus der Heimat in der alten Welt mitgebracht haben.

Auch die alten französischen Lieder haben sich unter ihnen fortgeerbt, denn der französische Canadier liebt Musik, und unter den Bauern ist manche melodische Stimme zu finden.

Man hat vom französischen Canada behauptet, das Land sei noch römischer als Rom selbst, und dies wird genügend bestätigt durch die vielen Beweise von der aufrichtigen Anhänglichkeit an ihre Religion, welche sich unter dem Volke geltend machen. Die Männer tragen beinahe ausnahmslos das Skapulier, und es gibt kaum ein Zimmer, worin nicht mindestens Ein Kruzifix und einige bunte Heiligenbilder zu finden wären. Die Dorfkirchen sind vielfach prächtige Gebäude und wimmeln an den Sonntagen und an den zahllosen Heiligen-Feiertagen, welche das ganze Jahr hindurch den französischen Canadiern einen Vorwand zur Sonntagsfeier liefern, von andächtigen und eifrigen Besuchern.

Der „Habitant" ist ein kräftiger, kühner, abgehärteter Bursche, und obwohl, infolge von Unwissenheit und Aberglauben, die Kindersterblichkeit unter den französischen Canadiern zuweilen beunruhigende Verhältnisse annimmt, entfaltet doch das herangewachsene und zur Lebensreife gediehene Individuum im allgemeinen physische Eigenschaften, welche zwar nicht dem von den Engländern so sehr angestrebten stämmigen Typus entsprechen, aber vielleicht geeigneter sind, um den dem canadischen Klima eigenen Extremen von Hitze und Kälte zu widerstehen. In einem Lande, wo der Thermometer häufig auf 20° unter Null sinkt und mehrere Wochen nacheinander in dieser unbehaglichen Lage bleibt, kann man die Kälte wohl streng nennen, allein man kann oft einen französisch-canadischen Bauer an einem Wintertage über den gefrorenen St. Lorenz fahren sehen, wann der Schnee mit durchdringender Gewalt vor einem schneidenden Nordwinde hersliegt, wo der Bauer dann so behaglich auf seinem rohen hölzernen Schlitten sitzt und sich allem Anschein nach ebenso mollig fühlt, wie ein europäischer Kutscher an einem schönen Frühlingstage im Park.

Der „Habitant" ist laut, lärmend und ein unaufhörlicher Schwätzer, und es ist ihm anscheinend unmöglich, die geringste Handleistung mit einem Pferde zu versehen, ohne in eine Flut von ohrzerreißendem Schimpfen und Fluchen auszubrechen.

Das Aussehen des „Habitant", in seinem grauen Ueberrock mit Kapuze, eine buntfarbige Schärpe um den Leib, mit dicken hohen Stiefeln und einer Pelzmütze, ist originell und malerisch. Hie und da begegnet man zarten Gesichtszügen und einem geistvollen Ausdruck, allein im allgemeinen ist der französische Canadier nicht hübsch zu nennen. Gelegentlich findet man unter ihnen den echten Typus des Grenadiers der „großen Armee": die schlanke hagere Gestalt, die buschigen Augenbrauen, den dichten Schnurrbart, die tiefliegenden stechenden Augen, die scharfe Adlernase. Bei den Frauen sind schwarze Augen, eine Adlernase, markierte Züge und blasser Teint die hervorragenden Merkmale.

In den Städten vertreten die französischen Canadier alles Gewerbe, allein sie bevorzugen besonders die Advokatur, welche der natürliche Beruf aller derjenigen jungen Männer von Erziehung zu sein scheint, welche nicht in den geistlichen Stand treten. In den Städten Quebec und Montreal bekleiden französische Canadier die Mehrzahl der höchsten Aemter in der Verwaltung und Rechtspflege und übertragen ihrerseits ihren ärmeren Freunden und Verwandten die minder angesehenen Aemter von Gerichtsschreibern, Gerichtsvollziehern, Polizei- und Postbeamten Schutzleuten und ähnlichen verwandten Stellen. Für die einträglichsten Berufsarten in Canada gelten diejenigen der Advokaten und Feldmesser.

Im Gerichtswesen von Quebec findet man, neben unzähligen Advokaten und Anwälten, mehrere ausgezeichnete Juristen und Beamte von französisch-canadischer Abkunft — Männer, welche dem Justizwesen jedes anderen Landes zur Zierde gereichen würden. In den Parlamentshäusern zu Ottawa und Quebec nehmen diese einen großen Teil der Stellung für sich in Anspruch und üben im Senat und im Hause der Gemeinen einen beträchtlichen Einfluß aus. Der gegenwärtige Staatssekretär der Dominion ist ein französischer Canadier, allein obwohl noch einige Stammesgenossen von ihm Sitze im Kabinet bekleiden, ist der dermalige Premierminister, Sir John A. Macdonald, doch ein allzu weitsichtiger Staatsmann

Digitized by Google

um irgendwelche Möglichkeiten einzuräumen, daß das Gleichgewicht der Macht durch das allfällige Eindringen eines überwiegenden oder auch nur aufwiegenden französisch-canadischen Einflusses in die Landesregierung rauh gestört werde. (A. T. Y. R.)

Geographische Neuigkeiten.

* Eine sonderbare Gebetsform unter den Zuñi-Indianern. Die Gattin des Obersten Stevenson hat vorvergangenen Herbst eine Zuñi-Indianerin namens Wa-wah, die geschickteste Töpferin und Weberin ihres Pueblo und eine der fünf Priesterinnen des Ko-ko-Ordens, aus Neu-Mexico nach Washington mitgebracht. Sechs Monate lang hat diese Indianerin ihre Herrin in die Sprache, Mythen und Künste der Zuñi eingeweiht, hat ihr bald irgend eine verwickelte Zeremonie erläutert, ihr bald vor der photographischen Camera einen Gürtel oder eine Decke gewoben, bald sich mit wunderbarer Würde und Selbstbeherrschung unter der gebildetsten und intelligentesten Gesellschaft der Hauptstadt bewegt. Als jedoch die Zeit der Sommer-Sonnenwende, oder besser gesagt des Sommervollmonds, herannahte, äußerte Wa-wah das ängstlichste Verlangen, sich ihrem fernen Volke in der Begehung des halbjährlichen Festes der Federn-Auspflanzung (das andere Fest fällt in die Zeit des Wintermonats) anzuschließen. Es wurden daher Briefe nach Neu-Mexico geschrieben und genau der Tag ermittelt, an welchem die Zeremonie in Zuñi stattfinden sollte. Wa-wah war in der größten Aufregung, um ihre Zurüstungen von Mehl, Federn, Farben und Stöcken zu treffen. Alle diese waren in den Läden massenhaft vorhanden, allein nichts derartiges wollte Wa-wah genügen. Man versuchte verschiedene diplomatische Listen, allein ihr Entschluß war unerschütterlich gefaßt: Das Gebet, wie es sich zu dieser Feier geziemte, mußte bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten hinaus richtig sein, oder sie wollte nichts damit zu thun haben.

Mehl mußte mit gepulverten Muscheln und Türkis gemischt werden; die Schätze des Nationalmuseums mußten zu diesem Behufe geöffnet und dieselben Stücke von gelber, blauer und schwarzer Farbe, welche das Bureau für Ethnologie in früheren Jahren gesammelt hatte, mußten für die Stangen der heiligen Gebetstöcke in Kontribution gesetzt werden. Ridgway's Abteilung für Ornithologie ward angegangen, Federn vom Goldadler (Aquila chrysaëtos), vom wilden Truthahn (Meleagris mexicana), von der Stockente (Anas boschas) und dem Blauvogel (Scialia arctica) zu liefern.

Frische Zweige vom Baumwollen-Pappelbaum wurden gesammelt um zu Stielen für die Federbüsche zu dienen.

Im Nationalmuseum sind viele Schachteln mit Schiebedeckeln, welche nach Angabe der Sammler von den Zuñi herrühren sollen und worin derartige Schätze verwahrt werden.

Die Federbüsche, welche das materielle Werkzeug oder begleitende Beiwerk bei der Gebetsfeier sind, welche wir beschreiben wollen, werden folgendermaßen verfertigt: man nimmt ein gerades Stück Holz, etwa von der Dicke eines Bleistifts und von einer Länge, daß es von der Querfurche in der Handfläche bis zum Ende des Mittelfingers reicht, und macht um das Holz am einen Ende desselben einen kleinen Einschnitt; nun nimmt man eine kurze steife Feder vom Adler, Truthahn, der Wildente und dem Blauvogel und eine oder zwei flaumige Federn des Adlers, legt sie alle zusammen, so daß die Unterseiten gegen das Holz gekehrt sind, und bindet ihre Kielenden fest um das Holz mit einem aus einheimischer Baumwolle gedrehten Bindfaden, welcher mehrfach um das Holz gewickelt wird und dessen Enden nach dem Festbinden noch 5—6 Zoll lang freigelassen werden. An diesen freien Enden wird dann noch ein anderes Büschel von kleinen Federn der vier Vogelarten gebunden. Die aufrechten Federn bedeuten das an die Sonne, den Mond und Ko-ko gerichtete Gebet; die schleppenden Federn besagen, daß der Betende um Beistand bittet, um in den geraden Wegen des Zuñi-Sittengesetzes wandeln zu können.

Auf diese Weise wurden am Freitag den 18. Juni zehn derartige Federbüschel verfertigt und den einzelnen geistlichen Gewalten geweiht, indem man die Stiele folgendermaßen bemalte: 1. Sonnenfederbüschel: Stiel blau; Federn von Adler, Ente und Blauvogel am Stiel und im Wimpel. — 2. Mondfederbüschel: Stiel gelb; Federn von Adler, Ente und Blauvogel am Stiele und im Wimpel. — 3—6. Ko-ko-Federbüschel: Stiele schwarz; Federn von Adler, Truthahn, Ente und Blauvogel an den Stielen und in den Wimpeln. — 7—18. Federbüschel der Vorfahren: Stiele schwarz; Federn von Adler, Truthahn, Ente und Blauvogel am Stiel und im Wimpel.

Am Sonnabend den 19. Juni, um 2 Uhr Nachmittags, begieng Wa-wah in einem abgelegenen Garten in Washington die Zeremonie, die Federbüschel auszupflanzen. Ihre Zeit war so gewählt, daß sie gleichzeitig mit ihrem Volke in Zuñi handelte. Sie grub zunächst ein Loch in die Erde, welches sechs Zoll ins Gevierte und eine Tiefe von vierzehn Zoll hatte und worin sie am Boden drei Zoll hoch lockere Erde ließ. Am oberen Rande des Loches wurde die Erde der Oberfläche ungefähr einen Fuß breit ganz glatt gelegt wie ein Gartenbeet. Ein Gemeng von Mehl, gepulverten Muschelschalen und Türkissen wurde dann freigebig umher und in das Loch gestreut. Wa-wah, mit ihren besten Kleidern angethan, und alle ihre Federbüschel in der linken Hand haltend, kniete neben dem Loche nieder. Zuerst ergriff sie mit der rechten Hand den Sonnenfederbüschel und betete um die günstigen Einflüsse der Sonne auf sie, auf ihr Volk, auf die Ernten und auf ihre Freunde, und steckte dann den blauen Stiel

Digitized by Google

an der fernsten Westseite in die lockere Erde des Loches, so daß die Unterseite der Federn nach Osten zu stehen kam. Unter Fortsetzung ihres Gebets wurden dann der Mondsfederbusch, hierauf die vier Ko-ko-Federbüschel und endlich die vier Federbüsche der Vorfahren der Reihe nach, alle mit ostwärts gekehrten Unterseiten der Federn, in die lockere Erde gesteckt.

Wa-wah stand nun auf, holte ihr Säckchen mit dem heiligen Mehl hervor, goß eine kleine Menge davon in ihre eigene Hand und dann in diejenige von jedem ihrer beiden Freunde, welche die Zeremonie mit dem tiefsten Interesse beobachteten; jedes streute darnach das Mehl über das Heiligtum und blies es zugleich mit dem Munde darüber hin. In jedem Teil dieser Feierlichkeit gab sich bei Wa-wah die größte Aufrichtigkeit kund, und denjenigen, welche in feierlichem und gerührtem Schweigen diesem einfachen Gottesdienste zusahen, war förmlich zu Mute, als wohnten sie einer überlebenden Gottesdienstszene aus einer fernen Vorzeit an.

Da es nötig war, daß das Sonnenlicht während des Rests des Tages auf diese Gebetsszene scheinen sollte, so wurde jede Vorsichtsmaßregel getroffen, um den Ort für Eindringlinge abzusperren.

Am Montag Morgen wurden mit Wa-wahs Einwilligung die Gebetsfederbüschel und die dieselben enthaltende Erde sorgfältig wieder aufgegraben und, ohne eine Feder zu verrücken, im Nationalmuseum deponiert, vielleicht der in seiner Art einzigste und eigenartigste Gegenstand, welcher jemals in dessen merkwürdige Sammlungen einverleibt worden ist.

Diese Zeremonie ist unter den Zuñis von Herrn Frank Cushing und Frau Stevenson, und unter den Navajós von Dr. Washington Matthews genau studiert worden, welche sämtlich noch eingehende Beschreibungen davon, sowie Uebersetzungen der gehaltenen Gebete geben, welche in den künftigen Berichten des Bureau's für Ethnologie veröffentlicht werden sollen. (Sc.)

* Taschkent. Die Stadt Taschkent dehnt sich auf einem gewaltigen unebenen Flächenraum aus und ist, obwohl ungefähr 800 Jahre alt, Zeugin der verschiedensten Epochen der Geschichte von Zentralasien gewesen und immer einer der bedeutendsten Handelsmittelpunkte desselben geblieben. Von drei Seiten durch Gärten und durch Haine von Pappeln und anderen Bäumen umgeben, lehnt sich das alte Taschkent im Osten an das neue russische Taschkent. Von den Flüssen entfernt, deren Austreten in jenen Gegenden von solch verhängnisvollen Folgen ist, wird die Stadt nur durch einen Wildbach, den Bosson, der an den Thoren von Lobzan an die alte Stadt herantritt, mit Wasser gespeist. Die Altstadt ist mit einem sehr hohen Erdwall umgeben, worin früher zwölf Thore angebracht waren und welcher heutzutage eine unendliche Menge von Rissen und Lücken zeigt, durch die man die elenden Behausungen der Einheimischen und die kleinen Minarete der muslimischen Moscheen wahrnimmt, welche alle in weiten Gärten stehen. Betritt man die alte Stadt, so verliert man sich in einem Gewirr enger Gäßchen, von denen manche nur drittehalb Arschinen breit sind, und worin man sich ohne Führer nicht zurechtfinden kann. Im Sommer ist alles mit zwei Zoll dickem Staub bedeckt und die Hitze steigt auf 35° C.; in den anderen Jahreszeiten stampft man in einer spannenhohen Kotschichte. Zur Nachtzeit ist in Ermangelung einer Straßenbeleuchtung das Betreten dieser Quartiere sogar gefährlich, denn sie sind Herde des Verbrechens und der Ansteckung. Von den vier Quartieren der Altstadt ist dasjenige von Bis-Agatsch noch das gesündeste; es ist das südlichste Quartier und enthält vorzugsweise die Gärten, die Ziegelhütten und die Töpferwerkstätten. Die Anhäufung der Bevölkerung ist in diesem Stadtteile auch nicht so groß wie in den drei anderen, und der Ueberfluß an Wasser und Pflanzenwuchs mäßigt auch die Hitze. Leider haben die Erbauung der russischen Stadt und der steigende Bedarf an Brennmaterial Anlaß gegeben, daß viele Gärten verwüstet oder zerstört worden sind. Zur Erhaltung der übrigen haben die russischen Behörden im Jahre 1885 zu entschiedenen Maßregeln schreiten müssen. Der Stadtteil Kuktschin breitet sich über die Hügel im Westen aus und ist sehr malerisch, aber ziemlich ungesund wegen des Rauchs und der Ausdünstungen der Lederfabriken. Der Geruch des in den einheimischen Küchen verwendeten Kundschut-Oels verpestet übrigens die Luft der ganzen Stadt. Das Aussehen der Altstadt hat sich seit einigen Jahren gebessert. Die Hauptstraßen sind gepflastert und beleuchtet worden und an vielen Stellen für Fuhrwerke fahrbar gemacht. An die Stelle der alten, verkommenen und halb verfallenen Bazare sind elegante Passagen mit hübsch gehaltenen Buden getreten, welche zugleich auch die Einkünfte der Stadt erhöht haben. Früher betrug die Miete einer Bude 6 bis 40 Rubel, in diesem Augenblicke beträgt sie 30 bis 100. Ebenso ist man dermalen mit der Wiederherstellung der Hauptmoschee beschäftigt, welche auf dem höchsten Punkte der Altstadt steht. In vielen Stadtteilen gründet man russische Schulen für die Kinder der Muslimen. Eine derselben, 1884 gegründet, wird von 40 Zöglingen von 7 bis zu 15 Jahren besucht, hat ein Budget von 2000 Rubeln und zwei Lehrer, einen Russen und einen Mohammedaner. Die Zöglinge gehören meist den besten muslimischen Familien der Stadt an. Seit dem Sommer 1886 besitzt die Stadt auch eine Ambulanz für männliche Kranke und für die sartische Bevölkerung. In den jüngsten zwei oder drei Jahren ist für die innere Hebung und Pflege des alten Taschkent mehr geschehen als während der vergangenen ersten zwanzig Jahre der russischen Herrschaft, obwohl damals die Hülfsquellen, über welche die Verwaltung verfügte, weit bedeutender waren als gegenwärtig.

* Last's Expedition nach dem Sambesi hat

Digitized by Google

nach den jüngsten Nachrichten von ihm, welche vom 5. Aug. 1886 und vom Fuß des Schali-Berges datiert sind, das von ihm erstrebte Ziel erreicht. Er hatte am 12. Juli Blantyre verlassen, nachdem er die Regenzeit bei dem englischen Konsul Hawes verbracht hatte. Von da sich ostwärts und dann nordwärts wendend, hat er eine bisher noch unerforschte Gegend passiert und dann seinen Marsch in nordöstlicher Richtung nach den Höhen von Namuli fortgesetzt. Der Häuptling Ana Guruwé hat ihn in seinem Hauptdorf auf dem östlichen Ufer des Lukugu-Flusses freundlich aufgenommen und Last beabsichtigte, dort sein Hauptquartier für die Dauer seiner geographischen Aufnahmen zu nehmen. Herr Last reist im Auftrage der Londoner Geographischen Gesellschaft, um die Länge des Zusammenflusses des Luindi zu bestimmen und sodann die Namuli-Berge und die umliegenden Länder zu besuchen.

(G. g.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Die Fazenda des Herrn Trindade ist eine der größeren, wohleingerichteten und wird von 200 Sklaven bearbeitet. Sie hat eine bedeutende Zuckerpflanzung, deren Ertrag jährlich in 800 Tonnen Zucker (à 8 Aroba) und 2000 Pipen Caschaça besteht. Der durchschnittliche Wert einer Aroba Zucker ist 4 Milreis und einer Pipe Caschaça 60 Milreis, so daß sich als Einnahme eine Summe von 145,600 Milreis ergiebt. Dies kann als Reingewinn der Landwirtschaft betrachtet werden, da die übrigen Pflanzungen, in Mandiocca, Kaffee 2c. bestehend, sowie der Viehstand, hinreichen, den Unterhalt zu gewähren. Das Zucker-Engenho (Walze, Siederei) ist im größeren, der Produktion entsprechenden Maßstabe angelegt. Die schweren Eisenwalzen von 75 cm. Breite, nach dem Horizontalsystem, kosten mit Zubehör und Transport 4500 Milreis, was jedenfalls eine bedeutende Ausgabe ist, zur Produktivität des Betriebes jedoch in keinem Verhältnisse steht. Von den 200 Sklaven sind etwa 100 Roca-Arbeiter, 40 Kinder und die übrigen Frauen, welche zum Teil für leichtere Roca-Arbeit bestimmt sind zum Teil auch im Hause beschäftigt werden, um zu nähen, Matten zu flechten, Spitzen zu klöppeln 2c. Unter den Sklaven unterscheiden sich einige durch intelligenteres Aussehen von den übrigen, meist plump gebauten. Sie waren zu Zimmerleuten, Tischlern und Schneidern herangebildet und hatten meist gleichfalls im Hause ihre Beschäftigung.

Ein großer Sklavenbesitzer macht sich das Leben bequem, er rührt nicht eine Hand, wenn er darum hin kann. Das sah ich so recht an Herrn Eduardo! In einem Knopfloche hing die Pfeife, die bei jedem Wunsche in Bewegung gesetzt wurde. Eine junge schmucke Mulattin erschien dann allemal vor dem Herrn. Sie ging anständig rein gekleidet, was sie vor allen übrigen Sklavinnen des Hauses auszeichnete, und es schien ganz und gar ihr Amt zu sein, auf die Pfeife zu achten, denn nie sah ich sie bei einer regelmäßigen Beschäftigung. Es ist nicht so sehr müßiger Bequemlichkeitsgeist der Brasilianer, als Verachtung der Arbeit und eitler Herrscherstolz, sich in allem und noch so geringfügigem der Schwarzen zu bedienen. Es liegt hierin zugleich eine gute Schule für den Schwarzen. Selbst die Kinder der Herrschaft, die doch sonst mit denen der Schwarzen im Spiel gemeinsame Sache machen, ahmen hierin den Eltern früh nach und unterscheiden sich solchergestalt auf Augenblicke schon auffällig von ihren Gespielen. Eine gewisse Unterwürfigkeit in dem Wesen der Schwarzen bezeugt dann schon das gegenseitige Verhältnis, das mit zunehmendem Alter immer schärfer hervortritt.

Die Züchtigung widerspenstiger, geflüchteter und wieder eingefangener Sklaven sah ich bisher durch ein um den Hals geschmiedetes, aufrechtstehendes Dreizack bewirkt. Mit diesem gehen sie, so lange es dem Herrn beliebt. Hier jedoch bestand die Züchtigung derartiger Sklaven in einem mittelst langer Kette an das Bein geschmiedeten Block, der so groß und schwer ist, daß sie ihn nicht zu heben imstande sind; es muß auf seinen verschiedenen Gängen jemand mit ihm gehen, um mit ihm gemeinschaftlich den Block auf den Schultern zu tragen. Auch auf den Dampfern, mit denen ich die Reise auf dem Pindaré hin und her machte, befanden sich allemal einige Flüchtlinge. Ein einzelner pflegt mit gebundenen Händen zu gehen, die bald vorn bald hinten aufliegen. Zwei jedoch fesselt man in einen gemeinschaftlichen Block, indem dieser, zu zwei Hälften über einanderliegend, dem einen Schwarzen die rechte, dem anderen die linke Hand umschließt. Andere sind ohne Knebel, jedoch unter beständiger Aufsicht; sie erhalten mit einbrechender Dämmerung einen Strick um den Arm oder den Hals, um solcherart von einem Aufseher geleitet zu werden, indem man befürchtet, daß sie über Bord springen möchten. Uebrigens sind die wenigsten und nur die allzu roh behandelten Sklaven widerstandsfähig genug, das Leben der Sklaverei zu opfern. Man sieht, daß die Schmach der Sklaverei gute Zuchtmeister bildet. Wo sie einmal besteht, muß sie in ihrer ganzen Strenge geführt werden, da der Verlust eines Schwarzen den eines bedeutenden Kapitals nach sich zieht.

Größere Fazendeiros üben an ihrem Gesinde und am Vieh in eigener Person die ärztlichen Verrichtungen und führen zu diesem Zweck eine kleine Apotheke. Einige medizinische Werke, insbesondere das für brasilianische Landwirte verfaßte größere Werk von Czernowitz, einem russischen, nach Brasilien übersiedelten Arzt, dienen ihnen zum Ratgeber. Im ganzen kommt ihnen aber die von Jugend auf beobachtete Praxis hierbei zur Hülfe. Des Morgens, nachdem die nötigen vermutlichen Medikamente, Wagschale u. dgl., in Bereitschaft gesetzt sind, sieht man die mit Wunden oder Krankheiten behafteten Sklaven vor ihren Herrm erscheinen, kleine Kinder werden von der Mutter herbeigetragen. So auch hier. Da in diesen Gegenden beständig Wechselfieber herrschen, so ist Chinin regelmäßig auf dem Tische zu sehen. Das Salbenauflegen, Verbinden und ähnliche Arbeiten waren das Geschäft einer alten, mütterlich aussehenden Sklavin, die in Pflege der Kinder ergraut war. Selbst Zahnbeschwerden abzuhelfen, enthält sich der Fazendeiro nicht; er wendet jedoch in allen Fällen ein gutes Universalmittel, die Zange, an, wobei ich allemal ebenso sehr die Geduld des Sklaven, wie die des Herrn bewunderte.

Die besagten vierzig Kinder speisen zu sehen, bot ein ergötzliches Schauspiel. Einzelne Glockenschläge rufen sie aus allen Ecken und Winkeln herbei und mit Lärm stürzen sie in die Küche. Von sechs der stärkeren Knaben werden große hölzerne Schüsseln mit dem Gericht im Triumph davongetragen in die Vorhalle des Hauses. Die lärmende Schar folgt jubelnd und springend nach. Eine der drolligsten Szenen, die man sich denken kann: die Kinder von 4—12 Jahren, schwarz, gänzlich nackt, durcheinanderlaufend, dabei hüpfend und Grimassen schneidend, können kaum den Moment erwarten, in welchem die Speise auf den Boden gesetzt wird: dann kauern sich alle nieder und fahren mit den schwarzen Fäusten in den Brei, kugeln eine Handvoll davon zu einem Kloß und werfen ihn in den gierigen Rachen hinunter.

Die Speise, des Landes Universalkost und Piraõ genannt, besteht aus Farinha, mit heißem Wasser angerührt und aus gekochtem oder am Spieß über Kohlenfeuer gebratenem Fleisch oder

Digitized by Google

Fischen. Die Verteilung des Fleisches ruft gewöhnlich Streitigkeiten nach sich, die mit der schmierigen Faust ins Gesicht enden. Betrachtet man diese armen, zu Sklaven verurteilten Geschöpfe, so kann man ihnen, trotz aller Possierlichkeit, ein gewisses Mitleiden nicht versagen. Solches zeigt sich jedoch fast unbegründet, wenn man die Verhältnisse der Kreolen (der im Lande geborenen Sklaven) genauer erwägt. Als ein Glück muß es für derartige schwarze Kinder erachtet werden, daß sie keine Begriffe von Freiheit haben, und weder in Bildung noch in Bedürfnissen erzogen werden. Sie wachsen unter dem Beispiel arbeitender Eltern, unter der Aufsicht ihres Herrn auf und kommen nie mit Dingen außerhalb ihres Geburtsortes in Berührung. Sie kennen kein anderes Leben; sie sind in ihrer Art vergnügt, haben ihre Festlichkeiten und mitunter ein kleines Geschenk als Erheiterung von ihrer Herrschaft. Bis zu ihrem zwölften Jahre bleiben sie von eigentlichen Arbeiten verschont, und zur Arbeit sind doch einmal alle Menschen geschaffen. Sie arbeiten im Verhältnis zu ihren Kräften und Anlagen und haben keine Sorge um das Leben. Ihre Verhältnisse sind nur dann wirklich beklagenswert, sobald sie einen ungerechten strengen Herrn haben.

Unter den Kindern, die im herrschaftlichen Hause umherspielten, war eines, das sich durch blendendes Weiß auszeichnete und der Liebling des Herrn zu sein schien. In seltsamem Kontrast zu solcher Weiße steht allemal ein kurzes, starkgekräuseltes Haar (das der Schwarzen und Mulatten), wie es auch das Kind trug. Ging der Herr zu Tisch, so durfte dasselbe mit einer kleinen buntbemalten Fruchtschale erscheinen, um sich einige gute Bissen hinein geben zu lassen, und froh lief es zu den übrigen Kindern, um da sein Mahl zu verzehren. Unter den Sklavinnen befand sich eine hübsche, junge hellfarbige Mulattin, die Mutter dieses Kindes, und da keine Frau im Hause war — denn der Herr war Wittwer — so mochte es wohl kommen, daß sie wegen ihrer Schönheit den Kopf etwas hoch trug.

Ein Sklave ist beständig mit dem Fischfange beschäftigt, wobei er sich eines den Wilden entlehnten Gebrauches bedient, die Fische nämlich mit Pfeil und Bogen zu schießen. An einer verborgenen Stelle des Flusses lauert er, sein Auge auf die grün schwimmende Fläche der Wasserpflanzen gerichtet, unter denen die Fische nach den Blättern, als ihrer Nahrung, schnappen und daran zerren. Sowie er diese Bewegung wahrnahm, schoß er schnell einen mit eisernen Spitzhaken versehenen Pfeil dahin ab, selten ohne einen oder selbst zwei Fische zu spießen. Größere, stärkere Fische schwimmen mit dem 2 m. haltenden Pfeil wohl davon, es wird ihm dann ein zweiter und dritter nachgesandt, was jedoch selten nötig ist, indem ein Pfeil gewöhnlich hinreicht, dem Kreuzritter zwischen den Wurzeln und Stengeln der im Wasser wachsenden Pflanzen die Flucht unmöglich zu machen. Unter den so gefangenen Fischen, die erst Abends heimgebracht wurden, befand sich fast regelmäßig eine Anzahl der so gefürchteten Piraya, eines Fisches, der Menschen und Vieh anfrißt. Dieser Fisch ist kaum 45 cm. lang, 15 cm. breit und dabei flach, hat jedoch ein Gebiß, um das ihn Hyäne und Unze beneiden könnte. Badende sind in den Gewässern, in denen er sich aufhält, sehr vorsichtig, da er zu gewissen Zeiten mit teuflischer Wut ins Fleisch einbeißt und so lange zerrt, bis er ein Stück herausgerissen hat. Vielen Leuten, selbst armen, widersteht daher der Genuß dieser Fische.

In der Nachbarschaft dieser Fazenda wohnte ein Viehzüchter, der in dem besten Rufe eines Unzenjägers stand. Er hatte nicht weniger denn 200 Unzen im Verlaufe eines langen Lebens erlegt, wofür ihm die Einwohner des Distrikts besonderen Dank wissen. Die nächst um ihn wohnenden Fazendeiros haben ihm zur Aufmunterung seiner Geschicklichkeit für jede Unze ein jeder einen Ochsen zugesichert. Auf diese Art ist er nach und nach zu bedeutendem Viehstande gekommen und zu guten Vermögensumständen gelangt. Die Unzen sind noch stets ziemlich verbreitet, und man erzählt sich viele grausame Geschichten von ihnen, braucht sich jedoch nicht vor ihnen zu fürchten, da ihre Mordlust nur auf das Vieh und in ganz wenigen Fällen wohl auch auf Kinder gerichtet ist. Noch vor wenigen Tagen sind auf der Fazenda des Herrn Eduardo zwei Hämmel zerrissen worden. Nur die umherliegenden frischen Knochen verraten dies allemal zu spät, wenn nicht zufällig die Fußstapfen der Unze auf die Fährte leiten, da der Raub mit aller Schnelligkeit vollführt wird. Manoel Jacintho, der Schütze, war in solchen Fällen sicher immer der erste, der Nachricht davon erhielt. Hat man das Tier noch zeitig auf frischer That erblickt und ist es auch mit seinem Raub in den Wald geflohen, so ist man gewöhnlich imstande, ihm diese Unthat mit einer Kugel zu vergelten. Den Schützen leitet die blutige Spur auf den Weg. Er findet beim Anschleichen die Unze bereits unter den Resten des Opfers in behaglicher Ruhe hingestreckt, um die Verdauung des Fraßes abzuwarten. Zahlreiche Geier (die kahlköpfigen Urubus) haben sich, durch den Fleischgeruch angelockt, rings auf den Bäumen niedergelassen, um den Abzug der Unze abzuwarten. War der Fang groß, so wacht sie übrigens Tage und Nächte daneben.

In den Waldungen fand ich hier das wilde Kaninchen, ganz unserem gezähmten ähnlich, nur ein wenig kleiner und grau mit weißem Unterleibe. Es war so furchtlos, daß ich es ergriffen hätte, wenn ich es anders wie ein Haustier betrachtet hätte. Die Furchtlosigkeit dieser Tiere erklärt sich daraus, daß niemand ihnen nachstellt und sie so wenig verspeist als Habichte und ähnliche Vögel, denen man gleichfalls auf bedeutende Kürze nahe kommt. Abends belästigte und belustigte uns eine Menge großer Käfer, die durch den Lichtschein angezogen, allenthalben dummdreist gegenprallten und niederfielen. Sie sind aus der Familie der Carabiden und werden in der Landessprache Citurro genannt. Sie sind glänzend schwarz und etwas größer als unser deutscher Brachkäfer (Melolontha solstitialis). Oft kommen sie wie ein Hagel heran, daß man reiche Ernten halten könnte. Hühner und Schweine sind begierig nach ihnen, und sie könnten diesen, wollte man sich der Mühe des Sammelns unterziehen, zur Wohlthat werden, so lästig sie für den Augenblick sind. Aehnliche Erscheinungen nach dem Lichte schwärmender Insekten wiederholen sich in ganz Brasilien mit den verschiedensten Gattungen der Abteilung der Halbflügler sowohl wie der Deckflügler, und auch der Schmetterlinge. Kein Dach ist dicht genug, um sie nicht hindurch zu lassen.

Auf der Fazenda bestieg ich ein Pferd und erreichte Monçao nach einem angenehmen Ritt von einer Stunde; zu Wasser würde ich wegen der bedeutenden Krümmungen des Flusses mindestens drei gebraucht haben. Wie gewöhnlich verschafften meine Empfehlungen mir auch hier bald die beste Aufnahme, und zwar diesmal im Hause eines Geistlichen. Doch noch selbigen Tages mietete ich ein Boot, um andern Morgens in aller Frühe die vier Leguas entfernte Indianerkolonie Sao Pedro aufzusuchen. Die Fahrt währte acht Stunden, und so langte ich noch vor Beginn des täglichen Regens auf der Kolonie an.

Zwei Reihen Häuser in gewöhnlicher brasilianischer Bauart, an deren hinterem Ende die Kirche sich erhebt und vorne das Direktionsgebäude, welches uns aufnahm, bilden der Hauptsache nach die Kolonie. Ehe ich auf die Einzelheiten dieses Unternehmens übergehe, erlaube ich mir einige Worte über den Zweck der Gründung desselben vorangehen zu lassen. Die brasilianische Regierung, stets eifrig bemüht, mit den Indianern friedlichen Verkehr und insbesondere durch Konzentration derselben mittelst Kolonisation herbeizuführen, richtete unter anderem besonders ihr Augenmerk auf die Provinzen Maranhaõ, Pará und Rio Negro, in denen die Indianer noch heute die weiße Bevölkerung überwiegen. Ein solcher Kolonisationsplan war am Pindaré-Fluß besonders ausführbar, da ein daselbst wohnender Brasilianer fünf Jahre unter den benachbarten Indianerstämmen gelebt hatte, deren verschiedener Sprachen mächtig war und somit als passender

Digitized by Google

Vermitttler dienen konnte. Dieser wurde deshalb von der Regierung angeworben und beauftragt, die ersten Versuche zu machen, eine Anzahl Indianer in deren Dörfern zu engagieren. Man wandte ein gutes Mittel an, versah sie reichlich mit Geschenken, die in Aexten, Messern, Säbeln und ähnlichen Gegenständen bestanden, welche sonst nur durch Raub in den Besitz der Indianer gelangt waren. Man führte zu verschiedenen Malen eine Anzahl Indianer in die Hauptstadt der Provinz, um sie dem Präsidenten vorzustellen und ließ sie dann, auf das beste beschenkt, in die Heimat zurückleiten. Somit war der erste, und zwar ein guter Weg, eingeschlagen. Die Indianer faßten Vertrauen und gingen auf die Kolonisationsvorschläge ein. Man schritt dann auf verschiedenen Stellen an die Gründung zweier Kolonien, Sao Pedro und Januaria, die sechs Tagereisen von einander entfernt lagen und von denen die erstgenannte die nächste war. Die Absicht der Regierung zielt darauf hin, den Indianern durch Ackerbau und Zivilisation zugleich ein nützliches, thätiges Leben zu schaffen, wodurch gleicherzeit dem Lande ein Zufluß an Arbeitskräften erwächst. Vom geschäftlichen Betriebe des Kolonienwesens sollten pekuniäre Vorteile ausgeschlossen bleiben, ja selbst die Regierung versteht sich noch heutzutage nach zwanzigjährigem Bestehen der ersten Kolonie zu regelmäßigen Vorschüssen. Die Versuche glückten bisher nur noch mit den von Natur friedlichen Guiajaras. Von den übrigen Stämmen ließen sich wohl einzelne heranlocken, doch hielten sie sich nur kurze Zeit an das gebundene Leben. Die Zahl der Kolonisten war stets sehr schwankend; sie betrug schon 200—300, gegenwärtig zählte sie nur 75 Individuen, von denen man sich aber Ausdauer verspricht, da die Zeit der Abtrünnigkeit schon mehrere Jahre zurückliegt. Die Kolonisten unterziehen sich folgendem Reglement: Für acht Stunden täglicher Arbeit, mit Ausnahme der Sonnabende und Sonntage, wird ihnen alles nötige zum Lebensunterhalte geliefert, wie Wohnung, Lebensmittel, Kleidung, Seife, Rauch- und Schnupftabak, Pfeifen, Gewehre, Pulver, Angeln und ähnliche Materialien. Der Ueberschuß an Produkten, der sich nach Bestreitung dieser Gegenstände ergibt, wird verkauft und der Erlös unter die Kolonisten, jedoch in Form von Waren, verteilt. In den freien Stunden beschäftigen sich die Leute auf einem eigenen, ihnen überlassenen Stück Land, dessen Produkte (hauptsächlich Mandiocca) sie gegen Kleidungsstücke verwerten. Ihre Beschäftigungen sind folgenderweise eingeteilt: Morgens sechs Uhr, nachdem sie bereits gefrühstückt haben, versammelt ein Glockensignal sie unter der Veranda des Direktionsgebäudes, um sich ihre Arbeit anweisen zu lassen. Acht unausgesetzte Stunden, von sechs bis zwei Uhr, verharren sie bei der Arbeit, selbst ohne nur einige Nahrung zu sich zu nehmen. Kommen sie nach Hause, so ruhen sie bis sechs Uhr, um welche Zeit sie die zweite und letzte Mahlzeit des Tages bereiten. Ein auf Fischfang ausgesandter Kolonist findet sich gegen Abend ebenfalls mit seiner Beute ein. Die Fische bilden die gewöhnliche Fleischzugabe zu dem Piraõ, den wir bereits kennen gelernt haben. Die Abendstunden versammeln dann die Familien um das Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

Vereine, Gesellschaften, Museen 2c.

* In der letzten öffentlichen Versammlung der Geographischen Gesellschaft in München hielt Herr Prof. Dr. Sepp einen hochinteressanten anderthalbstündigen Vortrag über: „Die Abstammung der heutigen Griechen von den alten Hellenen." Fallmerayer bereiste in den Jahren 1831—1834 mit dem russischen General Ostermann-Tolstoy Aegypten, Nubien, Palästina, Syrien, das griechische Festland und die griechischen Inseln. Eine Frucht dieser und späterer Orientreisen waren die „Fragmente aus dem Orient" und andere Schriften zur Geschichte des Orients, namentlich seine „Abhandlung über die Entstehung der Neugriechen". Fallmerayer zeigt sich in denselben als Russophile; fast scheint es, als ob die Gesellschaft, in welcher er reiste, nicht ohne Einfluß auf seine Anschauungen geblieben. Nach diesen ist die neugriechische Nationalität ein den alten Griechen ganz fremdes, slawisches Völkergemisch. Lange Zeit beherrschten diese Anschauungen die wissenschaftlichen Kreise. Fand doch die Hypothese scheinbar starke Stützen wie in der Geschichte so auch in den Ortsnamen Griechenlands. Schon unter Justinian tauchten Slawen auf, 540 warfen sie sich gegen Griechenland. Hellas wurde barbarisiert und ein großer Teil griechischer Ortsnamen ist in der That slawischen oder jedenfalls nicht hellenischen Ursprungs. Aber Fallmerayer übersah, daß diese eingewanderten Slawen bereits unter der Kaiserin Irene unterworfen und unter ihrem Nachfolger 805 bei Patras bis zur Vernichtung geschlagen, daß die Slawen Griechenlands nach kleinasiatischen Landschaften verpflanzt und von dort Griechen nach dem Peloponnes verbracht wurden. Diese Thatsachen wären allein schon hinreichend, die Hypothese über die Gräcisierung von Avaren, Slawen und anderen Barbaren zu stürzen. Und das Vorkommen slawischer Ortsnamen in der Maina beweist ebenso wenig für den slawischen Ursprung der Neugriechen, als das Vorkommen ursprünglich gleichfalls slawischer Ortsnamen in Bayern (Scharnitz, Tölz) eine slawische Abstammung der Altbayern dokumentiert, oder als die Bezeichnungen „Türkengraben", „Türkenstraße" 2c. darauf schließen lassen, daß diese Münchener Stadtteile türkischer Herkunft seien. Auf solche Absonderlichkeiten kommt man, wenn man die Welt durch die Gelehrtenbrille vorgefaßter Meinungen betrachtet und dabei die nächstliegenden Thatsachen übersieht. Haben doch zu Anfang unseres Jahrhunderts — Napoléon zuliebe — bayerische Gelehrte auch eine Abstammung der Bayern von den keltischen Bojern nachgewiesen! Allerdings hat Fallmerayer sofort auch Widerspruch gefunden, namentlich durch Ow, der seine sprachlichen Studien in Athen gemacht. Wohl ist während der Barbarenzeit im Peloponnes stark mit dem Griechentum aufgeräumt worden, aber gleichwohl hat sich dasselbe erhalten. Und im heutigen Griechentum ist nichts Slawisches zu entdecken. Dies beweist vor allem seine wunderbare Sprache. Die charakteristischen slawischen Zischlaute fehlen ihr durchaus, und ihr Wortbestand ist so rein, daß keine andere europäische Sprache ihr gleichkommt. Allerdings haben dazu die griechischen Schriftsteller viel beigetragen, die den Gebrauch eines jeden Wortes verschmähen, das nicht hellenischen Ursprungs ist. Und wenn die Griechen Slaven wären, wie hätten sich die alten Dialekte und Dialektformen erhalten können? Ebensowenig gaben die Personennamen einen Anhaltspunkt für die slawische Abstammung: die Griechen haben ihre antiken Namen stets beibehalten. Und vollends die äußere Erscheinung! Die Nase läuft in gerader Linie unmittelbar von der Stirn aus. Wir glauben die Gestalten lebendig vor uns zu sehen, wie sie uns aus antiker Zeit in Stein erhalten sind. Da ist keine Spur einer Aehnlichkeit mit Slowaken, Bosniaken, Polaken und anderen Barbaren, nichts von den slawischen starken Backenknochen und den eingebrochenen Zähnen. Das alte Volkslied ist noch lebendig, und ebenso hat sich die altnationale keusche Tanzart erhalten, welche — im Gegensatz zu den slawischen Polkas und Mazurkas — jede intimere Annäherung des Mannes und des Weibes ausschließt und höchstens eine flüchtige Berührung der Hände gestattet. Auch der alte Freiheitssinn ist nicht untergegangen. Kein Grieche darf sich ein Adelsprädikat beilegen, jeder dünkt sich dem andern gleich und ebenbürtig. Eben deshalb sind sie auch oft undankbar gegen die Männer von großen Verdiensten. Dieser Freiheitstrieb dokumentiert sich auch dadurch, daß sie mit jeder Regierung unzufrieden sind. Ihr

Digitized by Google

Neuerungstrieb ist heute noch so lebendig, wie zu den Zeiten des Apostels Paulus, und ihre politischen Verhandlungen sind heute noch so erregt, wie in den Zeiten des Aristophanes. Der alte Volksglaube lebt noch fort in den Volkssagen, und die alten Götter stehen, trotz des Christentums, unter anderen Namen und in anderen Formen noch in hoher Verehrung. Wohin wir in Sitten und Gebräuchen greifen, überall haben wir das alte Griechentum vor uns. Und diese Sitten sind nicht die schlechtesten. Messerascheiren wie in Altbayern kennt man trotz der großen Lebhaftigkeit des Volkes ebensowenig als Kirchendiebstähle. Sicherheit ist überall vorhanden, Gastfreundschaft wird jedem geboten. Nie läßt ein Grieche sich schlagen. Und die Griechen sollten von den Slawen kommen, die an die Stockprügel gewöhnt sind und sich noch dafür bedanken? Nein, die Griechen sind die echten Kinder der alten Hellenen in ihren Tugenden wie in ihren Fehlern. Das Rätsel ihrer Erhaltung trotz eines jahrhundertelangen Martyriums löst sich, wenn man weiß, daß die Griechen die nüchternste und mäßigste Nation sind. „Der Grieche wird fett, wo ein Esel verhungert." Nie sieht man einen Betrunkenen; dieser Anblick wurde ihnen erst, als die Bavaresen ins Land kamen. Nie sieht man aber auch einen Bettler. Das Andenken an König Otto lebt in Segen fort; niemand ist heute in Griechenland beliebter und populärer als er. Segensreich erweisen sich auch seine Schöpfungen für das Griechentum, vor allem die Neugründung der Hauptstadt und in dieser die Gründung der Universität, der bedeutendsten von Europa, die zur geistigen Nährmutter für das ganze Neugriechentum geworden ist. Der opferfreudige patriotische Sinn der Griechen äußert sich namentlich auch in der Errichtung und Ausstattung zahlreicher Bildungs- und Erziehungsanstalten, sowie durch die Zuwendung von Stiftungen und freiwilligen Spenden an dieselben. Ueberblickt man, was blos Athen in alter und neuer Zeit in Wissenschaft, Litteratur und Kunst, überhaupt auf allen Gebieten geistigen Lebens geleistet, so kann man mit Fug und Recht sagen: „Diese Stadt allein hat mehr für die geistige Bildung der Menschheit gethan, als das hundert Millionen zählende slawische großmächtige Reich!"

(„Allg. Ztg.")

---

* Dulk, Dr. Albert: Reise-Erinnerungen aus Aegypten und Arabia Peträa. Leipzig, E. Thielen. — Der vor einigen Jahren in Stuttgart verstorbene Sozialist Dr. A. B. Dulk, um den es ebenso schade, wie von ihm, als einem warmen Gemütsmenschen, unbegreiflich ist, daß er unter die Sozialdemokraten ging, war zu Anfang der fünfziger Jahre so kulturmüde und der modernen Zivilisation überdrüssig, daß er nach Aegypten ging in der Absicht, ein ganz naturgemäßes einfaches Anachoretenleben zu führen. Da er in Aegypten auf seiner Reise den Nil hinauf keine ihm für seinen Zweck passende Oertlichkeit fand, so ging er über Suez nach dem steinigen Arabien hinüber und lebte hier monatelang ganz allein in der einfachsten bedürfnislosesten Weise in einer Höhle im Gebirge, in der Nähe von einigen nomadischen Beduinenstämmen, und fand darin eine hohe Befriedigung, so daß er nur ungern und unter dem Drang äußerer Umstände nach einiger Zeit dieses Leben wieder aufgab und in die Zivilisation zurückkehrte. Diesen Abschnitt seines Lebens und diese Erlebnisse in der Wüste, verquickt mit seinen Wahrnehmungen und Gedanken über Natur und Menschenleben, schildert er in dem vorliegenden posthumen Werkchen in edler, sinniger und gedankentiefer Sprache in einer Weise, daß auch der Geograph einiges daraus erlernen kann.

= Populäre Anthropologie. =

In gemeinverständlicher Darstellung und künstlerischer Ausstattung sich an „Brehms Tierleben" anschließend erscheint soeben:

Der Mensch.

Von Professor Dr. **Johannes Ranke.**

Mit 991 Textabbildungen, 16 Karten und 32 Chromotafeln.

2 Saffianbände 32 M. — 26 Hefte à 1 M.

Prospekte gratis. — Erstes Heft und Band I durch alle Buchhandlungen zur Ansicht.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Bedeutende Preisermäßigung.

Arneth, Geschichte Maria Theresias. 10 Bände, 1879. Statt 116 M. für 30 M.
Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. 8 Bände, 1884. Statt 96 M. für 25 M.
Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. 2 Bände, 1867. Statt 20 M. für 6 M.
Scheffler, die französ. Volksdichtung u. Sage. 2 Bde., 1885. Statt 18 M. für 6 M.
Neue Antiquar-Kataloge gratis und franko.

H. Barsdorf, Buchhandlung, Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Friedrich der Große als Kronprinz.

Von

Reinhold Koser,

a. o. Professor an der Universität Berlin.

Oktav. 267 Seiten. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. A. Hogan, Hamburg, Wurstah.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschien:

Zeitschrift für

Allgemeine Geschichte,

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

Herausgegeben von

Univ.-Professor Dr. H. von Zwiedineck-Südenhorst.

1887. Zweites Heft. M. 1.—

Inhalt: Eine Kaiserkrönung in Byzantion. Von **William Fischer.** — Eine Episode aus der venezianischen Geschichte. (Der Sturz des Hauses Carrara.) Von **Ernst Bernheim.** — Georg Stobäus, Bischof von Lavant. 1585—1618. Ein Charakterbild aus der Reformationszeit. Von **Karl Mayr-Deisinger.** — Johann Lauremberg, ein plattdeutscher Satiriker des 17. Jahrhunderts. Von **Paul Schütze.** II. (Schluß.) — Lord Byron. Von **Richard Maria Werner.** — Zur Geschichte der Fischerei. Von **Gust. v. Buchwald.**

= Die Verlagshandlung giebt an Interessenten das erste (Probe-) Heft auf Verlangen gratis und franko ab. =

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZEITUNGS EXPED. WIEN

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 13. Stuttgart, 28. März. **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die amerikanische Hochofen-Industrie. Von unserem Spezialberichterstatter. S. 241. — 2. Die See-Assekuranz in England. S. 243. — 3. Skizzen aus Nordamerika. S. 245. — 4. Die jüngste westpeloponnesische Erdbebenkatastrophe. Von Dr. Bernhard Ornstein. (Schluß.) S. 248. — 5. Emin Bey und seine Leistungen in Afrika. (Schluß.) S. 254. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 258. — 7. Litteratur. S. 259.

Die amerikanische Hochofen-Industrie.

Von unserem Spezialberichterstatter.

Es ist eine unumstößliche Thatsache, daß die Vereinigten Staaten von Amerika immer mehr die Aufmerksamkeit der technischen Welt erregen, und daß es nur noch wenige Industrien gibt, die nicht den einen oder anderen Teil ihrer Fabrikation nach amerikanischem Muster betreiben. Selbst die bezüglich der Verwendung maschineller Hülfsmittel äußerst konservative Landwirtschaft hat sich dem dort gegebenen Beispiel nicht entziehen können — sicher nicht zu ihrem Nachteil. Gewiß enthalten die Vereinigten Staaten viele sehr günstige Bedingungen zur Entwickelung von Landwirtschaft und Industrie, aber ohne Zweifel verstehen es auch die Amerikaner mit der ihnen eigentümlichen Energie, diese Gunst des Schicksals auszubeuten.

Das zeigt vor allem die Entwickelung ihrer Hochofen-Industrie, über welche vor zehn Jahren zur Zeit der Weltausstellung zu Philadelphia kaum etwas zu sagen war und die jetzt so entwickelt dasteht, daß die Vereinigten Staaten unter den Roheisen erzeugenden Ländern der Erde die zweite Stelle einnehmen.

Mit vorstehendem Gedankengange leitete am 16. Jan. dieses Jahres in der Generalversammlung des „Vereins deutscher Eisenhüttenleute" zu Düsseldorf der in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannte Ingenieur Herr W. Brügman aus Dortmund einen Vortrag über die amerikanische Hochofen-Industrie ein, der auch für nicht technisch gebildete Kreise durch die Fülle seiner statistischen, geologischen und merkantilen Mitteilungen hervorragendes Interesse gewährt, weshalb den Lesern mit den nachfolgenden Mitteilungen gedient sein dürfte.

Die Ziffern von 1885 zu Grunde gelegt, erzeugten die Vereinigten Staaten 4,044,526 Großtonnen (à 2240 Pfund) Roheisen.[1] England erzeugte im gleichen Jahre 7 1/4 Millionen Tonnen, und unmittelbar nach den Vereinigten Staaten erscheint Deutschland mit 3 3/4 Millionen Tonnen. An der Gesamtroheisenproduktion der Welt nahmen die Vereinigten Staaten mit 21 Prozent teil.

Von den oben erwähnten 4 Million Tonnen Roheisen wurden in Pennsylvanien 2 1/6 Millionen Tonnen erzeugt. Diese Produktion entspricht 59.1 Proz. der gesamten deutschen Produktion. Der Flächeninhalt Pennsylvaniens ist ungefähr 2/9 der Fläche des Deutschen Reiches entsprechend. Ende des Jahres 1885 standen in Pennsylvanien von den vorhandenen 248 Hochöfen 133 im Betrieb. Das Aufblühen seiner Roheisen-Industrie verdankt das Quäkerland seinem Kohlenreichtum. Es besitzt in seinem östlichen Teile ausgezeichnete Anthracitvorkommen, während es in seinem westlichen Teil von dem großen appalachischen Kohlenfeld durchzogen wird, von welchem ganz vorzügliche Cokeskohlen vorhanden sind.

Die Anthracite Pennsylvaniens brechen in großen Stücken, sind von ausgezeichneter Transportfähigkeit und Wetterbeständigkeit und zerspringen im Ofen nicht. Trotz dieser ausgezeichneten Eigenschaften wird die Herstellung reinen Anthracit-Roheisens mehr und mehr eingeschränkt, da ein Zusatz von Cokes eine bedeutende Produktionssteigerung im Gefolge hat, und so setzt man häufig bis zu 1/3 an Cokes zu.

[1] Einem Telegramm der „Köln. Ztg." entnehme ich, daß die Gesamtproduktion im Jahr 1886 auf 5,600,000 Tonnen gestiegen ist! Der Referent.

Digitized by Google

Den größten Anteil an der Cokes-Erzeugung Pennsylvaniens hat der etwa 100 Km. südlich von Pittsburgh liegende Connelsville-Distrikt, der nur ungefähr 5 Km. breit und 80 Km. lang ist; das flachliegende Kohlenflötz desselben ist $2\,1/2$—$3\,1/3$ m. mächtig, mit einer Schieferbank von etwa $1/2$ m. Das das Hangende nicht besonders gut ist, so werden bei dem üblichen Pfeilerbau die Pfeiler auf 3 m., die Strecken dazwischen auf nur $3\,2/3$ m. angesetzt. Bei Gewinnung der Pfeiler entstehen große Verluste. Bei der großen Weichheit der Kohle ist die Gewinnung billig, etwa 1 Mark per Tonne im Grubenwagen verladen. Im Akkord sollen ein Mann und ein Junge in 10 Stunden 26 Metertonnen gewonnen und in Grubenwagen verladen haben.

Die Kohle dieses Bezirks ist so rein, daß Kohlenwäschen anzulegen durchaus unnötig erscheint.

Ueber die Erzförderung der Vereinigten Staaten liegt eine Statistik noch nicht vor. Der Durchschnittsbedarf von Eisenerz ergibt sich aber, wenn man unter Einrechnung der Eisenschlacken die Tonnenzahl des produzierten Eisens mit 1.9 multipliziert. Diese Rechnung für das Jahr 1884 ausgeführt, ergibt in den Vereinigten Staaten einen Erzbedarf von 7,785,949 Großtonnen, wovon 487,820 Tonnen durch Import gedeckt worden sind. Für die direkten Prozesse, zum Ausfüttern der Puddelöfen 2c. sollen noch 420,000 Tonnen verbraucht worden sein, so daß im Lande 7,718,129 Tonnen Erz gewonnen sein müssen.

Die Gruben vom Lake Superior bei Marquette liefern ein Drittel des Gesamtbedarfs. Das Erz enthält hier im Mittel 68.48 Proz. Eisen, 0.053 Proz. Phosphor und 2.07 Proz. Kieselsäure. New-Jersey und Cornwall in Pennsylvanien lieferten zusammen etwas über $1/10$ des Bedarfs, die Gruben am Lake Champlain $1/14$, die von Alters her berühmten Gruben in Missouri, die Iron Mountain Pilot Knob, $1/30$. Den bekannten und berühmten Erzverkommen entstammt somit die Hälfte des Bedarfs, der andere Teil wird durch zerstreutliegende Erzvorkommen in den Eisendistrikten selbst gedeckt.

Sehr viel Mühe hat man sich gegeben, zur Spiegeleisenfabrikation manganhaltige Erze zu entdecken, und zwar nicht ohne Erfolg; namentlich in Arkansas sollen neuerdings Erze mit bis zu 50 Proz. Mangangehalt gefunden worden sein. Jedenfalls ist der Import solcher Erze in stetem Abnehmen begriffen.

Was überhaupt von Erzen importiert wird, kommt zum größten Teil von Bilbao, bezw. aus dem Mittelländischen Meere. Daß ein Import fremder Erze überhaupt möglich ist, liegt an den billigen Gewinnungskosten und den niedrigen Seefrachten bei hohem Eisengehalt der Erze.

Der Hauptteil der importierten Erze entfällt auf Pennsylvanien; die Erze nehmen hierher ihren Weg über Baltimore, falls sie für Cokeshochöfen, und über Philadelphia, falls sie für die Anthracitregion bestimmt sind.

Sehr wichtige Erzvorkommen werden seit 1884 von der Südostseite von Cuba importiert, im Jahre 1885 schon 100,000 Tonnen. In Canada sind ebenfalls bedeutende Erzvorkommen bei Toronto in Ontario entdeckt. Im Jahre 1884 lieferten dieselben 40,000 Tonnen und es werden stärkere Förderungen erwartet.

Im Vergleich zu anderen Ländern ist der Import fremder Erze in den Vereinigten Staaten nicht groß. Es importierten 1884:

England	2,728,672
Belgien	1,487,748
Frankreich	1,412,710
Deutschland	980,442
Vereinigte Staaten	487,820 Tonnen.

Es importierten somit die Vereinigten Staaten im Verhältnis zur Produktion die geringsten Mengen Erz.

Im Staate Pennsylvanien werden besonders die Erze vom Lake Superior, welche ihren Weg über die großen Binnenseen bis Erie nehmen, Erze von Cornwall sowie solche aus dem Staate New-York und importierte Erze verhüttet.

Ueber die Höhe der Produktion der mit allen technischen Neuerungen versehenen Cokeshochöfen sind in den letzten Jahren fortwährend staunenerregende Berichte veröffentlicht worden, doch betreffen diese Berichte fast durchweg die Maximalproduktionen. Für die Mehrzahl der Cokeshochöfen neuerer Konstruktion dürfte die Leistung zwischen 130—150 Tonnen pro Tag schwanken, obgleich nicht zu leugnen ist, daß Produktionen von 190 bis über 200 Tonnen regelmäßig im Jahresdurchschnitt erreicht wurden. Als Dauer der Haltbarkeit einer Ofenzustellung werden 1000 Betriebstage oder eine Produktion von 150,000 bis 200,000 Tonnen angegeben; es scheint also darnach nicht, daß die größere Produktion per Tonne Eisen einen stärkeren Verschleiß des Materials herbeiführe.

Interessant waren auch noch die Mitteilungen des Herrn Vortragenden über die amerikanischen Arbeiterverhältnisse.

Das Verhältnis der Arbeitgeber zu den Arbeitern ist kein sehr angenehmes. Der gänzliche Mangel an Fürsorge der ersteren für ihre Arbeiter in Krankheiten und bei Unfällen hat zur Bildung von Arbeiterkorporationen geführt, die ihren Einfluß sehr wohl kennen. Die Vereinigung der „Ritter von der Arbeit" (Knights of labor), der die meisten Eisenarbeiter angehören, setzte nicht selten eine Veränderung der Löhne und Gedinge, die Absetzung eines mißliebigen bezw. die Anstellung eines anderen Obermeisters durch, ja sie erreichte in einzelnen Fällen die Herabsetzung der Arbeitszeit von 12 auf 8 Stunden. Die Arbeitgeber suchen ein allzu geschlossenes Vorgehen der Arbeiter dadurch zu verhindern, daß sie ihre Belegschaft möglichst international aus Amerikanern, Irländern, Deutschen, Ungarn und Engländern zusammensetzen. Im übrigen ist das Betragen der Arbeiter auf den Werken durchweg

Digitized by Google

ruhig und anständig. Die Löhne sind doppelt so hoch wie in Deutschland; erste Schmelzer erhalten pro zwölfstündige Schicht 8 Mk. und mehr, zweite Schmelzer 6 Mk., Gichter, Schlackenleute 2c. ebensoviel, Platzarbeiter 3.75 Mk., Lokomotivführer 1 Mk. pro Stunde, und Obermeister 275 bis 300 Mk. pro Monat.

Die See-Assekuranz in England.

Eine der unerläßlichsten Bedingungen eines gedeihlichen Handelsverkehrs ist heutzutage die Transportversicherung, welche der Kaufmann eingeht, um sich einen Ersatz für den Verlust oder Schaden zu sichern, welchen eine Ware oder irgend ein versicherter Gegenstand auf dem Transport erleidet. Die wichtigste und für den Weltverkehr unerläßlichste Art der Transportversicherung ist aber die See-Versicherung oder See-Assekuranz, die wichtigste und die älteste aller Transport-Versicherungen, deren erste Spuren sich schon im 14. Jahrhundert finden und deren Ursprung unzweideutig auf die Hansa zurückweist. Heutzutage geht in Europa und in der ganzen zivilisierten Welt kein Fahrzeug mehr in See, ohne eine Assekuranz eingegangen zu haben, welche sich gewöhnlich um den Schaden handelt, welchen die Ladung oder das Schiff selbst auf der Fahrt erleiden könnte (letzteres die sogen. Casco-Versicherungen). Allein auch andere Dinge können Gegenstand der Versicherung sein z. B. die Fracht, die Havarie- und Bodmerei-Gelder,[1] der mögliche Gewinn, welchen der Eigentümer der Ladung bei der Ankunft derselben an ihrem Bestimmungsorte mit Wahrscheinlichkeit zu machen hofft, die Nachteile bei einer etwaigen Verzögerung der Fahrt, und ähnliche andere materielle Interessen an der Ladung. Während in England und Amerika, den größten Handelsländern, die See-Assekuranz noch vielfach in den Händen von Einzelversicherern liegt, haben wir im Deutschen Reiche verschiedene Gesellschaften, welche ausschließlich diesem Zweige der Versicherung gewidmet sind und ihren Sitz natürlich in den größeren Seehandelsplätzen, in Hamburg, Bremen, Stettin, Danzig u. s. w., haben. Man kann wohl sagen, daß unser deutsches See-Assekuranzwesen das geordnetste und ausgebildetste ist, Dank unserem Deutschen Handelsgesetzbuch (Artikel 782—905) und der eingehenden und gründlichen litterarischen Behandlung desselben in einer Reihe tüchtiger und gediegener Werke von Kaufleuten und Juristen (z. B. Tecklenborg, Bennecke, Kaltenborn, Reatz, Schneider u. a. m.), welchen andere Nationen kaum etwas ähnliches an die Seite zu stellen haben. Da aber der britische Handel unbestreitbar der erste und großartigste der Welt ist, so wird es sicher jeden Gebildeten interessieren, über Wesen und Geschichte der englischen See-Assekuranz in Kürze einiges Nähere zu erfahren, und dies gibt uns diesmal die Feder in die Hand.

Wenn in England von einem Schiff die Rede ist, welches in Ladung ist, auslaufen soll oder Schiffbruch gelitten hat, so hören wir häufig von ihm sagen: es ist oder war A 1 bei Lloyd's — in England ein ganz allgemein bekannter und vertrauter Ausdruck, dem wir in Zeitungen, in Handelsbriefen, auf Maueranschlägen und an allen Oertlichkeiten begegnen, wo nur Kaufleute, Seeleute und Schiffseigentümer verkehren. Jedermann weiß, daß ein so bezeichnetes Schiff ein Fahrzeug erster Klasse ist, denn „A 1 bei Lloyd's" ist das nautische Aequivalent für ein in jeder Hinsicht vollkommenes Schiff der Handelsflotte. Fragt man aber woher dieser Ausdruck rührt, so vermögen die wenigsten der Befragten darüber Auskunft zu geben. Da „Lloyd's Register von britischen und ausländischen Schiffen", das Institut welches den fraglichen Titel verleiht, erst vor kurzem sein Jubiläum gefeiert hat, so glauben wir, daß eine kurze Schilderung des Ursprungs dieses Unternehmens und der Art, womit es sich seit seinem Bestehen befaßt, nicht unwillkommen und für manche interessant sein dürfte.

Das Geschäft der Transport-Versicherung zur See oder Assekuranz gegen die Gefahren zur See ist ein uraltes und existierte schon erwiesenermaßen in der Zeit der deutschen Hansa, ja viele wollen es sogar bis auf die Zeiten der Phönikier zurückführen. Und da eine unerläßliche Vorfrage und Vorbedingung der rechtmäßigen Versicherung (im Gegensatz zu bloßem Wagnis und Zufallswerk) in der genauen Kenntnis davon liegt und von jeher gelegen hat, daß das zur Versicherung angemeldete Schiff seetüchtig ist, so dürfen wir jedenfalls für den Beruf des Schiffs-Taxators ein respektables Alter in Anspruch nehmen.

[1] Mit dem Worte Havarie oder Haverei bezeichnet man alle Beschädigungen und Unkosten, welche auf einer Seereise Schiff und Ladung treffen und für deren Ersatz, sei er groß oder klein, man sich versichert. Als solche Schäden, gegen welche man sich versichert und deren Ersatz man Havariegelder nennt, bezeichnet das Deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 708) vorzugsweise Ueberbordwerfen von Waren, Schiffsteilen oder Schiffsgerätschaften; das Kappen von Masten, Wegschneiden von Tauen oder Segeln, das Schlippen und Kappen von Ankern, Ankertauen und Ankerketten; das Ueberladen der Ladung zur Erleichterung des Schiffs auf Leichterfahrzeuge; die absichtliche Strandung, das Einlaufen in einen Nothafen 2c. 2c. — Unter Bodmerei oder Verbodmung versteht man einen Darlehensvertrag, kraft dessen der Gläubiger bei einer Seereise gegen Zusicherung einer sogen. Prämie und gegen Verpfändung des Schiffs oder der Ladung oder der Fracht oder aller dieser Gegenstände oder mehrerer einzelner derselben die Seegefahr übernimmt, in der Weise, daß mit dem möglichen Untergang der Pfandobjekte auch die Forderung des Gläubigers (Bodmeristen, Bodmereigebers) an Kapital und Prämie erlischt. Der Bodmereinehmer, d. h. derjenige, welcher einen Bodmerei- oder Bielbrief nimmt, der nach dem Deutschen Handelsgesetzbuch schriftlich abgeschlossen sein muß, hat also nur dann Kapital wie Zinsen zurückzubezahlen, wenn Schiff und Ladung das Ziel ihrer Fahrt glücklich erreichen. Geht nur ein Teil des Pfandobjektes unter, so vermindert sich die Forderung des Bodmeristen an den Schuldner bis zum Wertbetrage des noch Vorhandenen, nach dem Rechtssprichwort: Es haftet alles, was der Boden zu Lande bringt. Dem Bodmereigeber fällt keine Art der Havarie zur Last.

Digitized by Google

Derjenige, welcher in England eine Schiffsversicherung eingeht, heißt underwriter. Der ursprüngliche Underwriter war vermutlich ein Mann mit einer gründlichen praktischen Kenntnis im Schiffsbau, welcher dann das Schiff, um dessen Versicherung er angegangen wurde, selbst genau untersuchte. Als das Geschäft einen größeren Umfang annahm, mochte jedoch die mit diesem System verbundene Unannehmlichkeit sich bald geltend machen und der Underwriter sich des naheliegenden Auskunftsmittels bedienen, einen tüchtigen Mann aufzustellen, welcher für ihn das Schiff untersuchen und taxieren und darüber Bericht erstatten sollte. Von einem Versicherer, welcher Berichte über die Beschaffenheit einzelner Schiffe erhielt, bis zu dessen Anordnung oder Aufstellen derselben in tabellarischer Form, ist nur ein Schritt, und von der Aufstellung solcher Listen durch einzelne Versicherer für ihren eigenen Gebrauch und Nachachtung bis zu dem Uebereinkommen derselben, diese Listen auch der Einsichtnahme ihrer Geschäftsgenossen zugänglich zu machen, ist wiederum nur ein Schritt, obwohl allerdings ein beträchtlicher Zeitraum vergieng, ehe dieses letztere Ergebnis erreicht wurde. Die älteste vorhandene klassifizierte Liste von Fahrzeugen stammt nur aus dem Anfange der Regierung König Georg's III.; allein diese Urkunde (von welcher später mehr) trägt nur das unverkennbare innere Zeugnis an sich, daß sie damals schon keine Neuigkeit mehr war.

Die eigentliche Geschichte der englischen See-Assekuranz beginnt in den ersten Regierungsjahren König Karls II.; damals begannen Englands überseeische Kolonien zu gedeihen; der englische Handel war, den ihn bedrückenden fiskalischen Gesetzen zum Trotz, im Zunehmen, und daraus erfolgte natürlich das Geschäft der See-Assekuranz. London war damals, wie noch heute, das Hauptquartier des See-Assekuranz-Geschäfts für das ganze Land und die damals kaum erst erstandenen Kaffeehäuser in der City waren der gewöhnliche Sammelplatz aller derer, welche an den Schiffahrtsangelegenheiten irgend ein Interesse hatten. Der Name des Eigentümers eines dieser Kaffeehäuser lebt noch heute in demjenigen der großen Lloyds-Korporation fort.

Edward Lloyd ist einer jener Männer, von denen wir gern noch mehr wissen möchten, als die Geschichte uns überliefert hat, von dessen Persönlichkeit wir jedoch, abgesehen von seinem Werke, praktisch nichts wissen, denn selbst sein Vorname war verloren gegangen, bis er durch die Forschungen eines neueren Schriftstellers wieder aufgefunden wurde. Lloyd muß ein Mann von großem Scharfblick, Unternehmungsgeist und bedeutenden Fähigkeiten gewesen sein. Als er sein Haus in Tower-Street regelmäßig von Underwriters besucht sah, scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, es zum Hauptquartier des Geschäfts zu machen; zu diesem Zweck traf er Vorkehrungen für Versammlungen, veranstaltete Verkäufe und Versteigerungen von Fahrzeugen und Ladungen, gab eine Zeitung heraus und identifizierte praktisch seine eigenen Interessen mit denjenigen seiner Patrone. Die Zeitung hatte nur eine kurze Lebensdauer, denn sie wurde von der Regierung unterdrückt; allein Lloyd's Anstrengungen wurden dadurch belohnt, daß er sein Etablissement, welches er später nach Lombard-Street verlegt hatte, zum Mittelpunkt des See-Assekuranz-Geschäftes nicht allein für London, sondern für das ganze vereinigte Königreich werden sah. Drei Generationen von Underwriters versammelten sich in dem Kaffeehause in Lombard-Street, und als die Geschäftsgenossen sich im Jahre 1770 zu einer Verbindung oder Gilde zusammengethan hatten und erst in ihr eigenes Haus und kurz darauf in die Börse (Royal Exchange) übersiedelten, nahmen sie den Namen ihres früheren Hauptquartiers mit. So ist es gekommen, daß die größte Seetransport-Versicherungsgesellschaft, welche die Welt jemals gesehen, ihren Namen und bis zu einem gewissen Grade auch ihren Ursprung einem Londoner Kaffeehausbesitzer zur Zeit der Restauration verdankt, zu dessen Gedächtnis auch die ausländischen Schiffseigner-Gesellschaften durch Titel, wie „Norddeutscher Lloyd", „Oesterreichischer Lloyd", „Argentinischer Lloyd" u. s. w. ihren Tribut, entrichten.

Die schon oben erwähnte älteste vorhandene klassifizierte Schiffsliste datiert aus dem Jahre 1764, ist aber leider etwas verstümmelt. Sie ist der Form nach derjenigen der heutigen Registerbücher ziemlich ähnlich eingerichtet und verzeichnet in parallelen Spalten den Namen, Tonnengehalt, Datum der Erbauung, Eigentümer 2c. des Schiffes, mit dem offenbar zur Prädizierung in Charakter und Klasse dienenden Beisatz der Vokale A, E 2c. in Verbindung mit den Buchstaben G, M und B. Der Schlüssel zu diesem Klassifikationssystem ist verloren gegangen, allein Mr. Martin, der Geschichtschreiber von Lloyd's, mutmaßt anscheinend mit vollem Rechte, daß die Vokale sich auf den Charakter des Schiffs*rumpfes* beziehen, die begleitenden Konsonanten aber die Anfangsbuchstaben der Worte als good, middling und bad (gut, mittelmäßig und schlecht), sich auf den Charakter der Bemannung beziehen, so daß AG ein gutes, wohlbemanntes Schiff, UB aber das gerade Gegenteil bedeute.

Wie man die Beschaffenheit eines Schiffes befriedigend mittelst Zeichen und Symbole ausdrücken soll, war damals offenbar ein streitiger Punkt, denn in einem nur vier Jahr jüngeren Schiffsregister erscheint ein ganz neues System, in dem die Buchstaben a, b, c in Verbindung mit den arabischen Zahlen 1, 2, 3, 4 benützt werden. Unter diesem System bezeichnete a1, eine Annäherung an die heute übliche Charakterisierung, ein ganz gutes Fahrzeug und c4 sein Gegenteil. Sieben Jahre später, im Jahr 1775, treten die Vokale wieder auf, um den Charakter des Rumpfes auszudrücken, wobei die arabischen Ziffern beibehalten sind und das Zeichen A 1 als Prädikat eines Schiffes erster Klasse erscheint. Die Bezeichnung der Klassifikation der Schiffe von verschiedenem und wechselndem Charakter ist leicht, allein jedes Schiff seiner Beschaffenheit

Digitized by Google

nach in die ihm gebührende Klasse einzureihen, ist eine schwierigere und wichtigere Sache. Dies fanden auch die Londoner Underwriters; allein anstatt diese Frage als eine zu behandeln, in welche viele Interessen verwickelt waren, behandelten sie dieselbe nur als eine, die sie selber angehe, und kamen in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einer Entscheidung, deren einziges Verdienst ihre Einfachheit war. Die Londoner Schiffsbauer erzielten einen besseren Preis für ihre Arbeit als die Schiffsbauer in anderen Häfen, und waren daher thatsächlich und zugegebenermaßen imstande, ein besseres Schiff herzustellen. Ferner ließ sich von vornherein annehmen, daß ein Schiff, wenn auch auf der Themse gebaut, nach einer zehnjährigen Fahrt zur See nicht mehr so gut sein werde als an dem Tage, wo es vom Stapel lief. Die Verfasser des Schiffsregisters faßten diese beiden Punkte ins Auge und entschieden, man dürfe die Schiffe nur nach ihrem Alter und nach dem Orte ihrer Erbauung klassifizieren, und solche Fälle, wie daß ein auf dem Tees neu erbautes Schiff gelegentlich besser sei als ein auf der Themse erbautes Fahrzeug von derselben Größe, das schon fünf Jahre lang zur See herum geworfen worden sei, oder daß ein dreizehnjähriges Schiff unter guter Führung wirklich besser unterhalten und seetüchtiger erhalten sein könne, als ein achtjähriges in nachlässigen Händen, wurden für Möglichkeiten angesehen, welche man gar nicht vorzusehen brauche. Begreiflicherweise ließen sich die Schiffseigentümer ein Klassifikations-System nicht gefallen, welches thatsächlich in die Hände gewisser Schiffsbauer ein Monopol legte und dahin entschied, daß die vorhandenen Schiffe nach einem gewissen Zeitraum ihre Klasse verlieren würden, gleichviel wie gut sie auch unterhalten seien. Das Ergebnis der hierüber gehaltenen Entrüstungsversammlungen war die Gründung eines neuen Schiffsregisters, das unter dem Namen des „Roten Buches" bekannt wurde, während man das bisherige Register der Underwriters als das „Grüne Buch" bezeichnete. Von der Zeit der Gründung des „Roten Buchs" wurde die seither nur bruchstückweise Geschichte der Schiffsklassifikation eine fortlaufende, und wäre das Sprichwort, daß Konkurrenz das Lebensprinzip des Handels sei, allgemein anwendbar, so hätte man davon große Förderung erwarten können, allein das Gesetz von Angebot und Nachfrage versperrte den Weg. Es gab nicht genügend Arbeit für die beiden Register; jedes fand es schwierig, seine eigenen Auslagen zu decken, ohne seine eigenen Anhänger zu besteuern, und obschon während der etlichen und dreißig Jahre die Dauer dieser Wettbewerbung einiger Fortschritt gemacht wurde, so standen doch während dieser ganzen Zeit die Beziehungen der Schiffsbauer, Schiffseigentümer, Schiffer und Underwriters zu einander auf einem unbefriedigenden Fuß. Heutzutage ist es anerkannter und allgemein für richtig geltender Grundsatz, daß der Schiffseigentümer, dessen wesentlichstes Interesse es ja ist, für sein Fahrzeug eine möglichst hohe Klassifikation zu erhalten, die Kosten aller Schätzungen und Untersuchungen zu bezahlen hat — eine elementare Wahrheit, welche aber damals nicht anerkannt wurde, da man der Meinung war, die höchst interessierten Parteien dabei seien die Schiffer und die Versicherer.

Nach dem Ende der napoleonischen Kriege, als man die französische Kaperei aufgehoben hatte und die englischen Kauffahrteischiffe nicht mehr von britischen Fregatten begleitet werden mußten, nahm der englische Schifffahrtsverkehr einen raschen Aufschwung. Jedes Schiffsregister war gezwungen, mit seinem Rivalen Schritt zu halten und seine Anzahl von registrierten Schiffen zu vermehren, und während hierdurch die Kosten der Taxation sich namhaft steigerten, blieb die Zahl der Kunden ziemlich unverändert. Dies war der Anfang des Endes: bis ein Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts vergangen war, befanden sich beide Register in einer hoffnungslosen Lage, allein noch ein weiteres Jahrzehnt mußte unter Zank und Streit und Mühsalen vergehen, ehe diese beigelegt wurden und die Eifersüchteleien aufhörten. Das „Rote" und das „Grüne Buch" wurden miteinander vereinigt und begannen eine neue gemeinnützige Thätigkeit unter dem Titel „Lloyd's Register britischer und ausländischer Schifffahrt" und diese Umwandlung stammt aus dem Jahre 1835. Der geschäftsführende Ausschuß des Registers sollte zu gleichen Teilen die Interessen der Schiffseigner, Schiffer und Versicherer vertreten, und dies war auch, soweit es London anbetraf, der Fall. Bei der entschiedenen Bevorzugung der Menschen und Dinge in der Hauptstadt, für welche London bekannt ist, wurde den Interessen der übrigen englischen Seehäfen nur geringe Berücksichtigung zuteil, und das Ergebnis davon war eine Fortdauer der Mißstände, welche noch bis in die Gegenwart herein gedauert haben.

Von weit größerer Wichtigkeit aber als die bloße Vereinigung der rivalisierenden Schiffsregister war die Annahme des neuen Systems der Taxation und Klassifikation, das im einzelnen bis zu einem damals ganz ungeahnten Grade verbessert worden, aber noch heute in Geltung ist. Es wurde festgesetzt, daß alle Fahrzeuge hinfort zu demjenigen eigenen Werte eingeschätzt werden sollten, welchen sie zur Zeit der Einschätzung besaßen; daß die Klasse auf einen Bericht des untersuchenden Schätzers hin von dem Ausschusse festgestellt werde; daß Schiffe, welche in der Absicht der Erlangung einer Klasse gebaut würden, während des Verlaufs des Baues unter Kontrole stehen sollten, und daß der Schiffseigentümer die Schätzungskosten zu bezahlen habe. (Schluß folgt.)

Skizzen aus Nordamerika.

Ein amerikanisches Original.

Wer einmal nach Denver (Colorado) verschlagen wird, versäumt nicht, bei Pat Higgins seine — Stiefeln

Digitized by Google

putzen zu lassen. Pat Higgins ist eine Figur, wie sie eben nur in der Union möglich ist. Der Mann hat sich durch sein Geschäft schon ein Vermögen von 100,000 Dollars erworben und putzt, nebenbei Zeitungen verkaufend, noch immer Stiefel, nur daß er jetzt mit vielen „Gehülfen", und zwar nicht blos in Denver, sondern auch in Tombstone (Arizona) arbeitet und daß er seine zwei Töchter in der renommiertesten Pension von Chicago erziehen läßt. Seine Carriere begann er in New-York, an der Ecke von Broadway und der Annenstraße hatte er seinen Standplatz. Als der letzte Bürgerkrieg ausbrach, gab er das flau gewordene Geschäft auf und nahm zwei Jahre lang Dienste in der Bundesmarine; als der Krieg zu Ende war, wurde er wieder Stiefelputzer, aber New-York genügte seinem Ehrgeiz nicht mehr: er zog dem Westen zu. So kam er zu den „schwarzen Bergen", mietete sich eine bescheidene Holzhütte und hing ein Schild heraus „Hier werden Stiefeln geputzt". Wenn die Minenarbeiter in die Stadt kamen, so gingen sie erst, um sich rasieren zu lassen, zum Barbier, dann um sich die Stiefeln putzen zu lassen, zu Pat Higgins und fühlten sich nun als große Herren. Für jedes blankgewichste Paar Stiefeln erhielt er 25 Cents in Goldstaub, 25 Cents oder noch mehr, denn die „Miner" nahmen es mit dem Gewicht nicht so genau, und er verdiente Tag für Tag 10—20 Dollars. Alsbald kultivierte er einen neuen Geschäftszweig. In den schwarzen Bergen gab es noch keine Zeitungs-Agentur, er ließ sich aus New-York illustrierte Zeitschriften schicken und nahm für jedes Exemplar, das ihm höchstens 10 Cents gekostet, 25 Cents und auch wohl 1 Dollar. Das Geschäft ging ausgezeichnet, bis ihm die alsbald aufgetauchte Konkurrenz es ihm verleidete. Kurz entschlossen, setzte er seinen Stab weiter und ließ sich in Denver nieder, immer wieder Stiefeln wichsend. New-Yorker Firmen, welche mit Bürsten und Wichse handeln, waren nicht wenig verdutzt, wenn ihnen von da her unsauber geschriebene Aufträge auf Lieferungen von vielen hundert Dollars zugingen, aber seine Wechsel wurden von „seiner" Bank, der „ersten Nationalbank in Denver" stets prompt honoriert und Pat Higgins ist noch heute einer ihrer besten Kunden.

Das Kapitol in Washington.

Die Bundeshauptstadt Washington strotzt von großartigen öffentlichen Bauten, aber keine reicht an das Kapitol heran. Es liegt auf einer Erhöhung im östlichen Teile der Stadt, 90 Fuß über dem Potomac, wird von einem herrlichen, 35 Acres umfassenden Park eingerahmt und bietet eine entzückende Aussicht auf die Stadt Washington selbst, auf Georgetown, auf den Potomac und auf einen Teil von Virginien.

Das alte Kapitol nebst dem Hause des Präsidenten und anderen Staatsgebäude wurde im Jahr 1814 von den Engländern in Brand gesteckt, in den Jahren 1818 bis 1825 restaurierte man es, im Jahre 1850 wurden zwei neue Flügel an dasselbe angebaut und nach diesen Anbauen war es dreimal so groß geworden als in der ursprünglichen Anlage. Jeder der beiden ganz aus Marmor gebauten Flügel, in welchen sich die Sitzungssäle des Senats und des Hauses der Repräsentanten befinden, hat eine Länge von 352 Fuß. Die bronzenen Thüren, welche vom östlichen Portikus des Kapitols in die Rotunde führen, im Gewicht von 20,000 Lstrl., sind von R. Rogers entworfen und in Rom modelliert, von Ferd. v. Miller (1861) in München gegossen, und von hohem Kunstwert; ihre Felder stellen en relief Szenen aus Columbus' Leben und aus der Entdeckung Amerika's dar. Andere Bronze-Thüren, von Crawford entworfen, von Binehart vollendet, mit Szenen aus dem Leben Geo. Washington's, leiten in den Senats-Flügel. Zwischen den beiden Flügeln erhebt sich, 96 Fuß im Durchmesser und 224 Fuß hoch, die Rotunde, mit 8 großen Wandgemälden aus der amerikanischen Geschichte: Entdeckung des Mississippi durch de Soto (von Powell), Taufe des Pocahontas (von Chapman), die Unabhängigkeitserklärung in Philadelphia (von Trumball), die Uebergabe des Generals Burgoyne (ebenfalls von Trumball), die Uebergabe von Lord Cornwallis und General Washington's Abdankung (beide wiederum von Trumball), die Einschiffung der Pilgrime (von Weyr) und die Landung Columbus' (von Vandeslyn). Die Kongreßbibliothek, jetzt 250,000 Bände stark, nimmt die Westseite der Rotunde ein. Ueber der Rotunde steigt die nach dem Muster der Peterskirche in Rom gebaute Kuppel in einer Höhe von 300 Fuß empor, die Spitze mit einer 20 Fuß hohen Statue der Göttin der Freiheit geschmückt.

Der Sitzungssaal der Repräsentanten ist 139 Fuß lang, 93 Fuß breit und 30 Fuß hoch; er hat Sitze für 260 Repräsentanten und die Galerie faßt bequem 1200 Zuhörer. Der Senatssaal mißt nur 113 Fuß in der Länge und 80 Fuß in der Breite; die Galerie aber ist ebenso geräumig, wie im Repräsentantenhause. In Verbindung mit diesen Räumlichkeiten stehen die Amtswohnungen des Präsidenten und des Vizepräsidenten, die Empfangssäle und das Postbureau des Senats.

Die Ahornzucker-Industrie in den Vereinigten Staaten.

Der Ahornzucker nimmt in der Statistik des Handels nur eine bescheidene Stelle ein und doch verdient diese Industrie alle Beachtung. Viel kommt auf das Wetter an. Wenn der Boden während eines strengen Winters tief gefroren ist und dann zeitig ein Frühjahr eintritt, in welchem der Boden mehrere Wochen lang wieder friert und dann auftaut, bis aller Frost herausgezogen — starker Frost bei Nacht und schön Auftauen bei Tage — das ist das richtige Wetter, um den Saft „gut laufen" zu machen.

Wir stellen im folgenden eine Tabelle der Ahornzucker-Ernten der diesen Zucker meist produzierenden Staaten aus den Jahren 1870 und 1880 zusammen: darin figuriert Vermont 1870 mit 8,861,302, im Jahre 1880 mit

Digitized by Google

11,261,070 Pfd., New-York 1870 mit 6,692,040, im Jahre 1880 mit 10,693,619 Pfd., Ohio 1870 mit 3,469,128, im Jahre 1880 mit 2,895,782 Pfd., New-Hamphire mit 1,800,704 resp. 2,731,745 Pfd., Michigan mit 1,781,855 resp. 3,423,149 Pfd., Pennsylvanien mit 1,545,917 resp. 1,235,117 Pfd., Indiana mit 1,332,332 resp. 1,235,117 Pfd., was zusammen 25,846,278 Pfd. für 1870 und 34,306,492 Pfd. für 1880 ergiebt. Diese Tabelle begreift aber nur diejenigen Staaten in sich, welche mehr als eine Million Pfund produzieren. Mit Hinzurechnung der Produktion der weniger als eine Million produzierenden Staaten würde die Gesamtproduktion ohne Zweifel die Höhe der Ahornzucker-Ernte von 1860, d. h. gegen 40 Millionen Pfund, erreichen, und sie würde, bei einem Mittelpreis von 10 Cents per Pfund, einen Wert von 4 Millionen Dollars repräsentieren. Der Ahornzucker wird übrigens meist von den Produzenten selbst konsumiert; was in den Handel kommt ist selten rein, sondern, wenn in fester Form, mit einem starken Teil Rohrzucker und im Syrup mit Glucose versetzt, und nur der eigentümliche Geruch unterscheidet das echte von dem gemischten Fabrikat.

Britisch-Columbia.

Britisch-Columbia war bisher eine terra incognita, wie es einst vor der Entdeckung seiner Goldlager Californien gewesen: erst seit (im verflossenen Herbst) die „Canada-Pacific-Eisenbahn" fertig geworden, weiß man etwas mehr von ihm, und doch ist es ein Land, in welchem die Natur verschwenderisch ihre Gaben ausgestreut. Britisch-Columbia ist die westlichste Provinz Canada's. Es liegt zwischen den nördlichen Ausläufern des Felsengebirgs und dem Stillen Ozean und umfaßt, obgleich es im Jahr 1881 nur 50,000 Einwohner zählte, mit Inbegriff der Vancouver-Insel 341,080 engl. Quadratmeilen, ist also um mehr als ein Drittel größer als das ganze Deutsche Reich.

Das Klima Britisch-Columbia's ist sehr mild, ähnlich wie in Californien, nur daß die Sommer nicht so heiß und trocken sind; es ist aber warm genug, um alle Früchte zu reifen, deren Californien sich rühmt und wird — kein Polarstrom bespült seine Küsten, wie das weiter südlich der Fall — außerdem durch den von Japan herüberfließenden, dem atlantischen Golfstrom ähnlichen „Kuro Siwo" günstig beeinflußt.

Das Land ist überall reich bewaldet und die Ausfuhr von Bauholz schon jetzt sehr bedeutend. Tannen und Fichten finden sich bis zu einer Höhe von 300 Fuß; Cedern, Eichen, Tamaros, Balsamfichten liefern ein vorzügliches Nutzholz. Vor allem zu nennen ist die Douglas-Tanne, die in prachtvollen Exemplaren in den Thälern steht; ihr Holz ist überaus zäh und dauerhaft und speziell für den Schiffsbau besonders wertvoll; der Stamm ist schnurgerade und oft von ungeheurer Höhe. Im Park des Regierungspalastes in Ottawa (im östlichen Canada) wird der Abschnitt einer solchen Tanne gezeigt, der, 20 Fuß hoch über dem Boden abgenommen, noch 8 1/3 Fuß im Durchmesser mißt; die Tanne selbst war 305 Fuß hoch. Masten, achteckig behauen, 42 Zoll im Durchmesser und 130 Fuß lang sind keine Seltenheit. Seine Wälder waren und sind der Stolz des Landes. Es muß irgend etwas im Klima liegen, was das enorme Wachstum der Nadelhölzer begünstigt, denn auch Arten, die mit anderswo wachsenden nächst verwandt sind, erreichen ausnahmslos eine größere Höhe, und selbst die sonst so herrlichen Wälder Californiens stehen hinter ihnen weit zurück, da dort das reiche Unterholz fehlt, das hier oft geradezu tropische Bilder erzeugt. An landschaftlichen Reizen überhaupt wird es von keinem Teil der Vereinigten Staaten erreicht. Die Verbindung von Berg und Thal, von Wald und Prärie, von Fluß und Ozean ist von unbeschreiblicher Schönheit. Unterhalb der Riesenberge, die ihre schneebedeckten Gipfel weit über den Horizont strecken, liegen langgedehnte, mit reichem Wald bedeckte Gebirgszüge und zwischen ihnen breiten sich weite wellenförmige und von mächtigen und fischreichen Flüssen durchzogene Thäler aus. Diese Masse von Thälern, gebildet durch die verschiedenen Gebirgsketten und ihre kleineren Ausläufer, sind eine Eigentümlichkeit Britisch-Columbia's, der „amerikanischen Schweiz". In den unteren Gebirgsthälern zeugen üppiges Gesträuch, hohe Farnkräuter und reiche Moosdecke, die selbst auf hohen Felsen nicht fehlt, welche vielfach mächtige Wasserfälle herabsenden, von einem fast ewigen Frühling. Ein Bild von unbeschreiblicher Pracht bietet im Hochsommer ein Ausblick von den Rocky Mountains unterhalb der Schneelinie.

Die Wälder unterhalb der alpinen Region, meist aus Pinus monticola und ponderosa, sowie Abies nobilis bestehend, sind besonders reich an Beeren. Eine Heidelbeer-Art hat Früchte fast so groß wie Trauben; man glaubt manchmal, nicht auf einer Alpenmatte von 4000 Fuß Höhe, sondern in einem Garten zu sein. Dazu entfaltet sich in diese Hochthälern ein reiches Tierleben: die Wiederkäuer des Gebirgs, das Bergschaf und die Antilope, finden hier wohlbestellte Weidegründe; wie immer folgen die Raubtiere ihren Spuren und die Seen sind von Gänsen, Enten, Kranichen 2c. bevölkert.

Für den Landwirt lassen der südliche Teil Britisch-Columbia's und die Vancouver-Insel kaum etwas zu wünschen übrig. Der Boden ist äußerst fruchtbar. Alle Halmfrüchte geben reiche Ernten und nicht minder lohnend ist die Obstzucht. Die Früchte sind nicht nur ungewöhnlich groß, sondern auch von vorzüglichem Wohlgeschmack. Das höher gelegene Land ist meist mit sehr nahrhaften Gräsern bestanden, ein wahres Eldorado für Massenviehzucht. Dazu kommt ein gewaltiger Reichtum an Mineralien. Auch hierin wird Britisch-Columbia demnächst einen ersten Platz einnehmen. In verschiedenen Bezirken findet man Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Platina, Antimon und Wismuth, und die Kohlenlager, namentlich die Nanaimo-Minen, auf der Vancouver-Insel,

Digitized by Google

liefern schon jetzt eine sehr starke Ausbeute. Die Fischerei gibt reichsten Ertrag. Schellfische, Störe, Forellen gibt es in Menge; am ergiebigsten aber ist der Lachsfang, der schon heute 4000 Menschen beschäftigt. Man kennt dort 6 bis 7 Sorten Lachse, meist im Gewicht von 4 und 25 Pfund variierend, oft aber noch bedeutend schwerer, denn beispielsweise der Fang von Silberlachsen im Gewicht von 60 bis 70 Pfund ist keine Seltenheit; der Lachs wird meist für den Export präpariert und findet in Europa zu guten Preisen stetigen Absatz.

Das Verkehrswesen ist in rascher Entwickelung begriffen. Schon jetzt vermitteln mehrere Dampferlinien den Handel mit den südlich liegenden Staaten und mit den Flußgebieten im Innern; die Etablierung von Dampferlinien nach Asien ist im Werden. Die Industrie ist augenblicklich noch wenig bedeutend, aber sie ist doch in stetigem Aufblühen begriffen.

Die Einwanderung ist sehr erleichtert. Jedes Familienhaupt, resp. jeder junge Mann über 18 Jahre, kann, sobald er erklärt, englischer Unterthan werden zu wollen, jedes (vermessene oder nicht vermessene) Stück Land, das noch nicht besetzt oder anderweitig eingetragen ist, für sich als Heimstätte oder Krongut, worauf er sich das Verkaufsrecht sichert, eintragen lassen, nur darf sich die Eintragung nördlich und östlich der Küstenbergkette nicht auf mehr als 320 Acres und in anderen Teilen der Provinz nicht auf mehr als 160 Acres erstrecken. Der Preis für einen Acre ist ein Dollar, in vier Jahresraten zahlbar, die erste Rate im Jahre nach der Eintragung fällig; für die Eintragung selbst sind im ganzen zwei Dollars zu zahlen. Der Ansiedler hat innerhalb 30 Tagen nach der Eintragung das Land zu beziehen, es einzupfählen und unter Kultur zu nehmen. Das Patent, welches ihm das Eigentum zuspricht, kann er schon nach zwei Jahren erhalten, wenn er die Zahlungen voll geleistet hat und zugleich beweist, daß er das Land dauernd meliorirt hat. Besonders Deutsche und Schweizer haben sich in Britisch-Columbia angesiedelt, meist mit Vertauschung ihrer früher in Californien erworbenen Ländereien. Sie haben die richtige Rechnung gemacht, daß mit der raschen Zunahme der Bevölkerung Land und Geschäft rasch und hoch im Preise steigen muß.

Die jüngste westpeloponnesische Erdbebenkatastrophe.

Von Dr. Bernhard Ornstein.

(Schluß.)

Hier meine Gründe für diese manchem Leser wahrscheinlich paradox erscheinenden Einsprüche.

Ich nehme keinen Anstand mich unverhohlen zu der älteren Theorie zu bekennen, nach welcher die Erdbeben als eine Folge vulkanischer Thätigkeit im Erdinnern aufzufassen sind. Für mich ist es sogar fraglich, ob nicht selbst die entfernteren Ursachen der sogenannten Einsturzerdbeben auf dieselbe zurückzuführen sind. Ist es doch gegenwärtig ein allgemein anerkannter seismologischer Glaubenssatz, daß die eigentlich vulkanischen Erdbeben lediglich lokaler Natur sind und daß die Aktionssphäre derselben nie eine weitgehende ist. Gegen diese Behauptung läßt sich nichts einwenden, wenn einzig und allein die Schwankungen des Erdbodens ins Auge gefaßt werden, dagegen scheint mir dieselbe ziemlich hinfällig, wenn man bedenkt, daß der Meeresgrund denselben Erschütterungen ausgesetzt ist. Unter vielen mir zu Gebote stehenden Argumenten will ich zur Stütze meiner Anschauungsweise nur die Frage aufwerfen „Wie läßt es sich anders als durch Annahme einer unterseeischen Kommunikation erklären, daß das Erdbeben und die vulkanischen Ausbrüche, welche nach Lyell im Jahre 1835 Chile verheerten, gleichzeitig die 361 e. g. Mln. entfernte Insel Juan Fernandez verwüsteten?" Wem das nicht als Beleg für meine Auffassung gelten sollte, dem empfehle ich die Lektüre des weiter oben zitierten klassischen Werkes des Engländers Lyell.

Unter Uebergehung der aufgestellten Theorien bezüglich des Wesens und der Aeußerungen des Vulkanismus, beschränke ich mich darauf, denselben als diejenige Naturkraft zu bezeichnen, welche den Dämpfen und der Glutmasse des Erdinnern durch die zwischen der untern Schicht der Erdrinde und der Erdoberfläche befindlichen Kommunikationswege, wie Krater, Klüfte, Spalten u. dgl. einen Ausweg nach oben gestattet. Die Entstehungsart der letzteren erklärt sich wieder daraus, daß das oben angedeutete, aus Wasserdämpfen, Kohlensäure, verschiedenen anderen Gasarten, vulkanischer Asche und Lava bestehenden Druckmaterial unter gewissen Umständen einen größeren Raum einzunehmen trachtet und die Zersprengung der Erdrinde durch nach aufwärts gerichtete Stoßbewegungen herbeizuführen sucht. Es mag sein, daß letztere, wie angenommen wird, auch durch Schrumpfungen infolge der progressiven Erkaltung der Erdkruste entstehen, doch scheint mir diese Auffassung nur dann zulässig, wenn es sich um einen Erdstoß, und nicht um mehrere aufeinander folgende handelt, welche letztere ich wenigstens mir nicht ohne vulkanische Mitwirkung zu denken vermag. Dem sei wie ihm wolle, wenn ein zeitlicher Ausgleich zwischen den von innen und außen sich entgegenstehenden Druckkräften stattfindet und ein Austritt der gas- und lavaartigen Erzeugnisse des Erdinnern an der Oberfläche der Erde zu Stande kommt, so haben wir den vulkanischen Ausbruch; setzt dagegen die Erdrinde dem letzteren erfolgreichen Widerstand entgegen, so bleibt es bei dem Erdbeben. Da nun eine jede Erdkonvulsion von einer relativen Hebung und Senkung des Bodens begleitet ist, so läßt sich wohl annehmen, daß damit vorübergehende oder bleibende Verschiebungen von Teilen der festen Erdkruste verbunden sein können, und daß demzufolge die eben erwähnten Durchgangskanäle verstopft oder nach vorausgegangener Verstopfung wieder

Digitized by Google

durchgänglich gemacht werden können. Auf solchen Vorgängen scheint mir die Einteilung in thätige und erloschene Vulkane, sowie das häufig vorkommende Versiegen und Wiedereinfließkommen von Mineralquellen zu beruhen. Als Beleg zu dem Obigen mögen die Beobachtungen Darwin's und Caldeleugh's hier Platz finden, nach welchen gelegentlich des bereits erwähnten chilenischen Erdbebens auch Concepcion durch ein solches heimgesucht wurde. An demselben Tage wurde in der Nähe von Chiloe der 400 englische (Statute-) Meilen von der genannten Stadt entfernte erloschene Feuerberg Osorno wieder thätig, indem sich aus dem Krater desselben ein Lavastrom ergoß. Schon aus dieser einzigen Thatsache ergibt sich eine innige Wechselbeziehung zwischen Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen, denn wie wäre es sonst denkbar, daß die diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Ursache auf so weite unterirdische Strecken eine gleichzeitige Wirkung auszuüben vermöchte? Die Beschaffenheit des Erdinnern kennen wir ja nicht, und nach menschlicher Voraussicht ist ungeachtet der geistreichen Hypothesen von Mallet, Poulett, Scrope, Hopkins und Harry Hunts keine Hoffnung vorhanden, daß wir dieselbe jemals kennen lernen werden. Deshalb lege ich der veralteten Theorie der Glutflüssigkeit desselben keinen geringeren Wert bei als jenen.

Mit Bezugnahme auf vorstehende Andeutungen glaube ich dem Ausspruche Falb's in Betreff der gegenseitigen Unabhängigkeit der beiden jüngsten griechisch-amerikanischen Erdbebenkatastrophen nicht unbedenklich zustimmen zu müssen. Nach dem Anfangsparagraphen des zitierten Aufsatzes zu schließen, stützt sich die Anschauungsweise des genannten Forschers darauf, daß die erstere der letzteren um vier Tage vorausgieng. Dem läßt sich entgegensetzen, daß, wenn meine voriges Jahr im „Ausland" zum Abdruck gekommene Ansicht von dem Bestande einer langgestreckten Schütterlinie zwischen dem östlichen Mittelmeer und einem Teile des östlichen Küstenrandes von Nordamerika sich als zutreffend ausweisen sollte, es gar nicht unwahrscheinlich sei, daß eine auf einer so ausgedehnten Strecke abgeschwächte Erschütterungswelle jenseit des Ozeans wenig fühlbar wurde. Aber auch zugegeben, daß schwache Erdkonvulsionen daselbst verspürt worden seien, so folgt daraus noch nicht, daß die wenig erregbaren Yankees es der Mühe wert gehalten hätten, unschädliche und in ihren sämtlichen Küstenstrichen gar nicht seltene Erdbeben zum Gegenstande öffentlicher Besprechung zu machen.

Ferner halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß eine obstruierte submarine Spalte oder Kluft nach einer vorausgegangenen Erschütterungswelle erst am 31. August frei wurde und die Zerstörung von Charleston u. s. w. zur Folge hatte. Natürlich widerstand selbst amerikanischer Gleichmut einem so schweren Schicksalsschlage nicht, und unverweilt übernahm der Telegraph die Verbreitung der Unglücksbotschaft nach allen Seiten hin. Wenn, wie es der Fall ist, eine Reihe von Thatsachen die Annahme der weiter oben erwähnten Schütterlinie zwischen dem 33. bis 39.0 n. Br. — und möglicherweise auch darüber hinaus — gestattet, so dürfte hier wohl auch der Umstand in Betracht zu ziehen sein, daß Charleston und Philiatra, die beiden Zentren der größten Zerstörung, ungefähr unter demselben Breitengrade liegen. Diese Erdbebenlinie, in deren lateralem Verlauf auf der Ostküste Nordamerika's Charleston ungefähr den Mittelpunkt bildet, und in welcher im Atlantischen Ozean die größten Meerestiefen enthalten sind, hat ihre bisher bekannten Stoßpunkte, wie Sizilien, Madeira, die Azoren u. s. w., seit dem Erdbeben vom 27. August noch um einen solchen vermehrt. Nach einer in der Beilage zur „Allg. Ztg." (Nr. 251) vom 10. Sept. unter dem Zeichen v. T. Malta, 4. Sept., gebrachten Korrespondenz ist daselbst am 27. Aug. um 11 Uhr 58 Min. (Malteser Zeit) ein Erdbeben in der Richtung Ostnordost bis Westsüdwest verspürt worden. Die erste wellenförmige Bewegung wird auf 12 Sekunden geschätzt, die zweite soll von längerer Dauer gewesen sein. Man hatte daselbst auch Kenntnis davon, daß das Kabel 25 e. Mln. südlich von Zante zerrissen und an dieser Stelle die Meerestiefe eine größere geworden war als vorher. Der Berichterstatter schließt mit der Meldung, daß der Kapitän Lorenzo Aquilina vom Dampfer „La Valette" am 27. Aug. Nachts 11 Uhr 30 Min. unter dem 36.0 18′ n. Br. und 21.0 32′ ö. L. und ca. 50 Seemeilen West ½ Süd vom Kap Matapan entfernt ein starkes Seebeben wahrgenommen habe. Ich werde Gelegenheit haben, auf die ziemliche Gleichzeitigkeit dieser, sowie in noch größeren Entfernungen beobachteter seismischer Vorgänge mit denen der messenischen Katastrophe zurückzukommen.

Nach dieser etwas langatmigen Abschweifung, welche ihr Entstehen der angedeuteten, meines Erachtens zu absolut zum Ausdrucke gebrachten Ueberzeugung des Wiener Forschers von der völligen Unabhängigkeit der beiden Katastrophen voneinander verdankt, nehme ich mein Thema wieder auf.

Was die geognostischen Verhältnisse des Westteils der Pelops-Insel betrifft, so muß ich mich nach einer nur zweimaligen, flüchtigen Bereisung derselben in den Jahren 1830 und 1880 auf die Mitteilung beschränken, daß derselbe überwiegend aus Kalkboden mit unterliegenden Thonablagerungen und mehr oder weniger von grauen Lettenlagen durchzogenen und deshalb unbrauchbaren oder wenigstens nicht betriebswürdigen Braunkohlenflötzen besteht.

Auf dem Küstenrande zwischen Kyllene (neugriechisch Glarentza), dem nordwestlichen Vorgebirg des Peloponneses,[1] und der am Südwestende der Halbinsel gelegenen Stadt Modon, sowie weiter landeinwärts brechen auf vielen Punkten, wie in Klemuntzi, Hatakolo, Skyllus, Olympias, Kaïapha u. s. w. Schwefelquellen von verschiedener Temperatur (bis zu 32° R,) hervor und auf anderen entströmen

[1] Die ehemalige Residenz der Fürsten von Achaja.

Digitized by Google

dem Boden Dämpfe, welche Schwefel absetzen. Kleine Erdhöhlungen und Spalten, sowie in Schlammtümpfeln liegende Baumäste oder -Zweige, sind mit einer dünneren oder dickeren Kruste dieses Metalloids überzogen. Jedes Stückchen Erde, welches solche Stellen umgibt, scheint mit Schwefel imprägniert und riecht stark nach Schwefelleber. Außer den eben erwähnten Thermen finden sich dergleichen auf beiden Seiten der korinthischen Landwege, besonders im Südosten derselben, auf der Halbinsel Methana, wo die in neuester Zeit als Schwefelbad stark besuchte Wromolimne (Stinkender Tümpfel) liegt. In nordöstlicher Richtung vom Isthmus liegt ungefähr eine Stunde seitwärts von der Eisenbahn Piräus-Korinth die Solfatara von Susaki. Die auf den griechischen Inseln liegenden Schwefelquellen, wie die von Aedepsos auf Euboea, Kythnos, Santorin, Mylos, Kimolos, Zante u. s. w. und die festländischen von Hepate, den Thermopylen und Smokovo (in Thessalien) gehören nicht in den engeren Rahmen der jüngsten westpeloponnesischen Katastrophe. Hier ist noch zu bemerken, daß die zwei Stunden südlich von Kyllene und ungefähr eine Viertelstunde vom Meeresstrand gelegenen warmen Schwefelquellen von Lintzi Stein- und Asphaltöl enthalten. Auf dem Grunde des Meeres sollen sich hie und da Asphaltlager vorfinden, von denen einzelne Stücke an den Ketten der dort ankernden Schiffe kleben bleiben. Dasselbe Phänomen, dessen schon Herodot gedenkt, beobachtet man in der Schwefelwasserstoffgas ausströmenden Bittersalzquelle Kere auf Zante, im Süden der gleichnamigen Bucht. Man erzählt, daß der Boden in der Umgebung der Quelle unter den Fußtritten der Besucher erzittert. Nach der Meinung der Insulaner und der Bewohner von Kyllene haben beide Quellen einen gemeinschaftlichen unterseeischen Ursprung.

Um auf Philiatra zurückzukommen, so würde schwerlich jemand, der von der See aus das von einer niedrigen Hügelkette zwischen Korinthenpflanzungen und Oelbäumen kokett herabblickende Städtchen in seiner geographischen Erscheinung mit irgend einem anderen westpeloponnesischen Küstenpunkte *vor* dem Erdbeben verglichen hätte, in diesem freundlichen Fleckchen Erde den Mittelpunkt des gegenwärtigen Verwüstungsgebietes gesucht haben. Schwefelquellen und -Dämpfe mit Vitriolbildung sind, wie ich zu ermitteln vermochte, außer den zehn Poststunden von der Ortschaft entfernten Thermen von Kalapha, in der Umgebung derselben nicht wahrzunehmen, ebenso wenig vulkanische Ausbruchsstellen oder eruptives Gestein. Wie nichts destoweniger dieses Städtchen und in zweiter Linie das drei Stunden entfernte Gargalianoi, zwei Ortschaften, welche die ältesten Einwohner derselben als Erdbebenbrücken zwischen Kyparissia und Modon zu betrachten geneigt waren, dennoch das Epizentrum des Erdbebens werden konnten, werde ich zu erklären versuchen.

Wie bekannt, bestehen die östlichen Küsten des griechischen Festlandes vorherrschend aus kristallinischen Gesteinen, die westlichen dagegen mit Einschluß des Peloponneses aus Kalkgebirgen. Dem sei, wie ihm wolle, es ist Thatsache, daß auf gewissen Punkten dieser geologisch ungleichen Gebiete der Boden in allen Zeitperioden gleichmäßig, und vielleicht mehr als irgend ein anderer Teil Europa's, von Erdbeben erschüttert wurde.[1] Aus den schon angeführten Schmidt'schen Studien über Erdbeben (Leipzig, 1879) und den darin katalogisierten Beobachtungen der bereits verstorbenen Mitarbeiter desselben, Barbiani in Zante und B. Wurlisch in Kume auf Euboea, sowie der noch lebenden Herren, Professor Th. v. Heldreich, Professor D. Kokkides, Dr. Lüders, Dr. Krüper, Kapitän Mansell in Colchis, Obergärtner Klotzscher u. s. w., ergibt sich, daß in Griechenland in einem Zeitraum von 15 Jahren 3000 Erdbeben verzeichnet worden sind. Unter dieser beträchtlichen Anzahl von Erdkonvulsionen sind auf dem westlichen Küstenrand des Peloponneses nur einige mehr oder weniger starke, dabei jedoch ziemlich unschädliche, in Pyrgos und Pylos (Navarin), sowie in dem landeinwärts von ersterer Stadt liegenden Dorfe Druva (Olympia) vermerkte. Außerdem hat am 24. April 1874 ein heftiger Erdstoß in Kyparissia den Tod von 40 Menschen, 35 Verwundungen und den Einsturz einer Kirche zur Folge gehabt. Was die jüngsten Verwüstungszentren Philiatra und Gargalianoi anbetrifft, so sind dieselben in der langen Erdbebenliste Schmidt's nicht aufgeführt und hierin erblicke ich auch eine Bestätigung des Resultats meiner eigenen einschlägigen Forschungen, nach welchen auf diesen beiden Punkten seit mindestens fünfzig Jahren keine bemerkenswerten Bodenschwankungen beobachtet wurden. Das Erdbeben vom 27. August, welches dieser für Griechenland ungewöhnlich lang dauernden Immunität durch die fast gänzliche Zerstörung der erstgenannten Ortschaft und die teilweise der letzteren plötzlich ein Ende machte, beschränkte sich nicht auf so enge Grenzen, sondern trug dieselbe, wenn auch mit verschiedener und im ganzen geringerer Intensität, gleichzeitig auf andere Teile Messeniens und vereinzelte Gemeinden der benachbarten Provinzen über. Ungeachtet der oft ungenügenden Mitteilungen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Bewegung in sämtlichen bekannten hellenischen Erschütterungsgebieten im Durchschnitt lebhaft, schwächer dagegen in fast allenübrigen Landesteilen, sowie laut telegraphischen Nachrichten über die griechische Grenze hinaus gespürt wurde. Die heftig erschütterte Fläche, welche als Teil einer Ellipse erscheint, wenn man die äußersten beschädigten Punkte derselben ins Auge faßt und deren östliche Grenze die den Peloponnes in der Richtung von Nordnordwest bis Südsüdost durchstreichende, namenlose südliche Fortsetzung des Pindus-Systems zu sein scheint, ist in ihren

[1] Eine auf Sta. Maura oder Leukas allgemein anerkannte Ausnahme hiervon bildet das auf dieser erdbebenreichen jonischen Insel gelegene Gebirgsdorf Phryne, welches eine Erdbebenoase genannt zu werden verdient, da dasselbe seit Menschengedenken von jeder Bodenschwankung verschont geblieben ist.

Digitized by Google

extremen Dimensionen ca. 19.5 und 5.5 deutsche Meilen lang; die Area derselben stellt sich auf 103 Qu.-Mln.[1] Nach den mir zugänglichen Angaben bin ich nicht imstande, den Umfang des am schwersten geschädigten Gebiets von Philiatra und Gargalianoi selbst nur annähernd zu bestimmen. Beide Städtchen liegen übrigens etwas außerhalb einer Achse, welche man sich von Areiipolis, dem südöstlichsten Punkte der Zerstörung, gegen die Strophaden-Inseln gezogen, denkt. Zwischen diesen letzteren und dem eben genannten, am meisten verwüsteten triphylischen Städtepaar darf man aus gleich anzuführenden Gründen den unterseeischen vulkanischen Herd vermuten, aus welchem das Erdbeben entsprungen ist. Wenn wir diese Stelle als Zentrum und die erwähnten äußersten beschädigten Punkte, welche mit einander verbunden eine elliptische Kurve bilden, als Coefficienten auffassen, so sehen wir, daß dieses Zentrum einer Ellipse entspricht, die durch Vervollständigung der Kurve entsteht. Die große Achse derselben, welche von Areiipolis zwischen den Strophaden und Kyparissia südwestlich von Zante verläuft, hat eine Länge von 31 geographischen Meilen, wogegen die kleine 17 lang ist. Der Flächeninhalt derselben beziffert sich auf 413 Qu.-Mln. Das Ergebnis meiner Nachforschungen bezüglich der Erscheinungen, welche den Ruin Philiatra's[2] einleiteten oder begleiteten, ist folgendes:

Dem Erdbeben gingen keinerlei Anzeichen voraus. Die Erschütterung, welche mit unterirdischem Getöse verbunden war, erfolgte plötzlich vor Mitternacht, bei ruhigem Wetter, in anfangs mäßiger, wellenförmiger Bewegung, welche mit einem mächtigen, alles zu Boden werfenden Vertikalstoß nach Art einer Sprengung endete. Unter solchen Umständen würde der Verlust an Menschenleben ein ungleich größerer gewesen sein, wenn die Mehrzahl der Einwohner nicht, wie es immer zur Zeit der Korinthenernte der Fall ist, in ihren Weinbergen entweder in leicht gebauten Gartenhäusern oder im Freien übernachtet hätten.

Die Dauer der von Nordwest nach Südost gehenden Bewegung vermag ich nicht festzustellen; die Berichte schwanken zwischen 40 Sekunden bis 1 Minute und darüber. Ebenso blieben meine Erkundigungen über den Barometerstand vor dem Erdbeben fruchtlos. Dagegen waren die Aussagen darin gleichlautend, daß nach dem Erdbeben ein starker Geruch nach Schwefelwasserstoff verspürt wurde. Auch wird von glaubwürdigen Personen versichert, daß während der Erschütterung in der Nähe der Strophaden[3] eine hohe weißliche Feuersäule aus dem Meere aufgestiegen und nach wenigen Augenblicken verschwunden sei. Gleichzeitig soll am nordwestlichen Ende der Stadt ein der Schilderung nach blitzartiger (elektrischer?) Feuerschein sichtbar geworden sein, welcher einen Geruch nach entzündetem Schwefel verbreitete („Akropolis", 11. September).

Weiter liegen Nachrichten aus Philiatra u. a. Orten vor, nach welchen hier und da schwächere oder stärkere Wasserausbrüche statthatten und Spaltenbildungen, sowie sandige Kraterkegel mit und ohne Schlamm beobachtet wurden. So wurde beispielsweise aus Navarin gemeldet, daß sich in dem nahen Stranddorfe Falova eine 30 m. lange und 50 cm. breite, kluftartige Spalte gebildet hatte, aus welcher ein schwärzlicher, nach Schwefel riechender Schlamm hervorquoll. Nach einer Korrespondenz der *Παλιγγενεσία* vom 14. September wiederholten sich die häufig von dem donnerartigen Geräusche begleiteten Erdstöße in Philiatra und den meisten verwüsteten Ortschaften, so daß die gesamte Bevölkerung von einer hochgradigen Nervosität (ist wohl ein Euphemismus für Panik) befallen wurde. Jedes zusammenstürzende Haus, sowie jeder vorbeirollende Wagen galten als Vorboten eines gefährlichen Erdstoßes und versetzten die Menschen in Schrecken.

Als am 13. September Morgens in Agrili, einem 40 Kilometer nördlich von Philiatra gelegenen, und auf Sand und Alluvium erbauten Küstendörfchen, nach einem anscheinend vom Meere gekommenen Erdstoß eine Seewoge die flache Strandlinie um 10—15 m. überflutete, flohen die Bewohner mit Weib und Kind in allen Richtungen mit dem Verzweiflungsrufe: „Auf die nächsten Anhöhen, ‚der Vulkan kommt' (*τὸ ἡφαίστειον ἔρχεται*), rettet Euch, Brüder! Das Meer verfolgt uns, wir sind Kinder des Todes!"

Angesichts des komischen Begriffs, welchen man mit dem Worte „Vulkan" verband, bringe ich hier einen westpeloponnesischen, in der Küstenbevölkerung allgemein verbreiteten Glauben zum Ausdruck, nach welchem das Erdbeben vom 27. Aug. mit einem submarinen Vulkanausbruche in der Nähe der Strophaden in direktem Zusammenhange steht. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob nicht etwa mythische, auf der Schulbank gewonnene Vorstellungen über den Aufenthalt der Harpyen auf den genannten Felseneilanden dieser Annahme zu Grunde liegen, trage jedoch kein Bedenken, mich unverholen dieser volkstümlichen Auffassung anzuschließen.

Meine Gründe dafür sind:

1. daß urteilsfähige Personen, wie Lehrer, Aerzte und Advokaten, aus Pyrgos, Kyparissia u. s. w. darin übereinstimmen, daß sämtliche seit dem ersten verderblichen Stoß beobachtete Erschütterungen, welche beiläufig noch immer nicht ganz aufgehört haben, ihren Ausgangspunkt von der See herin der Richtung von West nach Ost oder Westnordwest nach Ostsüdost zu nehmen scheinen;

2. daß das Schwanken und Beben der größeren der

[1] Die graphische Darstellung der erschütterten Fläche, welche wie gewöhnlich nur das Minimum derselben bezeichnet, verdanke ich der Freundlichkeit des Kapitäns Herrn Josef Kopecky.

[2] Ueber Gargalianoi schweige ich, da ich in den Angaben keine Uebereinstimmung finde.

[3] Im Altertum *αἱ πλωτεῖ*, die schwimmenden 50 Inseln genannt. Die Bezeichnung Strophaden ist im Neugriechischen vollständig eingebürgert, während die von Strivali oder Stamphanäs ungebräuchlich ist.

Digitized by Google

beiden Strophaden[1] nach offiziellen und Privatberichten ein mächtiges und eigenartiges gewesen ist. Der dortige Klosterturm hat seitdem eine schiefe Stellung eingenommen, und die Zellen der Mönche, sowie die niedrige, dem heiligen Dionysios geweihte Kapelle, bilden einen Trümmerhaufen. Die Mehrzahl der Klosterbrüder erlitt Verwundungen; von dabei erschlagenen hat indeß nichts verlautet;

3. daß nach dem „Standard" von Malta der daselbst mit seinem Dampfer aus der Levante eingetroffene Kapitän Temlinsson am 29. August, um 9 Uhr früh, eine in der Entfernung von ca. 200 Seemeilen östlich von Malta über dem Meeresspiegel sich erhebende, hohe und breite Feuersäule wahrgenommen habe, welche alsbald wieder verschwunden sei. Sowohl die Entfernung, wie die Richtung sprechen dafür, daß das Phänomen auch diesesmal noch 33 Stunden zwischen Kyparissia und den Strophaden, also in der Sphäre des Eruptionsherdes, beobachtet wurde. Die in der weiter oben bereits zitierten malteser Korrespondenz vom 4. September gebrachte Aussage des Kapitäns L. Aquilina wurde durch das in Alexandrien erscheinende Blatt „Der Telegraph" vervollständigt, so daß dieselbe in dieser Form als ein Beleg für die Genauigkeit der Beobachtung Temlinsson's gelten kann. Der fast zu gleicher Zeit in denselben Gewässern erfolgte Brand des kephalonischen, mit Braunkohlen beladenen Schiffes „Agamemnon" gab einem hiesigen Witzblatte Anlaß, diesen Zufall für die einzige Ursache des Feuerscheins zu erklären und die wissenschaftliche Bedeutung des letzteren somit ins Lächerliche zu ziehen;

4. daß das zwischen Zante und Kreta gelegte telegraphische Kabel bei dem Erdbeben vom 27. August in der Nähe der Strophaden zerriß und von da ab nicht mehr arbeitete. Und schließlich,

5. daß Kapitän Petcins, welcher mit dem der englisch-orientalischen telegraphischen Gesellschaft gehörenden großen Dampfer „Mirror" beordert wurde, die telegraphische Verbindung zwischen den beiden genannten Inseln wieder herzustellen, was beiläufig nicht ohne Schwierigkeiten gelang, konstatierte, daß an mehreren Stellen in der Umgebung des stattgehabten Kabelrisses der Meeresgrund sich um 700 Fäden und an einer sogar um 1000 gesenkt hatte. (*Νέα Ἐφημερίς* vom 7. Oktober.)

Es ist nicht ohne Interesse, daß schon Kant und ein Geologe, dessen Name mir entfallen ist, der Vermutung Ausdruck gaben, daß die Erdbeben von Zante, Elis und Achaja als Folgen einer unterirdischen, noch nicht zum Durchbruch gekommenen vulkanischen Thätigkeit zu betrachten sind, welche mit den bekannten Vulkanen Italiens zusammenhängt. Die Thatsachen scheinen dieser Auffassung recht zu geben, und es steht dahin, ob nicht künftige Beobachtungen die Vorstellung von der durch Land und Meer nicht unterbrochenen vulkanischen Thätigkeit außer Frage stellen und folglich die herrschende Theorie von der Selbständigkeit der einzelnen Erdbeben oder der Unabhängigkeit derselben von einander erschüttern werden. Abgesehen von der meines Erachtens unhaltbaren Hypothese von den eigentlichen vulkanischen und den sogen. geotektonischen Erdbeben, bei welchen letzteren es auch schwer fallen dürfte, eine jede vulkanische Mitwirkung in Abrede zu stellen, wüßte ich mir nicht zu erklären, warum die vulkanische Thätigkeit im Innern der Erde, welche wir uns ihrem Wesen nach bis auf die verschiedenartige Zusammensetzung der Erdkruste, als eine nahezu homogene denken gewohnt sind, in ihrer äußeren Erscheinung auf der Erdoberfläche in strenger Lokalisierung auftreten sollte. Wenn kein Grund vorliegt, Zweifel dagegen zu erheben, daß die fortdauernde Erkaltung und Schrumpfung des Erdkörpers gleichwie die Konstellation von Mond und Sonne, welche die Ebbe und Flut des Meeres beeinflussen, auch die Entstehung von Erdbeben begünstigen, so scheint mir der Sachverhalt ein ganz anderer, wenn man sich die den Erdkern bildenden, in der Regel gleichartigen feuerflüssigen Gesteinsmassen als einen unbeteiligten Faktor bei diesen der positiven wissenschaftlichen Forschung unzugänglichen Vorgängen denken soll.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, halte ich mich für berechtigt, die Einteilung der Erdbeben in vulkanische und geotektonische für eine selbst der hypothetischen Begründung entbehrende zu erklären. Das beschränkte Erschütterungsgebiet der vulkanischen Erdbeben spricht ebenso wenig für diese Systematisierung als das ausgedehnte der geotektonischen, da meiner Anschauung nach kein Erdbeben, vielleicht mit Ausnahme der beschränkten, cavernalen, wie die von Staßfurt, ohne vulkanische Mithülfe zu Stande kommt. Die Vulkanausbrüche begleitenden Erdbeben, die, wie man allgemein annimmt, zur Ausgleichung der in der erkaltenden Erdkruste vorhandenen ungleichen Spannungen dienen, erleiden oft, je nach dem Widerstande, welchen sie auf ihrem Wege zur Erdoberfläche zu überwinden haben, eine Einbuße an ihrer Stoßkraft, und bleiben daher mehr oder weniger auf die Umgebung der Feuerberge beschränkt. Dagegen vermag die wellenförmige Erschütterung der geotektonischen oder plutonischen Erdbeben, welche wir in der geringen Tiefe von 2—4 d. Mln. zu suchen haben, je nach der Gesteinsbeschaffenheit, in welchen sie sich fortpflanzen, sich auf weite Länderstrecken auszudehnen.

Wie eben bemerkt, bin ich außer Stande, mir eine befriedigende Vorstellung von über weite Strecken verbreiteten, durch tiefe Hohlräume verursachten, sogenannten Einsturzerdbeben ohne vulkanische Mitwirkung zu machen, da nach der denselben zu Grunde liegenden Theorie nur Senkungen, ebensowohl örtliche als allgemeine, aber nicht Bodenerhebungen die Folge davon sein können. Dieser Umstand scheint jedoch mit der Thatsache im Widerspruch

[1] Diese Inseln liegen ungefähr in gleicher Entfernung etwa 35 Seemeilen südlich von Zakynthos und westlich von der kleinen, die hafenartige Meerenge vor dem Flecken Marathupolis bildende Insel *Ἡρωΐη*.

Digitized by Google

zu stehen, daß die über große Flächenräume ausgedehnten Erschütterungen des Bodens mitunter bleibende Erhebungen desselben bewirkt haben, von deren Zustandekommen ich mir — abgesehen von der Theorie der säkulären Hebungen und Senkungen — ohne die Annahme einer von unten her gegen die feste Erdrinde ausgeübten hohen Druckkraft, keine Ideen zu machen imstande bin. Wenn es meines Dafürhaltens nicht leicht ist, sich Bodenerhebungen ohne vulkanische Mitwirkung zu denken, so halte ich es für noch schwerer, bei Senkungen des Bodens diesen Faktor als ausgeschlossen zu betrachten.

Aehnliche Bedenken machen sich gegen die Einteilung der Vulkane in thätige und erloschene geltend. So wurde der in der Jetztzeit thätige Vesuv vor Christi Geburt zu den erloschenen Feuerbergen gerechnet, während solche erwiesenermaßen sich nach langer, säkulärer Ruhepause plötzlich in thätige verwandeln können, wie das beispielsweise gelegentlich des bereits erwähnten Erdbebens von Concepcion in Ansehung des als erloschen betrachteten Vulkans Osorno der Fall war.

Hiernach halte ich es für das Studium des Vulkanismus und der Erdbeben für ersprießlicher, Fragen über das zwischen diesen beiden Naturkräften sicherlich bestehende innige Wechselverhältnis, sowie über den Einfluß des Mondes und der Sonne auf das erstere Phänomen und über den des Luftdrucks auf das letztere in Betracht zu ziehen, als der Tendenz zum Systematisieren Folge zu geben und um ihretwillen das Unwesentliche anstatt des Wesentlichen zum Gegenstand eingehender Forschung zu machen.

Wie anerkennenswert es auch sein mag, Einzelnes und Zerstreutes zweckmäßig zu ordnen und zu einem übersichtlichen Ganzen zusammenzufügen, so ist es doch sicherlich der Wissenschaft nicht förderlich, wenn in diesem Streben nicht ganz objektiv vorgegangen und jeder Zwang vermieden wird. So vergleiche ich die Bemühungen, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit von Erschütterungswellen festzustellen, mit dem Haschen nach einem Schatten. Nicht anders beurteile ich die peinliche Sorgfalt, welche der vor einigen Jahren verstorbene Dr. Julius Schmidt in seinen „Studien über Erdbeben" auf die Beschreibung und Abbildung der sogenannten Erdtrichter oder Sandkrater verwendet hat.

Die Schlußfolgerungen der vorstehenden Skizze sind:

1. Daß die angedeuteten Feuererscheinungen, die Richtung der Stöße und der Flutwelle, sowie insbesondere die Stelle des Kabelrisses, zu der Annahme berechtigen, daß die Ursache des westpeloponnesischen Erdbebens vom 27. Aug. vorigen Jahres in einem unterseeischen Vulkanausbruch und zwar auf der Ostseite der Strophaden-Inseln zu suchen ist.

2. Daß der Herd der vulkanischen Thätigkeit sehr tief zu liegen scheint, was einerseits aus der nach dem Ausbruch offiziell konstatierten ungewöhnlichen Senkung des Meeresgrundes und andererseits aus der an vielen weit von einander entfernten Orten fast gleichzeitigen Wahrnehmung der Erschütterungswellen hervorgeht. Uebrigens waren ja vulkanische Ausbruchstellen zu keiner Zeit in Griechenland etwas Seltenes. Belege hierfür bieten noch gegenwärtig die Inseln Santorin, Melos, Kimolos und Kythnos, die Halbinsel Methana, die Solfatara von Susaki und die heißen Schwefelquellen der Thermopylen, von Aedepsos u. s. w.

3. Daß angesichts der gegenwärtig in den griechisch-kleinasiatischen Erschütterungsgebieten, sowie auf der Ostküste von Nordamerika noch andauernden Erdkonvulsionen,[1] die Auffassung mir eine viel ungezwungenere erscheint, diese Erdbeben oder vielmehr Erdbebenperioden aus einer gemeinschaftlichen Quelle abzuleiten, als dieselben auf hypothetisch lokale, in der Tiefe stattfindende und von einander unabhängige Verbrennungsprozesse oder Oxydationsvorgänge zurückzuführen. Ich erinnere hier an die Worte A. v. Humboldt's: „die vulkanische Thätigkeit ist eine Reaktion des heißflüssigen Erdinnern gegen die feste Kruste und deren Oberfläche." Hier erlaube ich mir den geneigten Leser noch auf nachstehende seltsame Coïncidenz aufmerksam zu machen.

Nach französischen Zeitungsberichten aus New-York sind am 26. September v. Js. auf verschiedenen Punkten der nordamerikanischen Ostküste leichte Erdstöße verspürt worden. Aus Konstantinopel meldet man d. d. 26. Sept.: „Heute früh $4^1/_2$ Uhr machte sich hier eine ziemlich starke Erderschütterung fühlbar. Schaden hat dieselbe nicht angerichtet. Auch in Smyrna wurde das Erdbeben um $3^3/_4$ Uhr a. m. beobachtet. Dasselbe äußerte sich dort in zwei ziemlich starken Stößen, die aber wenig Schaden verursachten."

Auch Verfasser, welcher sich damals infolge eines traurigen Familienereignisses vorübergehend in Chios aufhielt, konstatierte daselbst um 3 Uhr 45 Min. früh desselben Tages einen leichten Stoß in der Richtung von Nord nach Ost.

Hiernach wären also in Nordamerika die Erdstöße leichte gewesen, in Konstantinopel war es ein ziemlich starker, in Smyrna wurden deren zwei beobachtet und in Chios wieder ein leichter. Es will mich bedünken, daß im Hinblick auf Humboldt's eben zitierten Ausspruch und auf die Theorien von Hopkins, Scrope und Harry Hunt diese Unterschiede in der Zahl und Stärke der Erderschütterungen durch die verschiedene Widerstandskraft

[1] Ungeachtet der gegenteiligen Mitteilungen ausländischer Blätter machen sich noch fortwährend hier und da in den Erschütterungsgebieten Griechenlands Bodenschwankungen fühlbar. Ebenso wurden nach Meldungen aus New-York gegen Ende Oktober in den südlichen und Zentralteilen Virginia's, in Ohio und Florida noch leichte Erschütterungen verspürt. Nach telegraphischen Depeschen d. d. Lissabon 12. November, waren solche den Tag vorher auch in der Provinz Beira alta wahrgenommen worden.

Digitized by Google

der Erdrinde sich leichter und natürlicher erklären lassen, als durch die Annahme zahlreicher, von einander unabhängiger seismischer Akte, bei deren Abwickelung meine Phantasie mir unwillkürlich eine Werkstatt Poseidon's ausmalt, in welcher Jupiter's Bruder sich mit lokalen chemischen Oxydationsprozessen oder mit der Hydratisierung in der Tiefe liegender, noch nicht gewässerter Stoffe beschäftigt.

4. Daß, nach der Form des Erschütterungsgebietes des jüngsten westpeloponnesischen Erdbebens zu urteilen, dasselbe in Anbetracht seiner Ausdehnung in nördlicher, östlicher und südlicher Richtung als ein zentrales, mit radial verlaufenden Ausbreitungen zu bezeichnen, während es gegen Westen dem linearen zuzuzählen ist. Dieser scheinbare Widerspruch hört auf, ein solcher zu sein, wenn man sich vorstellt, daß der unterseeische Vulkanausbruch nicht in der von mir schon wiederholt angedeuteten, zwischen dem östlichen Mittelmeer und der Ostküste Nordamerika's verlaufenden Schütterlinie selbst, sondern am Ostende derselben auf einem etwas seitlich gelegenen Punkte des noch nicht zerrissenen Meeresgrundes, in der Nähe der Strophaden, stattgehabt hat. Die im Vergleich zu den amerikanischen ungleich häufigeren Erdbeben auf Zante,[1] Leukas und Kephalonia einerseits, sowie die an den Rändern der südwestlichen Depressionszone des korinthischen Meerbusens vorkommenden, sprechen andererseits dafür, den Ausgangspunkt der submarinen mittelländisch-atlantischen Vulkanlinie in diesen Gewässern zu suchen. Das gewöhnliche Auftreten der Feuerberge auf Inseln und längs von Küstenstrichen läßt ja mit Grund annehmen, daß die schwächsten Stellen der Erdrinde in der Tiefe des Meeres sich vorfinden und somit die vulkanischen Ausbrüche begünstigen. Da nun nach den hydrometrischen Beobachtungen des Kapitäns Petcius der Meeresgrund in der Nähe des Kabelrisses um 700—1000 Faden tiefer gelegen befunden wurde als vor der Eruption, so läßt sich aus dieser ungewöhnlichen Senkung folgern, daß der Druck aus der Tiefe gegen einen größeren Widerstand anzukämpfen gehabt hat, als es der Wahrscheinlichkeit nach der Fall gewesen sein dürfte, wenn der Durchbruch durch eine bereits vorhandene Bodenspalte oder Kluft erfolgt wäre, und

5. daß ich ungeachtet des häufigen Wechsels der seismischen Erscheinungen in den griechisch-kleinasiatischen Landesteilen als deutlich ausgesprochene Erschütterungsgebiete folgende bezeichne:

a) die jonische Inselgruppe Zante, Leukas und Kephalonia;

b) den südlichen und nordwestlichen Saum der Querspalte des korinthischen Meerbusens;

c) den alluvialen westlichen und den zum großen Teil aus sedimentären Gesteinen bestehenden östlichen Küstenrand des Golfes von Messenien;

d) die südliche vulkanische Inselgruppe des Archipels, wie Santorin, Melos, Kimolos u. s. w.

e) Mehrere gegenwärtig noch nicht genau zu bestimmende Küstenstriche von der Propontis bis zum südlichen Karien hinab. Unter diesen ist jedoch der Westteil der erythräischen Halbinsel unzweifelhaft den Erschütterungsgebieten zuzuzählen. Als Mittelpunkt desselben dürfte der zwei Stunden von Tschesme entfernte große Flecken Alatzata zu betrachten sein, welcher, wie ich erst viel später in Erfahrung brachte, durch das oben angedeutete Erdbeben vom 26. September v. Js. seit drei Jahren zum zweitenmale schwer heimgesucht wurde.[1] („Ausland" Nro. 48, 1883.) Genug, es sollen daselbst an 40 Neubauten in Trümmern liegen und eine bedeutende Anzahl beschädigt sein.

Es bleibt künftiger Beobachtung anheimgestellt, ob der Schauplatz der größten Verheerung in der Eparchie von Triphylia mit dem Hauptort Kyparissia und den Strophaden hierher zu zählen sind.

[1] Nach der zantiotischen Zeitung ‚Ἀκάπης' sind daselbst von 1825—1863, also in einem Zeitraum von 38 Jahren, 1663 Erdbeben vermerkt, dagegen von 1863—1886, also in 23 Jahren, nur 640.

Emin Bey und seine Leistungen in Afrika.

(Schluß.)

Emin's Soldaten waren Makarakas, nämlich Zandehs; sie erwiesen sich tapfer, anstellig, ordentlich und pünktlich.[2] Die meisten Offiziere waren eingeborene Schwarze, die übrigen Nubier und Aegypter. Diese letzteren wurden aufgemuntert, Eingeborene zu heiraten, und die Missionare wohnten der Trauung eines ägyptischen Artillerie-Offiziers mit einer eingeborenen Braut bei, welche mit großer Festlichkeit gefeiert wurde.

[1] Ich übergehe die Einzelheiten, da ich dieselben gegenwärtig nicht zu kontrolieren vermag.

[2] Noch unter dem 31. Dezember 1885 schreibt Emin Bey: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen die bewundernswerte Hingebung meiner schwarzen Truppen während eines langen Krieges, welcher für sie wenigstens keinen Vorteil darbot, schildern soll. Von den nötigsten Lebensbedürfnissen entblößt, für eine lange Zeit ohne Sold, fochten meine Leute doch tapfer, und als endlich der Hunger sie schwächte, als nach neunzehn Tagen unglaublicher Entbehrungen und Drangsale ihre Kraft erschöpft, als das letzte abgerissene Stück Leder von einem Stiefel aufgegessen war, schlugen sie sich noch durch ihre Feinde durch, und es gelang ihnen, sich zu retten. Alle diese Mühsale wurden ohne irgend einen Hintergedanken ertragen, ja sogar ohne die Hoffnung auf irgend eine merkliche Belohnung, nur allein unter dem Drange ihres Pflichtgefühls und des Wunsches, vor ihren Feinden eine geeignete Tapferkeit an den Tag zu legen. Falls ich je noch einige Zweifel in die Neger setzte, würde mir die Geschichte der Belagerung von Amadi bewiesen haben, daß die schwarze Rasse an Tapferkeit und Mut hinter keiner anderen zurücksteht, während sie an Hingebung und Selbstverleugnung vielen überlegen ist."

Digitized by Google

Dies geschah, wie in Wilson und Felkin's „Uganda und der ägyptische Sudan" zu lesen, schon 1879. Emin Bey's eigene Briefe und diejenigen von anderen bezeugen die fortwährende Hebung dieser Provinz von diesem Tage an. Keine Vorräte oder Dampfer hatten die Provinz erreicht, als die Herren Wilson und Felkin dort zwei Jahre lang verweilten. Der Nil war blockiert worden. Im nächsten Jahr (1880) gab es mehrere, im Jahre 1881 drei Blockierungen. Im Jahre 1881 war die Provinz in solch geordnetem Zustande, daß Emin eine Inspektionsreise im Rohl machte, dort (ungefähr 150 oder 200 engl. Mln. westlich von Lado) vierhundert kleine Sklavenhändler gefangen nahm und dann auf drei Monate (Dezember 1881 bis März 1882) nach Khartum hinabging und diesen Haufen von vierhundert Schuften mit sich führte. Die Bilanz der Provinz für jenes Jahr zeigte einen Reingewinn von 8000 Lstrl. Emin Bey war damals beinahe ganz auf sich selbst angewiesen. Lupton war zwar zu seiner Unterstützung für eine Zeit lang (1880—1881) ausgesandt worden, allein er hatte keine andere europäische Hülfe als einen Griechen, welcher offen bekannte, sein einziger Zweck sei, sich schnell Geld zu machen und dann zur Ruhe zu setzen. Er hatte in der ganzen Zeit nur drei oder vier ägyptische Sekretäre; er wollte einen weiteren, und man schickte ihm seinen „schlimmsten Feind", welchen er mit demselben Dampfer zurücksandte.

Im Juli 1882 „herrschte die größte Ruhe in seiner Provinz und seine Beziehungen zu den benachbarten Häuptlingen besserten sich zusehends. Monbuttu und Rohl waren ein Jahr zuvor seiner Jurisdiktion unterstellt worden. Der Generalgouverneur erteilte ihm nun auch die Jurisdiktion über den Sobat-Fluß und versprach ihm, einen kleinen Dampfer zu seinem eigenen Gebrauch auf demselben zu schicken, der jedoch niemals kam. Er trug sich mit dem Gedanken, falls er den Dampfer bekomme, sich einen Landweg nach dem Sobat zu bahnen, Stationen unterwegs und am Flusse zu errichten und einen Postdienst auf diesem Wege nach Khartum herzustellen, um die beständigen Blockierungen durch den Sodd (Frühjahrs-Ueberschwemmung mit Grasbarre- oder Dammbildung) auf dem Nil zu umgehen. Er versprach sich eine gute Einnahme von diesem Jahr. Lado war „ein blühender Ort geworden, die Gärten gediehen und die Neger im allgemeinen begannen etwas mehr anzubauen als Kürbisse und Durra".[1]

Im Jahre 1883 ging er wieder nach dem Distrikt oder der Provinz Rohl, um dort die Ordnung herzustellen, und mußte Truppen hinsenden. Von der Aequatorialprovinz selbst sagt er: „Wir leben hier, als ob es kein Aegypten, kein Khartum, keinen Mahdi gebe. Neger und Soldaten sind an mich anhänglich." Und 1881: „Die Beamten haben gelernt, so ehrlich wie möglich zu sein", obwohl allerdings damals der vorerwähnte Grieche noch nicht angekommen war. Die früheren Nachrichten von Emin außer den allerneuesten datieren vom April 1883.

Der Bezirk Rohl und die Provinz Bahr Gazal haben eine ganz verschiedene Geschichte. Der Bahr Gazal war die Domäne von Zebehr und seinem Sohne, im Rohl trieben sich verschiedene kleine Elfenbein- und Sklavenhändler herum. Ihr Treiben blieb ungestört bis Gessi im Jahre 1878 hinauf ging und seinen berühmten Feldzug im Bahr Gazal focht. Bei einer Gelegenheit rettete ihn ein glücklicher Schuß mit seiner letzten Rakete, bei einer anderen die zufällige Ankunft zweier Fäßchen Pulver über Nacht vor Vernichtung. Bei dem letzten Angriff auf ihn standen die Sklavenhändler mit gezogenen Säbeln im Rücken ihrer eigenen Sklaventruppen und hieben denjenigen die Köpfe ab, welche wankten oder zurückwichen. Gessi blieb ohne Unterstützung bis 1880, wo seine Herrschaft unumschränkt und er bei seinen schwarzen Unterthanen sehr beliebt war. Er versuchte, in einem schlecht verproviantierten, bresthaften alten Dampfer nach Khartum hinunter zu fahren, geriet in den Sodd hinein und ward erst wieder frei, nachdem die schwarze Schiffsbemannung einander aufzuessen angefangen hatte und drei Vierteile davon Hungers gestorben waren. Er erholte sich niemals wieder von den ausgestandenen Mühsalen und starb einige Monate später in Suez. Lupton ging im Dezember 1881 nach dem Bahr Gazal hinauf nach einem Interregnum, verbannte die Sklavenjäger, welche sich eingeschlichen hatten, und stellte die Ordnung so gut wieder her, daß er sich erbot, jährlich für 62,000 Lstrl. Elfenbein oder Kautschuk nach Khartum zu schicken, wenn man ihm regelmäßig nach seinem Flußhafen für 35,000 Lstrl. Waren nach seiner Bestellung und zu Khartumer Preisen senden wolle; er glaubte damit alle Kosten seiner Regierung und seiner Truppen bezahlen zu können und keine weiteren Unkosten zu verursachen. Bald darauf aber griffen ihn die Anhänger des Mahdi mit Macht an; er verlor seinen besten Offizier, Rafai, und ein Drittel von seinen 1500 Mann regulärer Truppen in Gefechten im Sommer und Herbst 1883 und war im Dezember heilfroh und dankbar für das Geschenk von dreihundert Zündhütchen von Bohndorf, so sehr war ihm seine Munition nahezu ausgegangen. Der Dampfer, welcher ihn im Dezember 1883 verlassen hatte, war der letzte auf diesen Gewässern; er erhielt keine weitere Unterstützung; seine arabischen oder nubischen Agenten gaben ihn auf und durch ihren Verrat wurde er im Sommer 1884 gefangen genommen und die ganze Zeit bisher im Lager der Rebellen oder in Khartum als Gefangener gehalten. Die Sklaven, welche die Sieger bei

[1] Beiläufig bemerkt haben wir inzwischen erfahren, daß seine Leute selbst schon lange zuvor Tuch weben gelernt hatten, aber nur in ganz unzureichenden Mengen. Emin selbst hatte den Anbau der Baumwolle eingeführt und im Jahre 1882 gefunden, daß von den von ihm weggeschenkten 6 Pfund Baumwollensamen schon im ersten Jahre 6000 Pfund Baumwolle gewonnen worden waren, welche damals von einem einheimischen Weber zu Zeug verwoben wurden.

Digitized by Google

seiner Niederlage gefangen genommen, waren „ausnehmend zahlreich.“[1] Auf diese Weise ist der Bahr Gazal zweimal je auf eine Periode von zwei oder drittehalb Jahren von einem Europäer regiert worden.

Der Rohl ist niemals in dieser Weise verwaltet worden. Ein gewisser Jussuf-Bey, von dem wir vielerlei, aber nichts Gutes wissen, wurde mit der Verwaltung desselben betraut, sobald er hörte, daß Gordon (im Jahre 1877) als Generalgouverneur zurückkehrte. Er wählte ohne Zweifel diese Stelle als eine abgelegene Oertlichkeit, mit einer schlechten Verbindung zu Wasser, wo er freie Hand haben würde; er nahm seine Familie und alle seine Verwandten mit sich in der Absicht, dort zu bleiben und Geld zusammen zu scharren bis Gordon wieder abreisen würde. Gessi's Ankunft war ihm so unwillkommen, daß er ihn zu vergiften suchte. Zu jener Zeit war Jussufs Verwaltung ein Wunder von Verworfenheit; er ließ bei einer Gelegenheit vierzig Neger foltern, um zu erfahren, wo drei Elefanten-Stoßzähne versteckt waren. Er griff ohne Herausforderung den König Murza der Monbuttus an, zersprengte das Volk, tötete den gefangenen König und legte Garnisonen auf die Ufer des großen Welle Makua. Wenn die Fürsten, welche ihm Widerstand leisteten, gefangen genommen wurden, ließ er sie entmannen und diejenigen, welche zu unbeugsam waren, um als Sklaven verkauft einen Erlös abzuwerfen, lebendig bis an den Hals in die Erde graben und verschmachten. Gordon ließ ihn abberufen, aber im November 1879 herrschten Anarchie und Jussuf's zahlreiche Verwandten noch immer im Lande. Die Herren Wilson und Felkin fanden in einem Ort 1500 Mann bewaffneter Sklaventruppen, welche den Sklavenjägern gehörten, in einem andern dreitausend Sklavenhändler verschiedener Arten. Herr Felkin kaufte einen Hund und fand, daß derselbe darauf dressiert war, jede nackte Person anzugreifen, die bekleideten aber nicht. Auf seine Nachfrage erfuhr er, daß nach dem Landesgesetz kein eingeborenes Weib irgend eine Kleidung tragen dürfe, wenn es nicht einem Araber oder Nubier oder irgendeinem andern Sklavenjäger gehörte. Jedes unbekleidete Weib war daher vogelfrei und gehörte dem ersten besten, der es fangen konnte. Der Hund war in der That seines Gewerbes ein Bluthund und verstand sein Geschäft.

Alles Hornvieh, welches einst zahlreich gewesen, war in der Umgebung der Niederlassungen verschwunden; die bewaffneten fremden Landstreicher lebten nur vom Raub des Viehs, hielten aber selbst keines.

Der so eben geschilderte Zustand der Dinge dauerte bis Ende 1881, wo dann Emin Bey eine Inspektionsreise vornahm. Die Leute flüchteten bei seiner Annäherung, obwohl sie näher bei Lado, wo sie von ihm gehört hatten, seiner Ankunft zu Ehren Tänze aufführten. Die Eingeborenen waren viel elender und unterdrückter als im Jahre 1879, wo die Herren Wilson und Felkin diese Gegenden bereist hatten. Es trieben sich Fakire oder heilige Männer, jeder von fünf bis sechs bewaffneten Schwarzen begleitet, im Lande herum und eigneten sich mit Gewalt oder Betrug Sklaven an. Einer hatte gerade 26 solche in Monbuttu eingefangen. Jussuf's Verwandte waren noch da und ebenso Hunderte von Dongolawi, jeder mit seiner Familie und je vier oder fünf Sklaven auf jeden Kopf. Diese Dongolawi waren Bauern von den Ufern des Nils, die ausgewandert waren, um den steuereintreibenden Baschibozuks zu entgehen. „Daheim trugen sie Kot und betrieben ein Sakkiyeh (ein Wasserschöpfrad, um ihre Dattelbäume und Getreidefelder zu bewässern), hier trugen sie ein Gewehr und waren die Herren des Landes“. Ihre Niederlassungen waren ein Haufen von Schmutz, Laster, Händeln und Sklaven. Emin mit seiner aus 10 Köpfen bestehenden Geleitsmannschaft konnte nicht viel ausrichten, doch befreite er hier 165, dort 180 und an einem dritten Orte 300 Sklaven, dann kehrte er zurück, schickte Truppen, ließ vierhundert von den Fakiren, Dongolawis und anderen Sklavenhändlern gefangen nehmen und deportierte sie in der oben geschilderten Weise.

Ein Jahr später sandte man in Eile nach ihm. Abdallah Abd-es-Sammat hatte sich an die Spitze der Sklavenhändler und Landstreicher gestellt und harmlosen Negern rechts und links Hände und Füße abhauen und Nasen abschneiden lassen, nur um ihnen zu zeigen, daß sie ihm gehorchen müßten. Emin Bey untersuchte die Sache und fand, daß das Land von den flüchtigen Sklavenjägern und Sklavenhändlern wimmelte, welche Lupton aus dem Bahr Gazal vertrieben hatte, und die Neger brachten ihm einige Fakire und kleine Händler, welche sie auf der Flucht eingefangen hatten, zur Bestrafung. Er kehrte nach Lado zurück, holte mehr Truppen, legte Besatzungen nach Gok, Rumbeck und anderen Orten am Rohl-Flusse (ungefähr im Januar 1883) und zwang die Dongolawi, welche er nicht vertreiben konnte, Frieden zu halten und sich anständig zu betragen. Gok wurde im darauffolgenden Herbst von den Rebellen angegriffen und Rumbeck mit Sturm genommen und die ganze Besatzung von 300 Mann nebst vielen dort wohnenden Dongolawi niedergemacht. Das Rohl-Thal ist wahrscheinlich nie wieder durch Emin zurück-

[1] Der Brief, welcher dem Mahdi die Eroberung des Bahr Gazal berichtet, ist in dem Anhang zu Gordon's letzten Tagebüchern abgedruckt. Lupton hatte an seine Familie geschrieben, er gedenke, sobald ihm seine Munition ausgehe, sich mit seinen treuen Zandehs nach den Wäldern durchzuschlagen und seine Leute nur mit einem Speer zu bewaffenen, und er fügt bei: „ein Speer ist so gut wie ein Gewehr im langen Gras, denn man kann in demselben einen Feind nicht eher sehen, als bis er auf zwei oder drei Armslängen entfernt ist.“ Seine Familie, welche seinen Charakter kannte, glaubte, er habe dies gethan, und wollte lange nicht glauben, daß er überhaupt sich lebendig habe gefangen nehmen lassen. Lupton verbrachte während seiner Funktion als Gouverneur seine ganze freie Zeit mit der Jagd auf großes Wild: Büffel, Elefanten und Nashorn; er hatte mehrere Hundert Stück von solchen erlegt, war niemals auch nur einen einzigen Tag krank gewesen und war durch Verrat in Gefangenschaft geraten.

Digitized by Google

erobert worden, aber er hat über seinen entscheidenden Sieg in Rimo im Jahre 1885 berichtet, seit welchem ihn die Rebellen in Ruhe gelassen haben, und über das Entkommen der Besatzung von Amadi; beide Orte liegen am Rodi, der seine nächste Verteidigungslinie ist. Jetzt aber hat er ohne Zweifel alle seine Stationen im Rohl-Distrikt geräumt.

Die Lage dieser Schlachtfelder von 1885 zeigt unseres Erachtens, daß die Rebellen nicht imstande gewesen sind, den Nil herauf bis Lado zu kommen, oder aber daß der Khalif Abdallah in Khartum, der im Besitz von Gordon's sämtlichen Dampfern ist, einen derartigen Versuch nicht wagt. Wahrscheinlich hat der Sodd sich wieder von neuem gebildet und den Weg versperrt. Er blockiert im allgemeinen auch den Bahr Gazal, wenn er sich einmal gebildet hat. Außerdem berichtete die „Times", die Schilluk-Neger unterhalb der Sodd-Region hätten sich jüngst eines der Dampfer bemächtigt. Wenn dies der Fall ist, so haben die Angriffe auf Emin nun zur Basis Dem Zebehr im Bahr Gazal und die Linie des Vorrückens gegen ihn ist südöstlich parallel mit der Kongo-Wasserscheide, über viele Flüsse hin. In der nassen Jahreszeit von Mai bis Oktober werden diese Angriffe zu Lande wahrscheinlich aufhören.

Der Unterschied zwischen den Schilderungen des Rohl-Distrikts und der eigentlichen Aequatorprovinz zeigt das Gute, was daselbst geschehen ist und was von einigen wackern Männern sogar im Mittelpunkt von Afrika geleistet werden kann. Die Zustände im Rohl sind diejenigen der ganzen Sklavenhandelsregion. Daß die Eingeborenen Frieden und Sicherheit vorziehen, das beweist die Unterstützung, welche Emin Bey unter ihnen gefunden hat; ebenso haben Lupton und Emin Bey gleichmäßig bewiesen, daß Menschenfreundlichkeit in Verbindung mit Handel und geordneter Regierung lohnend gemacht werden kann. Dr. Junker hat die Wege gefunden, auf welchen Zivilisation und Menschenfreundlichkeit in jene Regionen vordringen muß, und wenn er in einigen Wochen nach Europa zurückkehrt,[1] wird er aus dem Schatze seiner Erfahrungen uns noch mehr mitteilen und uns namentlich über die Ergebnisse seiner Forschungen von 1883 auf dem Makua, südwestlich und westsüdwestlich von Semio, berichten können. Man muß jedoch schon jetzt zu Gunsten Emin Bey's einschreiten und handeln. Der Berliner Kongo-Kongreß ermächtigte zu einer legalen Handlungsweise, nämlich zur konsularen Jurisdiktion behufs der Unterdrückung des Sklavenhandels auf den Gewässern des Kongo und zu Aufstellung von Kanonenbooten auf denselben von Seiten irgend einer der Signatarmächte, welche in dieser Richtung vorgehen möchte. Die vorhandene Autorität des Khediv liefert innerhalb der angezeigten Grenzen eine weitere Weise des Verfahrens und von den Verantwortlichkeiten Englands war bereits früher die Rede. Die englischen Interessen sind sehr gewichtige, so lange die Engländer Suakim halten, den einzigen Zugang zum Nil-Thale von Norden her. Auch andere Nationen stehen noch im Feld, z. B. Italien, dessen Regierung einen Forschungsreisenden nach dem Mobangi geschickt und dessen Handelsminister offen angezeigt hat, daß jeder wohlerwogene und genügend unterstützte italienische Plan des Vorgehens in jener Richtung von Seiten der Regierung kräftigen Beistand finden werde.

Der Erfolg von irgend einem derartigen Unternehmen hängt jedoch hauptsächlich von dem Charakter der Agenten ab, welche in dem fernen Innern thätig sind. Emin Bey würde unbedingt von größerem Werte sein als jeder andere. Die Ordnung und Selbstgenügsamkeit, welche in seiner Provinz herrschten, zeugen für seine große Geschicklichkeit und Energie. Außerdem ist er bekanntlich ein Mann von außerordentlicher gründlicher und vielseitiger Gelehrsamkeit, ein famoser Botaniker, Zoolog und Geolog, ein Mann von großer Ueberredungs- und Versöhnungsgabe, von einnehmendem gewinnenden Wesen, von großem politischen Scharfblick, Besonnenheit und Erfahrung und großen Sprachkenntnissen, denn er spricht sehr fließend Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch, Arabisch und Türkisch.

Emin Bey's eigene Privatbriefe zeigen, daß alle seine Bestrebungen und Interessen sich einzig auf den Erfolg seines Werkes in Afrika konzentrieren, und er ist seinem Zweck treu geblieben mit einem hohen Mut der Hingabe und Selbstaufopferung, welche die höchste aktive und passive Anerkennung von unserer Seite verdienen. Wir haben Briefe von ihm, welche er geschrieben, als er nach Belieben Afrika hätte verlassen und Gordon's Einladung annehmen können, sich mit ihm in Palästina zu vereinigen. In einem jener Briefe sagt er: „Wenn ich sterbe, wer wird meine Arbeit aufnehmen? Ich denke nur daran." In einem andern heißt es: „So gern ich Sie auch wieder sehen möchte, so bin ich doch hier zu notwendig, als daß ich daran denken dürfte, meinen Posten zu verlassen; mein Leben wird wahrscheinlich zu Ende gehen, ohne daß wir uns jemals wieder sehen." In einem dritten spricht er von seiner Provinz und seinen Arbeiten im Jahre 1883, nachdem der Mahdi-Aufstand an Kraft gewonnen hatte, und äußert: „Es fehlt an der Zeit, allein aus dem Samen, welchen ich auszustreuen versucht habe, wird ohne Zweifel gute Frucht entspringen. Wenn ich so glücklich bin, es zu erleben, dann um so besser; wenn ich sterbe, jenun, in magnis voluisse sat est." Diese Briefe sind von einem Manne geschrieben, welcher alle Affektation, allen hohlen Schein und allen Humbug verachtet, und sie zeigen, daß er nicht gezwungenerweise dort geblieben, wo er nun ist, weil er nicht herauskommen konnte, sondern daß ihn ein gutes Stück freier Entschluß und Wille und ideales Streben dort festhielt und unter den erschwerendsten Umständen noch hält.

[1] Er ist bereits am 16. März in Berlin angekommen.

Digitized by Google

Geographische Neuigkeiten.

* Die Tropfsteinhöhlen von Couvin in Belgien. Schon im Oktober teilte das „Echo de Namur" seinen Lesern mit, daß man in Couvin eine Reihenfolge von höchst interessanten Tropfsteinhöhlen entdeckt habe. Man vermutete nämlich deren Vorhandensein schon längst unter einem Berg, wo der Sage nach der Fluß Eau Noire unter dem Boden verschwindet, um fünf Kilometer weiter wieder an die Oberfläche zu treten. Nach der Darstellung des genannten Blattes sollen sich im Laufe des vorigen Sommers drei oder vier kühne Forscher durch ein Loch unweit der Stelle, wo sich das genannte Flüßchen in die Felsen verliert, hinabgelassen und dabei drei ungeheure, unter einander zusammenhängende Hallen von prachtvollen Stalaktiten und Stalagmiten entdeckt haben, deren große Ausdehnung und auffallende Schönheit die berühmten Grotten von Han in jeder Hinsicht übertreffen sollen. Die Nachforschungen in dieser neuen Höhle sollen fortgesetzt worden sein, und man ist allgemein begierig, deren genauere Ergebnisse kennen zu lernen.

* Der Bahr Assal (Salzsee). Die französische Kolonial-Verwaltung hat den Ingenieur Suais beauftragt, den Salzsee zu untersuchen, welcher einem großen Teil der Nordostküste von Afrika seinen Salzbedarf liefert. Der Bahr Assal liegt ungefähr 18 Km. vom inneren Rande des Meerbusens von Tadjura, und man gelangt zu ihm auf einem ziemlich wechselvollen Pfade, welcher an einem erloschenen Krater vorüber und zwischen Lava hinführt. Der See ist von bedeutendem Umfang, aber beinahe ganz ausgetrocknet und läßt Millionen Tonnen Salz zu Tage liegen, dessen Gewinnung eine sehr einfache sein und das man leicht nach der Küste überführen könnte, wenn man sich entschließen wollte, eine kleine Eisenbahn zu erbauen, was gar nicht mühsam sein würde. Dieses Steinsalzlager ist vielleicht für die Zukunft eine ungeheure Wohlstandsquelle; allein bevor man eine derartige Ausbeutung übernehmen würde, müßte man sich des entsprechenden Absatzes versichert haben. Schon gegenwärtig liefert der Bahr Assal dem Harrar und den Somali-Ländern einen großen Teil ihres Salzbedarfs. Der See liegt 171 m. über dem Meere und ist derart von steilen Bergen eingeschlossen, daß das Salz bis an den Fuß derselben reicht und gar kein Raum für einen Weg übrig bleibt.

* Die Rubinengruben in Birma. Infolge der großen Eifersucht der birmanischen Regierung sind die dortigen Rubinengruben vor allen Fremden sorgfältig gehütet worden, und deshalb weiß man heutzutage nur sehr wenig über sie. Dem Vernehmen nach sollen sie ungefähr nur 60 e. Mln. nordöstlich von Mandalay, und zwar ostwärts vom Irawady-Thale liegen, von dem sie nur durch die Shuedoung-Bergkette getrennt sind. Den birmanischen Schilderungen zufolge ist der Ort von neun Bergen umgeben und muß ein ziemlich ausgedehntes Thal sein, das zwar uneben, aber voll Sümpfen und Seen ist, von welch letzteren man siebzehn zählen soll. Dieser Schilderung zufolge ist es wahrscheinlich keine gesunde Gegend. Die bedeutendsten Dörfer in der Nähe der Gruben sind Kathepuwa, Khaytpan und Mogouk. Die Ausdehnung der Bodenfläche, auf welcher Rubinen gefunden werden, ist nicht genau ermittelt worden, soll aber nach der allgemeinen Annahme sich über mindestens hundert e. Geviertmeilen erstrecken. Die Straße, welche gewöhnlich für den Verkehr mit den Gruben benützt wird, geht von Tsinguhmyo am linken Ufer der Irawady aus und führt durch Shuemale; es gibt aber noch einige andere, wiewohl minder besuchte Straßen. Nach den Berichten der Einheimischen haben diese Gruben einen ungeheuren Wert, denn man schätzte noch vor einigen Jahren ihren jährlichen Ertrag auf 12,000—15,000 Lstrl., jedoch mit Einschluß der gewonnenen Sapphire und sonstigen Edelsteine. Die Gruben waren königliches Eigentum und der Edelsteinhandel ein Monopol des Königs. Hiernach begreift es sich, daß die indische Regierung nun Anspruch auf den Besitz der Gruben macht. Die Edelsteinschicht oder das Muttergestein, worin man die Rubinen findet, wechselt an verschiedenen Stellen bedeutend an Tiefe. Der Betrieb ist ein sehr einfacher: man teuft senkrechte Schächte ab, bis man auf die Edelsteinschicht stößt und treibt dann wagrechte Stollen durch dieselbe. Die Schichten wechseln stark an Mächtigkeit, sind manchmal nur wenige Zoll stark und finden sich an anderen Stellen mehrere Fuß mächtig. Die ausgegrabene Erde der Edelsteinschicht wird zu Tage gebracht, wo man sie sorgfältig auswäscht und die Edelsteine wegnimmt. Die meisten gefundenen Rubinen sind klein, doch kommen zuweilen auch größere vor, und die einzige Schwierigkeit ist, unter den größeren solche ohne Flecken oder Sprünge zu finden. Die Steinschleifer, welche die Edelsteine bearbeiten, wohnen in der Hauptstadt und nicht bei den Gruben. Das Schleifen und Polieren geschieht mittelst des Sandes, zu welchem die kleineren Edelsteine und die wertlosen zerstoßen werden. Diese werden gemahlen, mit anderen Substanzen gemischt und in Kuchen von etwa zehn Zoll Länge und vier Zoll Breite verarbeitet. Die guten Rubinen werden mit diesen Kuchen gerieben und geschliffen. Wenn der Stein auf ihnen roh geschliffen ist, wird ein feinerer Kuchen angewendet, und die letzte Vollendung erhält der Edelstein dadurch, daß man ihn auf Scheiben aus Messing oder Kupfer schleift. In derselben Schicht oder demselben Muttergestein findet man auch Sapphire neben den Rubinen. Die in den Gruben beschäftigten Leute verstehen kleinere Steine am Körper zu verbergen, welche dann von den Gruben nach der Hauptstadt geschmuggelt und dort roh oder geschliffen in den Handel gebracht werden.

* Mineralquellen in Zentralasien. Der amtliche russische „Bote" veröffentlicht eine Korrespondenz, wornach die Menge der in der Transbaikalregion vorhan-

Digitized by Google

denen Mineralquellen so beträchtlich und deren Gewässer von solch ausgezeichneten und zur Heilung der verschiedenartigsten Krankheiten geeigneten medizinischen Eigenschaften sind, daß diese Region für die ganze Welt hinreichen würde, wenn die Quellen gehörig analysiert und passend ausgebeutet werden würden. Man kennt auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche 34 Mineralquellen, welche sich beinahe sämtlich in der Nähe von bewohnten Oertlichkeiten befinden und von welchen nur einige weniger zugänglich sind. Man muß noch hinzufügen, daß nicht allein die örtlichen Quellen noch lange nicht bekannt sind, sondern daß beinahe auf jedem Ausflug in die noch wenig erforschten Regionen neue Quellen entdeckt werden. Die Charaktere dieser Mineralwasser sind sehr verschieden: man hat eisenhaltige, salzige, Säuerlinge, alkalinische, Schwefel-Quellen ꝛc. und ihre Temperatur wechselt von $+2^0$ bis $+45^0$. Vom Gesichtspunkte einer mehr oder weniger passenden Einrichtung aus kann man nur die Wasser von Darasunsk und Turkinsk anführen. Diese Quellen sind verpachtet und der Verwalter liefert dem Kurgaste Kost und Wohnung. Etliche andere von diesen Gesundbrunnen besitzen ebenfalls einige auf Kosten von Privaten errichtete Gebäude; allein die Besucher der meisten dieser Quellen müssen sich mit einem Unterkommen in den Hütten der Eingeborenen begnügen. Die Mineralwasser von Transbaikalien sind zwar noch keiner ärztlichen oder chemischen Analyse unterworfen worden, aber an ihrer Wirksamkeit ist nicht zu zweifeln und dieselbe ist durch langjährigen Gebrauch bewiesen worden. Viele Personen, von verschiedenen Ständen, welche Sommers diese Heilquellen besuchen, haben Heilung oder doch wenigstens Linderung ihrer Leiden gefunden, obwohl sie dieselben ohne ärztliche Vorschrift und unter ziemlich ungünstigen Bedingungen gebrauchten. Die Eingeborenen bedienen sich ihrer nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihr Vieh, und bringen im Frühjahr nach gewissen Quellen Tausende von Schafen, Kühen oder Pferden, welche von Hautkrankheiten befallen sind.

Litteratur.

* **Rohlfs**, Gerhard: *Quid novi ex Africa.* Kassel, Theod. Fischer, 1886. — Bei dem hohen Interesse, welches sich gegenwärtig an die täglich wachsende Kunde des Dunklen Erdteils heftet, verdient es nur Anerkennung, wenn solche geübte Forschungsreisende wie Gerhard Rohlfs selbst die kleineren Beobachtungen und Aufsätze veröffentlichen, welche sie aus eigener Anschauung und örtlicher Kunde über einzelne Gegenden Afrika's geschrieben haben. So bietet uns Rohlfs denn in dem vorliegenden hübschen Bande eine Art touristisches Skizzenbuch von großer Mannigfaltigkeit und Frische, aus dessen Skizzen wir vielleicht ebensoviel lernen, als aus einem größeren Werke, und wobei wir noch den Vorteil der Abwechslung und spannenden Unterhaltung mit in den Kauf nehmen. Er führt uns zunächst die neuerdings so viel genannten Städte Suakim, Massaua, Kosseir und Suez am Roten Meer vor, schildert uns dann Klimatisches und Meteorologisches vom Roten Meer und aus Abessinien, abessinische Klöster, Mönche und Bäder, die axumitischen Stelen, eine Audienz in Sámara bei dem Kaiser Johannes von Abessinien, die nationalen Getränke Tetsch (Honigwein), Merissa (Bier) und Kaffee. Dann führt er uns in das moderne Aegypten und zeigt uns dessen neue, aus den Verwickelungen der jüngsten Jahre hervorgegangene Zustände, schildert uns den Sudan nach Ausdehnung, Land und Leuten und nach seiner großen volkswirtschaftlichen und merkantilen Bedeutung, bespricht die Anzahl und die Verbreitung der Juden in Afrika, führt uns in die Syrten und Oasen der Sahara und ihrer Umgebungen, nach der entlegenen Kufra-Oase, erörtert dann die Abstammung der Städtebevölkerung von Marokko, Algerien, Tunisien und Tripolitanien, sowie Frankreichs Beziehungen zu Algerien und Tunis und zu den Tuaregs, und liefert uns eine eingehende Schilderung vom heutigen Zustand von Marokko, diesem fruchtbarsten, wertvollsten und verschlossensten Reiche des subtropischen Afrika, von seiner Armee u. s. w. — einer der interessantesten und lehrreichsten Teile des gehaltvollen und unterhaltenden Bandes. Hieran schließen sich ein ebenfalls sehr schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Medizin und medizinischen Geographie Marokko's und ein sehr bemerkenswerter Aufsatz über die Kolonisation von Ostafrika, über welche niemand ein kompetenteres Urteil haben kann, als Rohlfs, und dann noch einige kleinere Aufsätze: Zur Hygieine und Klimatologie Ostafrika's; Soll man unter den Tropen Wolle tragen? und Die Kapstadt im Jahre 1885, an. Diese Uebersicht über den Inhalt des Bandes vermag einen Begriff von der Mannigfaltigkeit und dem Interesse des Gebotenen zu geben; jedermann weiß, wie sehr Herrn Rohlfs die Gabe anziehender und anschaulicher Darstellung in seinen Schriften und seinen mündlichen Vorträgen eigen ist, und kann sich daraus auch ein Bild von dem Werte dieses Buches machen, das — wenn auch im Grunde nur aus Wiederabdrücken von Artikeln bestehend, welche ursprünglich in verschiedenen Zeitschriften erschienen und hier nur zu einer Sammlung vereinigt sind — ein dankenswerter Beitrag zur Kunde des heutigen Afrika ist, und an dem wir nichts auszusetzen haben als den Mangel eines Inhaltsverzeichnisses, welches die Lektüre erleichtern würde. r.

* **Kirchhoff**, Theodor (in San Francisco): **Californische Kulturbilder.** Kassel, Theod. Fischer, 1886. — Californien, der mit Riesenkraft emporstrebende junge Staat am Stillen Ozean, ist dem größeren Leserkreise noch immer ein halb sagenhaftes Wunderland, über welches sich die meisten ganz eigentümliche Vorstellungen machen. Herr Theodor Kirchhoff, dessen anschauliche und lebensvolle Schilderungen seiner neuen Heimat, worin er nun seit beinahe einem Menschenalter lebt, den Lesern der „Gartenlaube" und anderer Zeitschriften längst bekannt sind, hat es jetzt unternommen, den halb sagenhaften Schleier von diesem Wunderland hinwegzuziehen und uns in einer Anzahl frischer, kecker und lebensvoller Skizzen „Californien, wie es war und ist" vorzuführen: zunächst San Francisco im Jahr 1885 nach allen seinen Zuständen, dann eine ganze Reihe von Einzelbildern aus dem sozialen, städtischen und Volksleben von San Francisco, das californische Deutschtum und seine patriotischen Feste ꝛc., dann führt er uns in die verschiedenen interessanten Gegenden und Städte des übrigen Californien: in das unvergleichliche Yosémite-Thal und zu den Mammutbäumen von Mariposa, zu den Geysers, in die Region des Shasta-Berges, ins Santa Clara-Thal und die Umgebungen der Bay von Monterey, nach Santa Barbara und Santa Buenaventura, nach Los Angeles u. s. w., nach dem Hochgebirge der Sierra Nevada mit seinen Seen und seiner eigenartigen Gebirgswelt, und gibt uns endlich noch eine Reihe Natur- und Kulturbilder aus Californien, über seine Indianer und den Indianerkrieg, über einen Schneesturm in der Sierra Nevada, den ersten transkontinentalen Schnellzug, einen Autoren-Karneval, den Piratenschatz auf der Cocos-Insel, den großen Diamanten-

Digitized by Google

schwindel ꝛc. und im Anhang einen ernsteren Aufsatz über die Chinesen in Californien, die ganze Antichinesen-Bewegung daselbst und den gegenwärtigen Standpunkt der Chinesenfrage. Theodor Kirchhoff's anerkannte Begabung als einer der geistvollsten und gewandtesten deutschen Feuilletonisten der Gegenwart wird auch durch dieses vorliegende Buch wieder glänzend konstatiert, welches ebenso anziehend und fesselnd wie lehrreich und unterhaltend ist, und im großen Leserkreise die dankbarste Aufnahme finden wird, da es wirklich den guten Zweck erfüllt, bei aller Wärme und Liebe des Autors für seine neue Heimat nur wahr und unparteiisch zu schildern, auch Schattenseiten nicht zu verschweigen und Illusionen zu zerstören. r.

* Bastian, Adolf: Zur Lehre von den geographischen Provinzen. Berlin, E. Mittler und Sohn, 1886. — Unter diesem Titel hat der rühmlichst bekannte Verfasser der im vorigen Jahr in Berlin tagenden Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher wieder eine seiner geistvollen, tief durchdachten und anregenden Schriften unterbreitet, welche immer einen Fortschritt für die Länder- und Völker- und Naturkunde bedeuten. Professor Bastian führt mit dieser Schrift, zu besserem Verständnis der organischen Welt, den Begriff der „geographischen Provinzen" in die wissenschaftliche Forschung ein, und versteht darunter solche einheitliche Erdgebiete, in deren Umkreis bestimmte Naturprodukte gedeihen können. Derartige Abgrenzungen weist er auch für den Menschen nach, und zwar nicht nur für sein physisches, sondern auch für sein psychisches Leben. Um diese Untersuchung zu sicheren Ergebnissen zu führen, erörtert Professor Bastian zugleich die Bedingungen für die Verschiedenheit solcher Kulturzonen und prüft die Anwendbarkeit induktiver Methode der Naturwissenschaften auf das psychische Leben. Ebenso begründet er auch vom Standpunkte der Descendenz-Theorie aus seine aus umfassendsten wissenschaftlichen Arbeiten und persönlichen Erlebnissen geschöpfte Lehre, welche ebenso neu als geistvoll und nutzbringend ist und in ihrer weiteren Entwickelung und Anwendung zu namhaften Fortschritten auf den Gebieten der Naturgeschichte, Geographie, Länder- und Völkerkunde, Anthropologie und Biologie führen wird. —

* Tuma, Anton: Die östliche Balkan-Halbinsel, militär-geographisch, statistisch und kriegshistorisch bearbeitet. Mit vier Karten und Planskizzen. Wien, C. Gerold's Sohn, 1886. — Die östliche Balkan-Halbinsel scheint berufen, bei der nahe bevorstehenden gewaltsamen Lösung der orientalischen Frage teilweise den Wahlplatz abzugeben und eine bedeutende Rolle zu spielen, wie sie es schon in den jüngstvergangenen sechzig Jahren in den verschiedenen Türkenkriegen und Erhebungen gegen das Türkenjoch gethan hat. Diese Thatsachen und Erwägungen haben den Verfasser des vorliegenden interessanten Buches, einen k. k. Oberstlieutenant der Infanterie, zu dem gelungenen Versuche veranlaßt, die physischen, politischen und ethnologischen Verhältnisse jener Länder in Form einer gedrängten, übersichtlichen, durch Karten und Kartenskizzen veranschaulichten militär-geographischen Studie zu schildern, welche in drei Teile zerfällt, nämlich 1. in die Schilderung der allgemeinen militär-geographischen Verhältnisse des östlichen Teils der Balkan-Halbinsel südlich und nördlich vom Balkan, 2. in die Schilderung der Kriegsmittel der in jenem Länderkomplex bestehenden Staaten: der Türkei, Ostrumeliens und Bulgariens, und zwar sowohl vom ethnographischen wie vom politischen Standpunkte aus, und 3. in die Darlegung der strategischen Verhältnisse auf diesem Gebiet. Die sehr eingehende und klare Darstellung der gegebenen Verhältnisse, wie sie der als Militärschriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser uns in dem vorliegenden Buche bietet, vermag aber nicht nur den Militär zu interessieren, sondern bietet auch dem Publizisten, dem Politiker und dem Geographen so viel Neues, Lehrreiches und so viel wichtige leitende Fingerzeige, daß wir das Buch auch unseren Lesern als eine sehr zeitgemäße und instruktive Lektüre empfehlen dürfen, und daß es, wenn erst der drohende Krieg dort ausgebrochen sein wird, wesentlich zum besseren Verständnis desselben dienen dürfte.

* Falb, Rudolf: Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie. Wien, A. Hartleben, 1887. — Schon seit alter Zeit streiten sich unsere Gelehrten über die Frage: ob der Mond Einfluß habe auf die Witterung? und schauen mit geringschätzigem und mitleidigem Lächeln auf die Laien herab, die diese Frage auf Grund eigener Beobachtungen und Wahrnehmungen bejahen. Jetzt tritt zu unserer Freude auch einmal ein Mann, welchen wir wegen seiner Erdbeben-Theorie und seiner meteorologischen Prophezeiungen als einen findigen Kopf und tüchtigen Beobachter anerkennen müssen, zu Gunsten des Mondeinflusses auf und weist denselben an einer Reihe wohlverbriefter Thatsachen und genauer Beobachtungen in einer Weise nach, deren Richtigkeit und Berechtigung nicht zu rekusieren sein dürften. Die vollkommen volkstümliche Behandlung dieser für das praktische Leben so wichtigen Frage macht die gehaltvolle kleine Schrift für jedermann zugänglich und lesbar, und wir verweisen daher für die nähere Begründung der Falb'schen Ansicht unsere Leser auf dieselbe. r.

Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

So eben erschien:

Die östliche Balkan-Halbinsel, die Türkei, die autonome türkische Provinz Ost-Rumelien, das tributäre

Fürstenthum Bulgarien,

militär-geographisch-statistisch und kriegshistorisch dargestellt

von

ANTON TUMA,

k. k. Oberstlieutenant ꝛc.

Mit 4 Karten und Planskizzen. 8°. **Cartonnirt.**

Preis 7 Mark.

Bei **Benno Schwabe** in **Basel** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sommer und Winter

in

Südamerika.

Reiseskizzen

von

Alfred Staehelin.

8°. Geh. 3 Mk. 20 Pfg.

Das vorliegende Werk bekundet, dass der Verfasser Land und Leute Südamerikas, deren Beziehungen zu Kultur, Handel und Leben der Gegenwart scharf beobachtet hat. Das Buch ist also auch von besonderem Wert für die Kreise, die sich für überseeischen Handel, Kolonien etc. interessieren.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 14. Stuttgart, 4. April **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen. Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann. S. 261. — 2. Eine Hochzeit auf Amöneburg. S. 264. — 3. Die See-Assekuranz in England. (Schluß.) S. 266. — 4. Von Rio Grande do Sul nach dem La Plata. Erlebnisse und Reiseskizzen von Fr. Sicherer. S. 268. — 5. Neuere Untersuchungen über den Golfstrom. S. 272. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 273. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 277. — 8. Notizen. S. 278. — 9. Litteratur. S. 279.

Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen.

Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann.

Wir wollen einige merkwürdige, bisher noch ganz unbekannte Proben des orientalisch-slawischen Schrifttums vorlegen, welches sich in Bosnien und der Herzegowina bei den mohammedanischen Slawen entwickelt hat. Es sind dieß Erzeugnisse einer gar bescheiden auftretenden Kunstdichtung, wo die Kunst keine besondere Dichtung und die Dichtung keine erhebliche Kunst zeigt. Die Kunstdichtung gehört eigentlich nicht zur Ethnographie, sondern, wie es sich von selbst versteht, hauptsächlich zur schöngeistigen Litteratur und will vornehmlich vom Standpunkte des Aesthetikers aus betrachtet werden. Das gilt aber im allgemeinen von jeder litterarischen Schöpfung, im einzelnen können doch noch immer andere Gesichtspunkte zur Geltung kommen. So muß z. B. gegebenenfalls der Ethnograph die allerersten Ansätze zu einer Kunstlitteratur, wo noch immer die Individualität des schaffenden Dichters insoferne unter der Menge verschwindet, als sein geistiges Eigentum als bloßer Ausdruck des Fühlens und Denkens der breiten Menge angesehen werden kann, ganz gewiß in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen. Ein litterarisch gebildeter Dichter kann ins Volk hinabsteigen oder das Volk zu sich emporheben, je nachdem er die Gabe besitzt, auf die Menge nachhaltig einzuwirken. Erst die für einen beschränkteren Kreis des Volkes berechnete litterarische Produktion, welche, um verstanden zu werden, beim Zuhörer oder Leser eine nicht ganz alltägliche Auffassung und Bildung zur Voraussetzung hat, soll man füglich der Kunstdichtung beizählen.

So legt die Kunstdichtung mittelbar dafür Zeugnis ab, daß in gewissen gesellschaftlich bevorzugten Kreisen, die lebendige Volksüberlieferung nicht mehr ausreiche, um das erwachte Bedürfnis nach geistiger Nahrung zu befriedigen. Die Kunstdichtung mag, z. B. wie bei den Hebräern des Altertums und den Altgriechen, auf heimatlichem Boden unter günstigen Umständen in Anlehnung an die Volksüberlieferungen der illitteraten Menge entstanden oder als ein Reisschößling aus der Fremde importirt worden sein. Im ersteren Falle muß auch der Kunstlitteratur ein ungleich höherer, ethnographisch relativer Wert innewohnen, als im letzteren, denn sie wird ihm mitunter wohl recht schätzbare Aufschlüsse über das Volkstum bieten. Die aus der Fremde verpflanzte Litteratur verleugnet dagegen höchst selten ganz ihren ursprünglichen fremden Charakter; sie zu durchforschen wird für den Ethnographen nur insoweit von Belang sein, als er aus solchem Schrifttum beiläufig entnehmen kann, in welcher Form und in welcher Art ein Volksgeist dem anderen sich anbequemt, wie ein Volk die Gedanken eines anderen Volkes geistig zu verarbeiten vermocht hat.

Die Kunstlitteratur der mohammedanischen Slawen Bosniens und der Herzegowina besteht vorwiegend aus importierten und in slawischer Sprache nachgebildeten türkischen und arabischen Geisteserzeugnissen. Es ist gewiß nicht wenig anregend, den Grundursachen nachzuspüren, welche die Entwicklung einer orientalisch-slawischen Litteratur bei den Südslawen begünstigt haben. Die Erscheinung ist ethnographisch um so auffälliger und bemerkenswerter, als die Südslawen sich nicht blos einer alten Kunstlitteratur, sondern auch einer überaus reichhaltigen, sagen wir gleich, einer wunderbar herrlichen epischen Volksüberlieferung berühmen können.

Digitized by Google

Kurz mag man die Frage so stellen: Inwiefern sind die Südslawen, die älteren Bewohner des Balkans, in ihrer geistigen Entwicklung von den späteren Nachkömmlingen, von ihren Herren, den Türken, bestimmt worden?

Ueber vierhundert Jahre lang herrschte der Halbmond über das weit ausgedehnte, von Natur aus so eigentümlich gestaltete Gebiet der Balkan-Halbinsel. Hier suchten die Türken festen Fuß zu fassen, weil sie vom Balkan aus die vitalen Interessen ihres Reiches Westeuropa gegenüber am erfolgreichsten verteidigen konnten. Der innige Kontakt zwischen so verschieden gearteten Völkerschaften, wie die Türken und Slawen, mußte einen Verschmelzungsprozeß hervorrufen. Es hält nicht leicht, einen klaren Einblick in denselben zu gewinnen, weil es noch an einschlägigen Vorarbeiten sehr gebricht.

Zur Zeit als die ersten türkischen Kriegsscharen die kleinasiatischen Besitzungen des oströmischen Kaiserreiches zu bedrängen anfiengen, war der bulgarische Staat innerlich zerfallen, das serbische Reich stand erschöpft und geschwächt da, das bosnische lag, durch jahrhundertelange heftige Religionskriege aufgerieben, förmlich in den letzten Zügen, das chorwotische endlich war schon längst zum Appendix Ungarns geworden.

Unter dem Drucke einer unproduktiven, geistertötenden spätgriechischen Kultur, hart bedrängt von der griechisch-orientalischen und von der römischen Kirche, hatte der südslawische Grund- und Lehensadel zumeist zum Bogomilentum sich geflüchtet. Es scheint, als ob die Lehre Bogomil's ihren Anhängern die meisten persönlichen Freiheiten gewährt habe. Die Ursprünge dieser Secte dürften im Arianismus zu suchen sein. Sehr häufig standen in Religionsstreitigkeiten und Angelegenheiten Adel und König in einander entgegengesetzten Lagern. Das Bogomilentum hatte die jungen südslawischen Staatenbildungen in ihren Grundvesten zerfugt, in dem es die breite Menge des Volkes in wahnwitzvolle Religionshetzen hineingetrieben. Delirant reges, plectuntur Achivi. Kriege mit auswärtigen Feinden haben fast immer zur kräftigeren Ausbildung der Individualität des obsiegenden Volkes beigetragen; mitunter haben selbst erlittene Niederlagen ein Volk zur höchsten Ausnützung und Bethätigung der in ihm schlummernden Kräfte genötigt; die Flamme von Bürgerkriegen aber, zumal derjenigen, welche religiöser Fanatismus auflodern läßt, die zehrt Mark und Bein des Volkes auf. Der größte Sieg bleibt stets ein Pyrrhussieg.

Solcher düsterer Siege hatte das vortürkische Südslawentum an allen Ecken und Enden, am meisten in Bosnien aufzuweisen. So mochte den Bošnjaken der Türke als ein ersehnter Befreier und Erlöser aus unleidlichen socialen Verhältnissen erscheinen. Auf eine andere Weise kann man sich füglich die eine Thatsache nicht erklären, wie die Türken mit verschwindend geringen Opfern an Blut, nahezu ohne Schwertstreich, über Bosnien Herren geworden. Fast der ganze Adel und ein großer Teil des Volkes hatte sich vom König losgesagt und hatte freiwillig zum Islam geschworen. Feigheit war gewiß nicht das Motiv und die Habsucht, um die ererbten Güter weiter im Besitz zu behalten, wohl auch nicht, helle Verzweiflung war es, die den stolzen Adel zu diesem Schritt getrieben.

Der Uebertritt zum Mohammedanismus dürfte den Bošnjaken nicht besonders schwer gefallen sein, denn Adel und Volk hatten im Religionswechseln schon förmlich eine Uebung erlangt. Von den Türken aus wurde in dieser Hinsicht auf die Bošnjaken kaum ein besonderer Zwang ausgeübt. Das muß wohl auch der erbittertste Türkenhasser den Türken wahrheitsgemäß zu ihrem Lobe nachsagen: sie waren in Europa weder in religiöser noch in nationaler Beziehung Proselytenmacher. Der Türke blickte mit viel zu viel Geringschätzung auf den Slawen herab, als daß er es für wünschenswert gehalten hätte, ihn zum Islam zu bekehren. Thatsächlich hatte sich der bosnische Adel durch seinen Uebertritt nicht viel genützt. In den ersten zwei Jahrhunderten der Okkupation durch die Türken spielt der mohammedanische Slawe eine durchwegs höchst untergeordnete Rolle im politischen Leben; und die mohammedanischen Slawen, die sich später als Helden hohen Ruhm erwarben, die Mujo Hrnjica siv sokol 'Alile, Cejvan 'aga dedo, dedo Varićak, Pandžić Huso, Tale Orašjanin Džanan sarajlija und so viele andere waren ausnahmslos homines novi, Männer aus der Schichte der Ackerbauer, die ihre Stellung und ihre Macht lediglich ihrer persönlichen Tapferkeit und ihrem Mute zu verdanken hatten.

Immer wieder muß sich der südslawische Ethnograph, angesichts solcher mächtigen Wandlungen im Volksleben, die Frage zu beantworten suchen: wie war es denn mit dem südslawischen Volkstum in den Zeiten vor der türkischen Invasion beschaffen?

Ueber die ethnographischen und kulturellen Verhältnisse der Südslawen in den der türkischen Herrschaft vorausgegangenen Jahrhunderten sind wir leider äußerst mangelhaft unterrichtet. Was uns von der altsüdslawischen Litteratur überkommen, sind trümmerhafte Petrefakte einer slawisierten spätbyzantinischen Litteraturströmung. Einige magere, gedankenarme Chroniken über kriegerische Ereignisse, zweifelhafte Geschichten von Duodezkönigen, einige Bändchen königlich oder kaiserlich serbischer Gesetze und diplomatischer Korrespondenzen sind, abgesehen von zahlreichen Evangelien-Uebersetzungen, Homilien und ungemein naiven Heiligenlegenden, fast die einzigen, freilich sehr dürftigen Quellen unseres Wissens vom Kulturleben der Südslawen in vortürkischen Zeiten. Neuerdings hat wohl Herr Professor Vid Vuletić Vukasović zu Kurzola ein Sammelwerk aller südslawischen Steininschriften in Angriff genommen. So viel ich während meines kurzen Aufenthaltes auf der Insel, wo ich bei Vid zu Gaste war, entnehmen konnte, wird sein Werk für den Ethnographen manche wertvolle Angaben enthalten, den Hauptvorteil

Digitized by Google

aber dürfte aus dieser Sammlung vorzugsweise der Philolog als Grammatiker ziehen; wie denn im allgemeinen die altslawischen Texte, welche dem Süden entstammen, immer die sorgfältigste Beachtung der Linguisten verdienen.

In die verknöcherte byzantinische Schablone, die den Südslawen aufgenötigt wurde, ließ sich unter den damals obwaltenden Verhältnissen unmöglich originelles, individuelles Wesen hineinfügen. Der byzantinische Geist mußte, wie er schon einmal war, entweder vollinhaltlich aufgenommen oder zurückgewiesen werden. Den Südslawen ist der Byzantinismus hauptsächlich durch die griechisch-orientalische Kirche vermittelt worden, die keine Kompromisse zuließ. Die illitteraten Südslawen hatten wohl damals, in der Periode ihrer ersten Staatenbildungen, keine eigene, widerstandsfähige Kultur der eindringenden byzantinischen als Wehr entgegenzustellen. Auch wetteiferten die Fürstenhöfe und der Adel in der Nachahmung byzantinischer Vorbilder. Byzanz war der erste und bedeutendste Lehrmeister der Balkan-Slawen. Andererseits drang zu den Südslawen vom Südwesten italienische, vom Nordwesten deutsche Kultur ein.

Den weitaus überlegenen Kulturen ihrer indogermanischen Stammesbrüder, den Griechen, Italienern und Deutschen gegenüber, konnten sich die Südslawen doch nur stets aufnehmend verhalten. Es ist nicht leicht annehmbar, das südslawische Volkstum hätte unter diesem Einstürmen dem slawischen Vorstellungskreise durchaus nicht abartiger Elemente noch Raum zu einer freien und gedeihlichen Entwicklung gefunden. Das echtslawische, aus den nördlichen Heimatsstätten mitgebrachte Volkstum muß durch die fremden Einflüsse ganz in den Hintergrund gedrängt worden sein, so daß es gar nicht aufkommen konnte. Wie läßt es sich denn anders erklären, daß uns die gesamte altsüdslawische Litteratur nicht einmal die bloßen Namen der altsüdslawischen vorchristlichen Gottheiten oder ihrer Kultusstätten, geschweige erst Nachrichten über Sitten und Gebräuche oder zum mindesten ein einziges episches oder vielleicht lyrisches Lied aufbewahrt hat? Die alten slawischen religiösen und gesellschaftlichen Anschauungen bildeten eben keinen Faktor, mit dem die Missionare des östlichen und westlichen Christentums einen besonders schwierigen Kampf hätten auskämpfen müssen. Der Südslawe scheint für einen solchen Kampf damals noch nicht genug Kräfte besessen zu haben.

Bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts drohte den Südslawen Gräcisirung im Osten, Romanisirung und Germanisirung im Westen. Als aber die Türken Glied für Glied dem byzantinischen Reiche in Asien ausrissen, behob sich auch rasch das politische Alpdrücken der Balkan-Slawen; da streckte und reckte sich das Serbenreich, von Byzanz frei geworden, gar mächtig aus, östlich fast über ganz Bulgarien und südlich bis tief nach Griechenland hinab. Es gewann für einen Augenblick den Anschein, als sollte unter dem Szepter der serbischen Erobererkaiser ein großes Reich sich bilden, welches alle Südslawen vom Schwarzen Meer und der Donau-Mündung angefangen bis zu den blauen Fluten der Adria zu einem Staate vereinigen wird.

Der Bošnjak verlegt das goldene Zeitalter seines bosnischen Stammes unter die Regierung des halbmythischen bosnischen Fürsten Kulinban, noch mehr feiert der Serbe seinen Car Dušan. Der eine wie der andere hatten es verstanden, die Präponderanz der Pleme-Oberhäupter zu Gunsten der Krone vollkommen zu schwächen und die kleinen Spaltungen unter den Phylen (plemena) und Phratrien (bractvo) auszugleichen. Beider Politik rüttelte das Volksbewußtsein auf. Das eigentliche Erwachen zur Erkenntnis ihrer Volkskraft verdanken die Südslawen im allgemeinen, insbesondere aber die Serben, indirekt dem Ansturm der Türken gegen das byzantinische Reich. Die serbischen, Byzanz tributären Herrscher wurden zu Bundesgenossen Byzanz' gegen die Türken. Damals mochte der poetisch veranlagte serbische Streiter, heimgekehrt aus siegreichem Kampfe in weiter Ferne, an langen Winterabenden seinen um das Herdfeuer lagernden Plemegenossen in rhythmischem Singsang, begeistert von den Erinnerungen, Kunde thun von Kampfesmühen und herber Noth, von kühnen, abenteuerlichen Zügen durchs schauerliche Dunkel der Urwaldbestände des Balkans, von reißenden Gebirgsströmen und von endlos weiten weizenspendenden Gefilden, von gleißenden Gewaffen und stahlbepanzerten fremden Kriegsscharen, von der stolzen Pracht und Herrlichkeit der Tempel und Paläste in Kaiser Konstantins weißer Stadt am Meere. Und gerne flocht er ein das Lob der holdseligen, liebreichen Frauengestalten am Hofe der Komnenen.

Athemlos begierig lauschte Jung und Alt solchen seltsamen Mären. Eine ungeahnte Welt voll verlockender Zauberdinge hielt ihren Einzug in das bäuerliche Gemüt des Serben. Unter dem bezwingenden Eindruck solcher Schilderungen regte sich im Bauer ritterlicher Sinn, Thatendrang und die Lust an waghalsigen Abenteuern. Das war nach langem Winterschlafe ein sonniges Frühlingsauferstehen der südslawischen Volkspsyche.

Noch gegenwärtig, volle fünf Jahrhunderte nach jenen Ereignissen, weiß der illitterate serbische Guslar in Bosnien und der Herzegowina davon zu singen und zu sagen. Und selbst wenn er ein Geschehnis späterer Zeit, aus der Epoche der Türkenherrschaft, besingt, so schmückt er seine Darstellung mit dem überkommenen Vorrat von stereotypen Wendungen und Gleichnissen aus jener ersten großen Periode der epischen Volksdichtung aus.

In der Schlacht am Leitenfelde (Kosovo polje), am 13. Juni 1389, unterlagen die vereinigten serbischen Kriegsscharen der türkischen Uebermacht. Einige Jahrzehnte nachher kam auch Bosnien und bald darauf die Herzegowina unter türkische Botmäßigkeit.

Digitized by Google

Die Türken hatten den Balkan nur politisch, nicht auch sozial erobert. Ein beträchtlicher Theil der Südslawen serbischen Stammes flüchtete nach Dalmatien, ins Küstenland, nach Chorwotien und Istrien und auf die Inselwelt der Adria. So wuchs allmählich ein Damm an gegen die Romanisirung Dalmatiens und gegen die Germanisirung Chorwotiens. Selbst die Slowenen in Krain und Kärnten wurden durch die neuen Zuzüge aus dem Süden, besonders aus Bosnien, gegen die Verdeutschung widerstandsfähiger. Andererseits begann nach und nach die kroatische Mundart in der lebenskräftigeren, volltönenderen serbischen aufzugehen und ist schließlich in ihr so gut wie ganz aufgegangen. Wenn man heutigen Tages von einer chorwotisch-serbischen oder serbisch-chorwotischen Sprache und Litteratur spricht, so ist darunter die slawische Mundart des Serbenstammes und das in dieser Mundart verfaßte Schrifttum zu verstehen.

Vom Gesichtspunkte des Ethnographen aus betrachtet, sind die Chorwoten und Serben trotz ihrer nahen Verwandtschaft doch zwei selbständige eigenartige Typen der slawischen Völkerfamilie. Genaue, rein sachliche Untersuchungen werden anzustellen sein, um klarzulegen, wie viel die Serben und Chorwoten einander in ethnographischer Hinsicht zu verdanken haben. Die serbischen Flüchtlinge verpflanzten unter die Kroaten die Epen, welche von der Leitenfelder Schlacht, vom Car Lazar, von den Helden Obilić Miloš, Relja Krilatica, starina Novak, dijete Grujica, von den beiden Kosančić und vielen anderen, am meisten verhältnißmäßig vom Prinzen Marko erzählen. Die Jahrhunderte hindurch gebräuchlichen kleinen Raub- und Plünderzüge der Magyaren, Kroaten[1] und Serben ins türkische, und der Türken, beziehungsweise der mohammedanischen Slawen, ins ungarische und venezianische Gebiet flochten immer neue Episoden ein in das schier endlose Epengeranke der Südslawen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeit in Amöneburg.

Auf einer Reise im schönen Hessenlande besuchte ich, von der alten Festung Ziegenhain kommend, auch Kirchhain an der Ohm, wo ich bei einem Freunde einige Tage ruhen wollte.

„Du kommst wie gerufen", sagte mein Freund zu mir, als ich dort ankam; „ich gehe in den nächsten Tagen zur Hochzeit nach Amöneburg, und Du kannst mich dahin begleiten und an derselben teilnehmen."

Da ich gerade nichts zu versäumen hatte, so sagte ich um so lieber zu, als ich schon längst gewünscht hatte, auch einmal einer solchen Feier in hiesiger Gegend beizuwohnen.

An einem schönen Morgen, zu Anfang des August's, begaben wir uns denn auf den Weg nach der eine halbe Stunde südlich von Kirchhain entfernten Stadt, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, wie hier zu Lande gewöhnlich eine eheliche Verbindung zu Stande kommt.

Dieselbe entsteht meistens durch jahrelang gepflogene Liebschaften, wozu die Licht- oder Spinnstuben willkommenen Anlaß geben. Auch die Kirmsen und Jahrmärkte bieten hierzu genug Gelegenheit. In dieser Hinsicht stehen jedoch die Spinnstuben in erster Linie.

Um die Einwilligung der Eltern, bezw. Vormünder zu einer ehelichen Verbindung zu erlangen, bedient man sich eines „Freiersmannes". Derselbe muß sich aber eines untadelhaften Rufes erfreuen und womöglich im Besitze einer guten Rednergabe sein.

Nachdem die Einwilligung zu diesem Bunde von Seiten der Eltern oder Vormünder erfolgt ist, findet einige Wochen darauf unter Anwesenheit des Freiersmannes und der nächsten Verwandten eine förmliche Verlobung statt. Bei derselben wird hauptsächlich mit vielem Hin- und Herreden die Höhe der Mitgift festgestellt, welche die Braut erhalten soll. Ein solenner Schmaus, welcher dem eines Hochzeitsmahles gleichkommt, bildet den Schluß dieser Feier.

Mittlerweile waren wir am Fuße des 1500 Fuß hohen, isolierten Basaltfelsen angekommen, der sich über dem linken Ufer der Ohm (Amena in den alten Urkunden) erhebt und auf dessen Rücken ansteigend die uralte, mehr einem Dorfe ähnliche Stadt liegt. Auf der höchsten Stelle, im Süden, liegen die sehr umfangreichen Ruinen der Burg (Amöneburg), um deren Besitz im dreißigjährigen Kriege sich die Schweden und die Kaiserlichen stritten. Unter letzteren befand sich auch der General Ottavio Piccolomini, welchem in Schiller's „Wallenstein" eine so große Rolle zufällt. Der Burg östlich gegenüber liegt die neue, im Jahre 1872 im romanischen Styl erbaute und mit herrlichen Glasmalereien geschmückte Kirche.

Amöneburg ist ein unregelmäßig gebauter Ort mit meist aus Fachwerk bestehenden Häusern, die ihre Giebel der Straße zukehren. Der Marktplatz befindet sich in der Mitte der Stadt. Wie in manchen Orten dieser Gegend, z. B. in Schwarzenborn, so fehlen auch hier vor vielen Häusern die Brennholzstöße und die in quadratischer Form aufgebauten Düngerhaufen nicht.

Wir schritten dem Marktplatz entgegen, standen bald vor einem großen, schönen Hause in der Mitte desselben und traten, von den Brautleuten und ihren Angehörigen bewillkommnet, in ein großes Zimmer im Erdgeschoß, welches bereits mit Hochzeitsgästen angefüllt war. Es bestanden diese aus den beiderseitigen Verwandten der

[1] Die mohammedanisch-slawische Epik kennt weder die Kroaten (Chorwoten) noch ein Kroatien. Die Gegner heißen im Volksliede entweder Magjari (tanak magjarin = der schlanke Magyar; ständiges Beiwort) oder Nijemci (Deutsche, njemadia = deutsche Truppen) oder Latini (Lateiner, Venezianer, Italiener).

Digitized by Google

Brautleute und Bekannten und guten Freunden, zu welch letzteren ich mich zu zählen die Ehre hatte. Sie alle waren teils durch den Bräutigam, teils durch die Braut geladen worden. Ihre Zahl beläuft sich, besonders bei den Reichen, (die, wie ja bekannt, eine große Freundschaft haben) nicht selten auf 70 bis 100 Personen. Das Haus, in welchem die Hochzeit gehalten wurde, gehörte dem Bräutigam. Ist dagegen die Braut im Besitz eines Hauses, so hält man sie in diesem. Zu einem so wichtigen Feste wählt man hier mit Vorliebe einen Dienstag.

Die Stunde der Trauung rückte heran; der Hochzeitszug ordnete sich und unter Glockengeläute und mit Musik an der Spitze setzte er sich in Bewegung. Der Musik folgten unmittelbar die Brautmägde, paarweise und nach der Größe geordnet. Ihnen schlossen sich der Bräutigam und die Braut an, welche beide von je zwei Brautknechten in die Mitte genommen wurden. Den Schluß bildeten die übrigen Geladenen.

Die Mädchen trugen eine hohe, spitzige, pyramidenförmige Haube mit einer zinnoberroten oder auch himmelblauen Bandeinfassung und einem winzigkleinen silber- oder goldgestickten Haubenläppchen (Bödchen). Hinten an der Haube sind zwei schwarze, in Form eines Schwalbenschwanzes, mit Silber- oder Goldstickerei verzierte Klappen angebracht, welche über das üppige, meist dunkle, in Flechten gelegte Haar herabgehen. Dieser Kopfschmuck heißt „Zipfenkappe". Anstatt dieser Hauben sah ich auch winzigkleine, perlengestickte, wie ein Dach gebildete Käppchen, welchen aber die Bandeinfassung mangelte. Die Haube wird von einem schwarzen, verzierten Band gehalten und unter dem vollen Kinn gebunden.

Die verheirateten Frauen trugen meist Hauben mit schwarzer Bandeinfassung, denen die Verzierung an den Klappen und an dem Bindband nicht fehlt. Den Hals umschlang ein buntes, ziemlich großes, baumwollenes Tuch, über welchem eine Perlschnur (Nüster) hing, an der hin und wieder ein Goldstück befestigt war.

Den Oberleib bedeckte ein braunes, graues oder violettes, wohl auch grünes Jäckchen, über welches die hintere Ecke des Halstuches herabhing oder unter diesem auch hervorschaut. Der graue, den Unterkörper bedeckende Stoßrock, über dem vorne eine gestreifte baumwollene Schürze liegt, ist weit und faltenreich und reicht bis auf die Knöchel. Ich bemerkte aber auch grüne, braune, selbst rote Röcke und solche, unter welchen, wie bei den Schwalmgründern, eine Menge Unterröcke, mit bunter Einfassung am unteren Rande, hervorschaut, von welchen einer immer länger als der andere ist, damit man sie zählen kann, denn ihre Zahl gilt als Maßstab für die größere oder geringere Wohlhabenheit der Trägerinnen.

Diese Röcke sind aber in Amöneburg nicht üblich, sondern sie gehören den Bewohnern der umliegenden Ortschaften an, welche an den Sonn- und Feiertagen hierher zu kommen pflegen. Den Beschluß der Kleidung machen weiße, baumwollene Strümpfe und Lederschuhe oder auch Stiefelchen.

Die Mannspersonen, bei welchen man eine originelle Tracht vermißt, trugen einen bis auf die Kniee reichenden dunklen Tuchrock, dergleichen lange Beinkleider, Halbstiefeln und einen Hut oder eine Schildmütze.

Am reichsten waren die Braut, die bekränzten Brautmägde und die Brautknechte gekleidet. Die Braut trug einen grünen Kranz in ihrem Haar, an ihrem Halse lag eine schwere goldene Kette, während ihre Arme mit silbernen Spangen geschmückt waren. Der Bräutigam hatte einen mächtigen Rosmarinstengel an der linken Seite seines Rockes, welcher, da er in vielen Gegenden Deutschlands bei solcher Gelegenheit vorkommt, eine symbolische Bedeutung zu haben scheint. Die Brautknechte trugen bunte Tücher an ihren Schultern.

Nach der Trauung, welche in gewöhnlicher Weise vor sich gieng, war feierlicher Gottesdienst mit Predigt und Amt, nach dessen Beendigung der stattliche Hochzeitszug in der nämlichen Ordnung zum Hochzeitshause sich zurückbewegte. Auf diesem Wege erhielten die Ortsarmen reiche Geldspenden von Seiten der Brautleute und der Gäste.

Die Zeit zwischen dem Kirchgange und der Hauptmahlzeit benützten wir zu einem Spaziergange nach den Ruinen der Burg. Nachdem wir die wichtigsten Teile derselben in Augenschein genommen hatten, setzten wir uns auf eine steinerne Bank, welche auf einem berasten, etwas erhöhten Platz in der Mitte der Ruine angebracht war, um die prächtige Rundsicht, welche sich hier darbietet, in aller Ruhe zu genießen. Dieselbe geht auf den Knüll, den Kellerwald, die Rhön, den Vogelsberg, Taunus, Westerwald und das Westphälische Sauerland. Diese Gebirge liegen in einem weiten bläulichen Kreis, der eine große Zahl von schmucken Ortschaften einschließt, vor dem Beschauer.

Von unserem Spaziergange zurückgekehrt, fanden wir das Hochzeitshaus schon wieder mit Gästen angefüllt, und man schritt zum Mahle.

Es wurde an mehreren Tischen zugleich gespeist. Die verheirateten Männer und Frauen, die männliche und weibliche Jugend saßen an einem besonderen Tische. Geistliche nahmen nicht Teil.

Die Mahlzeit bestand der Hauptsache nach in Reissuppe, Rindfleisch, verschiedenen Braten und entsprechenden Beigaben nebst Kuchen und Kaffee. An Getränken gab es Schnaps, Bier und Wein.

Die Speisen waren von einer gelernten Köchin, welcher mehrere Gehülfinnen zur Seite standen, bereitet worden; letztere trugen die Speisen auch auf. Das benötigte Fleisch, von welchem eine unglaubliche Menge vertilgt wurde, hatte man vom Metzger bezogen; Brot und eine Menge von in länglich-viereckigen Pfannen gebackenen Kuchen, zu welchen die Brautleute das Mehl gegeben, hatte der Bäcker geliefert, und die Getränke waren aus den Schänken geholt worden.

Digitized by Google

Am Schluſſe der Mahlzeit gieng ein Teller herum, in welchen die Gäſte je nach Neigung und Vermögen ein Stück Geld legten, deſſen Inhalt für die Köchin und deren Gehülfinnen beſtimmt war.

Die Unterhaltung nach der Mahlzeit war der Tanz bei dem jungen Volk, der mit heiteren Geſängen abwechſelte. Die verheirateten Männer vertreiben ſich die Zeit mit Kartenſpiel und Rauchen, während die Frauen plauderten und ſcherzten.

Gegen das Ende des zweiten Hochzeitstages, an welchem noch eine Mahlzeit ſtattgefunden hatte, wurden die Brautleute von den Hochzeitsgäſten reich beſchenkt. Die Geſchenke beſtanden teils in Geld, teils in allerhand Haushaltungsgegenſtänden. Unter denſelben z. B. Kaffee-Service, Meſſer, Gabeln, Teller, Schüſſeln u. dgl. Sachen, von welchen manches Stück einen großen Wert hatte.

Am ſpäten Abend desſelben Tages, während die ganze Geſellſchaft in der heiterſten Stimmung war, erſchienen plötzlich einige Burſchen im Zimmer, welche der Braut, die inmitten der Frauen ſaß, ohne daß ſie es merkte, einen Schuh von ihren Füßen zogen und ihn triumphierend in die Höhe hielten. Dieſen Schuh mußte der Bräutigam mit einigen Flaſchen ſüßen Weines einlöſen, welcher von den Siegern und ihren Kameraden ſchmunzelnd getrunken wurde. Dieſen Scherz, welcher übrigens in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands üblich iſt, nannten ſie das „Brauthänſeln".

Damit hatte die Hochzeit ihr Ende erreicht, und ich kehrte wohlbefriedigt mit meinem Freunde nach Kirchhain zurück. B.

Die See-Aſſekuranz in England.

(Schluß.)

Zur Zeit der Gründung von Lloyd's Regiſter und ſchon zahlloſe Generationen vorher war Holz das einzige zum Schiffsbau verwendete Material. Durch lange Erfahrung kannte man alle ſeine Eigenſchaften genau, und man ſollte vernünftigerweiſe annehmen, die Schiffsbauer würden ſchon längſt über die Dimenſionen von Kiel, Rippen, Verſchalung ꝛc. eines Schiffs von gegebener Größe übereingekommen ſein; dies war aber weitaus nicht der Fall. Möglicherweiſe infolge der Thatſache, daß die in dem einen Hafen gebauten Schiffe für minder gut galten als die in einem andern erbauten, und daß die Schiffsbauer dieſen Zuſtand anerkannten, und gewiß auch teilweiſe infolge der Thatſache, daß die Fingerprobe damals noch die herrſchende Regel in der engliſchen Schiffsbaukunſt war, unterſchied ſich die Praxis in einem Teil des Landes weit von derjenigen in einem andern. Die Bemühungen des Verwaltungsausſchuſſes gingen zwar dahin, einen allgemeinen Maßſtab für alles Holzwerk einzuführen, hatten aber dabei nur hölzerne Schiffe im Auge, während man damals ſchon begonnen hatte, eiſerne Schiffe zu bauen und die Anwendung des Eiſens im Schiffsbau allgemeiner einzuführen. Bevor Lloyd's Regiſter noch die erſten zehn Jahre ſeines Beſtehens überdauert hatte, war der „Great Britain" ſchon über den Ozean gefahren und das eiſerne Zeitalter des Schiffsbaues war angebrochen. Der Schiffszeichner mußte in ſeinem Beruf beinahe wieder von vorn anfangen, und die Verwaltungsräte und Taxatoren von Lloyd's Regiſter fanden, daß auch ſie einen neuen Beruf erlernen mußten. Wahrſcheinlich iſt jeder Zweig des menſchlichen Gewerbfleißes in irgend einem Zeitpunkt ſeiner Geſchichte der Gegenſtand von Handwerksgeheimniſſen geweſen, und davon dürfte auch der Bau von eiſernen Schiffen im Anfang keine Ausnahme gemacht haben, und da kein Schiffsbauer ein Intereſſe daran hatte, Lloyd's Regiſter damit bekannt zu machen, ſo hatte dieſe Körperſchaft auch keinen Anteil an der Entwickelung der eiſernen Schiffe, und das war vielleicht das beſte Abkommen. Die Männer, welche den „Great Britain", die „Perſia" und den „Great Eaſtern" vom Stapel laufen ließen, waren nicht ſehr geneigt, die Taxatoren von Lloyd's Regiſter in ihre Geheimniſſe ſchauen zu laſſen, und ſo willigte dieſe Verſicherungsgeſellſchaft erſt 1844 zum erſtenmal ein, einem unter ihrer Kontrole gebauten eiſernen Schiffe die Klaſſe A 1 zu geben, auf den Bericht der Sachverſtändigen hin, daß dieſe Schiffe von gutem und dauerhaftem Material und von ſolider Arbeit ſeien; und 11 Jahre ſpäter erließ die Geſellſchaft ihre erſten Vorſchriften für die Erbauung von eiſernen Schiffen.

Landbewohner, welche in den hölzernen Schiffen der früheren Zeit über See reiſten, waren nur allzu vertraut mit dem Knarren und Krachen, welches ohne Unterlaß durch das ganze Holzwerk lief, wenn man nur einigermaßen rauhe Witterung hatte. Dies rührte von einer leichten Reibung der Balken aufeinander her und war kein Zeichen von Schwäche, da es bei einem nachgiebigen Material, wie Holz, unmöglich iſt, Bolzen abſolut dicht anzutreiben. Der Grad von Anſtrengung, Spannung und wirklicher Verdrehung, welchen ein hölzernes Schiff aushalten konnte und wobei es dennoch ſeetüchtig blieb, war ſtaunenswert, und ein kühner Schiffer zog ein federndes Schiff einem ſteifen unbedingt vor. Beim Eiſen waren die Bedingungen gänzlich andere: Starrheit erwies ſich als zur Sicherheit notwendig und lockere Befeſtigungen waren verhängnisvoll. Dieſe unumgängliche Steifheit und Starrheit ermöglichte die Aufſtellung konſtruktiver Vorſchriften aus der Beobachtung des Verhaltens verhältnismäßig *neuer* Schiffe, denn alte und erprobte gab es damals nicht. Wenn der Taxator ein eiſernes Schiff nach einer einzigen Fahrt unterſuchte, ſo konnte er — vorausgeſetzt, daß vor ſeiner Ankunft noch kein Anſtreicher thätig geweſen war — unaufgefordert die ſchwachen Stellen desſelben nachweiſen; geſprengte Fugen, zerſprungene Platten, verbogene Balken ſprachen ja nur zu deutlich für ſich ſelbſt, und ſo konnte man leicht die erwähnten Regeln

Digitized by Google

von 1855 für die Erbauung von eisernen Schiffen aufstellen, mit denen sich Lloyd's Register aber wenig Dank von Seiten der Schiffsbauer erwarb. Diese Vorschriften erschienen dann 1863 in einer wesentlich verbesserten Ausgabe. Allein im Jahre 1870 entäußerte sich der Ausschuß aller dieser veralteten Ideen und führte praktische und freisinnige Vorschriften ein, welche noch heute in Geltung sind.

Lloyd's Register erteilt nun drei Hauptklassen, nämlich 100 A, 90 A und 80 A; die Ziffer 1, also 100 A 1, wird nur hinzugesetzt, um die althergebrachte Klassifikationsmarke beizubehalten. Das vor einem Jahrhundert entstandene Klassifikationssystem sorgte, wie wir gesehen haben, für die Unterscheidung von Qualitäten der Bemannung und Ausrüstung bei Schiffen, welche sonst denselben Charakter trugen, und zur Bezeichnung derselben bediente man sich demgemäs der Ziffern 1, 2, 3. Allein nun hat sich die Thatsache allgemeine Anerkennung verschafft, daß ein gutes Schiff mit einer schlechten oder ungenügenden Ausrüstung in der Praxis ein schlechtes Schiff ist, und die Klasse 100 A wird nicht verliehen, wenn die Ausrüstung nicht ganz den Anforderungen der Ziffer 1 entspricht.

Neben den vorgenannten Klassen verleiht Lloyd's Register nach genauer Prüfung die Klasse A für ein Fahrzeug, welches beinahe zu jedem gewünschten Dienste bestimmt ist, wenn die Pläne zuvor seiner Billigung unterbreitet werden; z. B. die schnellen Dampfboote, welche im Anschluß an die englische Südostbahn die Post über den Britischen Kanal befördern, sind klassifiziert als A Folkestone- und Boulogne-Passagier-Dienst." Von diesen speziellen Klassen aber wird nicht in allzugroßer Ausdehnung Gebrauch gemacht.

Die Untersuchungen und Kontrolen, surveys, der versicherten Schiffe zerfallen in zwei Klassen: die gewöhnliche und die spezielle. Die erste besteht in einer gegebenen Zahl von Besuchen, welche ein Schiff in gewissen Perioden während seines Baues erhält, die zweite in einer eingehenden systematischen Besichtigung des Fahrzeugs in kurzen Zwischenräumen von dem Zeitpunkt der Kiellegung bis zu dem, wo man sich überzeugt, daß die Anker und Kabel auch das richtige Gewicht haben. Die erste derselben läßt, wie man sich denken kann, verschiedene Mängel und Nachteile zu, und nur wenige Schiffseigentümer, welche eine Klasse in Lloyd's Register zu bekommen wünschen, vermeiden den etwas größeren Aufwand für eine Spezialuntersuchung, welche bei den Dampfschiffen auch die Maschinerie in sich begreift und in der Praxis die Kosten einer privaten Inspektion erspart. Lloyd's Kontrole erstreckt sich nur auf den Bau des Schiffs und nimmt auf die Ausrüstung der Kajüten und andere mit der Unterbringung und Behaglichkeit von Bemannung und Passagieren zusammenhängende Arbeit gar nicht Rücksicht; die Erteilung der Klasse bedeutet nur, daß nach der Ansicht des Ausschusses das Schiff stark und seetüchtig ist. Die eigentliche Untersuchung der Schiffe wird im Vereinigten Königreich von ungefähr hundert Kontroleuren ausgeübt, welche diesem Zwecke ihre ganze Zeit widmen, und von etwa 75 anderen, über die ganze Welt zerstreuten, welche diese Dienste teilweise und gelegentlich leisten. Der leitende Ausschuß, dessen Hauptquartier in Cornhill ist, besteht aus 50 Mitgliedern, welche die verschiedenen Häfen des Landes repräsentieren, obwohl keineswegs im Verhältnis zum gesamten Schiffsbestande, da London allein die Hälfte der ganzen Vertretung in Anspruch nimmt. Das Registerbuch selbst, welches die Ergebnisse der Arbeiten des Ausschusses und der Kontroleure darstellt, ist ein umfangreicher Band, und gibt die Einzelheiten von allen den nun in See schwimmenden Fahrzeugen, welche von Lloyd's eine Klassifikation erhalten haben, und außerdem die Einzelheiten von einer Menge anderer, nicht klassifizierter Fahrzeuge; in Wirklichkeit also ist das Registerbuch ein großes Adreßbuch der Schifffahrt, bei welchem das Schiff selbst und nicht dessen Eigentümer den leitenden Grundzug bildet.

Lloyd's Register ist aber nicht das einzige, welches sich mit der Kontrole und Klassifikation der Schiffe befaßt. So hatte z. B. Liverpool bis vor Jahr und Tag seine eigene Registrierung: „The Liverpool Underwriters' Registry", welche sich nun mit Lloyd's Register vereinigt hat, was aus mancherlei Gründen zu bedauern ist. Das Hauptquartier der französischen See-Assekuranz ist das „Bureau Veritas" in Paris, eine Unternehmung, deren Klassifikation in Skandinavien, Norddeutschland, den Niederlanden und Frankreich sich eines guten Rufes und Vertrauens erfreut und die einen Stab von Kontroleuren in Großbritannien unterhält. Dieses Unternehmen ist kein repräsentatives und darum manchmal beanstandet, leistet aber trotzdem gute Dienste, und sein Klassifikationssystem ist dem Lloyd'schen vorzuziehen, da es den Dienst berücksichtigt, für welchen das Fahrzeug bestimmt ist. Aehnliche Dienste für die italienische Schifffahrt leistet die „Italienische Veritas", während das „American Lloyd's Register" bis zu einer gewissen Ausdehnung den Schiffsbau auf dem Delaware überwacht, aber wegen der wohlbekannten amerikanischen Schifffahrtsgesetze, vermöge deren nur in den Vereinigten Staaten erbaute Schiffe unter dem Sternen- und Streifenbanner fahren dürfen, in Europa beinahe unbekannt ist.

In früheren Zeiten wurden Schiffe für einen gewissen Handel erbaut und gehalten, und die Ost- und Westindienfahrer und die atlantischen Paketschiffe kamen einander nur selten ins Gehege. Die bedeutendsten Dampfschifffahrts-Gesellschaften huldigen natürlich diesem Prinzip noch heute; allein in den jüngsten Jahren sind Hunderte von Schiffen vom Stapel gelaufen, welche einzelnen Besitzern gehören, für keinen besonderen Handel bestimmt sind, sondern einfach nur überall, wo sich eine Fracht darbietet, die größtmögliche Ladung zu den kleinstmöglichen Kosten tragen sollen. Diesen Fahrzeugen ist natürlich der heilsame

Digitized by Google

Druck nicht angenehm, welchen die Lloyd'sche Klassifikation ausübt. Neuerdings lassen auch einige der größten Dampfschifffahrts-Gesellschaften ihre Fahrzeuge nicht mehr klassifizieren, weil sie dieselben nicht mehr versichern lassen, sondern sie bei sich selbst versichern, und so werden manche unserer Leser mit Erstaunen vernehmen, daß die meisten von jenen schnellsegelnden transatlantischen Dampfschiffen, welche dermalen den Personenverkehr nach Amerika besorgen, bei Lloyd's nicht A 1 sind. Dies rührt einfach daher, daß ein geschickter Schiffsingenieur, welcher die Anforderungen an die Leistungen eines zu einem gewissen Dienste bestimmten Schiffes kennt, immer ein besseres, ökonomischeres und seinem besonderen Zwecke entsprechenderes Schiff liefern kann, als wenn er es mit Rücksicht auf die Erwerbung einer Klasse bauen würde — eine Thatsache, welche von den großen Dampfschifffahrts-Gesellschaften immer mehr anerkannt wird. Die Vorschriften von Lloyd's Register für den Bau von eisernen Schiffen werden von Jahr zu Jahr beschränkender; ein vor zehn Jahren in Hinblick auf Klassifikation erbautes Fahrzeug, welches seine Tüchtigkeit und Zweckmäßigkeit durch vollständigste Leistung der an dasselbe gestellten speziellen Anforderungen während dieser ganzen Zeit erprobt hat, würde, wenn es heutzutage in Bau genommen würde, die Verwendung eines weit höheren Prozentsatzes von Material und Gewicht in seinem Bau nötig machen, um den Anforderungen der heutigen Vorschriften an seine Stärke und Solidität zu entsprechen. Dies rührt von der Thatsache her, daß Lloyd's Register bis auf die jüngste Zeit von den verschiedenen Elementen, welche die Frage von der Sicherheit eines Schiffes auf dem Ozean in sich schließt, nur eines in Rechnung genommen hat. Seit Jahren ist das Bestreben des Ausschusses dahin gegangen, dem Schiffbauer mehr und mehr von der Verantwortlichkeit abzunehmen, welche er früher für die Stärke der von ihm erbauten Schiffe trug, bis endlich sein Anteil an dieser Verantwortlichkeit gleich Null geworden ist; während es aus den Enthüllungen, welche die Untersuchungen vor den Schiffsbruchskommissären zu Tage förderten, schon seit Jahren nur allzu deutlich hervorgieng, daß ein gutes Schiff durch schlechtes Verstauen, durch Ueberladung, allzu geringe Bemannung ꝛc. in Verhältnisse versetzt werden kann, welche es in weit größere Gefahren zur See bringen können, als ein weit geringeres Schiff in guten Händen.

Der Zweck von Lloyd's Register ist der Schutz der Schiffer und Schiffsversicherer vor unbilliger Gefahr, und die gegenwärtigen hohen Prämien der See-Assekuranz zeigen, daß dieser Schutz nicht das ist, was er sein könnte. Wenn die Mühe und Kosten, welche man nun aufwenden muß, um sich solide und starke Schiffe zu verschaffen, auch ferner nicht weggeworfen sein sollen, wie es schon jetzt in vielen Fällen geschieht, so muß der Ausschuß die nötigen Schritte thun, um dafür sicher zu sorgen, daß ein Schiff, welches seine höchste Klasse trägt, nicht mit einer schlecht verstauten Ladung, einer unzureichenden Bemannung oder mit zu wenig Freibord, d. h. Abstand des Schandecks von der Wasserlinie durch Ueberladung des Fahrzeugs, in See gehe. Die Frage des Freibords erregt bereits Aufmerksamkeit und auch die übrigen Punkte können nicht mehr lange in ihrem gegenwärtigen Zustand verharren; das See-Assekuranz-Wesen bedarf selbst heute noch namhafter Verbesserungen, besonders in England, und dann wird auch der Tag kommen, wo die Schiffer mit Verwunderung an die Zeit denken werden, wo man Prämien im Maßstabe von zehn Prozent für die Versicherung von Ladungen bezahlen mußte, welche auf Schiffen der Klasse A 1 bei Lloyd's verfrachtet waren.

Von Rio Grande do Sul nach dem La Plata.

Erlebnisse und Reiseskizzen von Fr. Sicherer.

In Rio Grande trafen wir am Vorabend unserer Abreise noch einen deutschen Taschenspieler namens Hermann, welcher daselbst Vorstellungen gab, aber sich als „prestidigitateur" bezeichnete, weil er unter diesem Prädikate bei der bekannten Vorliebe der Brasilianer für alles Französische sich davon einen zahlreicheren Besuch versprach. Nachdem wir noch versucht, ein „Glas" oder „Bottle" Bier für unsere ausgetrockneten Kehlen zu erwischen, und auf einem Schilde „Hotel Koblenz, Bier von der Aktiengesellschaft vorm. J. Henninger, Frankfurt a/M.", gelesen, traten wir ein und verlangten zur Probe eine Flasche, welche jedoch so scheußlich schmeckte, daß wir schleunigst die Flucht ergriffen und an Bord eilten; wenn Henninger solches Bier braute, würde er in Frankfurt gesteinigt.

Am 18. Mai (1884) Morgens, sobald die Flut die Passage der „Barre" gestattete, gings wieder in See, voran unser kleiner Führer der Remorqueur, unter greulichem Schaukeln und Schlenkern unseres Dampfers, welcher, weil er in Rio Grande und Pelotas den größten Teil seiner Ladung abgegeben, nunmehr gleich einer Nußschale zu tanzen anfing. Nach Passage der Barre kehrte der Remorqueur zurück und bei heftigem Westwind fuhren wir der Mündung des Rio Plata zu, passierten ca. 10 Seemeilen von Rio Grande das Wrack einer vor Jahren gescheiterten französischen Fregatte — Teile des Rumpfes und Masten waren noch sichtbar — und da die Kälte in der That anfing, sehr empfindlich zu werden, so verkrochen wir uns auch in unsere Kabinen und erwachten am 19. Morgens im Rio Plata, vollständig Rio de la Plata, dessen ungeheure Breite (zwischen Maldonado [Uruguay] und Cabo San Antonio [Argentinien] 220 Km.) gar nicht ahnen ließ, daß man in einem Flusse sei, wenn nicht die schmutzig gelbe Farbe und der brackische Geschmack des Wassers erkennen ließe, daß man nicht mehr im Ozean ist. Vorbei gings an der Isla de Lobos (Wolfsinsel), allmählich

Digitized by Google

könnte man auf uruguayischer Seite Wald und Feld und Wohnungen deutlich unterscheiden; schon begegnete man den Fluß herunterkommenden Seglern und Dampfern und schon hatte man die Isla de Flores in Sicht, so daß wir hoffen durften, in etwa 1 ½ Stunden in Montevideo landen zu konnen, als der Leuchtturm der Isla de Flores (Blumeninsel) die „gelbe Flagge" zeigte, was uns allen ein Donnerschlag war, denn nun hieß es „in Quarantäne" — auf wie lange, wußte noch kein Mensch; es hing dies ganz vom Gesundheitszustand der Passagiere ab, und was konnte man sagen bei ca. 14 Passagieren erster und ca. 80 dritter Klasse — letztere aus abgehärmten, überarbeiteten und abgemagerten spanischen und italienischen Emigranten und teilweise aus Fieber-Rekonvaleszenten bestehend? Greise und Greisinnen von 78 und 83 Jahren und zarte Säuglinge befanden sich bei uns und der geringste Krankheits- oder gar ein Todesfall konnte unsere Quarantäne fast ad infinitum verschärfen, denn hier galt es: „mit gefangen, mitgehangen". Die Quarantänen dauern je nach Verfügung der betreffenden Sanitätsbehörde von 3 bis zu 40 Tagen, können aber im Notfalle noch länger ausgedehnt werden! Alles half indessen nichts, man mußte sich ins Unvermeidliche fügen, und so legte unser Dampfer, die „Rio Pardo", bei und in Trupps von je 20 wurden wir bei hochgehender See samt Gepäck ausgeschifft. Der Landungsplatz war aber so miserabel und auf dem Muelle, einer Art schlecht konstruierten kleinen Quai's, wuschen die Wellen so gründlich ab, daß fast sämtliche Passagiere gründlich naß am Lande ankamen, wo uns sofort der Doktor des Lazarets mit einigen Beamten empfing, uns das Gepäck öffnen und auf einem Rasen auspacken und ausbreiten ließ — zur vorläufigen Desinfektion; schmutzige Wäsche mußten wir zur Wäsche abgeben oder, wer es nicht bezahlen konnte, selbst waschen; das Gepäck wurde dann in einer Art Güterschuppen aufgestapelt, und nun wurden wir durch einige Soldaten mit aufgepflanztem Bayonnett in einen mit ziemlich hoher Mauer umgebenen Hofraum eskortiert und hinter uns die Thüren geschlossen. Links vom Eingang zog sich eine Art Schuppen hin, der den 80 Deckpassagieren als Aufenthalt angewiesen, die ihr Lager oder, wenn man so sagen will, ihre Pritschen selbst aufschlagen mußten und bunt durcheinander kamen und lagen. Anschließend an dies war eine Art Cantine, worin Caña (Schnaps aus Zuckerrohr), schlechter Cognac und desgleichen Wein, natürlich alles sehr teuer, verabfolgt wurden, und zwar ohne jede Kontrole, so daß noch am selben Abend zahlreiche Betrunkene einen Höllenlärm vollführten. Rechts waren Wohnungen der Aufseher, Wäsche, Küche und Vorratskammer, in der Front des Eingangs befand sich ein einstöckiges Gebäude, unten für Passagiere zweiter, oben für Passagiere erster Klasse Räumlichkeiten enthaltend, und zwar je für 3, 4, 8 und 16 Personen; das Meublement bestand aus eisernen Bettstellen mit Strohsack und ärmlicher Decke und aus einer Waschschüssel für je einen Raum. Fenster waren nicht da, nur eine kleine Oeffnung mit einer Art schlecht schließenden Holzlädchens, die Thüre mußte zugelehnt werden, und so pfiffen Wind und Wetter nach Herzenslust durch unser Zimmerchen.

Nachdem uns schon bei der Ausschiffung der heftige Wind das Landen, wie schon erwähnt, sehr ungemütlich gemacht, hörten wir von dem Arzte der Quarantäne, daß der Barometer plötzlich sehr rasch gefallen sei und daß ein Pampero bevorstehe. Es ist dies ein gewöhnlich drei Tage dauernder, ungemein heftiger, eiskalter Wind, aus den Pampas (Prärien) kommend. Leider bestätigte sich die Prophezeiung des Doktors; eisig blies es, daß es uns durch Mark und Bein ging. und da nirgends eine Vorrichtung zum Heizen war und der Sturm derartig durch die so schlecht verschlossenen Lokale heulte, daß man kein Licht (Lampen oder gar Gas gab's natürlich nicht) anzünden konnte, so verkrochen wir uns in unsere — nun, ich will sie euphemistisch „Betten" nennen, worin man trotz Reisedecken, Mantel ꝛc. vor Kälte schnatterte und dabei ein heftiger Luftzug in unserem Lokal war. Ich teilte meinen Raum mit einem englischen Zivilingenieur, der Morgens mit grausamen Gesichtsschmerzen, ich aber mit gehörigem Ague (Anfall von Wechselfieber) und fürchterlichem Schmerz in Armen und Schultern aufwachte, oder eigentlich aufstanden, denn von Schlafen war bei dem Heulen des Sturmes und dem Donner der Brandung, die kaum 100 Schritte von unserer Abteilung entfernt lag, keine Rede gewesen. Dazu wetterte und fluchte mein Stubengenosse vor Schmerzen, daß es nur so eine Art hatte. Den anderen Mitgefangenen ging es nicht besser, alle klagten und ächzten und der heiße Wunsch, bald von diesem „Orte der Qual" wegzukommen, stieg in allen mächtig auf. Ein Gebräu, von dem man nicht wußte, ob es Thee, Kaffee oder sonst ein zweifelhaftes Produkt aus Cichorien war, wurde gierig verschlungen, weil es wenigstens erwärmte, ein hartes Brot dazu gekaut und dann im Hofe eine Art einstündigen Dauerlaufs gemacht, um sich warm zu halten. Frauen und Kinder blieben im „Bett". Außerhalb der den Hof umgebenden Mauer zu gehen, war schon deshalb nicht möglich, weil die Wogen bis ans Thor donnerten, so aufgeregt war die See; und dann war dies auch streng verboten, weil noch drei andere Abteilungen mit „Cuarentenarios" sich neben uns befanden, ebenfalls mit hoher Mauer umgeben. Von diesen drei Abteilungen waren eine schon 14 Tage, die andere 10 Tage in Quarantäne, und beide hatten schon die Erlaubnis, außerhalb der Mauer sich zu bewegen; sie wären dann jedenfalls mit uns in Kontakt gekommen, was eine Verlängerung ihres Aufenthalts auf Isla de Flores zur Folge gehabt, d. h. sie aufs Neue „infiziert" hätte, daher das Verbot. Um 1 Uhr kam „el almuerzo", wörtlich Frühstück, bestehend aus einer Platte Fleisch, Käse, Aepfeln, Brot und schwarzem Kaffee; Abends 6 Uhr la Comida (Diner) aus Suppe, Fleisch, Käse, Mandeln und Rosinen und Kaffee. Wein

Digitized by Google

wurde auch gegeben, war aber von solchem Geschmack, daß die Mehrzahl der Cuarentenarios darauf verzichtete. Selbstverständlich war die Verpflegung der Deckpassagiere viel einfacher und bestand einfach aus einer Schüssel Polenta oder Reis mit Fleisch und Brot; wer noch mehr haben wollte, mußte bezahlen. Uns Passagieren erster Klasse wurde per Tag 2 ½ Pesos oder Dollars (1 Peso = 4 Mark), also 10 Mark berechnet, Wäsche extra, die Passagiere zweiter Klasse bezahlten 1 ½ Pesos (6 Mark).

In der Nacht legte sich der Sturm etwas und früh Morgens hieß es, ein kleiner Dampfer habe die zwei anderen Abteilungen, deren Quarantäne zu Ende war, abgeholt, somit hätten wir Erlaubnis, am Nachmittag ca. 20 Schritte außerhalb des Thores zu promenieren, was uns schon als eine große Erleichterung erschien, obgleich 5 Mann mit geladenen Gewehren streng darauf sahen, daß der Rayon nicht überschritten wurde! Wir konnten nun unseren gezwungenen Aufenthaltsort mit Muße betrachten und fanden ihn — abscheulich!

Isla de Flores, Blumeninsel! reinste Ironie! Außer dem schon erwähnten kleinen Rasenplätzchen unmittelbar am Eingang unserer Abteilung war kein Laub und Gras auf der ganzen Insel zu sehen — ein elender, steriler Basaltfelsen, dessen schwarze Farbe einen ungemein düstern Eindruck machte und uns um so widerlicher vorkam, als wir eben aus der üppigen herrlichen Vegetation der Tropen kamen. Wie sehnten wir uns nach dem Jardino botanico Rio Janeiro's! Die kleine Insel bestand aus drei Gruppen: unseren Quarantäne-Abteilungen mit Gouverneurs- und Beamtenwohnung und Leuchtturm (notabene, da von August bis Januar die Quarantäne meistens aufgehoben ist, so residieren diese Beamten und Gouverneur nur ca. 6 Monate auf der Insel); dann ca. 200 Schritte davon der Friedhof und wieder 200 Schritte davon das Hospital. Als wir die „Rio Pardo" verließen, rief uns der erste Offizier, ein Engländer, nach, auf den Friedhof weisend: „There you will be buried" (Dort werdet ihr begraben). Als wir diese düstere Insel ohne jede Vegetation, den grauen Himmel und die „kochende" See betrachteten, erschien es uns wahrlich, als ob der Kerl mit seiner frivolen Bemerkung Recht behalten und wir diesen Ort nie mehr verlassen würden.

Am 21. Mai war das Wetter annehmbarer, wir durften bis und in den Friedhof spazieren und hofften Abends „los" zu kommen. Der Weg zum Friedhof war mit Tausenden kleiner Muscheln und Fischgräten bedeckt, führte über Stock und Stein und im Friedhof sahen wir auf jedem Grabe die Inschrift: Muerto de la fiebre amarilla oder fiebre typhoidio etc. (Gestorben am gelben Fieber, desgleichen am Typhus). Besonders fielen uns 21 gleichartige Kreuze auf, welche 7 Offizieren und 14 Mann des amerikanischen Kriegsschiffes „Mary" angehörten, die sämtlich vor wenigen Jahren hier dem gelben Fieber erlegen waren. Nichts weniger als entzückt von unserem „Ausflug" kehrten wir zurück und warteten sehnsüchtig auf den kleinen Dampfer, der uns nach Montevideo, dem gelobten Lande, bringen sollte. Als um 5 ½ Uhr noch nichts in Sicht, versuchten wir zu „revoltieren", und da dies auch nichts half, suchten wir eine Depesche an die Regierung in Montevideo, sowie an unsere Konsulate zu expedieren. Se. Exzellenz der Gouverneur ließ uns sagen: wir hätten nichts zu wünschen und nichts zu befehlen, er wolle jedoch die Depesche von sich aus absenden, die Kosten gingen jedoch uns an, womit wir alle sofort einverstanden waren. Abends spät kam die Antwort, es werde womöglich anderen Tages ein Dampfer gesandt, ein Pampero sei wieder im Anrücken, darum sei es heute nicht geschehen.

22. Mai. Frühzeitiges Arrangieren und nochmaliges Lüften des Gepäcks, Empfangnahme der Wäsche, Regulieren der Rechnung und dann — Warten und Bangen, denn thatsächlich ging die See wieder wesentlich höher, so daß das Einschiffen unter allen Umständen schwierig und gefährlich, ja bei nur geringer Steigerung der See unmöglich werden mußte. So verging Vormittag, Mittag und Nachmittag, einzelne Passagiere amüsierten sich mit Angeln, fingen wenig Fische, erhielten aber desto reichlicheres Wellenbad, und der Rest wartete. So mögen ungefähr Columbus und seine Leute nach „Land" ausgeschaut haben, wie wir nach dem „verwünschten" und doch heißersehnten Dampfer, der uns Befreiung bringen sollte. Ehe ich von Isla de Flores scheide, will ich nicht unterlassen, nur eine kleine Thatsache zu erwähnen, welche die ganze Sorglosigkeit und — Gleichgültigkeit der Behörden von Montevideo gegen die Quarantäne-Passagiere genügend charakterisiert. Erste Sorge in solchem Falle wäre tüchtige Carbolisierung und Desinfektion der Aborte gewesen, allein nicht nur daß dies bei den zwei „places of convenience" für ca. 90 Passagiere nicht der Fall war, ließ man alles ruhig liegen, so daß schon am zweiten Tage ein solcher Moraft vorhanden war, daß selbst die Passagiere dritter Klasse mit Ekel sich davonwandten und jeder eben sich behalf, so gut er konnte, wodurch ein tötlicher Gestank in unserem Hofe entstand. Daß derartige Zustände nicht gesundheitsfördernd sind, liegt auf der Hand; anstatt zu „fördern", scheint man zu hemmen, und von kompetenter Seite wurde uns versichert, daß Beamte sowohl als Verwalter lebhaftes Interesse an recht langer und stark frequentierter Quarantäne haben; erstere bekommen während dieser Zeit „Kriegszulage", d. h. doppelten Gehalt, letzterer muß der Regierung einen enormen Pacht bezahlen und darauf sehen, recht viele und lang „ausharrende Gäste" zu bekommen, damit er seine Rechnung findet.

Endlich Abends 5 Uhr kam ein Miniaturdampfer in Sicht, der bald auf, bald zwischen den Wogen tanzte und mitunter so lange unseren Blicken entschwand, daß wir glaubten, er sei untergegangen. Später bemerkten wir, daß er einen kleinen Schooner bugsierte. Zischend

Digitized by Google

warfen die Wogen die beiden Fahrzeuge wohl fünfmal zurück, ehe es gelang, die Taue an dem kleinen Quai so zu befestigen, daß die Einschiffung der Zwischendeckpassagiere auf dem Schooner stattfinden konnte. Da derselbe bald ca. 16 Fuß unter das Niveau des Quais, bald sogar über dasselbe kam durch die stark wogende See, so war das Einschiffen ungemein mühselig. Indessen wurde eine Art Matratze auf dem Schooner ausgebreitet, die Kinder, Weiber und alten Leute von drei Mann hinabgeworfen, sobald das Schiff unter das Niveau des Quais kam, und von zwei oder drei Leuten daselbst aufgefangen und in „Sicherheit" gebracht; die Männer und jüngeren Leute sprangen selbst hinab, und so kamen diese alle glücklich an Bord, allerdings unter entsetzlichem Zetern, Heulen und Schreien der Kinder und Weiber. Die meisten wurden sofort seekrank oder fielen in Ohnmacht! Das Gepäck kam dann an die Reihe; damit machte man natürlich noch weniger Umstände, und so fielen auch richtig zwei Truhen in die See, eine verschwand auf Nimmerwiedersehen, die andere wurde derart an den Quai geworfen, daß sie komplett zerschellte und deren Inhalt dann auch verloren war.

Nun gings an die zweite und erste Klasse. Wir kamen auf die Nußschale von Dampfer, welche wegen geringen Tiefgangs um den Quai herum in eine Art kleine Bucht fuhr, so daß wir uns in kleinen Booten nähern konnten. Allerdings prallte auch hier das Wasser enorm an die Planken des Dampfers, allein statt hinabgeworfen, wurden wir hinaufgehißt, d. h. sobald die Wellen unser kleines Boot hoben, packten zwei Matrosen vom Deck des Dampfers die ausgestreckten Arme des Passagiers und eins, zwei, drei waren Mann, Weib und Kind an Bord, dicht wie Schafe zusammengedrängt, einige auch sogleich seekrank, andere naß wie eine Wasserratte, alle aber froh, von der Unheilsinsel wegzukommen. Der Schooner kam wieder ins Schlepptau und so „tanzten" wir in ca. 1 ½ Stunden nach Montevideo, das in der Abendsonne einen prächtigen Anblick bot.

Die Stadt, längs des Flusses am Hügelhang hinauf gelegen, hat prachtvolle Gebäude und erschien uns nach unseren Erlebnissen reizend: links der „Cerro" (Hügel) mit dem Fort, die Masse Schiffe im Hafen, die Aussicht auf menschenwürdiges Unterkommen — alles stimmte uns fröhlich und heiter, trotz des ungemein starken „Wackelns" unserer „Flotte". Die Landung in Montevideo war auch noch schwierig genug; man wurde auch hier wieder „gehißt" und Hunderte von Lastträgern rissen sich um Passagier und Gepäck. — Der Landungsplatz liegt hart an der Douane, deren Beamte übrigens sehr koulant mit uns verfuhren; dann brachte ein Lastträger mich und einige der Genossen ins „Hotel des Pyramides" an der Plaza Madriz, wo wir vorzüglich aufgehoben und à 2 ½ Pesos (10 Mark) pro Tag je ein sehr schönes Zimmer, kompletes Frühstück und Mittagessen mit Wein bekamen, und zwar eine sehr gute Küche.

Am 23. und 24. besichtigte ich die Stadt, besorgte meine Geschäfte und kann als besonders sehenswert erwähnen die Calle 18. de Julio (Straße des 18. Juli), den Platz Madriz (Mutter Gottes), nach der an ihr stehenden Hauptkirche Montevideo's, Iglesia de Madriz, benannt, dann den prachtvollen und großen Platz und Promenade Plaza de la Independencia (Unabhängigkeitsplatz), das Kongreßgebäude, und vor allem den Palast des Präsidenten Santos, der damals allerdings erst seiner Vollendung entgegenging, das Teatro Solis, dann das Zollgebäude.

Montevideo, hügelig gelegen, ist eine sehr reinliche, ganz europäisch aussehende Stadt von ca. 70,000 bis 75,000 Seelen, worunter 6000 bis 8000 Italiener, viele Engländer, Deutsche und Franzosen; sie ist infolge ihrer Lage und Reinlichkeit auch sehr gesund, das Pflaster vieler Straßen läßt zwar sehr zu wünschen übrig, indessen man vergißt dies leicht in Anbetracht der sonstigen großen Annehmlichkeiten, die Montevideo bietet! Sehr zu empfehlen ist auch ein Besuch des Friedhofes, der an sich ein kleines Juwel der Stadt ist, ferner des Cerro und Cerrito, von wo man sehr schöne Aussichten genießt. Trambahnen erleichtern den Verkehr nach allen Richtungen der Stadt, prachtvolle Läden gewähren dem „flaneur" Zerstreuung, Cafés mit Kegelbahnen und Billards und Bierhallen sorgen genügend für des Wanderers Erquickung. Einen sehr schönen Anblick des Hafens sowie des Flusses erhält man vom Cerro; der La Plata ist hier bis zur gegenüber liegenden argentinischen Küste Punta de las Piedras immer noch ca. 100 Km. breit, so daß also vom Lande jenseits absolut nichts zu sehen; dagegen bieten der belebte Hafen, die vielen Boote, kleine Schraubendampfer, die großen, gewaltigen Ozeanfahrer, die Kriegsschiffe, die stattlichen Dreimaster, Briggs und Schooner, sowie die sehr schön am Ufer sich hinziehende Stadt reiche Abwechslung. Schade nur, daß der Hafen ein sehr schlechter ist, d. h. gegen Pampero und Südostwinde absolut keinen Schutz bietet und daher das Landen, Aus- oder Einladen an solchen Sturmtagen absolut unmöglich macht. Viele Schiffe fliehen aus dem Hafen, anstatt in denselben, wenn ein Pampero heranrückt, und selbst die größten Dampfer werden zu solcher Zeit oft zwei und drei Tage außerhalb zurückgehalten, da sie effektiv weder etwas an Bord nehmen, noch ans Land setzen können wegen der fürchterlichen Wogen.

Da April und Mai die Hauptzeit der Pamperos und man somit keinen Tag sicher ist, wann ein solcher hereinbricht, so beeilte ich mich, nach Buenos-Aires zu kommen denn dort sind die Landungsverhältnisse noch mißlicher; der Fluß ist daselbst 45 Km. breit und voll Sandbänken und Untiefen von Montevideo bis zur Vereinigung des Parana und Uruguay, von wo an er ja erst den Namen Rio de La Plata annimmt. Jedes größere Schiff ist deshalb genötigt, Lootsen zu nehmen, und wie einträglich ein solcher Lootsendienst, möge daraus erhellen, daß z. B. die

Digitized by Google

Royal Mail, eine Dampferlinie von Southampton nach Buenos-Aires, ihren Speziallootsen hat, wie wohl jede andere größere Linie, und dem Mann von Montevideo nach Buenos-Aires und retour, also für eine Fahrt von ca. 24 Stunden, je ca. 500 Mark (25 Lstrl.) bezahlt; dies macht, da er im Monat zwei Fahrten thut, 600 Lstrl. (ca. 12,000 Mark) per Jahr.

Buenos-Aires hat keinen Hafen, nur eine Rhede; allerdings soll in der sog. „Boca", östlich von Buenos-Aires und ca. 8 bis 10 Km. entfernt, ein Hafen gebaut werden, jedenfalls aber ist derselbe lange nicht groß genug für den riesigen Schifffahrtsverkehr von Buenos-Aires. Es kommt nun häufig vor, daß die Dampfer 15 bis 16 Seemeilen außerhalb vor Anker liegen müssen; man kommt dann auf den überall gegenwärtigen kleinen Dampfer und von da in ein kleineres Boot. Hat man Pech wegen des Wetters oder der Ebbe, so muß man im Wasser auf einen mit zwei Pferden bespannten Karren umsteigen und manchmal sogar noch auf den Schultern eines geschäftigen Cargador (Lastträgers) landen.

(Schluß folgt.)

Neuere Untersuchungen über den Golfstrom.

Die im Golf von Mexico entstehende Meeresströmung, die sich unter dem Namen „Golfstrom" durch den Golf von Florida ihren Weg ins Atlantische Meer bahnt, erwies sich stets als mächtig genug, um das westliche Küstengebiet von Europa zu bespülen und gewisse, den tropischen Regionen entstammende Treibhölzer und Pflanzen bis nach Spitzbergen zu führen. Man nahm an, daß dem Einflusse des Golfstroms das milde Klima der norwegischen Küste und gewisser Teile des französischen Littorals, besonders in der Bretagne, zuzuschreiben ist. Aber die Beobachtungen, welche hierüber bis heute gesammelt worden sind, ergeben noch keine sicheren Anhaltspunkte, auf welche von der Wissenschaft eine unwiderlegliche Theorie hätte konstruiert werden können; es ist insbesondere das Gesetz, welches die an unseren Küsten herrschenden Strömungen regelt, noch nicht genügend aufgeklärt. Ueber die Richtung, welche der Golfstrom nach Passierung der Azoren einschlägt, ist man sich noch nicht ganz klar; ja, es könnte fast scheinen, als ob er sich bald auf der Oberfläche des Atlantischen Ozeans verlöre.

Der Erbprinz von Monaco und Professor G. Pouchet vom Museum in Paris haben es sich, von der Pariser Munizipalität unterstützt, zur Aufgabe gemacht, zur Klärung dieser Frage beizutragen. Die Resultate ihrer ersten Versuche, welche an Bord der dem Erbprinzen von Monaco gehörenden Segelyacht von 200 Tonnen „L'Hirondelle" gemacht wurden, sind uns jetzt bekannt. Das Versuchsmaterial bestand aus drei Klassen von „Schwimmern".

1. Zehn hohle Kupferkugeln von 30 cm. Durchmesser; jede Kugel bestand aus zwei Hälften mit hervorstehenden Rändern, zwischen welche der Dichtigkeit halber ein flacher Gummiring gelegt und das Ganze dann durch sehr hervorstehende Schrauben zusammengefügt wurde, um diejenigen, die diesen Schwimmer auffinden würden, zu veranlassen, die Kugel zu öffnen.

2. Zwanzig gut verpichte, je sechzehn Liter haltende Fäßchen aus sehr starken Dauben und gleich Bierfäßchen mit eisernen Reifen beschlagen.

3. Hundertfünfzig gewöhnliche Flaschen, mit Korkpfropfen geschlossen, über welche eine Kautschukkappe gezogen war.

Jeder Schwimmer enthält ein gedrucktes Blatt folgenden Inhalts: „Um mit der Unterstützung der Munizipalität von Paris die Meeresströmungen zu studieren, wurde dieses Schriftstück auf Anordnung des Erbprinzen von Monaco und in seiner Gegenwart von der Yacht „L'Hirondelle" aus ins Meer geworfen. Wer dieses Papier finden würde, ist gebeten, es behufs Weiterbeförderung an die französische Regierung den Behörden seines Landes zu übergeben, indem gleichzeitig der Ort, das Datum und die Umstände, welche diesen Fund begleiteten, mit möglichst genauen Einzelheiten angegeben werden sollten."

Dieser Aufforderung ist eine kurze Anweisung auf Russisch, Norwegisch, Dänisch, Englisch, Deutsch, Holländisch, Spanisch, Portugiesisch und Marokkanisch beigegeben.

Jedes Blatt trägt eine Ordnungs-Nummer und ist in einen zugeschmolzenen Glaszylinder eingeschlossen, auch so gerollt, daß man ohne den Zylinder zu zerbrechen, seine Nummer sowie die in den bezeichneten Sprachen abgefaßte Anweisung lesen kann.

Da die Einwirkung der Winde den Versuch beeinträchtigen konnte, so waren die Schwimmer soviel als möglich ihrem Einfluß zu entziehen. Das Vollkommenste wären Körper von einem das Meerwasser nur gering übersteigenden spezifischen Gewicht gewesen, welche sich nur wenig über die Oberfläche des Meeres erhoben hätten. Allein da auf einen Aufenthalt (im Wasser) von einigen Monaten abgestellt werden mußte, so war zu befürchten, daß während dieser Zeit das Vollsaugen des Holzes, die möglichen Einsickerungen und die an den Körpern sich anhaftenden Meerestiere das Gewicht der Schwimmer so vermehrt hätte, daß sie untergesunken wären. Diesen Uebelstand suchte man dadurch zu umgehen, daß den Metallkugeln und Fässern ein Ueberschuß von Hebungsfähigkeit verliehen wurde, den man wiederum durch einen auf gewisse Zeit berechneten Ballast ausglich. Die Kugeln wurden in Säcke genäht, welche am Boden zwei Liter Sand enthielten. Auf die Länge wird der Sack wahrscheinlich verfaulen und sich abstreifen. An jedes Faß befestigte man vermittelst eines an zwei Holzreifen angebrachten Drahtes ein Stück Eisen im Gewicht von 17 bis 20 Kilo, das, wenn die Reifen von den Bohrwürmern

Digitized by Google

durchfressen sind, sich ablöst. Die Fässer sind außerdem mit Haferspreu gefüllt, um auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Finder auf ihren Inhalt zu ziehen.

„L'Hirondelle" trat ihre Reise in den ersten Tagen des Monats Juli vorigen Jahres an, berührte die Azoren und befand sich am 27. Juli etwa 110 Meilen Nord-27° West von Corvo, der letzten dieser Inseln nach der amerikanischen Seite hin.

Hier wurde ein Teil der Flaschen von Meile zu Meile ins Meer geworfen, dann kamen die Fässer und Kugeln an die Reihe; diese auf eine Entfernung von zwei zu zwei Meilen; man endigte mit dem Auswerfen des Restes der Flaschen. Das Auswerfen nahm 31 ½ Stunden in Anspruch, und es wurden die 180 Schwimmer auf einer Linie verteilt, die in einer Länge von 170 Mln. ungefähr Nord-14° West streicht. Es befindet sich die für das Aussetzen der Schwimmer ausgesuchte Stelle ungefähr auf einer Linie, welche vom Golf von Florida zum Kanal von La Manche gezogen wird.

Gewisse notorische Treibstücke, wie die Flasche des Himálaya und die Flasche des Herder scheinen eine östliche oder nordöstliche Richtung anzuzeigen. Ueberdies nimmt man heute allgemein eine west-östliche Ausbreitung des Oberwassers an, das die relativ warmen Gewässer an unsere Küsten bringt. Nach den über die atlantischen Strömungen veröffentlichten neuesten Karten scheint es indes, daß sich die Oberwasser von da aus mehr gegen Südosten als gegen Osten wenden.

Bis heute sind sechs Schwimmer bei den Azoren abgefangen und ihre Dokumente nach Frankreich gesandt worden, die Nummern 9, 133 und 136 an der Nordküste der Insel San Miguel, Nr. 22 an der Südküste der Insel Santa Maria, Nr. 1 an der Nordküste der Insel Pico und Nr. 30 an der Küste von Terceira.

Es ist begreiflich, daß die Schwimmer, welche an die Westküsten von Europa und Afrika gelangen werden, notwendigerweise viel mehr Zeit zu ihrer Reise nötig haben. Wenn man Zeit und Ort, sowie die Reihenfolge der Auffindung vergleicht, so ist leicht ersichtlich, daß die Schwimmer, deren Abgangspunkt den Azoren am nächsten lag, zuerst in den Mittelpunkt dieser Insel geführt wurden; daß die anderen, welche in etwas höherer Breite ausgeworfen wurden, mit einer unverhältnismäßigen Verspätung der gleichen Region zuschwammen und daß endlich Nr. 1, welches noch weiter oben ausgesetzt wurde, am westlichen Teil des Archipels landete, nachdem es anscheinend im längsten Zeitraum den wenigsten Weg zurückgelegt hatte. Es wäre selbst möglich, sich einen Wirbel (der Golfströmung) von beschränktem Durchmesser vorzustellen; wenigstens bis zum 45. Breitegrad, in der Nähe der Azoren, sonst hätten die Schwimmer 1 und 30 den Weg der anderen gekreuzt, was wenig erklärlich scheint.

Dem von den aufgefundenen Nummern verfolgten Weg nach zu urteilen, kann man jetzt schon behaupten, daß der Golfstrom bis auf eine Entfernung von 300 Mln. im Nord-Nord-West der Azoren keine Tendenz zeigt, seinen Weg nach Nordost einzuschlagen, nicht einmal ausgesprochen nach Osten. Die Richtung ist vielmehr Süd-40° Ost, und selbst Süd-35°-Ost.

Ein Punkt, der von jetzt an aufgeklärt scheint, ist, daß von der Breite, wo die Schwimmer ausgesetzt wurden, d. h. auf der Höhe des Kaps Finisterre, kein Tropfen Wasser der atlantischen Oberfläche an die französische Küste gelangt. Wenn man annimmt, daß eine Strömung besteht, oder einfach eine Verschiebung wärmerer Gewässer von Westen nach Osten, im Niveau unserer Küsten, so muß man im Norden der 42. Parallele die Ursache der Erwärmung jener Gewässer suchen; jedermann scheint heutzutage darin einig zu gehen, daß die Golfströmung ihren Einfluß nicht jenseit des 40. Breitegrades fühlbar macht.

Herr G. Pouchet glaubt, daß, von dem sehr abgegrenzten Wirkungskreis des Golfstromes abgesehen, die Bewegung der Oberwasser des Atlantischen Meeres zwischen den Azoren, den Kap-Verde-Inseln und den Antillen hauptsächlich auf Rechnung atmosphärischer Bewegungen zu setzen ist.

Wenn der von den Schwimmern verfolgte Weg mit der Windkarte vom Juli, August und September verglichen wird, bemerkt man in der That, daß die Richtung der atmosphärischen Strömungen in sichtbarer Weise mit den Seeströmungen übereinstimmt. Andererseits ist es wahrscheinlich, daß, wenn ein unmittelbarer Einfluß des Golfstroms an der französischen Küste nicht existiert, seine Wirkung desungeachtet nicht weniger groß ist. Es können Fälle von Abtriften gegen Osten oder selbst Ost-Nord-Ost vorkommen infolge der herrschenden Winde, welche eine ganz oberflächliche Wasserschicht nach jenen Richtungen mit sich reißen; diese Schicht, welche durch ihre Berührung mit den in Frage stehenden Winden ihre erhöhte Temperatur beibehält, verbreitet in Gemeinschaft mit ihnen bis an unsere Küsten eine feuchte Wärme, die z. B. auf den Scilly-Inseln imstande ist, das Wachstum gewisser Palmenarten zu begünstigen und die Aloë zum Blühen zu bringen.

Von diesem Standpunkt aus mag der Golfstrom stark auf unser Klima einwirken und seine Schwankungen, welche Gesetzen unterworfen sind, auf welche die physikalischen Untersuchungen unseres Erdkörpers früher oder später Licht werfen werden, waren vielleicht die Ursache der Eisperiode, deren Wirkung sich auf einen Teil Zentral-Europa's erstreckt hat. (Jll.)

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Da es bei meiner Ankunft auf der Kolonie Sonntag war, hatte ich die beste Gelegenheit, einen großen Teil der Indianen

Digitized by Google

in nächster Nähe zu beobachten. Eine Anzahl derselben, Männer wie Frauen, waren bei der Bereitung des Mandioccamahles beschäftigt. Auf den Gesichtern dieser in früheren Jahren so gefürchteten Menschen malte sich Furcht und Bangigkeit. Sie hatten zum Teil ein dumpfes, wildes, verstörtes und, soll ich mich recht ausdrücken, ein blödsinniges Aussehen. Der Inspektor schrieb ihre Befangenheit jedoch größtenteils dem Anlaß meiner persönlichen Erscheinung zu, indem die Indianen mit meiner Ankunft einen Direktionswechsel vermuteten und schon Vorahnungen einer strengen Verwaltung gehabt haben mochten. In der That überzeugte ich mich im Verlaufe der nächsten Tage, daß sie zutraulicher und ihre Blicke offener wurden.

Die breite Nase, der offene große Mund, die vorgezogene Unterlippe, vor allem aber das wüste, schwarze, schlicht herabhängende Haar kennzeichnet außer der kleinen Statur im allgemeinen bald die Guyajaras. Da hatte ich sie denn also vor mir, die so gefürchteten Herren der südamerikanischen Wälder! Eigene Gefühle durchwogten mein Inneres beim Anblick menschlicher Wesen, die Gott zum Schrecken und Entsetzen der Zivilisation in die Welt gesetzt. All die wundervollen Historien von wilden Menschen, den Botokuden, menschenfressenden Kannibalen, vom Lebendig-geröstetwerden ꝛc., wie man sie oft in Reisebeschreibungen zu lesen gewohnt ist, tauchten unwillkürlich vor meiner Seele auf. Wem würde es nicht ebenso ergangen sein! Gedanken, Gefühle, ähnlich denjenigen die man empfindet, wenn man lebende Wunder fremder Weltteile, hinter festen Eisengittern verwahrt, anstaunt, wo der Löwe der afrikanischen Wüste geduldig und gezähmt neben dem gefräßigen Wolf, dem asiatischen Tiger in Gemeinschaft lebt — alles durch des Menschen fortschreitenden Geist, durch sein rastloses Schaffen zu friedlicher Annäherung vereint! So war auch hier, nur in anderer Weise, eine friedliche Annäherung verschiedener Menschengeschlechter, eine gegenseitige Aussöhnung und Verbrüderung angebahnt. Alles Rohe wird abgeworfen, indem der befruchtende Keim der Zivilisation gelegt wird. Die Verschmelzung der Wilden mit den Brasilianern bringt der ohnehin so buntgewürfelten Rassenmischung des Landes einen neuen fruchtbaren Zuwachs.

Das Unternehmen der Zivilisierung der Wilden vermittelst Kolonisation ist gesichert, wenn auch nur langsam vorschreitend; denn gut Ding will Weile haben! Das Personenverhältnis besteht in 25 Männern, 30 Frauen und 20 Kindern. Auf diesen letzteren beruht der eigentliche Segen des Unternehmens. Sie lernen neben der Muttersprache Portugiesisch, und das umherschweifende Leben bleibt ihnen fremd. Einzelne wenige Sitten sind beibehalten, die meisten unter den Umständen nicht mehr zulässig. Die Männer leben im Ehestand mit einer, seltener mit zwei Frauen, wie man dies in ihren Dörfern häufiger antrifft. Einzelne Ehen sind unter kirchlicher Weihe geschlossen. Getauft sind alle Indianenkolonisten, worauf ihre ursprünglichen Namen mit Francisco, Antonio und ähnlichen besser klingenden vertauscht werden. Obenbesagter José Bento lebt wie ihresgleichen unter ihnen, nachdem er ein mühseliges, gefahrvolles Leben vollbracht hat. Er nahm sich sogar eine Frau aus dem Indianenstamme und erfreut sich dreier gut gebildeter schöner Kinder, die beider Eltern Typen tragen. Seine Frau ist eine ganz leidliche, interessante thätige Person. Ohne von dem Familienverhältnis zu wissen, deutete ich auf die zwei jüngeren Kinder, indem ich mein Gefallen an ihnen aussprach, worauf José erwiderte: „Es sind die Meinigen". Die Vermischung der beiden Rassen hat auf die Farbe der ersten Generation auffallenderweise noch wenig Einfluß; solche tritt erst bei der zweiten Generation (hervorgegangen aus der Mischung dieser Sprößlinge mit Weißen) um so wahrnehmbarer hervor. Daß der engere Verkehr der Wilden mit den Weißen für diese letzteren selbst zu einigen vorteilhaften Folgen geführt, ergiebt sich aus wenigen Betrachtungen, namentlich auf industrieller, technischer Seite. Viele Gebräuche der Wilden sind übrigens schon seit Jahren auf die Brasilianer übergegangen und ganz allgemein geworden, so z. B. der Gebrauch der Hängematten. Die Bauart der Canoas ist indianischen Ursprungs. Der Indian lehrte den Brasilianer, besonders in den Provinzen Maranhaõ und Pará, den Gebrauch von Pfeil und Bogen, um Fische zu harpunieren. Ebenso ist ihnen die Erfindung einer besonderen Art der Mandiocca-Mehlbereitung zuzuschreiben. Ja, es scheint so gut als ausgemacht zu sein, daß die Mandiocca im allgemeinen, als das wichtigste Nahrungsmittel, von den Wilden erst auf die Zivilisierten überging, da Kultur und Zubereitung des Mehles schon früher von ihnen geübt wurden. Viele Ausdrücke der indianischen Sprache sind der brasilianischen einverleibt und schwer wieder aus ihr zu verwischen oder zu ersetzen. Als eine der wichtigsten Folgen muß auch noch der Handel mit verschiedenen, von den Wilden leicht zu beschaffenden Landesprodukten betrachtet werden. Unter ihnen spielt am Pindaré die Einsammlung des Copaiva-Balsams eine bedeutende, ja ich möchte sagen historische Rolle, wie auch in früheren Jahrhunderten die Gewinnung des Fernambukholzes zu Brasiliens glorreichen Epochen gehörte.

Die Sitte vieler Brasilianer, die Zähne spitz zu schlagen (mit Hammer oder Schlüssel und einem Messer), hätte ich den Indianen als Erfindung zugerechnet, was aber nicht der Fall ist. Nur in der Kolonie oder wo sonst Wilde in der Nachbarschaft von Weißen leben, findet man die Sitte, jedoch letzteren nachgeahmt. Hierzu gehört ebenfalls die Sitte, die Daumennägel über einen Zoll lang wachsen zu lassen. Das Tragen der Kinder, die rittlings über den Hüften der Mutter sitzen und mit einem Arm von derselben gehalten werden, stammt gleichfalls von den Wilden. So sieht man sie häufig auch in der Kolonie gehen. Auch eine besondere Art, die Kinder zu säugen, bemerkte ich. In einem breiten Schulterbande, das unter dem entgegengesetzten Arm verläuft, hängt das Kind, kaum von dem Arm der Mutter gestützt, in der entsprechenden Höhe; dabei überläßt sich die Mutter ungestört ihren übrigen Arbeiten. Es hat dies etwas Tierisches an sich.

Die Wilden pflegt man als gute Schwimmer rühmen zu hören; so auch bei den hiesigen. Schon lange wünschte ich, mich durch Augenschein davon überzeugen zu können, und hier nun boten die Gegenwart zivilisierter Indianen nnd der nahe an der Kolonie vorbeifließende Fluß die beste Gelegenheit dazu. Ich machte mir daher den Scherz, den Direktor zu bitten, einen der Indianen zu beauftragen, mit mir ein Wettschwimmen zu versuchen. Natürlich, um unparteiisch zu sein, bat ich den besten Schwimmer auszuwählen. Die Breite des Flusses betrug 55 m. und die Strömung war wegen der Regenzeit ziemlich stark. Es bedurfte für meinen Gegner sechs Minuten hindurchzuschwimmen; mit den drei ersten Sätzen war ich ihm schon voraus, und schon hatte ich das jenseitige Ufer erreicht, als er sich noch in der Mitte des Stromes zu schaffen machte. Bei seiner Landung forderte ich ihn auf, nun auch stromaufwärts zu schwimmen, um der Strömung beim Rückzuge die nötige Rechnung zu tragen. Er aber — ein geborener Waldmensch — zog es vor, durch die Capreira durch Dornen und Nesseln sich hindurch zu arbeiten. Dieser Versuch belehrte mich, daß der Indian als Schwimmer meistens ein unschädlicher Mensch bleibt. Um so vortrefflicher aber ist er im Tauchen, da er von Natur mit starker Brust und guter Lunge begabt ist, wie ich mich später öfter überzeugte. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß er nach Hunde-Art schwamm und dabei den Mund beständig, wie nach Luft schnappend, öffnete. Nachdem er wieder im Trockenen war, bat er sich einen Schluck Branntwein aus, den die Indianen im zivilisierten Zustande leider nur zu sehr lieben. War doch unter den Kolonisten der Capitaõ (ein Titel, den der Direktor dem Aufseher über die übrigen erteilt) ein leidenschaftlicher Trinker. Der Genuß des Branntweins ist den Kolonisten nach dem Tarif strenge verboten. Das nächtliche Dunkel wird von ihnen benutzt, um sich mittelst der Canoa

Digitized by Google

in einem flußabwärts gelegenen Kaufladen die verbotene Ware zu verschaffen.

Auch die Wilden lieben es, einzelne Tierchen, wie Papageien, Affen 2c. zu zähmen und zu pflegen. Ich erwähne dies besonders deshalb, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, ein allerliebstes kleines Aeffchen, den Capijuba, näher kennen zu lernen. Es ist von der Größe eines kleinen Eichhörnchens, gelblich-braun, kurz- und glatthaarig; an den Füßen rostbraun, an der Schnauze und an der Schwanzspitze schwarz. Sein mehr runder als länglicher Kopf gibt ihm durch die großen klaren Augen ein kluges Ansehen. Rührend war die Anhänglichkeit, die das kleine Tierchen zu den Menschen bewies, um so mehr, als es erst drei Tage seiner Freiheit beraubt war. Es läßt dies wohl auf den Schluß deuten, daß das zarte wehrlose Geschöpf im freien Zustande vielen Verfolgungen ausgesetzt gewesen sein mag und sich gern in Gesellschaft bewegt, nun aber durch die Gefangenschaft in die Hände des Menschen geraten, sich vertrauensvoll in dessen Schutz begibt. Nachts wollte es selbst bei den Menschen schlafen und geberdete sich unruhig, wenn man ihm seinen Willen nicht that. Es lag dann allemal so etwas Bittendes, Flehendes in seinen Mienen. Ich wünschte das Tierchen zu besitzen und fragte nach dem Preise. Die Frau, der es angehörte, forderte ein rotes Tuch und der Handel wurde abgeschlossen.

Von Sao Pedro liegt zwei Leguas entfernt stromaufwärts Camacahoca, eine von Engländern gegründete Fazenda, mit bedeutendem Zucker-Engenho. Sie ist die letzte ordentliche Niederlassung im wirtschaftlichen Sinne am Flusse. Vor noch etlichen zwanzig Jahren waren derartige Versuche selbst unterhalb Monçao noch sehr gefährlich. Die Wilden versuchten häufig und ungestraft Einfälle, verübten Diebstähle, raubten und mordeten Sklaven 2c. Wie heute, so werden noch auf lange Zeit diese Gegenden spärlich bevölkert bleiben, da über Monçao hinaus das ganze weite Territorium von Indianerstämmen bewohnt ist.

Auf besagter Fazenda ist zum Betriebe der Zuckersiederei eine Dampfmaschine von 12 Pferdekraft aufgestellt, die größte, die ich ausschließlich zu solchem Zwecke bisher noch verwendet sah. Hier in den Wildnissen, in der Nachbarschaft wilder Horden, neben den Erzeugnissen einer großartigen Natur die Werke menschlichen Erfindungsgeistes bewundern zu können, kann nicht ohne gewisse Eindrücke beiben. Was unser Jahrhundert Großes geschaffen, sollte so bald schon über ferne Weltmeere in das Innere fremder, nur halbbekannter Länder seinen Weg finden. Des Dampfes Wirksamkeit auch hier entfalten zu können, schreckte man nicht zurück, kolossale Maschinen und Walzen, große, viele Zentner schwere Kessel und ähnliche Apparate hierher zu verpflanzen. Der Plan ist ganz des englischen Unternehmungsgeistes würdig. Und wahrlich, nur englische Beharrlichkeit und Unerschrockenheit vermochte es, den ersten Weg in diese Wildnisse zu bahnen. Jene Engländer haben in der That mit den Ansiedelungen um Monçao den ersten aufmunternden Anfang gemacht. Ihnen folgten dann erst die Brasilianer, bis dann endlich auch die Villa entstand.

Die Fazenda hat den Gründern jedoch die erwarteten Vorteile nicht gebracht und ist bald von ihnen verlassen worden. Die Sklaven sollen zu gut behandelt worden sein, indem sie nur drei Tage wöchentlich zu arbeiten hatten, und überdies soll die Zahl derselben nicht im genügenden Verhältnis zu den Anlagen gestanden haben. Nach dem Abgange der Engländer ging die Fazenda in brasilianische Pächterhände über. Die Sklavenzahl hat sich zweckentsprechend vermehrt, und nun floriert das Geschäft. Mit 140 Sklaven, von denen 80 roçafähige Leute sind (unter Roça versteht man den Abtrieb und das Verbrennen des Urwaldes, um fruchtbares Campland zu landwirtschaftlichen Zwecken zu gewinnen), werden 800 Faß Zucker und 200 Pipen Branntwein erzeugt. Der Viehstand (Zugvieh) beträgt 90 Ochsen, deren Hauptverwendung in der Herbeischaffung des Zuckerrohrs besteht. Die Sklaven sind in einige 30 Häuser verteilt, was der Fazenda das Ansehen eines kleinen Dorfes verleiht.

Das Wohnhaus von ausländischem Stil ist neben Einfachheit auf das Komfortabelste eingerichtet, ganz dem tropischen Klima entsprechend. Rings um dasselbe führt eine verdeckte Veranda, mit vielen Jalousien versehen, und da auch das Innere des Hauses statt der Fenster Jalousien hat, so kann eine beständige Lüftung unterhalten werden, wodurch in den Zimmern stets eine angenehme Frische herrscht. Ueberhaupt kann die ganze Einrichtung als ein Muster tropischer Bauart bezeichnet werden, wie ich sie in ganz Brasilien noch nicht so zweckmäßig angetroffen habe. In Monçao hatte mich bereits die Bauart mehrerer Häuser besonders angesprochen, und hier erfuhr ich, daß deren Eigentümer sich in Camacahoca den Plan dazu entlehnt hatten. Noch befindet sich in einem Zimmer eine englische Bibliothek, langsamem Vergilben preisgegeben, von welcher niemand Gebrauch macht. An einer Wand hängt ein Fahrenheit'sches Thermometer, in einem Schranke ruht ein ganz vorzüglicher Kompaß und noch sind zwei alte Schwarzwälder Uhren im Gange — alles Dinge, die man sonst bei Brasilianern nicht anzutreffen pflegt. Besonders amüsierte mich ein mächtiges, riesenhaftes Gewehr, eine Wallbüchse, zum Schutze gegen eindringende Indianer bestimmt. Die Engländer haben es verstanden, sich in Verteidigungszustand zu setzen! Diese Waffe, die eher einer Kanone denn einem Gewehre ähnlich sieht, wird in die Brüstung eines Fensters gesetzt und beherrscht, indem sie mittelst eines Hebels durch Gelenke auf und nieder, rechts und links gewendet werden kann, rings die ganze Gegend über den Hofraum hinaus. Borne ist die Fazenda durch den Pindare geschützt. Die Waffe hat ein Kaliber von 4 cm. Durchmesser im Lichten und wird mit 18 Kugeln geladen. Ein solcher Schuß soll eine außerordentliche Wirkung auf die Wilden gemacht haben, wiewohl man meist nur blind geschossen, um keine Rache hervorzurufen.

Die Morde der Wilden zeugen zum Teil von größter Rohheit. Nicht genug, daß sie ihre erkorenen Opfer durch Pfeile fallen sahen; sie verstümmelten noch die Leichname mit Knitteln und pflanzten siegestrunken eine Anzahl Pfeile senkrecht in dem Kopf derselben auf.

Außer diesem Riesengewehr gehörten noch Lanzen mit aufgestecktem Bayonnett und eiserne Masken zum Haus- und Kriegsinventar. Auch existiert eine, wenn auch kleine, doch gut und ausreichend assortierte Apotheke. Sie lieferte mir die nötigen Ingredienzien zu einer Giftsalbe, indem ich gerade einige Bälge zu präparieren hatte; unter anderen den einer hier häufig vorkommenden Vampyr-Art. Diese Blutsauger haben durch ihre Saugwunden und das Nachbluten schon manchem Tiere auf der Fazenda den Garaus gemacht, weshalb man sich genötigt sah, mit besonderem Kostenaufwande einen langen dichten Stall zu bauen, ein Gebäude, das sich mitten auf dem Hof erhebt und das ich für ein ungeheures Magazin gehalten haben würde. Dieser Stall nahm Nachts das Vieh auf. Alle Oeffnungen sind mit einem feinem Drahtgitter versehen. Die Fledermäuse sind durch das ganze Land verbreitet, in dieser Provinz aber besonders zahlreich und verwegen. Sie scheuen sich nicht, selbst Menschen während des Schlafes anzusaugen.

Während meines Aufenthalts auf der Fazenda kam ein Boot mit sieben Indianen den Fluß herauf und legte an. Es hatte Copahiba-Oel nach Monçao gebracht und war nun mit eingetauschter Ware auf dem Rückzuge begriffen. Zu dieser Reise bedurften die Indianen, da sie nur langsam fahren und mit der Zeit durchaus nicht ökonomisch umgehen, 30 Tage — eine Strecke, die von guten Bootsleuten in 20 Tagen zurückgelegt wird. Sie stiegen ab, um die Maschine zu besichtigen. Unter ihnen befand sich der Häuptling mit seiner Frau. Nur einer der Mannschaft war der portugiesischen Sprache mächtig, die er als Geraubter in

Digitized by Google

der Kindheit gelernt hatte; er diente als Dolmetsch und Geschäftsleiter. Der Häuptling ruderte nicht, sondern saß ruhig neben seiner Frau, die ein ganz leidliches Aussehen hatte. Sie trug einen einfachen Oberrock und ein mit breiten Spitzen verziertes Hemd, über das sich im Nacken das volle schwarze Haar ergoß. Eine Perlenkette schmückte ihren Hals. Der Häuptling war in einer Person zugleich Kommandant und Geschäftsunternehmer; er ging einfach, jedoch besser gekleidet als die übrigen. Seine Beinkleider waren von buntem Baumwollstoff und sein Hemd von blaugestreiftem Kattun. Er liebte ausnahmsweise das Geld, und zwar besonders blanke Silberstücke, die er sorgfältig aufbewahrte; zu welchem Zweck, wollte er uns nicht angeben. Die eingehandelten Gegenstände bestanden in wenigen, doch ihnen sehr wichtigen Artikeln, wie Flinten, alten Steinschloßgewehren, einigen Fäßchen Pulver und Schrot; dagegen hatten sie eine kostbare Ladung Copahiba gegeben und sich den Mühseligkeiten einer zweimonatlichen Reise ausgesetzt.

Je tiefer man in die Wildnis eindringt, desto höher findet man das Tierleben entwickelt; die Umgebungen der Fazenda überzeugten mich schon hiervon. Vier Arten Affen sah ich bald in den Bäumen ihr munteres Wesen treiben, sodann Scharen von Papageien, Enten, Tauben, Ciganas, Mutums, Tapis ꝛc. Unter den Affen sah ich auch den Capijuba in wildem Zustande, und zwar zu Hunderten in dem weiten Astwerke eines Baumes, ferner den Cairara-Affen, einen braunen, äußerst gewandten Burschen, einen kleinen schwarzen Affen namens Sauin und den Brüllaffen, Guariba genannt. Dieser ist der größte aller in der Provinz vorkommenden Affen. Seinen Namen gab ihm das entsetzliche Gebrüll, wodurch er sich dem Jäger nur zu leicht verrät. Ein seltsam geformter Kehlknochen in Gestalt einer stumpfen Nase dient dem Männchen als Organ dieser Stimme. Der Affe hat doch im Vergleich mit allen übrigen Tieren ein lustiges beneidenswertes Leben! Mit welch verzweifelten Sätzen durchmißt er die Luft! Wie im Wettsprunge setzt er von den Kronen der höchsten Bäume über Ströme und unergründliche Tiefen hinweg. Es ist eine Lust, ihren Manövern, ähnlich denen einer Turnerschar, unbemerkt von ihnen zusehen zu können. Wie auf eiliger Wanderschaft begriffen, jagen unabsehbar ganze Scharen hintereinander durch das Astwerk der Bäume, alle gleichen Weg nehmend und die possierlichsten Sprünge übend. Endlich hoch oben in den Lüften sind sie an einer Stelle angelangt, wo der Wald einen plötzlichen Abschnitt macht, der jedes andere Tier zur Umkehr nötigen würde. Der Affe jedoch, Herr seiner Gliedmaßen, seiner Kraft und Gewandtheit vertrauend, ein Bild der Todesverachtung, fliegt bereits, ehe man sichs versieht, in weitem Bogen jäh hinab. Kaum hat er wieder festen Boden unter seinen Füßen, so gehts aufs neue lustig weiter; hinauf, hinunter ohne Aufenthalt, und in einem Nu ist er verschwunden. Man sieht nichts mehr von ihm. Es kommen andere und wieder andere und alle bestehen gleich glücklich ihren Salto mortale.

Die Affen sind in diesen Gegenden so zahlreich, daß sie fast regelmäßig einen Teil der Jagdbeute ausmachen. Wem sollte nicht bei dem Gedanken schaudern, daß Affenfleisch gegessen wird. Welcher gebildete Europäer würde sich zum Genuß desselben entschließen? Selbst wenn er das Tier nur halbwegs aus Abbildungen kennt und nicht Augenzeuge des muntern, possierlichen, in vieler Beziehung dem Menschen so nahestehenden Wesens war; ein Tier, das wie ein Kind mit gefalteten Händen um Schonung fleht und wimmert! Weit leichter ist unsere Selbstüberwindung beim Genuß vom Fleisch des Ameisenbären, der Eidechsen, Schildkröten und Capivari, die der Wald neben so vielem trefflichen Wilde reichlich liefert. Sämtliche genannten Tiere liefern nach überwundenem ersten Widerwillen einen besseren Braten als der Affe. Uebrigens zur Ehre des brasilianischen Volkes sei es gesagt, daß viele unter ihnen vor dem Affenfleisch eine förmliche Abneigung bewahren.

Eigene Erfahrungen, sowie Mitteilungen anderer über die vegetabilischen Erzeugnisse des Pindaré-Gebietes hatten schon seit meinem Aufenthalte in der Kolonie Sao Pedro den Wunsch in mir erregt, längere Zeit in demselben zu verweilen. In den hinteren Teilen der Provinz am oberen Pindaré sollten unter anderen ein Pao de Leite (Milchbaum) und der Elemibaum vorkommen, beide zur Zeit noch wenig bekannt. Ich entschloß mich daher, die Reise, so mühe- und gefahrvoll sie mir beschrieben wurde, nach dem Quellgebiet des Pindaré zu unternehmen. Die Ausführung dieses Planes erforderte eine besondere Vorbereitung und Ausrüstung, und so beeilte ich mich zunächst, nach der Hauptstadt der Provinz zurückzukehren.

Der Direktor der Kolonie Sao Pedro, von meiner Absicht in Kenntnis gesetzt, stellte mir auf das Freundlichste ein Boot mit der nötigen Mannschaft und Gesellschaft des Missionars José Bento zur Verfügung. Nichts konnte meinen Plänen erwünschter sein; denn so drang ich an der Hand eines landeskundigen Führers in das Innere eines Gebietes ein, das noch von keinem europäischen Reisenden, geschweige einem Botaniker bereist worden war. Im voraus von Seiten des Präsidenten der nötigen Protektion und Mitwirkung versichert, setzte ich mich gleich mit José Bento ins Einvernehmen, ließ mir die nötigen Instruktionen geben und ein Verzeichnis aller jener Gegenstände entwerfen, die als Reisebedürfnisse notwendig und zum Tausch mit den Wilden gegen verschiedene Naturalien dienen sollten.

Auch die Indianen, die ich in Camacahoca traf und welche die Reise zu den oberen Dörfern machten, wurden von José Bento, der in allem meinen Plan recht erwog, von meinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, mit dem Auftrage, inzwischen Naturalien jeder Art einzusammeln, auch lebende Vögel und Affen in Bereitschaft zu halten. Ich erkannte in José bald einen ganz geriebenen pfiffigen Mann und so versprach ich mir von seiner Gesellschaft den besten Erfolg.

Nun wartete ich in Monçao nur auf den Abgang des Dampfers, um nach Maranhaõ zurückzukehren. Die Zwischenzeit verbrachte ich zum größten Teil auf der Fazenda des Herrn Eduardo, da ich mich hier besser und nützlicher zu beschäftigen wußte, als es in der Wohnung meines geistlichen Gastfreundes möglich gewesen wäre. Der Padre war früher Direktor der Indianenkolonie Januaria gewesen und daher mit den Verhältnissen der Indianen, mit ihren Sitten, Gewohnheiten ꝛc. gut bekannt. Zwei indianische Mädchen waren in seinem Hause beschäftigt, die noch von dem Personal seiner vormaligen Verwaltung herrührten. In fast allen Häusern Monçao's finden wir ein indianisches Mädchen die häuslichen Dienste verrichten. Sie sind gewöhnlich als Kind mit der Familie aufgewachsen, sprechen Portugiesisch und sind willige, brauchbare Wesen. In früheren Zeiten gelangte man leichter in den Besitz solcher Mädchen als jetzt, da die Eltern sie in Tausch gegen eine Flinte, ein Beil u. dgl. Gegenstände hingaben und sie nie wieder zurückforderten. Bei der großen Liebe, die die Eltern, wie ich mich später mit Rührung überzeugte, zu ihren Kindern haben, scheint dies wohl nicht anders denkbar, als bei angenommenen elternlosen Kindern.

Wo die Aufhebung der Sklaverei von der Regierung angeordnet ist, droht auf anderer Seite als Ersatz derselben ein neues, ebenso verderbliches System Wurzel zu schlagen. Genießen doch diese indianischen Kinder im Grunde keine andere Stellung, als die schwarze Leibeigenschaft! Einige besser gesinnte Leute nehmen grundsätzlich keine Indianen zur Erziehung an.

Um die Wohnungen angepflanzt fand ich hier nur den Bacury, einen hohen stattlichen Baum, der seiner Früchte wegen gezogen und gepflegt wird. Er ist aus der Familie der Canellaceen und wie mehrere Glieder derselben mit schönem kräftigem Laube geschmückt. In den Höfen hielt man mehrere Tiere, die mir noch neu waren, so unter anderen den großen schwarzen Mutum.

Digitized by Google

Er ist von der Größe eines Puters und geht mit dem Stolze eines Pfaues. Eine Hauptzierde an ihm ist der lebhaft zinnoberrote, sehr breite Schnabel. Ein anderer sehr zierlich und schlank gebauter Vogel ist der Pavaõ (Pfau), dessen Benennung durchaus nicht seinem Aeußeren entspricht, da der Vogel nicht im mindesten diesen Namen rechtfertigt. Er ist aus der Familie der Sumpfvögel. Einige junge gezähmte Wildschweine von der Gattung Tactitu gaben mir Gelegenheit, dieses Tier im lebenden Zustande zu sehen; die Tierchen waren so zahm, daß sie ihrem Pfleger wie ein Hund nachliefen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

* Vulkanausbrüche des Mauna Loa.

Einer Korrespondenz der „Voss. Ztg.", Honolulu, 12. Febr., entnehmen wir, daß die großartigen Ausbrüche des hawaiischen „Vesuv", des gewaltigen, ca. 14,000 F. hohen Vulkanriesen „Mauna Loa", noch immer fort dauern, deren erste Phase ich in Kürze schilderte. Seitdem habe ich den unmittelbaren Herd der Ausbrüche, 13,500 Fuß über dem Meeresspiegel, besucht und vermag auf grund meiner eigenen Eindrücke und weiterer Schilderungen seitens anwohnender Augenzeugen ein vollständiges Bild der neuesten Thätigkeit der hawaiischen Feuergöttin „Frau Pele" zu entwerfen. Der Distrikt Rau, durch den sich diese großen Lava-Ausflüsse ergossen, umfaßt den südlichsten Teil Hawai's, der größten und südlichen Insel der Sandwich-Gruppe. Der südöstliche Teil des Distriktes ist prächtiges Zuckerrohrland und enthält einige der größten und ergiebigsten hawaiischen Zuckerplantagen. Während der leichter zugängliche, stets mehr oder minder thätige Krater Kilauea mit seinem berühmten Feuersee Halemauman ungefähr auf der Mitte des Hanges des kuppelartigen Mauna-Loa-Berges liegt — welch letzterer sich abwärts in fünf von den sechs Distrikten Hawai's erstreckt — ist der Gipfelkrater Mokuaweoweo 13,500 Fuß über dem Meeresspiegel, der jetzige Schauplatz der Thätigkeit, weniger bekannt, da seine Ersteigung mit großen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten verknüpft ist. Die bedeutendsten Lava-Ergüsse, in den Jahren 1851, 1855, 1859, 1868, 1881, haben stets aus dem Mokuaweoweo ihren Ursprung genommen. Die Lavamasse kocht jedoch nicht unmittelbar über den Rand des Gipfelkraters, sondern bahnt sich ihren Weg meist unterirdisch durch schwache Stellen oder Spalten in den Seitenwänden des Berges, wo sich neue Krater bilden, und stürzt sich dann mit unwiderstehlicher Gewalt den Berghang hinab. So entdeckte ich auch diesmal den Hauptausfluß, aus dem sich ein Teil der Lavamasse ergoß und der dadurch mächtig erweitert worden ist, als einen dreiviertel Meilen langen und 25 Fuß breiten Spalt. Eine Viertel-Meile oberhalb desselben fand ich einen Kegel, dessen seewärts gelegene Seite eingestürzt war und wieder wie in einem Kessel eine kochende Lavaflut sehen ließ, welche sich unterirdisch nach jenem Spalt ergoß und hier ihren Ausweg fand. Oberhalb des Kegels zeigte sich außerdem noch ein anderer, 2½ e. Mln. langer Spalt zickzackartig den Berg weiter aufwärts, der schließlich in eine Pohakuohanalei benannte Kegelgruppe dicht am Krater Mokuaweoweo mündete, aus der dichte Rauchwolken stiegen und die eigentliche Quelle des 20 Mln. langen Lavaflusses verrieten. Zwölf Tage lang ergoß sich dieser Strom in voller Feuersglut und begann erst dann sich abzukühlen und an der Oberfläche zu erstarren, während die flüssige Lavamasse ohne Frage durch unterirdische Kanäle fortfloß. Von der Großartigkeit des Bildes kann man sich kaum einen Begriff machen. Wunderbar an und für sich ist schon das ganze Panorama, dieser schneebedeckte Gebirgsriese, zu seinen Füßen der blaue Stille Ozean mit seiner Inselwelt. Dazu nun das 20 Mln. lange bergabwärts rollende rotglühende Lavameer, während sich aus dem Gipfelkrater gegen fünfzehn 150—200 F. hohe Feuerfontänen und aus den andern neugebildeten, unteren Kratern 40 Fuß hohe Lavasäulen erhoben. Der am Kopfende des Lavaflusses entstandene Krater hatte einen Umfang von ca. 125 Fuß und war zuweilen mit einem einzigen Feuerkranz gleich einem Heiligenschein umrahmt. Nicht weniger als 618 Erdbeben sind in 53 Stunden von 2 Uhr Nachmittags des 16. Januar bis 7 Uhr Abends des 18. gezählt worden. Der Lavafluß ist diesmal bis jetzt schon viel stärker, als der von 1868, und überdies ganz anders geartet. Damals begleitete den Lava-Ausfluß ein heftiger Aschenregen, der das umliegende Land meilenweit bedeckte. Diesmal ist es blos sehr dickflüssige Lava. Der ganze Berghang war im oberen Teil zeitweise meilenweit mit einem brausenden Feuersee bedeckt, dessen Fluten haushohe Felsblöcke mit fortrissen. Explosionen aufgespeicherten Gases fanden unter fürchterlichem Donner fortwährend statt und ließen Rauchsäulen 500 Fuß hoch emporsteigen. Es war ein Glück, daß der Ausbruch so bald nach den Erderschütterungen stattfand, denn wären die Schlote länger verstopft geblieben, so hätten sich weit heftigere Erdbeben eingestellt und zahlreiche Menschenopfer gefordert. So beschränkte sich die Verheerung auf die Zerstörung von Gebäuden und Plantagen, und bis jetzt sind noch keine Verluste an Menschenleben gemeldet. Der jüngste Ausbruch (in den letzten Tagen) hat 1000 Fuß unterhalb des Gipfels des Mokuaweoweo stattgefunden, und ein neuer Lavafluß hat sich in der Richtung des Kawaihae-Distrikts ergossen. Dieser neue Fluß ist eine Wiederholung desjenigen von 1859, der 14 bis 15 Monate anhielt. Allen Anzeichen nach dürfte der jetzige die Ausdehnung des früheren erhalten und ungeheure Verwüstungen anrichten. Der demnächst zurückkehrende Dampfer dürfte trübe Nachrichten darüber bringen, und man braucht sich nicht zu wundern, falls der oben beschriebene erste Ausbruch dieses Jahres durch den zweiten vollkommen in den Schatten gestellt wird.

* Statistisches über die Kolonie Victoria.

Die australische Kolonie Victoria mit 4133 d. Qu.-Mln. zählte am 30. Juni 1886 eine Bevölkerung von 1,009,753. Die Revenue des mit 30. Juni abschließenden Finanzjahres ergab 6,416,405 Lstrl. gegen Ausgaben in der Höhe von 6,615,901 Lstrl. Aus den Eisenbahnen flossen 2,306,791 Lstrl., aus Eingangszöllen 2,004,459 Lstrl., aus Inlandzöllen 431,027 Lstrl., aus dem Verkaufe von Kronland 563,607 Lstrl. u. s. w. Die öffentliche Schuld war auf 30,110,335 Lstrl. oder 30 Lstrl. pro Kopf der Bevölkerung gestiegen und im Durchschnitt mit 4 Lstrl. 5 sh. Prozent zu verzinsen. Außerdem waren noch 6½ Millionen Lstrl. für Eisenbahnzwecke vom Parlamente bewilligt worden, aber noch nicht angeliehen. Der Import des Jahres 1885 bewertete Lstrl. 18,044,604 oder 18 Lstrl. 10 sh. 2 d., und der Export 15,551,758 Lstrl. oder 15 Lstrl. 19 sh. pro Kopf. An Wolle wurden 315,650 Ballen, mit Ausnahme von 45,972 sämtlich auf London, verschifft. Die Goldfelder der Kolonie lieferten im Jahre 1885 nur eine Ausbeute von 35,211 Unzen zu 1,408,440 Lstrl. Es ist dies der geringste Ertrag in den 34 Jahren ihres Bestehens. Es waren 21,242 Europäer und 4950 Chinesen mit Goldsuchen beschäftigt. Die gesamte bis Ende 1885 gefundene Masse Gold belief sich auf 53,759,203 Unzen zu 215,036,812 Lstrl. Es liefen im Jahre 1885 insgesamt 4273 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 3,260,158 ein und aus. Es befanden sich 2,405,157 Acres (+ 81,664 gegen das Vorjahr) oder 1,074,295 Ha. unter Kultur. Davon standen 1,020,082 Acres oder 412,797 Ha. unter Weizen mit einem Ertrag von 9,170,538 Bushels. Ein Bushel enthält 36.35 Liter. Der Viehstand zählte 304,098 Pferde (+ 10,252),

Digitized by Google

1,290,790 Rinder (+ 2845), 10,681,837 Schafe (+ 44,425) und 239,837 Schweine (+ 5490). Die Kolonie hatte am 1. Juli 1886 im ganzen 2805 Km. Eisenbahnen im Betrieb gegen 2695 Km. im Vorjahre, und es waren bis dahin 24,357,813 Lstrl. auf den Bau von Eisenbahnen verausgabt worden. Die Telegraphenlinien hatten eine Gesamtlänge von 6355 Km. Gr.

* Ein Viehzüchter-Kongreß in Sydney.

Im Oktober 1886 wurde in Sydney eine Stock Conference, d. i. Versammlung von Viehheerdenbesitzern, squatters und graziers, abgehalten. Es ward konstatiert, daß in den von Kaninchen okkupierten Distrikten die Ertragsfähigkeit der Weiden sich um ein Drittel verringert, daß das Gewicht der Vließe um 1 bis 1½ Pfund abgenommen, daß das Lammen der Schafe sich um 30 bis 40 Prozent vermindert und daß die Sterblichkeit unter den Schafen sich von 3 bis 6 Prozent auf 10 bis 13 gesteigert habe. Neuseeland, welches im Jahre 1884 nicht weniger als 9,807,665 Kaninchenfelle im Werte von 107,514 Lstrl. exportierte, kostet die Kaninchenplage alljährlich eine halbe Million Pfund Sterling. In Tasmanien ist infolge dessen der Schafbestand von 1,838,831 im Jahre 1878 auf 1,648,627 im Jahre 1886 gefallen. In Südaustralien haben die Kaninchen ein Areal von 40,000 englischen oder 1881 deutschen Quadratmeilen besetzt. Um der Invasion Einhalt zu thun, hat man die großen Kosten nicht gescheut, viele Weidebezirke mit einem Drahtgitter einzuhegen. Der Viehstapel der australischen Kolonien Neu-Südwales, Victoria, Queensland, Südaustralien, Westaustralien, Tasmanien und Neuseeland mit 1,312,160 Pferden, 8,068,170 Rindern und 82,169,364 Schafen (am 31. März 1886) repräsentiert einen Wert von 80 Millionen Pfund Sterling und gewährt einen Brutto-Ertrag pro Jahr von 33,669,973 Lstrl. Gr.

* Schwimmende Steine.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Meeresgrund des Atlantischen Ozeans auf weiten Strecken mit Steinblöcken von der verschiedensten Größe bedeckt ist. Namentlich die Tiefsee-Untersuchungen, die man bei Gelegenheit der Legung des letzten transatlantischen Kabels vorgenommen hat, haben dies mit genügender Evidenz herausgestellt.

Gemeinhin nimmt man nun an, daß diese Steine samt und sonders von Eisbergen herbeigetragen worden sind, sei es in früheren geologischen Zeiten, sei es in der geologischen Gegenwart, wo derartige Blöcke ab und zu vor unseren Augen von Grönland nach den niederen Breiten gelangen, um beim Schmelzen der Eisberge in die Tiefe zu sinken. Die große Mehrzahl der Blöcke mag in der That auf diese Weise an ihren gegenwärtigen Ort gekommen sein, daran wagen wir nicht im entferntesten zu zweifeln. Wir möchten aber hier kurz darauf hinweisen, daß ein Teil derselben füglich auch auf einen anderen Ursprung zurückzuführen sein und eine andere Geschichte gehabt haben könnte.

An dem Meeresstrande wuchern, wie man sehr gut weiß, auf den daselbst im seichten Wasser liegenden Geschieben vielfach Fucus-Pflanzen, und wir selbst konnten, namentlich entlang der neuengländischen Fjordküste, an zahlreichen Stellen einen sehr dichten und stattlichen Wuchs derselben beobachten. Diese Pflanzen umschlingen nun mit ihren Haftscheiben zahlreiche größere und kleinere Blöcke vollkommen, während sie ihre hundert Arme zur Wasseroberfläche emporstrecken. Das Astwerk, das sich bei den amerikanischen Fucus-Arten oft überaus mächtig entwickelt, und das bekanntlich ein weit geringeres spezifisches Gewicht hat als das Wasser, ist aber allmählich ganz wohl imstande, Steine von beträchtlicher Größe von dem Boden emporzuheben, so daß dieselben in dem Wasser schweben. Die plumpen, ungefügigen Burschen werden von ihnen sozusagen getragen und zum Schwimmen befähigt, wie von Schwimmblasen oder von Korkringen. Wer an der Küste von Massachussets und Maine dem Phänomene einige Aufmerksamkeit schenkt, dem tritt dasselbe beinahe aller Orten entgegen.

Kommt dann gelegentlich ein Sturm — und die Stürme sind an der Neuengland-Küste zu Zeiten heftig genug — so werden die Pflanzen samt den Steinen, an denen sie haften, von den Wogen ergriffen und bald an das Land geschleudert, bald aber auch in der einen oder anderen Richtung weit hinaus getrieben in die See. Darf man aus der Zahl der von Fucus umschlungenen Geschiebe, welche man nach dem Sturme auf dem Trockenen liegen sieht, auf die Zahl derjenigen schließen, welche während desselben hinausgelangen auf die hohe See — und aller Wahrscheinlichkeit nach oft Hunderte von Meilen hinaus — so kann diese Zahl in keinem Falle eine kleine sein. Wenn der pflanzliche Träger der Steine draußen von dem Wellenspiel und von den Wassertieren allmählich verzehrt wird, so sinken die Steine selbstverständlich ebenso hinunter auf den Meeresgrund wie diejenigen von den abschmelzenden Eisbergen. Daß die schwimmenden Blöcke sich auf dem Meere leicht beobachten lassen werden, ist uns zweifelhaft, da an der Oberfläche höchstens der Fucus und in der Regel vielleicht nicht einmal dieser sichtbar ist. Und wenn wir schon selten genug einen Block auf einem Eisberge gewahren, so werden wir uns wohl kaum sehr wundern dürfen, wenn auch das Schleppnetz bisher keine von Fucus-Pflanzen getragenen Steine zu Tage gefördert hat. Kleinere von Fucus umschlungene Geschiebe erinnern wir uns übrigens gelegentlich auch an europäischen Gestaden gesehen zu haben.

Dr. Emil Deckert.

Notizen.

Im Northern Territory wird stark agitiert für Trennung von der Kolonie Südaustralien, zur welcher es zur Zeit gehört, und für Vereinigung mit dem nördlichen Queensland zu einer besonderen Kronkolonie. Gr.

Nördlich von der Great Australian Bight an der südwestlichen Grenze der Kolonie Südaustralien breiten sich die Nullarbor Plains aus. Sie sind baumlos, aber begrast, und würden vortreffliche Viehweiden abgeben, wenn Wasser existierte. Man ist jetzt durch Bohrung in einer Tiefe von 749 Fuß auf vorzügliches Wasser gestoßen, welches schon in der ersten Stunde 500 Fuß stieg. Man hofft, daß dieses günstige Resultat zur endlichen Ausnutzung der Nullarbor Plains als Viehweiden führen werde. Gr.

Auf der zur Tonga-Gruppe gehörigen Insel Nuiafu in 15° 30′ s. Br. und 174° w. von Gr. brach am 10. September 1886 eine entsetzliche vulkanische Eruption aus. Die Insel umfaßt ungefähr 50 Q.-Km., zählt 550 Bewohner und ist gut angebaut. Drei Viertel derselben sind jetzt total verwüstet. Aus dem 2000 Fuß tiefen vulkanischen See im Zentrum der Insel stieg ein 300 Fuß hoher Berg empor und ergoß über die Insel glühende Lava, heiße Steine und Asche. Alle Dörfer sind zerstört und alle Cocospflanzungen vernichtet. Menschenleben sind nicht verloren gegangen, die Eingeborenen hatten sich an das eine Ende der Insel, welches verschont blieb, geflüchtet. Der schrecklichen Katastrophe ging ein ungemein heftiges Gewitter voraus. Von einem ähnlichen vulkanischen Ausbruche wurde im Jahre 1848 die südsüdöstlich von Nuiafu gelegene Insel Amargura betroffen. Gr.

* Ueber die russisch-chinesischen Grenz-Unterhandlungen im südlichen Ussuri-Distrikt schreibt man uns aus Wladiwostok: Von chinesischer Seite werden die Unterhandlungen

Digitized by Google

von dem General U-tschin-saj geleitet. Von russischer Seite ist der Militärgouverneur des Primor-Distrikts (Küstenland) Generalmajor Baranow, damit betraut. Nach dem Pekinger Traktat vom 14. November 1860 wurde bestimmt, daß die Grenze der beiden Reiche 20 chinesische Li von einem bestimmten Punkt aus gerechnet werden sollten. Auf russischen Karten wurde die Grenze aber 20 Werst (1 Werst = 2 Li) von diesem Punkt aus gesetzt, weswegen die Grenze also doppelt so weit vom Meere gezogen wurde als eigentlich abgemacht war. Doch dieses ist nur ein Grund zu den eingetretenen Mißverständnissen, deren Einzelheiten äußerst verwickelt sind. Man hat sich aber hier so weit geeinigt, daß das umstrittene Terrain gleichmäßig zwischen den streitenden Parteien geteilt wird. Die Grenzfrage im Süden des Ussuri-Gebietes ist dagegen noch nicht geregelt. Die russischen Grenzwächter, welche hier aufgestellt sind, wissen nicht, ob sie in eigenem oder fremden Gebiet verweilen. Die eigentlichen Streitigkeiten sind hier durch die neuentdeckten Goldwäschereien an dem Potaches-Flusse beim Chanka-See entstanden und dadurch, daß die Chinesen am oberen Suifun einen Grenzposten errichteten, welcher wiederum durch die Kosaken vertrieben worden ist. E. B.

* Umgetaufte deutsch-russische Kolonien. Deutsche Kolonien gibt es in Rußland eine ganze Menge und diese tragen auch deutsche Namen. Neulich hat der „Nowoje Wremja" zufolge der Gouverneur von Wolhynien eine Verordnung ausgefertigt, wonach 17 deutsche Kolonien, welche außer ihren deutschen Namen auch einen russischen besitzen, fortan nur den russischen zu tragen haben. 38 rein deutsche Kolonien haben ihre deutschen Benennungen gegen russische austauschen müssen, und es ist vorgeschrieben, bei jeglicher amtlichen Korrespondenz sich der russischen Namen zu bedienen. E. B.

* Aus dem Distrikte Syr-Darja im Osten des Aral-Sees wird dem „Turkestan'schen Boten" mitgeteilt, daß dort russische Kolonien entstehen. Mehrere solche existieren bei Bigonat nicht weit von den Wasserfällen, bei Dalversin und im Perov'schen Kreise. E. B.

* Eisenbahnbeamte an dem Einkommen der Bahnlinie interessiert. Die Direktion der Losowo-Sewastopol-Bahn hatte beschlossen, von Anfang des Jahres 1886 einen gewissen Prozentsatz des Reingewinns an die Beamten der Bahn zu verteilen. Als erfreuliches Resultat hat sich nun erwiesen, daß die Einnahmen dieses Jahres um ein Bedeutendes die früheren überstiegen. Während des Septembermonats dieses Jahres sind die Einnahmen der Bahn 300,000 Rubel mehr gewesen, als im selben Monat 1885. E. B.

* Der bekannte Herr Sibiriakoff hat jetzt seinen Plan, vom Inneren Sibiriens nach Europa auf dem Wasserwege zu gelangen, aufgegeben. Im Jahre 1880 ließ derselbe in Schweden einen Dampfer bauen, der später mit seiner ganzen Last, aus kleinen Dampfern, Maschinen ꝛc. bestehend, in den arktischen Gewässern zu grunde ging. Der Verlust wurde damals auf 1¾ Millionen Mark geschätzt. Nun hat Hr. Sibiriakoff eine 150 Werst lange Holzbahn über den Ural angelegt. An den Endstationen derselben sind segelbare Flüsse sowohl nach Asien wie nach Europa zu. Der Transport auf der Bahn wird durch Rennтiere ausgeführt, und diese Kommunikation ist bequemer und billiger, als man es sich eigentlich vorstellen kann. Natürlich ist die Kommunikationslinie nur eine provisorische und soll später durch eine Eisenbahn ersetzt werden. E. B.

* Zur Frage einer Besteuerung der russischen Naphtha-Produzenten schreibt der „Novosti": Auf der kürzlich in Baku stattgefundenen Versammlung russischer Naphtha-Produzenten zur Beratung der vom Finanzministerium vorgelegten Proposition einer Besteuerung dieses Industriezweiges zeigte sich natürlich wenig Empfänglichkeit für diesen Plan. Als Vertreter der Produzenten in der Kommission, welche das Ministerium zur Behandlung der Frage eingesetzt, wählten diese einstimmig den Professor Mendelejev, einen eifrigen Kämpfer für die Freiheit der Industrie. E. B.

* Die Firma Rothschild hat in der Nähe von Baku ein großes Naphtha-führendes Terrain angekauft. Genannte Firma hat sich auch erboten, für einen bestimmten Preis und während einer gewissen Zeit alles dort produzierte Rohmaterial aufzukaufen. Dieser Vorschlag ist von den dortigen Produzenten rundweg abgeschlagen worden. E. B.

* Bohrungen nach Petroleum auf der Krim. Eine französische Gesellschaft, „Société anonyme de pétrol en Crimée", welche längere Zeit ohne Resultate auf der Krim nach Petroleum gebohrt, hat nunmehr eine Quelle bei Kertsch angetroffen. E. B.

Litteratur.

* Bebber, Dr. W. J. van: Handbuch der ausübenden Witterungskunde. Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Wetterprognose. Zweiter Teil: Gegenwärtiger Zustand der Wetterprognose. Mit einem Vorwort von Buys Ballot. Nebst einer Wolkentafel und 66 Holzschnitten. Stuttgart, Ferd. Enke, 1886. — Wir haben den ersten Band dieses ungemein fleißig bearbeiteten Werkes schon im Jahre 1885 angezeigt und freuen uns sehr, dasselbe nun vollendet vorliegen und die günstigen Erwartungen, welche der mehr theoretische und historische Teil in uns erweckte, durch den nun vollendet vorliegenden praktischen Teil bestätigt zu sehen. Der Verfasser ist bekanntlich Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte in Hamburg und ein Schüler des Professors Dr. Buys Ballot in Utrecht, des bedeutendsten Meteorologen der Gegenwart, welcher das Werk durch ein Vorwort eingeführt hat. Die neuen Abschnitte des vorliegenden zweiten Bandes umfassen nun die ganze Wetterprognose, wie sie sich an der Hand der Beobachtung, der Erfahrung, der Spekulation und der Nutzanwendung bis jetzt herausgebildet hat: den gegenwärtigen Zustand der Wettertelegraphie, die Grundlage der ausübenden Witterungskunde, die Anleitung zur Aufstellung von Wetterprognosen auf Grund der Wetterkarten; die Bestrebungen in Frankreich, Großbritannien und Italien zur Förderung der Wetterprognose; die Anwendung lokaler Beobachtungen auf dieselbe; die Prüfung der Wetterprognosen und Sturmwarnungen und Resultate; die Wetterprognose auf längere Zeit voraus; die Aufeinanderfolge der unperiodischen Witterungserscheinungen; und die räumliche Verteilung gleichzeitiger Niederschläge; Prognosen-Bezirke. Ein Anhang belehrt dann noch über das Manövrieren der Segelschiffe bei Stürmen, gibt praktische Regeln für Seeleute in tropischen Wirbelstürmen, und praktische Hülfstafeln. Diese Uebersicht des Inhalts wird die hohe Bedeutung der Wetterprognose und dieses gediegenen Handbuches derselben für das praktische Leben genügend darthun, und so sei das Werk dem zahlreichen Kreise der Fachmänner, der Physiker, Meteorologen, Landwirte, Seeleute, Militärs und den Forschungsreisenden angelegentlichst empfohlen.

* Günther, Albert, C. L. G.: Handbuch der Ichthyologie. Uebersetzt von Dr. Gustav v. Hayeck. Von dem Autor genehmigte deutsche Ausgabe. Mit 363 Original-Holzschnitten. Wien, C. Gerold's Sohn, 1886. — Unser gelehrter Landsmann Albert Günther, dermalen Vorstand der zoologischen Abteilung des Britischen Museums, hat das vorliegende Werk als Ergebnis mehr als dreißigjähriger Spezialstudien herausgegeben und so das erste wirklich wissenschaftliche Handbuch der Ichthyologie geliefert, welches allen Anforderungen der heutigen Naturforschung entspricht. Professor Dr. G. v. Hayeck, selbst ein anerkannt tüchtiger Zoolog, hat dieses vorzügliche Werk ins Deutsche übersetzt

Digitized by Google

und so haben wir nun ein Buch, welches in bündiger Form eine eingehende „Darstellung der wichtigsten, auf den Bau, die Klassifikation und die Naturgeschichte der Fische bezüglichen Thatsachen" bietet und nicht nur den Anforderungen derjenigen entspricht, welche die Anfangsgründe der Ichthyologie studieren wollen, sondern ein vorzügliches Nachschlagebuch für den Zoologen bildet und hauptsächlich dem Forschungsreisenden ein wichtiges Mittel der Belehrung werden kann. Wenn wir das zeitgemäße und gründliche Werk an sich schon willkommen heißen, so werten wir es dabei noch höher um der wichtigen Dienste willen, die es dem Forschungsreisenden leisten kann, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß in den meisten neueren Reisewerken die Fische zu kurz kommen und die größte Vernachlässigung erfahren, eben weil es uns seither noch an einem erschöpfenden Hülfsmittel zur Kunde der Fische fehlte, welche Lücke unserer Litteratur nun durch das Günther'sche Werk in der befriedigendsten Weise ausgefüllt wird. Geschichte und Litteratur, Bau und Leben der Fische, ihre zeitliche und räumliche Verbreitung über die Erde, ihr Vorkommen in der vorweltlichen Fauna und die auf die Fische sich beziehenden Ergebnisse der neuesten Tiefsee-Forschung bilden den ersten und allgemeinen Teil, an welchem sich dann der systematische und beschreibende, nach einem klaren und sinnreichen System angeordnete Teil anschließt, der äußerst lehrreich und eingehend ist. Ein Anhang mit einer Anleitung zum Sammeln und Aufbewahren der Fische und ein genaues alphabetisches Register beschließen das Werk, welches außer dem Jünger der Naturwissenschaften ganz besonders auch für den Geographen und Forschungsreisenden vom handgreiflichsten Wert und Nutzen ist.

* Lübke, Wilhelm: Grundriß der Kunstgeschichte. Zehnte Auflage, mit 699 Holzschnitten. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff, 1887. — Die Vorzüge dieses Werkes, womit der hochgebildete, geistvolle Verfasser vor 25 Jahren den ersten scheuen, aber gelungenen Versuch machte, dem deutschen Publikum zu beweisen, daß die ästhetische Durchschnittsbildung nicht in seichten Phrasen über und mittelmäßigem Verständnis von Poesie, Musik und Theater bestehe, sondern daß das ungeheure Reich der bildenden Kunst noch einen unendlich reicheren Schatz von Schönheit und Geist berge und biete, sind längst bekannt. Lübke hat am wesentlichsten dazu beigetragen, den Gebildeten unserer Nation durch dieses Buch das Verständnis für die Leistungen und die Entwickelung der bildenden Künste zu eröffnen, und wie sehr dies ein Bedürfnis, wie sehr er der geeignete Mann zur Ausfüllung dieser Lücke unserer Litteratur und wie dankbar ihm der gebildete Teil unserer Nation war, dafür spricht der ungemeine, ja phänomenale Erfolg dieses Grundrisses, denn phänomenal dürfen wir es nennen, wenn innerhalb 25 Jahren neun starke Auflagen eines wissenschaftlichen Werkes ganz vergriffen sind und eine zehnte nötig machen, welche der Verleger daher auch mit Recht als eine Jubiläums-Ausgabe bezeichnen darf. Die erste Auflage war ein bescheidener Band mit 346 Holzschnitten; die zehnte Auflage liegt in zwei Bänden groß Lexikon-Oktav von mehr als 900 Seiten mit 699 Holzschnitten und in einer tadellos gediegenen Ausstattung vor und zeugt von der stufenweisen Vervollkommnung der aufeinanderfolgenden Aufnahmen, welche der Verfasser mit musterhaftem Fleiß und Takt zu vertiefen und zu erweitern bemüht war, so daß dieser Grundriß nun eher ein Handbuch und Nachschlagebuch und in seiner Wissenschaft ein klassisches Werk geworden ist, für dessen Wert auch die Thatsache bürgt, daß es bereits ins Englische, Schwedische, Dänische und Französische übersetzt ist. Der Jünger und Freund der Länder- und Völkerkunde kann einer Kenntnis der Kunstgeschichte und ihrer Leistungen so wenig entbehren, als einer Kunde der Kulturgeschichte, und so üben wir nur eine Pflicht aus, indem wir unsere Leser auf dieses vorzügliche und prächtige Werk aufmerksam machen, das ohnedem in der Familie jedes Gebildeten sich eines Bürgerrechts und fleißigen Studiums erfreuen sollte.

Verlag von **Ferdinand Enke** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Handwörterbuch der Zoologie.

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. Dalla Torre

in Innsbruck

bearbeitet von

Dr. Friedrich Knauer

in Wien.

Mit 9 Tafeln. gr. 8. geheftet M. 20.—

Die Erscheinungen

des

Erdmagnetismus

in ihrer Abhängigkeit vom Bau der Erdrinde.

von

Dr. Edm. Naumann,

ehemal. Director der Topograph.-Geolog. Aufnahme von Japan.

Mit 3 Figuren im Text u. einer Karte. gr. 8. geh. M. 3. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschien:

Zeitschrift für

Allgemeine Geschichte,

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

Herausgegeben von

Univ.-Professor Dr. H. von Zwiedineck-Südenhorst.

1887. Zweites Heft. M. 1.—

Inhalt: Eine Kaiserkrönung in Byzantion. Von **William Fischer.** — Eine Episode aus der venezianischen Geschichte. (Der Sturz des Hauses Carrara.) Von **Ernst Bernheim.** — Georg Stobäus, Bischof von Lavant. 1585—1618. Ein Charakterbild aus der Reformationszeit. Von **Karl Mayr-Deisinger.** — Johann Lauremberg, ein plattdeutscher Satiriker des 17. Jahrhunderts. Von **Paul Schütze.** II. (Schluß.) — Lord Byron. Von **Richard Maria Werner.** — Zur Geschichte der Fischerei. Von **Gust. v. Buchwald.**

= Die Verlagshandlung giebt an Interessenten das erste (Probe-) Heft auf Verlangen gratis und franko ab. =

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Friedrich der Große als Kronprinz.

Von

Reinhold Koser,

a. o. Professor an der Universität Berlin.

Oktav. 267 Seiten. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZEITUNGSLESEHALLE WIEN

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 15. Stuttgart, 11. April **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Kulturfähigkeit der Neger. Von Otto Brandt. S. 281. — 2. Aranjuez. Von Th. v. Bernhardi. S. 283. — 3. Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen. Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann. (Fortsetzung.) S. 285. — 4. Ein russischer Reisender in Indien. III. S. 288. — 5 Von Rio Grande do Sul nach dem La Plata. Erlebnisse und Reiseskizzen von Fr. Sicherer. (Schluß.) S. 290. — 6. Eine Besteigung des Licancaur. Von Dr. R. A. Philippi. S. 293. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 295. — 8. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 297. — 8. Kleinere Mitteilung. S. 300.

Ueber die Kulturfähigkeit der Neger.

Von Otto Brandt.

Afrika, der schwarze Erdteil, erregt in unserer Zeit das Interesse der gesamten gebildeten Welt. Man betreibt energisch die Erforschung der noch unbekannten Länder und bemüht sich, dieselben in den Kreis der europäischen Kultur zu ziehen. Dieses Interesse hat sich neu belebt durch die Gründung der afrikanischen Kolonien Deutschlands. Man hat nun die Hauptbewohner dieses Erdteils, die Neger, oft sehr falsch beurteilt, indem man sie für geistig vollkommen unbedeutende Geschöpfe hielt oder ihnen doch die Fähigkeit einer höheren Kultur absprach. Es fragt sich, ob man wirklich zu dieser Ansicht berechtigt ist oder ob sich eine gegenteilige Behauptung nicht durch gewichtige Gründe stützen läßt.

Es sei vorerst eine kurze Uebersicht gegeben über die Eigenarten des Körperbaues der Neger: der Kopf vor allem ist charakteristisch für den Typus derselben. Der Schädel ist rund, die Backenknochen treten weit hervor. Die Nase ist sehr breit, Kinn und Mund sind hervorstehend, die Lippen aufgeworfen und wulstig. Die Größe des Gesichtswinkels beträgt ungefähr 70°, er ist also um etwa 15° kleiner als der des Europäers. Dies deutet allerdings auf eine geistige Fähigkeit, die „geringer" ist als die des letzteren, aber das gänzliche Fehlen derselben oder ihre viel weniger große Bedeutung ist hierdurch keineswegs bewiesen. Auch an anderen Körperteilen finden sich auszeichnende Unterschiede, so z. B. am Fuße, doch diese seien hier übergangen.

Aus den Berichten der Reisenden kann man ohne viele Mühe einen gewissen Kulturzustand der Neger herauserkennen; bei dem einen Stamm mehr, bei dem anderen weniger. Abgesehen von einzelnen Beispielen hervorragenden Geistes, wie ihn Toussaint, Elizar Kaptein, ein begabter Theologe, gezeigt haben, finden wir Spuren einer Entwickelung, die auf Geisteskräfte schließen lassen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Neger ein großes Talent für das Auffassen fremder Sprachen besitzen. Wenn es ihnen aber verhältnismäßig leicht wird, fremde Sprachidiome in sich aufzunehmen, sie ihrem Gedächtnis einzuprägen (wenn dies vielleicht auch mehr mechanisch geschieht, ohne daß sie in den Geist der Sprache eindringen), so gehört hiezu eine scharfe Beobachtungsgabe, ein schnell und sicher arbeitendes Gedächtnis, dies ist zweifellos. Beide Eigenschaften zeugen von keinem niederen geistigen Leben.

Zwar nicht ein Beweis von besonderer geistiger Begabung, aber doch von scharfem Auffassungsvermögen ist der Umstand, daß die Neger in vortrefflicher Weise das Gebahren, die Eigenarten einer Person zu karikieren verstehen. Der Musiksinn der Neger ist ein ziemlich ausgebildeter. Sie reihen die Töne aneinander in geschickter Weise, so daß melodiöse Gebilde entstehen. Die Zahl der Instrumente, die sie zu ihren musikalischen Produktionen benützen, ist keineswegs so beschränkt, als man glauben sollte. Sie haben Trommeln, Triangel, Glocken, Pfeifen, Hörner, ja sogar ein zitherartiges Instrument. Ihre Melodien lassen darauf schließen, daß in ihnen schon die Existenz der Harmonie dämmert, deren Lehren sie, wenn auch höchst unvollkommen, zum Ausdruck bringen.[1] Neben der Musik

[1] Es sei bemerkt, daß selbst die Griechen das Vorhandensein der Harmonie nicht erkannt hatten. Der Verf.

Digitized by Google

pflegen sie auch die Dichtkunst, und zwar sind es der Heldengesang, die Verherrlichung von Kriegsthaten, welche den Gegenstand ihrer Poesie bilden, naturgemäß die erste Stufe zur weiteren Entwickelung. Wenn aber ein Volk in der Musik die Harmonie erkannt hat, wenn es Sinn für Poesie besitzt, so ist es offenbar schon auf einer gewissen Höhe der Kultur angekommen, die erwarten läßt, daß ein weiterer Aufschwung folgen wird.

Auch auf religiösem Gebiete finden sich Spuren einer reineren Erkenntnis. Im allgemeinen huldigen die Neger noch dem Fetischismus, sicher der tiefsten Stufe religiöser Wahrheit. Zauber, Beschwörung, Geisterglaube sind überall verbreitet. Doch von dieser niederen Stufe können sie zu höheren emporsteigen. Dr. W. Zimmermann sagt in seinem Werke „Der Mensch, die Rätsel und Wunder seiner Natur“:

„Aus dem Fetischismus (der Anbetung von Naturgegenständen und -Gewalten) mögen wohl allmählich Religionen ausgebildet worden sein. Man betet das Feuer an, dann den Geist, der es regiert, die Sonne, die es repräsentiert; man betet das Meer an, alsdann den Geist, der es bewohnt, der es empört, der es beruhigt!“

Einige Negerstämme besitzen sogar schon den Glauben an ein höchstes Wesen, für dessen Existenz ihnen der Donner Zeugnis ablegt. Die Dinka-Neger glauben nicht an die Macht des bösen Blickes, wie dies andere Stämme (die Nubier), von orientalischem Glauben beeinflußt, thun. Will man dies alles nicht für ein beredtes Zeugnis der Kulturfähigkeit halten?

Alle diese Punkte werden genügen, um darzuthun, daß die Neger auf jeden Fall einer Entwickelung fähig sind. Warum sie dieselbe bis jetzt nicht erlangt haben, ist eine andere Frage. Es müssen wichtige Gründe sein, die den Fortschritt, die Kultur zu tragen, verhindern konnten.[1]

Die Neger waren bis auf unsere Zeit von dem Verkehre der Völker ganz abgeschnitten. Die Alten kannten von Afrika nur Aegypten und Karthago, von allem anderen, von der Gestaltung des Erdteils sowohl, als auch von den Bewohnern, hatten sie die abenteuerlichsten Begriffe. Und was für einen Fortschritt in der Forschung, die Aufschließung der Küsten ausgenommen, hatten wir bis in die neuere Zeit zu verzeichnen? So gut wie keinen. Es ist dies auch nicht unerklärlich.

Der Erforschung größerer Gebiete stellten sich früher die denkbar größten Schwierigkeiten in den Weg. Von Norden her war die Wüste ein festes Bollwerk, welches das Innere des Erdteils verschloß. Wer hätte es wagen sollen, ohne Kompaß, fast ohne jedes Hülfsmittel zur Orientierung und Richtungsbestimmung in dieses Sandmeer vorzudringen? Vor allem hatte man auch keinen Begriff von der Ausdehnung der Wüste. Man hätte nun von Aegypten aus nach Süden gehen können, aber auch dies war, wie die mißglückten Versuche beweisen, mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft, die von der damaligen Menschheit nicht überwunden werden konnten.

Von den Meeren aus war der Zugang ebenfalls abgeschnitten. Die Schifffahrt befand sich auf einem zu niedrigen Standpunkte, als daß man es hätte wagen sollen, in unbekannte Weltmeere vorzudringen. Man könnte hier die Phöniker als Gegenbeweis anführen, die in der That mit erstaunlicher Kühnheit weite Fahrten wagten. Dies war ein einzelnes Volk. Man nenne aber andere, die diese Bahnen mit gleichem Mute eingeschlagen, die diesem Beispiele mit ebenso großer Kühnheit und Entschlossenheit gefolgt wären. Auch sind die Phöniker nicht hinausgefahren der Entdeckung neuer Länder wegen, sondern um ihres Vorteils, um des Handels willen, und nicht ohne Grund lenkten sie den Lauf ihrer Schiffe nach dem Norden. Europa war bekannter, die Völker- und Länderkenntnis größer, wenn auch nicht umfassend. Von Afrika dagegen wußte man schlechterdings nichts, so daß es selbst für die Phöniker zu gewagt war, nach den südlichen Meeren vorzudringen.

In späterer Zeit änderte sich dies etwas. Die Seewege wurden zugängig mit der größeren Entwickelung der Schifffahrt. Die Kenntnis der Küsten Afrika's und der südlichen Teile des Erdteils nahm zu. Fassen wir aber die Schwierigkeiten ins Auge, die noch heutzutage dem Forscher entgegentreten, so können wir wohl begreifen, daß die Seefahrer und Forscher früherer Zeiten von dem Vordringen in das Innere der Länder abstanden. Die Natur selbst bot ihnen Trotz. Man wird bei der Aufschließung eines Landes naturgemäß den leichtesten Weg aufsuchen, dieser bot sich durch die Flüsse. Nun sind aber fast alle Ströme Afrika's reich an Katarakten und Stromschnellen. Vor solchen angekommen, stand der Forscher ratlos da, und mußte umkehren. Heute ist dieses Hindernis überwunden, man trägt die Boote bis zur nächsten fahrbaren Stelle oder setzt die Reise zu Lande fort. In früherer Zeit war dies nicht der Fall, man konnte eben nicht weiter.

So erklärt es sich, daß die Negerstämme von der Kultur abgeschlossen waren „ohne ihr Zuthun“. Hierzu kommen noch andere gewichtige Gründe. Einer derselben ist der Sklavenhandel. Die Weißen kamen plötzlich an die Küsten, drangen bis in die nächsten Negerdörfer vor, nahmen die Eingeborenen gefangen und schleppten sie zu einem schrecklichen Loose, das sie, man kann es wohl behaupten, zum Tiere herabwürdigte. Vor diesen Menschenräubern flohen die Eingeborenen Afrika's oder sie versuchten ihnen den Eintritt in die Länder zu verwehren. Sie sträubten sich jetzt geradezu, und mit Recht, mit den zivilisierten Menschen in Berührung zu kommen, und verschlossen sich ihrem Einflusse. Wer kann sich wundern, daß sie nach solchen Erfahrungen mißtrauisch wurden? Dieser Haß

[1] Einige der folgenden Punkte werden an der Hand des Werkes: Hartwig, „Die Tropenwelt“, gegeben. Der Verf.

Digitized by Google

hat nicht aufgehört mit der Aufhebung der Sklaverei. Die Neger sahen jeden Weißen als Feind an, der nur bestrebt war, ihnen Verderben zu bringen, und behandelten ihn darnach. Auf diese Weise war also ein neues Hemmnis entstanden, das verhinderte, die Neger der Kultur zuzuführen.

Man wird bei der Behauptung, die Neger seien nicht kulturfähig oder doch nur in geringem Maße, die Beobachtung fast immer von Freigelassenen, die unter Weißen leben, hergenommen haben. Man darf es aber nicht verwunderlich finden, daß diese Neger sich geistig nicht regsam zeigen. In ihnen ist zur Zeit, da sie in Knechtschaft schmachteten, jedes freie Gefühl, jede Verstandesthätigkeit, die sich etwa äußerte, systematisch mit beispielloser Grausamkeit unterdrückt worden. Der Neger wurde hierdurch stumpf, sein Gefühlsleben bestand höchstens in Ausbrüchen von Furcht vor der Peitsche und den Quälereien der Aufseher. Die Nachkommen dieser Neger, die später freigelassen worden waren, können ebenfalls noch nicht bemerkenswerte geistige Fähigkeiten zeigen, wenn sie auch vielleicht seit früher Jugend in Freiheit lebten, denn die Sprößlinge geistig toter Eltern werden diesen Mangel von denselben ererben. Allmählich erst wird sich der bessere Teil des Menschen, der Geist in ihnen, erholen und seine Thätigkeit äußern.

Betrachten wir nun die Lage der Neger in ihren Heimatsländern heutzutage. Wohl sind die Forscher mit Gefahr ihres Lebens unter unsäglichen Mühsalen vorgedrungen, wohl haben sie die Sitten erforscht, es sind Missionare von den verschiedensten Religionen ausgesandt worden als Pioniere des kulturellen Lebens, aber man kann sie zählen diese Männer. Sollten nun wirklich einzelne in der verhältnismäßig kurzen Zeit, seit welcher eine planmäßige, zielbewußte Erforschung jener Gebiete betrieben wird, es ermöglichen können, die vielen Stämme der Neger geistig zu heben und zu fördern? Ich antworte entschieden mit Nein. Hierzu werden lange Zeiträume gehören, hierzu wird es vor allem erforderlich sein, daß allmählich sich Weiße, und zwar nicht der Abschaum der Bevölkerung,[1] ansiedeln in jenen Ländern, die so nach und nach die Neger zu sich ziehen. In dieser Hinsicht schon halte ich, abgesehen von anderen Vorteilen, die neu geschaffenen Kolonien und die schon bestehenden für wichtige Bastionen und Vororte für den Kampf gegen die geistige Indolenz der Neger.[2]

Ich bin an der Hand der vorstehenden Auslassungen der Meinung, daß jetzt, nachdem alle hervorragenden Hindernisse beseitigt sind, die den Negern bisher versagten, sich zu entwickeln, dieselben mit der Zeit in die Reihe der lebenskräftigen Kulturstaaten eintreten werden. Daß hierüber noch viele Jahrzehnte vorüberfließen werden, ist gewiß, aber es wird geschehen.

Aranjuez.

Von Th. v. Bernhardi[1]

Der Escorial hoch oben im Gebirge ist wesentlich ein Sommersitz, so wenig man dort auch des Sommers gewahr wird. Während der Frühlingsmonate ist es dort zu kalt, und der Hof bedurfte, da er sich einmal in Madrid angesiedelt hatte, für diese Jahreszeit eines nahegelegenen Landsitzes. Philipp II. scheint in dieser Beziehung wenigstens Nachsicht geübt zu haben und legte ein solches Lustschloß an, das dann seine Nachfolger erweitert haben.

Die Wahl des Ortes ist eine so glückliche, als sie in der Nähe von Madrid überhaupt sein konnte. Aranjuez liegt 400 F. niedriger als Madrid, am Tajo, und wenn der Fluß hier auch noch sehr unbedeutend ist, die Gegend überhaupt nichts Charakteristisches hat, so genügt doch das Wasser, um frischen Rasen und einen kräftigen Baumwuchs hervorzurufen, die einen erfreulichen Gegensatz zu der dürren Umgebung von Madrid bilden.

Die ursprüngliche Anlage des Landsitzes unter Philipp II. aber ist eine so eigentümliche, daß man sie nur mit Verwunderung betrachten kann, besonders wenn man sich die späteren Erweiterungen hinwegdenkt. Das Hauptgebäude des Schlosses hat die Richtung von Westen nach Osten; erst später sind nordwärts zwei große Flügel angefügt; es ist ein schwerfälliger, roter Ziegelbau, gegen welchen Eckpfeiler aus hellgrauen Granit-Quadern mehr grell als malerisch abstechen. Vor der südlichen Hauptseite des Schlosses liegt der Garten Philipp's II., nicht breiter als das Gebäude und kaum doppelt so lang, im italienisch-französischen Geschmack angelegt und sehr regelmäßig in rechtwinkelige Felder eingeteilt: es fehlt darin weder an kleinen Wasserbassins, noch, wie schon der Name „jardin

[1] Es ist erwiesen, daß die Engländer Verbrecher nach Afrika gesandt haben und sie dort ansiedelten.

[2] Es könnte nun auch die Meinung auftauchen, daß die Neger aus eigener Kraft, ohne das Zuthun der Weißen, der zivilisierten Völker, sich auf eine hohe geistige Stufe heben könnten. Hat man doch an den Azteken ein Beispiel, wie weit es ein Volk in dieser Beziehung bringen kann. Ich behaupte, die Völker, die auf der Erde nebeneinander bestehen, sind wie die einzelnen Menschen auch. Ein einzelner Mensch kann durch eigene Kraft viel erreichen, aber ganz anders wird der Vorteil für ihn und seine Nebenmenschen, wenn er mit diesen zusammen schafft, wenn er von ihnen unterstützt wird. Dasselbe ist es bei den Völkern. Einer Nation, die nicht frei sich zu einem gewissen Höhepunkte entwickeln könnte, müßte man überhaupt die Lebensfähigkeit absprechen, da sie immer von anderen am Gängelbande geführt werden müßte; aber deshalb kann sie doch der anderen Völker nicht entbehren.

[1] Aus dessen höchst interessanten und anziehenden „Reise-Erinnerungen aus Spanien" (Berlin, W. Hertz), einem der vorzüglichsten Werke über Spanien, welche unsere deutsche Litteratur aufzuweisen hat, mit Erlaubnis des Verlegers als Probe für Beobachtung, Schilderung und Styl hier abgedruckt. Wir verweisen wiederholt auf dieses äußerst lehrreiche und unterhaltende Buch von bleibendem Werte. D. Red.

Digitized by Google

de las estatuas“ ankündigt, an Statuen von schlechter Steinmetzarbeit, wohl aber an dem, was am meisten not thäte, an Schatten; die spärlich in geraden Reihen gepflanzten Bäume, wie Kugelakazien zugestutzt, gewähren keinen Schutz. Weiter gab es zur Zeit des strengen Königs nichts, und auf dem schattenlosen Platz rund umher ist die kastilische Sonne selbst im Frühjahr kaum zu ertragen.

Nur die Landessitte kann eine so dürftige Gartenanlage erklären. Man muß sich denken, daß der Hof während der heißen Tagesstunden bei geschlossenen Fensterläden in den kühlen Räumen im Innern des Schlosses weilte, und den Garten erst in der Abendkühle und bei Mondschein besuchte. Ist doch auch jetzt im Sommer ganz Madrid zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags in Schlaf versunken und erst am späten Abend wird die freie Luft im Prado aufgesucht.

In diesem kleinen Garten hat Philipp II. die Devise, die Karl V. als König von Spanien erwählt hatte und die seitdem auf allen spanischen Münzen wiedererscheint, im Großen ausführen lassen. Auf einem Brunnen zwischen vier Wasserbassins steht eine Bildsäule des Herkules, der den Antäus erdrückt, neben ihm erheben sich zu beiden Seiten die Säulen des Herkules mit der kühnen Inschrift: „Plus ultra.“

Fehlt auch dem Garten der Schatten, so ist doch in späteren Zeiten dafür gesorgt worden, daß man bei Tage ohne von der Sonne zu leiden vom Palast zur Kirche gelangen kann durch eine Reihe von Bogengängen, die den Palast des Friedensfürsten, die Wohnungen der Infanten und selbst das ganze Städtchen Aranjuez den Blicken entziehen. Man wird nichts davon gewahr; das Schloß macht den Eindruck, als ob es mit seinem kleinen Garten ganz isoliert liege. Der Friedensfürst hat diese langen Arkaden, wie man sagt, erbauen lassen, um zu jeder Stunde auf schattigen Wegen in die königliche Behausung gelangen zu können.

Aus den höheren Fenstern des Palastes soll man eine anmutige Aussicht über das Thal des Tajo beherrschen; doch kann ich nichts darüber sagen, da mir das Schloß unzugänglich blieb, vermutlich weil man den Einblick in das vernachlässigte Gebäude nicht gestatten mag, wiewohl angeblich an seiner Herstellung gearbeitet wird. Die tiefe Stille, die in seinem ganzen Bereich herrschte, ließ diese Behauptung wenig wahrscheinlich erscheinen.

Da der Hof jedes Jahr hierher zurückkehrte, ist die ursprüngliche Anlage fort und fort erweitert worden; vor allem durch Philipp IV., der als Privatmann geistreich und liebenswürdig, mit einem regen Sinn für Kunst und Natur begabt war. Auf dem linken Ufer des Tajo, auf einer Landzunge zwischen dem Fluß und einem ihm zuströmenden Bach, ließ er einen schönen schattigen Park, la Isla genannt, anlegen. Dann ist unter Karl III. weiter stromabwärts ein Park für den damaligen Prinzen von Asturien angepflanzt worden. Man sollte fast meinen, dieser Prinz, später König Karl IV. traurigen Andenkens, sei besonders zugänglich für idyllische Stimmungen gewesen; er habe wie beim Escorial, so auch hier ein bescheiden ländliches Anwesen besitzen wollen — doch ist bekannt genug, daß gerade dieser Fürst, bei weitem weniger selbstständig als gewöhnliche Menschenkinder, am allerwenigsten geschaffen war, Eigenes zu denken oder zu wollen. Was sich hier wie in der Nähe des Escorial geltend macht, ist die allgemeine Zeitstimmung, die unter Rousseau's Einfluß inmitten eines verkünstelten Daseins in blasierter Weise für „Natur“ zu schwärmen suchte.

Der Name des Schlößchens, Casa del Labrador, buchstäblich Haus des Bauern, der selbst Hand an den Pflug legt, bezeichnet, was diese Anlage bedeuten, oder vielmehr in vornehm symbolischer Weise vorstellen sollte. Es ist ein großer schattenreicher Park und die Buchen, wilden Kastanien und Ulmen erinnern mehr an eine deutsche als eine spanische Landschaft. Verschiedene Wasserbassins beleben die Anlage, und in dem einen soll die vertriebene Königin Isabella mit Vorliebe geangelt haben, doch müssen die Fische wohl eigens dazu hineingesetzt worden sein. Jetzt war der Park in der traurigsten Weise vernachlässigt; die unterirdischen Kanäle, durch die das Wasser in die Bassins und aus ihnen wieder in den Tajo zurückgeleitet wurden, waren verschlämmt und verstopft, die Teiche und künstlichen Seen in Sümpfe verwandelt, deren Schlamm weithin einen sehr üblen Geruch verbreitete.

Die Casa del Labrador, ein Steinbau von mäßiger Größe, erinnert an den Sommersitz desselben Fürsten in der Nähe des Escorial. Ein wohlhabender Landedelmann könnte immerhin damit zufrieden sein, vorausgesetzt, daß künstlerische Bedenken seine Seelenruhe nicht stören, denn die Architektur ist im schlechtesten Stil der Zeit Ludwig XV. ausgeführt. Auch hier hatte die Ueberschwemmung namentlich im Erdgeschoß großen Schaden angerichtet, und so wenig wie im Park, ist im Inneren des Schlosses etwas hergestellt worden.

Im oberen Geschoß erinnert ein merkwürdiger Raum an eine nicht sehr entfernte Vergangenheit, in der es Spanien mit einem recht seltsamen Hof zu thun hatte. Die Hauskapelle ist es, ein viereckiger Raum, dessen vier Ecken durch leichte Tapetenwände abgeschnitten sind, so daß der innere Raum sich zu einem Achteck gestaltet. Der Altar erhebt sich an der Mitte der Rückwand den Fenstern gegenüber. Drei der abgeschnittenen Ecken dienen zur Aufbewahrung des Altargeräts; die Tapetenthür des vierten, an der Fensterseite rechts vom Altar, öffnete der Kastellan mit ehrfurchtsvoller Feierlichkeit und Würde und bezeichnete ihn als „Retrete del Rey“ — als dem König besonders vorbehalten. Ich sah da, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, eine allerdings in bewohnten Gebäuden unentbehrliche Anstalt, die man aber doch sonst sorgfältig zu verbergen pflegt, und die ich am wenigsten gerade hier erwartet hätte. Noch dazu ist der Raum so eng, daß die

Digitized by Google

Thür vorkommenden Falls offen bleiben muß. Das hier in der Hauskapelle des katholischen Königs, dem Altar gegenüber! — Und als ob damit des unwürdigen Unsinns noch nicht genug wäre, steht die schöne Anstalt mit einer Spieluhr in Verbindung. Sowie man sich auf den grünsammetnen Sitz niederläßt, geht die Musik los, um den König auch hier anmutig zu zerstreuen.

Vom Escorial zu dieser Casa del Labrador, von Philipp II., in dessen Ascetik, in dessen beschränktem Starrsinn doch immerhin etwas Großartiges liegt, zu dem armseligen Karl IV., welch ein weiter Weg abwärts! welch ein tiefer Fall! — Welch ein tragisches Geschick für ein Volk, das eine großartige Geschichte durchlebt hat, solch einem König zu verfallen!

Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen.

Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann.

(Fortsetzung.)

Einen neuen mächtigen Impuls, den zweitkräftigsten seitdem der serbische Volksstamm in der Geschichte aufgetreten, erhielt die epische Volksdichtung in den letzten Dezennien vor der Verdrängung der Türken aus Ungarn. Die ritterlichen mohammedanisch-slawischen Grenzwächter (serhatlije od ćenara), die beiläufig dreißigtausend[1] Mann auserlesener Truppen ins Feld stellen konnten, hatten einen gar schweren Stand, die weithin ausgedehnten Marken des türkischen Reiches im Westen gegen die fortwährenden Anstürme venezianischer, deutscher und magyarisch-kroatischer Kriegsscharen zu verteidigen. Die gewaltigen Kriegszüge gegen Oesterreich boten den Mohammedanern serbischer Zunge und serbischen Stammes weitaus reichere und für sie erfreulichere Motive für eine epische Volksdichtung dar, als solche ihnen in der älteren Ueberlieferung vorhanden waren. Meine großen Sammlungen mohammedanisch-slawischer Epen, von welchen ich bisher leider nur einen verschwindend geringen Bruchteil zu veröffentlichen Zeit und Muße gefunden,[2] legen ein glänzendes Zeugnis dafür ab, daß das südslawische Volkstum in diesen Schöpfungen seinen höchsten und künstlerisch vollendetsten Ausdruck gefunden. Nur die altgriechischen Epen Homers sind den mohammedanisch-slawischen ebenbürtig, sonst hat kein Volk der Indogermanen so gediegenen Reichtum an Volksepen „aus tiefen Furchen seiner Brust" gezogen.

In der Crnagora, in Bosnien, im eigentlichen Serbien und in Bulgarien entfaltete sich vom 15. Jahrhundert ab unter den slawischen Nichtmohammedanern eine Hajduken-Epik, welche stofflich und in der Ausführung auf ein Haar den neugriechischen und den albanesischen Klephten-Epen gleicht. Die dicht bewaldeten Höhenzüge der Balkan-Gebirge und die höhlenreichen Karstgebiete sind die wahren Heimstätten der Hajduken gewesen, von welchen der Guslar singt:

mač i puška i otac i majka
dvije male bratac i sekuna
oštra ćordo vijernica ljuba
tvrda st'jena mekano uzglavje
kabanica kuća do vijeka.

Seine Flinte heißt er „Mutter!" und sein Schwert „lieb Väterchen!"
Zwei Pistolen in dem Gürtel „Brüderchen und Schwesterchen!"
An dem Gurt ein scharf Gewaffen ist sein „trautes Ehgemahl!"
Und der harte Felsen dient ihm Nachts als weiches Polsterpfühl;
Und sein Heim, das ist sein Mantel bis zur letzten Lebensstund.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß bei den Bulgaren sowohl die epischen Lieder aus der älteren Periode als die Hajduken-Epen vorwiegend auf Anlehnung an serbische Originale oder auf unmittelbare Entlehnung aus dem Serbischen hindeuten. Dafür haben die Bulgaren die Sagen, Märchen und Legenden mehr ausgebildet. Die Stoffe sind vielfach orientalischen Ursprungs. Bulgarien hatte es unter türkischer Herrschaft verhältnißmäßig weitaus besser als die Bewohner der übrigen Provinzen. Bei den Bulgaren entwickelte sich frühzeitig ein beträchtlicher Gewerbefleiß, dessen Erzeugnissen leicht alle Märkte des Orients zugänglich waren. Der regere Handelsverkehr und der aufsteigende Volkswohlstand beanspruchten den Bulgaren derart, daß er den Sinn und das Verständnis für seine Volksindividualität verloren zu haben schien und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gar keine größeren Anstrengungen machte, die Türkenherrschaft abzuschütteln. Fanden sich ja erst vor zweihundert Jahren die Rhodopebulgaren sogar bewogen, samt und sonders den Islam anzunehmen.[1]

Im allgemeinen hat sich der Mohammedanismus als nicht geeignet erwiesen, die Indogermanen des Abendlandes für seine Prinzipien zu gewinnen. Die Serben und die Bulgaren, sowie die Balkan-Zigeuner, machten

[1] Diese Zahl geben die Epen an. Man darf solchen Daten großes Vertrauen entgegenbringen, denn die mohammedanisch-slawischen Epen zeichnen sich überhaupt durch verhältnismäßig zuverläßliche Angaben aus. Uebrigens wird die gedachte Zahl des Grenzmilitärs auch durch offizielle türkische Dokumente aus jener Zeit beglaubigt. Vgl. das vortreffliche Werk von Franz Salamon: „Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft." Ins Deutsche übertragen von Gustav Jurány. Leipz. 1887. S. 112.

[2] In Buchform sind erschienen: 1) „Tri rijeći Hercegovca" (Drei Epen der Herzegowzen, Mostar 1886. 1200 Verse; 2) „Pandžić Huso i Pavećić Luka pobra" (Die Wahlbrüder P. H. und P. Lukas), ebd. 930 Verse; 3) „Smailagić Meho. Pjesan naših muhamedovaca, zabilježio" Dr. Friedrich S. Krauß. Nalogom antropološkoga društva u Beču. Ragusa 1886. S. XVI + 192. Dieses Epos umfaßt 2160 Verse. Mehrere kleinere Epen habe ich publizirt in den serbischen Zeitschriften „Naše doba" und „Javor" und in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft.

[1] Vgl. die wichtige Schrift „životutu na Bulgaritje vu srjednja Rodopa; napisalu s. n. š. Plovdiv 1886." S. 44. Der Uebertritt geschah in den Jahren 1657—1667.

Digitized by Google

in dieser Hinsicht die alleinige Ausnahme unter den Völkern Europa's. Dagegen bewährte sich der Islam unter den turanischen und semitischen Völkerschaften in Asien und in Afrika als höchst wirksames Förderungs- und Bindemittel der Kultur.

Die oft aufgetischten Redensarten von den barbarischen, wilden Türkenhorden haben nur bedingt eine Berechtigung. Länder und Völker werden nicht erobert und nicht bezwungen durch zierlich gedrechselte Komplimente von Salonhelden ebenso wenig, als durch gelahrte Doktordissertationen. Der Krieg rast dahin auf ehernem Wagen. Den Weg, den er gewandelt, bezeichnen geknickte Menschenblüten, bleichendes Gebein und zu Trümmerhaufen umgewandelte Behausungen der Menschen. Ein großer Krieg kommt seinen Folgen nach einem schrecklichen Naturereignis gleich, etwa einem Erdbeben, wie das von Krakatau, oder einer verheerenden Sintflut. Nach der Katastrophe erblüht auf Ruinen wieder neues Leben.

In weiteren Kreisen, besonders unter den Südslawen, hat sich wie ein verrotteter Aberglaube eine große Geringschätzung, wo nicht Verachtung, der orientalischen Kultur eingewurzelt, insoweit letztere durch die Türken repräsentirt wird. Wenngleich die Türken auch keine selbständige Kultur geschaffen, so ist ihnen doch als den Erben arabischer und persischer und mittelbar selbst altägyptischer Kultur eine höchst wichtige Maklerrolle zwischen Orient und Occident zugefallen gewesen.

Das Türkentum hat also auf die Südslawen in zwei Beziehungen einen segensreichen Einfluß ausgeübt, indem es einmal die Südslawen zu einem verzweifelten Kampf ums Dasein nötigte, das andermal dadurch, daß es ihnen die Bekanntschaft mit arabischer und persischer Industrie und Kunstfertigkeit vermittelt hat. Sowohl durch diese Reibungen und Konkurrenzen, als in Folge der mannichfaltigen Kreuzungen, steigerte sich die durchschnittliche Intelligenz der Südslawen um ein Beträchtliches, die Art wurde verbessert und veredelt. Soweit ich Angehörige der verschiedenen slawischen Völker im persönlichen Umgang kennen gelernt, sind mir die Südslawen, namentlich die Serben und Bulgaren, als die schönsten an Wuchs und Gestalt erschienen. Ich will noch hinzufügen, daß sie geistig ausgezeichnet veranlagt sind und in dieser Hinsicht weder den Polen noch den Czechen im geringsten nachstehen, nur fehlt ihnen im Durchschnitt jene rastlose Beharrlichkeit und Schaffensfreude, welche man getrost als charakteristische Merkmale der Czechen im Verhältnis zu den übrigen Slawen betrachten darf.

Die Südslawen lernten von ihren Herren, den Türken, die Fabrikation von Tüchern und Teppichen, von Sattelzeug und Waffen, von Hausgerätschaften und von noch unzähligen kleinen und großen Dingen. In der Baukunst ragten die türkischen Meister besonders durch kunstvolle Brücken und Festungsbauten hervor. Fast alle Musikinstrumente, die vielgedachten Guslen, das Symbol des Südslawentums, die auf persischen Ursprung hindeuten, haben die Südslawen den Türken zu danken. Mit der Sargija, der Bugarija, den Cemane und der Tamburica, Instrumenten von der Art der Mandoline, die gleichfalls dem Oriente entstammt, brachte der asiatische Osten dem Südslawen eine phantasievolle, blumenreiche, herzinnig-zarte, sinnige Lyrik von auserlesenstem Reichtum an Motiven und geistvoll zugespitzten Pointen. Nicht leicht hat mehr eines slawischen Knaben Wunderhorn solche Diademe und kostbare Perlenschnüre, wie das südslawische Schatzkästlein der Volkslyrik, aufzuweisen. Nur dem Spanier war es beschieden, in ähnlicher Weise aus dem unversieglichen Jungbrunnen orientalischer Dichtung liebestrunken zu nippen.

Das lyrische Volkslied des Südslawen verleugnet im allgemeinen auch äußerlich seinen orientalischen Charakter nicht. Die köstlichsten Stücke rühren aber in der Lyrik nicht minder als in der Epik von den mohammedanischen Slawen her. In dieser Lyrik kommt stürmische Glut gesunder Sinnlichkeit, gelangt der Liebe Lust und Leid voll und farbenprächtig zum Ausdruck, während die Liebeslieder der südslawischen Nichtmohammedaner, besonders in jenen Gegenden, wo die Türken nie festen Fuß gefaßt hatten, vielfach das Gepräge überspannter Sentimentalität und dabei oft eine nicht leicht näher zu bestimmende Nüchternheit, die zuweilen an Plattheit grenzt, aufzuweisen haben.

Der rege Verkehr zwischen den Slawen und Türken übte auf den beiderseitigen Sprachschatz eine nachhaltige Wirkung aus. Die gegenwärtige türkische Sprache hat eine Menge slawischer Elemente in sich aufgenommen, die serbische und bulgarische aber noch weit mehr türkische, beziehungsweise turcisirte arabische und persische Ausdrücke. Es lag ja in der Natur des gesellschaftlichen Verhältnisses, daß die Slawen mehr nehmen mußten, als sie zu geben hatten.

Die serbische und bulgarische Sprache hat zusammen wohl über zehntausend dem türkischen Wortvorrat entlehnter Wörter noch zur Zeit in allen den verschiedenen Gegenden im Gebrauche behalten. Vor allem tragen 70 Prozent der gewerblichen und landwirtschaftlichen Geräte und Werkzeuge und Verrichtungen, die Kleidungsstücke und mannichfache Verhältnisse des Lebens lauter Fremdnamen. Eine recht fleißig ausgearbeitete, für die praktischen Bedürfnisse des Alltagslebens berechnete lexikalische Zusammenstellung türkischer und anderer orientalischer Worte in der serbischen Sprache hat im Jahre 1884 der Serbe Gjorgje Popović in Belgrad veröffentlicht. („Turske i druge istočanske reči u našem jeziku. Gragja za veliki srpski rečnik.“ gr. 8 p. 275.) Auf Vollständigkeit erhebt Popović's Arbeit noch lange keinen Anspruch.

Es ist klar, daß dort, wo die Berührung zwischen Türken und Slawen am intensivsten stattfand, die Volkssprache davon ausreichendes Zeugnis ablegt. Das ist der

Digitized by Google

Fall in denjenigen bosnischen und herzegowinischen Bezirken, die vorwiegend von Mohammedanern bewohnt werden. In den sonnigen Lehnen der Treskavica planina liegen z. B. lauter mohammedanische Ortschaften, wo die serbische Mundart nahezu schon den Charakter einer türkisch-slawischen Mischsprache erlangt hat. Dort habe ich viele Tausende Verse epischer Lieder aufgezeichnet, von welchen mancher Vers lauter Fremdworte enthält, z. B.:

Vlasi Muje bastisali kulu.
Die Christen zerstörten Mustapha's Burg,

oder zum mindesten unter vier Worten drei fremde, z. B.

ete âga dženliva hajvana!
hier ist's, o Herr, das rasende Geschöpf!
Poljeće bakrena džemija
pro deniza i kara limana.
Es flog dahin die kupferne Galeere
über's Meer und über die schwarze Buchtung.

Ein Epos von der Eroberung Ofens hebt also an:

Razbolje se sultan Sulejmane
u Stambolu gradu bijelome
na svom lâchtu u svome devletu
treći danak šechli ramazana.

(Es erkrankte Sultan Sulejman in Stambol, der weißen Stadt, auf seinem Throne in seinem Reiche, am dritten Tag des königlichen Ramaddân.)

Von den zwölf Substantiven und Adjektiven dieser vier Zeilen sind sieben Fremdwörter. Das ist eine Probe der allergewöhnlichsten Volkssprache. Natürlich sind in den Erzeugnissen der mohammedanisch-slawischen Kunstdichtung die Fremdwörter noch stärker vertreten, denn die Verfasser setzten bei ihren Lesern eine höhere Kenntnis des Türkischen voraus.

Eine Sprache ändert ihren Charakter durch Aufnahme von Fremdwörtern insolange nicht, als sie die Eindringlinge durch Vor- oder Nachsilben der neuen Umgebung vollkommen anzupassen vermag. So verfügt unsere liebe deutsche Sprache, wie dies aus Heyse's großem Fremdwörterbuch ersichtlich ist, über die hübsche Kleinigkeit von 70,000 Fremdwörtern; hat demnach siebenmal mehr als die Südslawen geborgt, ohne sich mit dem fremden Gemengsel den Magen zu verderben. Diese Fremdworte bergen in sich ein großes Stück der Geschichte von der geistigen Entwicklung des deutschen Volkes. Ich meine, der Deutsche hat sich seiner Fremdwörter nicht nur nicht zu schämen, sondern mag sich ihrer getrost berühmen, insofern sie für ihn zeugen, daß er sich in der ganzen Welt umgethan hat, um überall das Beste zu lernen.

Freilich gehören sieben Zehntel der Fremdwörter im Deutschen nur der konventionellen Ausdrucksweise verschiedener Stände und Berufsklassen an, während bei den Südslawen alle 10,000 Fremdworte im illitteraten Volke selbst gebräuchlich sind.

Eine Mischsprache beginnt sich erst dann zu entwickeln, wenn die eine Sprache durch eine andere auch in der Flexion und der Satzfügung wesentliche Aenderungen erleidet, nachdem sie einen schweren Bruchteil Fremdworte sich schon einverleibt hat. Das Bulgarische hat die Kasusendungen bis auf schwache, vereinzelt erhaltene stereotype Ausnahmen und den Infinitiv verloren, hat sehr viel Wörter aus dem Türkischen herübergenommen, aber noch immer nicht genug, um als Mischsprache zu gelten. Die Satzfügung ist trotz aller Veränderungen, welche die bulgarische Sprache im Laufe der letzten fünf Jahrhunderte erlitten, im Grunde genommen slawisch geblieben.

Obwohl die serbische Mundart der mohammedanischen Slawen von Herzeg-Bosna die Kasusendungen und den Infinitiv noch besitzt, scheint es mir doch, daß sie wenigstens in den Erzeugnissen ihrer Kunstlitteratur eher das Bild einer Mischsprache darbietet als das Bulgarische, und zwar darum, weil sie in syntaktischer Beziehung eine bedeutende Beeinflussung durch das türkische Zeitwort etmek (itdim perf. sing.), d. h. thun, machen erfahren hat. Das Zeitwort selbst ist nicht mit eingedrungen in die slawische Sprache, sondern nur die mit diesem Zeitwort übliche Konstruktionsweise im Türkischen; für verabsäumen (zanemariti) wird z. B. terk (arabisches Wort) činiti (machen, slawisches Wort), d. h. „Verabsäumung machen", gesagt, für erwähnen (spominjati) sikri činiti (Erwähnung machen; Erwähnung thun), für sich bedanken oder dankbar sein (zahvaliti se, zahvalan biti) Dankbarkeit machen: šućur činiti. Der Bulgare setzt für das etmek am häufigsten činimš (ich mache), aber nicht selten pravimĭ (ich fertige an) oder storimĭ (ich schaffe) ein. In der Regel verrät sich die entlehnte Konstruktion schon dadurch, daß das Substantivum fremd ist, indessen hat das Serbische, dem natürlichen der Sprache innewohnenden Purifikationsdrange folgend, sehr häufig die fremden Substantive durch gut slawische ersetzt, so z. B. (bei Bogoljub Petranović: Srpske narodne pjesme iz Bosne, Sarajevo 1867):

Kakav li je grijeh učinio? (S. 27. Nr. 25. vrgl. S. 28.)

Was hat er für Sünde begangen (gethan);
grijeh učiniti für zgriješiti. Korrekt slawisch müßte man fragen: kako li je oder u čem li je zgriješio.

veliku radost učiniše (S. 37. Nr. 30, vrgl. S. 38),
sie machten eine große Freude,
radost učiniti für obradovati se, korrekt wäre veoma seobradovaše.

Bei L. Marjanović (Hrvatske, d. h. bosnische ·uar pj. Agram 1867) liest man auf S. 57. V. 15:

na Udbinu zatrke čineći.
Ins Udbinaer Gebiet Einfälle machend,
zatrke činiti ist für zatrkivati se, korrekt wäre zatrkivajući se.

Im Bulgarischen bei Miladinovci S. 116, Nr. 84 (Bolgarski narodni pjesni, Agram 1861): svadba činit, für svatuet (er feiert Hochzeit); S. 452, Nr. 488: mome

Digitized by Google

sje pišmanĭ storilo (das Mädchen hat Reue gemacht, d. h. ſie hat ihr Jawort zurückgenommen), wofür der Serbe ſagen würde: moma se pišman učinila oder popišmanila se; pišman iſt perſiſch pešiman. Gut ſlawiſch wäre: moma riječ svojn pokajala (ſie hat ihr Wort bereuet) oder, wie die Bauern in Slavonien ſagen, cura se predomislila (das Mädchen hat ſich eines anderen beſonnen). Bei Vladimir Kačanovskij (im Sborniku bolgars Kilsu pjesenu, St. Petersb. 1882), lieſt man auf S. 502, Nr. 200, V. 322: nemu se poklonĭ napravilu (er hat ſich vor ihm verbeugt), der Serbe ſagt dafür poklon činiti, ſo z. B. bei Petranović a. a. O. S. 38, Nr. 30: poklon čini prečistoj gospoži (er verbeugt ſich vor der erlauchteſten Frau).

Dieſe Hinweiſe mögen hier genügen. Ich habe ſolcher Beiſpiele bei ſechshundert bisher vorgemerkt und gedenke einmal, bis meine Sammlungen ſüdſlawiſcher Volksüberlieferungen gedruckt ſein werden, dieſe und noch eine Reihe verwandter Erſcheinungen der ſüdſlawiſchen Sprachentwicklung eingehend zu behandeln.

Ich wiederhole es, daß nach meinem Dafürhalten die ſerbiſche Mundart der bosniſch-herzegowiniſchen mohammedaniſchen Schriftdenkmäler bei weitem mehr den Charakter einer Miſchſprache als das Bulgariſche an ſich trägt. Sie iſt nicht zufällig entſtanden, ſondern durch die Bedürfniſſe im Laufe der Zeiten geſchaffen worden. So mußte die Hülle ſich umarten, in welcher die türkiſche Auffaſſung zu dem Südſlawen ſprechen konnte. Es iſt gleichſam das Lallen und Stammeln des Kindes, welches mit dem Ausdruck ringt, um ſeinen Wahrnehmungen und Beobachtungen Geltung zu verſchaffen. Das Kind empfängt viel zu viel auf einmal und vermag ſich nicht aus dem Gewirre herauszuhelfen. Der wirkliche Kunſtdichter unter den ſlawiſchen Mohammedanern befand ſich in einer ähnlichen Lage. Auf ihn drängte ſeine ſlawiſche Mutterſprache und zugleich die türkiſche ein. Er bediente ſich beider, um ſeine Gedanken am klarſten auszudrücken. Er borgte der fremden nur das ab, was ihm in der ſeinigen nicht genug beſtimmt gefaßt zu werden möglich ſchien.

(Fortſetzung folgt.)

Ein ruſſiſcher Reiſender in Indien.

III.[1]

Dr. Päſchino trat ſeine zweite Reiſe nach Indien im Herbſt 1874 an. Am 28. November erreichte er Bombay und begab ſich von da nach Allahabad. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt machte alles, was er von der öffentlichen Verwaltung und den Beamten ſah, einen tiefen Eindruck auf ihn, und er ſagt: „Ich kenne keine beſſeren Koloniſatoren als die Engländer. Unter den 260 Mill. Einwohnern von Indien gibt es, mit Einſchluß der Truppen, nur 160,000 Engländer. Da die europäiſche Bevölkerung ſo klein iſt, ſo vermöchte ſie offenbar das Land nicht ohne die Mitwirkung der Maharadſchas zu regieren, und hieraus läßt ſich abnehmen, daß der größte Teil von Indien den Maharadſchas gehört.“ Er hebt ferner hervor, daß die Engländer nur die Grenzen von Hinduſtan und die ſtrategiſch-wichtigen Punkte beſetzt haben. Sie zahlen große Summen an die Abkömmlinge von ehemaligen Häuptlingen der Sikhs und anderer Raſſen, welche ihnen in früheren Zeiten wichtige Dienſte geleiſtet haben, und übertragen in allen Teilen von Indien einträgliche Poſten an Eingeborene. Was aber Dr. Päſchino am meiſten überraſchte, das war die Achtung, welche die Engländer vor den Sitten und Bräuchen, den Religionen und abergläubiſchen Gepflogenheiten ihrer eingeborenen Unterthanen an den Tag legen. Ueber dieſen Gegenſtand hatte er ſich bereits anläßlich ſeines erſten Beſuches in Indien geäußert, allein er legt bei der Schilderung ſeines zweiten Aufenthalts daſelbſt noch größeren Nachdruck darauf. Er ſagt: „Die Hindus verbieten den Engländern, aus ihren Gefäßen zu trinken oder ihre Waren anzurühren, und die Engländer laſſen ſich dieſes Verbot gefallen. Die Hindus verehren die Kühe, und die Engländer eſſen kein Kuh- oder Ochſenfleiſch; ja ſie geſtatten nicht einmal, daß man rohe Bemerkungen über dieſe Tiere in den Straßen oder Bazaren mache. Wenn z. B. jemand äußern würde: ‚Ah, wie köſtlich würde ein aus dieſem Ochſen geſchnittenes Beefſteak munden!‘ würde ihm der andere Engländer ſogleich antworten: ‚Bitte, ſchweig doch! Du weißt ja, daß die Hindus die Kühe ausnehmend verehren! Begnüge Dich doch mit einem Beefſteak vom Schaf, das ſie uns verkaufen werden!‘“ Er ſagt ferner: „Die Hindus ſind eine geduldige Raſſe, aber wehe dem, der die Urſache wird, daß ihnen die Geduld ausgeht! Gegenwärtig ſind ſie entzückt von der engliſchen Verwaltung und machen ſich ein Vergnügen daraus, ihre Kinder in die engliſchen Schulen zu ſchicken.“

Ueber die Beſteuerung äußert er: „Die Steuern ſind in Indien im allgemeinen ſchwer, allein lange nicht ſo verderblich für das Volk, als es den Anſchein hat. Jeder Hindu vermag ein ganzes Jahr lang von zwölf Rupien zu leben, weil er außer einem Fetzen Tuch um ſeine Lenden und einem anderen Fetzen um ſeinen Kopf keine Kleider trägt. Die wohlhabenden Hindus in den Städten, welche ſich immer über ſchwere Steuern, Abgaben, Sporteln und dergleichen beſchweren, zahlen natürlich mehr als die anderen; aber ihre jetzigen Abgaben ſind ein Kinderſpiel gegen das, was ſie unter der Regierung ihrer einheimiſchen Fürſten bezahlten.“

Dr. Päſchino legt in ſeinem ganzen Buch kein Mitgefühl für die Klagen über die Regierung an den Tag, welche ihm zu verſchiedenen Zeiten von Eingeborenen vorgetragen wurden, mit denen er ſprach. Von dieſen Klagen

[1] Siehe „Ausland“ 1887, Nr. 1 und Nr. 5.

Digitized by Google

haben wir schon mehrfach Beispiele gegeben; hier noch ein weiteres: „Ein arabischer Derwisch, welcher zu Fuß von Mekka zurückkehrte und deshalb unaufhörlich im Eisenbahnwagen hin- und herlief um glauben zu machen, er gehe auf der Landstraße, ließ sich mit Dr. Páschino in ein Gespräch ein; gleiches that der Begleiter des Arabers, ein Afghane, welcher sich freute, als er erfuhr, daß sein neuer Bekannter ein Muselmann, obwohl ein russischer Unterthan, sei. Zwischen ihnen entspann sich folgende Unterhaltung: ‚Du sagst, Du seiest ein russischer Unterthan; was für eine Art von Königin herrscht denn über Euch?‘ — ‚Wir haben schon lange keine Königin mehr gehabt‘, erwiderte Páschino; ‚seit dem Tode der letzten haben schon vier Kaiser regiert.‘ — ‚Wie heißt denn der gegenwärtige?‘ — ‚Alexander; in eurer Sprache Iskander.‘ — ‚Halt, Halt! war er es nicht, welcher Indien eroberte? und wird nicht von ihm viel in den heiligen Schriften erzählt?‘ — ‚Nein, mein Freund, dieser Alexander lebte vor 2000 Jahren.‘ — ‚In der That? Ich glaubte, er habe vor 100 oder 150 Jahren gelebt. Da sehe mir einer, was die Leute für ein Gedächtnis haben! Geh' zu einem Halt der Truppen — von was reden sie denn? Jenun, von ihm. In den Städten, unter dem Heere, von was schwatzen denn die Leute? Nur von ihm! Wovon schwatzen die Derwische? Natürlich nur von ihm. Hahahaha, was hilft das Schwatzen? Er war ein großer Mann, er! viel besser als diese Engländer! Was für Zeug erzählt man sich von ihnen? Setz' Dich einmal zum Herde und horch auf das Gespräch! Du wirst hören, wie man über die Engländer schimpft! Wann die Leute zusammenkommen, sprechen sie nur von den schweren Steuern. Und wer legt diese Steuern auf? Die Engländer. Die Kaufleute geben ihr Geschäft auf, die Fabrikanten laufen ihren Fabriken davon; und warum? weil die Engländer sie so hart drücken. Es gibt eine Stelle in den heiligen Schriften, wo es heißt: Aus dem Reich der Finsternis wird kommen ein großer Mann namens Alexander und wird seine Wurfspeere werfen über ganz Indien und über die ganze Welt, und alle Nationen werden sich vor ihm beugen! Weißt Du nicht, was von diesem Alexander geschrieben steht?‘ — ‚Aber in welchen Schriften hast Du denn das gelesen?‘ fragte Páschino. — ‚Das kann ich nicht sagen, denn ich bin kein Gelehrter; aber andere haben es gelesen und ich habe es gehört. Die Leute sagen, man warte hier auf die Ankunft der Russen. Ich bin schon sieben Jahre in Indien und jedermann sagt: die Russen seien dicht bei der Hand.‘

Der Afghane äußerte: er hoffe, der russische Zar werde nach Indien vordringen, und zwar recht bald. Dr. Páschino erwiderte ihm, er sei ein Mann des Friedens und des Handels, der mit dem Zaren nicht bekannt sei, allein er wage doch zu prophezeien, daß die Russen eines Tages kommen dürften. ‚Wie mich das freuen würde, wenn ich es noch erleben dürfte!‘ sagte der Afghane; ‚wie die Leute in Indien davon sprechen! Ein tapferes, hochherziges Volk, diese Russen, und im Besitze großer Strenge und außerordentlicher Macht.‘

In Lahore traf Dr. Páschino einen muslimischen Photographen, welcher viele Fragen über die Russen an ihn richtete und namentlich wissen wollte, ob der weiße Zar einen weißen Turban trage, und ob er vom Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet sei, wie ihn einige Besucher von Bukhara versichert hätten. Er hatte auch gehört, daß wenn die Russen eine Stadt einnehmen, die Soldaten ungestraft alle Arten von Greueln sich erlauben dürften. Endlich wünschte er noch Belehrung über folgendes: „Ist es wahr, daß die Russen drei Tage vor dem Sturm auf eine Stadt hungern und nach der Erstürmung das Fleisch der Mohammedaner essen, wobei der eine ein Bein, der andere einen Arm, der dritte einen Kopf verzehre?“ Páschino erwiderte diese Frage mit einem schallenden Gelächter, worauf der Frager selbst lachte und ebenso die Umstehenden, als der Scherz um ihretwillen ins Hindustani übersetzt worden war. Ein anderer, dessen Bekanntschaft Dr. Páschino in Lahore machte, war ein muselmännischer Richter, welcher aus Taschkent, als die Russen diese Stadt eingenommen hatten, nach Kaschgar geflüchtet und von dem Emir von Kaschgar als Gesandter nach Konstantinopel geschickt worden war. Er äußerte ein großes Verlangen, nach Taschkent zurückzukehren, und der Doktor versicherte ihn, daß nichts leichter sei. Der ehemalige Gesandte war darüber sehr vergnügt und sagte: „Unser Emir hat niemand um sich, der einer Verbindung von Kaschgar mit Rußland geneigter ist als ich, und über diesen Gegenstand hört er auf mich allein. Von meinem Gesichtspunkt sind alle meine Missionen nach Konstantinopel von keiner Wichtigkeit. Die ganze Herzlichkeit der Engländer gegen mich, als den Gesandten des Emirs von Kaschgar, als dieser sich für einen Unterthan der türkischen Pforte ausgab und dadurch für einen Freund Englands, ist nichts im Vergleich mit dem Werk der Vermehrung unserer Interessen und Verbindungen mit Rußland, denn Rußland ist für Kaschgar näher als Stambul; und was die englischen Besitzungen in Indien betrifft, so sind da ganze Bergketten zu überklettern, während ihr Russen dicht an unserer Grenze ein Fort habt, von wo aus ihr beinahe unsere Weiber in unseren Gärten Erbsen pflücken sehen könnt. Es muß daher in diesem Landesteile entschieden entweder zu einer wirklichen echten Freundschaft oder zu einem Bruche kommen. Und im Falle eines Bruches, wie viele Stunden werden wir dann noch zu leben haben? Gerade nur noch so viel Zeit, als der russische Soldat nötig haben wird, um unser Land von einem Ende bis zum anderen zu durchmessen. Ich erkenne und verstehe dies, aber es sind viele Leute unter uns, welche in den Ruf ausbrechen: ‚Krieg gegen die Ungläubigen!‘ und die nicht wissen, was sie eigentlich mit diesem Wunsche meinen.“

Dr. Páschino unterhielt sich in Lahore oft mit eingeborenen Beamten über Turkestan, und wenn er ihnen

Digitized by Google

dann „von der Größe, Macht und dem Ruhm der Russen, von deren Herablassung gegen die Besiegten, von deren Freiheit vom Militärdienste und von der Verminderung der Steuern und Abgaben" erzählte, so konnte er sie oft in den Ruf ausbrechen hören: „Ah, wie gerne möchte ich selbst dort sein!" Er versichert jedoch, derartige Ausrufe stets mit der Belehrung beantwortet zu haben, daß sie dort schlimmer daran sein würden als in Indien, denn sie würden zwar weniger zu bezahlen haben, aber auch selbst viel weniger bezahlt erhalten. Sie waren erstaunt, erwiderten jedoch, sie würden wegen ihrer Vertrautheit mit der englischen Sprache und Rechtsgelehrsamkeit, mit Buchhaltung ꝛc. gewiß hochgeschätzt werden. Dr. Páschino stimmte aber ihre Hoffnungen gewaltig herab durch die Geltendmachung der Thatsache, daß sie in ganz Turkestan kaum zwei Personen finden würden, welche Englisch verstehen, und daß ihre Bekanntschaft mit englischen Gesetzen und Polizei-Ordnungen ihnen dort gar nichts nützen würde. Sie freuten sich dagegen über die Nachricht, daß es im russischen Dienst viele muselmännische Generale gebe, und daß mehrere Muslimen von fürstlichem Range Stellen am Hofe des russischen Kaisers bekleiden; sie jubelten darüber und wunderten sich sehr, daß ein Muselmann zu einer solchen Würde gelangen könne."

Am 12. Januar 1875 erhielt Dr. Páschino von der Regierung die Erlaubnis, nach Taschkent weiter zu reisen, und er beschloß, die Reise zu Fuß und als Derwisch oder als Bauer verkleidet zu machen. Am 28. Februar erfuhr er aber plötzlich, daß ihm diese Erlaubnis wieder entzogen worden sei. Er war sehr erstaunt, allein einer von seinen englischen Freunden erklärte ihm: die englische Regierung argwöhne, er sei aus Rußland in einer politischen Sendung nach Indien gekommen und man habe ihm deshalb verboten, auf der von ihm vorgeschlagenen Route nach Taschkent zurückzukehren. Er ließ sich jedoch hierdurch nicht abschrecken, sondern beschloß sogleich, sein Vorhaben dennoch auszuführen, ließ einen Barbier rufen und sich den Kopf scheeren und seinen Bart „nach muselmännischer Art stutzen". Dann kleidete er sich in ein langes Hemd mit einem bis zum Boden herabreichenden arabischen Kaftan darüber, und bereitete sich auf diese Weise für sein mühsames Unternehmen vor, führte aber sein Vorhaben dennoch nicht aus. Vielmehr ging er auf den Rat von einigen seiner Freunde nach Umballa, in der Absicht, von dort über Peshawer und Ladak nach Taschkent zu gehen; es stießen ihm aber vielerlei unangenehme Abenteuer auf verschiedenen Eisenbahnstationen zu, wo seine Tracht als Eingeborener gewisse Beamte veranlaßt hatte, ihn geringschätzig zu behandeln. So gelangte er endlich nach Bombay, wo er sich nach Buschire einschiffte. Während der Jahre 1875—76 besuchte er abermals Indien, berichtet jedoch hierüber in dem uns vorliegenden Buche nur wenig.

In diesem ganzen Buche von Anfang bis zu Ende spricht Dr. Páschino nur in den anerkennendsten Ausdrücken von der britischen Regierung in Indien und von den höheren Behörden. Mit untergeordneten Beamten war er mehrfach in unangenehme Berührungen gekommen, und diese Leute lobt er nicht. Was eine mögliche Eroberung Indiens durch Rußland anbetrifft, so betrachtet er diese unverkennbar als einen Traum, der sich wahrscheinlich nie verwirklichen wird, und darin stimmt er mit den meisten intelligenten Russen überein, mit welchen wir überhaupt über diesen Gegenstand gesprochen haben, und wir glauben diesen Artikel nicht besser beschließen zu können, als mit dem Zitat aus der Vorrede eines Werkes über Indien: „Oscherki Tseilona i Indii" (Skizzen aus Ceylon und Indien) von dem berühmten Pali-Kenner Professor Minajeff von der Petersburger Universität, welches im Jahre 1878 in Petersburg erschien und wörtlich lautet:

„Wer an Ort und Stelle in Indien die Herrschaft der Engländer studiert und nicht, von einem falsch verstandenen Patriotismus mißgeleitet, sein Auge gegen all das Gute verschlossen hat, was die Engländer dort gethan haben, der wird entfernt nicht auf irgend einen Gedanken an die Möglichkeit irgend welcher neuen Hegemonie über die Indier kommen. Der Sporn zum Studium Indiens in Rußland darf nicht ein trügerischer antipatriotischer Plan großartiger Eroberungen sein. Es ist für uns Russen notwendig, die erste und reichste der englischen Besitzungen genau kennen zu lernen, weil England in Asien unser Nachbar und überall unser Nebenbuhler ist. Man wird finden, daß das erfolgreiche Ergebnis unserer Rivalität von unserer Kenntnis der britischen Regierung im Mutterlande und in Englands Kolonien und überseeischen Besitzungen abhängt. Je besser, gründlicher und leidenschaftsloser wir dasjenige würdigen, was von England gethan worden ist, desto wahrer wird unser eigener Erfolg sein."

Von Rio Grande do Sul nach dem La Plata.

Erlebnisse und Reiseskizzen von Fr. Sicherer.

(Schluß.)

Ich schiffte mich nun an Bord des „Apollo", eines der Dampfer der französisch-argentinischen Linie, ein, welche eleganter und komfortabler als die der Konkurrenzlinie, einer englischen Gesellschaft, sind und welche die Fahrt nach Buenos-Aires, das allerdings west- und südlicher liegt als Montevideo, in ca. 12 bis 14 Stunden machen. Dies ist eine verhältnismäßig kurze Strecke auf dem Rio Plata, und es gibt daher gewiß dem Leser einen kleinen Begriff von dem ungeheuren Strome, wenn ein Schnelldampfer erster Klasse etwa 14 Stunden gleichsam von einem Ufer zum anderen braucht.

Unser Dampfer war ein Rad- und Salondampfer mit Doppeldeck; die Kabinen teils auf Oberdeck, teils auf Hauptdeck, der Salon äußerst elegant, prächtige Malereien an der

Digitized by Google

Decke, Möbel von Mahagoni, Wände mit Marmormosaik belegt; eine Treppe niederer, also auf Hauptdeck, wieder ein Salon mit Marmorbassin, reich besetzt mit Blumen und Pflanzen. Dies war eine Art Gesellschaftssalon; das Piano befand sich unten und einige reizende junge Argentinerinnen unterhielten durch ihr vorzügliches Spiel die Gesellschaft auf's angenehmste. Neben diesem Salon befand sich ein sogen. Rauchsalon und dieser sowohl als die Kabinen waren alle auf's Eleganteste hergerichtet.

Das Souper (Abends 7 Uhr), das in dem Fahrpreise von 8 Pesos in der ersten Klasse inbegriffen, war lucullisch. Wein à discretion viererlei Sorten, darunter zwei sehr trinkbare argentinische Weine (San Juan); zum Dessert wurden einige Gläser Champagner serviert. Um 9 Uhr gab es Thee und Kaffee mit Cognac, Biscuits 2c., und Morgens 5 Uhr desgleichen.

Der „Apollo" verließ Montevideo Abends, etwa 5 Uhr 30 Minuten, mit ungefähr 150 Passagieren, und kam Morgens 6 Uhr vor Buenos Aires bei prachtvollem Wetter und unter dröhnendem Kanonendonner und Böllerschüssen an; fast von allen vor Anker liegenden Segelschiffen und kleinen Booten blitzte und krachte es, vom Lande her und von den Kriegsschiffen donnerte es, als ob Buenos Aires sich in der wütendsten Verteidigung gegen alle Flotten Europa's wehre. Was ist los? „Que hai?" „Que significa esto?" Was bedeutet dies? hieß es von allen Seiten. Jenun: „el veintecinco de Mayo!" der 25. Mai! Das Fest und der Jahrestag (22. Mai 1810) der Unabhängigkeitserklärung der La Plata-Staaten vom Mutterlande, „vom spanischen Joche", „del yugo español", wie mir charakteristisch ein Argentinier versicherte.

Wir schifften uns in einem kleinen Boote an der Puente (Landungsbrücke), der einzigen in Buenos Aires, aus; es ist dies eine sehr weit in den Fluß reichende Gerüstbrücke (trestle work), an welcher zahllose kleine Boote und Dampferchen zum Transport von Passagieren 2c. ankern, resp. befestigt sind, und da wir ruhiges Wetter hatten, so bedurfte es keiner der obenerwähnten Zwischentransportmittel. Wir stiegen an einer der Treppen aus, kamen dann auf die Brücke, ein Cargador nahm das Gepäck, am Ende der Brücke, die übrigens auch als Promenade dient, ist die Aduana, die, lange nicht so coulant wie ihre Schwester in Montevideo, das Gepäck einer recht gründlichen und langwierigen Visitation unterzieht. Sodann ging es in das Hotel, das nahe bei der Brücke war — in diesem Punkte läßt Buenos Aires viel zu wünschen übrig. Die Hotels sind mehr oder weniger schlecht. Man bekommt für 2½ bis 3 Pesos oder Nacionales (1 Nacional ist ca. 3 Mark) per Tag, Zimmer, Frühstück komplet (Fleisch, Wein 2c.) und Diner mit Wein inbegriffen.

Die argentinische Küche läßt jedoch — trotz der ungemein billigen Fleischpreise — viel zu wünschen übrig. Mit Ausnahme des Puchero, einer Art Suppe aus Gemüse und Kartoffeln, mit großen Stücken Rindfleischs gekocht und serviert (Puchero, wörtlich Topf, also eigentlich Topfsuppe genannt) und die sehr schmackhaft ist, sind die übrigen Speisen sehr mittelmäßig zubereitet. Als große Delikatesse gilt das Armadill, das in den Schaufenstern der Restaurants in Buenos Aires ganz ausgestellt ist und gebraten wie Schweinefleisch schmecken soll; dieses Tier ist von der Größe eines Ferkels bis zu der eines mittleren Schweines. Da es sich aber fast nur von Insekten, Würmern und Aas nährt, so verzichtete ich für meinen Teil gern auf den Genuß von Armadill- oder Tatu-Braten.

Nachdem ich meine Toilette beendet, machte ich einen Rundgang durch die Stadt und fand, daß Buenos Aires sehr regelmäßig gebaut ist, rechtwinklig in Vierecken, wie Mannheim, und man kann sich daher sehr leicht darin orientieren. Trambahnen durchkreuzen die Stadt in allen Richtungen; einige Straßen, wie Calle Perú, Calle Florida, Calle Rivadavia, präsentieren sich mit schönen, eleganten Läden, Cafés 2c.; in der Calle Cangallo gibt es diverse Bierhallen, sogar eine „Kaiserhalle", in denen leidlich gutes Bier, nur etwas gepfeffert (¼ Liter etwa 80 Pfennig) ausgeschenkt wird und in welchen man deutsche und spanische Zeitungen und illustrierte Journale, wie „Ueber Land und Meer", „Fliegende Blätter" 2c. findet. Der Journalismus steht überhaupt in voller Blüte in Buenos Aires; verschiedene große Zeitungen, worunter auch die deutsch gedruckte „La Plata-Zeitung", erscheinen täglich zwei- und dreimal, diverse kleinere Blätter einmal per Tag, so daß an Lektüre der tagespolitischen Neuigkeiten wahrlich kein Mangel ist.

Das Pflaster in Buenos Aires ist unter aller Kritik. In manchen Straßen, besonders in den gegen den Fluß gelegenen, brechen oft zwei und drei Fuß tiefe Löcher ein, andere Stellen heben sich, so daß thatsächlich das Ganze mehr einem Steinmeer ähnlich sieht, als einer Straße; die Trottoirs sind ohnehin häufig 2 bis 2½ F. höher als die Straße und dabei eng, so daß man leicht durch einen Fehltritt sich schwer verletzen kann, und über dieses holperige, heillose Gewirr mühen und quälen sich die armen Pferde, Maultiere 2c., schwerbeladene, zweiräderige Karren zu schleppen. Droschken und Equipagen, deren es sehr viele in Buenos Aires gibt, rasseln schon mühselig genug darüber hinweg, um wie viel mehr Anstrengung haben die Lastfuhrwerke — eine Schinderei und Tierquälerei, wie sie eben nur in Südamerika möglich und selbst bei unseren rohesten Fuhrleuten nicht denkbar ist; ein Glück ist es noch, daß Buenos Aires sehr eben und flach ist, so daß die Tiere wenigstens keine erheblichen Terrainschwierigkeiten zu überwinden haben. Andernteils freilich ist gerade diese „ebene Lage" schuld an dem heillosen Zustand der Straßen; da das Regenwasser nicht abfließt, so durchwühlt es den Boden und verursacht das Chaos; zudem wirkt dieses stagnierende Wasser sehr ungünstig auf die Sanitätsverhältnisse der Stadt.

Einige sehr große und schöne Plätze gereichen Buenos

Digitized by Google

Aires in der That zur Zierde, wie z. B. die Plaza Victoria mit dem Cabildo (Rathaus), dann die Plaza 25 de Mayo — so genannt zum Andenken an die im Jahre 1810 hier ausgebrochene Revolution; an letzterer liegen der prächtige Regierungspalast mit der Wohnung des Präsidenten, die Post, die Kathedrale 2c.; ferner sind als Prachtbauten erwähnenswert: die Bank, die Börse, das Repräsentantenhaus, das schönste Gebäude der Stadt, sowie das Opernhaus (Teatro Colon). Buenos Aires hat außerdem noch zwei oder drei Theater. Der Platz des 25. Mai ist in der That großartig, hat prächtige Bäume und dient als Promenade und zu Paraden. Ueberall auf meiner Wanderung stieß ich auf anrückende Truppen: Infanterie, Artillerie und Marine, welche sich alle nach der Plaza del 25 de Mayo bewegten und daselbst aufstellten — die Uniform, Ausrüstung 2c. nach Art der französischen Truppen vor 1871. Haltung und Exerzieren war einfach lächerlich.

Ich ging nun auch auf den bewußten Platz, um der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Nachdem die zur Parade bestimmten Truppen, ca. 5000 Mann, endlich mit Mühe und Not aufgestellt waren, kamen noch einige Schwadronen Kavallerie herangeritten, und zwar so erbärmlich, daß man meinen konnte, Schneider kämen auf Ziegenböcken — und dies in dem Lande der Gauchos, der besten Reiter der Welt! Sämtliche Offiziere aller Waffengattungen, vom Kapitän aufwärts, in über und über mit Gold gestickten Uniformen — die Herren kamen mir wie Harlekine oder Seiltänzer in ihrem bunten Flitterstate vor. Majore und Oberstlieutenants hatten ca. 3 Zoll breite oder noch breitere Galons aus Goldstickerei auf ihren Beinkleidern u. s. w., ein prunkhaftes, lächerliches Wesen, das ungemein schlecht zu der Haltung und dem Material der Truppe paßte. Als endlich alles so weit aufgestellt war, besichtigte der alte General Mitre, der stark gefrühstückt zu haben schien und vor Fettleibigkeit auf seinem Araber (?) kaum Platz hatte, auch bedenklich wackelte, das Ganze nochmals, wobei verschiedene Italiener ihn mit „Evviva il presidente, il padre della patria!“ begrüßten, da sie ihn irrtümlich für de la Roca, den Präsidenten der Republik, hielten. Mitre, dem schon die Lenkung seines Schlachtrosses sehr schwer wurde, dazu noch der verflixte Säbel, den er beinahe verlor, konnte die Huldigung seiner enthusiastischen Anbeter, die ihm noch die Hand küssen wollten, unmöglich annehmen; sie küßten daher die glanzledernen Reiterstiefel und hätten ihren Verehrer trotzdem dabei noch fast zu Falle gebracht.

Inzwischen fuhr Karrosse auf Karrosse vor dem Regierungspalais vor; Kongreßmitglieder, Beamte in Gala stiegen aus und begaben sich zum Präsidenten, und um 1 Uhr kam dieser in Zivil, an der Spitze seines Gefolges und aller der hohen und niederen Herren, und begab sich zu Fuß unter Glockengeläute, Schmettern der Trompeten und Intonieren der Musikkorps in die gegenüberliegende Kathedrale, wohnte dem Gottesdienste bei und nahm dann die Parade ab, worauf die Truppen wieder abzogen. Als Kuriosum sei hierbei erwähnt, daß ein Artillerie-Offizier drei Leute von der Musik seines Regiments vor meinen Augen aus Unachtsamkeit niederritt, und daß zwei Geschütze in der Straße 25 de Mayo bis an die Achsen der Lafetten versanken und Abends 9 Uhr noch steckten, und daß die ganze Parade eine Farce war.

De la Roca, ein noch junger Mann von beiläufig 38 Jahren, von mittlerer Statur, sah mager und abgelebt aus, und wurde nichts weniger als stürmisch vom Publikum begrüßt.

Abends war auf demselben Platze großartiges Feuerwerk, während zu beiden Seiten des Palastes Geschütze aufgepflanzt waren, die ihren Senf auch dazu gaben und bis Mitternacht darein donnerten. Das Geknatter scheint überhaupt die Hauptsache am Rio Plata zu sein, denn außer dem offiziellen Feuerwerk auf dem Platze warfen Tausende wackerer Bengel noch ihre Frösche, Schwärmer und sonstige Feuerwerkskörper mitten unter das Publikum, das dann ein wahres Freudengejohle anstimmte, wenn jemandens Kleidung oder Haut Spuren des Geschosses zeigten. Die Raketen stiegen meistens seitwärts oder krepierten am Platze, und ich selbst sah drei oder vier in die Fenster der umliegenden Häuser fahren. An ein Unglück scheint niemand zu denken, denn ein solches Verirren einer Rakete in die dicht besetzten Fenster verursacht jedesmal großes Gaudium. Den Glanzpunkt und Schluß bildete eine aus römischen und bengalischen Lichtern hergestellte Burg, die mit Knalleffekt in die Luft flog — dies der Schluß des Festes de la Independencia!

Anderen Tages wurde ich in den Klub der Fremden (club de los Estrangeros) eingeführt, wo ich eine Unmasse Zeitungen, Journale 2c. aller Nationen, Billard, Lesebibliothek und gute Restauration fand. Diese Klubs im Auslande sind eine wahre Wohlthat für den Fremden; nicht nur, daß man zu jeder Tages- und Abendzeit hier Obdach findet und manche Stunde mit angenehmer Lektüre verbringen kann, man findet auch gute Verpflegung, trifft Bekannte oder knüpft Bekanntschaft an, erhält Auskünfte 2c. Kurz, ich habe diese Einrichtung auf meinen Reisen hoch schätzen gelernt und einstimmig dasselbe Urteil von Mitreisenden gehört.

Buenos Aires, das ca. 260,000 Einwohner zählt, ist eigentlich kosmopolitisch, denn spanische, italienische, französische, portugiesische, englische und deutsche Sprache klingen einem in Straße und Haus und in Läden häufig genug entgegen.

Die Vorstädte, die noch etwas im Urzustande und schmutzig sind, dienen meistens den Italienern, von denen in den letzten Jahren ca. 40,000 per Jahr nach dem La Plata ausgewandert, zur Residenz. Einen Abend brachte ich auch bei einer deutschen Familie, Herrn Kaufmann Quirke, zu, wo unsere deutschen Lieder am und vom Rhein von den charmanten, liebenswürdigen Töchtern des Hauses

Digitized by Google

unter vortrefflicher Klavierbegleitung am Rio de la Plata superb gesungen wurden.

Die schon früher geschilderten Reiter und Estancieros (die harrenden ledigen Pferde mit zusammengebundenen Vorderbeinen) sieht man auf den Straßen von Buenos Aires natürlich viel häufiger als in Rio Grande; dazwischen taucht auch wohl die wilde Gestalt eines Gaucho auf, der sich aber im Gewühl der Zivilisation nicht recht wohl fühlt und wohl bald in seine Pampas (Prairien) zurückeilt.

Buenos Aires hat 4 Eisenbahnen nach dem Innern, d. h. nach Rosario, Bahia Blanca 2c., und ich fand sowohl Bahnhöfe als auch Waggons 2c. äußerst komfortabel und dem nordamerikanischen System entsprechend.

Kein Besucher von Buenos Aires sollte versäumen, die Corrales (wörtlich Höfe), eine Art allerdings sehr abgelegener Vorstadt, zu besuchen, wo sich die Mataderos (Schlachthäuser) befinden. Es werden darin — zu dieser Zeit war es Winter — täglich 800—1000 Ochsen, Kühe und Stiere geschlachtet; außerdem noch eine erhebliche Anzahl Kälber. Die Mataderos para los Carneros (Schlachthaus für Schafe) befinden sich ca. 20 Minuten weiter weg davon. Das Hornvieh wird von den Hirten, die zu Roß und mit Lasso versehen sind, im Galopp an die Mataderos (d. h. viereckige, mit Mauern umgebene Höfe, in denen je 25 Stück Platz haben) getrieben. Diese Höfe gehen alle mit einer Art Fallthüre nach dem Inneren, einem großen, riesigen Schlachtraum. Ueber sämtliche Höfe führt auf der Mauer eine Brücke, so daß man alles von oben bequem besichtigen kann. Jeder Hof hat einen Mann auf seiner Brücke, der dem Tiere, das nun zunächst geschlachtet werden soll, das eine Ende des Lasso um die Hörner wirft und zwar mit großer Geschicklichkeit; das andere Ende geht durch die Fallthür und ist am Sattelknopf eines Reiters, der sich im Innern befindet, befestigt; dieser treibt sein Pferd an und trotz verzweifelten Widerstandes (die Tiere sind jedenfalls durch den Geruch des Blutes und den allgemeinen Lärm scheu und aufgeregt) wird das Opfer an die Fallthür gebracht; ein wuchtiger Axthieb betäubt den Stier, die Thüre, so weit offen, um gerade ein Stück durchzulassen, schließt sich rasch, ein Stich in die Brust und ein Schnitt durch die Kehle machen dem Dasein rasch ein Ende; ebenso rasch wird das Tier dann abgezogen, geviertelt und verladen.

Die großen Schlächtereien am Uruguay, speziell in Fray Bentos, wo die Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie ihren Sitz hat, sollen noch besser eingerichtet sein; leider gestattete mir die Zeit nicht, dahin zu gehen. Immerhin habe ich nur eine Massenschlächterei gesehen, die die Corrales übertrifft, und das sind die Stockyards in Chicago. Manche Hausfrau mag es interessieren, zu hören, daß das Fleisch in Buenos Aires lächerlich billig ist: für 30 Cts. (Fr. 1.50) bekommt man eine solide Hammelskeule, für 20 Cts. (80 Pfennig) einen saftigen Lendenbraten von 3 bis 4 Pfund. Alle anderen Lebensmittel, sowie Kleider, Schuhe und besonders die Wohnungsverhältnisse sind dagegen exorbitant im Preise.

Eine Besteigung des Licancaur.

Unter den verschiedenen Vulkanen, welche man vom Städtchen San Pedro de Atacama aus erblickt, zeichnet sich einer aus, der im Osten liegt und sich ganz isoliert in Form eines regelmäßigen Kegels noch über 3400 m. über die Ebene von Atacama erhebt, die bereits 2480 m. über dem Meeresspiegel liegt; es ist der Licancaur, auch wohl schlechthin Vulkan von Atacama genannt. Er ist gegenwärtig ein wichtiger Punkt in der Grenzlinie zwischen der neuen chilenischen Provinz Autofagasta und Bolivia. Als ich im Januar 1854 in Atacama war, hätte ich den Berg gern zu besteigen versucht, allein alle meine Bekannten rieten mir davon ab, zumal ich damals keinen Führer finden konnte. Als Herr Dr. Gustav Steinmann vor einigen Jahren die Besteigung des Licancaur unternahm, gelang es ihm nicht, den Gipfel zu erreichen. Dieß ist jetzt Don José Santelices gelungen, der die beiden Ingenieure Muñoz und Pizarro begleitete, welche auf demselben trigonometrische Messungen vornehmen sollten, aber mit ihren Instrumenten, wie Dr. Steinmann, noch in ziemlicher Entfernung vom Gipfel zurückblieben, wegen der punar, den Athembeschwerden in der dünnen Luft.

Die Ersteigung eines 6000 m. hohen Berges (nach den Messungen von Alexander Bertrand ist der Licancaur 5950 m. hoch) ist schon an und für sich ein Ereignis, welches die Aufmerksamkeit auf sich zieht, allein die folgende Nachricht über die Ersteigung des Licancaur macht uns auch mit höchst interessanten Thatsachen bekannt, so kurz und ungenügend sie auch sonst erscheinen mag; ein Naturforscher würde ihn natürlich anders gemacht haben, als ein einfacher ungelehrter Mann.

Diesen Bericht gebe ich in der Sprache des Herrn Santelices wieder, wie er in einem Briefe desselben an meinen Sohn, Professor Friedrich Philippi, enthalten ist. Er lautet also: ... „Die Reise machten wir auf folgende Weise.

Am 16. März gelangten wir an den Fuß des Berges auf seiner Nordwestseite zu einem Tambo der Inkas nach den Ueberlieferungen der Alten. (Diese Tambos sind bekanntlich Häuser oder richtiger Zimmer mit einer Thür ohne Fenster und einer breiten niedrigen gemauerten Bank, meist der Thür gegenüber, die auf allen Wegen in passenden Entfernungen von den Inkas erbaut wurden.) Um Mitternacht fingen wir an, den Berg zu besteigen; die Gesellschaft bestand aus den beiden Ingenieuren Muñoz und Pizarro, welche einen Theodoliten hinauf bringen wollten, dem Herrn Jenaro Fernandez, zwei Peonen,

Digitized by Google

dem Vaqueano Titichoco und mir (Vaqueano ist einer, der Bescheid weiß, also ein Führer, und es darf dieses Wort nicht mit Vaquero verwechselt werden, welches Kuhhirt bedeutet, wie bisweilen geschieht). Um 9 Uhr Morgens des 17. erreichten wir, d. h. ich und der Vaqueano, den Gipfel, die anderen hatten zurückbleiben müssen, da sie in der verdünnten Luft nicht weiter zu steigen vermochten. Der Himmel war vollkommen klar, als wir auf dem Gipfel ankamen, aber nach kurzer Zeit bedeckte er sich und hüllte uns in eine Wolke. Die Aussicht erstreckte sich ungeheuer weit. Im Westen sah man bis Caracoles, im Norden erblickte man Tocopilla, Ascotan, Huanchaca (den Ort der fabelhaft reichen Silberminen) und Santa Isabel de Lipez in Bolivia, im Osten ein gutes Stück der Argentinischen Republik, im Süden erkannte man noch den Cerro von Doña Ines. Wir stiegen nun in den Krater hinab, dessen Grund eine Ebene bildet, die etwa 400 m. breit und ebenso lang ist, und einen wunderschönen See einschließt, der gegen 125 m. lang und 100 m. breit ist. Er mag 150 m. unter dem Kraterrand liegen. Am Ufer stehen große Pircas (trockene Steinmauern) der Häuser, in denen die alten Indianer wohnten, aber ohne Dach. (Solche habe ich auch ein paar Mal auf meiner Reise durch die Wüste Atacama gefunden.) Es mögen ihrer an dreißig sein. Es fand sich auch eine Menge Brennholz, welches die Alten hinaufgeschleppt hatten, und ich habe an 40 Zentner davon in einem großen Feuer verbrannt, damit man in Atacama sähe, daß ich den Gipfel erstiegen hatte. Ich untersuchte alles, allein das einzig Merkwürdige, was ich fand, war eine Schaufel von Algarroboholz, die ich nachher dem Herrn Pizarro übergab, um sie Ihnen für das Museum zukommen zu lassen. (Ich habe sie kürzlich bei der Rückkehr der Ingenieure nach Santiago bekommen). Um 10 Uhr begann ich wieder hinabzusteigen, und indem ich mich möglichst beeilte, erreichte ich unser Quartier um 3 Uhr Nachmittag. Ich war sehr verwundert, noch in einer Höhe von etwa 5500 m. in den Felsen des Berges Chachacoma und Marancel zu finden. Man unterscheidet stellenweise den Inkaweg und erkennt, daß er bis auf den Gipfel geführt hat.

Ohne weiteren Stoff zum Schreiben habe ich das Vergnügen, Sie zu grüßen ꝛc."

Chachacoma ist der Name für mehrere Arten Senecio, namentlich für Senecio eriophyton *Remy;* was Marancel ist, weiß ich nicht, da die von Herrn Ingenieur Lorenz Sund erhaltenen Reste der Pflanze nicht wohl erhalten sind und keine Blumen zeigen; die Marancel soll ein gutes Mittel gegen die Wirkungen der Puna sein und auch die Chachacoma gilt für sehr heilkräftig.

In seiner oben wiedergegebenen, schlichten und anspruchslosen Erzählung sagt Herr Santelices kein Wort von den Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, die er auf dem Wege zu überwinden hatte, von denen so viele Reisende, die hohe Berge bestiegen haben, großes Aufsehen machen; er unterläßt aber auch leider viele Dinge zu erwähnen, die zu wissen sehr wünschenswert wäre. Nichts desto weniger ist seine Nachricht von erheblichem Interesse. Erstens ersehen wir, daß der Vulkan erloschen ist, aber noch einen deutlichen Krater besitzt, in dessen Grunde ein kleiner See liegt. Die Bildung desselben ist schwer zu erklären, denn er kann doch seinen Ursprung wohl nur den atmosphärischen Niederschlägen, die in dieser Höhe nur Schnee sein können, verdanken. Santelices scheint aber keinen Schnee angetroffen zu haben. (Mein Sohn sah auf seiner Reise im Februar am Südabhange des Berges etwas Schnee.) Wie schade, daß er keinen Thermometer mit hatte, um die Temperatur der Luft und des Wassers im See zu beobachten! Die Ingenieure, die damit versehen waren, gelangten leider nicht bis zum Gipfel. War das Wasser trinkbar? Man möchte es fast vermuten wegen der dreißig Häuser oder Pircas am Seeufer. Wie kommt es, daß der See nicht gänz und gar verdunstet? Die wässerigen Niederschläge sind im westlichen Teil der Wüste Atacama selten und unbedeutend, und im März, also Ende des Sommers, war der See noch voll. Auch muß man annehmen, daß sein Niveau keine großen Veränderungen erleidet, weil sonst wohl die Pircas einen anderen Platz hätten einnehmen müssen.

Ein anderer Punkt, der sehr merkwürdig ist, ist das Vorhandensein dieser Pircas im Krater, sowie die enorme Menge mit großer Mühe hinaufgeschleppten Brennholzes. Es ist wohl klar, daß die Häuser keine Wohnplätze gewesen sind; sie dienten aber höchst wahrscheinlich zum Unterkommen einer Garnison, welche die Annäherung eines Feindes zu erspähen, und davon durch das Anzünden großer Holzstöße fernhin Nachricht zu geben hatte. Der Ingenieur Don Francisco San Ramon, der mehrere Jahre beschäftigt gewesen ist, die Wüste trigonometrisch zu vermessen, hat mit seinen Gehülfen auf den Gipfeln aller Berge, die sie bestiegen haben, solche Anhäufungen von Brennholz gefunden, die unstreitig auch zu dem Zwecke gedient haben, Signale zu geben. Aber gegen welchen Feind waren diese Vorsichtsmaßregeln gerichtet? Ich glaube, dieser Feind waren die Peruaner zu der Zeit als sie die tapferen und kriegerischen Calchaquis unterjochten, welche die jetzige argentinische Provinz Satta bewohnten, und auch später den Spaniern viel zu schaffen machten. Mein Freund J. J. Tschudi hat wohl zuerst die Meinung ausgesprochen, der ich gern beipflichte, daß ein Teil der Calchaquis, um sich dem Joch der Inkas zu entziehen, in die Oasen der Wüste gezogen sei, die den Anbau von Nährpflanzen oder das Halten von Llamas gestatteten. Diese Hypothese wird durch den Umstand unterstützt, daß noch heutzutage in einigen Orten der Provinz Salta das Atacamenische gesprochen wird, eine eigentümliche Sprache, die ebenso wohl vom Aimará wie vom Quichua oder einer anderen Sprache der argentinischen Ureinwohner verschieden ist. Es wäre nicht unmöglich, daß die Peruaner

Digitized by Google

ebenfalls Feuersignale benutzt hätten, um Nachrichten von ihren Eroberungen im nördlichen Chile nach Cuzco gelangen zu lassen. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß das Brennholz, welches auf diese Höhen hinaufgeschleppt ist, jetzt an 400 Jahre alt ist, was auch das Aussehen der oben erwähnten hölzernen Schaufel bestätigt.

Santiago. Dr. R. A. Philippi.

Geographische Neuigkeiten.

* Nachrichten über Island. In einem Berichte aus Akreyri im nördlichen Island vom 26. August 1886 benachrichtigt Dr. Labonne an die Pariser Geographische Gesellschaft, er habe so eben die ganze Insel von Süden bis Norden durch die zentrale Wüste oder Sprengisandr durchreist. Die Reise geschah auf einem Pony, ohne Gepäck oder Lebensmittel mitzunehmen. Am 14. Juli nahm er bei sehr günstigem Wetter, welches dort eine Seltenheit ist, die Ersteigung des Berges Hekla vor und hatte eine ausgedehnte Aussicht vom Gipfel, welche bis zu den 60 Seemeilen entfernten Westmanns-Inseln reichte. Einige kleine, aus schmalen Ritzen im Gestein aufsteigende Rauchsäulen waren die einzigen Anzeichen der vulkanischen Thätigkeit. Die Höhe des Gipfels des Vulkans über dem Meeresspiegel, diesen von den Forschern viel umstrittenen Punkt, bestimmte er mittelst eines guten Dutrou'schen Barometers auf 5096 pariser Fuß. Der Thermometer wies am Fuße des Berges 14° C., auf dem Gipfel 18° C. Den Geysir sah er in voller Thätigkeit, als er seine Säule siedenden Wassers über 100 F. emporschleuderte. Sein Führer versicherte ihn, die Geysir seien in den beiden jüngsten Jahren sehr thätig gewesen, obwohl neuere Reisende behaupten, dieselben lassen in ihrer Thätigkeit allmählich nach. Dr. Labonne verweilte drei Tage in diesem Bezirk, um Spuren von der früheren Vegetation des Landes zu finden, welche in den „Sagas" oder Liedern der alten Isländer als eine sehr üppige geschildert wird, während der einzige heute noch vorkommende Baum der Vogelbeerenbaum, Sorbus aucuparia, ist. Auf Anregung des Herrn Bureau, Professors der paläontologischen Botanik am Museum der Naturgeschichte in Paris, versuchte Dr. Labonne Spuren von jener Vegetation unter den Schichten von Kieselstoff zu finden, welche die Geysirbecken umgeben. Er war denn auch so glücklich, ein großes Stück Gestein, das in einer Tiefe von ungefähr 16 F. lag, zu erlangen, welches mit belaubten Stämmen von Betula alba, Salix capraea und Salix arctica inkrustiert war. Dieses wertvolle Exemplar will er nach seiner Heimkehr kompetenten Autoritäten unterwerfen. Inzwischen zeigt eine oberflächliche Prüfung, daß diese Stämme und Blätter nicht größer sind als die noch vorhandenen Sträucher. Es sei dabei beiläufig bemerkt, daß die Bildung einer Schichte Kieselstoff von 16 F. Mächtigkeit mindestens 1000 Jahre erfordern oder ungefähr auf die Zeit zurückweisen würde, wo die Insel den Europäern zuerst bekannt wurde. Das nun von allem Pflanzenwuchs entblößte Thal der Geysirs war also früher mit kleinen Büschen bedeckt, deren Verschwinden nicht einem Temperaturwechsel, sondern der Thatsache zuzuschreiben ist, daß die Eingeborenen diese Büsche abholzen, um sie zur Feuerung für den Winter zu verwenden. Der Reisende erwähnt schließlich noch der ausnahmsweise strengen Kälte, welche im jüngst vergangenen August auf Island herrschte, weil eine Anzahl Eisberge sich der Nordküste der Insel vorgelagert hatten.

Die Frage von der früheren Vegetation auf Island wurde jüngst auch ausführlich behandelt in einem Vortrag, welchen Herr Feddersen vor der Geographischen Gesellschaft in Kopenhagen gehalten und worin er das Ergebnis seiner Forschungen im südlichen Teile der Insel mitgeteilt hat. Seine Entdeckungen im Geysirthale scheinen den Schlüssen des Dr. Labonne über den Charakter der früheren Vegetation von Island zu widersprechen, denn Herr Feddersen fand daselbst große Baumstämme, welche aus dem sandigen Boden ausgegraben worden waren und zeigten, daß dieser Bezirk in früherer Zeit mit großen Wäldern riesiger Birkenbäume bedeckt war. Man wird sich erinnern, daß seine Theorie durch die Sagas oder Lieder der alten Isländer unterstützt wird. Es ist ihm auch gelungen, den Beweis zu führen, daß früher ein ungeheurer Meeresarm in den südlichen Teil von Island hereinragte, aber infolge einer Erhebung des Bodens verschwunden ist. Eine andere von Herrn Feddersen wahrgenommene merkwürdige Thatsache ist auch die, daß die Lachse den Elve-Fluß mit dem warmen Wasser der Geysirs heraufsteigen; auch bestätigt Herr Feddersen die Bemerkungen des Dr. Labonne über die noch immer sich geltend machende vulkanische Thätigkeit.

* Die seit längerer Zeit beabsichtigte wissenschaftliche und gewerbliche Ausstellung von Nordost-Rußland soll im Mai dieses Jahres in Jekaterineburg eröffnet werden und soll namentlich Gelegenheit bieten, die ganze berg- und hüttenmänische Thätigkeit im Uralgebirge repräsentiert zu sehen. Ein spezielles Interesse dieser Ausstellung wird auch der ethnographische Teil derselben darbieten, indem Vorkehrung getroffen ist, daß in derselben eine Anzahl Familien derjenigen Völkerschaften zu sehen sein werden, die den Ural und Sibirien bewohnen. Ihre Wohnstätten werden genau wie diejenigen hergerichtet sein, worin sie gewöhnlich hausen, und sie selbst werden nicht nur in ihrer üblichen Landestracht erscheinen, sondern auch ihre gewöhnlichen Waffen und Geräte für den Fischfang und die Jagd mitbringen. Ein anderes wichtiges Element wird eine Sammlung von Altertümern, besonders von Gegenständen aus Stein, Knochen, Thon und Metall sein, welche in Sibirien und im Ural gefunden und zuvor noch gar nie ausgestellt worden sind.

* Nachrichten von russischen Reisenden. Der russische Reisende Ugorodnikoff hat in Mesched erfahren,

Digitized by Google

daß es in der Nähe dieser Stadt und in verschiedenen Teilen von Khorassan Zinngruben gebe. Herr Berthelot hat nun in einem Artikel der „Revue scientifique“ nachgewiesen, daß dies mit einer Stelle in Strabo (Buch XV, Kap. 11, 10) übereinstimmt, welcher von Zinngruben in Drangania spricht, was der alte Name der nun als das südliche Khorassan bekannten Region war. Wenn in der That schon seit unvordenklichen Zeiten Zinngruben in diesem Bezirk vorhanden waren, so kann man kaum bezweifeln, daß sie das Zinn für die Bronzen des alten Aegypten und Assyrien lieferten.

Krasnoff, welcher von der Russischen Geographischen Gesellschaft zur Erforschung des Khan-tegri ausgeschickt wurde, beendigte im vorigen Sommer seine Forschungsreise in der Region von Balkasch und ging von da nach Kara-Kul, wo er mit seinem Gefährten J. V. Ignatieff zusammentreffen wollte. Er berichtet, der in den Karten verzeichnete Fluß Kara-Sû existiere gar nicht; er fand nur einen kleinen Wasserlauf namens Kara-Sai, welcher zu allen Jahreszeiten trocken ist. Alle die Flüsse, die aus den Gebirgen Atolesken kommen, sind schon längst ausgetrocknet. Der Ala-Kul hat so wenig Wasser, daß die Kirghisen schon seit etwa fünf Jahren imstande gewesen sind, über denselben zu reiten, wobei die Pferde nur auf einer Strecke von ungefähr fünfzig Schritten schwimmen mußten. Im Frühling sind die Flüsse wasserreicher. Das Wasser an der Westseite des Sees ist im zentralen Teile brackisch und in den nördlichen Teilen schlägt sich Salz nieder. Die Wüste kann nach allen Richtungen hin leicht bereist werden, denn die Kirghisen kennen viele Straßen, und man findet, besonders im Sommer, etwa alle 40 e. Mln. (60 Werst oder Kilometer) Wasser. Der Fluß Ili wird wahrscheinlich ostwärts abgelenkt werden; das Wasser in den Betten seines Delta's ist stagnierend, und während der jüngstvergangenen drei Jahre sind in seinen Zuflüssen keine Ueberschwemmungen vorgekommen, während die Wassermenge im Kurlu zuzunehmen scheint. Der Bezirk Kaman ist reich an Wäldern und Röhrichten und die Kirghisen pflegen hier Reis zu bauen. Weizen baut man gegenwärtig nur in einigen Bezirken der ausgetrockneten Seen, welche keiner Bewässerung bedürfen. In Khan-tegri entdeckten Krasnoff und Ignatieff einen ungeheuren Gletscher. Als sie in Begriff waren, die chinesische Grenze zu überschreiten, wurden sie zurückgesandt, da die chinesischen Behörden von der Absicht unserer Reisenden, das chinesische Gebiet zu besuchen, nicht in Kenntnis gesetzt worden waren.

* Nachrichten aus Afrika. Der Mongalla, einer der nördlichen Zuflüsse des Kongo, ist von Lieutenant E. Baert erforscht worden, welcher ihn auf dem kleinen zur Station Bangallas gehörenden Dampfer hinauffuhr. Er verfolgte seinen Lauf 220 e. Mln. weit, worauf ihn Stromschnellen am weiteren Vordringen hinderten. Sein Lauf ist voll Krümmungen und Windungen gleich demjenigen des Biverre. Die Umgebungen des Flusses sind hügelig und von den Sebi bewohnt, welche gleich den übrigen Stämmen Zentralafrika's geschickte Schmiede sind. Die Stromschnellen des Flusses liegen unter 3° 30′ n. Br. und 22° w. L. von Gr. Wenn diese Position richtig ist, so wird Junker's Ali Kobo wahrscheinlich etwas nördlicher liegen. Die Richtung des Mongalla ist von Nordost nach Südwest und sein Thal dicht bewaldet.

Lieutenant Webster, der frühere Befehlshaber der Station Stanley Falls, ist nach Brüssel zurückgekehrt und gibt nun eine Schilderung des Mburu, des östlichen Zuflusses, welcher sich in der Nähe von Stanley Falls in den Kongo ergießt. Er fuhr den Fluß zwei Tage lang in einem Kahn hinan. An der Mündung ist derselbe ungefähr 1100 Fuß breit. An der Nordseite nimmt er noch etwas oberhalb seiner Mündung einen Zufluß namens Lindi auf, welcher aus Nordwest kommt und ungefähr 600 Fuß breit ist. Der Hauptfluß heißt bei den Eingeborenen „Ankiambo“ und scheint von Osten zu kommen. Am entferntesten Punkt, den Webster erreichte, ist er 800 Fuß breit und hat an zwei Stellen Stromschnellen. Das Land ist bewaldet und wimmelt von Elefanten; es wird bewohnt von den Wabela, welche am mittleren Teile des Mburu Dörfer von zwei- bis dreitausend Einwohnern haben.

Nach einem im „Mouvement géographique“ veröffentlichten Programm hat Tippu-Tib seine Unterwerfung unter den Kongo-Staat erklärt und sein Bedauern über den Angriff auf die Station Stanley Falls erklärt, der in seiner Abwesenheit stattgefunden hat. Da er einen großen Einfluß in Zentralafrika besitzt, so wird seine Unterwerfung wahrscheinlich zur Wiederherstellung der Stationen am oberen Kongo führen.

* Das Deutsche Reich und Großbritannien in Ostafrika. Die hauptsächlichsten Bestimmungen des jüngst abgeschlossenen Vertrages zwischen den beiden Regierungen bezüglich der Grenzen ihrer respektiven territorialen Interessen in Ostafrika und ebenso wegen der Abgrenzung der Besitzungen des Sultans von Sansibar lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Beide Mächte anerkennen die Herrschaft des Sultans Said Bargasch über die Inseln Sansibar, Pemba, Lamu und Mafia und ebenso über alle die kleinen Eilande innerhalb eines Bereichs von zwölf Seemeilen um Sansibar herum. Deutschland tritt dem Uebereinkommen zwischen England und Frankreich bezüglich der Unabhängigkeit von Sansibar bei. Die beiden Mächte anerkennen ebenso als die Besitzungen des Sultans auf dem Festlande einen ununterbrochenen Küstenstrich von der Mündung des Miningani-Flusses im Süden (beim Kap Delgado) bis nach Kipini im Norden, der sich aber nur zwölf Seemeilen landeinwärts erstreckt. Beide Mächte anerkennen die Küste von Kipini bis an das nördliche Ende der Manda-Bay als zu Witu gehörend. Großbritannien willigt ein, die Unterhandlungen des Deutschen

Digitized by Google

Reichs mit dem Sultan von Sansibar zu unterstützen, durch welche der letztere der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft den Pacht der Hafengebühren und Zölle von Dar-es-Salam und Pangani gegen Erlegung einer jährlichen Zahlung von Seiten dieser Gesellschaft gewähren soll, und verspricht seinen Einfluß anzuwenden, um ein freundliches Abkommen hinsichtlich der einander entgegenstehenden Ansprüche derselben Gesellschaft und des Sultans auf das Kilima-'ndscharo-Gebiet zu fördern. Hinsichtlich der Interessensphären der beiden Mächte wird bestimmt, daß das Gebiet Deutschlands sich von Rovuma im Süden bis zum Flusse Wanga, zum Kilima'ndscharo und dem Südende des Victoria-Nyanza im Norden erstrecken soll, während das Gebiet von Großbritannien sich auf das Land zwischen dem Kilima'ndscharo und dem Tana-Fluß beschränkt. Die wirkliche Abgrenzungslinie läuft von der Mündung des Wanga in einer geraden Linie bis zum Dschipe-See, dem nördlichen und östlichen Seeufer entlang über den Lumi-Fluß hinüber, teilt zu gleichen Teilen die Bezirke Taveta und Tschaga und führt dann in einer geraden Linie bis zu einem Punkt unter 1° s. Br. auf dem östlichen Ufer des Victoria-Nyanza-Sees. Jede Macht verpflichtet sich, keine Erwerbung zu machen und keine Schutzherrschaft zu errichten innerhalb der Grenzen des Gebietes der anderen. Die deutsche Schutzherrschaft war zuvor nur über Useguha, Ukami, Nguru und Usagara erklärt worden. Diese neuen politischen Grenzen sollen des Ferneren durch eine herauszugebende amtliche Karte veranschaulicht werden.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

VI. Die Reise in den Mearim.

Einen Arm des Pindaré und wohl ebenso mächtig als dieser bildet der Mearim. Er ergießt sich in ihn erst in bedeutender Tiefe, um nach nur zwei Meilen betragendem gemeinschaftlichem Laufe schon dem Ozean zuzuströmen. An seinen Ufern liegen die Villen Arary, Victoria, Lagem, Luiz, Grazaga und Chapada. Durch fortgesetzte Erforschung seines Gebietes dürften noch der Geologie und speziell der Mineralogie interessante Aufschlüsse erwachsen. Unter anderem lassen einzelne Steinproben und damit zusammenhängende Mitteilungen, die ich von dort erhielt, dies hinlänglich vermuten.

An den oberen Teilen des Mearim befinden sich bedeutende Braunkohlenlager, deren Produkt aus großen festen Schichten besteht, im Bruch feintafelig, schwarz und feinkörnig ist und stark nach Schwefel riecht. In der Nähe soll sich Kupfer vorfinden. Wie trefflich hier von der Natur die Hand zur Ausbeutung geboten ist: neben den Minen liegt sogleich das Feuerungsmaterial zum Hüttenbetriebe bereit!

Der schon genannte Ort Lagem verdankt seinen Namen einem weitausgedehnten, flachliegenden, wohl feldspatigen Steinlager, das sich in geringer Tiefe unter der Oberfläche der Erde hinzieht und über das der Fluß zum Teil seinen Lauf nimmt. Derartige flache Steinlager (plutonischen Ursprungs) finden sich an mehreren Orten Brasiliens und geben fast allemal dem nächstgelegenen Orte die Bezeichnung „Lagem". Bei starkem Reiten oder Fahren über denselben vernimmt man einen hohlen Schall. In dem Gebiete eines der Zuflüsse des Grajahu befinden sich hohe weiße Felsen von krystallisiertem Kalk, von feinem, festem Gefüge, der sich in 8—12 m. hohen Massen erhebt. Noch soll in letzterer Gegend und auch schon an der Barra da Corda eine große Baumart wachsen, der man ein bedeutendes Alter und die Eigenschaft nachrühmt, von unten auf allmählich zu versteinern (Pao petrificado). Ein Stück solcher Versteinerung, das ich anfangs für verwitterten Holzopal hielt, ist in meinem Besitze.

Mein Wunsch war, die Monatsfrist, die mir noch bis zum Antritt der größeren Reise ins Innere des Pindaré übrig blieb, zu einem Ausflug dorthin zu verwenden, wobei ich die Indianerkolonie Leopoldina zum Ziele zu nehmen gedachte. In der Stadt Maranhaõ suchte ich mich daher näher über die Gegenden, die mutmaßliche Dauer dieses Ausflugs 2c. zu unterrichten; doch ließ sich trotz vielfacher Bemühungen niemand auffinden, der daselbst nur einigermaßen orientiert gewesen wäre. Selbst die Agentur der Dampfschifffahrt, die doch eine regelmäßige Linie dorthin unterhielt, hatte nur unklare Vorstellungen über die verschiedenen Anlaufsorte, deren gegenseitige Entfernungen 2c. Da blieb mir denn nichts weiter übrig, als kurz und gut gleichwohl den Mearim zu bereisen und in den verschiedenen Häfen erst die nötigen Erkundigungen einzuziehen. Lange jedoch währten diese Zweifel nicht mehr, denn unter den Passagieren fand ich bald Gelegenheit, einen der verschiedenen Orte kundigen Herrn zu sprechen. Derselbe reiste nach Lagem, um sich von dort gleichfalls nach der Kolonie Leopoldina zu begeben. Von ihm erfuhr ich, daß mein Ausflug für die dazu disponible Zeit nur wenig Genuß bieten werde. Dies würde mich noch nicht abgehalten haben; da jedoch hier zu Lande die Transportmittel höchst selten und das Reisen an und für sich höchst beschwerlich ist, so würde ich mich der Möglichkeit ausgesetzt haben, zur festgesetzten Zeit nicht wieder in Maranhaõ eintreffen zu können. Somit zog ich vor, beim ersten Landungsorte Arary auszusteigen, um dort den Dampfer auf seiner Rückreise abzuwarten. Solcherart blieb mir wenigstens die Aussicht auf botanische Genüsse. Mein Begleiter, Herr Lorenço Silveira, war zur Zeit Interimsdirektor der Kolonie Leopoldina, die an den Ufern des Mearim, 10 Leguas oberhalb Lagem, liegt. Sie verspricht günstigere Resultate als die früher genannten Kolonien Sao Pedro und Januaria am Pindaré. Wenn auch die jüngste, ist sie doch die bevölkertste, denn sie zählt bereits 290 Kolonisten, von denen vor Kurzem 90 auf einmal erschienen sind, um sich aufnehmen zu lassen. Die übrigen zwei Kolonien enthalten nur zusammmen 135 Personen. Die Haupttributäre waren auch hier wie dort Guyajara; Timbiras haben sich mehrfach zurückgezogen, jedoch sollten noch einige existieren. Herr Lorenço war mit dem Koloniefaktor (einem Brasilianer, der die Lingoa geral redete; wir werden später Gelegenheit haben, auf diese Sprache zurückzukommen) und einigen Indianern nach Maranhaõ gekommen, um daselbst einzelne Landesprodukte, in Farinha und Baumwolle bestehend, zu verkaufen und dagegen andere Gegenstände mit zurückzunehmen. Einer dieser Indianer belustigte uns durch die Aufführung eines Nationaltanzes, wobei er mit vorgebeugtem Körper auf- und abschreitet und mit Armbewegungen einzelne Passagen bedeutungsvoll begleitet. Nur an einzelnen begeisterten Stellen hob er den Kopf empor und sah uns entzückt an. Es hatte der ganze Vortrag etwas Schauerliches, Erwartungsvolles. Der Gesang war ein wahres Gurgellied, nämlich guttural, wie die Sprache aller südamerikanischen Wilden.

Wir befanden uns bereits einige Zeit im Mearim, als man mir eine Stelle zeigte, wohin im vergangenen Jahre ein riesiger Fisch, scheinbar aus der Familie der Cetaceen, mit der hohen Flut aus dem Meere geführt und hier von der Ebbe überrascht worden war. Der Umkehr nicht mehr fähig, konnte er von den

Digitized by Google

Bewohnern der Umgegend leicht getötet werden. Die Länge desselben wie der Umfang werden verschieden angegeben, jene soll jedoch nicht unter 100 Palmen betragen haben. Der Kopf soll nach den Aussagen von unverhältnismäßiger Dicke gewesen sein; man gibt den Umfang desselben auf 36 Palmen an. Mit mehr Zuverlässigkeit lassen die verschiedenen Knochenstücke, die ich hier und dort erhielt, auf enorme Verhältnisse schließen. Die jüngste Rippe mißt 5 Palmen und ein Kiefer deren 9. Dieser zufällige Fang eines allen Anwohnern völlig unbekannten Fisches in dem Flusse machte natürlich großes Aufsehen. Von Nah und Fern suchte man eines Knochens habhaft zu werden, so daß man an verschiedenen Punkten der Provinz auf Teile dieses Fisches stößt. Obgleich er sehr thranreich gewesen sein soll, ist es doch niemand eingefallen, den Thran auszusieden.

Ganz verschieden von dem Pindaré gestaltet sich hier die Vegetation zu den Seiten des Flusses. Vor allem fehlen hier die durchgängig höheren, dichteren Baumbestände, die dort die Ufer umsäumen, da hier zahlreiche Niederlassungen stattfanden, mit einem Wort, kein Urwald existiert in der Nähe. Nicht allein die einzelnen Fazendas, Quinten und ähnliche Niederlassungen erscheinen in größerer Zahl, auch geschlossene Ortschaften (Villas) finden sich häufiger und dennoch ist der Fluß den Maranhensern weniger bekannt als der Pindaré, was seinen Hauptgrund darin haben mag, daß die Wilden dieses Gebietes weniger zum Verkehr und Erwerb (durch Copaiva und ähnliche Produkte) hinneigten.

Waren es am Pindaré besonders Bignonien, Cassien und Allamanden, Bixas und Bauhinien in verschiedenen Arten und buntester Mischung, die uns beschäftigten, so sind, um übersichtlich zu reden, hier nur drei Hauptformen, die aber oft um so interessanter und in glücklicher Zusammenstellung die Uferlandschaften charakterisieren. Man vermißt auf den ersten Blick die so überraschende Menge von Cucurbitaceen, hat also keine Hoffnung, den zahlreichen Bekannten eine neue Spezies hinzufügen zu können. Als Ausnahme macht sich nur stellenweise ein neuer, bisher wenigstens im nördlichen Brasilien noch nicht beobachteter Convolvulus bemerkbar; ein Schmuck, den ich bisher nur 400 Meilen südlicher in der Provinz Santa Catharina antraf; diese Art ist die einzige dieses Geschlechts, die ich auf solch weiter Wanderung begriffen fand. Das landschaftliche Gepräge betreffend, spielt die baumartige Polygonea eine Rolle, ähnlich der Manglestaude, die im Brackwasser des Meeres meilenweit das einzige Grün bildet. Nur hier und da ragt zwischen ihnen als groteske Abwechslung das herzförmige Blatt des Arum arborescens auf, besonders interessant dadurch, daß es seine Flächen der Sonne abwendet. Höher am Flusse wechseln die Formen, so daß die Fahrt nach der Villa Victoria, die ich in einer Canoa machte, viele interessante Partien darbot. An die Stelle der Polygoneen treten häufiger hohe schattige Massen der Inga, mit denen das hellere Laub zwischen ihren goldblühenden Combreten, mit einzelnen Bignonien untermischt, einen guten Kontrast bildet. Hier und dort erscheinen größere und kleinere Gruppen des baumartigen Arum, förmlich kleine Wäldchen bildend; darüber ragen die hohen Fahnenruten des Gynerium argenteum empor, im Sonnenglanze ihre prachtvolle Silbermähne spielen zu lassen. Weiter hinauf folgt die Maraja-Palme, eine buschige, gesellschaftlich wachsende Spezies, die stets in der Nähe des Wassers vorkommt. Wie eine stolze Königin erhebt sich an einzelnen Stellen die Urania amazonica. Den Beschluß dieses Panoramas endlich, vom Wasser gesehen, macht der blaue Saum ferner Berge.

Wäre die Gegend in südlicher Richtung, die aus vielem Campland besteht, nicht zur Zeit noch von dem Winterregen her zu sehr versumpft gewesen, so würde ich von Arary nach dem Itapecuru-Fluß, an dessen oberem Teile Caxias, die ehemalige Hauptstadt der Provinz Piauhy, liegt, geritten sein, um von dort mit einem anderen Dampfern nach Maranhaõ zurückzukehren, denn auch dieser Fluß steht durch Dampfschiffe mit der Hauptstadt in geregelter Verbindung. Die Entfernung beider Flüsse von einander ist nämlich hier die kürzeste. Aber wie gesagt, das Land war noch zu sumpfig, und so machte schon eine kurze Exkursion, die ich in dieser Richtung versuchte, dem Pferd viel zu schaffen. Dennoch ist dieser Campo eine Quelle des Wohlstandes für viele Bewohner dieser Gegend, da zahlreiche Heerden Rindvieh auf ihm weiden. Selten sah ich so wohlgenährtes Vieh als hier. Gegen den Ausgang des Sommers (Oktober und November) soll die Weide am kräftigsten sein, und es werden dann große Mengen Vieh zum Verkauf selbst nach den entferntesten Küstenstädten geführt. Mit dem Beginne der Regenzeit um Weihnachten hebt das Stadium der Abmagerung wieder an, das bis Februar, März fortdauert. Das Gras ist dann nicht saftig, jedoch hoch und dicht gewachsen; es bildet dichte feste Büschel, welche den sumpfigen Boden besonders befestigen helfen; denn in den Tropen, wo die Sonnenkraft ungeschwächt wirkt, namentlich im Tieflande, sehen wir uns vergebens nach geregelten zusammenhängenden Grasflächen um, wie sie unsere europäischen Wiesen charakterisieren.

In dem Agenturgebäude zu Arary hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, die auf die Rückkehr des Dampfers von Lagem wartete, um sich nach Maranhaõ einzuschiffen. Auch sollte diesmal das Boot eine sehr zusammengesetzte Menagerie beleben, denn die Mehrzahl der Passagiere erschien mit den verschiedensten vierfüßigen und geflügelten Begleitern. Außer dem Schlachtvieh, das reich vertreten war, belustigte den Einzelnen wie die ganze Gesellschaft eine Schar Affen, Papageien, Mutums, Jacus, Pacas, ja ein elektrischer Aal in seiner Kufe und ein Reiher fehlten unter der Menge nicht. Mehr aber noch ergötzte uns der seltsame Frachttarif der Compagnie. Anstatt nach Größe und Behälter oder Volumen der Tiere zu rechnen, fand sie es leichter, ganz systematisch nur kurzweg die Zahl der Füße zu zählen. Daß diese Einrichtung viele Klagen und scherzhafte Aeußerungen veranlassen mußte, ist leicht einzusehen. Was würde unter solchen Bedingungen z. B. der tausendfüßige Julus (Tausendfuß) zu zahlen haben? Jemand, der zwei große gemästete Puter mitbrachte, hatte nicht mehr zu zahlen, als ein anderer, welcher ein kleines Aeffchen, ein wahres Miniaturstück, auf seinen eigenen Schultern trug — Unterschiede jedoch, die die Compagnie nicht beachtet; sie taxiert eben nur nach Füßen, was jedenfalls um so ungerechter war, als der Frachtsatz bedenklich hoch stand; denn jeder Tierfuß wurde mit 200 Reis einregistriert. Dabei übernahm die Compagnie in keiner Beziehung Garantie, nicht einmal die des Raumes. Jeder Passagier mußte sich selbst um seine Pfleglinge bekümmern, sie unterbringen, so gut es ging, und am Ende noch froh sein, wenn sie zwischen den Kisten und Kasten auf dem ohnehin so bewegten Schiffe nur unbeschädigt die Reise überstanden.

Mehrfach ließ das Schnauben des Dampfers dessen nahe Anwesenheit ahnen und doch verzögerte sich sein Erscheinen noch um ein bedeutendes, da er viele starke Windungen zu durchlaufen hat. Erst nachdem ein Schuß uns seine Landung in Victoria anzeigte, durften wir hoffen, nach einer Stunde unseres langweiligen Wartens überhoben zu sein. Rasch, nach kurzem Aufenthalte, fuhren wir denn auch auf ihm den Fluß hinab, da die Dampfer nie länger in den Stationen zu verweilen pflegen, als eben zum Ein- und Ausladen nötig ist.

VII. Meine zweite Reise in den Pindaré.

Mittlerweile rückte der Tag der Abreise nach dem oberen Pindaré immer näher und die vielfachen, umfassenden Vorbereitungen, die eine mehrmonatliche Reise in die unwirtlichen Gegenden dieses Flusses erforderte, waren zum großen Teil beendet. Es mußten der Proviant im voraus beschafft, die Jagd-

Digitized by Google

gerätschaften in den Stand gesetzt, sowie für Konservierungsmittel und ähnliche Reisebedürfnisse Sorge getragen werden. Ebenso unerläßlich auch, zur Verteilung und zum Tausch unter den Wilden, ist der Ankauf verschiedener nützlicher Haushaltungsgegenstände, wie Spiegel, Messer, Perlen, Scheeren, Aexte, Pulver, Gewehre, verschiedene Kleidungsstücke, Harmonikas, Orgeln, Nadeln und dergleichen Gegenstände, die, so einfach und zweckmäßig sie sind, doch sämtlich nach bereits erhaltener Vorschrift meines Missionars besonders ausgewählt sein mußten. In Beziehung auf Kleidungsstücke und selbst Perlen waltet ein eigener Geschmack. Die Messer mußten ein weißes Heft haben, Fingerhüte gelb, nicht weiß, Pulver möglichst grob u. s. f., Perlen recht klein sein, lila und blau die beliebteste Farbe.

In Monçao, auf der uns bekannten Route, angelangt, fand ich bereits zwei vom Präsidenten dorthin beorderte Soldaten, die zu meiner Begleitung bestimmt waren, vor. Auch erwartete mich schon ein von der Kolonie Sao Pedro entgegengesandtes Boot mit zwei Indianern. Nachdem nun noch ein Ochse geschlachtet und das Fleisch eingesalzen war, begaben wir uns zunächst nach Sao Pedro, um dort den Missionar José Bento aufzunehmen, sowie dem Boote die letzte zweckmäßige Einrichtung zu geben.

Die Vorteile gemeinschaftlicher Fahrt benutzend, hatten zwei Brasilianer, die gleichfalls ein Boot nach den Indianerdörfern zum Ankauf von Copaiva-Oel absenden wollten, ihre Abreise bis zu der meinigen verschoben. Solche Vorteile bestehen nicht allein in größerer persönlicher Sicherheit gegen die besonders in der trockenen Jahreszeit umherstreifenden Timbira-Indianer, sondern auch in gegenseitiger Aushülfe bei schwierigen Passagen, namentlich da, wo auf dem überschwemmten Campo Stellen sind, über die das Boot oft nur mit der größten Anstrengung der gesamten Mannschaft auf untergelegten Holzstücken fortgeschoben werden kann. Ein solcher Fall war schon auf der Fahrt nach Sao Pedro eingetreten, aber auch vorausgesehen. Man umgeht dennoch der bedeutenden Abkürzung halber die vielen Windungen des Flusses, sobald das Wasser über den Campo flutet. Gefährlich sind oft die Passagen, die durch Uferwaldung leiten, indem das Wasser der größeren Senkung halber gepreßt durch die engen Räume hindurchschießt, wo die Fahrzeuge leicht an die Bäume geschleudert werden können.

Nach sechsstündiger Fahrt erreichten wir Sao Pedro, und da es gerade der Tag des hl. Petrus war und der Brasilianer als frommer Katholik alle Schutzpatrone streng verehrt, so hatten wir Gelegenheit, diese Festlichkeit diesmal von den Caboclos begehen zu sehen. Diese Feier des hl. Petrus währt zwei Tage und wird von den Weißen und Schwarzen des Landes in jener gleichen eigentümlichen Weise begangen, wie der Johannistag, welch letzteren ich bereits in Maranhaõ zu sehen Gelegenheit hatte. Den Schwarzen, die sich kostümieren und belustigende Spiele mit einem verkleideten Ochsen zum Besten geben, dient dieses Fest zugleich als kleiner Gelderwerb. Sie ziehen mit ihrem Statistenochsen von Haus zu Haus, um unter Gesang und Tanz die drolligsten Szenen aufzuführen. Die hereinbrechende Nacht hindert sie nicht; sie spielen unverdrossen bis zum Anbruch des Tages. Jedermann wird der Reihe nach aus seiner nächtlichen Ruhe aufgestört und muß dem Schauspiele zusehen. Reiche Spenden fallen diesen dramatischen Künstlern gewöhnlich zum Lohne. Idee und Ausführung der Szenen sind oft ganz nett und sehenswert, die Lieder eigenes Produkt und eigene Komposition. Den Aufführungen gehen stets mehrere öffentliche Proben voran, bei denen schon viele Zuschauer sich einfinden. Nachdem sie den Tag über durch geistige Getränke sich berauscht und durch Gesang sich erheitert hatten, führten sie Abends ihre originellen Tänze auf. Einige hatten über Schulter und Brust ein langes Band gezupfter Baumwolle aufgeklebt. Ueber der Stirn wogt ein mit Geschmack und Symmetrie gearbeiteter Federschmuck, ein aus bunten Federn gefertigtes Diadem, und in den Händen tragen sie je einen mächtigen Bund der großen Federn des Gaviaõ real (Königsadler), welcher beim Singen wie im Takte geschwungen wird. Um so geschmackloser, plumper ist die Aufführung des Tanzes selbst. Dieser, sowie der schauerliche, fast pochend und tief aus der Gurgel hervorgetriebene Gesang in Begleitung eintönigen Geklappers mit Handschelle oder Klapperbüchse, verleiden dem gebildeten Zuschauer ein längeres Verweilen bei der Darstellung. In gleicher Weise wie der Wilde durch seine Lieder sich begeistert und die Sinne berauscht, ermüdet er körperlich nicht weniger durch die heftigen, mit harten Stößen geführten Tanzweisen, so daß er nach Beendigung derselben erschöpft sich auf den Boden niederläßt. Ich zog mich, gelangweilt, bald zurück, und noch die ganze Nacht hindurch bis zum Anbruch des Tages störte uns Schlafende die lärmende Belustigung. Infolge dieser nächtlichen Aufregung war die mir zugeteilte Rudermannschaft unfähig, am folgenden Tage zu arbeiten, und da überdies noch eine Tolda (eine Art Dach) über das Boot errichtet werden mußte, so verschob ich um so lieber noch die Abreise um zwei volle Tage. Meine Reisegefährten dagegen verabschiedeten sich, indem sie hofften, bei langsamem Fahren von uns eingeholt zu werden. Mir kam diese Trennung ganz erwünscht, indem ich nun ganz ungestört und unabhängig von fremder Begleitung meinem Reiseplan nachgehen konnte.

Die nähere Bekanntschaft mit José Bento, meinem zukünftigen Führer, ließ mich bald einen wunderlichen Kauz in ihm erkennen. Seinem Wesen entsprach die ganze Figur. Er war in den sechziger Jahren und unter vielen Erfahrungen im Waldleben ergraut. Er war von gewöhnlicher Größe, korpulent und von etwas imponierender Haltung. Seinem breiten Gesicht waren ein gutes Stück Ruhe und Heiterkeit, aber auch etwas Väterliches, Altkluges aufgeprägt. Die gebogene Nase verlieh ihm jenen Zug, der den pfiffigen geriebenen Menschen sogleich verrät. Sein voller Schmerbauch endlich harmonierte bestens mit seiner Physiognomie und gab ihm jene Behäbigkeit, die den Altmeistern der ehrbaren Metzgerzunft so wohl steht — ein Vergleich, der mir allemal dann besonders lebhaft vor Augen stand, so oft ich später den Mann mit dem Waidmesser in der Hand das Wild so trefflich tranchieren sah. In den verschiedenen Handgriffen der Wilden, den Gebräuchen des Waldlebens war er ein fertiger Meister, gewissermaßen darin aufgewachsen. In seiner Jugend, wo er infolge einiger leichtsinniger Geniestreiche polizeilich verfolgt wurde, flüchtete er unter die Wilden und lebte sieben Jahre in gänzlicher Abgeschlossenheit von der übrigen Welt unter ihnen. Auf solche Art mit Sprache und Sitten der Wilden vertraut geworden, erregte er natürlich die Aufmerksamkeit der Regierung, die für ihre Pacifikationspläne ein passendes Organ brauchte; sie verwendete ihn deshalb bei jeder Gelegenheit zu Expeditionen und ähnlichen Zwecken unter den Wilden, so daß er ein Leben voll Mühe und Gefahren führte und nun, wo er, an der Grenze der siebziger Jahre stand, in Ruhe das Amt eines Dolmetscher auf der Kolonie Sao Pedro versah. Eine im Fall der Dienstunfähigkeit zugesicherte Pension scheint seinen Ehrgeiz besonders zu nähren, denn bei jeder Gelegenheit sucht er derselben Erwähnung zu thun. Mit Stolz nennt er sich einen Empregado publico (öffentlichen Beamten). Jetzt belästigte er uns mit der ihm eigenen unermüdlichen Beredsamkeit, welche uns mit den Ereignissen seines früheren Lebens, sowie dem Reichtum seiner Dokumentenschachtel bekannt machen sollte, deren Inhalt, von so verschiedenen Jahren wie Autoritäten herstammend, wiederholt zur Bestätigung alles Gesagten vor uns ausgekramt wurde. Der eitle Mann war glücklich, aufs neue mit einer Kommission betraut worden zu sein, denn somit durfte er hoffen, seine zahlreichen Dokumente durch einen Zuwachs bereichert zu sehen. José Bento konnte weder lesen noch schreiben, kannte aber jedes Papier und fand bald die betreffenden Beweisstellen. Seine Eigenliebe kränkte es einiger-

Digitized by Google

maßen, daß ich nicht speziell für ihn schon eine vom Präsidenten ausgefertigte Autorisation mitgebracht hatte. Er erklärte eine solche Form für unumgänglich notwendig, indem er darauf bestand daß — und zwar noch vor Antritt der Reise — ein Dokument so und so ausgefertigt werden müsse. Nach der Reise würden alsdann die übrigen Papiere von selbst erfolgen. Ich tröstete den originellen Mann damit, daß der Präsident seiner rühmend Erwähnung gethan habe, und versprach ihm zugleich das gewünschte Papier, wozu einige zufällig Anwesende ihre Unterschrift als Zeugen geben mußten. Mit wichtiger feierlicher Miene übernahm er das Aktenstück, faltete es sorgfältig zusammen und legte es zu seinen übrigen Papieren. Die ominöse Schachtel aber war ein heiliges unzertrennliches Reisebedürfnis. Sein Wunsch war nun erfüllt und so ging er auch sogleich an die Ausrüstung. Da zeigte es sich, daß dieser gute Mann mit einem Leben voll Mühen und Entbehrungen es nie dahin gebracht hatte, einen Säbel oder ein Gewehr als sein Eigentum zu besitzen. Ich mußte ihn daher ganz wie die übrige Mannschaft equipieren. Selbst mit den Soldaten sah es nicht viel besser aus, denn sie entdeckten mir erst später, als uns Gefahr drohte, daß sie ohne Munition waren.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

* Das Raubwild in Esthland.

Durch das teilweise Durchforsten und durch das Verringern unserer ausgedehnten Waldbestände in Esthland, wie durch das Urbarmachen großer Flächen Buschlandes zu Feld und Wiese und durch das Entwässern der Moore hat sich auch das große Raubwild: Bär, Wolf und Luchs, mit den Jahren mehr und mehr verringert. Wo eben die Kultur steigt, müssen die Raubtiere das Feld räumen. Es sind wenige Gegenden, wo sie sich noch zu Hause fühlen und sich nicht als scheue Gäste zeigen. Die großen Wald- und Sumpfstrecken, die sich vom Peipus bis zur Narowa fast ununterbrochen hinziehen, sind wohl die einzigen Gegenden, wo dieses Wild in Esthland noch heimisch angetroffen wird, dem Landmann zur Freude, dem Jäger zum Kummer. Der Wolf wird hier wohl in Esthland, ab und an auch in anderen Gegenden erlegt, dann haben ihn entschieden Nahrungssorgen aus den waldreichen Gegenden vertrieben; ist er bescheiden in seinen Bedürfnissen, so bürgert er sich für einige Zeit in den kleineren Waldungen ein, doch nie kann er auf lange Gastfreundschaft rechnen, namentlich im Winter, wo der Hunger ihn selbst bis in die Nähe der einzeln stehenden Gehöfte treibt und er oft seinen Hunger nur durch einen mageren Dorfköter befriedigen kann. Dann fällt er dem Jäger und dem viel sichereren Gift zum Opfer. Anders mit dem Bären und auch mit dem Luchs. Ersterer ist durch seine zum Teil vegetabilische Nahrung dem Landmann weniger schädlich, denn selten dringt er bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen, und nur auf entfernten Weidegängen fällt er ein Rind an. Der Luchs aber ist eigentlich nur dem Jäger schädlich, seine Nahrung liefert fast ausschließlich der Wald: den Hasen und das Hühnerwild; Rehe kommen ihrer Seltenheit wegen in Esthland nicht in Betracht. Beide, Bär wie auch Luchs, verlangen ein großes, ungestörtes Jagdgebiet; wo der Wald forstmännisch bewirtschaftet wird, da ziehen sie sich zurück, namentlich der Bär. Ihrer schwachen Vermehrung wegen werden sie auch nie so zur Landplage wie ihr Freund Isegrim. Der Wolf ist auch das einzige Raubtier, für dessen Erlegung eine Prämie gezahlt wird. — Wie anders vor 30 Jahren, wo all dieses Raubzeug in Esthland häufig angetroffen wurde! Als Beispiel mag mir das Jewe'sche Kirchspiel dienen; meine Knabenjahre verlebte ich im Flecken Jewe. Es wurden in diesem Kirchspiel alle Jahre mehrere Bären erlegt. Der Jewe'sche Krüger Krik erlegte auf der Rückfahrt von dem von uns vier Werst entfernten Eichenhain zu Anfang der fünfziger Jahre einen großen Bären. Auf einem Ritt nach Choudleigh trollte sich auf der Strecke zwischen dem Flecken Jewe und dem jetzigen Bahnhof Jewe ein Bär über die große Poststraße, damals allerdings ein fast undurchdringlicher Urwald, jetzt eine vorzügliche Kunstwiese. Wenige Güter gab es im Kirchspiel, wo der Bär nicht in den Waldungen derselben einheimisch war. Jetzt ist er fast ganz verschwunden, seine Jagd gehört jedenfalls in der Gegend zu den größten Seltenheiten. Das Wolfsgeheul, das ich als Junge oft mit Schaudern auf den Fahrten in der Jewe'schen Gegend gehört habe, wird jetzt durch das Schnauben und Pfeifen der Lokomotive ersetzt. Wie häufig sie selbst in unmittelbarer Nähe des Fleckens damals vorkamen, mag man daraus ersehen, daß sechs Wölfe in einer Winternacht zwei Hasenhunde auf der uns schräg gegenüberliegenden Treppe des Herrn v. Schg. zerrissen. Der Brenner des Gutes Jewe schoß aus der Brennerei, während er die Maische kühlte, von einem in der Nähe ausgelegten Pferdekadaver in einer Nacht zwei Wölfe. Auf einer Fahrt mit meinem Vater aus Maydell (Wrangelstein) nach Jewe saßen in unmittelbarer Nähe des Winterwegs 17 Wölfe, sie ließen uns ruhig vorbeifahren und folgten dann bis fast zum Gute Kochtel unserem Schlitten. Der Wolf, wie gesagt, kommt in Esthland noch allenthalben vor, doch ist er scheuer geworden und zeigt sich selten in großen Rudeln. Der Kalbs-, wie auch der kleinere Katzenluchs wurden auf allen Gütern, die größere Waldungen hatten, von den Jägern erlegt, nie war aber ihre Jagd eine so allgemeine, wie auf den Wolf und den Bären, weil sie eben nur dem Jäger in seinem Bezirk schädlich waren; der Gewinn an ihrer Jagd ist ein ein viel geringerer als beim Bären und Wolf. Wird ein frisch erlegter Luchs gleich ausgeweidet, so gibt er einen schmackhaften Braten; das Fleisch ist sehr weiß und ähnelt dem Kalbfleisch. Der Bär wie auch der Luchs greifen verwundet und in die Enge getrieben den Jäger an, nie der Wolf. Ein unverwundeter Bär flüchtet vor dem Menschen, und es gehört zu den Ammenmärchen, wenn er, nicht gereizt oder verwundet, zum Angriff übergehen sollte. Nach dreißig Jahren wird dieses große Raubwild wohl fast gänzlich aus Esthland verschwunden sein, höchstens wird noch der Wolf sich zeigen, der auf Streifzügen aus den russischen Waldungen herüberkommt. Ein Herr Rosenmüller schreibt aus Wesenberg vom 23. März 1881 an meinen Onkel, er habe sich bei dem Arzt in Wesenberg einquartiert, und sei so zufrieden mit der Wohnung, daß ihn nicht einmal das Gebell der Hunde über die um das Haus herumschleichenden Wölfe mehr störe.

(„Rev. Beob.“)

Neuere Lagerkataloge, die auf Verlangen gratis zu Diensten stehen:

Nr. 169: **Afrika.**
„ 186: **Geologie.**
„ 192: **Spanien und Portugal.**
„ 195: **Botanik.**
„ 196: **Amerika.**

Frankfurt a. M.

Joseph Baer & Co.,
Buchhändler u. Antiquare.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 16. Stuttgart, 18. April **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das japanische Kunstgewerbe. Von Emil Jung. S. 201. — 2. Jün-nan. S. 304. — 3. Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen. Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann. (Fortsetzung.) S. 308. — 4. Das Aussterben der Eingeborenen der Insel Santa Cruz. Von W. J. Hoffmann, Dr. med. in Washington. S. 312. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 314. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 316. — 7. Kleinere Mitteilung. S. 319. — 8. Erklärung. S. 320.

Das japanische Kunstgewerbe.

Von Emil Jung.

Auf den bereits im November 1880 vollendeten ersten Teil seines mustergültigen Werkes über Japan hat Professor Rein, welcher inzwischen den geographischen Lehrstuhl zu Marburg mit dem von Bonn vertauscht hat, vor kurzem den zweiten folgen lassen.[1] Wie jener erste Band, den diese Zeitschrift seinerzeit eingehend würdigte, so darf auch der nun vorliegende zweite als eine der hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Erdkunde bezeichnet werden. Die Litteratur, welche sich mit Japan beschäftigt, ist ja in jüngster Zeit ganz erstaunlich angewachsen und auch in dem mehr denn fünf Jahre umfassenden Zeitraum, welcher seit Erscheinen der ersten Hälfte von Rein's großer Arbeit verflossen, ist ein Nachlassen der Thätigkeit nach dieser Richtung nicht zu verzeichnen gewesen. Waren es auch meist Monographien, welche einen besonderen Teil des Inselreiches, einen speziellen Zweig der Thätigkeit seiner Bewohner sich zum Vorwurf nahmen, so hat es doch auch nicht an zusammenfassenden Werken gefehlt. Tüchtige Kräfte verschiedener Nationen haben dabei mitgearbeitet. Nirgend aber, dessen sind wir sicher, wird uns ein Widerspruch entgegentreten, wenn wir behaupten, daß unter all diesen litterarischen Erscheinungen dem Werk unseres Landsmannes bezüglich seines soliden wissenschaftlichen Inhalt rückhaltlos der erste Preis zuzuerkennen ist. Dies Urteil, welches bereits bei Erscheinen des ersten Bandes ausgesprochen wurde, bestätigt der zweite vollauf, ja er befestigt es noch mehr. Der Inhalt des letzteren, welcher die Produktion und den Handel Japans begreift, ist ein so vielseitiger, reicher, es ist darin so manches, bisher noch unkultivierte Feld zum ersten Male bebaut, daß es unmöglich erscheint, in einer Besprechung, deren Raum notwendig knapp bemessen ist, demselben selbst in gedrängtester Uebersicht auch nur annähernd gerecht zu werden. Ich ziehe es daher vor, einige Kapitel herauszugreifen, welche sich mit einem Gegenstande beschäftigen, der vielleicht gerade gegenwärtig für einen großen Kreis von Gebildeten ein ganz besonderes Interesse hat, zumal sich dieses Interesse vermutlich noch bedeutend vertiefen und verbreiten wird. Ich meine damit das japanische Kunstgewerbe und die von demselben mit so viel Verständnis und Geschick gepflegten Zweige. Rein bezeichnet dies Gebiet als eins, das nicht unmittelbar in den Kreis seiner Aufgaben fiel. Um so mehr müssen wir ihm dankbar sein, daß er uns eine so schöne Reihe von gründlichen und lehrreichen Essays über die Entstehung, Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des japanischen Kunstgewerbes geschenkt hat.

Wie Japan seine Staatseinrichtung und Rechtspflege, seine Schrift und Litteratur, seine Ethik und Heilkunde von China empfing, so betrachtete es auch viele Jahrhunderte lang China als mustergültiges Vorbild in Künsten und Gewerben mit all ihren Eigenheiten in der Anwendung der Mittel und der Geschmacksrichtung. Aber begabt mit großer Nachahmungsgabe und Neigung, das Gesehene sich anzueignen und nutzbar zu machen, sowie mit einem entwickelten Natur- und Schönheitssinn, überholte das japanische Volk schließlich seine alten Lehrmeister und übertrifft dieselben jetzt weit.

[1] Rein, „Japan nach Reisen und Studien". Leipzig, W. Engelmann, 1886.

Digitized by Google

Die konstruktive Kunst ist in Japan weit weniger entwickelt als die dekorative. Viele Formen sind schwerfällig und gedrückt, dafür zeigen aber die Dekorationen eine überwältigende Wahrheit und Kraft und entzücken durch lebensvolle Naturtreue, das oft meisterhaft angebrachte Kolorit und die hohe technische Vollendung der Ausschmückung.

In der herrlichen Natur seines Landes fand der Japaner die meisten Dekorationsmotive, und dieser Natur sich zu erfreuen, still zu ihren Füßen sitzend, sie in ihrem Leben und Treiben zu belauschen und das leichte, gefällige Bild warm und treu, wie es empfunden und aufgenommen wurde, mit geübter sicherer Hand wiederzugeben, dies ist das Geheimnis, das sich allmählich zur Grundlage der japanischen Kunst im Gewerbe ausgestaltete. Die Bilder, mit denen der Japaner seine Vasen und Präsentationsteller, seine spanischen Wände und kostbaren Seidenstoffe mit Vorliebe schmückt, sind demnach der Ausdruck eines geläuterten Geschmacks, einer geübten Naturbeobachtung und eines liebevollen Erfassens all der Schönheiten, welche Berg und Thal, Feld und Hain in ihren mannigfaltigen Formen und Lebenserscheinungen ihm bieten.

Auch in Japan war der Kultus der mächtigste Stimulant und Träger der Kunst und des Kunstgewerbes, mit der Entwickelung des Feudalismus gesellte sich auch der Feudaladel hinzu. Als aber das Feudalsystem überwunden wurde, die Daimio-Burgen fielen und die Klöster einen ansehnlichen Teil ihrer Mittel verloren, verschwanden auch die bisherigen Stützen und Förderer des eigenartigen Kunsthandwerks. Und als nun mit der vermehrten Nachfrage Europa's nach japanischen Kunsterzeugnissen seit Eröffnung der Vertragshäfen eine Massenfabrikation billiger Verkaufsartikel begann, da hätte ein entschiedener Verfall des japanischen Kunsthandwerks eine Folge dieser konkurrierenden Erscheinungen sein müssen, wäre nicht mit der Neubelebung unseres eigenen Kunstsinns auch in Japan ein Wendepunkt eingetreten, der unter dem Einfluß der großen Industrie-Ausstellungen wieder in die richtigen Bahnen leitete.

Nach Europa kamen japanische Industrie-Erzeugnisse zwar schon früh durch Portugiesen und Holländer, aber einen nachweisbaren Einfluß übten sie in Holland nur auf die Keramik aus. Dieser Einfluß wurde aber bald wieder durch chinesische Muster verdrängt, und erst seit etwa 20 Jahren macht sich in Europa ein Bestreben bemerkbar, japanische Vorbilder zu kopieren. Seit den Weltausstellungen zu Wien und Paris dringt die japanische Kunst gewaltig in die Industrie Europa's ein und droht den Geschmack unseres Erdteils auf gewissen Gebieten vollständig umzuwandeln.

Die Kunstindustrie der Japaner, wie anderer ostasiatischer Völker hat ihren Schwerpunkt in den mancherlei kleinen Erzeugnissen, welche sie aus plastischem Thon, Metall, Holz und Elfenbein darstellen. Lackierkunst, feinere Keramik, Email-, Ziselier- und Tauschierarbeiten und in letzterer Beziehung vor allem die Bronze-Industrie und Waffenschmiedkunst, aber auch die Holz-, Elfenbein-, Knochen- und Steinschneiderei sowie Weberei und Färberei sind die Gewerbszweige, in welchen sich Kunstsinn und Kunstfertigkeit der Japaner am meisten zeigen.

Die Architektur ist hier nicht wie bei den Kulturvölkern Europa's die älteste und vornehmste Trägerin der Kunst. Wenn aber die Holzkonstruktionen Japan's auch der Zweckmäßigkeit und Eleganz entbehren, so zeigt der Japaner doch auch am Holze seine wunderbare Findigkeit, aber nicht als Architekt, sondern als Schreiner, Drechsler und Holzschnitzer. Da die Hauseinrichtungen bis in die jüngste Zeit äußerst einfache waren, so fiel die Hauptarbeit dem Lackierer zu. Seitdem sich aber nicht nur bei Fremden sondern auch bei Eingeborenen das Bedürfnis eingestellt hat, die Häuser nach europäischer Art auszustatten, hat sich im Hakone-Gebirge und zu Shidzuoka, der Hauptstadt von Suruga, eine Kunstindustrie entwickelt, deren mit Holzmosaik gezierte Kabinette, Kommoden und Tische bereits viel exportiert werden. Ein anderes Zentrum für Holz-, namentlich für Schnitz- und Dreharbeiten ist der Wallfahrtsort Nikko. Die Arbeiten hier sind nicht so schön und mannigfaltig wie die von Hakone, aber die Eigenart der Form und des verwendeten Materials gibt ihnen einen besonderen Reiz.

Die gewöhnlichste Art, die mancherlei kleinen Erzeugnisse der japanischen Holzindustrie auszuschmücken und zugleich gegen die Einflüsse der Witterung zu schützen, besteht in der Lackierung derselben. Die Lackindustrie nimmt unter den verschiedenen hochentwickelten Zweigen der Kunstindustrie Japan's unstreitig die erste Stelle ein. „In keinem anderen Zweige haben Kunstsinn und Kunstfertigkeit des Japaners das weite Spiel seiner Phantasie und seine bewundernswerte Ausdauer und Geschicklichkeit in der Ausführung ihrer gestaltenreichen Gebilde früher und mehr sich entwickelt, in keinem hat er sich von seinem chinesischen Lehrmeister und Vorbilde so frühzeitig getrennt und auf eigene Füße gestellt, in keinem anderen endlich sich unter allen Kulturvölkern so sehr und unbestritten den Vorrang erworben."

Was die japanischen Lacküberzüge vor allen anderen derartigen Arbeiten auszeichnet, das sind die große Härte, der hohe Glanz und namentlich die Widerstandskraft, die dieselben weder durch kochendes Wasser, noch durch heiße Zigarrenasche oder alkoholische Flüssigkeiten und Säuren angegriffen werden läßt. Dies sind Eigenschaften, an denen sich japanische und auch chinesische Lackware sogleich von allen europäischen Nachahmungen unterscheiden läßt. Die letzteren werden aus Harzlacken hergestellt, das Material für die japanische Industrie ist aber der Saft des in China und Japan kultivierten Lackbaumes (Rhus vernicifera), der zu drei Vierteln nördlich des 36. Breitengrades gewonnen wird.

Wahrscheinlich wurde dieser Baum mit der Industrie

Digitized by Google

aus China eingeführt, wie man daraus schließen kann, daß derselbe in wildem Zustande in Japan noch nirgends angetroffen wurde und daß die hier gebrauchten Mittel und Werkzeuge völlig mit denen übereinstimmen, die man seit Jahrhunderten in der Lack-Industrie China's anwendet. Jedenfalls erlangte der Lack als schützender und schmückender Ueberzug von vielerlei Stoffen und Gegenständen erst von der Mitte des 7. Jahrhunderts an größere Bedeutung. Die ursprünglich allein gebrauchte Farbe war einfaches Schwarz, doch wird das Verzieren der Lackanstriche mit Goldstaub, sowie mit Perlmutter-Einlage bis zum 8. Jahrhundert zurückgeführt.

Vom Hof der Herrscher verbreitete sich die Lack-Industrie über die Daimio-Sitze, und im 11. und 12. Jahrhundert war es schon Sitte, daß der hohe Adel die Ochsenkarren, auf denen er nach seinem Vorrecht ausfuhr, mit Goldlack schmückte. Aber noch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts hielt man alle Verzierungen, welche vornehmlich in der Darstellung blühender Pflanzen bestanden, in derselben Fläche.

Darnach gesellten sich zu den verschiedensten Naturgegenständen auch Landschaften, welche die Einführung erhabener Goldlackarbeiten, des Taka-makiye, auf das wirksamste belebte. Diese Dekoration en bas relief zeichnet neben manchem anderen noch heute die japanische Lackware vor der chinesischen wesentlich aus. Aus der Glanzzeit der alten japanischen Lackierkunst stammen die heute gar nicht mehr angefertigten schönen Arbeiten mit geschnitztem Zinnoberlack, wie wir sie in unseren Kunstgewerbemuseen hie und da antreffen. Diese eigentümliche, Tsui-shiu genannte Verzierungsweise, die man bei kleinen Tischchen, Schalen und Dosen anwandte, bestand darin, daß auf die Holzunterlagen Zinnoberlack in verschiedenen Abstufungen in gleichmäßigen Schichten aufgetragen wurde, bis eine feste Kruste von 1—2 mm. Dicke erreicht war. In dieselbe wurden dann die verschiedenartigsten Ornamente, wie Arabesken, Blumen, menschliche und tierische Figuren, Szenen aus dem Leben und ganze Landschaften und Schlachtenbilder ziseliert oder mit scharfem Messer schräg ausgeschnitten, so daß man die verschiedenfarbigen aufeinanderfolgenden Schichten deutlich erkennen konnte. Dergleichen Arbeiten werden heute in Japan nicht mehr geliefert, billige Nachahmungen von geringem Kunstwert finden sich dagegen ziemlich häufig.

Solche und ähnliche, außerordentlich viel Zeit und Mühe in Anspruch nehmende kostbare Gegenstände, deren Anfertigung einen Arbeiter oft mehrere Jahre voll beschäftigte, deren hoher künstlerischer Vollendung zugleich der Reichtum des angewandten Goldes entsprach, wurden bei den alten wohlhabenden Familien des Reichs so hoch geschätzt, daß neben einem prächtigen Schwert kein anderer Gegenstand mehr begehrt wurde als ein Lackkunstwerk aus der Hand eines anerkannt tüchtigen Meisters.

Als aber mit dem Zusammenbrechen der alten Ordnung Schogun und Daimio ihre Macht verloren, kamen mit anderen herrlichen Erzeugnissen des japanischen Kunstgewerbefleißes auch viele alte wertvolle Lackarbeiten in den Handel, und zwar in solcher Menge, daß der Marktpreis derselben sehr schnell herunterging und es oft vorteilhafter erschien, die Gegenstände zu verbrennen, um das bei ihrer Herstellung verwandte Gold zu gewinnen.

Daß die Lackindustrie dabei schnell sank und sich allein billigen Gebrauchs- und Handelsartikeln zuwandte, ist natürlich. Aber eine Besserung dieser sich verschlechternden Verhältnisse trat bald ein. Der fremde Sammler sagte sich, daß die Zeit des alten Kunstblüte wohl nie wiederkehren werde, und suchte, ehe es zu spät war, sich in den Besitz alles dessen zu setzen, was frühere Meister geschaffen und die Aufkäufer übrig gelassen. Dies gab der Industrie neue Impulse, sie erstand zu frischem Leben, und so konnten die Weltausstellungen der neuesten Zeit moderne Leistungen aufweisen, welche sich denen früherer Perioden ebenbürtig an die Seite stellen lassen. In Paris ragte 1878 eine lackierte, dreiteilige spanische Wand aus Tokio, an welcher zwei volle Jahre gearbeitet worden war, mit ihren prachtvollen Dekorationen in Gold und Silber, den leuchtenden Farben ihrer Blumen unter den kostbarsten Erzeugnissen der Kunstindustrie hervor, so daß die Preiskommission diesem Kunstwerk die goldene Medaille zuerkannte, ein englischer Liebhaber dasselbe aber für 60,000 Frcs. ankaufte.

Unter dem belebenden Einfluß der europäischen Nachfrage hat sich die japanische Lackindustrie nicht allein quantitativ, auch, und das ist besonders erfreulich, qualitativ erstaunlich entwickelt. Heute konzentriert sich dieselbe vornehmlich in und um Tokio. Der Exportwert der japanischen Lackwaren beträgt ungefähr $^1/_2$ Million Yen jährlich. Den größten Teil seiner Produkte führt Japan über Yokohama aus, wohin auch die meisten Lackwaren von Shidzu-oka, sowie von den nördlichen Provinzialstädten Wakamatsu, Yonegawa und Niigata, gelangen. In Niigata nähren sich 200 Familien von der Lackindustrie.

Damit beschließen wir dies interessante Kapitel und wenden uns zu einem anderen, nicht weniger bedeutenden Zweige des japanischen Kunstfleißes, der Seidenweberei. Auch hierin ist der Chinese des Japaners Lehrmeister gewesen, aber auch hier ist der Lehrer von dem Schüler längst überflügelt worden.

In Europa hatte man bis zum Jahre 1873 noch keine Ahnung, was die japanische Seidenindustrie zu leisten vermöge. Als damals auf der Wiener Ausstellung Japan zum erstenmal die Mannigfaltigkeit, den Reichtum und die geschmackvolle Ausstattung seiner Seidengewebe entfaltete, staunte nicht nur der Laie, sondern mehr noch der sachverständige Preisrichter über diese Leistungen, die alle Welt überraschten. Neben einer reichen Auswahl glatter einfacher Stoffe und schöner geköperter Gewebe voll Weichheit und Eleganz waren vor allem schwere

Digitized by Google

Brokate und andere gemusterte Gewebe in nicht geahnter Pracht und mit zum Teil ganz neuen Dekorationsweisen ausgestellt. Allerdings fanden sich auch allerlei Exzentrizitäten, dagegen offenbarte sich nach den Worten eines der Preisrichter in den japanischen Seidengeweben „ein so feiner Sinn für Form und Farbe, man zeigte Stoffe in den zartesten gebrochenen Tönen, in den anmutigsten Dessins, in Ornamenten mit Gold und Silber gemischt, welche die Natur nicht nachbildeten, sondern sie zu phantastischen Neubildungen benutzten, so daß sie alles übertrafen, was die europäische Kunstweberei zur Ansstellung brachte."

Allein trotz ihrer herrlichen Produkte befindet sich die japanische Seidenweberei in einer Notlage. Die billigen Woll- und Baumwollstoffe des Auslandes machten den Seidengeweben, deren Preis sich infolge der rasch wachsenden Ausfuhr an Rohseide um das 10—16-fache steigerte, eine solche Konkurrenz, daß viele Japaner sich gezwungen sahen, ihre Gewohnheit, seidene Kleider zu tragen, aufzugeben und sich den viel billigeren wollenen und baumwollenen zuzuwenden. Die Einführung des Baumwollensammets von Manchester machte der japanischen Sammetweberei bereits vor 11 Jahren ein Ende.

Das wird mit der sicherlich in der nächsten Zeit zu erwartenden Einführung des Dampfwebstuhles sich ändern; freilich müssen damit auch Hunderte von Existenzen, die von den Handwebstühlen abhängen, in Frage kommen, ebenso wie das geschehen, als 1872 die großen Filanden mit Dampfbetrieb errichtet wurden. Noch immer verarbeiten heute aber allein in Kioko und Umgebung 18,000 Seidenweber auf etwa 6000 Webstühlen jährlich gegen 6000 Ballen von je 50 Kilogramm Rohseide. Den Wert der daraus gewonnenen Gewebe schätzt man auf 20 Millionen Yen oder 80 Millionen Mark.

(Schluß folgt.)

Jün-nan.

Die siebzehnte Provinz und zugleich die südwestlichste des großen chinesischen Reiches, Jün-nan (wörtlich „wolkiger Süden"), ein weites, unebenes, von vielen tiefen Einschnitten durchzogenes Tafelland, worin sich zwischen den Bergzügen einige fruchtbare Ebenen ausbreiten, ist ein Land, nach dessen Besitz schon seit geraumer Zeit Frankreich und England lüstern sind. Ersteres sucht sich ihm von Oberbirma, von Südwesten her, Frankreich strebt sich ihm von Südosten, von Tonkin her zu nähern, und China strebt, beiden europäischen Mächten in ihren Eroberungskriegen entgegenzuwirken, indem es, heimlich oder offen, die von den Franzosen und Engländern bedrohten Nachbarstaaten unterstützt. Jün-nan ist erst seit dem Jahre 901 vor Christo mit China vereinigt worden, und ist, obwohl China unterworfen, doch vielleicht die am mindesten chinesische Provinz — diejenige, welche, wenn sie auch im öffentlichen Leben den chinesischen Typus trägt, doch in ihrem Privatleben noch überall unverkennbar die Grundlage der indischen Sitten zeigt. Dies rührt von den zahlreichen eingeborenen Urstämmen her, welche sie umschließt, und von denen der bedeutendste derjenige der Pan-y ist, welcher sich über den ganzen Süden und Südwesten der Provinz erstreckt. Dieser Stamm führt, je nach den einzelnen Gegenden, den Namen Schan, Thai, Muong, Moï, Laos u. s. w., gehört jedoch unstreitig einer und derselben Rasse an und hat eine eigene Schrift von 19 Buchstaben, von denen einige den birmanischen Schriftzügen gleichen. Im Nordosten findet man hauptsächlich die Miotzés, im Osten die Lolos, im Westen die Lo-usen, die Lissus, die Lusen, die Pumansen, die Miaotsen; im Nordwesten die Mossos, die Lissus und die Lusen; endlich im Norden die Mansen, die Lissus, die Pan-y und die Sifanen. Alle diese Stämme, mit Ausnahme der Pan-y im Süden und der Mossos im Norden, sind durch die immer stärker anwachsende Flut der Chinesen in die Berge zurückgedrängt worden.

Die Chinesen teilen sich in zwei wohl unterschiedene Klassen, welche unter sich noch mehr durch den Haß, welchen sie gegen einander hegen, als von den Eingeborenen durch ihren Ursprung getrennt sind.

Die erste Klasse besteht aus all den Chinesen, welche schon seit Jahrhunderten im Jün-nan leben und die beinahe alle aus Nankin kommen. Sie sind die wahren Eigentümer des Landes und nennen sich selbst Pen-ti-dschen, d. h. erste Besiedler.

Die zweite Klasse besteht aus allen neuen Ankömmlingen, namentlich aus den vom Se-tschoan und vom Kwy-Tscheu kommenden, welche meist bettelnde Landstreicher, bestrafte Verbrecher oder Leute sind, welche ihr Glück machen wollen; beinahe alle gehören einer jener geheimen Verbindungen an, welche man in China unter dem Volke so häufig trifft.

Die Chinesen der ersten Klasse sind engherzige, stubenhockerische, zaghafte Bursche; sie fürchten den Fremden ohne ihn zu verachten, sind auf dem halben Wege der chinesischen Zivilisation stehen geblieben und in ihrer Höflichkeit linkisch; gleichwohl verstehen sie zu betrügen, aber ohne Feinheit; sie suchen anderen einen schlimmen Streich zu spielen, lassen sich aber auf eine thörichte Weise ertappen. Sie haben jedoch einen Korpsgeist und sind als Besitzer des Grund und Bodens stark.

Die zweite Klasse ist eine weit gewitztere. Hört man von einem schlechten Streich, einem Diebstahl, einem Meuchelmord oder einem Raub, so sind gewiß diese Leute zu drei Vierteilen daran beteiligt, wenn man es nicht mit Mohammedanern zu thun hat, die noch schlimmer sind. Sie sind im höchsten Grade prahlerisch, wissen sich aber aus allen Verlegenheiten zu ziehen, streiten sich immer um Kleinigkeiten und wissen doch im öffentlichen Leben noch

Digitized by Google

einen gewissen Anstand zu wahren, während ein Pen-ti-dschen sich aus einer solchen nicht anders als mit Faustschlägen oder Messerstichen zu ziehen weiß.

Die neuankommenden Chinesen verdingen sich anfangs fast immer als Köche oder Hausierer oder sind abwechselnd das eine oder das andere. Ein solcher Chinese ist der „Bursche für alles", handelt mit allem, wenn nur ein Gewinn dabei herauskommt, und geht von einem Handwerk zum anderen, vom Schlächter zum Seidewarenhändler und umgekehrt, über. Selten erwirbt er sich ein Vermögen und man sieht ihn nach Jahren wieder in seine Heimat zurückwandern mit einem kleinen Päckchen Opium, der Frucht seines ganzen Fleißes. Manche von ihnen bekommen, wenn sie so durch die Berge streifen, einen Geschmack am Landleben, schmeicheln sich in eine Familie und man sieht sie eines Tages sich verheiraten; sie sind dann Schwiegersöhne ihrer Brotherren geworden, und der Zündhölzchenhändler wird nun Ackerbauer und verändert zugleich seinen Namen.

Diese beiden Klassen hassen zwar einander im ganzen, allein der Chinese ist vor allem auf seinen Vorteil bedacht, und wenn er auf Einen Schlag zwei Fliegen treffen kann, so schwindet auch der veraltetste Groll. Er behält daher in diesem Falle seine Tochter, welche ihm als Arbeitskraft einen Ochsen ersetzt, und legt ihr noch einen anderen Ochsen bei, indem er sich einen Tochtermann nimmt. Auf diese Weise vereinigen oder verschmelzen sich die beiden Klassen und es wird im Westen oft vorkommen, daß dieser Tochtermann zu seinem Mißvergnügen Kinder bekommt, welche wahre Spiegelbilder seines Schwiegervaters sind.

Jün-nan ist, wie schon erwähnt, von Nord nach Süd und von West nach Ost ein Bergland. Es fehlt zwar auch nicht an Ebenen, aber die meisten derselben können in zwei Tagen ihrer ganzen Länge nach durchwandert werden; manchmal reihen sie sich aneinander zwischen zwei Bergketten und sind nur durch Einsattelungen oder kleine Hügel getrennt. Auf diese Weise sind im Osten die Ebenen von Swen-wiu, Kiu-tsin und Lu-Leang, im Mittelpunkte die Ebenen von Jang-Lin, Jün-Nan-Sen, Sin-Hin, Tong-Hái geformt; im Westen die prächtigen und malerischen Ebenen von Jün-Nan-Y, Jün-Nan-Hiem, Hong-y-Nai, Tschao-Tscheou, Ta-Ly, Ten-Tschoan, Lan-Kong ꝛc. Die Berge im Nordosten, Osten und Südosten gleichen denjenigen des Westen nicht. Im Nordosten, d. h. von Swi-Fu bis Tschoa-Tong, ist das ganze Land niedrig, nebelig, regnerisch; die Wege sind so schmal, daß kaum zwei Menschen neben einander gehen können; auf der einen Seite der Fels, auf der anderen der Abgrund, das Land öde und doch kaum dasjenige erzeugend, was die vorhandene dünne Bevölkerung zu ihrem Unterhalte braucht, durchaus nichts für die Ausfuhr; wenn es eine Erwähnung verdient, so ist es nur darum, weil es der besuchteste Uebergangspunkt von Se-Tschoan nach dem oberen Jün-nan im Osten und Südosten ist.

In Tschao-Tong ändert sich die Szene: gestern mußte man noch den ganzen Tag steigen und gelangte auf eine Hochebene, ein Tafelland; dies ist vielleicht der höchste und kälteste Teil von Jün-nan. Allein am nächsten Tag welch ein Herabsteigen bis Kiang-Ti, das am Rande des Niu-lan-Kiang liegt, und so zehn Tage lang bis auf 15 Wegstunden nördlich von der Hauptstadt, wo die Straße beinahe in der Ebene liegt.

Alle Berge übrigens, besonders in den Umgebungen von Tong-Tschoan, haben ein ödes und nacktes Aussehen wie ein Kahlkopf. Quellen sind ziemlich selten; dagegen ist es das Land der Bergwerke auf Kupfer, Eisen und Steinkohle, von welchem später noch die Rede sein wird.

Die westlicheren Gegenden kennzeichnen sich durch breitgewölbte, massige Berge, hohe und dichte Wälder und reichliche klare Flüsse und Bäche, welche manchfach an die Gebirgsgegenden Südeuropa's erinnern.

Die schöne Ebene Ta-Ly, diejenige von Tschao-Tschëu, im Süden und von Tan-Tschoan im Norden scheinen in alter Zeit ein gewaltiges Seebecken gewesen zu sein, und die Fluten dieses Binnenmeeres haben auf ihrem ganzen Umkreis Spuren ihres Daseins hinterlassen in Gestalt von Muscheln und Fossilien und Felsen, welche durch Wogenschlag und Gezeiten so bearbeitet worden sind, daß sie noch die Form von Wellen behalten haben.

Zwölf Kilometer südlich von Ta-Ly und Hia-Kwan, ist eine große, zum Teil natürliche Oeffnung oder Spalte, welche man noch tiefer ausgehöhlt hat, so daß das Wasser durch sie ablief und den See dermaßen niedriger legte, daß er jetzt nur noch die Sohle der Ebene von Ta-Ly einnimmt und so seicht ist, daß in seiner Mitte ein Baum seine unaufhörlich bewegte Krone schaukelt. Dieses Wasserwehr ist gleichzeitig die große Landstraße nach Birma geworden. Anfangs wie in einen Schraubstock eingeklemmt, folgt es dem aus dem See austretenden Flusse und steigt dann den Fluß Jang-Py bis zu dem gleichnamigen Markte hinan. Jang-Py liegt unter demselben Breitengrade wie Ta-Ly und ist von demselben nur durch den hohen Berg Tsang-Schan getrennt, den man in zwei Tagen umgeht. Dieser Tsang-Schan ist ein von Nordwest nach Südost streichendes Bergplateau, das während fünf Monaten mit Schnee bedeckt ist und in der übrigen Zeit des Jahres von zahllosen Schafheerden durchzogen wird. Es soll nach der Versicherung des französischen apostolischen Missionars Delavaye eine prächtige Alpenflora, der savoyischen ganz ähnlich, aber außerdem noch viele der bedeutendsten chinesischen Heilgewächse enthalten, namentlich die als Gegengift berühmte kleine Wurzel, welche auf Chinesisch pee-kai, in der Sprache der Eingeborenen aber Tula heißt, unter welchem Namen sie auch in China bekannt ist. Auch finden sich auf jenem Plateau Brüche von weißem, geädertem Marmor, welchen man noch künstlich färbt, indem man den alle möglichen Figuren bildenden natürlichen Adern folgt. Dieser Berg umzieht sich oft mit Wolken,

Digitized by Google

so daß Herr Garnier auf seiner Reise durch Ta-Ly niemals seinen Gipfel zu Gesicht bekam.

Von Jang-Py nach Ten-We-Tschéu ist die Straße nur ein fortwährender Auf- und Abstieg im Zickzack; man überschreitet in eilf Tagen sieben große Gebirgsmassive und findet darin nur zwei Ebenen: die von Jong-Tschang und die von Ten-We, sowie drei kleinere Flächen: Jong-Pen, Pu-Piao und Long-Kiang, sowie ein kleines Thal: Scha-Jang. Alle diese Gebirge sind jedoch frisch und malerisch und bieten einem guten Fußwanderer eine der schönsten Landschaften.

Jün-nan ist ein fruchtbares Land und erzeugt nebst dem Reis alles, was Mitteleuropa hervorbringt, nämlich:

Von Bäumen: Fichten, Tannen, Eichen, Pappeln, Zypressen, Eschen, Buchen und eine Menge anderer schöner Waldbäume;

an Obst: Aepfel, Birnen (besonders von Ta-Ly und Tschao-Tong), Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Mispeln, Nüsse, Kastanien, Orangen, Mandarinen, Quitten, Weintrauben 2c.;

an Getreide: Reis der Ebenen (zwei Sorten), Bergreis, Mais (weißen, gelben, roten), Buchweizen, Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, alle möglichen Bohnen, Opium (glücklicherweise weit weniger als in Indien) u. s. w.;

an Haustieren: treffliche genügsame Pferde für Bergreisen (die Rasse ist im Westen kleiner als im Osten), Maultiere von großer Genügsamkeit und Fußsicherheit, Esel von der Größe eines sechsmonatlichen Kalbes, kurz- und langhaarige Hunde, Katzen, Ochsen, Büffel, Schweine, Ziegen, Schafe, Gänse, Enten und Hühner 2c.;

an Wild; Wald- und Wiesenpanther, Bären, Edel- und Damhirsche, Moschustiere, wilde Rinder, gehegte Kaninchen, Gemsen, Hyänen (von den Chinesen wilde Esel genannt), Wolf, Fuchs, Pangolin (die im Westen sehr zahlreich sind und deren Schuppen die Chinesen als Heilmittel gebrauchen) u. s. w.

Die Gewerbsamkeit der Bewohner ist nicht unbedeutend. Im Westen und Osten des Landes hält man unzählige Heerden von Schafen, deren Wolle zu Teppichen, Decken, Mützen, Hüten, Kissen, Kleidern, Mänteln 2c. verarbeitet wird, aber alles grob und filzartig. Man verfertigt auch kegelförmige Filzhüte, welche allgemein, ohne Unterschied, getragen werden. Zu Kai-Tzoa verfertigt man auch kleinere, gefirnißte Hüte aus Stroh, welche von den Läufern, Trabanten und Soldaten vorgezogen werden.

Braun- und Steinkohlen kommen in allen möglichen Arten vor, von der abschiefernden, torfartigen Braunkohle bis zur echten Steinkohle, die zur Leuchtgas-Bereitung dient; letztere wird hauptsächlich im Becken des Niu-Lan-Kiang, östlich von Tong-Tschan gewonnen; der Abbau steht jedermann frei, aber der Transport ist teuer.

Baumwollenzeuge kommen, wie später gezeigt werden soll, beinahe alle aus Schanghai, aus Birma oder von Kanton. Leinwand dagegen wird beinahe überall verfertigt, aber sie ist überall nur von mittelmäßiger Güte und wird nur an Ort und Stelle oder in einem beschränkten Umkreise verwendet.

In Jün-nan gibt es eine Rasse, welche, wenn auch nicht das Monopol, so doch den wohlverdienten Ruf besitzt, alle anderen in Zimmermanns-, Tischler- und Maurer-Arbeit, im Ziegelstreichen, Eisenschmieden 2c. zu übertreffen; dies ist der Stamm Min-Kia, welcher die schönsten und fruchtbarsten Ebenen Jün-nans, d. h. Ta-Ly, Tschao-Tschéu, Ten-Tschoan, Kinn-Tschoan, Lan-Kong, Ho-Kin 2c. bewohnt. Diese Leute brechen jedes Jahr nach der Reisernte nach allen Richtungen, nach Nord, Süd und West, hin auf, jeder mit seinem Handwerkszeug beladen, verdingen sich als Arbeiter und kehren im März wieder zu ihren Feldarbeiten zurück; oft ziehen sogar die Weiber aus, um Waren nach Tibet zu tragen.

Der Handelsverkehr in Jün-nan vollzieht sich nur auf dem Rücken von Menschen und Saumtieren. Es gibt zwar auch Ebenen, in denen man sich plumper Karren für den Binnenverkehr bedient, allein diese sind nur im Osten üblich und westlich von der Hauptstadt nicht mehr zu finden.

Es gibt vier Straßen für die Einfuhr: 1. die von Pakoi (oder Pe-hai in der Landessprache); 2. die von Se-Tschoan über Swi-Fu; 3. diejenige aus Tibet über Li-Kiang und 4. diejenige aus Birma über Bhamo. Als eine fünfte könnte man noch diejenige über Mandalay und Pouel bezeichnen, aber sie ist unbedeutend.

1. Die Straße von Pakoi folgt einem der Arme des Kantonflusses bis Pese, wo man sich ausschiffen muß; der Handel besteht aus den sogen. kantonesischen Heilstoffen, (Jang-sen, Kao-li-sen, Pao-sen, Suho-wen), aus Flinten, Revolvern, Taschenuhren, englischen und amerikanischen Wanduhren, englischen Baumwollzeugen, englischen und italienischen Zündhölzchen, deutschen Seifen, französischen Kerzen, aus allen möglichen europäischen Spiel- und Kurzwaren und einer Menge Opium-Lampen und -Pfeifen von wahrscheinlich amerikanischem Fabrikat. Die Eingeborenen von Kwang-si betreiben diesen Einfuhrhandel und durchstreifen in Banden von ein- bis zu dreihundert Köpfen ganz Jün-nan in allen Richtungen. Wenn sie dann alle ihre Waren verkauft haben, kaufen sie dagegen Opium ein, das sie mit etwa 40 Franken per Zentner bezahlen, aber zu einem weit höheren Preise verzollen müssen.

Das Opium ist zwar eine traurige und gefährliche Ware; da man aber von zwei Uebeln das kleinere wählen muß, so ist es nur gut, daß Jün-nan weit mehr davon erzeugt als verbrauchen kann, daß das einheimische Opium schwach ist und nicht alle Gefahren des indischen mit sich bringt, daher kann die Einführung dieses letzteren Giftes nicht stattfinden oder geschieht nur in sehr geringer Menge, gerade weil seine Stelle schon besetzt ist.

2. Die zweite Straße schlägt von Tong-Tschoan zweierlei Wege ein: den einen nach Ta-Ly, den anderen nach der

Digitized by Google

Hauptstadt; die Einfuhr auf demselben besteht vorwiegend aus chinesischen Waren, besonders aus Seidenstoffen und Porzellan, so daß wir davon nicht zu reden brauchen, die Ausfuhr besteht nur in Opium.

3. Die Tibetaner mit ihren Pferden und Maultieren durchziehen den ganzen Westen von Jün-nan und bringen viele Heilgewächse, hauptsächlich jedoch grobes aber dauerhaftes tibetanisches Tuch, wovon eine ganze fertige Jacke nur auf 12 Franken zu stehen kommt. In Li-Kiang findet man auch maroquinierte Schaffelle in schwarz und rot; ich weiß aber nicht, ob diese im Lande verfertigt werden. Namentlich am 16., 17., 18. und 19. Tage des dritten Mondes (ungefähr um Ostern) kommen die schmierigen Tibetaner in Menge nach Ta-Ly und begegnen sich mit den Südländern von Kwang-Si, welche nie das Stelldichein auf diesem großen Jahrmarkte versäumen. Die Tibetaner nehmen den Thee mit, welchen man den von Pou-el nennt, obwohl er achtzehn Tagereisen davon im Laos wächst. Dieser Thee wird hier mit 1 ½ Franken das Pfund bezahlt, ist aber oft verfälscht.

Die vierte Straße ist die stärkste und besuchteste und die Hauptware auf derselben die Baumwolle, von welcher jährlich hier bis zu 60,000 Ballen (à 60 chinesische Pfund) eingeführt werden. Die Reise nach Birma hat ihre bestimmte Zeit; alle Pferde versammeln sich zu Kong-Tschang für die beiden südlichen Straßen, die sogen. Mong-Mao und Long-Tschoan, und zu Ten-We für die nördliche Straße oder Man-in. Die erste Reise geschieht im November, die zweite im Januar und die dritte im März. Die Zahl der Pferde auf all den drei Reisen und Straßen mag zusammen 20,000 betragen; die meisten gehen leer oder tragen nur gelben Ocker (aus der Gegend von Tschao-Tschéu kommend), rohe Seide, verarbeitetes Kupfer (der Transport des Rohkupfers ist verboten), Birnen, Nüsse, getrocknete Muscheln, gesalzene Schinken, gedörrtes Rindfleisch (weil man in Birma kein Rindvieh schlachtet) und endlich Opium; auf dem Rückwege bringen sie Baumwolle und Baumwollstoffe, Tuch, Zündhölzer und sogar Salz aus Liverpool mit, welches Ten-we nicht überschreiten darf. Die birmanische Baumwolle macht derjenigen von Kanton Konkurrenz bis nach Jün-nan-hien, und diejenige von Schang-hai bis nach Tong-Tschoan.

Der Hauptreichtum Jün-nans sind seine Bergwerke; berühmt sind besonders die Kupferminen von Tong-Tschoan, Ymen und Jong-pin (letzteres auch Gold enthaltend), ferner die Zinngruben von Lignan; es gibt deren auch in Tong-Tschoan und Twen-Tschang (hier auch Bleibergwerke). Gold ist seltener, doch ist das Gold von Jong-pin berühmt und viele Flüsse des Landes führen Goldsand.

An Kochsalz ist Jün-nan reich und teilt sich in folgende fünf Salzregionen.

1. Pec-ien-tsin, zwei Tagreisen vom Blauen Fluß und fünf Tagereisen östlich von Ta-Ly; dies ist das beste Salz, kommt in Form von großen runden Kugeln in den Handel und geht bis nach Ta-Ly im Westen und Tschoan im Osten.

2. Hec-ien-tsin, im Süden des vorgenannten Salzwerks, liefert ein gutes, weitverbreitetes Salz, das bis Tsu-hiong im Westen geht und den ganzen Osten versorgt. Die Salzwerke von Ngan-lin-Tchéu, 28 Km. westlich von der Hauptstadt, erwähne ich hier nicht, weil das Salz wegen seiner Herbheit nicht aus dem Lande geht.

3. Pu-ce, ein ebenfalls etwas herbes Salz, dem man, wie dem vorigen, die Gestalt eines Kegels mit breiter Basis gibt; es geht nach Norden noch drei Tagereisen über Schwen-lin hinaus.

4. La-ki-mi. Das Steinsalz dieses drei Tagereisen nördlich von Win-Long-Tchéu gelegenen Salzwerks versorgt den ganzen Norden von Jün-nan.

5. In der Gegend zwischen Ta-Ly im Osten und Win-Long-Tchéu im Westen gibt es sieben sehr reiche und ergiebige Salzquellen, welche die ganze Region zwischen Li-kiang im Norden, Ta-Ly und Jün-nan-hien im Osten, Schwen-lin im Süden und Ten-we im Westen versorgen. In Ten-we begegnet dieses bald in Gestalt eines mehr oder minder großen Zylinders, bald eines Eselsfußes (nach chinesischem Ausdruck) vorkommende der Konkurrenz mit dem britischen Salz. Der Salzpreis ist je nach den Oertlichkeiten verschieden und wechselt zwischen 8 und 40 Pfg. das Pfund. Auch von dem aus Se-Tschoan kommenden Salz soll hier nicht die Rede sein, weil das Salzwerk außerhalb Jün-nan liegt. Dieses Salz ist dunkelgrau, enthält etwas Jod und gilt daher als ein gutes Mittel gegen den Kropf, weshalb es bis nach Tong-Tschoan geht.

Wenn wir hier die Preise verschiedener Lebensbedürfnisse geben, so müssen wir vorausschicken, daß die Maße im Lande von einem Kilometer zum andern wechseln; wir reduzieren sie daher auf das Pfund und bemerken, daß das chinesische Pfund vier Unzen schwerer ist als das metrische. Die durchschnittlichen Preise sind also: Schweinfleisch 28 Pfg., Ochsen- und Hammelfleisch 16 Pfg., Hühner 28 Pfg. das Pfund; geschälter Reis 4 Pfg. per Pfund, Mais 8 Pfg. für drei Pfund, Kartoffeln 10 Pfg. für vier Pfund, Mehl 8 Pfg. per Pfund, Baumwolle 1.8 Mark, Leinwand 2.53 Mark das Pfund.

Jün-nan ist reich an Mineralquellen, denn jede Region hat ihre eigenen, meist eisen-, kochsalz- und schwefelhaltigen. Eine beinahe siedend heiße Quelle entspringt auf dem Marktplatz von Lan-Kong. Die meisten Mineralquellen finden sich in dem auch an malerischen Landschaften reichen Bezirk nördlich von Ta-Ly. Die besuchteste Heilquelle ist diejenige, welche 50 Km. südlich von Jong-Tschang, eine Tagereise östlich vom Salwen, liegt, eine Schwefeltherme, welche besonders gegen Hautkrankheiten gebraucht wird.

Jün-nan wird seines Klima's wegen später das Sanatorium von Tongking werden, denn man findet daselbst alle Klimate des südlichen und mittleren Europa und das

Digitized by Google

Leben ist wohlfeil. Es hat zwar, wie jedes Land, auch einige ungesunde Regionen, aber beinahe überall sind die meist durch Bürgerkriege hervorgerufenen Seuchen nur vorübergehend gewesen, gegenwärtig ist die Pest beinahe vollständig verschwunden und zeigt sich höchstens nur sporadisch am Ende der Regenzeit, in den Monaten August, September und Oktober.

Jün-nan hat eigentlich vier Jahreszeiten, aber wir wollen lieber das Jahr in zwei beinahe gleiche Teile scheiden, in eine Regenzeit und in eine Trockenzeit. Die Regenzeit geht vom Monat Juni bis zum Ende Oktober und es regnet dann nicht die ganze Zeit über, sondern der Regen kann während dieser fünf Monate manchmal als Platz-, als Strichregen, manchmal nur sachte, aber anhaltend fallen. Die Wege sind dann ungangbar, besonders in den Ebenen, denn die Menge der hin- und hergehenden Pferde macht sie an vielen Stellen grundlos und es ist niemand da, der sie wieder in Stand setzt; man muß daher die gute Witterung abwarten. Im Osten ist der Boden im allgemeinen schlüpfrig, während in den hohen Gebirgen des Westens ein Teil Sand vorherrscht, so daß die Wege in diesem Landesteil zwar rauher, aber zur Regenzeit bequemer sind.

Die Trockenzeit dauert vom Oktober bis Ende Mai. Die Regen sind verschwunden, das Wasser verläuft, die Ebenen werden wieder fest, der Himmel ist immer rein, die Luft frisch; in vielen Regionen weht der Nordwestwind — mit einem Wort, es ist der zauberische günstige Augenblick, wo alles zum Reisen lockt. Im Sommer ist die Hitze nicht sehr stark, da sie durch die Regen gemildert wird, im Winter ist die Kälte niemals heftig, weil die Sonne sich beinahe niemals verbirgt.

Die beste Art zu reisen ist in Jün-nan die zu Pferde; ein gutes Reitpferd kostet etwa 130 Mark, ein sehr gutes, munteres 170—200 Mark. Als Diener bedarf man nach Geschmack einen Koch, einen Leibdiener und einen Pferdeknecht; diese sind unerläßlich. Die Zahl der übrigen Dienerschaft muß im Verhältnis zu dem Gepäck stehen, für das man eigentlich keine Pferde nehmen sollte, denn wenn sie auch eine doppelte Last tragen, so zerbrechen die getragenen Gegenstände doch leicht; will man aber statt der Esel oder Maultiere lieber Saumpferde nehmen, so bediene man sich leichter, mit einem Schlüssel verschlossener Holzkisten. Ein menschlicher Träger trägt 60, ein Pferd 120 chinesische Pfund.

Jün-nan hat herrliche Aussichtspunkte und wildreiche Jagdgebiete, aber man muß sie zu finden wissen. Zu Lustreisen eignet sich der Westen im allgemeinen und Ta-Ly und seine Umgebungen im besonderen. Ferner ist da noch die Reise von Tonkin nach Schanghai, die sehr leicht und interessant ist; sie verlangt 32—35 Marschtage, dann geht der Rest ganz zu Wasser, von Swi-Fu nach I-Tschang in chinesischen Barken und von I-Tschang nach Schanghai im Dampfboot.

Auch die Reise vom Tonkin bis Bhamo, 36 bis 40 Tagereisen, ist sehr lohnend. Man kann auch von Lao-Kai nach Tibet gehen; allein man muß im Februar abreisen, um nicht vom Schnee überfallen zu werden. Eine besonders interessante Reise ist die in das Land der Pan-y oder Schans, bei welcher ungefähr folgende Route einzuschlagen wäre: von Man-Hao wendet man sich westlich nach Pou-El und setzt von da über den Mekong; dann wendet man sich nordwärts nach Mien-Lin-Hien, der letzten chinesischen Stadt auf dieser Seite von Jün-nan, und dringt nordwärts in die Länder Pan-y ein. Man steigt nicht über Win-Tchéu und Schwen-Lin an, sondern über das an den Ufern des Salwen liegende Tschen-Kang, setzt von hier aus den Weg nach Norden fort und kehrt über Jao-Kwan und She-Tien nach Jong-Tschang zurück, wo man östlich nach Taapy herabsteigt. Das ist eine Reise, welche noch kein Europäer gemacht hat, und die nicht schwierig ist, weil man die Provinz Jün-nan und die von ihr abhängigen Gegenden nicht verläßt; überdem ist der so zahlreiche Stamm der Pan-y sanft und friedlich und könnte unter Umständen Anknüpfungspunkte bieten, um noch weitere, anscheinend verschiedenartige, aber ihrem Wesen nach verwandte und gleichförmige Rassen kennen zu lernen. Jedenfalls ist Jün-nan ein Land, das eine nähere Untersuchung und Erforschung im höchsten Grade verdient. (G. g.)

Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen.

Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann.

(Fortsetzung.)

Unstreitig zeichnet sich eine derartige Mischsprache durch einen Reichtum von Wendungen aus und kann in hohem Grade ausgebildet werden. Ich gedenke beispielsweise der deutsch-slawisch-hebräischen Mundart der polnischen Juden, die um ihrer Sprache willen nur zu oft ungerechtfertigten Angriffen ausgesetzt sind. Die polnischen Juden sind von Alters her größtenteils deutsche Einwanderer; darnach ist der Grundzug ihrer Mundart formell deutsch geblieben, die Syntax aber eine slawische geworden und der Sprachschatz hat sich durch unzählige hebräische Worte aus der Bibel und dem Talmud und durch eine stattliche Anzahl romanischer Elemente aus den von französischen, italienischen und spanischen Juden verfaßten Kommentaren zum Talmud bereichert. In dieser Mischsprache, welche in Südrußland, Polen, in Galizien und in Ungarn von 800,000 Menschen verstanden und gesprochen wird, halten Talmudgelehrte geistreiche und verzwickte Vorträge und Streitereien ab über die spitzfindigsten Glaubenssätze des Judentums und über Thesen der Alexandrinischen Philosophenschule, ja in Budapest besteht sogar ein größeres Theater, in welchem klassische Dramen, wie z. B. Shakespeare's „Hamlet", in dieser Mischsprache von der Bühne herab vorgetragen werden.

Digitized by Google

Nicht minder ausbildungsfähig scheint mir die Mundart der slawischen Mohammedaner zu sein. Selbstverständlich sprechen die gegenwärtigen politischen Verhältnisse gegen die Wahrscheinlichkeit, daß die Mischsprache der slawischen Mohammedaner je eine Stufe der Vollendung wie das sogenannte Jüdisch-Deutsch erlangen werde. Es wäre im Interesse der Südslawen auch gar nicht wünschenswert, wenn ihrer jungen serbisch-kroatischen Litteratur daheim eine so überflüssige und die allgemeine Litteraturentwicklung hemmende Konkurrenz großgezogen würde.

Die Volksepik und Volkslyrik mit den übrigen mündlichen Ueberlieferungen reichten bei der illitteraten Menge vollkommen aus, die Bedürfnisse nach anregender Unterhaltung und Belehrung über die Vergangenheit zu befriedigen. Die Kunstlitteratur der mohammedanischen Slawen in Herceg-Bosna verfolgt aber, mit geringer Ausnahme, der Hauptsache nach paraenetisch-didaktische Zwecke. Ein großer Theil dieser Litteratur besteht aus Wörterbüchern und Sammlungen von Redensarten behufs Erlernung der arabischen und türkischen Sprache.

Die Kunstschriftsteller der mohammedanischen Slawen scheinen gar keine Kenntnis weder von der älteren noch von der gleichzeitigen südslawischen Litteratur gehabt zu haben, sonst hätte der erste bekannte Vertreter dieser Richtung Potur Uskufî (der ungenannte Renegat aus Doljnje Skoplje) in dem Einleitungspoem zu seiner Liedersammlung im Jahre 1630 die unrichtige Behauptung wohl nicht ausgesprochen:

Zwar schrieb schon Mancher manches schöne Wort
Gleich Edelsteinen alle, schmuckster Sorte;
Allein auf Bosnisch ward noch nichts geschrieben;
Prosa wie Dichtung sind da Null geblieben.

Derselbe hat einige scherzhafte poetische Episteln, mehrere Liebeslieder und viele Sprüche in Vierzeilen verfaßt. Unter den mohammedanischen Slawen in Bosnien ist sprichwörtlich sein Ausspruch:

Uči piši, radi vrlo, da ne budeš ǐzločest.[1]
Lerne, schreib' und arbeit' emsig, sonst wirst du ein Taugenichts.

Dr. Otto Blau, in den sechziger Jahren preußischer Konsul zu Sarajevo, hat die Lieder Uskufî's und noch einiger anderer Dichter dieser Art, mit Uebersetzung und sprachlichen Erläuterungen einbegleitet, publiziert im V. Band der Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes (herausgegeben von der morgenländischen Gesellschaft). In der Wertschätzung dieser Erzeugnisse scheint mir Blau viel zu hoch ausgeholt zu haben. Die eigentlich schönen Lieder sind direkt türkisch und nur durch slawische Zeilen versetzt; sie sind auch nicht in der Mischsprache verfaßt. Aehnliche Gemengsel von Versen in verschiedenen Sprachen, z. B. der deutschen und der lateinischen, der polnischen und lateinischen oder der polnischen und deutschen, sind auch bei uns wohl bekannt. Oskar Kolberg bietet in seinem monumental-klassischen Sammelwerke polnischer Volksüberlieferungen eine stattliche Reihe derartiger Dichtungen.[1]

Recht hübsch ist wohl die Liebesklage El-Abd-Mustafa's, des Bosnjaken, welche in Blau's Nachdichtung also lautet:

Wo bist du geblieben, mein trautestes Lieb?
Lang schon ist's her, und ich sah dich nicht!
Bei Gott, du bist mehr als das Leben mir lieb!
Lang schon ist's her, und ich sah dich nicht!

Lang schmacht' ich, o Herz, dich einmal zu umfah'n,
Ich seufze, seit dich meine Augen nicht sah'n;
Mein Herz sehnt nach dir sich, o glaube daran!
Lang schon ist's her, und ich küßte dich nicht!

Ich sag's dir: o du meine Seele und Wonne,
Du bist wie ein Sträußlein von Rosen so schön.
O fleuch nicht vor mir, meine strahlende Sonne!
Lang schon ist's her, und ich sah dich nicht!

Dem Blatte gleich, welk' ich, mein Herzblatt, um dich.
Mein Auge weint Ströme von Zähren um dich.
O Herrin, vor Kummer verzehre ich mich!
Lang schon ist's her und ich herzte dich nicht!

Die Wange dein blüht wie ein Waldröslein rot.
Schwarzdrossel zum Schmuck ihren Frohsinn dir bot.
Wer dich liebt, dem thät eine Schlinge wohl not.
Lang schon ist's her, und ich umschlang dich nicht.

Verbirg dich vor mir nicht, o komm doch heraus!
Sonst hauch' ich mein Leben noch ohne dich aus:
Wo bist du, mein Schatz! sprich, wo hältst du jetzt Haus?
Lang schon ist's her, und ich küßte dich nicht.

Du merkst nicht, o Freundin, die Thränen so schwer,
Wenn trauernd ob Deiner ich irre umher
Und klage Weh, wenn ich dich sehe nicht mehr.
Lang schon ist's her, und ich sah dich nicht.

Bei Gott! ich bin dein, wie's ein Waisenkind ist!
Verdirb es, verwirb es, wie Dir es ersprießt!
Schlag, Nachtigall, schlage, wo immer du bist!
Lang schon ist's her, und ich sah dich nicht.

Solcher Liedchen enthält Blau's Sammlung mehrere; das sind aber auch die besten Stücke des mohammedanisch-slawischen Kunstschrifttums, insoweit ich es kennen gelernt habe. Auf meiner ethnographischen Forschungsreise in Bosnien und der Herzegowina habe ich dieser Litteratur nebenbei einige Aufmerksamkeit gewidmet und an 24 Hand-

[1] In ǐzločest ist das i prosthetisch. Auch hier zeigt sich der Einfluß des Türkischen, welches Konsonantenanhäufungen meidet.

[1] Lud. Jego zwyczaje, sposób życia, mova, podania, przysłowia, obrzędy, gusła, zabawy, pieśni, muzyka i tańce, przedstawił. Oskar Kolberg, Ser. VI. Krakau 1873. S. 322

Ale semper do dom wczas lepiéj zavsze ire,
Antequam pijanice erunt insanire
Quia musisz cum illis choreas inire
Oportet choćbyś mierad tam saltare ire.

Ebd. S. 355: Dać kazal brandwein und kafalka brot by essen sobie das ist frisztik gut; a klopa szpicbub na drin ze mnie zwozi, etc.

Eine Probe deutschfranzösischer Verse:

Ecoute, cuisinier! Bon meinen Kameraden
Hab' ich zwei oder drei zum déjeuner geladen.
Mach nur ein gut Potage, mit all' Appartenance
Wie man es à la Cour zu dressieren pflegt en France.

Digitized by Google

schriften gesammelt, die zu dieser Litteratur gehören. Alle sind mit arabischen Buchstaben geschrieben. Mit solchen Schriftzeichen sind vor 25 Jahren zu Konstantinopel zwei Broschüren für die mohammedanischen Slawen Herceg-Bosna's gedruckt worden.[1]

Uskufi ist der bekannteste von den Kunstdichtern unter seinen Glaubensgenossen. Mir ist zu Skoplje an dem Vrbasflüßchen sein ehemaliges Heim und auf der Ruine von Prusac sein Lieblingsplätzchen gezeigt worden, von wo aus man einen herrlichen Ausblick auf das tiefe und breite Thal und die Höhen der Cardak Planina genießt.

Am meisten verbreitet sind im Volke die sogenannten Avdijen, das sind Ratschläge eines Vaters an seinen Sohn Avdija. Darnach nennt der slawische Mohammedaner solche Gedichte kurzweg Avdije, ohne Rücksicht darauf, ob sie den Namen Avdija enthalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Avdijen, als bloße Uebersetzungen, vielleicht Umarbeitungen türkischer oder vielmehr arabischer Vorlagen sind.

Jeder Mohammedaner lernt in Bosnien und der Herzegowina vom Gemeindelehrer, vom Chodscha (hoža) Türkisch lesen und schreiben und die unumgänglich nothwendigen Suren des Koran; überdies muß er eine Avdija auswendig kennen. Auch Mädchen haben die Avdija inne. Ein kleines, fünfjähriges Töchterchen eines Beg (Edelmannes) in Maglaj an der Bosna sang mir in näselndem Tone eine Avdija vor. Sie hatte sich mit kreuzweis unterschlagenen Beinen auf dem Boden niedergekauert und wiegte rhythmisch den Oberkörper nach rechts und links.

Erwachsene näseln gleichfalls recht monoton die Avdija herab, nur ists Gebeutel krampfhafter; dabei rollt der Recitator mit den Augen hin und her und schneidet Grimassen, als handelte es sich um Sein oder Nichtsein. Der Orientale kennt überhaupt das ruhige Erzählen nicht wie wir, er singelt immer nach gewissen Rhythmen und hält viel auf Pathos. Jeder Blick und jedes absichtliche, wenn auch noch so leise Zucken mit den Brauen oder dem Munde, alles hat seinen besonderen tiefen Sinn und Wert. In die geringfügigste Kleinigkeit weiß der Orientale etwas hineinzugeheimnissen. Seine Mimik dient zur plastischen Hervorhebung seiner Rede. Er spricht nicht blos, um zu sprechen, er will den Zuhörer auch gleich durchdringend überzeugen. Er spricht nicht blos mit dem Munde, er spricht zugleich mit dem ganzen Körper. Die Mimik wird zum Kommentar der Worte.

Aus diesem Grunde ist eine Avdija für den slawischen Mohammedaner von weitaus höherer Bedeutung, als sie uns erscheinen mag, die wir leicht geneigt sind, eine Avdija als eine Reihe zusammenhangsloser, zum Theil recht einfältiger Aussprüche zu betrachten. Lehrsätze dieser Art kennt übrigens auch der nichtmohammedanische Slawe in Herceg-Bosna. Er legt sie den Waldfräulein, den Vilen, in den Mund. Jede Sentenz hebt also an:

Govvrila vila sa zelene st'jene.
Es sprach die Vila von der grünen Felswand herab.

Ein Spruch lautet z. B.:

ne prelazi na će tir noge mosta.
Auf vier Füßen überschreite keine Brücke.

d. h. der Reiter soll vom Pferde absteigen und das Pferd am Zügel führend über die Brücke gehen. Die Brücke kann ja morsch sein. Darum ist Vorsicht notwendig. Unter anderen lehrt einmal die Vila gleich der Pseudosybille: *μὴ προβάδην ἰὼν οὐρήσῃς*. Auch vom Sattel herab soll man es nicht thun.

Das zweite Stück, welches wir hier mitteilen, hat einen gewissen Edhem ćatib (Schreiber) oder Imam (Vorbeter in der Moschee), wie er dies am Schluß des Gedichtes selber anführt, zum Verfasser. Wann und wo er gelebt, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Sein Aufenthaltsort dürfte wenigstens zeitweilig zu Zenica in Bosnien gewesen sein, da er sein Gedicht an die Edelfrauen von Zenica richtet. Wohl hat er das Lied in einer Zeit geschrieben, als sich die mohammedanischen Edelleute von Zenica durch bedeutenderen Reichtum auszeichneten, so daß ihre Frauen der Putzsucht sich ergeben konnten.

Sowohl die Avdijen als Edhem's Gedicht haben durch die Randbemerkungen, welche von Abschreibern in den Text aufgenommen wurden, stark gelitten. Oefters sind auch die Verse kunterbunt durcheinandergemengt. Ich und Herr Beckmann begnügten uns, die Handschriften zu entziffern. Konjekturalkritik an diesen Texten zu üben, erschien uns nicht statthaft; man muß sie eben hinnehmen wie sie sind.

Mit der Verskunst der mohammedanisch-slawischen Kunstdichter ist es nicht weit her. Die Maße sind der arabischen und türkischen Verstechnik entlehnt. In unseren Proben herrscht der achtsilbige trochäische Vers vor. Je drei Verse enden auf gleichen Reim. Uebrigens sind ein gleichmäßig durchgeführtes Metrum, reiner Reim, Correspondenz der Strophen und dergleichen Forderungen der Metrik unseren Dichtern ziemlich Nebensache. Vielleicht fällt ein Theil der Schuld auch auf die Abschreiber. Potur Uskufi hat wohl am meisten gute Verse aufzuweisen. In der Prosa befleißigten sich unsere Mohammedaner der Nachbildung arabischer Makamen, ohne aber die Vorbilder nur annähernd zu erreichen. Es sind eben schüchterne Versuche.

Dr. Blau hat seinen Uskufi und die anderen Dichter in versifizierter deutscher Uebersetzung wiedergegeben, freilich

[1] Die größere Broschüre führt den Titel: „Ovo je ćitap na bosanski jezik" (dieses ist das Religionsbuch in bosnischer Sprache). Der Verfasser nennt sich Mustafa Efendi aus Brod (an der Save). Er lebte damals als Softa in Konstantinopel Der Text hebt also an: „Jes li mumin? Ja sam hakka, el hamdu lillah ala din el islam. Imam je mojsifet. što je mumin? Mumin je oni čovjek, štono srcem vjernje a jezikom ikrar čini, etc."

Digitized by Google

auf Unkosten der Genauigkeit. Wir übersetzten Edhem des Imams Ermahnungen an die Frauen von Zenica gleichfalls in Versen und theilen hier die ersten drei Strophen als Probe mit:

Horcht, ich werd' euch etwas sagen,
Werde keine Lügen sagen.
Laßt euch jetzt von mir beraten,
Ich erzähl' von euren Thaten.

Achtet auf des Gatten Rede,
(Seid ihr wahrhaft Edelfrau'n)
Stellt euch Frauen niemals blöde,
Thut zur Unzeit niemals spröde,
(Gott und eurem Mann ergeben)
So gewinnt ihr 's Himmelreich.

Jede Frau hat's Ohr verpicht,
Folgt sie ihrem Manne nicht,
Satan spuckt ihr ins Gesicht.
Merkt euch's wohl, o Edelfrau'n!

Wir wollen unsere Vorlagen doch lieber in guter Prosa bieten, schon um der getreueren Verdeutschung willen. Es widerstrebt auch unserem Formgefühl, so schlechte deutsche Verse, wie es die slawischen der Originale sind, zu machen. Bessere darf ja füglich der Uebersetzer nicht substituiren, denn das wäre im gewissen Sinne auch eine Entstellung des ursprünglichen Bildes. Sollten die Diktion und die Wendungen der Originale in der Uebertragung ganz getreu sich abspiegeln, so müßten für die slawischen Fremdworte auch im Deutschen fremde, beispielsweise französische, Ausdrücke eingesetzt werden. Das wäre aber zu viel des Guten.

Wir beschränken uns hier auf die Wiedergabe zweier sowohl sprachlich, als inhaltlich für die ganze mohammedanisch-slawische paraenetische Litteratur besonders charakteristischer Texte, die sich auch durch Kürze auszeichnen: auf das Gedicht Edhem's und die Avdija: oh drvišu otvor oči.

Die Avdija ist für den südslawischen Ethnographen eigentlich belanglos. Es ist ein mohammedanisches Lehrgedicht in überwiegend slawischen Worten, weiter nichts. Die darin enthaltenen religiösen Vorschriften sind freilich zum großen Theil allgemeiner Natur, insofern als sie Grundzüge der Moral enthalten, die den Ariern und den Semiten, den Arabern nämlich, gemeinsam sind.

Weitaus bedeutsamer ist Edhem's Gedicht, welches einen Zuchtspiegel der Frauen vorstellen soll. Ich habe die sociale Stellung des Weibes bei den Südslawen schon öfters beleuchtet, z. B. in meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslawen", Wien 1885, S. 482—529, und neuerdings in einer besonderen Abhandlung: „Das Mundschaftsrecht des Mannes über die Ehefrau bei den Südslawen" (Wien 1886); dieses hochwichtige Kapitel ist aber noch lange nicht zu Ende geschrieben. Sowohl bei den Südslawen als bei den Orientalen (den Türken und Arabern) hat das Weib seit den ältesten Zeiten einen sehr untergeordneten Rang eingenommen. Die orientalischen Anschauungen klangen in dieser Beziehung dem Serben gar nicht besonders fremdartig. Sie sagten ihm beinahe noch mehr zu wegen ihrer größeren Strenge und Rücksichtslosigkeit. Wenn bei den Serben, dem Bauernvolke in Serbien, Bosnien, in der Herzegowina, in Slawonien und theilweise selbst in Kroatien die Frauen mit den Männern gemeinschaftlich an einem Tische nicht essen, wenn sich die Frauen vor Fremden nicht zeigen dürfen, wenn sie des Mannes geringe Dienerinnen und Lastträgerinnen sind, so mögen die Südslawen in dieser sozialen Einrichtung von den Türken nur noch bestärkt worden sein. Manche Härte im Brauche der Südslawen mag das Türkentum und Arabertum verschuldet haben. Den stattgefundenen Einfluß können wir derzeit noch nicht einmal annähernd genauer bestimmen. Uns obliegt es vorderhand, die Erscheinungen und Thatsachen aufs gewissenhafteste zu fixieren. Soviel aber darf man getrost sagen, daß die nüchternen Strafreden und Zurechtweisungen, welche Edhem an Frauen, und noch dazu an Edelfrauen (Kadune) richtet, in dieser rohen, witzlosen Art kein Seitenstück weder in der christlich- noch mohammedanisch-slawischen Volkslitteratur des Serbenstammes finden. Edhem verrät sich als das pedantische Schulmeisterlein mit der Schmitzruthe als dem unfehlbaren Attribut; nur läßt er diesmal seine gestrenge Gesinnung zur Abwechslung einmal die hochgestellten Frauen fühlen. Er hat das Bedürfnis, als Sittenverbesserer sich recht bemerkbar zu machen. Um auf jeden Fall sicher zu gehen, borgt er seine Weisheit türkisch-arabischen Autoritäten ab. In der Meinung, daß er etwas besonders Gediegenes zustande gebracht, fordert er zum Schluß seiner Ermahnungen die Frauen noch auf, sie möchten seiner, des „liebwerten" Edhem, gedenken.

Vergleicht man die Erzeugnisse der Kunstlitteratur der mohammedanischen Slawen mit ihrer Volkslitteratur, so muß man wohl eingestehen, daß die erstere mit der letzteren gar keinen Vergleich verträgt.

Die Avdija lautet im Texte (die Fremdworte sind hier kursiv gedruckt):

Oh *drvišu* otvoroči,
batiluka ti ne uči
tefhit srcom pravouči;
sevap hoćeš, *nefsa* muči.

Krivo nikom ti ne čini,
haka na *hak* ti ne čini,
hair što je ono čini,
dunjaluka mejl ne čini,
zićir boga puno čini.
Allah, allah aškila jahu.

Rizaluka puno čini
i za *zićir* misô podaj,
selameta duši gledaj, *allah* (etc.).

šućur čini kad je *kolaj*,
sabur čini kad je *belaj*
zalaleta ti ne gledaj,
tahret nefsu dobro podaj,

Digitized by Google

sulum nefsa dizgin ne daj,
amel čini, *sunet* gledaj,
gaflet digni ter pogledaj.
Fars štogod je ono čini,
kazajeta sve naklanjaj.

Ti se drži l'jepe *huje,*
sve se čuvaj *murdar huje.*
Nehi što je ono bježi,
već se prava puta drži.
Laf ne čini i ne laži
jer *sirrija* laži ne će.
U *elifu sirra* traži, *allah* (etc.).

U pamet se ti obuj,
terk učini *alčak huju,*
dragom bogu ti robuj.

Ti nikoga ne muči,
svoje srce poturči
hevhit srcem sve uči.
Sve nek ti je *ašk' ullah*
a na srcu *ćićr' ullah*
na jeziku zićr' ullah, allah (etc.).

U *gafletu* ne budi
brez *avdesta* ne hodi
srcu jezik ugodi.
Nemoj biti bi *nemaz,*
vaktom hajde na *nemaz,*
bogu ćini sve *niaz.*

Ovi svijet *kilu kal,*
ašk ne čini ti na *mal*
već nauči *ilmi hal, allah* (etc.).

Gr'jehovâ se pokajati,
šerijata sve gledati
od *insana* u kraj bježati.

šućur čini *daima*
i za muke *lastima*
srce nek ti je *daima allah* (etc.).

Ako hoćeš *mumin* biti
valja srce očistiti
boga *zićir* učiniti,
grihovâ se pokajati
šerijata sve gledati
nagrijeh se ne varati
dragom bogu robovati.

Vi slušajte *amr' ullah*
a na srcu sve činite *zićir allah.*

Ovi svijet sve će proć
po dušu će *melec* doć
već je nama do pomoć *allah* (etc.)

Nut pogledaj *sirrije*
sve turčine miluje,
i dan i noć kazuje *allah* (etc.).[1]

[1] V. 3 *srcom*, dagegen V. 35: srcem. V. 48 u. 49 hat der Schreiber in V. 57 f. wiederholt. Das scheint uns dafür zu zeugen, daß dem Schreiber jemand diese Avdija aus dem Gedächtnis in die Feder diktirt habe. In V. 48 *gr'je*hova in V. 57 *gri*hovâ. Beide Laute sind richtig und werden nebeneinander gebraucht. Die serbische Sprache wird von den Schulgrammatikern in drei Hauptmundarten eingetheilt, je nachdem der altslawische Laut k durch *je*, *i* oder *e* vorwiegend in der modernen Volkssprache wiedergegeben wird. Ich habe auf meinen Reisen unter den Südslawen die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser schablonenhaften Eintheilung in *Je*kavci, *I*kavci und *E*kavci (*Je*-Laute, *I*-Laute, *E*-Laute) gar kein wissenschaftlicher Wert zukomme, weil dasselbe Individuum ohne irgendeinen besonderen Grund bald den einen, bald den anderen Laut anwendet; so sagt z. B. einer moja *dje*vojka je *li*pa, dann ein anderesmal m. *di*vojka je *lije*pa oder *de*vojka je *le*pa.

Uebersetzung. O Derwisch, öffne die Augen, lehre keine Schlechtigkeiten, lehre vom Herzen recht die Einheit Gottes. Wenn du Belohnung willst, quäle die Seele.

Thue Niemandem Unrecht an, thue kein Unrecht (unter dem Scheine von Recht). Was Segen bringt, das sollst du thun. Hege keine Neigung für weltliche Dinge. Ruf oft Gott an.

Uebe viele gottgefällige Werke aus und richte deine Gedanken auf die Anrufung Gottes, sei besorgt für dein Seelenheil.

Erweis dich dankbar, so oft es nur möglich ist; drückt dich die Not, sei geduldig. Geh nicht auf Irrwege, verleihe wohl der Seele Reinheit, laß der herrschsüchtigen (ungerechten) Seele die Zügel nicht schießen (amelčini?), beobachte die Ueberlieferung. Behebe die Sorglosigkeit und öffne die Augen; halt das Ceremoniell ein; neig dich immer der Gerechtigkeit zu; halt dich an die gute Sinnesart und hüte dich stets vor gemeiner Gesinnung.

Fliehe vor dem Verbotenen, vielmehr halt dich stets an den geraden Weg. Schwätz kein leer Gewäsch und lüge nicht, denn Sirrija verabscheut (mag nicht) die Lügen. Im Genossen suche Sirrija ꝛc.

Hüll dich in Verstand ein, und gieb auf die tölpelhafte Sinnesart. Diene dem lieben Gott. Du sollst Niemand quälen. Dein Herz bekehre zum Türkentum. Lehre fortwährend mit dem Herzen die Einheit Gottes. Immer sei Dir Allah lieb; auf dem Herzen soll dir der Gedanke an Gott, auf der Zunge der Name Gottes liegen.

Gieb dich der Sorglosigkeit nicht hin; geh nicht ohne Waschung einher, passe die Zunge dem Herzen an; sei nicht ohne Gebet (ohne gebetet zu haben), geh pünktlich zum Gebet und bezeuge Gott immerfort Verehrung.

Diese Welt ist ein leeres Gewäsch. Hege keine Liebe zu weltlichen Gütern, sondern lerne den Katechismus (die Glaubenssatzungen) auswendig ꝛc.

Die Sünden sollst du bereuen und immerdar das göttliche Gesetz beachten, (und) den Menschen aus dem Wege gehen.

Sei immer dankbar und besonders hege dein Herz für die Mühen Dankbarkeit. Allah ꝛc.

Willst du ein Gläubiger sein, so mußt du dein Herz reinigen und Gottes gedenken; die Sünden bereuen, das göttliche Gesetz beobachten, auf die Sünde sich nicht betrügen (sich durch die Sünde nicht verführen lassen) und dem lieben Gott dienstergeben sein.

Ihr sollt dem Befehl Gottes gehorchen und im Herzen allezeit den Gedanken an Allah hegen. Diese Welt wird samt und sonders vergehen, der Engel wird kommen um die Seele (abzuholen); wir stehen auf Hulfe an, Allah ꝛc.

Nun schau dir an den Sirrija, der thut fortwährend den Türken schön und spricht so bei Tag als bei Nacht: Allah, Allah aškila jahu.

(Schluß folgt.)

Das Aussterben der Eingeborenen der Insel Sta. Cruz.

Von W. J. Hoffmann, Dr. med. in Washington.

Die Bevölkerungsabnahme der verschiedenen Indianerstämme Nordamerika's ist von verschiedenen Schriftstellern zu erklären versucht worden, und es herrscht weit verbreitet

der Gedanke vor, daß es in einer unbestimmbaren Zahl von Jahren keine „Rothäute" mehr geben werde. Die eine Thatsache ist unbestreitbar festgestellt worden, daß die Indianer sich an Zahl langsam vermehren, aber ihre Identität mag verloren gehen mittelst der Aufsaugung durch andere Stämme, sowie durch Zwischenheiraten mit canadischen Franzosen, mit Mexicanern und mit Leuten von der Grenze. Diese Prozesse gehen beständig fort und es werden heutzutage nur noch wenige Stämme von mehr als einigen Vollblut-Indianern vertreten. Vor einiger Zeit kam dem Verfasser dieses ein merkwürdiges Beispiel vom Aussterben einer ehedem sehr volkreichen Gemeinschaft vor, welches geschildert zu werden verdient.

Der südlichen Küste von Californien gegenüber liegen ungefähr 20 Mln. vom Festlande vier Inseln, die als die Santa Barbara-Gruppe bekannt sind und der Reihe von Norden gen Süden nach die Namen führen: San Miquel, Santa Rosa, Santa Cruz und Anacapa. Der auf Santa Cruz wohnende Indianerstamm war bekannt als die Tschuma, mit welchem Wort sie ihren eigenen Stamm bezeichneten.

Die Franziskaner-Mission auf Santa Barbara ward im Jahre 1786 errichtet, und nach demjenigen, was hinsichtlich der grausamen Behandlung mancher Indianer auf anderen Missionen bekannt geworden ist, wo sich dieselben nicht beständig zum Gottesdienste einfanden, können wir uns wohl denken, daß die Tschumas sich nicht viel um kirchliche Pflichten kümmerten, denn schon zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein Befehl zu dem Zwecke erlassen, es sollen alle Eingeborenen von Santa Cruz nach Santa Barbara gebracht und unter den besonderen Schutz der Mission gestellt werden. Deshalb wurden im Jahre 1808 oder 1809 Boote nach der Insel hinübergeschickt, um die Indianer zu holen. Ob dieselben viele Fahrten zu machen hatten, ist nicht bekannt; allein offenbar war die Insel früher entweder dicht bevölkert oder hat die Besetzung derselben viele Jahre lang fortgedauert, wie man aus der großen Anzahl von Grabstätten, Reliquien ꝛc. entnimmt, welche beständig durch die Veränderungen des Triebsandes zu Tage gefördert werden. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß Santa Cruz ungefähr 22 engl. Mln. lang, 8 engl. Mln. breit ist und einige hohe, teilweise dicht bewaldete Berge hat.

Als das Boot von Santa Barbara die Insel mit ihrer Ladung Menschen verließ, brach die Nacht rasch ein, und da das ganze Aussehen des Himmels auf einen herannahenden Sturm deutete, mußte man sich sehr beeilen. Kaum hatte das Boot die Insel verlassen, so stand eine Indianerin auf, warf wild die Arme empor und rief, sie habe ihr Kind vergessen. Da Umkehr unmöglich war, so sprang das Weib über Bord und schwamm an's Land; das Boot aber setzte seine Fahrt fort. Am nächsten Tage kehrte das Boot zurück, fand aber keine Spur mehr von dem Weibe, und wie sehr man auch in allen Richtungen nach demselben suchte. Fischerboote, welche zufällig die Insel besuchten, entdeckten auch keine Spuren von Leben, und endlich wurde das Suchen eingestellt und das Weib verloren gegeben.

Die Insulaner, welche auf Santa Barbara landeten, verschwanden, allein durch welche Mittel sie nun ausgestorben sind, ist nicht bekannt. Die Indianer, welche immer auf dem Festlande gelebt haben, behaupten, es gebe nun keine Tschumas mehr.

Ungefähr um das Jahr 1820 oder 1821, also 12 Jahre nach den oben erwähnten Umständen, legte ein Schiff des Robbenschlags wegen auf der Insel an, und während einige von der Mannschaft die erbeuteten Felle aufbewahrten, wanderten andere umher, um sich die Landschaft anzusehen. Eine Gesellschaft von zwei oder drei, welche sich ein Stück weit vom Schiff entfernt hatte, bemerkte eine rohe Hütte, vor welcher ein Weib mit einem gut gewachsenen Mädchen saß. Sie riefen sie an, aber sie winkte den Männern nur, zu ihr heran zu kommen. Die Sprache des Weibes war den Männern unbekannt, allein sie bedeutete diesen mit Geberden, sie habe hier schon seit 12 Jahren allein gelebt und sei von ihrem Volke verlassen worden. Das Weib willigte ein, die Männer nach Santa Barbara zu begleiten, wo sie noch denselben Tag ankam und eine Unterkunft in dem Gasthofe fand. Die Geschichte von der Entdeckung des „verlorenen Weibes", unter welchem Namen sie bekannt wurde, verbreitete sich rasch und die Leute kamen von allen Seiten her, um sich das Weib zu betrachten. Allein nun erhob sich eine neue Schwierigkeit: keiner der Anwesenden vermochte die Sprache zu verstehen, die sie redete, und man schickte in allen Richtungen nach Indianern aus. Allein kein Mensch vermochte sich anders als durch Zeichen mit ihr zu verständigen und mit Zeit und Weile war ihre Geschichte jedermann bekannt. Infolge ihrer armseligen Vergangenheit erkrankte jedoch das Weib nach einiger Zeit und starb, und das Kind folgte ihm bald nach.

Dieses merkwürdige Stück Geschichte interessierte den Schreiber dieses sehr, und er bemühte sich, aus noch in Santa Barbara vorhandenen Aufzeichnungen mehr zu erfahren und fand vier Worte, welche man angeblich aus dem Weibe herausgebracht hatte. Durch sorgfältiges Studium und Vergleichung mit Wörterverzeichnissen, welche zuvor unter einigen der zur Schoschonischen Sprachfamilie gehörigen Stämmen gesammelt worden waren, ergab sich, daß diese Worte mit dem Pai-Uta von Nevada und dem östlichen Californien übereinstimmten; in der That waren drei Worte von den vieren beinahe identisch und gaben guten Grund zu der Annahme, daß das Weib ursprünglich aus dem Pai-Uta-Lande gekommen war und einen Tschuma geheiratet hatte, was die Unfähigkeit der Santa Barbara-Indianer, mit ihr zu verkehren, erklären würde. Ebenso sind die Pai-Uta sehr gewandt im Gebrauch der Zeichen- und Geberdensprache — einer Praxis, welche bald

Digitized by Google

aufgegeben wird, wenn man eine Sprache für den gemeinsamen Verkehr annimmt, wie dies bei der Mehrheit der südcalifornischen Stämme mit dem Spanischen der Fall war.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Beraubung eines Eisenbahnzuges in Texas. Einen kennzeichnenden Zug für die Zustände in Texas veröffentlichte jüngst der Daily Telegraph in einer Korrespondenz von dort, worin es heißt:

Eines Tags, im Dezember 1886, fuhr ein Zug von sechs Waggons in der Nähe der Station Bellevue an und hielt an dem Wasserbassin unmittelbar außerhalb der Station, um seinen Kessel zu speisen. Als die Lokomotive hielt, näherten sich derselben drei unmaskierte Räuber. Der erste Räuber hieß den ersten und zweiten Lokomotivführer und einen Heizer absteigen und drohte, sie im Falle der Widersetzlichkeit niederzuschießen. Die drei Beamten hatten keine Waffen und mußten sich daher ihrem Gegner unbedingt ergeben, der sie ungefähr 30 Schritte vom Zuge hinwegführte, und ihnen alle Wertgegenstände raubte, die sie bei sich führten. Mittlerweile wandten die beiden Gefährten des Räubers ihre Aufmerksamkeit dem Zug und dessen Insassen zu. Ein Reisender der zufällig aus dem Fenster schaute, sah die Beschimpfung, welche über die drei Eisenbahnbediensteten erging, durchschaute die Lage mit Einem Blicke, eilte schnell durch alle Waggons und warnte die darin Sitzenden vor der ihnen drohenden Beraubung. Es scheint in Texas noch die alte Galanterie der englischen Straßenräuber gegen Damen zu herrschen, welche, wenn sie jung und hübsch und ein Tänzchen mit einem der Räuber zu machen geneigt waren, nicht am Leibe visitiert wurden, und diesem Brauche verdankten die gefährdeten männlichen Insassen jenes Zuges auf der Station Bellevue vor etwa drei Wochen ihre Rettung vor einem größeren pekuniären Verlust. Als der Reisende durch die Wagen eilte und auf allen Seiten Allarm schlug, wandten sich die männlichen Passagiere schnell zu ihren Gattinnen, Reisegefährtinnen und Bekannten und überantworteten ihnen alles Geld und alle Wertgegenstände, welche sie mit sich führten. So soll Miß Kate Haas von Fort Worth in Texas 3000 Dollars in Papiergeld und mehrere Busennadeln und Ringe mit Diamanten, Mrs. Chambers von Potsdam, Staat New-York, 5000 Dollars in Gold und einige Brillanten in Verwahrung genommen haben, während Mrs. Wittick von Carthago in Missouri ihres Gatten goldene Uhr und einige Hundert Dollars in Gold zu sich nahm. Auf diese Weise wurde ein Geldwert von etwa 12,000 Dollars und für nahezu ebenso viel Diamanten von den Damen versteckt, welche die Räuber — sei es aus Galanterie, sei es aus Eile — undurchsucht ließen. Die Räuber waren zwar unverkennbar Neulinge in ihrem Handwerk, boten aber gleichwohl einen genügend häßlichen und entschlossenen Anblick dar, um mehr als 40 männliche Passagiere einzuschüchtern, welche von ihnen zum Umkehren der Taschen gezwungen wurden. Am Ende verließen die drei Räuber die Plattform des letzten Wagens mit drei goldenen und zehn silbernen Uhren, fünf Revolvern, einem goldenen Ring und einigen Hundert Dollars baren Geldes in ihrem Besitz. Sobald sie den Waggon verlassen hatten, schwangen sie sich schnell auf ihre Pferde, welche dicht dabei an einigen Bäumen angebunden waren, sprengten davon und waren alsbald in der Ferne verschwunden. Da der Staat Texas von Nord nach Süden 700 e. Mln. lang und von West nach Ost über 800 e. Mln. breit ist und 175 Millionen Acres Flächenraum enthält (also ungefähr die Größe von Belgien, Frankreich und Spanien zusammen hat), so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die Räuber mit einem guten Vorsprung und mit kräftigen Pferden unter sich ihren Verfolgern entkommen, obwohl fünf Bürgeraufgebote unter der beziehungsweisen Führung von Sheriff McLain von Montague, Marschall Black aus Bowie und mehreren hervorragenden Bürgern aus der Nachbarschaft sich zu ihrer Verfolgung aufgemacht hatten. Der wunderlichste Teil dieser Geschichte muß aber noch erzählt werden. Sollte man es glauben, daß die fünf durch die Räuber erbeuteten Revolver fünf Soldaten abgenommen wurden welche dem 24. Infanterie-Regiment der Vereinigten Staaten angehörten? Kapitän Connors vom ebengenannten Regiment war auf demselben Zug und hatte zwei Deserteure in Verwahrung, welche von den fünf vollkommen bewaffneten gemeinen Soldaten bewacht wurden? Kapitän Connors scheint den Kopf ganz verloren zu haben, denn in erster Instanz hieß er seine Soldaten ihre geladenen Revolver ziehen und die Räuber bekämpfen, allein auf die dringende Bitte mehrerer Mitreisenden, welche fürchteten, daß ein ernstlicher Kampf in einem der Wagen das Leben der Frauen und Kinder in Gefahr bringen könnte, widerrief Kapitän Connors seinen ersten Befehl und wies seine Leute an, keinen Widerstand zu leisten. Als die beiden Räuber die Soldaten erreichten und ihnen ihre Waffen abverlangten, wurden die fünf Revolver demütigst abgeliefert. Jedenfalls wäre es Kapitän Connors und seinen fünf Soldaten sehr leicht möglich gewesen, vom Zuge auszusteigen und die Räuber zu erwarten, wenn sie mit ihrer Beute den Wagen verließen. Hoffentlich wird General Sheridan, der Oberbefehlshaber der Armee der Vereinigten Staaten, ein ausgezeichneter, schneidiger Offizier, der sich im Sezessionskriege seine Sporen verdiente, jenen Kapitän Connors zur Rechenschaft ziehen wegen einer Darlegung von Kleinmut, welcher gewiß mit den besten Traditionen des amerikanischen Heeres in schreiendem Widerspruch steht. Mit Ausnahme von Mrs. Wittick, welche laut fragte, ob denn ihre 40 oder 50 männlichen Reisegefährten die Schmach über sich ergehen lassen würden, von drei Männern ausgeraubt zu werden, scheint niemand ein Quentchen Mut besessen zu haben.

Digitized by Google

* Die Erforschung des Welle. Einem Brief Schweinfurth's an Herrn Wauters, den Herausgeber des „Mouvement géographique“ in Brüssel, entnehmen wir nachstehenden Auszug: „Dr. Junker hat an sechs verschiedenen Punkten den Welle-Makua überschritten. Zu Ali Kobo, im Basange-Lande, dem entlegensten erreichten Punkte, erlangt der Fluß solche Dimensionen, daß Junker seine Größe nicht abschätzen konnte, besonders weil er von Inseln blockiert ist, welche nicht allein dicht bevölkert und im höchsten Grade angebaut, sondern auch geräumig genug für Elefantenheerden sind, welche daselbst in Menge vorkommen. Junker konnte sich nur vier Tage lang daselbst aufhalten. In vergleichsweise nur kurzer Entfernung vom Kongo mußte er umkehren, weil Lupton Bey, der Statthalter der ägyptischen Provinz Bahr-el-Gazal, ihn von der raschen Ausbreitung der Macht des Mahdi benachrichtigte. Acht Tagereisen jenseit des von Junker erreichten Punktes ergießt sich der Mbomo in den Welle. Der Mbomo lauft von Ost nach West und hat viele Zuflüsse, welche von der Wasserscheide zwischen dem Kongo, dem Schari und dem Nil herkommen. Im Februar 1883 erreichte Junker Abi Kobo; Junker's „Nepoko“ ist wahrscheinlich der Oberlauf des Biverre. Er hörte eines anderen Flusses, des Nava, erwähnen, den er jedoch nicht zu Gesicht bekam. Schweinfurth ist der Ansicht, das könnte der Oberlauf des Biverre sein, während der Nepoko der Oberlauf des Mburu sein dürfte; die Wassermenge in dem letzteren ist jedoch so klein, daß man seine Quelle weiter westlich suchen muß. Herrn Wauters' Hypothese von der Identität des Welle und Obangi erhält einige Wahrscheinlichkeit durch Junker's neue Entdeckungen. Wauters vermutet, daß Grenfell, welcher den letzteren Fluß erforschte, an der Einmündung des Welle vorübergefahren sei, ohne sie zu bemerken. Die merkwürdige Gestalt des rechten Ufers des Obangi, das Erscheinen der ersten Hügel an der Stelle des gemutmaßten Zusammenflusses, die punktierten Linien, durch welche Grenfell an diesem Punkte das linke Ufer bezeichnet, und die plötzlich zunehmende Seichtigkeit des Flusses, alle unterstützen Wauters' Vermutung. Diese neue Belehrung ist von hoher Wichtigkeit für den Weg und Fortschritt von Stanley's Expedition zum Entsatze Emin Pascha's. Diese Expedition kann entweder den Obangi und Welle, den Biverre-Nepoko hinauffahren oder von den Stanley-Fällen aus aufbrechen. Es ist zweifelhaft, ob es im Welle irgendwelche Stromschnellen gibt, welche ihre Fahrt hemmen könnten. Da Grenfell die Stromschnellen des Obangi unter 4° 30′ n. Br. ohne alle Schwierigkeiten passierte und diejenigen des Kongo bei Rubungu die Fahrt von Dampfern nicht aufhalten, so stößt die Schifffahrt möglicherweise auf keine Hindernisse. Es mag an dieser Stelle auch an die früheren Quellen unserer Kunde von diesem Bezirk erinnert werden. Nach Schweinfurth's Entdeckung des Welle war Nachtigal der erste, der uns einige neue Belehrung geben konnte. Er veröffentlichte im Jahre 1875 eine Karte nach seinen eigenen Aufnahmen und nach Nachrichten, welche er in Dar For und Wadai erhalten hatte. Junker erforschte in den Jahren 1876 und 1877 die westlichen Zuflüsse des Bahr-el-Abiad. In denselben Jahren bereiste ein griechischer Arzt, Panagiodes Potagos, einen großen Teil dieses Bezirks; da er jedoch keine astronomischen Beobachtungen aufnahm und seine Reiseschilderung eine sehr primitive ist, so sind die Ergebnisse seiner Reise nicht zuverlässig. Das ist noch mehr der Fall mit Bohndorf's Reisen, der von Beruf Goldarbeiter, in General Gordon's Diensten gestanden und die Gegend der Quellgebiete des Welle bereist hatte. Als Junker später seine zweite Reise antrat, nahm er Bohndorf in seine Dienste und sie verließen im Januar 1880 Khartum. Der erste Sommer ward im Lande der Niam-Niam verbracht, und seither reiste Junker in Mombuttu im Bezirke des Welle und der nach Westen fließenden Ströme. Lupton Bey und seine Agenten machten viele wichtige Reisen, und besonders die Expedition von Rafai Aga ist von hohem Interesse, denn er soll auf dem Lokoi den See erreicht haben. Die nordwestlichen Zuflüsse des Bungu sind aus den Berichten Flegel's bekannt, welcher auf seiner Reise in Adamaua von denselben hörte. Der zentrale Teil aber, welcher zwischen den von Flegel, Nachtigal und Junker durchreisten Gegenden liegt, ist noch gänzlich unbekannt.

* Die neuesten Berichte über Entdeckungen in Afrika. Dr. Hans Schinz berichtet über den gegenwärtigen Zustand des Ngami-See's folgendermaßen: Der See ist nicht ausgetrocknet, sondern nimmt allmählich an Größe ab. Der Okavango oder Ombuenge bildet nordwestlich vom See einen ausgedehnten Sumpf und der See erhält in der trockenen Jahreszeit von demselben nur eine geringe Wassermenge, allein während der Regenzeit schwellen die kleinen Flüsse an und bilden einen großen Strom, welcher sich in den See ergießt. Der Tamulakan, welcher sich unter 18° 40′ s. Br. von dem Ombuenge abzweigt, ergießt sich in den Botelet und nicht in den Sambesi.

Gottl. Adolf Krause ist es gelungen, in das Gebiet südlich von Timbuktu einzudringen, welches seit Barth's Expedition im Jahre 1853 von keinem Weißen mehr betreten worden ist. Am 7. Juli vorigen Jahres verließ Krause die große Stadt Salaga am Volta und erreichte später Volta, von wo er am 26. Oktober nach Timbuktu aufbrach. Der Bezirk, welchen er bereiste, ist nur durch das, was Barth durch Hörensagen erfuhr, bekannt geworden. Unsere Kunde des Distrikts zwischen den fabelhaften Kongo-Bergen und dem nördlichsten Teile des Niger ist noch äußerst unvollkommen, da er sich teilweise nur auf Nachrichten gründet, welche von Wilden herrühren.

Unter den Auspizien des französischen Staatssekretärs soll Camille Douls den Wad Draa erforschen, welcher in der Nähe von Kap Nun ins Meer mündet. Dieser periodische Fluß verläuft in einiger Entfernung der Südseite

Digitized by Google

des Anti-Atlas entlang und nimmt die Gewässer von dessen südlichem Abhang auf. Leopold Panet überschritt ihn 1850, ungefähr 50 e. Mln. oberhalb seiner Mündung, Sir Bu-Moghad im Jahre 1860, etwa 25 Mln. weiter unten, Rabbi Mordochai verfolgte einen seiner Zuflüsse und setzte über ihn an derselben Stelle, wo Lenz im Jahre 1880 etwa 120 Mln. über seiner Mündung über ihn setzte. Panet und Bu-Moghad reisten sehr eilig, mit einer großen, von St. Louis am Senegal kommenden Karawane und hatten keine Gelegenheit zur Veranstaltung vieler Beobachtungen. Im Jahre 1828 fuhr Caillié auf der Rückkehr von Timbuktu seinen Oberlauf hinan. Douls beabsichtigt, zuerst den Wad Sus zu besuchen, welcher zwischen dem Anti-Atlas und dem hohen Atlas verläuft. Rohlfs wanderte sein Thal hinan, als er den oberen Teil des Wad Draa und die Oase Tafilet erforschte.

* Neuere Reisen in Brasilien. Dr. Karl v. d. Steinen aus Düsseldorf, unser geehrter Mitarbeiter, welcher vor drei Jahren mit seinem Vetter Wilhelm v. d. Steinen und Dr. O. Clauß die mehrfach von uns besprochene Reise den Schingú hinab machte und damit einen wichtigen Beitrag zur Kunde von Brasilien lieferte, will seine wissenschaftliche Arbeit durch eine Erforschung der Quellen des Schingú vervollständigen und noch einmal von Cuyaba aus aufbrechen, um das tiefste Innere von Brasilien zu bereisen. Da auf seiner früheren Expedition geographische Forschungen den Hauptzweck seiner Reise bildeten, so konnte er unter den interessanten Stämmen am oberen Schingú keinen langen Aufenthalt nehmen; er gelangte aber gleichwohl zu einiger ethnologischen Kunde von der höchsten Wichtigkeit. Auf seiner neuen Expedition gedenkt er nun einige Zeit unter den Indianern jener Gegenden zu leben, welche noch nie mit Weißen in Berührung gekommen und daher für den Ethnologen von besonderem Interesse sind. Dr. P. Ehrenreich, welcher die Stämme am Rio Don studiert und im Verlaufe seiner Reise sehr wertvolle anthropologische Beobachtungen gemacht hat, und der Maler Wilhelm v. d. Steinen, werden seine Begleiter sein. Von dieser Expedition, die ausschließlich aus Männern der Wissenschaft besteht, welche mit dem Schauplatze ihrer Forschungen genau vertraut sind, darf man sehr wertvolle Ergebnisse erwarten.

Der schon früher von uns genannte Herr H. N. Ridley, Assistent am Britischen Museum, schickt sich an, Fernando Noronha, die einsame Insel, welche der brasilischen Küste vorliegt, zu besuchen und zu erforschen. Die brasilianische Regierung hat ihm die Erlaubnis gegeben, botanische und zoologische Sammlungen auf der Insel zu machen, deren Besuch außerdem wegen der auf derselben befindlichen Strafkolonie verboten ist.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Am 1. Juli traten wir endlich die Reise an, die uns bei dem nunmehrigen Wasserstand sehr gewagt erscheinen mußte, denn der Fluß war bereits über fünf Palmen gesunken und es machte sich täglich ein weiteres Sinken bemerkbar. Die Regenzeit schließt bekanntlich mit dem Monat Juni ab und schnell vermindern sich dann sämtliche Flußgewässer. Auch der überschwemmte Campo wird dann frei, das Bett der Flüsse verengert sich mehr und mehr, und stellenweise kann man selbst den Fluß durchwaten, ohne tiefer als bis an die Kniee im Wasser zu gehen. Wir konnten uns demnach schon im voraus eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, welche unser harrten. Die uns schon bekannte Fazenda Camacahoca ließen wir ohne Aufenthalt zur Rechten und beeilten uns, noch vor Abend bei der Wohnung eines mir bekannten Brasilianers, die einsam am Flusse liegt, anzulegen, um noch heute nicht genötigt zu sein, im freien Walde zu kampieren. Der erwartete Vorteil ward uns hier jedoch nicht, denn wir hatten nicht weniger als im Walde von den unbarmherzigen Blutsaugern, den Moskitos, zu leiden. Schutz gegen etwaigen Regen und eine besser zu beschaffende Einrichtung sind dagegen gleichfalls nicht zu verachtende Vorteile. Auch die zweite Nacht verbrachten wir noch unter einem gastfreien Dache, indem ich in „Lagem grande" bei einem hier kürzlich angesiedelten Italiener namens Zanini Aufnahme fand. Hierbei muß ich erwähnen, daß solche zufällige private Wohnstätten stets mit der Umgegend vom Erbauer einen besonderen Namen erhalten. Diese Behausung hatte den Namen „Igueira".

Während der zwei ersten Reisetage hatte die Fahrt noch leidlichen Fortgang, mit einer einzigen, jedoch höchst interessanten Ausnahme. Wir überzeugten uns, bis zu welchem Grade das Ausbreitungsvermögen schwimmender Vegetation auf äquatorialem Boden sich zu erstrecken vermag; denn strömendes Wasser überwucherten krautartige Pflanzen (Pontederien) nun derartig, daß sie, dicht verfilzt, uns einen förmlichen Damm entgegensetzten. Nur mit größter Mühe, mit Hülfe langer Haken, welche man in sie hineinschlug, konnte das Boot vorwärts gezogen werden, bis sich ein Ausweg seitwärts durch die Sträucher auf übergetretenem Wasser zeigte. Oefters ließen uns in der Folge solche Durchgänge schnell eine weite Windung abschneiden, was einen originellen Anblick gewährt, indem man in entgegengesetzter Richtung zu fahren scheint.

Am dritten Reisetag ging es schon anders als bisher. Nachdem wir bis gegen Abend gerudert, erhob sich ein furchtbares Wetter; wir wurden von einem echt brasilianischen Gewitter, mit sintflutartigem Regen und unaufhörlichem Blitzen und Donnern, beglückt. Ganz durchnäßt und bereits im Dunkelwerden erreichten wir die Trümmer eines verlassenen Hauses. Gegen den Regen gewährte es freilich nur notdürftigen Schutz; doch durften wir hoffen, einiges trockene Holz in dem Material der Wände vorzufinden, um wenigstens ein Feuer zur Erwärmung und zur Vertreibung der Moskitos anzünden zu können. Als wir uns dem Ufer näherten, erblickten wir daselbst nahe am Wasser drei Capivaras, die uns ruhig ansahen und von denen einer auf einen Schuß fiel, die übrigen zwei entfernten sich schnell durch Schwimmen. Diese Tiere sind von schweinsähnlicher Gestalt und nur besonders unterschieden durch eine äußerst stumpfe unterständige Schnauze, durch kurze, steif aufgerichtete Ohren und den Bau der Zehen, vorne vier, hinten drei. Ihr Gewicht beträgt 30—40 Kilo, doch wird das Fleisch, wenigstens hier in der Provinz, nicht genossen. Es hat etwas Catinga (unangenehmen Geruch). Durch den Geruch dieses getöteten Tieres wohl angelockt oder zufällig

Digitized by Google

auf einer Wanderung hierher begriffen, überfiel uns während der Nacht eine Schar Wanderameisen. Als ich durch ihr Beißen erwachte, war ich bereits ganz mit ihnen überdeckt. Dick und schwarz wimmelte es an meiner Hängematte, an den Vorhängen, sowie auf dem Erdboden unter mir und noch waren viele unheimliche Tiere im vollen Anzuge. Eine peinliche Lage, indem man für den ersten Augenblick nicht weiß, wohin man sich wenden soll, um ihr Verlaufen abzuwarten. Gegen derartige Eindringlinge ist kein anderes Schutzmittel als Geduld. Erst nachdem ich an mehreren Stellen Feuer angelegt und ihrem Treiben einige Stunden zugesehen hatte, durfte ich mich wieder an meine Hängematte wagen, jedoch nur, um sie schnell abzunehmen und an einer anderen und sichereren Stelle wieder zu befestigen, denn noch hatten die letzten Nachzügler den Platz nicht verlassen, dann war aber auch notwendig, jedes Anziehungsmittel zu entfernen, das getötete Capivara vor allem aus unserer Nähe zu schaffen, ja selbst das Licht aus der Laterne zu nehmen und noch andere leicht transportable Gegenstände an das Feuer oder in den Rauch zu hängen. Der Gefräßigkeit oder blosen Zerstörungswut dieser Tiere erliegt alles, es sei denn aus Glas oder Metall gemacht. Kaum macht man sich einen Begriff von der Plage dieser Tiere, die über Häuser und jegliches ähnliche Hindernis hinwegsetzen, und jedes lebende Wesen mit gleicher Wut überfallen, sei es um dasselbe zu töten oder mit ihren Bissen zu peinigen. Die Ameisen sowohl als die Moskitos bilden entsetzliche, immerwährende Plagen Brasiliens und sind ganz als Kehrseite dieses Landes zu bezeichnen. Die Provinz Maranhaõ allein beherbergt mindestens 30 Arten Ameisen, die zum größten Teil empfindlich beißen oder stechen. Bei einigen Arten erzeugt der Biß große Geschwülste und selbst Wundfieber. Auf meiner Pindaré-Reise allein wurde ich mit folgenden 20 Arten bekannt.

1. Cauba oder Sauba, eine der zahlreichsten und von den Fazendeiros am meisten gefürchteten Arten, da sie in den Kaffeeplantagen arge Verwüstungen anrichtet. Zu ihrer Ausrottung sind wiederholt große Preise ausgeschrieben und auch mehrere recht gute Resultate erzielt worden, die, wenn auch als probat, doch nie in großem Maßstabe anwendbar sich erweisen. Die Sauba wird noch lange eine große Plage des Landes bleiben. Mit einer Räucherung von der Rinde des Peroba-Baumes sollen sie, nach einer neueren Angabe, wirksam vertrieben werden. Ein anderes vorgeschlagenes und gewiß noch das empfehlenswerteste Mittel ist das Uebergießen mit einem Abfallsprodukt der Gasfabrikation, einem mit Kohlenwasserstoff geschwängerten Wasser, das in Gegenden, wo Gasanstalten sind, wie in Rio de Janeiro, Pernambuco 2c., leicht, ohne Kosten nnd in großen Quantitäten zu haben ist. Auch die Abfälle der von ihrem Oelgehalt befreiten Para-Kastanien, in Geruch und Geschmack dem ausgepreßten, zu Oelkuchen bestimmten Leinsamen ganz ähnlich, werden in einer dünnen Wasserauflösung mit gutem Erfolg angewendet. Dieser Landplage wirksam durch Mittel zu steuern, könnte meines Erachtens eines Tages durch die Physik, durch galvanisch-elektrische Schläge etwa, erreicht werden. Die Sauba zerstört nicht immer, um zu fressen, sondern anscheinend aus reiner Zerstörungslust, denn auf ganzen Anpflanzungen werden in einer Nacht die Früchte vernichtet, ohne daß nur ein Blättchen mitgenommen würde. Alles liegt rund herum auf dem Boden. Was nicht aus Glas oder Metall ist, wird von der Sauba zerstört; Mobilien aus dem festesten Holze werden zernagt. Unter der Erde machen sie gewaltige Gänge und wühlen den Erdboden in unglaublicher, erstaunlicher Weise auf. Dadurch werden oft ganze Wohnungen von ihnen bedroht, weil sie nicht nur den Boden unterminieren, sondern auch geheime Gänge durch die Wände bis in die oberen Stockwerke anlegen. So haben noch vor Kurzem die Zerstörungen der Sauba in einem Palast der Hauptstadt Para bedeutende kostspielige Reparaturen nötig gemacht. Ihre Züge sind so stark, daß sie durch das beständige Hin- und Herlaufen einen kleinen, wie absichtlich gegrabenen leicht wahrnehmbaren Gang bilden, wodurch ihre Spur leicht zu verfolgen ist. Sie sind von Mittelgröße und brauner Farbe. Zum Bau ihrer unterirdischen Wohnungen tragen sie die Blattstückchen mit der Zange in vertikaler Richtung über den Kopf gehoben, weshalb man sie auch Formiga carregadeira (beladene oder Lastträger-Ameise) genannt hat. Da diese wandernden Blattstückchen meist bedeutend größer als die Tiere selbst sind, so gewährt der Anblick einer solchen Karawane ein originelles Ansehen und frappiert bald jeden Fremden.

2. Formiga de Fogo, wörtlich Feuerameise, sonst aber Zuckerameise genannt, ist sehr klein, von brauner Färbung und findet sich allenthalben schnell ein, wo Süßigkeiten aufbewahrt werden. Auch geht sie emsig nach den toten Tieren, wie Käfern, Spinnen Fliegen 2c., weshalb sie Naturalienssammlungen oft sehr gefährlich wird. Ihr plötzliches Erscheinen ist, wo man noch kurz vorher keine Ahnung von ihr hatte, oft wunderbar und rätselhaft. Durch die feinsten Fugen findet sie ihren Weg. Ein außerordentlich scharfes Geruchsorgan läßt sie bis in die höchsten Stockwerke hinauf ihre Speise wittern. Von ihren stets unausbleiblichen Nachstellungen haben die Haushälterin und der Konditor insbesondere viel zu leiden. Man sieht daher häufig die Füße der Tische in mit Wasser gefüllten Näpfen ruhen.

3. Formiga de Correiçao, Strafameise, ist die oben besprochene Wanderameise, die wegen ihrer Verheerungen wahrscheinlich nur bildlich so genannt wird.

4. Tapiahy, eine 2—2.5 cm. große, schwarze, glänzende Ameise, deren Stich sehr schmerzhaft ist. Von halber Größe und noch schmerzhaftere Stiche erzeugend ist die Abart

5. Tapiahy minudo, kleine Tapiahy.

6. Tucandira. Die größte aller mir bekannten Ameisen, ebenfalls glänzend schwarz, wie die vorige, mit der sie überhaupt viel Aehnlichkeit hat, 3—3.5 cm. lang. Der Anfangs heftige Schmerz ihres Bisses verzieht sich schnell.

7. Pupeta, eine äußerst schmerzhaft beißende mittelgroße Art von brauner Farbe.

8. Formiga rajada, gestreifte (tigerfleckige) Ameise. Sie ist sehr schön und 1.5 cm. lang.

9. Formiga cascuda, gepanzerte Ameise, mit harter Schale und selbst mit einigen Dornansätzen versehen.

10—13 sind vier Arten Cupim.

14—16, drei Arten Traquoa, von denen nur eine, die gewöhnlicher vorkommende, beißt. Die zweite Art ist mit dem Zunamen de Porroroca, als Anspielung auf die Springflut, bezeichnet, da sie ein derselben ähnliches Geräusch macht, wenn sie in Scharen in die Häuser dringt. Die dritte dieser Gattung ist eine durch ihren Nestbau sehr bemerkenswerte Art. Das ganze Nest, das einen Meter und mehr im Umfange hat und in Bäumen befestigt ist, erscheint nicht wie ein belebter Bau, sondern wie eine einzige Masse Zunder, und wird auch von den Eingeborenen in solcher Weise gebraucht. Daß diese Ameise stets ganz vereinzelt und nur örtlich vorkommt, erscheint ganz übereinstimmend mit jenen Beobachtungen, die den Baustoff der Wohnungen als aus feinen Pflanzenfasern gewisser Spezies von Melastomaceen bestehend erklären. Schon deshalb könnte das Vorkommen dieser Tiere nur ein sehr bedingungsweises sein. Während meiner ganzen Reise am Pindaré-Flusse fand ich sie nur am Zusammenflusse dieses Flusses mit dem Caru. Die einzelnen Haare sind nur bei mikroskopischer Betrachtung wahrnehmbar, indem sie, wahrscheinlich unter dem Einfluß eines mitwirkenden Speichelproduktes umgewandelt, zu einem so dichten Gewebe verfilzt sind, daß die Masse in der That die täuschendste Aehnlichkeit mit dem bekannten Zunderschwamm hat. Die Ameise ist braun, bis 1 cm. groß und unschädlich.

17. Tapia. Diese baut große, unregelmäßig-kugelförmige oder

Digitized by Google

elliptische Nester um Baumstämme. Hier ist jedoch das Produkt von erdiger Beschaffenheit, hart, muschelig und brüchig.

18. Tachi, rot, im Holze nistend.

19. Quintim, ebenfalls rot und unschädlich.

20. Taciarema, schwarz und übelriechend.

Am vierten Reisetage nahm der Fluß schon eine ganz bedenkliche Gestalt an. Das Flußbett entzieht sich stellenweise dem Auge, indem die Ufer sehr niedrig, die Gegend ringsum flach und das Wasser über sie wie eine Sintflut ausgebreitet ist. Nur mit Mühe der allgemeinen Strömung folgend, konnten wir im richtigen Fahrwasser bleiben.

Nach und nach stellten sich die verrufenen Piums ein, eine Art Stechfliegen, die noch lästigere Stiche als die Moskitos erzeugen. Gieriger nach Blut als diese, verfolgen sie die Menschen nur am Tage und verschwinden Nachts. Sie treten ganz an die Stelle der Moskitos, indem sie in dem Maße zunehmen wie die anderen sich vermindern. Es ist kein eigentlicher Stich, der das brennende Jucken auf der Haut erzeugt, sondern vielmehr eine bloße Saugwunde, die allemal einen roten Punkt hinterläßt. Oft jedoch bluten die soeben von den Piums verlassenen Wunden noch nach. Aehnlich wie bei den Fledermäusen müssen die Saugwerkzeuge wohl auch bei den Piums beschaffen sein, da bei diesen die Wunde erst infolge des freigewordenen Luftdruckes fühlbar wird, der bekanntlich während der Operation unwirksam bleibt, — ein Vorgang, wie er jedermann bei den Blutegeln bekannt ist. Die Piums werden daher meist erst bemerkt, nachdem sie durch Einsaugung des Blutes zu einem sie selbst um das Mehrfache betragenden Volumen angeschwollen und dann bereits so schwer sind, daß sie kaum durch den Flug sich zeitig genug zu entfernen vermögen, um nicht auf frischer That noch ertappt zu werden. Häufig entsteht nach dem Saugen eine dicke blasenartige Geschwulst. Hieraus ergibt sich schon, daß die Wunden nicht immer gleich empfindlich sind. Sei es nun, daß es verschiedene, kaum unterscheidbare Arten gibt oder, wie man auch schon angenommen hat, daß in der Nähe giftige Straucharten existieren, welche den Insekten zum Aufenthalt dienen, so läßt sich doch die Ursache des größeren Schmerzes nicht immer sicher feststellen, da man ja stets sich von den Tieren umschwärmt sieht und viele derselben schon von fern mithergeführt hat. Fährt jedoch das Boot in schnellerem Zuge dahin, so hat man weniger von ihnen zu leiden, denn keine stechende Fliegenart setzt in bewegter Luft an. Moskitos und die Bremsenarten sind im Gegensatze zu den Pinms schon bemerkbar in dem Momente, wo ihr Stachel auf das Blut trifft. Ihnen wird daher gewöhnlich weniger von der süßen Kost zuteil.

Höchst interessant und belustigend ist die Jagd auf Affen. Sie verraten sich gewöhnlich in der Ferne schon durch eine heftige Bewegung der Bäume und Zweige, indem sie in Rudeln von 12—15 ihre tollen Sprünge üben und den Zuschauer durch ihr munteres Treiben lange belustigen, bevor er nur zu ihnen herankommen kann. Kein anderes Tier versetzt das Strauchwerk in solch heftige Erschütterung als die Schnellkraft des Affen. Wenngleich scheinbar arglos und nahe an den Ufern sich umhertummelnd, sind sie doch an Schlauheit und Schelmerei dem Meister Fuchs noch überlegen. Man muß ihrer List daher mit List zu begegnen suchen, sich ihnen mit größter Vorsicht und Schnelle nähern und schon in einiger Entfernung aussteigen, um ihnen seitwärts beizukommen. Endlich nahe genug, scheinen die Affen nicht so sehr auf ihre Flucht als auf ein bloses Possenspiel mit dem Jäger bedacht zu sein, denn ihre Gewandtheit und List täuscht auch das geübteste Auge, spottet jeder Berechnung des Jägers. Eben sieht dieser noch über sich im Astwerk deutlich einzelne Affen, jetzt will er anlegen und — plötzlich meint er sich geirrt zu haben, denn wie ein Zauber regt sich kein Blättchen mehr, ist kein Affe mehr sichtbar. Er geht schnell und verdrießlich weiter, dem vermutlichen Flüchtling nachzuspüren und hui! regt es sich wieder laut hinter ihm, auf dem soeben verlassenen Baume. Nun glaubt er gewonnenes Spiel zu haben, seine Augen haben ihn doch nicht getäuscht und schon triumphiert er im Stillen — doch zu früh! Er macht sich zum zweiten Mal schußfertig und wieder dasselbe Possenspiel! Nun ist kein Zweifel mehr, die Affen halten sich hinter den dichten Blattbüscheln versteckt. Der Jäger macht einen abermaligen Versuch, zerrt an den Luftwurzeln, die zahlreich von oben herabhängen und husch! sind die Affen auf und davon, um nach allen Richtungen das Weite zu suchen. In solchen Momenten ist dem Jäger Gelegenheit geboten, sein ganzes Jagdtalent in Anwendung zu bringen. Ein glücklicher Schuß bekundet dann sicher den vollendeten Schützen, um so mehr, als der Affe, zäher als das Eichhörnchen und der Papagei, oft erst nach mehreren Schüssen zu Boden sinkt. Schießt man ein Affenweibchen, das zufällig ein Junges trug, so fällt dieses, die Mutter fest umklammernd, stets mit herab und erhebt, im Falle es lebend blieb, ein winselndes Geschrei. Das sind die Fälle, durch die man gewöhnlich in den Besitz lebender Affen kommt, da jede Art gewaltsamen Raubes unausführbar bleiben würde.

Solche Belustigungen erwarteten uns, als wir am vierten Reisetage soeben aufgebrochen waren. Dichte Nebel verschleierten noch ringsum die Gegend, ganz geeignet, das Spiel um so geheimnisvoller zu gestalten. Der Jäger büßt jedoch durch die Nebel nichts ein; im Gegenteil wird die Jagd durch diese nur begünstigt, denn während die Affen nicht imstande sind, ihren Verfolger zu überwachen, verraten sie sich fortwährend durch das Knistern und Brechen der Aeste, auf denen sie sich wiegen, sowie durch ein eigentümliches Flöten ihrer Stimme. Es waren jene braun und schwarzen Affen gewöhnlicher Größe, welche wir bei einer anderen Gelegenheit schon unter den Namen Cairara und Cuxiu kennen lernten. Er ist einer der größten Affen und besonders auffallend durch sein Geschrei, welches ihn schon weithin dem Jäger verrät. Da er langsamer in seinen Bewegungen und bedeutend größer am Körper ist, so fällt er um so leichter auch dem weniger geübten Schützen zur Beute.

Nachdem nun mehrere Affen bereits von den Wipfeln hoher Bäume herab ganz bescheiden in unserem Boote Platz genommen hatten, ließ ich wieder einen Indian aussteigen, um einem Rudel nachzugehen. Diesmal war er glücklicher, da er keinen Affen, wohl aber ein Reh geschossen hatte. Es war ein großes stattliches Tier, und zu schwer, um von einem Menschen getragen zu werden, weshalb ich noch den anderen Indian nachsandte, und bald schleppten sie das Tier an einer Stange befestigt auf den Schultern herbei. Obwohl das Boot reichlich beladen war, so erschien uns dies Reh doch eine sehr willkommene Last, denn das in Eile präparierte Ochsenfleisch und das noch schlechtere Fleisch der Affen vertauscht man doch gern womöglich mit besseren Bissen. Diese Rehe sind durch ganz Brasilien verbreitet und sollen in 6 Arten vorkommen, die sich bei näherer Untersuchung wohl auf die Hälfte dürften reduzieren lassen, indem jüngere oder ältere einer gleichen Art unter sich verschieden gefärbt sind. Ein junges Reh, welches ich beobachtete, war auf gewöhnlichem Chamois-Grunde mit helleren runden Flecken gezeichnet und hierdurch gänzlich von ausgewachsenen Individuen seiner Art unterschieden. Meine Jagden, die ich überhaupt nicht weiter erstreckte, als eben für die Bedürfnisse des Unterhalts nötig war, ergaben später ein ähnliches Reh, wie ersteres, jedoch von einer anderen Art, nämlich unserem deutschen im äußeren Ansehen ähnlich, ja ziemlich gleichkommend. Die Hörner aller Arten sind kürzer als bei unseren heimatlichen und sollen jährlich abgestoßen werden. Das sehr kurze, nur 4 cm. hohe und völlig stumpfe Gehörn, wie ich es beobachtete, scheint dies zu bestätigen. Die Rehjagden zu Wasser bieten ein mehr trauriges als interessantes Schauspiel, eine wahre Tierquälerei, indem man die armen Opfer durch einen Schuß zu töten sucht, um sie vor dem Untersinken zu bewahren; auch würden sie in

Digitized by Google

dieser Gegend leicht eine Beute der gefräßigen Piranhas werden. Kann man sie in dieser Weise nicht schießen, so versucht man sie mit Knitteln zu erschlagen oder durch Ruderschläge so lange zu maltraitieren, bis man sie ohne Gefahr in die Canoa hereinziehen kann. Die Rehe sind gute Schwimmer und machen der nachsetzenden Canoa oft viel zu schaffen. War es vorhin noch der Affe, der sich, hoch oben in den luftigen Bäumen tummelnd, dem Schützen eine glückliche Hand mit dem Gewehre abforderte, so hier das Reh auf dem so nahen und doch so veränderten Schlachtfelde in der Handhabung der Canoa. Denn oft und plötzlich muß der Vordermann beim Umlenken des in Angst geratenen Rehes die Stelle des Steuermanns einnehmen, während dieser umgekehrt ebenso schnell die Rolle mit dem ersteren vertauscht und dann beide auf gleichen anfänglichen Plätzen verbleiben, eine Stellung jedoch, die oft wohl nur zur momentanen Notwendigkeit wird, denn kaum eingenommen, muß sie wieder gegen die erstere aufgegeben werden. Dieses Manöver wiederholt sich gewöhnlich so oft und so beständig, daß beide Parteien, sowohl die verfolgende als die verfolgte, gleichzeitig ermüden, womit das Spiel sein trauriges Ende nimmt. Still wird es dann mit einem Male auf den soeben noch empörten Fluten, in denen eine blutige, dahinschwimmende Spur, die sich nur langsam verwaschen kann, Zeugnis von diesem mörderischen Spiel gibt.

Wir hatten nun zum ersten Male in gänzlich freier Natur unser Lager aufgeschlagen, und da dieses heute zugleich einen sehenswerten Anblick bot, so nehme ich schon hier Veranlassung, den Leser mit den Einrichtungen bekannt zu machen, wie sie die nächtlichen Bivouacs solcher Reisen erfordern und sich alltäglich in gleicher Weise wiederholen. Sie geben zu gleicher Zeit eine Anschauung vom Waldleben. Hat man eine Oertlichkeit ausfindig gemacht, die trocken gelegen und zur Aufnahme der Hängematten an Baumstämmen geeignet ist, und auch einzelne spezielle Wünsche, wie Jagden, Exkursionen ꝛc., nicht unerfüllt läßt, so wird vor allem mit dem Facao (Säbelmesser) und der Axt der Platz ringsum gereinigt und zur Befestigung der Hängematten geschritten. Bei dem großen Bequemlichkeitssinn oder, wenn man will, Phlegma des Wilden ist es seine zweite Natur, schnell, ehe man sich's versieht, mit den Händen an der Matte zu sein; diese ist das erste und das Letzte, bei Kampierungen gleichsam ein heiliges Numero Eins, das Alpha und Omega, und auch selbst dann, wenn es unter Tags einer nur halbstündigen Erholung gälte. Ich verglich die Leute immer im Stillen mit jenen Menschen, die nichts thun können, wenn sie nicht Morgens früh erst eine Tasse Kaffee zu sich genommen oder eine Zigarre geraucht haben. Nachdem das wichtige Geschäft des Hängematte-Aufhängens besorgt ist, wird von dem einen trockenes Brennholz zusammengesucht und ein Feuer angezündet, dessen sich ein Osterfest nicht zu schämen hätte, der andere ist unterdessen mit der Waschung des Fleisches beschäftigt und bringt den Kessel herbei, der das frugale Mahl enthält. In der Matte wiegen sich bereits mit orientalischer Behaglichkeit die Soldaten und der Missionar, insofern sie nämlich keine dringende Beschäftigung haben, wie z. B. das Reinigen der Schießgewehre, die beständig von der Feuchtigkeit leiden, oder das Präparieren des zerlegten Wildes ꝛc. Heute aber war dies anders. José Bento, den man sich mit seinem gewichtigen Bauche in der Rolle und mit der Amtsmiene eines ehrbaren Metzgermeisters vorstellen wolle, läßt sich von dem Indian Manoel das erlegte Reh an einen Baumast aufhängen, um es kunstgerecht mit dem blanken, frischgewetzten und am Nagel mit Kennerblick geprüften Waidmesser zu zerteilen. Antonio präpariert in einem provisorischen selbstverfertigten Mörser das grobe Salz, um das Fleisch damit einzureiben. Unterdessen brodelt und zischt es lustig im Kessel über dem prasselnden Waldfeuer. Eine Esteira (sprich Stehra, geflochtene Decke aus Palmblättern) wird auf dem Erdboden ausgebreitet, welche dann die Gäste zum einfachen, jedoch kräftigen Mahle um sich versammelt. Ich habe wohl kaum nötig, zu erwähnen, daß es keines vollzähligen Tischgeräts bedurfte, da außer mir sich niemand desselben bedient haben würde; denn alle anderen speisten durchweg ganz ländlich-sittlich, indem sie sich der Finger anstatt der Messer und Gabeln bedienten und die Teller ihnen vollkommen ersetzt wurden durch die Fruchtschalen von dem Cujabaum, von denen eine hinreichende Anzahl mitgeführt wurde. Nach aufgehobener Tafel und nachdem überhaupt ein Weilchen Zeit nach unserer Ankunft verflossen war, haben sich bereits die Moskitos so zahlreich eingefunden, daß man sich im voraus eine sehr unruhige Nacht versprechen mußte. Aus früheren Erlebnissen wissen wir bereits, daß man ein besonders wachsames Auge auf die genießbaren Vorräte haben muß, will man sie nicht von Ameisen zerstört und sich selbst obendrein zum Dank für den genossenen Schmaus mit ihren Bissen und Stichen regaliert sehen. Das Boot muß daher allemal frei von jeder direkten Berührung mit dem Lande befestigt werden; denn selbst ein Zweig, der von dem Ufer über das Boot hinneigt, genügt schon, der Gefräßigkeit dieser Tiere Wege zu schaffen, und andern Morgens kann man in solchem Falle sicher sein, dasselbe von Ameisen belagert zu finden. (Forts. folgt.)

Kleinere Mitteilung.

Vereine, Gesellschaften, Museen ꝛc.

* In der letzten geschlossenen Versammlung der Münchener Geographischen Gesellschaft hielt zunächst Hr. Dr. Philippson einen Vortrag „Ueber die Entstehung der Flußläufe." Die deskriptive Erkenntnis der Flußläufe kann einer wissenschaftlichen Betrachtung nicht genügen. Wichtiger ist die Frage: Wie sind die Flußläufe entstanden? Scheinbar ist diese Frage leicht zu beantworten mit dem Hinweis auf die Bewegung des Wassers von der Höhe zur Tiefe, aber damit ist dieselbe nicht erschöpft, weil die Flußläufe sich nicht immer dem Relief des Bodens anschließen. Man denke nur an die Durchbruchsthäler als Wirkungen der Flußläufe, überhaupt an alle die sog. discordanten Flußläufe, die entgegen dem Relief des Landes entstanden sind, während allerdings bei den concordanten eine Uebereinstimmung mit der äußeren Erscheinung des Landes vorhanden ist. Die gestellte Frage kann nur in innigster Verbindung mit der geologischen Geschichte eines Landes untersucht werden. Alles, was jetzt als Erdfestes zu Tage liegt, ist früher einmal Meeresboden gewesen. Die Flußsysteme entstehen gleichzeitig mit dem Auftauchen des Landes aus dem Meere; sie verschwinden wieder mit dem Lande, und können wieder, aber vielleicht in ganz anderer Art und Gestalt, erstehen. Die gegenwärtigen Flußläufe stammen ohne wesentliche Veränderung aus der letzten Erhebung. Geologische Verhältnisse, ob z. B. Faltung oder Schollenland, sind für ihre Gestaltung mitbestimmend gewesen. Sofort nach der Entstehung eines Flußlaufes beginnt dessen Einwirkung auf die Erdoberfläche; zunächst als Erosion. Dies gilt sowohl vom Hauptfluß als auch von den Nebenflüssen; die Erosionsthätigkeit der Nebenflüsse wird indes durch diejenige der Hauptflüsse reguliert. Im wesentlichen bleiben die Flüsse in den sich selbst gegebenen Betten, wenn nicht große Umwälzungen im Relief des Bodens eintreten. Diese Neigung zur Beständigkeit besteht jedoch nur für die Laufrichtung im großen und ganzen, im kleinen dagegen gibt es viele Verschiebungen und Veränderungen. Serpentinen z. B. haben die Neigung, sich zu erweitern, länger und schmäler zu werden, bis endlich durch einen Durchbruch am Ausgang der Serpentinenbildung der Fluß wieder seine gerade Richtung gewinnt. Sonne und Wind, überhaupt klimatische Faktoren, dann die Lagerungsverhältnisse, dann die petrographische Beschaffenheit der Schichten, in welchen der Fluß sich bewegt, und verschiedene andere Umstände wirken auf die Flußläufe und lassen

Digitized by Google

discordante Flüsse entstehen, ohne daß der Fluß seine Laufrichtung ändert. Beträchtliche Veränderungen ergeben sich auch in den Quellgebieten und in den Wasserscheiden, deren Resultat selbst eine Verschiebung der letzteren sein kann. Abgesehen von diesen Faktoren, können auch noch auf die Ausgestaltung und Veränderung der Flußläufe einwirken: Gletscher, vulkanische Ausbrüche, besonders aber eingreifende Dislokationen der Erdrinde, denen die Erosion nicht siegreich zu widerstehen vermag. An einer Reihe instruktiver Beispiele wurden diese allgemeinen Sätze, welche sich aus dem Vortrage ergaben, in trefflicher Weise erläutert. Zum Schlusse wurde vom Vortragenden noch darauf hingewiesen, daß man vor Verallgemeinerung sich hüten müsse, und nur von Fall zu Fall urteilen könne. Im Anschluß an den Vortrag betonte der Vorsitzende, Herr Professor Dr. Zittel, daß die behandelte Frage, auf der Grenzscheide zwischen Geographie und Geologie gelegen, zu den schwierigsten Problemen der physikalischen Erdkunde gehöre, daß aber die wissenschaftliche Erkenntnis in diesen Fragen in den letzten 25 Jahren große Fortschritte gemacht habe, wie aus einzelnen speziell vorgeführten Beispielen sich ergebe. Nunmehr referierte Herr Stadtrichter G. Fink „Ueber den oberpfälzischen Dialekt." Nach einer kurzen Beschreibung des Landes, einem Ueberblick über die Geschichte desselben und einer Erklärung des Namens wies der Vortragende zunächst nach, daß der oberpfälzische Dialekt nur eine Unterart des bayerischen sei. Die Abweichungen von letzterem bestehen hauptsächlich nur in einer anderen Phonetik. Der oberpfälzische Dialekt hat eine ausgesprochene Neigung zur Diphthongisierung; doch tritt auch die Erscheinung hervor, daß der oberdeutsche Diphthong „au" in den einfachen Vokal „a" übergeführt wird. Bezüglich der Konsonanten ist namentlich die regelmäßige Verdichtung des altbayerischen „j" zu „g" zu erwähnen. In grammatischer Beziehung auffällig ist eine Reduplikation der Endung „en" im Dativ Pluralis. Endlich ist noch eine eigentümliche Betonung der Sätze zu beachten, die der Sprache einen gewissen singenden Klang gibt. Die Verbreitung des oberpfälzischen Dialekts erstreckt sich weiter als der oberpfälzische Kreis reicht; er beginnt bereits in Niederbayern im unteren Regen-Thal und erstreckt sich bis Nürnberg, diese Stadt mit eingeschlossen. Den echten germanischen Ursprung der Bevölkerung, einige eingesprengte slawische Kolonien abgerechnet, beweist übrigens auch der oberpfälzische Sagenschatz, der mit dem altbayerischen völlig übereinstimmt und von Schönwerth bearbeitet wurde. In der sich hier anschließenden Debatte, an welcher sich außer dem Vortragenden die Herren Prof. Dr. Sepp und Dr. Freßl beteiligten, wurde namentlich darauf hingewiesen, daß die Ausdehnung des bayerischen Stammes eine weit über die Grenzen Altbayerns hinaus sich erstreckende sei.

(„Allg. Ztg.")

Erklärung.

Herr Dr. Ferdinand Gregorovius hat an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung folgende Zuschrift gerichtet:

„Hochgeehrter Herr, es ist richtig, daß eine russische Uebersetzung der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" vorhanden ist. Ich habe von Leipzig her erfahren, daß Band 5 im Jahre 1885, Band 6 1886 zu Petersburg erschienen sind; jener ohne Nennung einer Verlagsfirma, dieser mit der Angabe: „Druckerei der Abtheilung für Domänen, St. Petersburg." Der Uebersetzer nennt sich Sawin. Die russischen Titel der ersten Bände kenne ich nicht. Werke der Litteratur sind dazu geschaffen, soweit es ihre Natur zuläßt, allen gebildeten wie sich erst bildenden Völkern zu gute zu kommen: ich bin daher sehr zufrieden, daß das meinige auch in Rußland verbreitet wird. Nur erstaune ich, daß die dortige Uebersetzung erst jetzt und zufällig zu meiner Kenntnis gelangt. Die Petersburger Herausgeber haben es nicht für eine Pflicht auch nur des Anstandes gehalten, weder mir, dem Autor, noch Ihnen, dem Verleger des Originals, eine Mittheilung von ihrem Unternehmen zu machen; und doch handelte es sich hier nicht um eine kleine Schrift, sondern um ein achtbändiges Werk. Daß sich jemand jahrelang mit der Uebersetzung eines solchen beschäftigen kann, ohne den noch lebenden Autor davon in Kenntnis zu setzen, ist eine Thatsache, die mir ganz neu ist, und ein Verfahren, welches schlimmer als rücksichtslos, nämlich unmenschlich, genannt werden muß. Es ist auch unklug; denn der Uebersetzer eines wissenschaftlichen Werkes, welcher seine nicht leichte Aufgabe hinter dem Rücken des Autors ausführt, muß auf die Verbesserungen verzichten, die ihm dieser noch an die Hand geben kann. Eine höfliche Anzeige jenes Unternehmens würde mir übrigens genügt haben, und in Rücksicht auf den voraussichtlich nicht großen russischen Leserkreis meines Werkes würde ich auf jede Entschädigung meiner Autorrechte verzichtet haben. Die russischen Herausgeber werden sich wahrscheinlich darauf berufen, daß zwischen Deutschland und Rußland kein litterarischer Schutzvertrag besteht, und daraus für sich die Berechtigung ableiten, ohne weiteres deutsche Schriften zu übersetzen und nachzudrucken. Allein der Landesgesetzen gegenüber rechtlich nicht geschützte Autor darf sich auf das Vorhandensein eines allgemeinen moralischen Rechts und Gesetzes berufen, dessen Geltung anzuerkennen in allen gesitteten Ländern eine Ehrenpflicht sein sollte. So lange ich noch einen persönlichen Zusammenhang mit den Erzeugnissen meiner geistigen Arbeit besitze, will ich diese nicht als herrenloses Gut behandelt und vielleicht mißhandelt sehen. Ich protestiere gegen die bezeichnete Handlungsweise der Petersburger Herausgeber der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter." Da ich weiß, daß meine Beurtheilung dieses Falles auch die Ihrige ist, und überdies glaube, daß die Veröffentlichung desselben dazu beitragen kann, solchen Uebelständen durch den Abschluß von internationalen Schutzverträgen zu steuern, wo diese noch für deutsche Schriften fehlen, so bitte ich Sie, sich meinem Protest dadurch anzuschließen, daß Sie diesen meinen Brief in Ihren Zeitschriften abdrucken lassen. In alter freundschaftlicher Ergebenheit und Hochachtung

Venedig, 7. April 1887, Ferdinand Gregorovius."

* * *

Indem wir vorstehende Erklärung des Herrn Ferdinand Gregorovius zum Abdruck bringen, schließen wir uns ihr als Verleger seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" in allen ihren Teilen an und ersuchen die Redaktionen der deutschen Zeitungen und Zeitschriften, dieselbe im Interesse des Schutzes geistigen Eigenthums durch Nachdruck möglichst allgemein bekannt machen zu wollen.

Stuttgart, 12. April 1887.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

☞ Hierbei ein Prospektus von Th. Grieben's Verlag in Leipzig. ☜

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 17. Stuttgart, 25. April **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Indianer-Stämme am Rio Schingú. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. S. 321 — 2. Das japanische Kunstgewerbe. Von Emil Jung. (Schluß.) Mit 6 Illustrationen. S. 324. — 3. Das Platin-Vorkommen in Borneo. Von Dr. Theodor Posewitz. S. 329. — 4. Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen. Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann. (Schluß.) S. 330. — 5. Kreuz- und Querfahrten durch die Vereinigten Staaten. S. 332. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 333. — 7. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 336. — 8. Notizen. S. 339. — 9. Kleinere Mitteilungen. S. 340.

Indianer-Stämme am Rio Schingú.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Die verdienstvolle Expedition der Herren v. d. Steinen und Dr. O. Clauß zur Erforschung des Quellgebietes und des Oberlaufes des Schingú, eines der größten Nebenflüsse des Amazonas, welche im Jahre 1884 mit bestem Erfolge ausgeführt wurde, hat neben hochwichtigen geographischen Entdeckungen auch eine Menge neuen ethnologischen Materials zu Tage gefördert. Bei der Fahrt auf einem der Quellflüsse des Schingú, und weiterhin bei der Fahrt auf dem Schingú selbst, stießen die Reisenden auf bisher gänzlich unbekannt gebliebene Indianer-Stämme, von denen einige ganz entschieden noch niemals mit Weißen in Berührung gekommen waren. Diese auffallende Thatsache zeigt am besten, daß das Innere Südamerika's noch weite bisher unerforschte Gebiete enthält, gerade so wie Afrika. Es wäre dringend zu wünschen, wenn sich ein Teil des Afrika-Enthusiasmus der viel lohnenderen und auch wichtigeren Erforschung des zentralen Teiles von Südamerika zuwenden wollte.

An der Hand des vortrefflichen Reisewerkes,[1] welches Dr. Carl v. d. Steinen vor wenigen Monaten hat erscheinen lassen, wollen wir uns mit diesen neu entdeckten Indianer-Stämmen am oberen Schingú etwas näher bekannt machen. Wie die Expedition ergeben hat, entsteht der Schingú aus drei Quellflüssen, einem westlichen, dem Ronuro, einem östlichen, dem Kuliseu, und einem mittleren, dem von den Reisenden der Name Batovy beigelegt worden ist. Alle drei vereinigen sich auf 11° 55′ s. Br. zu dem hier schon fast 500 m. breiten Schingú derart, daß der Batovy kurz vor der Gabelung in den Ronuro fließt.

Die ersten Indianer, welche die Reisenden kennen lernten, waren die sogen. zahmen Bakaïri, von denen es zwei kleine Ansiedelungen oder Aldeamentos gibt; die eine befindet sich am Rio Novo, einem Nebenflüßchen des Rio Arinos, das zweite am Paranatinga, dem bekannten Nebenflusse des Tapajoz, den man lange Zeit für einen Quellfluß des Schingú gehalten hat. Anfangs Juli waren die Reisenden in diesem letzteren Dorfe und traten von hier aus am 6. Juli den Marsch über die Hochebene von Mato Grosso zur Aufsuchung der Schingú-Quellen an. Am 14. Juli stießen sie, 14 Leguas östlich vom Paranatinga, auf 13° 57′ 2″ s. Br. und 54° 24′ 22″ w. v. Gr. auf den Rio Batovy, auf welchem nun nach Anfertigung von Rindenkanus, wie sie die Indianer dieser Gegenden gebrauchen, am 25. Juli die beschwerliche Reise angetreten wurde. Auf dem oberen Batovy konnte die Expedition keine Spuren der Anwesenheit von Indianern entdecken; erst vom 6. oder 7. August an traten deutliche Anzeichen hervor. Am 11. August endlich fanden die Reisenden das erste indianische Kanu am linken Ufer des Flusses. Hier wird Halt gemacht; die Expedition marschiert sodann nach Zurücklassung einer Kanu-Wache in den Wald hinein und kommt nach einem Marsch von wenigen Kilometern in das erste Dorf der wilden Bakaïri. Bis zum 24. August haben die Reisenden vier Bakaïri-Dörfer besucht, von denen drei auf dem linken und nur eines auf dem rechten Ufer des Batovy lagen, sämtlich einige Kilometer vom Flusse entfernt. Die Dörfer bestehen nur aus wenigen

[1] Dr. Carl von den Steinen: „Durch Zentral-Brasilien." Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Mit zahlreichen Bildern und Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.

Digitized by Google

Hütten und haben eine auffallend kleine Einwohnerschaft. Das erste Dorf bestand aus drei Hütten und war von 11 Männern, 7 Weibern, 5 Knaben und 4 Mädchen bewohnt. Das zweite Dorf zählte 4 Hütten, zwei große und zwei kleine, und war bewohnt von 18 Männern, 17 Frauen und 7 Kindern. Das dritte Dorf war das ärmlichste und schmutzigste; es hatte drei sehr vernachlässigte Hütten und war bewohnt von 13 Männern, 18 Weibern und 19 Kindern. In dem vierten Dorfe endlich, dem auf dem rechten Ufer des Batovy gelegenen, zählten die Reisenden 7 Hütten um einen freien Platz herum; der größten Anzahl der Hütten entsprach auch die größere Einwohnerzahl. Es wurden gezählt: 27 Männer, 12 Weiber und 8 Kinder, zu denen später noch eine ganze Anzahl von Weibern und Kindern hinzugekommen sein soll.

Die Hütten sind bienenkorbartig, meistens rund, nur selten elliptisch, wie die zwei kleineren im zweiten Dorf. Das aus Stroh hergestellte Dach, das gewöhnlich oben mit einem Diadem aus Papagei-Federn geschmückt ist und unten von einem Gürtel trockener Grashalme umwunden ist, wird von zwei Stützbalken getragen. In der Mitte der Hütte bleibt ein freier Raum; rings um denselben herum sind radiale Pfosten in die Erde geschlagen zum Anbringen der braunen, sehr sorgfältig geknoteten (nicht eigentlich geflochtenen) Hängematten. Das Ehegemach erkennt man daran, daß zwei Hängematten an denselben Pfosten übereinander hängen. Einige Steine in der Mitte der nur sehr spärlich erleuchteten Hütte bilden den einfachen Herd, auf welchem in den von den Weibern mit der Hand gearbeiteten Thongeschirren die Nahrung zubereitet wird. Von dem Rauch ist natürlich die obere Wölbung der Hütte schwarz geworden. Auf dem Fußboden stehen rechteckige, etwas konkave, aus schwarzbraunem Palmholz gefertigte, kaum einen Dezimeter hohe Bänkchen zum Sitzen.

In dem vierten Dorfe hat Dr. v. d. Steinen die größte Hütte genauer untersucht und gemessen. Sie war 40 Schritte lang und 24 Schritte breit. In der Mittellinie standen vier Stützbalken, 8—8.5 m. hoch, bei 30 cm. Durchmesser. Zur Stütze des in diesem Falle elliptischen Dachkorbes dienten 72 Pfosten, 1.72 m. hoch.

Auf den beiden Längsseiten der Hütte befinden sich je eine Eingangsöffnung von 1.72 m. Höhe, die aber durch das vom Dach niederhängende Stroh noch etwas niedriger erscheint. Der Dachkorb ist aus horizontalen Bambusringen gemacht, die durch senkrechte, auf denselben aufliegende Stangen befestigt sind. Diese letzteren laufen nach oben zusammen und ragen durch eine Oeffnung nach außen. Statt der Ziegel verwenden die Bakaïri trockene Palmblätter, die mit den Blattrippen horizontal gelegt werden. Die freien Enden der herabhängenden sekundären Blättchen werden um eine nackte Blattrippe nach innen umgeschlagen. Auf diese Weise entstehen ziemlich feste Matten, die dann dachziegelartig übereinander gelegt werden.

Die Bakaïri, die sehr friedlich sind, gehen fast gänzlich nackt. Ein dreieckiges Stückchen Rindenbast, angeblich des Schischá-Baumes, an einem Faden befestigt, der die Hüften umschlingt und durch den Damm gezogen wird, bildet die eigentliche Kleidung der Weiber. Die Männer bedecken nicht einmal ihre Genitalien, sondern tragen nur Schmuckgegenstände. Sehr beliebt sind bei ihnen drei Schnüre um den Leib, an denen abwechselnd schwarze Kerne und Halmstückchen aufgereiht sind, in jedem Ohrläppchen zwei gelbe Federn und über den Knöcheln eine eng anliegende Bastbinde. Ein sehr schöner Kopfschmuck ist eine einfache Reihe langer, gelber Federn, aus deren Mitte sich eine lange Arara-Feder hervorhebt.

Das Haar, das nach v. d. Steinen einen dunkelrosafarbigen Glanz hat, tragen die Bakaïri-Männer nach russischer Art geschnitten. Die Weiber haben das Haar unregelmäßig geschnitten; es ist hinter den Ohren am längsten und hängt auf die Schultern herab. Die Stirn ist fast ganz unbedeckt. Die Männer zeichnen sich durch den Besitz einer regelrechten Tonsur aus, die mit einem gebogenen Stückchen Lanzengras hergestellt wird. Nicht selten wird das Haar rot gefärbt. Ihre Haut färben die Bakaïri sehr oft rot oder schwarz, entweder einfach oder auch in besonderen Zeichnungen. Einer hatte sich z. B. den Körper mit schwarzen Quadraten bemalen lassen, die an den Ecken durch kleine Striche verbunden waren; ein anderer hatte auf den Oberschenkeln schwarze Wellenlinien und in den Wellenthälern schwarze Flecken, eine Zeichnung, die an die Hautzeichnung des Pintado, eines sehr verbreiteten Fisches, erinnert. Recht hübsche Zeichenmuster sieht man auf den aus braungelben Kürbisschalen gemachten Cuyen und Calabassen, die in größter Anzahl vorhanden sind.

Die Nasenscheidewand der Männer ist nicht durchbohrt. Die Barthaare werden, wie alles Haar, mit Ausnahme des Haupthaares, der Wimpern und Brauen, sorgfältig entfernt. Interessant ist das Vorhandensein eines Kammes; derselbe besteht aus schmalen Holzstäbchen, welche auf zwei Querhölzchen aus Bambus mit Baumwollfäden festgebunden sind. Die Stäbchen ragen über das eine Querholz vor und dienen als Kamm. Während die Bakaïri gewöhnlich nackt gehen, fand Dr. v. d. Steinen doch ein Hemd bei ihnen, ein sogenanntes Buriti-Hemd, dessen Fasern in Maschen geknotet waren, wie bei den Hängematten.

Eisen oder sonstige Metalle sind bei den Bakaïri völlig unbekannt. Sie leben noch in der Steinzeit. Ihr hauptsächliches Werkzeug ist ein Steinbeil der gewöhnlichen Form, welches in einen Holzgriff eingekeilt ist. Daneben haben sie Werkzeuge aus Knochen, Zähnen und Muscheln. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen; Speere haben sie nicht. Die Bogen sind etwa $2\frac{1}{2}$ m., die Pfeile 2 m. lang; die letzteren werden aus Ubá-Holz hergestellt, sind mit Spitzen aus Holz oder Knochen versehen und tragen am Ende des Schaftes spiralig angesetzte Federn.

Digitized by Google

Die Bakaïri machen sich allerlei Kopfaufsätze. „Alle hatten zur Anpassung an den Kopf ein Strohgerüst. Die Farben waren weiß, schwarz, rot und orange, sämtlich roh aufgetragen. Da gab es offene Zylinder aus Bast, von Pappdeckelkonsistenz, rot, mit schwarzen Quadraten besetzt. Zwei große Cuyen, die eine mit gelben, die andere mit blauen Federchen beklebt, und kleinere, mit roten und weißen Flächen bestrichen; am Rande hiengen Buriti-Fasern, 1 m. lang, wie Frauenhaar herab." Die musikalischen Instrumente sind durch Rasseln und Flöten vertreten. Die ersteren sind meistens Kürbisschalen mit Kernen im Innern. Die Flöten, Menis genannt, sind meterlang.

Die Bakaïri sind aufgeweckt, gelehrig und augenscheinlich sehr gutmütig. Sie haben keine berauschenden Getränke und keinen Tabak. Beim Losfeuern der Gewehre erschrecken sie sehr und bitten eindringlich, dasselbe nicht zu wiederholen. Hunde sind ihnen unbekannt. Wie zutraulich die Indianer gegen die Reisenden waren, geht wohl am besten daraus hervor, daß sie ihnen bereits am zweiten Tage mit ihren Weibern einen Besuch im Lager am Ufer des Batovy machten.

Die Bakaïri treiben ziemlich viel Ackerbau; sie pflanzen Mandiocca, Mais 2c.; außerdem leben sie von der Jagd und vom Fischfang.

Am 25. August verließ die Expedition das letzte Dorf der Bakaïri auf dem rechten Ufer des Rio Batovy; schon am folgenden Tage traf sie einen anderen Indianer-Stamm, den der Kustenaú. Nur wenige Schritte vom Ufer entfernt standen drei Hütten, von denen nur eine in einigermaßen gutem Zustande war. Es schien, als wenn dieser Platz nur eine Roça, eine neu angelegte Pflanzung sei, und als wenn das eigentliche Dorf weiter oberhalb am Flusse liege. Die eine bienenkorbartige Hütte hatte 7 m. im Durchmesser und war 5 m. hoch; das Dach war sehr schlecht und hatte nur einen Hauptstützbalken. In den Hütten, sowie außerhalb derselben, lagen allerlei Geräte, Körbe, Pfannen, Netze, Knochen, Muscheln 2c. Die Hängematten der Kustenaú sind nicht wie die der Bakaïri aus Baumwolle, sondern aus Buriti-Fasern gefertigt; auch sind sie enger geflochten, also viel dichter, wie die der benachbarten Indianer.

Die Waffen (Pfeil und Bogen), sowie die Steinbeile der Kustenaú sind denen der Bakaïri völlig gleich. Als einzige Kleidung tragen die Frauen das uns schon bekannte dreieckige Baststückchen; außerdem tragen sie wenigen Schmuck in Gestalt von Schnüren und Bändern, wie die Bakaïri. Die Männer haben Binden von Buriti-Streifen um den Kopf und über den Knöcheln, um den Leib eine einfache Schnur oder einen Wollenstrick. In die durchbohrten Ohrläppchen werden gern Blumen gesteckt.

Die Kustenaú sind mittelgroß und von kräftiger Muskulatur. Die Haut wird verschiedentlich tätowiert. Die jungen Männer haben zwei oder drei blaue Linien auf jeder Seite des Rückens, die in Form rechter Winkel schief auf das Schulterblatt zulaufen und den Innen- und Unterrand desselben umschreiben. Die Weiber haben an der vorderen Seite des Oberarmes drei halbkreisförmige Linien. Die Mitte des Gesichtes und der Oberkörper sind mit öligem Ruß geschwärzt. Das Kopfhaar tragen die Kustenaú wie die Bakaïri, auch eine Tonsur fehlt ihnen nicht. Bart, Achsel- und Schamhaare sind abrasiert.

Es wurden in der Niederlassung 7 Männer, 7 Weiber und 3 Kinder gezählt und außerdem noch zwei Bakaïri. Im Gegensatz zu den letzteren sind die Kustenaú diebisch und die Mannschaften der Expedition mußten auf ihre Sachen wohl Acht geben. Interessant ist die Art, wie die Kustenaú die Tage zählen: Sie zeigen auf die Sonne, beschreiben einen dem Lauf der Sonne entsprechenden Bogen durch die Luft, neigen den Kopf und schließen die Augen — ein Tag 2c.

Bis zwanzig zählen die Kustenaú an den Fingern und Zehen; übersteigt eine Zahl aber zwanzig, so greifen sie sich mit beiden Händen ins Haar, heben einen Büschel empor und ziehen ihn nach allen Richtungen auseinander. Von den weiter unterhalb am Schingú wohnenden Stämmen der Trumai und Suyá, die sie beide sehr zu fürchten scheinen, haben die Kustenaú einige Kenntnis.

Wenige Tage darauf, am 31. August, machte die Expedition an der Vereinigungsstelle der oben genannten drei Quellflüsse des Schingú die allerdings nur flüchtige Bekanntschaft der Trumai. Als die Expedition am Ufer lagerte, kam gegen 10 Uhr Morgens eine lange Reihe malerisch aufziehender Kanus den Kuliseu herab. Im Ganzen waren es 14 Kanus mit 43 Mann. In jedem Kanu standen zwei Trumai mit dem Bogen in der Hand aufrecht, während ein dritter saß und ruderte. Alle waren nackt, hatten das Gesicht und den Körper schwarz und grellrot angestrichen oder waren auch nur vollkommen berußt. Der Kopf war mit schönen weißen Federhauben verziert; das Haar war, wie bei den Bakaïri, geschnitten. Nach einem lange anhaltenden Geschrei von beiden Seiten und nachdem von Seiten der Expedition ein mit drei Mann besetztes Kanu zu ihnen hinüber gefahren war, ließen sich die Trumai bewegen, ans Land zu kommen. Sofort ergriffen sie alle möglichen ihnen bisher unbekannten Gegenstände. Der Zufall wollte, daß einer der Trumai an den Hahn eines Gewehres griff, so daß der Schuß los ging; in der fürchterlichsten Angst sprangen die Trumai wieder in ihre Kanus und ruderten so schnell wie möglich zurück. Vom Fluß aus schoß einer der Indianer mit einem Pfeil; die Soldaten der Expedition antworteten mit Flintenschüssen, was die Trumai bewog, schleunigst die Flucht in den Wald anzutreten, mit Hinterlassung einer ganzen Anzahl von Waffen und sonstigen Gegenständen, sowie sämtlicher Kanus. Die Bogen sind stark und schön gearbeitet; die Pfeile haben vorn ein zugespitztes Bambusmesser, welches mit etwas Harz nur lose in den

Digitized by Google

Schaft eingefügt iſt und nach dem Schuß im Körper ſtecken bleibt, während der Schaft ſelbſt zur Erde fällt. Außer Pfeil und Bogen haben die Trumai auch ziemlich große (86 cm.) flache Keulen von roher Arbeit. In der Körperbildung gleichen die Trumai den Bakaïri. Wie die Kuſtenaú ſtehlen ſie gern; trotz der großen Haſt, mit der ſie nach dem zufälligen Schuß in ihre Kanus ſtürzten, hatten ſie doch Zeit genug, eine ganze Anzahl von Gegenſtänden, einige Hüte u. dgl., mitzunehmen. Dafür nahm die Expedition bei ihrem jetzt nötig gewordenen baldigen Weitermarſch einige der gut gearbeiteten Kanus der Trumai mit und vertauſchte dieſelben gegen ihre eigenen, viel ſchlechteren. Die Trumai gelten als hinterliſtig; erſt ſollen ſie gegen Fremde ſehr freundlich und zuvorkommend ſein, dann ihnen die Waffen ablocken, um ſie darauf hinterrücks zu überfallen und zu ermorden.

Am 2. September entdeckten die Reiſenden am Ufer eine Feuerſtelle und einen augenſcheinlich mit dem Meſſer abgeſchnittenen Zweig. Die jetzt kommenden Indianer ſtehen alſo ſchon mit Braſilianern in Handelsverkehr. Am Nachmittag des folgenden Tages kamen an einer erhöhten Stelle des Ufers eine Anzahl von Hütten zum Vorſchein. Am Ufer ſtanden, heftig geſtikulierend und immerfort laut brüllend, einige vierzig Männer, alle nackt, den ganzen Körper rot und ſchwarz beſtrichen, auf dem Kopf bunte Federhauben, das Haar wirr auf die Schultern herabhängend, alle mit Pfeil und Bogen, einige auch mit Keulen bewaffnet. Alle hatten eine Lippenſcheibe, durch welche ihr Geſicht entſetzlich entſtellt wurde. Es waren die bei den am Batovy wohnenden Indianern ſehr gefürchteten Suyá. Eine Landung wollten ſie nicht zugeben; daher beſchloß Dr. Karl v. d. Steinen an das jenſeitige Ufer zu fahren und hier ein Lager aufzuſchlagen. Ein mit drei Suyá-Männern beſetztes Kanu folgte; es gelang nach einiger Mühe, die Leute zu bewegen, ans Land zu kommen. Bald kamen mehr, und es entwickelte ſich nun ein lebhafter Verkehr mit den Indianern, die ſich erſt ſpät am Abend wieder entfernten und am jenſeitigen Ufer die ganze Nacht hindurch ſchwatzten.

Am nächſten Tage machten die Mitglieder der Expedition in Begleitung von zwei Soldaten den Suyá in ihrem Dorfe einen Beſuch. Das Dorf beſtand aus neun bienenkorbartigen Hütten und einer offenen Halle inmitten des freien Platzes zwiſchen denſelben. Die Halle dient augenſcheinlich als Verſammlungs- und Beratungsort. Rund um die Hütten herum wuchs Baumwolle und wildes Zuckerrohr, aus dem die Suyá ihre Pfeilſchäfte machen. Die Suyá ſind ſehr geſchickt; die Hängematten, deren Anfertigung ſie erſt von den Bakaïri gelernt haben, ſind aus Baumwolle. Sie ſchlafen aber nicht in denſelben, ſondern auf grob geflochtenen Matten, wobei ſie ſich eines Holzklotzes als Kopfkiſſen bedienen. Die Töpfe ſind ſehr ſchön gearbeitet und meiſtens mit hübſchen Muſtern verziert. Die Cuyen und Calabaſſen ſind mit geometriſchen Zeichnungen geſchmückt, von denen einige Suyá bei Gelegenheit eines ſpäteren Beſuches im Lager der Expedition mehrere in die Skizzenbücher der Herren einzeichneten. Verſchiedene Schemel in den Hütten ſtellten einen Vogel dar.

(Schluß folgt.)

Das japaniſche Kunſtgewerbe.

Von Emil Jung.

Mit 6 Illuſtrationen.

(Schluß.)

Insbeſondere zeichnet ſich Kioto durch ſeine, ſchweren, gemuſterten, mit Gold und Silber durchwirkten Seidengewebe aus, die mmer zu den Zeremonienkleidern japaniſcher Fürſten, wie zur Ausſtattung der reicheren Theater

Deckel einer mit Tſui-ſhiu verſehenen Doſe. (Siehe Nr. 16, S. 303.)

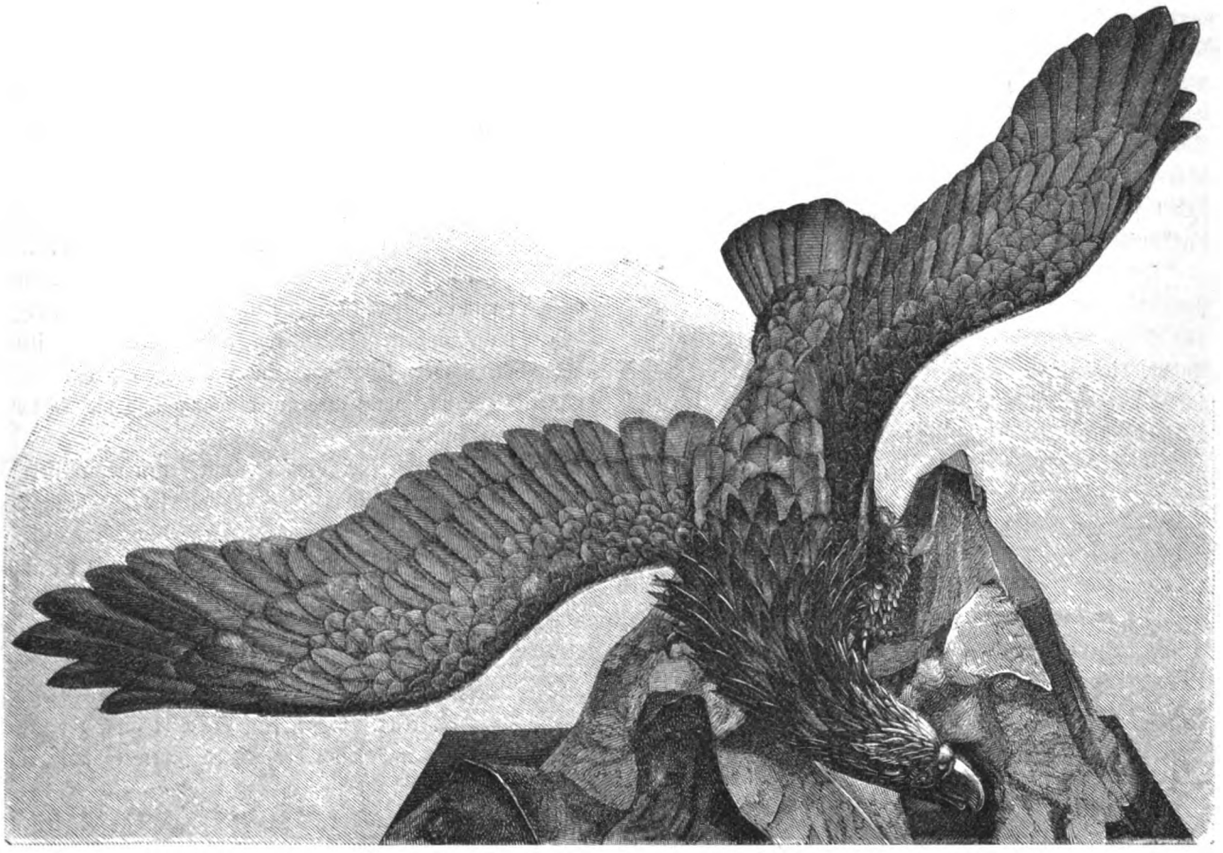
und buddhiſtiſchen Tempel gehörten. Die Brokatweberei ſtand hier von Anfang an unter dem beſonderen Schutze des jeweiligen Mikado, und dieſer kaiſerlichen Protektion verdankt ſie auch noch heute zum großen Teil ihre Leiſtungsfähigkeit. Bei den japaniſchen Brokaten wird ſehr viel Gold- und Silberpapier verwendet, das in ſchmale Streifen zerſchnitten entweder zum Umſpinnen von Seidenfäden dient oder für ſich zu Fäden gedreht und eingewoben wird.

Auf alle die verſchiedenen, äußerſt geſchickten Methoden, welche die Japaner bei ihrer Seidenweberei verfolgen und wie ſie Rein uns vorführt, hier einzugehen, iſt unmöglich; erwähnen möchte ich nur noch an dieſer Stelle der in ſeltener Schönheit ausgeführten Stickereien.

Digitized by Google

Die Stickerei wird in Japan von Alters her in allen Häusern geübt, aber obschon die Mädchen sehr früh von ihren Müttern dazu angehalten werden, ist dieselbe doch in ihren höchsten Leistungen ausschließlich Männerarbeit. Durchschreitet man an einem schönen Sommertage die Straßen von Kioto, Nagoya und anderen Städten, so kann man Männer wie Knaben emsig dabei beschäftigt sehen, seidene Zeremonienkleider, Theaterkostüme, reiche Priestergewänder, Stoffe zum Umhüllen von Geschenken, Stoffe für spanische Wände, Kissenüberzüge, Tischdecken mit kunstvollen Stickereien zu verzieren. Oft wird in geschickter Weise diese Stickerei auf Seide mit dem Bemalen und Bedrucken des Gewebes verbunden. Man betrachte nur das bei Seite 462 gegebene prächtige Stickereimuster.

Das japanische Papier findet eine weit vielseitigere Verwendung als das unserige. Den Vorzug dieser Vielseitigkeit dankt es dem zu seiner Bereitung verwendeten Material und der Art seiner Bearbeitung; denn das japanische Büttenpapier wird aus dem sehr zähen und geschmeidigen Baste von drei bis sechs blattwechselnden Holzgewächsen mit langen, zähen Bastzellen gewonnen, indem man denselben bei seiner Umwandlung in Papier-



Adler aus Schmideeisen von Miyôchin Munchorn (Original im Museum zu Kensington).

masse nicht zerstückelt und zerhackt, sondern durch Stampfen und Schlagen nur erweicht und zerteilt, wobei die langgestreckten Zellen ganz bleiben. Das Rein'sche Werk führt uns Abbildungen mehrerer der vornehmsten, für die Papierbereitung verwendeten Pflanzen auf dem aus ihnen gewonnenen Papier in sehr lehrreicher Weise vor. Dieses Papier ist ebenso, wie die sonst gegebenen Proben, echtes japanisches Fabrikat; auch der Druck der abgebildeten Pflanzen wurde in Japan ausgeführt. Bemerkenswert ist die wunderbare Zähigkeit des japanischen Baſtpapiers bei einer unserem so leicht zerreißenden Seidenpapier mindestens gleichkommenden Feinheit.

Rein erinnert daran, daß das japanische Papier durch die Art seiner Bereitung der polynesischen Tapa gleiche, und eine Mittelstellung einnehme zwischen dem glatten, brüchigen Maschinenpapier und einem Gewebe, dessen Festigkeit es mit der Weichheit des Seidenpapiers vereinigt. Allerdings kann es der Nässe nicht widerstehen, auch ist es seiner Porosität halber zum Beschreiben mit Feder und Tinte ungeeignet, dagegen für die japanische Schreibweise mit Pinsel und Tusche sehr wertvoll.

Aber Papier dient hier, wie in China, nicht nur zum Schreiben, Malen, Bedrucken, Verpacken, zu Taschentüchern und anderen Reinigungszwecken, sondern auch zu Fächern und Wandschirmen, Regen- und Sonnenschirmen, Laternen, Puppenkleidern, zu wasserdichten Mänteln und Kopfbedeckungen, zu Tabaksbeuteln, Futteralen und Kästchen, statt Glas zu Fensterscheiben, zu festen Fäden, die man einer-

Digitized by Google

seits zum Binden, andererseits als Einschlag zu leichten Geweben benutzt, sowie mit Gold oder Silber überzogen, wie wir's sahen, bei den kostbarsten Brokatgeweben. Aus schwarzlackierter Papiermasse war der Hut des Samurai, aus geöltem Papier der Regenmantel seines Dieners, aus gefärbtem und wie Krepp aussehendem Papier der Haarschmuck, welcher dem ärmeren Mädchen den seidenen ersetzen mußte.

Alle diese, so vielen verschiedenen anderen Zwecken dienenden Papiersorten wurden bis in die neueste Zeit ausschließlich mit der Hand angefertigt; das japanische Papier war also durchaus Büttenpapier. Da es nur auf der einen Seite einigermaßen glatt war, infolge des Auflegens der nassen Bogen auf ein glattes Blatt, und auch viele Papiersorten eine große Durchsichtigkeit besaßen, so war es zum Schreiben und Zeichnen nur auf der einen Seite benutzbar. Das in der Neuzeit hergestellte Maschinenpapier, das auf beiden Seiten benützt werden kann, findet seine Verwendung vornehmlich in den Zeitungsdruckereien.

Jeder Sammler japanischer Kuriositäten kennt die bewundernswürdigen Netsuke, jene kleinen Schnitzereien aus Holz, Elfenbein oder Knochen, welche als eine Art Knöpfe dienen, die zwischen dem Kleide und dem Zeuggürtel durchgeschoben werden und die Tabakstasche tragen. Diese Netsuke sind die gesuchtesten und am teuersten bezahlten Kleinigkeiten der japanischen Kunstindustrie geworden, und in der That darf, wer japanische Kunst studieren will, es keinenfalls versäumen, diesen schönen Erzeugnissen japanischen Kunstfleißes besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Personen und Tiere, insbesondere Affen, Ratten und Mäuse, auch Blumen finden sich oft in komischer Auffassung nachgebildet, und man bewundert bei ihnen nicht weniger die künstlerische Gestaltung, die Leichtigkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks und der Stellung, wie die Sorgfalt und das Geschick bei der Ausführung.

Der Mineralreichtum Japans ist ein sehr bedeutender. Allerdings liefern die altberühmten Goldgruben gegen früher nur noch eine schwache Ausbeute und das Vorkommen von Blei, Zinn und Zink ist nur ein bescheidenes. Aber die Lager von Silber, Eisen, Kupfer und Kohle sind sehr reich; namentlich geben die beiden letzten bedeutende Erträge. Allerdings ist die Produktion von Eisen immer noch nicht imstande den seit Eröffnung Japans riesig gewachsenen Bedarf nur entfernt zu decken.

Die Metallindustrie Japans ist eine sehr alte, allein zu einer rechten Entwickelung kam sie doch erst, als der Buddhismus vom asiatischen Festlande her das japanische Volk mit neuen Ideen durchdrang. Dieser Einfluß ist in den aus dem 8. Jahrhundert erhaltenen Idolen, Vasen, Räuchergefäßen und anderen Gegenständen, welche sich heute in verschiedenen alten Tempeln vorfinden, deutlich erkennbar. Mit dem Ausbruch der Bürgerkriege im 12. Jahrhundert erhielt jedoch das Schmieden von eisernen Waffen und Rüstungen gegenüber dem Gießen von Götzenbildern und Gefäßen aus Bronze die größere Bedeutung. Aber nachdem durch Begründung der Herrschaft der Tokugawa-Shogune durch Iyeyasú und seine nächsten Nachfolger der Friede gesichert war, kamen mit anderen Zweigen des Kunsthandwerks auch die der Metallindustrie wieder zu größerer Geltung.

Es gibt kaum irgend eine Art der Metallverzierung, mit Ausnahme der galvanischen, welche der Japaner vor der Eröffnung des Landes nicht bereits gekannt und geübt hätte. Durch seine hervorragenden Leistungen hat er längst schon die Bewunderung europäischer Sachverständigen hervor gerufen. Edelmetalle, Kupfer, Bronze, Gußeisen, so verschieden ihre Eigenschaften auch sein mögen, fügen sich seiner geschickten Hand und seinen vielerlei kleinen Kunstgriffen, welche die Einfachheit der Werkzeuge wirksam ergänzen.

Seine Verzierungen des Gußeisens und der Bronze gehören weitaus zu dem kostbarsten, was je auf diesem Gebiete geleistet wurde. Das wunderbare Geschick, mit welchem man in Japan scheinbar unübersteigbare Schwierigkeiten im Tauschieren, Ziselieren und anderen Arbeiten überwindet, überrascht nicht minder als das große Verständnis für wirksame Farbenverbindung und die Mittel ihrer Herstellung.

Die Schwerter der Japaner, mit denen man eiserne Nägel durchschlagen konnte, ohne daß sie die geringste Scharte gezeigt hätten, waren während des Mittelalters ebenso berühmt, wie der indische Stahl und die daraus verfertigten Waffen im ehemaligen persischen Reich. Das Schwert war während der Feudalzeit die schönste, geschätzteste und gefürchtetste Waffe Japans, es war „die lebende Seele des Samurai." Es zu tragen, galt diesem als größtes Vorrecht. Ohne sein Schwert ging der Samurai nicht aus und selbst der Knabe führte es auf dem Schulwege mit sich.

Das Schmieden der Schwerter und das Schleifen derselben war eine mühevolle Arbeit, die viel Geschick und Uebung erforderte, aber tüchtige Schwertfeger waren auch die geachtetsten Handwerker und stiegen oft empor zu hohem Rang. Ihre Namen wurden so berühmt wie manche Schwerter, welche sie hervorragenden Helden geschmiedet hatten, und die man noch jetzt wie kostbare Reliquien in Tempeln aufbewahrt und zeigt. Im 15. Jahrhundert gesellte sich dann der Künstler zum Schmied und es entwickelte sich der größte Luxus in der Metallverzierung des Stichblattes, des Griffs und der Scheide, die in der Regel aus Magnolienholz gefertigt und durch Lacküberzüge geschützt und ausgeschmückt wurde.

Es gab zwei Arten von Schwertern, ein großes gerades, mit beiderseits scharfer Klinge, welches man quer über den Rücken trug, und ein kürzeres, gegen das Ende schwach gebogenes, das man mit einem kleinen, dolchähn-

Digitized by Google

Gußeiſerner Keſſel mit Tauſchierarbeit (Original im Königlichen Kunſtgewerbe-Muſeum in Berlin).

Kupferne Doſe mit Tauſchierarbeit (Eigentum des Königlichen Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin).

Deckel zu obiger Doſe mit Tauſchierung und Ziſelierung.

lichen, in den Gürtel ſteckte, der Waffe, mit welcher das ehemals ſo berühmte Harakiri oder Bauchaufſchlitzen ausgeführt wurde.

Wahrhaft überraſchendes aber gewahren wir in der Anwendung der Tauſchierarbeit auf Panzer und Waffen, ſowie auf gußeiſernen Vaſen, Keſſeln u. dgl. Nachdem der eiſerne Bruſtpanzer das Panzerhemd aus Drahtgeflecht verdrängt hatte, was im 16. Jahrhundert geſchah, wurde es Sitte, dieſe Bruſtpanzer, ſowie die Helme durch Silber- und Goldeinlage zu verzieren, ähnlich wie bei uns während des Mittelalters Rüſtungen und Waffen oft auf das Koſtbarſte durch Tauſchierarbeit ausgeſtattet wurden. Aber während das weiche, biegſame Schmiedeeiſen ſofort mit Hammer, Meißel und Stichel bearbeitet werden kann, iſt dies bei dem harten und ſpröden Gußeiſen nicht möglich. Die Japaner wenden deshalb einen eigentümlichen Entkohlungsprozeß an, durch welchen die Oberfläche der Keſſel oder Töpfe eine dem weichen Eiſen oder Stahl ähnliche Struktur erhält und darnach eine Behandlung wie Schmiedeeiſen zuläßt.

Bis vor etwa 15 Jahren kannte man derartige Tauſchierung nur zur ſtellenweiſen Verzierung gußeiſerner Keſſel. Rein führt uns die Abbildung eines ſolchen Keſſels vor, den er aus Japan mitbrachte und der gegenwärtig dem Kunſtgewerbemuſeum zu Berlin angehört. Es iſt ein prächtiges Exemplar mit einer wie aus einem Felſen gehauenen Oberfläche, in welche mit Gold und Silber tauſchierte Tafeln aus Kupferblech, umrandet von dickem Silberdraht, eingelegt ſind. Auch der ſchmiedeiſerne Henkel und der dunkle kupferne Deckel zeigen Tauſchierarbeit. In der neueſten Zeit haben Waffenſchmiede in Kioto auch große Vaſen, Teller, Schalen u. a. in ſolcher Weiſe ausgeſtattet. Was die Japaner ſonſt in der Eiſeninduſtrie leiſten, iſt gerade nicht beſonders beachtenswert.

Um ſo hervorragender ſind die japaniſchen Kupfer- und in noch viel weiterem Umfang und höherem Grade die Bronze-Arbeiten. Wodurch ſich japaniſche Bronze beſonders auszeichnet, das iſt ihre Färbung und Verzierung. Die Farben gehen durch alle Abſtufungen vom hellen Gelb durch Braun und Grau zum angenehmſten und wirkungsvollſten matten Schwarz und zeichnen ſich durch große Beſtändigkeit aus. Insbeſondere haben die in neuerer Zeit in größerer Menge zu uns gekommenen mattſchwarzen Bronzegegenſtände ihrer Neuheit und auffallenden Schönheit wegen die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und namentlich in Paris zu eingehenden Analyſen und Verſuchen Anlaß gegeben.

Auch die Kunſtbronze hat in der Ausſtattung buddhiſtiſcher Tempel die vielſeitigſte Verwendung gefunden. Hier ragen durch ihre gewaltigen Dimenſionen beſonders die großen Buddhas hervor, von denen der größte 456 Tonnen wiegen und in ſeinem Metall auch 977 Kilo Queckſilber und 227 Kilo Gold enthalten ſoll. Bei einem anderen nahezu ebenſo großen Buddha, von dem Rein uns eine

Digitized by Google

Abbildung bereits im ersten Bande gab, sind die Augen aus reinem Gold und der Knopf auf der Stirn aus 30 Pfund Silber gebildet. Solchen kolossalen Leistungen stehen die in anderer Beziehung nicht weniger beachtenswerten Tempelglocken weit nach. Das Gewicht der größten in Kioko wird auf 63 Tonnen geschätzt, freilich sind viele in den letzten 20 Jahren ein Raub der Flammen geworden.

Aber es sind nicht die auf den ersten Blick überraschenden Dimensionen allein, welche unsere Bewunderung erregen. Der edelgeformte Kopf des großen Buddha von Kamakura, dessen Gesicht eine Länge von nicht weniger als 4.8 m. hat, zeigt vollkommen symmetrischen Bau und richtige Verhältnisse in allen Teilen. Mit bewundernswertem Geschick hat es der Künstler verstanden, dem Gesichtsausdruck und der ganzen Haltung die glückselige Ruhe in Nirwana zu verleihen. Die reichverzierten klöppellosen Glocken zeichnen sich durch Schönheit und Reinheit ihres Tones aus. Unter ihnen ist eine bei dem prächtig gelegenen Kloster der Tendai-Sekte am Biwa-See hochberühmt. Ihre herrlichen Töne gehören zu den acht Wundern dieses Sees. Wenn dieselben an einem schönen Sommerabend weit über die stille Wasserfläche durch die friedliche Landschaft klingen, machen sie auch auf das Gemüt des fremden Wanderers einen unvergeßlichen Eindruck.

Kein Industriezweig ist älteren Ursprungs und in seiner allmählichen Entwickelung, sowie der Behandlungsweise des Rohstoffes mehr geeignet, eines Volkes Intelligenz, Kunstsinn und Fortschritt besser zu veranschaulichen als die Keramik. In ihren ersten rohen Anfängen autochthon, bekam sie erst von Korea einen Anstoß zu weiterer Entwickelung, nachdem dieses Land durch die siegreiche Expedition der schönen und energischen Jingu-Kogo mit Japan in nähere Berührung gekommen war. Eine neue Grundlage, auf der sie sich bald freier und mächtiger emporschwang, erlangte die Keramik indeß erst durch die Einführung der Porzellanindustrie aus China gegen Ende des 16. Jahrhunderts — eine Folge der Expedition des großen Kriegers Hidyoshi nach Korea — indem koreanische Töpfer von mehreren Daimios in ihre Herrschaften zwangsweise übergesiedelt wurden. Die Nachkommen dieser Koreaner betreiben die Töpferei noch immer. Sie haben zwar die japanische Kleidung, Lebensweise und Sprache angenommen, sich aber sonst unvermischt erhalten und so körperlich ihren koreanischen Charakter bewahrt. Es ist bemerkenswert, daß während sie die japanische Industrie weiter entwickelten und vervollkommneten, das Kunstgewerbe in ihrem Vaterlande im Lauf der Zeit tiefer und tiefer sank.

Der Japaner pflegt Thonwaren nicht nach ihrem Charakter, sondern nach ihrem Ursprung zu benennen. So hieß sämtliches Porzellan, welches vor 1854 durch die Holländer aus Japan über Nagasaki nach Europa kam, Arita-Porzellan, Imari oder Hizen, nach dem Hauptfabrikationsort, dem Hafen aus welchem es versandt wurde, und der Provinz, in welcher beide lagen. Die Inselgruppe Amakusa hat einem Steinzeug von grauer oder graubrauner Farbe, bei welchen die Verzierungen durch Einlage oder Inkrustation von weißer Porzellanmasse bewirkt werden, den Namen gegeben. Aber das schönste und geschätzteste Steingut, das je aus Ostasien nach Europa gekommen ist, ist das Satsuma-Yaki von der Provinz Satsuma, die sich südwärts an Hiogo anschließt. Was nur die Erfindungsgabe an Formen und Verzierungen ersinnen, Geschmack und Ausdauer dabei erreichen konnten, findet man bei dieser Ware versucht und durchgeführt. Eine dem Scherben angepaßte Glasur, deren weiche gelbliche Färbung zwischen derjenigen alten Elfenbeins und des Rahms schwankt, ist der geeignete Träger dieses Ornaments, das in seinen Haarrissen (Craquelé) der Glasur selbst in durchbrochener und Reliefarbeit der Masse, mit der man oft Flechtwerk nachahmt, vor allem aber in einer reichen bewundernswert weichen und harmonisch gestimmten polychromen Bemalung besteht.

Rein führt uns in prächtigen farbigen Tafeln und in Lichtdruck mehrere alte Vasen, Dosen, Näpfe und Urnen aus Arita-Porzellan wie aus Satsuma-Steingut vor, deren Originale, von ihm wohl in Japan gesammelt, sich gegenwärtig im Kunstgewerbemuseum zu Berlin befinden. Die Grundfarbe ist in der Regel rahmweiß, die in Gold, Rot und Grün ausgeführten Verzierungen stellen vorherrschend Blätter und Blüten dar. Andere Tafeln zeigen uns das berühmte Kaga-Porzellan und mehrere Proben des Banko-yaki genannten Steinzeugs. Das Kaga-Porzellan ist an seinen eigenartigen Verzierungen leicht erkennbar und den Besuchern von Kunstsammlungen wohl bekannt; manche Artikel gehören in Bezug auf die äußerst sorgfältige, effektvolle Verzierung zu dem Schönsten, was die keramische Industrie überhaupt je geleistet hat. Das Banko-yaki ist, wie es heut erscheint, eigentlich eine erst 40 Jahre alte Schöpfung; bei uns ist dies Steinzeug auch als grès de Banko benannt. Uebrigens sind einige der heutigen japanischen Porzellanfabriken schon von bedeutendem Umfang und beschäftigen eine ansehnliche Anzahl von Arbeitern. Japan's Ausfuhr von Thonwaren bezifferte sich 1885 auf 695,269 Yen, wovon ein Drittel auf England entfiel, dem sich China, Frankreich, die Vereinigten Staaten anschlossen; der Export nach Deutschland für dieses Jahr wird auf 27,724 Yen angegeben.

Mit einer Geschichte der Entstehung und Entwickelung der Emailindustrie, die sich bei den Japanern nicht wie bei anderen Völkern auf Metalle beschränkt, sondern mit gleichem Erfolg auch auf Porzellan und Steingut angewendet wurde, wobei Rein uns die Abbildung eines überaus schönen kupfernen Bechers mit Email cloisonné und Malerei vorführt, beschließt er diese hochinteressante Revue der kunstgewerblichen Leistungen Japan's. Sie ist in historischer, technischer und wirtschaftlicher Hinsicht für die weitesten Kreise lehrreich. Rein sagt bescheiden, daß er fühlt,

Digitized by Google

er könne trotz aller Sorgfalt und Mühe nur Stückwerk bieten. Ohne Zweifel wird sich dies von ihm, wie er sagt, zum erstenmale bebaute Feld noch weiter kultivieren lassen, aber es wird uns hier eine solche Fülle sorgfältig durchdachten Materials in vorsichtig kritischer Beleuchtung geboten, daß wir überrascht dastehen vor dem enormen

Theekanne, graubraunes Steinzeug von Kuwana in Ise.

Fleiß und der musterhaften Gründlichkeit, mit der ein so vielseitiges Material behandelt wurde.

Ueber alles Lob erhaben ist die vorzügliche Ausstattung. Der Verfasser hat keine Mühe gescheut, die Originale — nur aus solchen bestehen sämtliche Illustrationen — herbeizuschaffen und der Verleger ist vor den Kosten nicht zurückgeschreckt, welche eine so würdige und glänzende Ausstattung erforderten. Nach Form und Inhalt muß Rein's „Japan" als ein standard work ersten Ranges bezeichnet werden.

Das Platin-Vorkommen in Borneo.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Im Jahre 1831 wurde das Platinerz zuerst in den Goldseifen in Tanah-Laut, der südöstlichen Inselspitze von Borneo, durch Hartmann, den damaligen Residenten in Bandjermassin, entdeckt. Horner, der bei seinen Untersuchungen in Südborneo als Mitglied der Natuurkundigen Commissie auch die Goldwäschen in Plei-hari besuchte, 1836, bestätigte das Vorkommen dieses Metalls. Nach ihm ist das Verhältnis des Platins zum Golde — in den Seifen — wie 1 : 10, und daraus berechnete er die jährlich in Borneo gefundene Menge Platins auf 10,000 Unzen und den entsprechenden Wert desselben auf 250,000 Gulden. Diese Berechnungen treffen aber nicht zu, da das Verhältnis des Platins zum Gold ein wechselndes ist, und weil nicht überall, wo Gold in Seifen gefunden wird, auch Platin sich vorfindet.

Im Jahre 1847 waren in Plei-hari im Tanah-Laut 22 Wäschen im Betrieb und davon enthielten nur drei derselben Platin im Verhältnis von 1 : 10. In Ketapan war dieses Verhältnis 1 : 5, in Sungei-Matjan 1 : 20. Mit Sicherheit ist das Platin-Vorkommen bis jetzt blos vom Tanah-Laut, südöstliche Inselspitze, bekannt, Martapura, Tjempaka, Gunong Lawak, Plei-hari.

Von Südwestborneo erwähnt Herr v. Gaffron, der in den vierziger Jahren seine Untersuchungen daselbst ausführte, daß an einigen Stellen im Stromgebiet des Katingan und in den zum Stromgebiet des Kottaringin gehörenden Flüssen Kumei, Biru, Sambi Platin mit Goldsand gemengt vorkomme; doch weiß man nichts näheres darüber.

In Westborneo findet sich kein Platin in den weitverbreiteten Goldseifen. Weder ist es den Goldwäschern bekannt, denen es doch aufgefallen sein müßte, noch fanden es daselbst die indischen Bergingenieure Everwijn und van Schelle. Nach einer Ueberlieferung sollte wohl in Budok vor vielen Jahren Platin mit Gold gefunden worden sein und bildete dieses Edelmetall auch einen Handelsartikel daselbst; doch ist dies, wenn auch nicht unmöglich, doch unwahrscheinlich.

Von Nord- und Ostborneo verlautet nichts über Platin-Vorkommen daselbst, doch darf nicht aus dem Auge gelassen werden, daß unsere Kenntnisse betreffs dieser Gegenden noch sehr lückenhaft sind.

Das Platin findet sich in den Seifen in Form von grauen glänzenden Schüppchen und platten Körnchen, gleichsam mit dem Hammer abgeplatteten Metallkügelchen, zuweilen auch in sehr regelmäßigen Krystallen in Form des Oktaeders und Hexaeders. Es ist gemengt mit Chrom- und Magneteisensand, Gold, Spinell, Hyazint, Rubin, Diamant und Quarzsand.

Aus den fünfziger und sechziger Jahren liegen mehrere Analysen nebst einigen älteren vor, welche die wechselnde Zusammensetzung dieses Metalls deutlich vor Augen führen. Das Platinerz selbst stammte von verschiedenen Fundorten, soweit angegeben, und zwar von Martapura, Gunong Lawak, Tjempaka, die von älteren Analysen wahrscheinlich von Plei-hari.

Digitized by Google

Die Menge des Platin wechselte von	57.13%	bis	82.60%
des Goldes von	0.00	bis	0.73
des Eisens von	5.45	bis	10.67
des Kupfers von	0.13	bis	0.73
der übrigen Platinverbindungen von	4.76	bis	20.07

Das Muttergestein des Platins ist bisher in Borneo noch nicht nachgewiesen. Der indische Bergingenieur Verbeek hält den Serpentin, der im Tanah-Laut weit verbreitet ist, und aus welchem auch der Chromeisensand stammt, für das Muttergestein; doch gelang es ihm nicht, dies direkt nachzuweisen.

Die Platinproduktion in Borneo ist eine minimale. Die Eingeborenen warfen beim Goldwaschen das Platin als wertlos weg, da sie es nicht schmelzen konnten und weil sie dessen Wert nicht kannten. Sie nennen es Mas kodok, Froschgold. Erst Ende der sechziger Jahre begann man, es aufzukaufen, und gegenwärtig wird es als Nebenprodukt von der europäischen Berggesellschaft in Tjempaka gewonnen. Wie verschwindend klein indessen die Menge des gewonnenen Platins sein muß, ergibt sich schon aus der sehr verminderten Goldproduktion. Anderweitige Angaben, wie z. B. in Dana's Mineralogie, daß Borneo jährlich 600—700 Pfund Platin produzieren solle, sind entschieden unrichtig und basieren wahrscheinlich auf der theoretischen Berechnung Horner's.

Ueber den Einfluß des Orients auf die Südslawen.

Von Dr. Fr. S. Krauß und J. Duimo Beckmann.

(Schluß.)

„Edhem's Ermahnungen." Sie sind in einem von Fremdwörtern reineren Slawisch als die Avdija gehalten und für die Frauen leichter verständlich, während die Avdija manchen Ausdruck bietet, den der Lehrer in der Schule erst erklären muß. Vom V. 27—29 ist der Text verderbt. V. 28 muß wohl lauten: slušajte vi svoje majke. V. 29: o kadune na vijeke (Befolgt o Edelfrauen die Ratschläge eurer Mütter bis in Ewigkeit).

Slušajte što ću vam ja kazat,
ne ću vam laži ja kazat;
nasihet vi uzmite od mene
pa ćete mlogo čut od sebe.

Muža dobro slušajte;
ako ste vi kadune ikolko
a vi lude ne bu(d')te
mužu ugodne bu(d')te,
bogu robinje i svom mužu
ter u dženet uho(d')te.

Svaka žena zagluša
koja čojka ne sluša,
šejtan njome brukuša
neka znate kadune.

što muž reče ne radite
već se ś njime inadite
mužu hator sve kvarite,
ružno po vas kadune.

Mužu hizmet činite,
l'jepo š njime živite;
dobroga se bojite
ružnom smrti ne mrite.

Koja muža imade
hak muževlji ne znade
u džehennem ona ide,
odveće je udavana.

U boga vam slačak (?)
sluša vi svoje majke
a vi one na vijeke.

Ako će biti i mati
kad vas na zlo navrati
ne valja poslušati
neka znate kadune.

Kogod ima pameti
(p) a ako će bit za vratim
valja njega slušati,
neka znate kadune!

Pamet berte u glavu
ter vi ho(d)te u pravu
ter ne ho(d)te tamo amo
ä moje l'jepe kadune!

U džennet igjite za rana
poslušajte korana
čuvajte vi imana
moje drage kadune!

čuvajte dobro menevi,
u dobro se zabavi,
ne ljutite muža vi
oj Zeničke kadune!

Brez izuna kad hodi
lanet na nju dohodi
u džehennem odhodi.

Ona žena nesretna
koja čojka namuči
vrag je na zlo nauči,
doće joj šejtan na oči
kadno stane mrijeti.

Koja čojka rasipa
nije ona žena lipa
ona gora nego slipa
ružna puno do vika.

Koja čojka ne će obuć
u srcu joj pukla žuć
tako dila kano lugj.[1]

Lajk je žena kaduna!
kad se gizdaš dukatim
zakat valja davati
od onijeh dukati
sve od groša po paru.

Sve zine uiše
i vlah krstu uiše
i azap doiše
bojte se boga kadune!

Ne spavajte po svu noć
bu(d)te mužu od pomoć
uč'te buni u ponoć
Umisli se ti u dragog Edhem ćatib'
jal imama.

[1] für ludi = ludj (= ludy). Eine derartige Wortverunstaltung ist sonst wohl äußerst selten.

Digitized by Google

Uebersetzung. Hört, was ich Euch sagen werde. Ich werde Euch keine Lügen sagen. Nehmt Rat an von mir, und Ihr werdet viel von Euch zu hören bekommen.

Hört wohl auf des Mannes (Gatten) Wort. Seid Ihr auch nur ein wenig Edelfrauen (= habt Ihr etwas vom Adel in Euch) so seid nicht närrisch; seid dem Gatten angenehm, Dienerinnen Gott und Eurem Manne: und fürwahr, Ihr kommt ins Paradies.

Jedes Weib ist törisch (= schwerhörig), welche ihrem Mann nicht Folge leistet. Der Satan treibt sein (frevelhaft) Spiel mit ihr; wissen sollt Ihr's, Edelfrauen!

Was der Mann sagt, das mögt Ihr nicht thun, vielmehr zankt (hadert) Ihr mit ihm; Ihr verderbt dem Manne jede Lust. Das ist schimpflich für Euch, o Edelfrauen!

Seid dem Manne dienstbar (bedient ihn), lebt gut mit ihm. Fürchtet Euch vor dem Guten, (damit) Ihr eines garstigen Todes nicht sterbet.

Die einen Mann besitzt und von Mannesrechten nichts wissen will, die geht zur Hölle, die ist zum Ueberfluß verheiratet (=besser wäre es, sie wäre nicht verheiratet).

Und wäre es selbst die Mutter, wenn sie Euch zum Bösen lenkt, sollt Ihr nicht folgen. Ihr sollt es wissen, o Edelfrauen!

Wer immer Verstand hat (Den Verständigen), und mag er selbst hinter der Thüre (wie ein Bettler) stehen, so muß man seinem (Rate) Folge leisten. Ihr sollt es wissen, o Edelfrauen!

Verstand sammelt in den Kopf und geht den geraden Weg: und lungert nicht hin und her herum, o meine schönen (braven) Edelfrauen!

In den Himmel geht Ihr frühzeitig ein, (wenn Ihr) den Koran befolgt; den Glauben bewahrt, meine lieben Edelfrauen!

Achtet wohl (gut) auf mich; beschäftigt Euch mit Gutem, ärgert den Mann nicht, o Ihr Edelfrauen von Zenica!

Wenn sie ohne Erlaubnis ausgeht, kommt der Fluch auf sie, und sie fährt in die Hölle hinab.

Jenes Weib ist unglücklich, welches den Mann satt quält, der Teufel lehrt sie Böses (thun) an. Es wird ihr in der Todesstunde der Teufel vor die Augen treten.

Die ihres Mannes (Habe) verschwendet, das Weib kann nimmer schön sein, sie ist ärger (unglückseliger), als wäre sie blind; sie ist viel garstig bis an ihr Ende.

Die ihren Mann nicht ankleiden[1] will, der soll im Herzen die Galle zerplatzen, sie handelt wie ein Verrückter.

Es ziemt sich (ist ihrer würdig) für eine Edelfrau, wann Du Dich mit Dukaten schmückst, mußt Du auch Almosen spenden, von jedem Dukaten, auf jeden Piaster eine Para.

Alles liebt Kostbarkeiten, und auch der Christ liebt das Kreuz (als Schmuck zu tragen), fürchtet Gott, o Edelfrauen!

Schlaft nicht die ganze Nacht. Seid dem Manne eine Hilfe. Lernet dieses um Mitternacht.

Vertief dich in Gedanken an den liebwerten „Edhem den Schreiber oder Imam."

Es erübrigt noch, einige sachliche Bemerkungen über das Sprachmaterial dieser eigenartigen Literatur zu bieten, was um so eher gerechtfertigt erscheint, als der bosnisch-türkische Dialekt bisher nur in zwei oder drei Abhandlungen wissenschaftlich erörtert wurde. Dem großen Kreise der Gebildeten blieb er aber sozusagen unbekannt. Und doch könnte Niemand in Abrede stellen, daß eine eingehende Bearbeitung dieses Sprachmaterials in zweifacher Hinsicht nutzbringend ausfallen müßte. Denn wir haben es hier mit der seltenen Erscheinung zu thun, daß zwei ganz fremde Elemente — Zweige des indogermanischen und des turanischen Sprachstammes nämlich — zusammentreffen, theilweise in einander verschmelzen und übergehen. Man hat daher Gelegenheit, die Gesetze der Lautwandlungen an einem ursprünglichen Beispiele beobachten zu können. Weiters aber wird sich ein unmittelbarer praktischer Nutzen für die türkische Lexikographie herausstellen, wie auch manche in anderen slawischen Sprachen anzutreffenden Ausdrücke, über deren Provenienz bisher gewagte Hypothesen aufgestellt wurden, nunmehr in anderem Lichte erscheinen müssen. Besonders der mit Rücksicht auf die noch unfertige türkische Lexikographie zu erwartende Fortschritt kann bedeutend werden, indem nicht nur eine mäßige Bereicherung des türkischen Wortschatzes zu erhoffen ist, sondern auch eine Richtigstellung der vorhandenen Wörterbücher. Es ist in der That auffallend, daß Bianchi, Jenker u. a. Verfasser türkischer Wörterbücher für Ausdrücke unzweifelhafter slawischer Abstammung das Polnische als Quelle annehmen, während es doch notorisch ist, daß die Osmanen niemals in dauernder intimer Berührung mit dem Polenreiche standen. Schon Blau hat auf diesen Umstand hingewiesen, der sicherlich Beachtung verdient; und eine aufmerksame Vergleichung der gangbaren Lexika mit dem bisher gesammelten bosnisch-türkischen Wortschatze wird zu dankenswerten Korrekturen Anlaß geben.

Die Anführung der aus der Beobachtung des Uebergangs türkischer Ausdrücke oder Stämme auf slawischen Sprachboden gewonnenen Regeln und Gesetze gehört schon aus dem Grunde nicht hieher, weil sie bei dem Leser die Kenntnis beider Idiome voraussetzt. Ebensowenig können wir hier eine Bereicherung des Wortschatzes anstreben, da eine solche Arbeit nur dann wissenschaftliche Berechtigung beanspruchen könnte, wenn sie in möglichster Vollständigkeit geboten würde, was hier schon aus Raumrücksichten ausgeschlossen ist. Es sei uns aber gestattet, mit einer Würdigung des bosnisch-türkischen Schrifttums vom praktisch-fortschrittlichen Standpunkte aus diese kleine Arbeit zu beschließen.

Die bosnischen Mohammedaner, welche sich nur durch den verschiedenen Glauben von ihren christlichen Landsleuten unterscheiden, bedienen sich — wie schon früher bemerkt — bei ihren Aufzeichnungen der arabischen Schriftzeichen. Einerseits mag die aus dem Koranstudium sich ergebende Notwendigkeit, das arabische Alphabet zu kennen, und andererseits der Wunsch, sich vor ihren geringgeschätzten andersgläubigen Mitbürgern in jeder Hinsicht auszuzeichnen, diesen Brauch gezeitigt haben, der als eine der Hauptursachen für die Entstehung der bosnisch-türkischen Mischsprache angesehen werden kann. Denn es ist unzweifelhaft, daß diese Entstehung weniger Folge eines natürlichen Prozesses, als mehr oder weniger bewußter Absichtlichkeit ist. Es galt vor allem, die Sittenlehren

[1] Bezieht sich auf die Fußbekleidung obuća. Die Frau muß dem Manne vor dem Schlafenlegen die Schuhe ausziehen und Morgens wieder anziehen.

Digitized by Google

des Islam unter den neuen Gläubigen zu verbreiten, und hiezu mußte eine Form zweckmäßig erscheinen, welche — indem sie die schwer übersetzbaren, wichtigen Ausdrücke in ihrer ursprünglichen türkischen, resp. arabischen Form übernahm, — dieselben doch kommentirend dem Alltagsverstand zugänglich machte. Wir sehen auch, daß nahezu alle auf Religion, Moral, Seelenleben bezüglichen Ausdrücke dieses Dialektes türkisch sind. Um aber zu verhüten, daß die ursprüngliche Bedeutung der wichtigen Ausdrücke in der Uebersetzung verloren gehe, hat man das ihnen eigene arabische Gewand beibehalten, und so war die Grundlage gegeben, auf welcher sich die bilingue Litteratur in orientalischem Gewande entwickeln konnte.

Nun ist aber zu bedenken, daß die arabische Schrift der türkischen Sprache selbst durchaus fremd ist und daß letztere sich nur widerwillig dem ihr auferlegten Zwange fügt. Bekanntlich reicht das arabische Schriftsystem zur Vokalbezeichnung nicht aus, und gerade die türkische Sprache mit ihrer hoch entwickelten Euphonie und ihren vielen Vokallauten bedarf einer genauen Unterscheidung. Eine Folge dieses Umstandes ist die sehr mangelhafte türkische Orthographie, für welche gangbare feste Regeln aufzustellen viele Männer — aber leider! bisher vergeblich — sich abmühten. Auch die Araber fühlen das Unzulängliche ihrer Schriftmethode, und in neuerer Zeit sind Bestrebungen zu verzeichnen, welche unter Beibehaltung des arabischen Alphabets doch eine genauere Orthographie und vor allem bessere Bezeichnung der Selbstlaute zum Zwecke haben. In diesen mangelhaften, von vornherein unzulänglichen Apparat wurde nun eine slawische Sprache hineingezwängt, welche bei ihrem großen Vokalreichtume hiezu ganz und gar ungeeignet ist. Unmittelbare Folge war eine unbeschreibliche Verwirrung der Orthographie, welche das Lesen und das Verständnis der Texte erschwert, ja letzteres stellenweise unmöglich macht. In den vorhandenen sechs Manuskripten des mit „Hajd' Avdija ti na vaz" beginnenden Lehrgedichtes kommen in jedem Vers, in jeder Zeile so viel orthographische Varianten vor, daß man — um eine Vergleichung zu ermöglichen — alle sechs Texte vollinhaltlich setzen müßte.

Der hier benützte Text ist der deutlichste von allen und beweist durch eine gewisse Stetigkeit der Orthographie, daß der Schreiber ein gebildeterer Mann gewesen. Zu erwähnen ist noch, daß die von Dr. Krauß gesammelten bosnisch-türkischen Handschriften vielleicht alle aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts stammen und daher in ihrer argen Unbeholfenheit ein Bild des modernen bosnischen Schrifttums gewähren.

Daß diese bilingue Litteratur nie tiefere Wurzeln im Volke zu fassen vermochte und stets nur ein bestimmten Zwecken dienendes Kunstprodukt blieb, ist klar. Die nur wenigen verständlichen Texte erschwerten die Verbreitung der einzelnen Gedichte und waren auch Ursache, daß sie — mit zunehmender Verbreitung — immer mehr von der ursprünglichen Form abweichen. So kommt es, daß die vorhandenen Versionen eines und desselben Gedichtes starke Abweichungen zeigen, indem in einzelnen ganz neue Verse und Strophen auftauchen, in anderen wieder der Wortlaut nicht übereinstimmt. Diese Abweichungen sind indeß nicht ausschließlich auf Rechnung der Kopisten zu setzen, denn auch die nach unmittelbarer mündlicher Ueberlieferung niedergeschriebenen Texte ergeben, daß so viele Recitatoren, so viele individuelle Varianten vorkommen. Unter solchen Umständen, wo der stoffliche Inhalt allein maßgebend ist, muß freilich die poetische Form allen Wert verlieren; jedenfalls kann man nicht erwarten, daß eine gesunde Kunstpoesie auf solchem Boden sich entwickle.

Fassen wir kurz zusammen. Die bosnisch-türkische Mischsprache weist zwar schon die Merkmale eines Dialekts auf, ist aber doch nicht so tief in das Geistesleben des Volkes eingedrungen, daß man sie als die hervorragend charakteristische Eigenschaft der ganzen bosnischen Volksindividualität betrachten müßte. Ihre Berechtigung datiert von dem Augenblicke an, als die Bošnjaken aus Nützlichkeitsrücksichten sich dem türkischen Wesen anzupassen begannen, und hört mit dem Augenblicke auf, seitdem die türkische Herrschaft nur mehr der Geschichte angehört. Vollends der Gebrauch der arabischen Schriftzeichen ist schädlich, da er als Hindernis gegen die Verbreitung der Litteratur wirkt. Vom praktisch-zivilisatorischen Standpunkte aus verdienen daher alle auf Erhaltung und Pflege dieser eigenartigen Litteratur gerichteten Bestrebungen keine Förderung.

Kreuz- und Querfahrten durch die Vereinigten Staaten.

Zu den Industrien, welche unaufhaltsam ihrem Untergange entgegengehen, gehört in erster Reihe der amerikanische Schiffsbau im älteren Sinne des Wortes, d. h. der Bau von Holzschiffen für den Frachtverkehr. Dieser Industriezweig hat seinen Hauptsitz im Staate Maine, wo er bisher ausgedehnten Bevölkerungskreisen Brot gab, und die volle Hälfte der Industrie hat sich in der Hafenstadt Bath konzentriert, der klassischen Schiffsbaustadt Amerika's, der Heimat fast aller seiner berühmten Schiffsbauer. Die zahlreichen Werften veröden mehr und mehr; in wenigen nur wird noch gearbeitet, das herrliche Material lagert hoch aufgeschichtet unbenutzt da. Im verflossenen Jahre schon lieferte die Stadt nur noch den verschwindend kleinen Beitrag von 12,633, der ganze Staat von 23,054 Tonnen zur Handelsmarine... Mehr als ein Jahrhundert ist vergangen, seit der auch sonst bekannte Kapitän William Swanton den Schiffsbau in Bath begründete, und bald blühte derselbe so auf, daß fast alle verfügbaren Kapitalien in den Werften und der Rhederei angelegt wurden und

Digitized by Google

reiche Zinsen trugen. Die Schiffe, die auf den Werften von Bath gezimmert wurden, waren Meisterwerke der Schiffsbaukunst und trugen den Ruhm der amerikanischen Handelsmarine weit hinaus. Aber der Niedergang begann, als allmählich die eisernen Dampfer des Auslandes das Frachtgeschäft auf dem Ozean monopolisierten. Noch als sich vor wenigen Jahren die „New England Ship Building Co." in Bath etablierte und auch eiserne Schiffe, Dampfmaschinen und Kessel herstellte, hoffte man, konkurrieren zu können, aber diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Ein Frachtgeschäft nach dem anderen wurde den Holzschiffen entwunden, die Verfrachtung von californischem Weizen, sowie von Petroleum, Kohlen oder Baumwolle, liegt schon seit mehreren Jahren ganz darnieder, und zum Ueberfluß hat der Krieg zwischen Peru und Chile das große und einträgliche Guano-Geschäft vollständig brachgelegt. Eine eigentümliche Fügung war es übrigens, daß die Mehrzahl der Dampfer, welche zuerst das Ozeangeschäft von Maine an sich rissen, von Kapitänen aus Maine befehligt wurden.

Das ist eine Geschichte aus halbvergangener Zeit, lassen Sie mich aber eine Geschichte aus längst vergangener Zeit an sie anfügen. In New-Orleans starb vor einigen Zeit einer seiner reichsten Bürger, der alte Kaspar Arich, und sein Tod hat die Erinnerung an die Zeit der weißen Sklaverei in Louisiana wieder aufgefrischt. In den Jahren 1815 bis 1820 nämlich wurden große Scharen deutscher Einwander in New-Orleans ans Land gesetzt und, um die Kosten der Ueberfahrt herauszuschlagen, dort an den Meistbietenden versteigert. Unter ihnen befanden sich auch die Eltern Arich's, die Mutter mit einem Kinde an der Brust. Kaspar Arich war schon in den vierziger Jahren Alderman von New-Orleans und saß in in der Legislatur von Louisiana; seine sehr große Hinterlassenschaft fällt, nach Abzug der Legate im Betrage von 50,000 Dollars an Verwandte und Freunde, den Armen der Presbyterianerkirche zu. Mit Arich zugleich wurde Christian Roselius versteigert. Ein Drucker erstand ihn und machte ihn zum Setzer, ein Richter, dessen Bureau er zu reinigen hatte, erlaubte ihm, hier und da in ein Buch zu sehen, und Roselius starb als Vorstand der Advokatenkammer. Die Prozesse um die Befreiung der armen deutschen Einwanderer bilden einen der merkwürdigsten Abschnitte in den Annalen von Louisiana, und eine Zeit lang wurde in den Anzeigen-Spalten der damals erscheinenden Zeitungen mehr auf entflohene Deutsche als auf entlaufene Neger gefahndet.

* * *

In Memphis verweilt augenblicklich der namhafte deutsche Ingenieur Saller, um im Auftrag einer kapitalkräftigen Gesellschaft im Osten Aufnahmen und Kostenanschläge für den Bau einer (allerdings schon oft geplanten und nie zu Stande gekommenen) Brücke über den Mississippi zu machen. Die Schwierigkeiten liegen wesentlich in der Fundierung der notwendigen Bauten auf dem Arkansas-Ufer; ist diese Frage gelöst, so wird das Uebrige von der modernen Technik unschwer bewältigt werden.

* * *

Professor S. King von Philadelphia ist dem Bureau des Chefs des Signaldienstes der Bundesarmee in Washington als Luftschiffer attachiert worden und wird in dieser Eigenschaft von Zeit zu Zeit, um Wetterbeobachtungen in den höheren Regionen anzustellen (dieselben werden dann neben den gewöhnlichen Wetterberichten zur Veröffentlichung gelangen), Luftschifffahrten zu unternehmen haben. King hat, seit er im Jahre 1851 zuerst einen Ballon bestiegen, im ganzen 265 Ballonfahrten unternommen, deren größte ihn von Plymouth, N.H., nach Quebec führte. Vor einigen Jahren stieg er in Begleitung eines Beamten des Signaldienstes in Chicago auf, landete in den Fichtenwäldern von Wisconsin und stieß erst nach fünftägigem Umherirren auf Menschen.

* * *

In New-York wird von den orthodoxen Juden die Gründung eines Seminars, und zwar in der Stadt New-York, betrieben, um der Ausbreitung der Reform-Ideen entgegen zu arbeiten. Auch in Philadelphia wird in den Kanzelreden der Rabbiner die Unterstützung des Projekts durch entsprechende Geldbeiträge warm empfohlen.

* * *

In Atlanta, Ga., existiert eine ganze Familie von Riesen. Oskar Coulter aus Walker-County, das jüngste Mitglied der Familie und eben erst zum Hülfs-Bundesmarschall in Georgia ernannt, mißt in seinen Strümpfen 6 Fuß 8 Zoll und wiegt 250 Pfund. Er hat fünf Brüder, der kleinste 6 Fuß 5 Zoll, der größte 6 Fuß 11 Zoll hoch; wollte man die sechs Brüder aufeinander stellen, so würden sie in die respektable Höhe von 38 Fuß 7 Zoll ragen, mit Vater und Mutter (der Vater mißt 6 Fuß 5 Zoll und die Mutter 5 Fuß 10 Zoll) von nicht weniger als 50 Fuß 10 Zoll.

* * *

Auch in den Vereinigten Staaten hören wir immer und immer wieder über die Notlage der „kleinen Leute" klagen, aber auch hier mag das stark übertrieben sein. Das Jahr 1885 war drüben allerdings ein schlechtes Geschäftsjahr, aber trotzdem sind in diesem Jahr in die Sparkassen der Stadt New-York 11 Millionen Dollars mehr eingelegt worden als im Jahre 1884.

Geographische Neuigkeiten.

* Durchquerung von Labrador. Dem Missionar E. J. Peck ist es gelungen, Labrador von West nach Ost zu durchqueren. Im Winter 1882 und im Winter und Sommer 1883 bemühte er sich vergebens, Fort Chimo

Digitized by Google

in der Ungawa-Bay zu erreichen. Im Jahre 1884 brach er am 17. Juli von seiner Station am kleinen Walfischfluß auf und erreichte Fort Chimo am 11. August. Er befuhr im Boot die zahlreichen Seen und Flüsse der Halbinsel und setzte über den Klarwasser- und den Robben-See. Aus seinem im „Church Missionary Intelligencer" von 1886 (S. 510) veröffentlichten Tagebuch geht hervor, daß die vorhandenen Karten unzuverlässig sind; allein er hat keine Beobachtungen gemacht, welche uns in den Stand setzen würden, die Irrtümer der Karten zu berichtigen. Die Geographie dieses Bezirks ist immer noch sehr wenig bekannt und es erscheint sogar zweifelhaft, ob die westliche Hälfte von Labrador zum Festlande gehört, da nach einigen Berichten eine Verbindung zwischen der Moskito-Bay an der Ostküste der Hudsons-Bay und der Hope-Advance-Bay in der Ungawa-Bay vorhanden sein soll.

* Berichtigung einiger Irrtümer bezüglich der Eskimos. In der Januar-Nummer des „American Naturalist" von 1887 veröffentlicht Herr John Murdoch einen Aufsatz über einige allgemein verbreitete Irrtümer bezüglich der Eskimos. Er weist nach, daß sich kein Beweis für das Vorhandensein der Polyandrie (Vielmännerei) unter diesem Volke findet; daß sie nicht in unterirdischen Löchern wohnen; daß sie ihre eigene innere Körperwärme nicht durch das Verzehren ungeheurer Mengen rohen Robben- und Walfischspecks, welche sie mit Thran hinunter spülen, aufrecht erhalten und daß sie keineswegs von zwerghafter Statur sind. Herrn Murdoch's Ansichten werden in vielen Fällen richtig sein, aber wir können uns doch einige Bemerkungen zu denselben nicht versagen. Murdoch zitiert Graah als den einzigen zuverlässigen Gewährsmann, der vom Hörensagen wußte, daß die Ostgrönländer in Polyandrie leben. Die beste Autorität über diesen Gegenstand ist Roß, welcher von 1829 bis 1833 unter den Eskimos von Boothia Felix lebte. In seiner „Schilderung einer zweiten Reise zur Aufsuchung einer Nordwest-Durchfahrt" (London 1835, S. 356 und 373) berichtet er von zwei Brüdern, welche ein Weib miteinander hatten, und erwähnt dies als ein häufiges Vorkommnis. Wahrscheinlich ist es aber keine wirkliche Polyandrie, sondern ein Verhältnis oder Zustand der Dinge, welcher hervorgerufen wird durch die allgemein unter den Eskimos herrschende Gewohnheit, einem vertrauten Freund ein Weib zu leihen. Murdoch sagt: Die Winterwohnungen in der großen mittleren Region nordwärts von der Hudsons-Bay seien im allgemeinen von Schnee und auf gefrorenem Boden aufgebaut. Durch diesen ganzen Bezirk sind aber auch in den Boden gegrabene Winterwohnungen häufig im Gebrauch. Sie haben einen unterirdischen Eingang, da der hintere Teil des Daches in Einem Niveau mit dem Boden ist und der vordere durch eine große Walfischrippe gebildet wird, welche mit Robbendärmen überspannt ist und das Licht zuläßt. Das Dach ist aus Balken hergestellt, über welche zwei Lagen Robbenhaut ausgebreitet und die Zwischenräume mit Büschen und Reisern ausgefüllt werden. — Hinsichtlich Sutherland's Messungen an den Eskimos von Cumberland-Sund bemerkt Herr Murdoch, daß diese etwa Halbblütige gewesen sein mögen. Sutherland besuchte den Sund nur einige Jahre nach seiner Entdeckung und fand damals daselbst keine erwachsenen Blendlinge und Halbblütige, obwohl dieselben heutzutage einen großen Teil der dortigen Bevölkerung bilden. Die Stämme jenes Bezirks pflegen die Speisen für ihre regelmäßigen Mahlzeiten zu kochen, verzehren aber neben denselben große Mengen von rohem und gefrorenem Fleisch; sie trinken aber so wenig Thran als irgend ein anderer Stamm. Murdoch macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Thran, als das einzige und unentbehrliche Brennmaterial, ein viel zu kostbarer Stoff ist, um ihn auf diese Weise zu vergeuden.

* Die französischen Reisenden E. Bonvalot und G. Capus, von deren Expedition nach Persien und Afghanistan wir schon früher berichteten, melden aus Margelân (Ferghanah) vom 23. Februar 1887: „Wir waren von Afghanistan zurückgekehrt, wohin wir nicht vorzudringen vermochten, und hegten die geheime Hoffnung, es werde uns auf einem anderen Wege gelingen, nach Indien vorzudringen. Während unseres Aufenthalts in Samarkand haben wir uns bei vielen Personen erkundigt, die unseres Erachtens am besten in der Lage waren, uns Auskunft zu geben; da aber die erhaltenen Antworten uns nicht befriedigend erschienen, haben wir uns entschlossen, über Kartschi, Kerki und die Wüste, wo Turkmenen in der Nähe der afghanischen Grenze wohnen, nach Frankreich zurückzukehren, als wir aus guter Quelle erfuhren, daß Karawanen von Kaschgar aus zuweilen im Winter nach Ladak oder Lé gehen. Wir entschieden uns schnell, diesen Weg einzuschlagen, welcher uns unter allen Gesichtspunkten interessante Beobachtungen versprach. Nachdem wir rasch unser Bündel geschnürt hatten, brachen wir nach Margelân auf, wo wir unsere definitiven Maßregeln ergreifen und jene Vorbereitungen treffen wollten, welche vor Beginn einer großen Reise für jeden unerläßlich sind. Dank dem General Karalkoff, der uns schon auf unserer letzten Reise so viel genützt hatte, erhielten wir bald über die Pamir solche Nachrichten, daß wir keinen Anstand nahmen, unseren Reiseplan zu modifizieren. Wir beschlossen nämlich, das „Dach der Welt" von Nord nach Süd zu überqueren und das britische Indien durch das kleine Khanat Kundschut zu erreichen. Unsere Reiseroute, welche nach Umständen modifiziert werden wird, ist also in folgender Weise festgestellt: Wir nehmen Guldscha zur Operationsbasis, werden uns dort Pack- und Reitpferde kaufen und uns mit in Fett gebackenem Brot versehen, welches zu unserer Nahrung und zum Füttern für unsere Tiere dienen wird. Wir müssen uns mit Brennholz versehen, denn wir durchreisen eine vollkommene Wüste von 13,000—16,000 Fuß Meereshöhe. Von Guldscha aus

Digitized by Google

reisen wir durch den Taldik-Paß nach dem Karakul-See, übersteigen dann den Tuyuk-Paß und werden uns bemühen, mittelst des überfrorenen Flusses Akbaikal, welchen wir dann verlassen werden, um in gebührender Entfernung den Chinesen, den Kara-Kirghisen und den Afghanen auszuweichen, welche uns den Weg versperren könnten, den kleinen Fluß Almagan, in der Nähe des Kundschut, zu erreichen. Wenn wir durch das fragliche Khanat nach Magen gelangen können, werden wir die Pässe Darkot und Dschasin überschreiten — ein Unternehmen, welches zwar im Winter mit Schwierigkeiten verbunden sein wird, allein der Winter ist die beste Jahreszeit, um die Widerwärtigkeiten zu vermeiden, welche uns die sommerlichen Bewohner der Pamir bereiten könnten. Wir haben also nur noch gegen die Natur und gegen die Launen des jungen Gebieters von Kundschut zu kämpfen, welcher erst kürzlich seinen Vater durch zwei von seinen Getreuen hat umbringen lassen, um sich an dessen Stelle zu setzen. Einige hübsche Geschenke werden ihn ohne Zweifel zu unseren Gunsten stimmen, und wir hoffen, Ihnen in vier oder sechs Wochen von jetzt an aus den britischen Besitzungen unsere glückliche Ankunft in zivilisierten Ländern melden zu können.

* Herr D. Carey, ein Zivilbeamter von Bombay, hat vor Kurzem eine merkwürdige Reise in Zentralasien vollendet. Aus Indien im Mai 1885 aufgebrochen, hat er den Norden von Tibet (Schâng-tan) bis zum Mangza-See durchreist, sich dann nordwärts gewandt und ist in die Ebenen von Turkestan gegen Kirio herabgestiegen. Auf diese Weise hat er eine Strecke von 300 Mln. und ein Land durchreist, welches seither noch niemals von Europäern besucht worden ist. Nach einem Aufenthalt in Kirio und in Khotan hat er dann den Khotan-Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Tarim verfolgt und seine Reise bis nach Scharik und quer durch die Wüste bis nach Schah-Yarand-Kutschar fortgesetzt, von welchem Punkt er von neuem dem Tarim bis zum Lob-See folgte. Nach einem Ausflug in die Städte Kurla und Karastaber nahm er dann von neuem seinen Weg den Tarim entlang, so daß er so ziemlich den ganzen Lauf dieses Flusses aufnahm. Das erforschte Land ist flach, seine Bevölkerung dünn und ärmlich. Nach dem 30. April 1886 ist Herr Carey wieder von Schaklik aufgebrochen, welches am Fuß einer der höchsten Höhen des Nordabhanges der tibetanischen Kette liegt, und hat sich durch einen Paß des Altyn-Tagh nach Tibet gewandt. Seither ist man ohne Nachrichten von ihm, nimmt aber an, er habe den Sommer und Herbst mit der Erforschung des Gebirges verbracht und werde seine Winterquartiere dann in Turkestan zu nehmen suchen.

* Eine Forschungsreise in Tibet. Bei dem portugiesischen Konsul in Bangkok (Siam) ist ein indischer Forschungsreisender eingetroffen, welcher auf Rechnung der indischen Regierung ausgeschickt worden war, um die Regionen von Indo-China zu studieren. Er heißt Saral Tschandra Das und bringt höchst merkwürdige Beobachtungen über Tibet mit. Seine Aufschlüsse über den Fluß Brahmaputra und den See Patte sind ganz neu. Der See, welcher in tibetanischer Sprache Tschando heißt, ist von bedeutender Ausdehnung und enthält mehrere Inseln; er liegt 300 Fuß höher als der Brahmaputra, in welchen man ihn durch einen Kanal ganz entleeren könnte. Die ganze Region des Sees und der ihn umgebenden Gebirge steht unter der Regierung einer Frau, welche den Titel einer Königin führt, denn nur eine Frau kann dieses Land als Souveränin regieren. Der Reisende hat den Himalaya bis zu einer Höhe von 17,000 Fuß erstiegen und seine Besteigung nicht weiter fortsetzen können, weil unter anderen Ursachen der Thermometer nicht über — 22° C. stieg und es unmöglich war, dort zu leben. In 10,000 Fuß Höhe fand er das angenehmste Klima von der Welt, ein wahres, von Blumen strotzendes Paradies; es wohnen dort nur Hirten, welche Heerden von Färsen unterhalten.

* Die Expeditionen von Wißmann und de Macar am Kongo. Die Herren Wißmann und Macar haben das Baluba-Land und das Becken des Lubilasch (oberen Sankuru) rekognosziert. Die Forscher verließen die Station zu Anfang des Monats Juli und erreichten am 10. die Residenz des Häuptlings Mona Tenda, am Lukula-Flusse, dem linken Zufluß des Lubi. Die ganze Region zwischen dem Lulua und Lukula bildet ein herrliches Land mit einer sehr dichten Bevölkerung, welche der Nation der Baschilanghe angehört. Diese bewohnen große Dörfer, welche meistens die Gipfel der Berge einnehmen; ihre Schimbeken (Hütten) sind gut gebaut und ahmen die Gestalt von Schweizerhäuschen nach. Jenseit des Lukula, welcher zur Grenze dient, wohnen die Baluba. Die Natur dieses Landstrichs unterscheidet sich wesentlich von derjenigen des Landes der Baschilanghe und besteht in wellenförmigen Grasebenen ohne Baumschlag, die sich unabsehbar weit hinziehen. Diese Grasflächen werden später zur Viehzucht sehr geeignet werden, allein gegenwärtig erscheint das Land absolut wertlos. Vom Gesichtspunkt des Handels aus bietet das Land keinerlei Aussichten dar. Man verkauft dort nur Sklaven. Der Boden erscheint wenig zum Anbau geeignet und doch ist das Land außerordentlich bevölkert; die Folge davon ist eine beinahe permanent herrschende Hungersnot. Die ungeheure Bevölkerung wohnt in Dörfern, welche sich auf allen Seiten und ins Unabsehbare hinaus erheben; sie ist frech, anmaßend, ungastfreundlich und lebt teilweise vom Raube. — Drei Tagereisen jenseit des Lukula machte die Expedition einen Besuch bei einem Häuptling von großer, starker, prächtiger Statur, der in einheimische Stoffe gekleidet war und einen hohen Kopfschmuck von Federn trug. Er erbot sich, die Reisenden selbst nach Osten zu führen, und diese verließen am andern Tage seine Residenz und wandten sich nach dem Buschimane, einem linksseitigen Zufluß des Lubilasch,

Digitized by Google

welcher hier beinahe parallel mit jenem fließt. Leider machte sich die Feindseligkeit der Eingeborenen bald mit großer Heftigkeit geltend, und die Expedition sah sich an den Ufern des Flusses von Tausenden von Eingeborenen umgeben, welche, mit ihren Lanzen und Wurfspeeren bewaffnet, das Kriegsgeschrei erhoben. Man mußte sich erst schlagen und dann den Rückzug antreten, ohne den Lubilasch erreicht zu haben. Die Expedition hatte ungefähr einen Monat gedauert.

* Eine weitere von Lieutenant Wißmann geleitete Expedition hat am 16. November v. J. die Station Luluaburg verlassen. Ihr Personal besteht, außer dem Lieutenant Wißmann, aus dem belgischen Lieutenant Le Marinel, dem Zimmermann Buslag und einer Eskorte von mehr als hundert Mann mit hundert Traglasten und dreihundert Gewehren. Der Reiseplan, der natürlich manche durch Umstände veranlaßte Aenderungen erleiden wird, ist folgender: Die Expedition wird sich zuerst nach dem Zusammenfluß des Lubi mit dem Sankuru wenden; von diesem Punkt aus wird sie nach Norden vorzudringen suchen und die noch unbekannte Gegend erforschen, wo der Lulongo, der Tschuapa und der Lomami ihre Quellen haben; nach Beendigung dieser Rekognoszierung wird sie sich nach Osten wenden, um den Nyangwe zu erreichen. Dort angekommen, werden die Umstände zu entscheiden haben, ob Wißmann sich nach Norden wenden wird, um den Muta Nzige zu erreichen, oder nach Süden, um den Landschi-See, den Lukunga und den oberen Lualaba zu erforschen.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Oekonomische Lebensweise, Benutzung jedweder nutzbringenden Gelegenheit muß in dem prosaischen Waldleben, wo man stets auf sich selbst angewiesen ist, bestens wahrgenommen werden. Der vorbeifließende Fluß enthält zahlreiche gute Fische; es wird daher geangelt, während ein anderer einen Topfbaum erklettert, um die großen, topfähnlichen Früchte herunterzuschlagen, deren süße, mandelartig schmeckende Samen von Menschen und Tieren gern genossen werden. Diese Samen werden in Asche gebraten und sind alsdann süß wie Nüsse.

Mittlerweile dunkelt es und schon umschwirren uns zahlreiche Fledermäuse in verdächtigen Zügen, um bei eingetretener Ruhe den frei in der Hängematte Schlafenden zur Ader zu lassen. Der Mond geht hinter den Bergen auf und verkündet uns eine helle Nacht, aber auch deshalb eine um so größere Bescheerung von Moskitos. Kaum läßt er in dem gedämpften Dunkel des Waldes den silberflimmernden Teppich wahrnehmen, in den die ganze weite Fläche desselben gekleidet ist, eine Folge des beständig phosphoreszierenden Laubes. Leuchtende Käfer aus der Familie der Noctiluken und Elateren beleben ihrerseits die Luft mit feurigem Scheine. In dem scheinbar regungslosen Walde werden nach und nach Stimmen laut, die feierliche Stille desselben profan, aber auch angenehm geisterhaft unterbrechend. In der Ferne ruft Meister Schmied in der Gestalt eines Frosches laut und wahrnehmbar, wie wenn schwere Hammerschläge auf den Ambos fallen. Die Grille zirpt emsig und unverdrossen ihre eintönigen Weisen, mit schrillenden Käfern gleichsam im Wettstreite. Lauscht man nun dem Säuseln des vorbeifließenden Wassers, sowie der angenehmen Winde, die um diese Jahreszeit wehen, und betrachtet man hinter langsam auf- und abwiegenden Palmenwedeln das tiefe Blau des tropischen Himmels, so muß man sich mit innigem Bedauern gestehen, daß doch alle die schönen erhabenen Genüsse tropischer Nächte ihre bittere Kehrseite in der Plage der Moskitos finden, durch die wir alle Augenblicke bedroht sind. Ist es nicht, als ob hier die Natur nur gegen schweres Lösegeld gebe, was sie Erhabenes und Schönes geschaffen! Doch nein — seien wir nicht unbillig! Sie konnte sich dem empfänglichen Gemüte nicht so hart verschließen! Sie handelte nur so, um den Wert ihrer Genüsse höher und geläuterter zu reiner Erkenntnis gelangen zu lassen! Betrachte der sinnige Beobachter ihre Gunst gern und ganz gegen ein Lösegeld geboten, denn nicht lange, im Verlaufe der Reise in höhere Gegenden oder tiefer in das wenig bewaldete Innere gelangt, weichen die düstern Schatten, um ihn vollends genießen zu lassen, was ihm anfangs versagt wurde.

Doch wir sind mit unseren Peinigern noch nicht zu Ende. Sie sind so zahlreich und so arg auf Blut versessen, daß man von ihnen, wie von einem Mückenschwarm eingeschlossen ist. Nicht einmal unter den Ueberzügen meiner Hängematte war ich vor ihnen gesichert! Oft war es mir rätselhaft, wie diese Blutsauger ihren Weg zu mir hereingefunden hatten. Man sollte fast auf die Vermutung kommen, daß sie wie Pilze aus der Erde aufschießen, was etwa in dem Sinne daselbst verborgener Schlupfwinkel einige Wahrscheinlichkeit haben könnte. Entweder schlüpften sie mit mir zu gleicher Zeit hinein, oder sie wußten durch jede kleine Oeffnung sich hindurchzuarbeiten. Allabendlich mußte ich daher erst wahre Hetzjagden in dem kleinen Zelt anstellen, wollte ich Ruhe vor diesen unheimlichen Gästen haben und dennoch fanden sich stets Nachzügler der nie versiegenden Quelle. Erst wenn ich das Licht auslöschte, durfte ich hoffen, daß ihre Nachstellungen sich in etwas minderten. Die Brasilianer und die Wilden pflegen zur Abhaltung der Moskitos wie zur Erwärmung die Nacht hindurch ein Feuer neben oder unter sich zu unterhalten; denn die Nächte machen, trotz der Nähe des Aequators, einige Erwärmung des Körpers wahrlich oft notwendig. In meiner Paraenser Hängematte, die wie ein weitläufiges Geflecht ist, bewahrheitete sich dies nur zu gut, denn selten verlebte ich eine Nacht, ohne alle Stunden vom Frost geschüttelt zu werden. Jene Feuer aber nun, so wirksam sie in einer Hinsicht sein mögen, sind es hauptsächlich, die das Heranströmen der Moskitos in um so größerer Zahl veranlassen, da diese, ähnlich wie so viele andere Insekten, sich stets nach dem Lichte hinziehen. Wohl dem indessen, welcher nur durch äußeren Frost aus der nächtlichen Ruhe aufgestört und nicht von den Fiebern ergriffen wird, welche hier so allgemein herrschen. Sowohl der Provinzial- als auch der entferntere Bewohner leidet an intermittierenden Fiebern, und kaum findet man ein Haus frei von derartigen Krankheitsfällen; namentlich befallen sie Personen auf Reisen, sei es zu Wasser oder zu Lande. Selbst meine Indianen, die Soldaten und auch den alten abgehärteten José Bento nicht ausgenommen, hatten nach und nach ihre Fieberanfälle. Zu allgemeiner Verwunderung blieb ich, ein Fremder, während der ganzen Reise von dem Uebel verschont. Dem Rauchen, wie auch sonstigem Ueberflusse nicht zugeneigt und überhaupt an nüchterne Lebensweise gewöhnt, glaube ich, hauptsächlich aber in der Willensausdauer den Grund der Gesundheitserhaltung erklärt zu sehen. Ich erwähne dieses Umstandes umsomehr, als man mir vor Antritt der Reise dringend und allgemein anriet, mich des Rauchens zu befleißigen und regelmäßig ein Glas Branntwein oder Genebra zu mir zu nehmen, um den Fieberanfällen möglichst widerstehen zu können — Lehren, welche

Digitized by Google

ich glaubte in den Wind schlagen zu dürfen, denn abgesehen davon, daß ich meiner Natur Zwang angethan hätte, erinnerten sie mich allzusehr an Hahnemann's Grundsatz „Similia similibus curantur", wo ein Uebel gegen ein anderes, das noch nicht einmal existierte, angewendet werden soll. Im Gegenteil und ohne medizinische Kenntnisse zu besitzen, gebe ich mich der Ansicht hin, daß auch meine Leute nach meinem Beispiel sich besser befunden haben würden. Hier und da ein Gläschen Liqueur oder ein Glas Limonade für den Durst finde ich sehr angezeigt.

Andere Störungen verdienen kaum einer Erwähnung. Die Gefahren von giftigen Schlangen und reißenden Tieren bestehen mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit, gewöhnlich aber sind sie eine Selbstverschuldung durch Auftreten mit dem Fuße oder sonst einer Aufreizung, da jene die Nähe der Menschen meiden und letztere insbesondere noch vor dem Feuer fliehen. Die einzige begründete Befürchtung wäre die vor den Ueberfällen wilder Menschen, der Timbiras, die noch hin und wieder die Sicherheit von Person und Eigentum bedrohen.

Morgens in aller Frühe und froh, eine unruhige und martervolle Nacht beendet zu sehen, wird das Frühstück in gleicher Weise wie die übrigen Mahlzeiten bereitet; die Fledermauswunden werden gezählt und abgewaschen, und alles schnell reisefertig gemacht, um noch die ersten kühlen Morgenstunden des Tages zur Fahrt benützen zu können.

Den 5. Juli hatten wir Morgens eine mit Nebeln durchsetzte Atmosphäre; die Luft war frisch, indem die Temperatur um zwei Grad niedriger als gewöhnlich stand, nämlich auf 20° R., das Wasser ergab 21, das Maximum des Tages 23.5°. Gegen Abend, nachdem wir schon lange nach einer passenden Lagerstätte ausgespäht hatten, fand sich endlich bei einbrechender Dunkelheit eine solche im erwünschtesten Zustande. Sie lag in einer Einbiegung des Flusses in einem Winkel und es war die Auffindung derselben den ortskundigen Augen des alten Missionars zu verdanken. Rings um diese Lagerstätte fand sich zum erstenmal das heitere Grün jugendlicher Stämme der Urania amazonica. Der Boden unter ihnen war vollständig mit einer hohen breitblätterigen Scirpus-Art bedeckt, deren Blätter 3—4 m. hoch aufsteigen und in saftigem Grün glänzen. Die Indianen verfertigen aus diesen festen, haltbaren Blättern elegante kleine kofferähnliche Behälter, um Federschmuck darin aufzubewahren. Von den Moskitos hatten wir diesmal schon weniger zu leiden, was auf ihre Abnahme schließen läßt.

Am 6. zeigte der Fluß einen so unregelmäßigen Lauf als ich für die Kürze der zurückgelegten Strecke wirklich nicht vermutete; auch das Gefälle desselben erweist sich von größter Ungleichheit, indem das Flußbett bald seichter, bald tiefer verläuft. Wo das Gefälle geringer ist, zeigen sich häufig Untiefen von aufgeschwemmtem Sand, so daß wir nur mit der größten Vorsicht fahren konnten. Die Windungen folgten jetzt schneller aufeinander und labyrinthisch verteilt sich das Wasser hier und da in verschiedene Arme, die durch Strauchmassen verdeckt sind. Die Ufer, geschweige denn ein ordentliches Bett, waren nicht mehr zu unterscheiden, und nur der allgemeinen Flußströmung folgend, konnten wir uns in diesem Netzwerk vor Verirrungen schützen. Sehr lästig sind unter solchen Umständen die aus dem Wasser aufragenden Mimosensträucher mit ihren Dornen. Diese, wie auch die von den Bäumen herabhängenden langen Wurzeln der Aroideen bereiten oft wahrhafte Verlegenheiten, besonders da, wo Stromschnellen sind und das Boot durch die Gewalt des Wassers in dieses Gewirr hineingetrieben wird. Je mehr man arbeitet, um sich zu befreien, umsomehr verstrickt man sich in den Wurzeln, den Ranken und dem Strauchwerk und um so größer wird auch die Gefahr. Das Boot, endlich von der Strömung gegen die Bäume geworfen, verliert das Gleichgewicht; es schwankt, indem man unwillkürlich an den Wurzeln zerrt und sich anzuklammern sucht, hinüber und herüber, so daß von beiden Seiten das Wasser eintritt. Man muß still halten, um das Wasser auszuschöpfen. Die Luftwurzeln entschädigen dann freilich allemal für die angethane Bosheit, indem sie in dieser Gefahr als Rettungsseile dienen, vor denen das Boot gleichsam vor Anker gelegt werden kann. Die Mannschaft restauriert unterdessen die erschöpften Kräfte. Solche Passagen hatten im ganzen auch wieder ihr Gutes, denn abgesehen von der Romantik, in die sie die Reise kleiden, dienten sie den Leuten wenigstens zur Aufmunterung. Diese fanden selbst, weil die Gefährdung des Eigentums einzig mich betraf, Vergnügen an der Ueberwindung derartiger Hindernisse; sie scheuten dieselben weniger als ich selbst; sie fühlten sich angeregt und waren den ganzen Tag gut gelaunt. Natürlich verfehlte ich dann meinerseits nicht, solche Erfolge durch eine geistige Auffrischung aus der Flasche anerkennend zu belohnen. Selbst die gewöhnliche Mittagsruhe im Schutze gegen die senkrechten Sonnenstrahlen wurde dann gern zum Opfer gebracht, und nur so lange gehalten, als eben zum Baden nötig war. Das Baden ist eine Lieblingsgewohnheit der Indianen; wo sich eine Gelegenheit dazu bot, wurde sie nicht versäumt, und wäre es auch in der heißesten Sonne gewesen. Die Sitte, Mittags zu baden, ist sehr allgemein verbreitet; sie muß aber auch schon viele nachteilige Folgen gebracht haben, denn vielfach warnte man mich vor solcher Badezeit und hielt das Baden in den an intermittierenden Fiebern so reichen Distrikten für sehr schädlich.

Alle die verschiedenen größeren und kleineren Vorfälle der Reise ließen mich stets mehr das Naturell der Wilden beobachten, was mir im Stillen manche Bewunderung abnötigte. Aus kleinen Andeutungen ließ sich oft ein Schluß auf Gemüt und Anlagen ziehen. So z. B. war es mir längst aufgefallen, daß die Indianen die während des Ruderns getöteten Moskitos in langer Reihe vor sich auf einem Brett oder dergleichen ausbreiteten, sie auch wohl auf kleine Spieße steckten, gleichsam als wollten sie ihre Blicke noch daran weiden. Es erinnert dies an die Sitte, welche gewisse Sieger in barbarischer Weise die Köpfe gemordeter Feinde in einer Reihe auf Pfählen aufspießen läßt, um nach deren Zahl den Grad der Tapferkeit berechnen und bewundern zu lassen.

Nach Mittag und auch während des folgenden Tages, den 7. Juli, nahm der Fluß wieder einen leidlichen, ruhigen Lauf an. Es entwickelt sich nun jene Großartigkeit, welche die tropischen Uferlandschaften so imponierend erscheinen läßt. Entzückend wirkt die Schönheit der Waldmassen, wo diese sich über die nun hier und da erscheinenden bergigen Höhen ausbreiten können. In solchen Situationen entwickelt sich die ganze Fülle und Pracht tropischer Vegetation, indem die einzelnen Gegenstände zahlreicher auftreten und dem Auge eine größere, bequemere Uebersicht über das ganze bieten. Neben den stolzen Attaleen tritt um so augenscheinlicher die schöne Fichtenform der Pindaiba hervor. Hervorragend sind die Cecropien, die mit der eigentümlichen großlaubigen Krone der Landschaft zur besonderen Verschönerung dienen, und endlich bewirken noch die in rotem oder gelbem Blütenschmuck prangenden Bignonien eine angenehme Unterbrechung in der weiten grünenden Decke.

Noch beschäftigen uns die lebhaften Eindrücke dieser Partien und wir erreichen den 8. Juli die Kolonie Januaria, die am Zusammenfluß des Caru mit dem Pindaré gegründet ist und ihren Namen nach der ältesten Prinzessin des Kaiserhauses erhalten hat. Es hat hier den Anschein, als sei der Pindaré ein Zufluß des Caru, indem dieser auf einen starken Winkel des ersteren ausmündet und größere Strombreite hat. Dieser Schein beruht jedoch nur auf Täuschung. Sein Wassergehalt stellt sich geringer heraus, sobald die normale Höhe beider Flüsse eintritt. Der Caru ist nicht immer in der Ausdehnung fahrbar, wie der Pindaré.

Auch die Kolonie Januaria ist zu gleichem Zweck errichtet,

Digitized by Google

wie Sao Pedro am Pindaré und Leopoldina am Mearim, nämlich zur Pazifikation der im Walde umherstreifenden Indianen, zeigte aber von jeher nur wenig aufmunternde Resultate. Schon in der Wahl der Lage war der Plan verfehlt, da das dazu bestimmte Land von Bergen eingeschlossen und begrenzt ist. Nächstdem fiel die Wahl des Verwaltungspersonals nie günstig aus. Seit ihrem achtjährigen Bestehen hat die Kolonie schon siebenmal ihren Direktor wechseln müssen, darunter nach und nach drei Geistliche. Der letzte, ein Sekular-Direktor, befand sich nach Antritt seines Amtes zehn Tage auf der Kolonie und verließ sie dann zum Zweck einer Besuchsreise, um erst nach Verlauf von elf Monaten zurückzukehren. In den nächstbevorstehenden Tagen wurde er zurückerwartet. Sein Abgang brachte dem Unternehmen den letzten und größten Stoß bei, denn die übergebenen Kolonisten haben sich nach und nach, wie eine Heerde ohne Hirten, zur Hälfte entfernt, um wieder zu ihrem ursprünglichen Zustand zurückzukehren. Hier war auch der Wirkungskreis des früher erwähnten Italieners Zanini, von dem das entweihte Kirchlein noch schmachvolles Zeugnis gibt. Die der Kolonie verbliebenen Wilden haben, wenn auch unter Aufsicht eines Capitaos schlecht — im wahren Sinne wild — gewirtschaftet. Kaum vermochte man durch die Capoeira (gereinigter, von der Natur aber wieder bewaldeter Urwaldboden) zu den Wohnungen zu gelangen, so sehr waren die Wege überwachsen.

Ich wurde vom Capitao, der gleichfalls ein Indian war und in der Abwesenheit des Direktors die Verwaltung übernimmt, sonst aber als gewöhnlicher Aufseher fungiert, auf das Freundlichste aufgenommen. Der Mann sprach geläufig portugiesisch, hatte ein einnehmendes, ganz zivilisiertes Aeußeres, konnte aber weder lesen noch schreiben.

Da ich beabsichtigte, meine Mannschaft zu verstärken und zu dem Zweck bereits mit einem Autorisationsschein versehen war, fürchtete ich doch bei dem Mangel aller Bildung dieses Mannes für ein günstiges Resultat. Ein Blick in den Inhalt des Papiers würde ihm nichts geholfen haben und so ließ ich es unerbrochen, um es unter seinem Dache in einer aus Gras geflochtenen Schachtel bis zur Rückkehr des Direktors aufzubewahren. Die erbetene Aushülfe indessen wurde mir auf das Bereitwilligste zuteil.

Ich sah hier zum ersten Male die unter den Wilden übliche Bemalung des Körpers. In Sao Pedro ist diese Sitte längst abgelegt, wie auch daselbst das Lippen- und Ohrenschlitzen unter den Jüngeren nicht mehr vorkommt. Sie schämen sich bereits dieser Verunstaltung. Alle Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder, waren vorn und hinten bemalt, so daß es ein Gräuel war, sie anzusehen und ich nur an mich halten mußte, um nicht laut aufzulachen. Wenn der Wilde im Kriege sich unter dem Einfluße der Bemalung schrecklicher zeigen will, so läßt sich einigermaßen diese Sitte rechtfertigen; sie aber als Schönheitsmittel anwenden zu wollen, zeugt von einem ganz verkehrten Geschmack. Sehr häufig gehört zur Charakteristik der Naturvölker noch die Verstümmelung und Entstellung verschiedener Körperteile, worin sie eine Verschönerung erblicken wollen. Die Malerei, deren Farbstoff in dem Safte der Genipabo-Früchte besteht, wird besonders im Gesicht oft mit bewunderungswürdiger Sorgfalt angebracht. In verschiedenen Richtungen ziehen sich dicke Querstreifen, meist bei der Nase zusammenlaufend, hin; die Zwischenräume sind, so romantisch als es sich thun läßt, mit kleinen, gitterartig stehenden Strichen und Punkten ausgefüllt; selbst Arme und Füße, der Rücken, ja sogar die Brüste der Frauen sind bemalt. Die Farbe hält sich nur 6—8 Tage, weil sie durch mehrmaliges Waschen sich abreibt. Eine neue Malerei wird dann, und zwar unter neuen Mustern, begonnen. Diese Geschmacksrichtung kann man nicht mehr belächeln, sobald man nur diese Wilden mit auf höherer Stufe der Bildung stehenden Nationen, mit unserer eigenen etwa unparteiisch vergleichen will. Finden wir da nicht in anderer Art eine mindestens ebenso lächerliche Putzsucht? Die Beispiele gewisser Eitler, die ihren Bart zu allerlei fratzenhaften Gebilden verunstalten, daran stutzen und zieren und scheeren, sind so gewöhnlich, daß sie uns gar nicht mehr auffallen. Vielleicht würden es die Wilden selbst lächerlich finden, daß unsere Damen sich die Ohren durchbohren, um schimmerndes Goldgehänge darin zu tragen. Den Wilden ist der Bart einmal nicht gegeben und in stiller Einfalt greifen sie da zu anderen Mitteln, um ihre Eitelkeit zu befriedigen.

Frisch und auf das Bunteste bemalt, präsentierte sich mir die junge Frau des Capitaõs mit einigen Papageien in den Händen, die sie mir verkaufen wollte. Sie war von auffallend schöner Physiognomie und regelmäßigem Bau; kurzum, eine unter Wilden überraschende Erscheinung, die sie durch ein weißes, eben angelegtes Spitzenhemd und ein neues Kattun-Kleid zu erhöhen wußte. Der Capitaõ hatte sie als Kind erzogen und zur Frau gemacht und ist mit Recht eifersüchtig auf ihren Besitz. Kommt ein Christ[1] — so nennen sich die Brasilianer zur Unterscheidung von den Wilden — zufällig auf die Kolonie, so verschließt der sorgsame Gatte seine Frau in der Wohnung. Um nun die nationale Ausputzung zum Schluß zu bringen, so sieht man bei den Frauen in dem schlicht herabhängenden Haar, das vorn stumpf abgeschnitten, die Stirn bis über die Augen zu verdecken pflegt, hier und da einzelne Papageienfedern eingeflochten; am Halse und an den Handgelenken tragen sie dichtgereihte Ketten feinster blauer oder roter Glasperlen. Die Zähne beiderlei Geschlechts sind fletschig gespitzt, die Kleidung einfach, aber lange nicht immer im reinlichen Zustande. Dem einen genügt eine Hose, dem anderen ein Hemd. Im ganzen erreicht bei allen die Kleidung ihren Zweck, sobald nur die Bedeckung der Schamteile erreicht wird, im Falle nämlich nicht ein wenig Eitelkeit mitspielt. Die Brüste der Frauen sind jedoch ohne Bekleidung; wie könnte man auch sonst die schöne Malerei bewundern!

Schon am ersten Morgen nach unserer Ankunft sollte ich Gelegenheit haben, mich von dem Haß und der Befürchtung zu überzeugen, in welchem verschiedene Stämme von Wilden einander gegenüberstehen. Früh hatte ich den größten Teil der Kolonisten um mich versammelt, um meine mitgeführten Waren beschauen und bewundern zu lassen. Da mit einem Male erscholl der Schreckensruf: „Os Timbiras! os Timbiras!“ und alles rannte in verzweifelter Hast hinaus, um sogleich bei seinen Kindern und bei seiner Hütte zu sein. Groß war die Aufregung, die sich aller bemächtigte und vergebens versuchte der Capitaõ in dem Lärm durch Läuten und Rufen die Ruhe wieder herzustellen, wobei er sich durchaus jeden Angriff ohne gegebene Veranlassung verbat. Ich selbst glaubte nicht anders, als daß es auf einen Ueberfall abgesehen sei und setzte meine Waffen in Bereitschaft, als ich schon hinüber und herüber schießen hörte. Gleich darauf vernahm man aber in der Lingoa geral Vivatrufe von Seiten des Capitaõ, um — mochten die Sachen stehen, wie sie wollten — jedenfalls die Gegenpartei zum Frieden zu ermuntern. Inzwischen war bereits ein Dolmetscher abgesandt, um nach den Absichten des Besuches zu fragen, worauf der Bescheid kam, daß sie in offener Absicht zu betteln gekommen seien. Um aber ehrsam und anständig in der Kolonie erscheinen zu können, ließen sie gleicherzeit um einige Kleidungsstücke bitten. Hastig suchte man daher etwas zusammen und sandte es den Wartenden entgegen. Diese mochten

[1] Dieses Wort veranlaßt mich zu folgender Bemerkung: Größeres Recht auf die Bezeichnung „Brasilianer“ müßte den wirklich ursprünglichen Eingeborenen des Landes, den Wilden, zustehen; diese nennt man jedoch kurzweg Caboclos, und will man die Weißen von ihnen unterscheiden, so bedient man sich des Ausdrucks Christaõ, d. h. Getaufte. Doch auch diese Bezeichnung wird schon teilweise unrichtig, da auch die Wilden mehr und mehr durch Kolonisation zum Christentum übergehen.

Digitized by Google

denn aber doch die Kleidung zu unbequem gefunden haben, denn bald erschien die Bande ohne dieselbe. Die Männer waren ganz nackt und die Weiber nach frommer Bibelsitte mit einem Blättchen angethan. So gespannt ich nun war, diese so gefürchteten Wilden herankommen zu sehen, so muß ich gestehen, daß ihr Erscheinen mir so interessant wie befriedigend war. Dem langen Zuge der etwas furchtsam Einherschreitenden ging eine hohe mächtige Gestalt, der Häuptling, mit roter Zipfelmütze auf dem Kopfe und einem Gewehr in der Hand, voran. Die übrigen erschienen mit Pfeil und Bogen und die Weiber mit einem großen Packkorb auf dem Rücken. So näherten sich die Repräsentanten einer durch Raub- und Mordlust so gefürchteten wie verabscheuungswürdigen Rasse. Die Zahl derselben betrug 20, und zwar zu gleichen Teilen Männer und Weiber. Sie unterscheiden sich schon auf den ersten Blick von den Gujajaras, indem sie ein wirklich wildes, verstörtes Aussehen und eine höhere, muskulösere Statur haben. Die Weiber waren niedriger gebaut, mit weinerlichem, schmierigem, aufgedunsenem Gesicht. Die Farbe ist mit der der Gujajaras übereinstimmend, nur weicht die Art der Bemalung auffallend von einander ab. Die Timbiras geben sich anstatt jener künstlich geometrischen Malerei einen gleichförmigen Anstrich mit dem Rot der Orleanfrüchte (Urucu, Bixa orellana). Die Ohrlappen fanden sich bei mehreren geschlitzt und der ringförmige Ausschnitt von solcher Größe, daß er über den oberen Teil des Ohres gezogen werden konnte, sobald nämlich kein Pflock darin hing. Diese Pflöcke hatten eine Ausdehnung bis zu 8 cm. im Durchmesser. In unserer Gegenwart beschmierten sie sich noch mit Urucu, und zwar kreuzweis über den Leib, am Nabel und in dem Gesicht. Das Haar trugen sie mit rohem Baste zu einem Schopf gebunden. Brauchten sie etwas Bindematerial, so wickelten sie es von dem Haarschopfe herunter.

Nachdem die Frauen ihre Körbe mit Bananenblättern ausgefüttert hatten, schütteten sie die verabreichten Viktualien, wie Farinha, Mais, Kürbis 2c. hinein, so daß die Last am Ende nicht unbeträchtlich war. Diese Wilden sind zu arbeitsscheu, um sich mit Pflanzungen 2c. zu befassen. Sie verbringen ihr Leben in Müßiggang, Umherschweifen, Rauben und Morden; höchstens befassen sie sich mit Jagen und Fischen. Sie ruhen ohne Lagerstätte, indem sie sich allenthalben auf den Boden niederlegen. An allem zeigen sie große Freude; sie bewundern jeden Gegenstand, lassen jedoch bald wieder von ihm ab, ähnlich den Affen und Papageien. Ja, nicht selten zerstören sie nach wenig Stunden mutwillig Gegenstände, an deren Anblick sie sich erst freuten. Weder mit Worten, Blick noch Mienen bezeugen sie irgendwie Dankbarkeit für das ihnen Gereichte. Sie nehmen alles mit der größten Gleichgültigkeit hin und wissen den unterschiedlichen Wert nicht zu taxieren. Eine wertvolle Axt wird so gleichgültig hingenommen, wie eine Angel, etwas Tabak 2c. Die Gegenstände tragen sie mit Cipo umbunden um den Hals oder um die Handgelenke. Die größere Zahl ließ sich nach der Beschenkung nicht mehr halten und entfernte sich rasch wieder in den Wald, um zu ihrem eine halbe Tagereise entfernten Dorfe zurückzukehren. Die Nachbleibenden unterhielten uns mit einigen Tänzen, die mit allen früher gesehenen der Gujajaras ziemlich übereinstimmen. Die musikalische Begleitung bestand aus einer ausgehöhlten Fruchtschale des Caju-Baumes, durch die ein Stock als Griff getrieben war. Innerhalb dieser Schale befinden sich kleine Steinchen, die bei jeder Bewegung einen klappernden Ton, ähnlich einer Kinderschelle, hervorbrachten. Die Frauen sangen gleichfalls, jedoch unbeweglich auf einem Fleck verharrend, mit gefalteten Händen auf- und niederschlagend; dabei schienen sie mehr andächtig und ernst als heiter gestimmt. Der Tanz aller Wilden ergreift ihr ganzes Gemüt und bewirkt neben großer körperlicher Anstrengung zugleich eine sichtbare Sinnenberauschung. (Forts. folgt.)

Notizen.

* Geographische Lehrstühle an den englischen Universitäten. Die englischen Universitäten beginnen nun auch der modernen Wissenschaft einige Einräumungen zu machen. Auf Anregung der Königl. Geographischen Gesellschaft in London hat die Universität Oxford die Gründung einer Professur für Geographie beschlossen und alle Ausgaben dafür auf ihre eigenen Fonds übernommen. Cambridge hat einen ähnlichen Schritt zu thun beschlossen, nachdem die Geographische Gesellschaft sich erboten hat, das Gehalt des Lehrers zur Hälfte zu bestreiten.

* Ein Hagelsturm in Zentralafrika. Nach einem Bericht des Kapitäns de Macar hat sich dort im Baluba-Lande ein höchst merkwürdiges Naturereignis zugetragen. Am 13. Aug. 1886 um 7 ½ Uhr Morgens ging starker Westwind, aber ohne außergewöhnliche Erscheinungen. Gegen 10 ½ Uhr schlug er nach Osten um; gegen Mittag zeigte sich ein starkes Gewitter in dieser Richtung und entlud sich über der Station. Um 1 ½ Uhr trat ein sehr heftiger Wirbelwind ein und von 1 Uhr 55 Min. bis 2 Uhr 5 Min., also volle zehn Minuten lang, fielen durchsichtige Schlossen, 2 cm. lang und 1 cm. breit und von mehr oder minder rechteckiger Gestalt. Diesem ganz unerhörten und ungewöhnlichen Hagel folgte ein starker Regen, der im Pluviometer 8 mm. zeigte, und der Thermometer fiel von 34° auf 19° C. Die Eingeborenen waren ganz erschrocken und erklärten, sie haben noch nie etwas ähnliches gesehen.

* Goldminen im britischen Guyana. Die „Argosy" von Demerara berichtet, daß man in diese Stadt einen Klumpen reinen Goldes im Gewicht von fünf Pfund gebracht, den größten, den man iemals dort gefunden hat. Da die Nachgrabungen bisher nur auf den Alluvialböden an den Ufern der Flüsse und hauptsächlich des Puruni stattgefunden haben, so verdient die Auffindung eines Goldklumpens von einer gewissen Größe schon einige Beachtung. Bisher sind wohl hie und da Stücke von einer bis zwei Unzen gefunden worden, allein meist fand man das Gold nur in Flittern oder Körnchen beim Auswaschen des Flußschlammes. Die Kunde von dieser Entdeckung hat eine bedeutende Menschenmenge in die Region des Puruni gelockt.

* Die Jubiläums-Ausstellung in Melbourne für das nächste Jahr ist nun definitiv beschlossen und soll am 1. Aug. 1888 eröffnet werden. Die Vollziehungskommissäre dieser Industrie-Ausstellung haben ein Rundschreiben an die europäischen Regierungen versandt, zur Beschickung eingeladen und die Hoffnung ausgedrückt, die Industrie und die Naturprodukte ihrer betreffenden Länder in möglichst vollständiger Weise auf derselben vertreten zu sehen. Die Bestellungen von Raum für die Ausstellung müßte noch vor Ende August dieses Jahres gemacht werden. Der Ausstellungsraum, sowie die bewegende Kraft für die Maschinen, werden unentgeltlich geliefert. Die Nachrichten für den amtlichen Katalog müssen noch vor dem Monat Juni 1888 nach Melbourne gelangen. Die Waren werden vom 1. Mai nächsten Jahres an angenommen und die zu ihrer Aufstellung bestimmten Räumlichkeiten noch vor dem 15. Juli bereit sein. Die auf der Ausstellung vertretenen Länder werden selbst die Mitglieder der Jury bestimmen, welche die Preise zu verteilen haben wird.

* Das Haus des Confucius in einem fernen Dörfchen bei Loo in der chinesischen Provinz Shan-Tung ist, wie die „Daily News" mitteilt, vor einiger Zeit ein Raub der Flammen geworden, nachdem in ihm, Geschlecht auf Geschlecht, die männlichen Nachkommen des chinesischen Religionsstifters in ununterbrochener Reihe 2500 Jahre lang gewohnt haben. Damit ist eines der merkwürdigsten litterarischen und künstlerischen Museen der Welt zerstört worden. Hier ruhen nämlich die Gebeine des Confucius unter einem ungeheuren Erdhügel, der in einem Cypressenhain an dem Ufer des Sze-Flusses, von Bäumen überwachsen und mit

Digitized by Google

geschnitzten Tierbildern geschmückt, dieselben seit dem Jahre 600 vor Christus etwa in sich birgt, und in dem nahen Hause des Confucius wurden alle dem Lebenden oder von den späteren Geschlechtern dem Andenken desselben dargebrachten reichen Spenden aufbewahrt. Hier waren kostbare Schrifttexte auf Stein und Marmor, Kommentare zu seinen Büchern angehäuft; Schnitzwerke in Alabaster, Krüge und Vasen aus Porzellan füllten die Räume. Der Verlust derselben und der Juwelen und Gold- und Silberarbeiten, die aus allen Teilen des Himmlischen Reiches und sogar von den „Barbaren" draußen zusammengeströmt waren, ist unersetzlich.

Kleinere Mitteilung.

* Eine Schwefelinsel.

Eine merkwürdige kleine Insel, eine Schwefelinsel, ist White Island, welche in geographischen Werken kaum erwähnt wird, wie das „Echo" mitteilt. Sie gehört zu Neuseeland und liegt im 37.0 s. Br. und 177.0 ö. L. von Gr. Ihre Entfernung von der Küste beträgt 45 Km. Sie bildet die östliche Grenze des ausgedehnten Gürtels vulkanischer Thätigkeit, welcher sich von dem erloschenen Vulkan Mont Egmont im 39.0 s. Br. und 176.0 ö. L. von Gr. durch die Seen Tongariro und Rotomahana nach White Island und den anliegenden felsigen Klippen hinzieht. Sie erhebt sich 265 m. über den Meeresspiegel und hat einen Umfang von 5 Km. White Island ist ein noch thätiger Vulkan. Aus dem Krater steigt eine 90 m. weite heiße Quelle auf, welche ihre Dampfwolken mehr als 600 m. hoch emporsendet. Am Rande desselben zeigen sich kleine zahlreiche Geiser, die ihre Dämpfe und was sonst mit solcher Schnelligkeit auswerfen, daß ein in den Strudel geworfener Stein sogleich wieder in die Luft geschleudert wird. Hie und da bemerkt man auch kleine Seen mit schwefelartigem Wasser, aber in ruhigem Zustande. Die ganze Insel ist so erhitzt, daß sich nur mit Mühe darauf gehen läßt. Kein Tier, kein Insekt kann darauf atmen und leben. Vom Rande des Kraters herab erscheint die Insel wie eine Untiefe mit prächtigem Grün und sich schlängelnden Wasserbächen, aber wenn man näher kommt, erkennt man, daß es der reinste krystallisierte Schwefel ist. Eine Analyse des dortigen gelben Schwefels hat 99.9 Proz. und die des grünen 62.5 Proz. des reinen Schwefels ergeben. White Island ist Privateigentum und eine Gesellschaft ist jetzt in der Bildung, welche die Schwefellager ausnutzen will.

Neuere Karten und Kartenwerke.

* Andree, Richard: Allgemeiner Handatlas. Zweite Auflage. Vollständig in 12 Lieferungen à 2 Mark. — In richtiger Erkenntnis der wahren Aufgabe eines allgemeinen Handatlas, stets das neueste Gesamtbild unseres Erdballs zur Anschauung zu bringen, haben Redaktion und Verlagshandlung schon nach dem kurzen Zeitraum von 5 Jahren sich entschlossen, eine zweite „wesentlich verbesserte und um ein Viertel des Umfanges vermehrte" Auflage von Richard Andree's „Allgemeinem Handatlas" herauszugeben, und die uns vorliegenden fünf Lieferungen zeigen in der That, was die Herausgeber unter einer verbesserten und vermehrten Auflage verstehen. Bei der ungemein raschen Herstellung und Lieferung der ersten Ausgabe mußte man sich — ultra posse nemo tenetur — oftmals auf das nach Möglichkeit Erreichbare beschränken und manches Wünschenswerte einer besseren Zukunft überlassen. Dafür erscheint der Atlas aber in seiner heutigen Gestalt auf einer bedeutend erweiterten Grundlage. Die außerdeutschen europäischen Länder, vor allem unsere nächsten Nachbarn, wie Frankreich, Italien, Westrußland, Südskandinavien, dann Großbritannien, Griechenland, Kaukasusländer ꝛc., haben zweckentsprechend größere Maßstäbe erhalten, von Asien wurden speziell Zentralasien, das östliche China und Japan, von Amerika die Antillen eingehender berücksichtigt, die Südsee-Inseln und Neu-Guinea mit unseren dortigen Kolonien erhielten eigene Blätter in großem Maßstabe, und als ein ganz besonders glücklicher und praktischer Griff ist die detaillierte Darstellung unserer afrikanischen Kolonien und des ganzen afrikanischen Kontinents zu betrachten, welch letzteres dadurch erreicht wurde, daß man die verdienstvolle Andree-Scobel'sche Generalkarte von Afrika in den Rahmen des Atlas einbezog. Gleichzeitig mit der Gesamtausgabe der zweiten Auflage des Atlas läßt die Verlagshandlung auch ein Supplement von 3 Lieferungen à 2 Mark erscheinen, worin die sämtlichen 33 Seiten neuer Karten der zweiten Auflage enthalten sind. Dadurch ist den Besitzern der ersten Auflage Gelegenheit geboten, der Entwertung ihres Atlas vorzubeugen und ihr teilweise schon wieder veraltetes Kartenmaterial aufzufrischen.

Ein weiteres Verdienst erwerben sich schließlich die Herausgeber der zweiten Auflage dadurch, daß sie derselben nach praktischem englischen Vorbild ein vollständiges Namensverzeichnis beigeben werden, worin auch der Ungeübteste sofort sehen kann, auf welchem Blatt und in welchem Viereckchen der gewünschte Name eines Ortes, Flusses, Berges ꝛc. zu finden ist. Dieses Nachschlage-Register mit seinen mehr als 100,000 Namen, das ungefähr 100 Atlasseiten in Anspruch nehmen wird, darf in seinem Werte für die Brauchbarkeit des Atlas nicht gering angeschlagen werden. Fassen wir nun unser Urteil über die zweite Auflage des Richard Andree'schen Handatlas zusammen, so stellt sich derselbe in seiner heutigen Gestalt nach Inhalt und Ausstattung seinen besten und bekanntesten Kollegen ebenbürtig zur Seite und besitzt sogar durch die erwähnte detaillierte Berücksichtigung des kolonialen Elementes, auf das sich heutzutage das allgemeinste Interesse konzentriert, wie durch sein praktisches Nachschlage-Register eine unleugbare Ueberlegenheit über seine Rivalen und Vorläufer. E. M.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Ueber den Gedanken einer Kulturgeschichte der Indogermanen

auf sprachwissenschaftlicher Grundlage

von

Dr. O. Schrader,

Gymnasiallehrer und Privatdocent für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Jena.

gr. 8°. M. —,75.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In zweiter Auflage und zu billigerm Preis erschien so eben:

DER KONGO

und die Gründung des Kongostaates.

Von

HENRY M. STANLEY.

Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten. Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 18. Stuttgart, 2. Mai **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Eine Totenfeier in Innerafrika. Von Max Buchner. S. 341. — 2. Skizzen aus Persien. S. 345. — 3. Die ungarische Haus-Industrie. Von Dr. G. Weisbrodt. S. 348. — 4. Indianer-Stämme am Rio Schingú. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. (Schluß.) S. 349. — 5. Einige Bemerkungen über Sibirien. S. 352. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 355. — 7. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 357.

Eine Totenfeier in Innerafrika.

Von Max Buchner.

In allen jenen Beziehungen der Intelligenz, die wir Schlauheit und Pfiffigkeit nennen, steht der Neger sicherlich nicht tiefer, als der sogenannte gemeine Mann bei uns, ja vielleicht sogar etwas höher. Um so mehr wird man deshalb überrascht sein, wenn man seine Leichtgläubigkeit all dem religiösen Hokuspokus gegenüber beobachtet, den seine Zauberpriester und Zauberärzte ihm vorzumachen sich erdreisten dürfen. Wo die Furcht vor dem Unbekannten und Unerklärbaren beherrschend einwirkt, hört das ruhige Denken bei dem Naturmenschen auf.

Zu solchen Betrachtungen veranlaßte mich vor sieben Jahren am Weihnachtstage 1880 eine Totenfeier, der ich in Kassanje im Lande der Bangala am Koango-Fluß, ungefähr unter 9° s. Br. und 500 Km. östlich der westafrikanischen Küste, beiwohnte.

Regen und Fieber hielten mich mehr als 6 Wochen lang fest. Auf dem Rückweg aus Lunda begriffen, hatte ich eben wieder den ersten portugiesischen Handelsmann, das erste weiße Gesicht nach anderthalb Jahren, getroffen, und dankbar hatte ich seiner Einladung Folge geleistet, die für das Reisen günstigere Zeit in seinem Gehöfte abzuwarten. Ein verhältnismäßig geräumiges Wohnhaus, das zugleich als Laden und Magazin für die Waren diente, aus Stämmen und Lehm errichtet und überdeckt mit einem dicken, struppigen Strohdach; dahinter ein kleiner umzäunter Garten, in welchem Bohnen, Erbsen und Kohl, sowie ein paar andere Küchengewächse, dürftig gediehen: So erweckte die Ansiedelung des vereinsamten Rassegenossen mitten in der Armseligkeit des Lebens unter lauter Negern bereits einige dunkle Ahnungen von dem köstlichen Komfort Europa's wieder. Den Kamm eines flachen Hügels krönend, gewährte diese originelle Wohnstätte eine weite Rundsicht über das Thal des Flusses mit den zahlreichen Nebenbächen. Kaum 300 Schritte entfernt und etwas tiefer lag das Dorf des Bansa (Häuptlings) Kitamba, dem die Gegend rings gehörte und der meinem portugiesischen Freund und dessen Geschäft gegenüber die Rolle eines biedern Schutzherrn spielte, wofür selbstverständlich ein Tribut gezahlt werden mußte, der übrigens ziemlich unregelmäßig und keineswegs nach festen Grundsätzen einverlangt wurde.

Das vornehmste Ereignis meines dortigen Aufenthalts nun bildete die besagte Totenfeier. Plötzlich war Belenge, der älteste Sohn des Bansa, schwer erkrankt und innerhalb zweier Tage gestorben. Auch ich war als Arzt zu Rate gezogen worden, aber erst nachdem bereits die verschiedensten einheimischen Doktoren ihre Künste mittelst kalter und heißer Abwaschungen, mittelst Beschwörung, Zauber und Sympathie an dem armen Menschen versucht hatten. Ich hatte mich jedoch gehütet, meine Meinung offen auszusprechen und zu sagen, was mir schon auf der Zunge lag: „Laßt doch das ewige Abwaschen, euer Patient ist ja doch gleich tot". Denn hätte ich diese Unklugheit wirklich begangen, so wäre ich für das wenige Minuten später beendete Leben als Mörder in Strafe genommen worden. Das heißt, man hätte diese Gelegenheit zu einer größeren Erpressung benützt.

Denn selbst der zur Thatsache gewordene Tod eines freien Mannes darf bei den Bangala niemals direkt, sondern blos nach einer darauf bezüglichen Frage mitgeteilt werden, und auch so darf der Mitteilende das verhängnisvolle Wort „oaffu" (tot) nicht zuerst aussprechen, sondern muß warten, bis dies von dem Fragenden geschehen

Digitized by Google

ist. Regelrecht hat also die traurige Mitteilung folgendermaßen zu verlaufen. A kommt und B frägt: „Wie steht's mit dem Muhongo?" A zuckt die Achseln und sieht betrübt zur Erde. B: „Tot?" A: „Tot". In dem gegenwärtigen Falle lautete die alsbald verbreitete Erklärung des Geschehenen dahin, des Bansa Sohn sei durch den bösen Waldgeist Kosch ums Leben gekommen, aber wahrscheinlich hätte auch ein böser Zauberer in Menschengestalt seinen tückischen Einfluß dabei geltend gemacht.

Wie bei allen Menschen niedrigster Kultur, so bilden auch beim Neger Leichenbestattungen die größten Festlichkeiten, die um so länger dauern, je höher im Range der Verstorbene stand. Aus Nähe und Ferne kommen die Verwandten und die ganze Nachbarschaft ist versammelt, um sich manchmal wochenlang einem sonderbaren Seelenzustand hinzugeben, der dämonisch zwischen schmerzlicher Klage, dumpfem Hinbrüten und ausgelassenster Lustbarkeit auf- und abspringt. Alle Trommeln und sonstigen Lärminstrumente, die sich auftreiben lassen, werden da zusammengeschleppt, Schweine, Ziegen und Rinder werden geschlachtet, Schmausereien, Tänze und Gesänge, in die sich hie und da ein lautes Schluchzen mischt, füllen Tag und Nacht, reichlich fließen Sorghumbier und Schnaps und wer nur ein Gewehr besitzt, hat sich damit bewaffnet, um von Zeit zu Zeit einen dröhnenden Schuß über die tobende Menge abzufeuern. Wohl die Hälfte allen Pulvers aus Europa wird in Afrika zu solchen blinden Lärmereien aufgebraucht. Namentlich die Nacht hindurch, unterm flackernden Scheine großer Feuer bis zum Morgengrauen, steigert sich dieses höllische Getriebe zu dem heftigsten tobsucht-ähnlichen Gebahren. Nur während des Vormittags tritt einige Ermattung ein, aber gegen Abend ist dann alles wieder auf den Beinen und derselbe Wahnwitz hebt von neuem an.

Nachdem auch hier das Trommeln, Heulen, Singen, Tanzen und Schießen zwei Nächte angedauert hatte, sollte am dritten Tage die Beerdigung erfolgen. Jedesmal sobald die Sonne unterging, wurde der Tote vor die Thüre seiner Hütte gebracht und in sitzender Stellung auf einem stuhlartigen Gerüst aus rohen Pfählen festgebunden, damit er gleichfalls an der Festlichkeit sein Teil genieße. Kurz vor Sonnenaufgang barg man ihn dann wieder in der Hütte.

Ganz wie gewöhnlich kam auch heute am 25. Dez. der alte Bansa zum Morgenbesuch und empfing bei uns, während wir Kaffee tranken, zwei berühmte Zauberärzte, um ihnen wegen der Bestattung Aufträge zu erteilen. Die Angelegenheit schien kitzlich zu sein. Die Aerzte wollten durchaus nichts mit dem Toten zu schaffen haben, es schien, als fürchteten sie sich, der böse Kosch möchte auch sie noch umbringen. Aber umsonst verschwendeten sie mit erregten Stimmen, doch ohne den Respekt zu verletzen, ihre Beredsamkeit. Sie mußten. Betrübt fügten sie sich dem Befehl und trollten leise scheltend von dannen.

Noch manche sonstige Angelegenheit gab es zu besprechen, und da das Haus des weißen Mannes wegen seiner größeren Räume dem alten Häuptling überhaupt als tägliche Börse diente, sehr zu unserem eigenen Unbehagen, so wurde alles hier verhandelt. Da kamen Boten, zu berichten, daß wieder eine neue Schar Trauergäste eingetroffen sei, und wieviel jeder als Beisteuer zu dem Totenfeste mitgebracht habe. Da kamen junge Männer aus dem Dorfe selbst, um zu fragen, ob die zwanzig Hühner und sechs Ziegen und zwei Rinder, die geschlachtet werden sollten, reichen würden. Da kamen dann auch Klagen wegen der Spenden für den Toten, die von den Verwandten gebracht, aber als zu geringwertig befunden und zurückgewiesen worden waren. So hatte Bansa Ngubu zum Beispiel blos ein Fäßchen Pulver und vier Ellen Zeug beigesteuert und der verstorbene Belenge sei doch sein künftiger Schwiegersohn gewesen und habe für die Tochter, seine Braut, schon mindestens zwei Stücke Zeug und sieben Ziegen an Geschenken für die Eltern ausgegeben, und die Eltern könnten nun die Tochter, die jetzt wieder frei sei, noch einmal verschachern und noch einmal Gewinn daraus erzielen. Für solche schmähliche Knickerigkeit dürfe Bansa Ngubu höchstens auf ein Huhn zum Essen rechnen.

Etwa um 10 Uhr erschienen die Zauberärzte wieder, den Bansa zu holen, alles zum Begräbnis sei versammelt, und wir gingen mit.

Auf dem freien Platz des Dorfes, der Hütte des Verstorbenen gegenüber, saß in Gruppen die Verwandtschaft des Häuptlings. Einige malerische Effekte bunter Gewänder, einige hübsche Frisuren, überall lautes, fröhliches Schwatzen, keine Spur von Ernst. Nur in und vor der weit aufgerissenen und schon halb zerstörten Totenhütte schluchzten und wimmerten die Klageweiber, darunter die Mutter und die beiden Frauen des Verstorbenen, dicht neben der Leiche zusammengekauert oder platt auf dem Boden ausgestreckt und über und über schmutzig. Sie hatten Tage und Nächte hier gewacht, ohne sich waschen zu dürfen: Ein gar schrecklicher Dienst, da die Leiche bereits in Fäulnis übergangen war und einen Gestank verbreitete, daß sich selbst die Gäste draußen im Freien ihre Nasen zuhielten oder mit grünen Blättern verstopften. Es kostete mir Ueberwindung, die Leiche zu besichtigen. Die Züge des hübschen jungen Mannes waren schon vollkommen unkenntlich geworden, das ganze Gesicht nichts als eine ekelhaft aufgeschwollene, von Fliegen bedeckte Masse. Den Körper verhüllte eine rotblumige Schnupftuchtoga.

Wir setzten uns jenseit des Platzes neben dem Bansa auf Matten nieder, wechselten aber gar bald die Stelle, verjagt durch den Wind, der gerade von dem Toten her wehte. Einige große Trommeln, drei Marimbaklaviere und verschiedene Klapperinstrumente machten sich schüchtern bemerklich. Aber es dauerte noch geraume Zeit, bis die eigentliche Feier begann.

Die zwei Zauberdoktoren von heute Morgen, ohne besonderen Schmuck, blos mit dem Hüftentuch bekleidet,

Digitized by Google

hatten mittlerweile in zwei gewöhnlichen Töpfen ein geheimnisvolles Dekokt aus Wurzeln und Kräutern zusammengebraut und nahten sich jetzt, um, Laubbüschel in die Töpfe tauchend, zuerst den Toten, dann alles rings herum von innen und außen mit der geweihten Brühe zu besprengen. Nachdem so die Desinfektion gegen die Einflüsse des bösen Kosch gründlich besorgt war, wurden vier Jünglinge angewiesen, die Leiche herauszuholen. Ein altes Weib stellte sich vor die Thür und verwehrte ihnen den Eintritt. Ebenso einer der Marimba-Musikanten, indem er sein Instrument quer davor setzte. Erst als der Bruder des Toten beide mit je einer Elle billigen Kattuns abgefunden, zogen sie sich zurück und ließen die Jünglinge passieren.

Die Leiche erschien. Es herrschte einige Minuten lang wieder Unklarheit, was mit ihr zunächst geschehen sollte. Nach einigem Hin- und Herzerren, nach einigem Hin- und Herzanken (glatt und ernst geht ja niemals etwas bei den Negern vor sich) wurde den Trägern bedeutet, ihre Last hinter die Hütte zu tragen und an die Strohwand anzulehnen. Dort sollte erst eine Zahnextraktion an ihr verübt werden. Belenge war nämlich ein großer Jäger gewesen, und damit sein Talent nicht mit ihm verloren ging, mußte man einen Schneidezahn von ihm haben und zu einer Jagdmedizin zubereiten. Und zwar handelte es sich da nicht etwa um eine rohe manuelle Operation, sondern um einen sublimen zauberkräftigen Vorgang. Man brauchte nur, so wurde allgemein versichert, eine gewisse Wurzel auf den Zahn zu legen und er fiel von selber heraus.

Die beiden Aerzte nahten sich abermals mit standesgemäßen wichtigen Mienen. Ein Rudel neugieriger Jungen und Weiber, der sogleich herbeidrängte, wurde zurückgejagt. Nur wenige Männer durften als Zeugen des nun folgenden merkwürdigen Aktes bleiben, darunter auch ich, nachdem ich den Bansa um Erlaubnis gefragt hatte. Das Doktorenpaar schien indeß damit nicht einverstanden und umgab den Schauplatz seiner Künste mit einem Vorhang, indem es zwei Gehülfen anwies, ihre weiten Obergewänder als Vorhänge emporzuheben, worauf dasselbe, solchermaßen halb verborgen, murmelnd zu manipulieren begann. Da ich kein übergroßes Interesse verraten wollte, weil das würdelos gewesen wäre, so sah ich nicht alles, was in der Verhüllung drinnen vorging. Doch gewährte der Spalt zwischen den beiden Tüchern und das öftere Niederdrücken der Verhüllung durch andere Zuschauer genügende Einblicke. Ganz deutlich machte sich ein leises Hämmern hörbar, und wirklich sah ich durch den Spalt hindurch, wie der eine Doktor das Unterkiefer des Toten festhielt, während der andere mit einem Holzkeil und einem Stein daran herumklopfte und sich abquälte, offenbar ohne seinen Zweck zu erreichen. Das Hämmern wurde immer lauter und ungenierter. Die außen herumstehenden Zuschauer aber nahmen davon nur insofern Notiz, als sie sagten, das sei ja gar nicht nötig, diese Stümper von Aerzten verständen nichts, denn wenn sie eine gute Arznei hätten, müsse ja der Zahn von selbst herausfallen. Bald hieß es, der Zahn sei endlich herauß, dann wieder nein, der Belenge sei ein Mulosch, ein Hexer, gewesen und besitze noch im Tode die Kraft, der ärztlichen Wissenschaft zu spotten.

Auf einmal fällt der Vorhang. Die Aerzte tragen mit blutigen Händen ein kleines Paket aus Krautwerk und Blättern eilig hinweg. Die Lippen des Kadavers sind geschunden. Kischinta, der ältere Bruder des Verstorbenen, feuert einen kräftigen Schuß von 20 Gramm Pulver in die Luft ab. Es heißt, die Zahnextraktion sei gelungen.

Ich glaubte mir das Wahrgenommene folgendermaßen erklären zu dürfen: Die Doktoren waren wirklich Stümper. Dessen sich selbst bewußt und zugleich für ihren unberechtigten Ruf besorgt, hatten sie heute Morgen so hartnäckig den Auftrag des Bansa abzuwenden gesucht. Da ihnen dies nicht gelungen war, wollten sie die Zahnherauslockungsmedizin, an deren Existenz sie ebenso unerschütterlich, wie alle anderen glaubten, die sie jedoch nicht besaßen, auf mechanischem Wege umgehen, verfuhren aber auch hierin zu ungeschickt und nahmen schließlich zu dem radikalsten und einfachsten Betrug ihre Zuflucht, indem sie in das eilig weggetragene Blätterpaket erst später einen fremden Zahn steckten. Nicht ein einziger der Umstehenden, die alles ebenso gut wie ich hatten beobachten können, äußerte Argwohn. So sind eben die Neger. Der plumpste Schwindel im Bereiche des Althergebrachten hat bei ihnen Erfolg. Ihre Halsstarrigkeit im Denken oder vielmehr Nichtdenken ist der schärfste Gegensatz unseres überkritischen Wesens. Und doch, gibt es nicht bei uns auch Absurditäten?

Die Leiche wurde auf den Boden gelegt, etwas Zeug darunter gebreitet, dieses dann mit Stricken nach Art der Hängematten, ungeschickt und langwierig, an einen frischgefällten Tragebaum gebunden, und über das Ganze die Schnupftuchtoga übergeworfen. Zwei Jünglinge hoben den Tragbaum auf ihre Schultern und kamen damit, während die Weiber von neuem in Schluchzen und Wimmern ausbrachen, bis zur Mitte des Platzes vor. Unser alter Bansa wies sie seitwärts, damit nicht der scharfe Ostwind den fürchterlichen Geruch auf uns hin blies. Dafür hatte sich nun eine andere Gruppe die Nasen zuzuhalten.

Es folgte jetzt ein womöglich noch plumperes Possenspiel. Der Verstorbene sollte jetzt selber Kunde geben, was die Ursache seines Todes gewesen sei. Die beiden Träger gerieten samt ihrer Last ins Schwanken, als ob sie von einer unsichtbaren Macht bald vorwärts, bald rückwärts gestoßen würden. Einer der Häuptlingssöhne erhob sich, trat vor die Leiche und frug mit lauter Stimme, während alles schwieg, ob der Tote Rede zu stehen geneigt sei. Ein heftiges Vorwärtsstürzen der Träger bedeutete „Ja“. „Wem willst Du antworten? Dem Bansa Kitamba etwa? Oder dem Bansa Ngubu, oder dem Bansa

Digitized by Google

Muhungu? Vielleicht Deinem Bruder Ginsasch? Oder Deinem jüngeren Bruder Ngunsa?" Der Tote rührte sich nicht von der Stelle, das bedeutete „Nein". „Willst Du vielleicht vom Bansa Moania ausgefragt sein?" Die Träger gerieten ins Schwanken und wurden vorwärtsgeschoben, so sehr sie auch scheinbar dagegen sich stemmten. „Also der Bansa Moania."

Dieser, so aufgerufen, war sichtlich betreten. Er wollte nichts wissen von dem gefährlichen Amte des Befragens, das ja doch nur darauf hinauslief, irgend einen Mißliebigen des Zaubermordes anzuklagen und dem entscheidenden Gifte auszuliefern. Und als er nach einigem Sträuben doch dem allgemeinen Drängen nachgab, stellte er seine Fragen so kleinlaut und verzagt, daß wieder jener ältere Kitamba-Sohn das Befragen in die Hand nahm, während der Moania als bloße Puppe daneben herumtrippelte.

Was jetzt verhandelt wurde, blieb mir unklar; ich mußte mir deshalb den Vorgang verdolmetschen lassen. Die Leiche mit samt den Trägern taumelte abermals hin und her, stürzte vorwärts oder stand festgebannt. Auf einmal fielen die Träger, in Schweiß gebadet und völlig erschöpft zu Boden. Allgemein hieß es, daran seien die Weiber schuld, weil sie zu laut geheult hätten, da solches dem Toten offenbar unangenehm und sogar ärgerlich sei; er habe blos deshalb seine Träger niedergeworfen, und Bansa Kitamba und alle anderen Männer riefen laut, die Weiber sollten sich mäßigen.

Mehrmals wiederholten sich dieselben Fragen: „So sag' uns, was Dich getötet hat. Ist ein schlimmer Zauber die Ursache Deines Todes gewesen? Oder waren es blos die bösen Geister? Der Kosch vielleicht oder gar der Huiangongo oder irgend ein Santo? (Die Santos sind ursprünglich die katholischen Heiligen, in den Aberglauben der Neger als eine eigene Klasse koboldartiger Wesen übergegangen.) Es war aber keine sichere Antwort herauszubekommen. Endlich erklärte der Tote, er könne oder wolle nichts sagen, weil sein dritter Bruder verreist und im Tupende-Lande sei, um dort Kautschuk zu holen. Dann meinte er wieder, es seien sowohl böse Geister als auch ein Fetischör mit im Spiele gewesen, ganz bestimmt jedoch schien er es freilich nicht zu wissen.

Die Träger, die durch ihre Bewegungen das Orakel abgeben sollten, waren entweder zu sehr ermüdet oder ungeschickt oder selbst Partei. Es traten deshalb zwei andere Jünglinge auf, sie abzulösen. Diesen hatten vorher einige Alten eifrig und erregt geheime Weisungen erteilt, und zwar öffentlich und vor aller Augen. Ja, selbst als sie bereits den Tragbaum auf ihren Schultern hatten und nach der Mitte des Platzes vortraten, sprang ein Mann vor, ihnen schnell noch einiges ins Ohr zu flüstern.

Allein auch jetzt wollte der Tote nicht sogleich antworten. Man stritt sich, wer ihn fragen müsse, da an dieser Verstocktheit vielleicht persönliche Abneigungen schuld waren. Verschiedene andere Männer versuchten sich der Reihe nach im Fragen, aber, wie man sah, ohne rechten Erfolg. Unwille bemächtigte sich der Versammlung, und man begann über den eigensinnigen Toten arg zu schelten. „So rede doch und halte uns nicht länger auf. Willst Du denn, daß wir noch einen Tag hier sitzen bleiben? Bereits zieht ein Gewitter auf, Regen kommt und wir werden alle naß werden. Du selber stinkst auch schon so fürchterlich (wörtlich!), daß wir es kaum mehr ertragen können. Also mach' nicht lange Umstände und rede," tönte es wirr durcheinander. Die Träger gerieten in einige Schwankungen und standen wieder still. Da sprang ungeduldig ein häßlicher Greis vor, ergriff das vordere Ende des Tragbaumes mit der Hand und stieß und zog ihn hin und her oder hielt ihn fest, je nachdem auf die Fragen geantwortet werden sollte, und die beiden Träger thaten willig, was ihnen dermaßen angedeutet wurde.

Zuletzt war alles einig, daß der verstorbene Belenge von Anfang an und jetzt abermals erklärt habe, er sei weder rein durch bösen Zauber, noch einfach durch den Kosch getötet worden, sondern beides habe zusammengewirkt, ein Fetischör habe dem Kosch Macht über ihn gegeben, und so sei er dann erlegen. Damit schloß das Ausfragen, nachdem es ungefähr drei Stunden lang gedauert hatte.

Nach einer kurzen Pause sah ich, wie Kischinta, der erstgeborene Sohn des Häuptlings, die beiden Weiber des Verstorbenen auf die Mitte des freien Platzes vorführte, sich mit ihnen auf die Erde niederhockte und vor aller Augen, aber leise, so daß niemand ein Wort verstehen konnte, ins Verhör nahm. Es handelte sich darum, festzustellen, ob sie sich in Bezug auf ihre eheliche Treue lauteren Gewissens fühlten. Behaupteten sie tugendhaft zu sein und waren sie es wirklich, so durften sie heute Abend ein gewisses, unter mystischen Formen zubereitetes Huhn ungestraft verzehren; logen sie, so mußten sie daran zu Grunde gehen; gestanden sie aber ihre Vergehen offen ein, so brauchten sie das Huhn eben einfach nicht zu essen. Ob anderweitige, vielleicht vermögensrechtliche Vor- und Nachteile mit diesem Verhör zusammenhingen, weiß ich nicht zu sagen.

Einen Säugling auf dem Rücken und schuldbewußt verlegen niedergebeugt, saß die erste da, während der männlich schöne Kischinta lang und dringend zu ihr redete. Es war das Bild der Sünderin im Beichtstuhl. Endlich stand sie auf und schlich von dannen. Auch mit der zweiten ging es ebenso. Sie zogen beide vor, das verhängnisvolle Huhn zu meiden. Wie man sagte, hatten sie übrigens die Genossen ihrer Sündhaftigkeit verschwiegen, wahrscheinlich deshalb, weil jene zauberkräftige Dinge, wie Haare oder Fingernägel, von ihnen besaßen, und im Falle des Verrats aus Rache damit Schaden stiften konnten. Vielleicht auch hatte das Verhör weiter keinen Zweck gehabt, als den schuldigen Männern eine Strafzahlung abzupressen.

Digitized by Google

Ein neuer Akt folgte. Die übelriechende Leiche mußte jetzt zum Abschied auch noch tanzen. Die drei Marimba-Klaviere und die große Trommel ertönten. Mühselig atmend, begannen die beiden Träger dicht vor den Instrumenten zu hüpfen und zu springen, so daß der eingewickelte Tote an dem Tragbaum wie eine große Glocke links und rechts schlug. Dann fuhren sie ganz plötzlich auf den alten Bansa Kitamba los, ihn so zum Gegentanze aufzufordern, und dieser erhob sich, schürzte sein Gewand und kankanierte mit einer Beweglichkeit und Kraft, die man ihm niemals zugetraut hätte, wohl mehrere Minuten lang vor der Leiche, die gleichfalls wieder heftig auf- und niederhopste. Kitamba's Leopardenfell und scharlachrote Toga flogen, und ein allgemeiner Jubel spendete ihm Beifall. Namentlich die Kinder schrieen laut und lustig, brachen schnell Blätterzweige von den Bäumen und hüpften hinter ihrem alten Oberhaupte her, indem sie mit den Blätterzweigen peitschend Staub aufwirbelten.

In derselben Weise wurden hierauf noch etwa zwanzig der Anwesenden aufgefordert, dem Toten tanzend Bescheid zu thun, ganz zuletzt auch seine Mutter, eine gräßlich anzuschauende, schmutzige Greisin, und der blinde Dorfkrüppel. Der schöne Kischinta trat mit Pfeil und Bogen auf und tanzte einen Kriegstanz, wie wenn er die Versammelten bekämpfen wollte, und auch ihm schlossen sich mit viel Geschrei die Kinder an und schwangen kriegerisch die Blätterzweige. Schließlich kniete der Kischinta vor Kitamba nieder, bot ihm seinen Bogen dar, worauf dieser an der Sehne zupfte.

Mittlerweile war es spät geworden. Der Abend dunkelte und das ferne Donnern schien immer näher zu rücken, und endlich ernst zu machen. Ohne weiteres Zeremoniell wurde der Tote, begleitet von kaum einem Dutzend junger Männer, fortgetragen, jenem Haine mit drei hohen Palmen zu, der als Begräbnisplatz des Dorfes diente. Die Versammlung löste sich auf und wir gingen nach Hause.

Dort in jenem Haine war das Grab bereits gegraben. Für heute wurde der Tote blos hineingelegt und mit einer Matte zugedeckt. Denn noch hatte er die allerletzte Gabe seiner Lieben zu erwarten. Es fehlte noch der im Leben und im Sterben des Negers bis in dieses ferne Land hinein so wichtige, unvermeidliche Schnaps. Meinem Gastfreund, dem portugiesischen Handelsmann, war dieser Artikel schon seit Wochen ausgegangen, deshalb hatte Bansa Kitamba nach der zwei starke Tagereisen entfernten Feira geschickt, wo vier andere portugiesische Händler hausten, und erst morgen konnte der berühmte Stoff hier eintreffen. Dann wurde dem toten Belenge noch eine Libation davon über den Kopf gegossen und dann erst schloß sich über ihm das Grab. Sonst konnte der Belenge zürnen und rumoren.

Vier weitere Tage dauerte die Festlichkeit mit Essereien, Tanz, Getrommel, Heulen, Schießen und Gelagen, wozu jetzt auch der Schnaps das seinige beitrug. Dann wurde die schon halb zerstörte Hütte des Toten vollends niedergerissen. Dann kam als Nachspiel die Kriminaluntersuchung, wer der böse Fetischör gewesen sei. Der betreffende oder vielleicht auch mehrere Missethäter wurden ausgekundschaftet, tranken den Giftbecher und mußten gleichfalls sterben, wenn sie nicht vielleicht das seltene Glück hatten daß das Gift nichts taugte. Wie die Sache ablief, weiß ich nicht, da ich alsbald meine Reise nach der Küste und nach Europa fortsetzte und nie mehr Nachrichten aus dem Dorfe des Kitamba erhalten habe. Mein portugiesischer Gastfreund soll am Fieber zu Grunde gegangen sein.

Die eben erzählte Geschichte mag manchem unglaublich erscheinen. Ja, sie kommt mir selber fast so vor, und ich würde nicht gewagt haben, sie wiederzugeben, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie damals an Ort und Stelle und während des Vorganges getreulich ins Tagebuch schrieb. So sind eben diese Neger. Oder vielmehr nein, so sind die Menschen. Waren unsere europäischen Hexenprozesse etwa besser?

Es ist zuweilen nützlich, statt immerfort gradaus zu streben, auch einmal stehen zu bleiben und zurückzuschauen auf das gemachte Stück des Weges, wo wir dann ganz hinten noch andere, viel kleinere Gestalten laufen sehen. Als wir dort hinten liefen, erschienen wir von hier aus ebenso klein.

Skizzen aus Persien.

Der Hissam-es-Sultana, welcher im vorletzten Jahre starb, war sehr reich und seine Stallungen enthielten immer gegen tausend Pferde und Maultiere. Er war, zu verschiedenen Zeiten, General-Gouverneur von Khorassan und von Fars und regierte immer mit eiserner Hand. Mit den Dieben und Räubern machte er immer kurzen Prozeß, denn er ließ sie einfach enthaupten; er wollte seine Gefängnisse leer haben. Vor zwölf oder dreizehn Jahren, als die Provinz Fars einige Jahre in den Händen schwacher Statthalter gewesen war und die nomadischen Stämme sich mit dem Gedanken trugen, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, und die Straßen unsicher machten, wurde der Hissam zum Statthalter ernannt, und schon die blose Nachricht, daß er komme, stellte die Ruhe in der Provinz wieder her.

Sobald er in Schiras, der Hauptstadt von Fars, angekommen war, ließ er ungefähr 30 Gefangene aus dem Kerker nehmen und rings um die Stadt herum in Pfeiler von Stein und Gyps einmauern. Diese summarische Hinrichtung verbreitete Schrecken unter den Stämmen, und Leben und Eigentum waren vollkommen sicher, so lange des Hissam's Statthalterschaft währte.

Auch ein Bruder von ihm, der Hischmet-ed-Dauleh, welcher vor fünf Jahren starb, war ein allgemein bekannter

Digitized by Google

Charakter. Er war einmal Oberbefehlshaber des persischen Heeres und leitete vor etwa 25 Jahren die unglückliche Expedition gegen die Turkmenen von Merw. Die Perser, ungefähr 22,000 Mann stark, fielen meist in die Gefangenschaft der Turkmenen; viele wurden niedergehauen, die Gefangenen wie Schafe um 10—15 Mark der Kopf nach Bokhara verkauft, und der Prinz kehrte beinahe allein nach Teheran zurück, da die meisten seines Gefolges gefallen oder in Gefangenschaft geraten waren. Er hatte einen schlimmen Stand, als er mit dem Schah zusammentraf. Der Schah wollte ihn hinrichten lassen, ließ sich aber endlich erweichen, und so wurde der Prinz verkehrt, mit dem Gesicht nach der Schwanzseite, auf einen Esel gesetzt, welcher sonst zum Misttragen benützt worden war, und so durch die Straßen und Bazare von Teheran geführt, wo ihn Weiber und Kinder mit faulen Eiern und Kot bewarfen und Soldaten ihm in's Gesicht spuckten. Nicht lange nachdem er diese Herabwürdigung erfahren hatte, wurde er zum obersten Statthalter einer Provinz bestellt, und zu der Zeit als er starb, war er wieder Oberbefehlshaber des gegen die Kurden ausgesandten Heeres. Grausamkeit und Geiz waren die vorherrschenden Züge in dem Charakter dieses Prinzen. Vor acht oder neun Jahren war er erster Statthalter von Arabistan, der südwestlichsten Provinz von Persien; eines Tages, als er in Muhamrah, am Flusse Karum, lagerte, vermißte er seine Siegel. Da sein Adjutant oder persönlicher Begleiter, ein Mann welcher von Jugend auf um ihn gewesen war, an diesem Tage einen Ausflug nach Bassora gemacht hatte, glaubte er, dieser habe sie ihm gestohlen. Als dieser zurückkehrte, erinnerte er sich, daß er am Morgen zuvor beim Aufräumen des Zeltes aus Versehen die Siegel in die Tasche gesteckt habe, und er schob, ohne diesen zufälligen Umstand aufzuklären, die Siegel unter des Prinzen Kissen. Die übrige Dienerschaft erzählte ihm dann, daß der Prinz die Siegel vermißt habe und sehr zornig gewesen sei, und bald darauf fragte ihn der Prinz, ob er etwas von der Sache wisse. Der Mann fürchtete streng bestraft zu werden, wenn er gestehe, daß er die Siegel mit nach Bassora genommen habe, und schwor beim Barte des Prinzen, er wisse nichts von der Sache. Der Prinz zog nun die Siegelstöcke unter dem Kissen hervor, erklärte dem Manne, daß er gestraft werden würde, und ließ ihn einsperren. Am anderen Morgen, nachdem er zwölf Stunden zu ruhiger Erwägung gehabt hatte, ließ er den Mann in einem Boot in die Mitte des Flusses rudern, wo derselbe 40 F. tief ist; dann ward dem armen Schlucker ein großer Stein an den Hals befestigt. Einige der Diener baten den Prinzen um die Schonung des Lebens ihres Kameraden, wurden aber entschieden abgewiesen, und einige Sekunden später hörte man einen Platsch. Auf diese Weise lohnte der Prinz vieljährige, treue Dienste.

Die meisten der Kadschar-Prinzen sind geizig, und Großmut und Freigebigkeit, jene großen Tugenden des Morgenlandes, scheinen bei ihnen fast ausgetilgt. Ein vornehmer und sehr reicher Fürst, der Mohammed-ed-Dowleh, saß eines Tages am Fenster seines Zimmers und sah zu, wie einige Missethäter die Bastonnade erhalten sollten. Ein Mann sollte sich soeben niederlegen und seine Füße in den Felek (den Stock mit der Lederschlinge, welcher die Füße des Patienten fesselt) stecken, als er dem obersten Ferrasch, dem ersten Vollzieher der Bastonnade, etwas zuflüsterte. Der Prinz wollte erfahren, was der Bursche jenem zugeflüstert hatte, und hörte, der zu Bestrafende habe den Strafvollziehern zwei Tomans (16 Mark) angeboten, unter der Bedingung, daß gelind geschlagen werde. Da sagte der Prinz: „Gib mir vier Tomans und ich will Dir die Strafe erlassen." Er erhielt die 32 Mark und der Verurteilte ging straffrei aus, zum großen Aerger der Stockknechte.

Der Hischmet-ed-Dowleh hielt sich einmal verpflichtet, dem russischen Generalkonsul in Tauris ein Geschenk zu machen. Da aber Freigebigkeit nicht seine Stärke war, so wünschte er so billig wie möglich wegzukommen und schickte ihm ein gut aussehendes aber ungesundes Pferd. Als das Pferd ankam, brauchte der Konsul keine lange Zeit, um zu sehen, daß das Pferd eine entsetzliche Mähre und keine 160 Mark wert war. Nun hatte der Fürst ihm versprochen, er wolle ihm ein Pferd im Werte von 800 Mark schicken. Der Konsul machte ihn nun mit vielen Komplimenten darauf aufmerksam, daß das Pferd ihm zum Andenken bestimmt gewesen sei, da er nach Rußland zurückkehre, daß aber ein Pferd ein ganz unpassendes Andenken sei, da es voraussichtlich sterben werde, und daß er daher dem Prinzen sehr verbunden wäre, wenn er ihm den Wert des Pferdes in Gold gäbe, damit er sich ein weniger vergängliches Andenken dafür kaufen könne. Der Prinz schickte die 800 Mark, schwur aber hoch und teuer, niemals wieder einem Europäer ein Geschenk zu geben.

Ich sah einen von des Schah's Vettern mit einem großen Gefolge durch ein Feld reiten und vielleicht für 20 Mark Gemüse verderben und dann dem armen bestürzten Eigentümer drei kleine Silbermünzen im Werte von 30 Pfennigen geben. Einen anderen Prinzen sah ich einen Mann, welcher für ihn das Leben gewagt und infolge davon eine schwere Wunde davon getragen hatte, mit der großmütigen Summe von 70 Pfennigen belohnen.

Wenn der Schah und die Prinzen ein besonderes Zeichen von Gunst verleihen wollen, so schenken sie einen Mantel, Rock oder Hut hin — irgend ein Stück Kleidung, welches sie selber getragen haben. Prinz Schech-el-Maluk stand einmal bei Hofe schlecht angeschrieben und die Bewohner seines Regierungsbezirkes wußten dies und behandelten ihn nicht mit dem schuldigen Respekt. Wenn er nun beweisen konnte, daß er bei dem Schah wieder zu Gnaden angenommen war, würden die Leute wieder botmäßig und unterwürfig werden, und wie konnte er dies besser beweisen, als indem er ein Ehrenkleid vom Schah ver-

Digitized by Google

liehen erhielt? Er schrieb daher an seine Tochter, welche eine der Gattinnen des Schahs war, und bat sie, ihm das Gewünschte zu verschaffen. Einige Wochen später traf der Khalat (das persische Wort für Ehrenkleid) ein — es war eine Nachtmütze. Der Prinz ritt vier oder fünf englische Meilen vor die Stadt hinaus nach dem Khalat-puscham (dem Orte, wo die Khalats angezogen werden; jede Provinzialhauptstadt hat einen zu diesem Zwecke bestimmten Ort), setzte feierlich die Nachtmütze auf und ritt dann in die Stadt ein, bejubelt und bewillkommt von der Bevölkerung. Später kam die Geschichte an den Tag, wie er zu dieser Nachtmütze gekommen war. Die Tochter des Prinzen hatte den Schah oft um einen Khalat für ihren Vater gebeten, und jedesmal war ihr derselbe abgeschlagen worden. Endlich wurde sie sehr dringend und der zornige Schah — es ist nicht von dem gegenwärtigen die Rede — war darob erst ärgerlich, dann wütend, riß seine Nachtmütze vom Kopfe und warf sie ihr mit einer Verwünschung zu. Sie dankte ihm und verließ mit der Nachtmütze das Zimmer. Jede Gunstbezeugung, jedes Geschenk von einer höheren Person wird im Persischen, vielleicht mit Unrecht, ein Khalat, ein Ehrenkleid, genannt. Ein berühmter europäischer Reisender in Persien ward eines Tags aufgeschreckt, als alle seine Diener in das Zimmer hereinstürzten und ihm meldeten, der Prinz Naßr-ed-Dowleh habe ihm einen Khalat geschickt. Die Diener des Prinzen, vier oder fünf, erschienen bald darauf und einer von ihnen trug ein großes, kupfernes Präsentierbrett, welches geheimnisvoll mit einem goldbefransten Kaschmir-Shawl im Werte von mindestens 30 Lstrl. bedeckt war. Der Ausländer stand verbindlich auf und bedankte sich unter vielen Komplimenten, worauf die Decke abgenommen wurde und der Khalat zum Vorschein kam, bestehend in — zwei Salatköpfen. Da der Fremde höchst wahrscheinlich die Diener des Prinzen wahrhaft königlich beschenkt hatte, so verspeiste er an diesem Abend einen sehr kostbaren Salat. Ich verkehre noch immer gelegentlich mit einem alten Herrn, welcher jedesmal, wenn er seine Brille aus dem Futteral, einem aus einem Shawl verfertigten Säckchen, nimmt, mit Selbstgefühl sagt: „Dieses Brillenfutteral kam mir vom Schah zu;" eine Verwandte seiner Frau, im Harem des Schahs, hatte ihm das Futteral geschickt, welches sie wahrscheinlich aufgelesen hatte, nachdem es von seinem früheren Besitzer weggeworfen worden war.

Ich will nun auch erzählen, wie ein persischer Prinz sein Versprechen oder vielmehr einen feierlichen Eid brach. Der Salar, Sohn von Allah-yar-Khan, der große Assuf-ed-Dowleh, Generalstatthalter von Khorassan, hatte sich vor vielen Jahren gegen die Autorität des Schahs empört; ein Heer unter dem Befehl des Hissam-el-Sultana war gegen ihn ausgeschickt worden, hatte aber gegen seine Taktik und Rührigkeit nichts auszurichten vermocht. Der Hissam schickte nun einen Boten an den Anführer der Empörer und lud ihn ein, zu ihm ins Lager zu kommen und seine Beschwerden und Klagen anzugeben, worauf dieselben abgestellt und Frieden mit ihm geschlossen werden sollte. Natürlich verlangte der Aufrührer eine Bürgschaft für seine Sicherheit. Nun besteht der feierlichste Eid, den ein Perser leisten kann, darin, daß er das, was er zu beschwören wünscht, in einen Koran schreibt und das von ihm Geschriebene unterzeichnet und siegelt. Der Prinz schrieb nun in einen Koran, er verspreche dem Salar sicheres Geleit nach und aus dem Lager, unterzeichnete und siegelte dies und sandte es dem Salar. Allein selbst jetzt wollte der Salar noch nicht kommen; im Lager des Prinzen war jedoch ein europäischer Offizier, ein Italiener, und der Salar erklärte: wenn ihm jener Offizier ebenfalls versprechen wolle, daß ihm bei der Annahme der Einladung des Prinzen nichts geschehe, so würde er kommen. Auf die Bitte des Prinzen gab der italienische Offizier ebenfalls sein Wort und der Salar kam, wurde aber trotz des auf den Koran geleisteten Eides und der dem italienischen Offizier gegebenen Versicherungen sogleich hingerichtet, als er im Lager erschien. Der italienische Offizier zerbrach nun, wie man mir versichert hat, seinen Säbel, warf die Stücke dem Prinzen vor die Füße und verließ den Dienst. Zuweilen entschuldigt sich ein Eidbrüchiger mit einer armseligen Ausflucht oder Wortverdrehung, und ein berüchtigtes Beispiel davon war der Eidschwur, welchen Fath Ali Schah gegen den Mann geleistet, welcher seines Oheims Diamanten gestohlen hatte. Agha Muhammed, der erste Schah der gegenwärtigen Dynastie, ward zu Ende des vorigen Jahrhunderts ermordet und die großen Diamanten des königlichen Schatzes beseitigt. Der Mann, welcher die Diamanten in Verwahrung hatte, wurde später gefangen genommen. Der neue Schah sagte zu ihm: „Gib mir die Diamanten und ich schwöre Dir, daß ich Dein Blut nicht vergießen werde!" Der Mann verriet den Ort wo die Diamanten versteckt waren, und wurde nun in Teheran in einem Gemach eingemauert und dem Hungertod übergeben. Als man nach langen Jahren das Gemach wieder öffnete, fand man, daß der Unglückliche in seinem Todeskampfe den Fußboden und die Wände mit seinen Nägeln zerkratzt hatte. Das Gemach bildete später einen Teil der alten Wohnung der englischen Gesandtschaft. Dank dem gegenwärtigen Schah und seinen erleuchteten Ansichten sind die willkürlichen Akte der Grausamkeit und des Verrats von Seiten der Prinzen, die früher eine Schande für das ganze Land waren, immer seltener geworden. Ein Prinz, welcher nun, wie der verstorbene Khanler Mirza, seinen Gartenteich dadurch „schmücken" (so lautete speziell der Ausdruck) lassen würde, daß er um denselben herum die Köpfe von Verbrechern aufsteckte, oder der, wie ein anderer Prinz that, ein junges Weib von seinen Windhunden in Stücke reißen lassen wollte, würde wahrscheinlich sein Leben im Kerker oder in der Verbannung enden müssen.

Einer der Vettern des Schah's verliebte sich vor einigen Jahren in die Tochter seines Oheims — denn wenn die

Digitized by Google

persischen Damen auch verschleiert gehen, so lassen sie doch zuweilen ihre Gesichter sehen — und warb bei demselben um ihre Hand. Der Oheim verweigerte jedoch dieselbe. Die beiden Liebenden korrespondierten nun mit einander und verabredeten, daß sie dem väterlichen Willen zum Trotz sich verheiraten wollten. Bei Gelegenheit eines großen Festes gab der junge Prinz eine Gesellschaft und lud dazu den Vater, die Brüder und mehrere andere von den männlichen Verwandten der Prinzessin ein. Dies that er, um die Behausung der Geliebten von Männern frei zu machen, denn wenn ein Perser zu einem großen festlichen Gastmahl geht, pflegt er die meisten seiner Diener und häufig sogar alle mit sich zu nehmen. Es blieben also diesmal nur die Frauen zu Hause, und diese waren für die Heirat günstig gestimmt. Eine oder zwei Stunden nachdem die Männer weggegangen waren, verließ daher die Prinzessin das elterliche Haus und begab sich nach demjenigen des Prinzen. Sobald der Prinz die Ankunft der Geliebten erfuhr, verließ er unter irgend einem Vorwand die schmausenden Gäste und ließ sich auf der Stelle trauen, denn Priester und Zeugen und alles was das Gesetz vorschrieb, waren schon fertig gestellt worden. Der Ausgang der Sache verwandelte aber beinahe die Hochzeit in eine Tragödie, denn als der Neuvermählte in den Speisesaal zurückkehrte und auf die Frage nach der Ursache seiner langen Abwesenheit vom Mahle erwiderte, er habe soeben Hochzeit gehalten, behandelten die Gäste dies anfangs als einen Scherz; sobald in diesen jedoch die Wahrheit aufdämmerte, drangen die Verwandten der Prinzessin allgemein auf den Neuvermählten ein und es gab eine furchtbare Rauferei, bei welcher mehrere Personen verwundet wurden. Es bildeten sich sogleich zwei Parteien und es wäre zu einem offenen Kampfe gekommen, wenn man die Lampen nicht umgeworfen und durch die Dunkelheit die Kämpfenden beschwichtigt und zur Ruhe genötigt hätte. Der Vater der Neuvermählten schickte sich natürlich in das Unvermeidliche und war vielleicht im Grunde sehr froh, daß er seine Tochter ohne alle Unkosten für ihn untergebracht hatte. Die Heirat schlug aber leider nicht zum besten aus, denn die junge Frau fuhr fort, sich nach Fremden umzusehen, und der bethörte Gatte kam endlich dahinter, versetzte ihr mit dem Säbel einen furchtbaren Hieb über den Kopf und ließ sich von ihr scheiden. (Gl.)

Die ungarische Haus-Industrie.

Von Dr. G. Weisbrodt.

Der Sektionsrat im ungarischen statistischen Landesbureau Dr. v. Jekelfalussy hat mit Zugrundelegung der gleichzeitig mit der Aufnahme der Gewerbestatistik erfolgten Aufnahme der Hausindustrie-Statistik eine ebenso interessante als lehrreiche Abhandlung über diese Hausindustrie erscheinen lassen, und wir geben im nachstehenden die wichtigsten Daten aus ihr samt den einschlagenden Konklusionen wieder.

Es ist hier, wie wir vorweg bemerken, nicht die Rede von jener — sagen wir avitischen — Hausindustrie, von der von den Vorfahren ererbten Hausindustrie, welche lediglich die Bestimmung hat, die industriellen Bedürfnisse der Familie oder wenigstens eines Teils der Familie durch die eigene Arbeit der Familie herzustellen, nicht von jener Hausindustrie, die, wenn sie auch mit der fortschreitenden Kultur unendlich viel von ihrer früheren Bedeutung eingebüßt hat, doch immer noch einen Wert von Millionen repräsentiert; es kommt hier vielmehr nur diejenige Hausindustrie in Betracht, welche nicht blos für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Markt arbeitet, deren Betrieb also eine der Quellen der Existenz der Familie ist. Die betreffende Aufnahme war eine sehr schwierige, weil die strenge Absonderung der ebengenannten beiden Klassen der Hausindustrie als fast unmöglich erscheint; aber wenn deshalb auch die Resultate auf eine volle Genauigkeit nicht Anspruch machen können, so geben sie doch im großen und ganzen ein orientierendes Bild dieser Industrie.

Ein sehr beträchtlicher Teil der Volkskraft ist es, der in der Hausindustrie seine Beschäftigung findet, nicht weniger als 801,588 Personen, d. h. 5.67 Prozent der Gesamtbevölkerung Ungarns. Aber sehr ungleich verteilt sich diese Industrie. Von den 63 Komitaten erreicht die damit beschäftigte Bevölkerung in 8 Komitaten (Pest-P.-S.-K.-Kún, Vas, Sopron, Györ, Moson, Bihar, Fehér und Jasz-Nagy-Kun-Szolnok) nicht einmal 1 Prozent der Gesamtbevölkerung, in 24 Komitaten (Heves, Brassó, Csanád, Komárom, Esztergom, Turócz, Háromszek, Veszprem, Abassy-Torna, Bélés, Somogy, Szolnok-Dobroka, Zala, Bács-Bodrog, Baronya, Bars, Szobols, Aajdu, Trencsén, Borsod, Posonyz, Nyitra, Csongrád und Tolna) beträgt sie 1 bis 5 Prozent, in 15 Komitaten (Marmaros, Sáros, Zólyom, Kolozs, Gömör, Ung.-Szatmár, Hont, Arad, Torda-Aranyos, Liptó, Nógrád, Maros-Torda, Bereg und Temes) 5 bis 10 Proz., in 10 Komitaten (Hunyad, Udvarhely, Ugossa, Nagy-Küküllö, Fogaras, Krassó-Szorény, Zemplen, Alsó-Fehér, Szeben und Szepes) 10 bis 15 Prozent, in 3 Komitaten (Csik, Beszterce und Torontal) 15 bis 20 Proz. und in weiteren 3 Komitaten (Szilágy, Arva und Kis-Küküllö) 20 bis 25 Prozent. Am weitesten zurück steht das Komitat Jasz-Nagy-Kun-Szolnok mit 0.05 Prozent, an der Spitze marschiert das Komitat Szilágy mit 25.6 Prozent.

Wir haben die Summe aller Hausindustriellen oben mit 801,588 Köpfen angegeben. Davon sind 524,420 Personen (26,469 Männer, 497,951 Weiber) selbständig, 277,168 Familienglieder, eingerechnet 93,531 Knaben und Mädchen unter 16 Jahren. Auffallend erscheint die geringe Zahl der männlichen Hausindustriellen, nur 37,972 Männer und Knaben gegenüber 763,616 Weibern und Mädchen.

Die Hausindustrie wird in 71 verschiedenen Gewerbszweigen betrieben, die sich aber in 6 Hauptgruppen teilen

Digitized by Google

lassen, in die Thon- und Stein-Industrie mit 2361 Arbeitern, in verschiedene kleine Industriezweige mit 3639 Arbeitern, in die Holzindustrie mit 9340 Arbeitern, in die Ruten-, Binsen- und Strohflechterei mit 23,834 Arbeitern, in die Frauenindustrie mit 81,379 Arbeitern und in die Textilindustrie mit 681,035 Arbeitern. Auf die Textilindustrie entfallen also fast 85 Prozent aller in der Hausindustrie Beschäftigten und davon 70.28 Prozent auf die Hanf- und Flachsspinnerei und Weberei, die in allen Komitaten des Landes betrieben wird und seit unvordenklichen Zeiten im Winter die Beschäftigung besonders der Frauen und Mädchen ist. Dieser Erwerbszweig ist aber neuestens stark im Abnehmen; wo noch vor einigen Jahrzehnten die Leineweberei eine ständige Erwerbsquelle war, wird heute nur noch für den eigenen Bedarf gearbeitet und höchstens notgedrungen ein Teil dieses Gewebes verkauft. Nur da blüht der Erwerbszweig noch einigermaßen, wo die Hausindustrie ständig für bestimmte Arbeitgeber arbeitet; indeß dürfte die Zahl solcher Arbeiter die Zahl von 10,000 nicht übersteigen, denn die betreffenden Fabriken sind nicht sehr zahlreich, und wo sie vorhanden, suchen sie in erster Linie Fabrikarbeiter heranzubilden und wenden sich erst zur Aushülfe an die Hausindustrie. Nicht so verbreitet wie die Leineweberei ist die Schafwollspinnerei und -Weberei; sie findet sich meistens nur dort, wo auch Schafzucht getrieben wird, in Siebenbürgen und in den angrenzenden Komitaten; bekannt ist namentlich das vom Landvolk gebrauchte weiße und farbige Tuch: Bei den Walachen die Katcinczas (Schürzen), in Torontal das sogenannte Ogregyi und Pregácsa; die Halina-Tuchweberei ist besonders in den oberungarischen Komitaten Trencsén, Marmaros und Nyitra (in der Gemeinde Privigye im letztgenannten Komitat beschäftigen sich 300 Personen damit und erzielen einen jährlichen Produktionswert von 45,000 fl.) bedeutend; die Teppichfabrikation ist in den Komitaten Bács-Bodrog und Temes, vor allen Dingen aber in Torontal zu Hause, wo die farbigen Wand- und Fußteppiche (Tyilim), sowie die farbigen Fenstervorhänge verfertigt werden, ein Erwerbszweig, der 7000 Personen beschäftigt und Erzeugnisse im Werte von 70,000 fl. liefert. Von der Ruten-, Binsen-, Bast-, Stroh- und Schilf-Industrie ist die Korbflechterei am bedeutendsten, und sie hat ihren Hauptsitz in den Komitaten Sopron, Maros-Torda, Gömör und Szatmár; die Binsenflechterei findet man in den sumpfreicheren Gegenden, in welchen das Rohmaterial in Fülle vorhanden, in der Gegend des Neusiedler-Sees, in den Komitaten Sopron, Csongrád, Torontal und Maros-Torda; die Strohflechterei wird besonders in den Komitaten Szeben, Szilágy, Udvarhely und Bereg betrieben; die Holzindustrie, in erster Reihe die Erzeugung von Faßdauben, blüht vorzugsweise in den bewaldeten Distrikten, und wird von da aus der Bedarf des größeren Teils des Landes an Holzgeschirr, an landwirtschaftlichen Geräten, an Dachschindeln und Holzschuhen (Klumpen) gedeckt, während die Holzschnitzerei und Laubsäge-Arbeit nur sporadisch vorkommt; was endlich die Frauenarbeit betrifft, für die auch auf dem Lande mehr und mehr die Nähmaschine verwendet wird, so ist die Stickerei, mit Einschluß der Goldstickerei, am meisten dort verbreitet, wo die serbischen und slawischen Frauen noch die reichgestickten Hemden und Kleider tragen, und daneben ist nur das Spitzenklöppeln zu nennen, welches im Komitat Zólyom 1700 Frauen beschäftigt und dessen Erzeugnisse einen jährlichen Wert von 56,000 fl. repräsentieren.

An Maschinen sind bei der Hausindustrie in Verwendung 2 Plissiermaschinen, 4 Oelpressen, 6 Strickmaschinen, 10 Walkmaschinen, 22 Töpferscheiben, 55 Drechselbänke, 536 Spinnmaschinen, 1000 Planiermaschinen, 4822 Nähmaschinen, 24,421 Rocken und 293,195 Webstühle. Da sich mit der Textilindustrie überhaupt 443,390 Personen befassen, so sind 66 Prozent der betreffenden Hausindustriellen im Besitz eigener Webstühle.

Der jährliche Wert der Erzeugnisse der Hausindustrie wird annähernd auf 3,791,000 fl. geschätzt, von denen 2,648,000 fl. auf die Textilindustrie, 662,000 fl. auf die Frauenindustrie entfallen. Wie viel Arbeitstage verwendet werden, diese Summe zu erzielen, und wie hoch sich der Wert des Rohmaterials beläuft, darüber fehlt jeder Ausweis; man kann im allgemeinen nur sagen, daß die Thon- und Stein-Hausindustrie den verhältnismäßig größten Zeit- und Kraftaufwand der Arbeiter bedingt und daß die Textilindustrie nur sehr nebensächlich betrieben wird. Daß die obengenannte Summe des mit der Hausindustrie gewonnenen Wertes (d. h. nicht viel unter 3,000,000 fl.) nicht zu verachten ist, leuchtet ein, aber dieser Wert ließe sich ohne Zweifel sehr erheblich steigern, wenn die viele unbenutzte Zeit der Bevölkerung mit produktiver Beschäftigung in der Hausindustrie ausgefüllt würde. Es ist richtig, daß die auf der Arbeitsteilung beruhende Entwickelung der Großindustrie eine Reihe der früheren Hausindustriezweige zu grunde gerichtet hat und daß die Bevölkerung nicht mehr, wie sonst, ihren industriellen Bedarf großenteils selbst anfertigt; aber es ist andererseits keine Frage, daß die Hausindustrie noch immer Boden hat in Ungarn, und daß sie, wenn in richtige Bahnen gelenkt und entsprechend unterstützt, einer Entwickelung fähig ist, die in volkswirtschaftlicher Beziehung nicht hoch genug veranschlagt werden kann, und es ist sicher eine lohnende Aufgabe der volkswirtschaftlichen Politik, die Bevölkerung von neuem zu volksindustrieller Arbeit zu erziehen.

Indianer-Stämme am Rio Schingú.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

(Schluß.)

Die Suyá sind etwas größer als die bisherigen Stämme, dabei schlank und muskulös. Das wellige, straffe Haar

Digitized by Google

wird hinten geknotet oder hängt wirr auf die Schultern herab. Nur bei den Frauen wird sämtliches Körperhaar mit Ausnahme des Kopfhaares entfernt. Die Männer reißen sich sehr häufig die Augenwimpern aus. Den Körper bedecken zahlreiche Schnittnarben. Unter dem Knie tragen die Suyá dichte Baumwollbinden mit einem Gehänge klirrender Muscheln, um den Leib oft Schnüre kleiner Steinchen, um den Hals Ketten aus quadratischen, gewölbten Muschelstückchen.

Beide Geschlechter tragen in den Ohrläppchen Ohrrollen, während die Lippenscheiben nur von den Männern getragen werden. „Die Ohrrolle, das Lanço," heißt es in dem Reisewerk des Hrn. Dr. v. d. Steinen, „ist eine Rolle wie ein Bandmaß (Durchmesser 7 cm., Breite des Bandes 1.5 cm.), von dem breiten Blattstreifen der Bacara-Palme: die Ohrläppchen erscheinen wie aufgeschlitzt und hängen, wenn die Rolle, welche sie allmählich weit ausgedehnt hat, herausgenommen wird, wie ein Zügel bis nahe an das Schlüsselbein herab. Wenn die Rolle nicht getragen wird, wirft man die lästigen schlotternden Zügel über die Ohrmuschel." Die Lippenscheibe, Nigakoko genannt, ist aus einem sehr leichten Holz zierlich gearbeitet, hat 7—8 cm. Durchmesser und ist 1.7 cm. dick. „Der Rand zeigt ringsum eine hohlkehlenartige Vertiefung, durch welche die Scheibe sicheren Halt gewinnt. Die obere Fläche und der Rand sind rot bemalt, die untere Fläche ist weiß und durch einen schwarz aufgemalten konzentrischen Ring verziert. Das Loch, in welchem die Scheibe steckt, ist in der Mitte dicht unter dem Lippenrot gebohrt; durch ihr Gewicht fällt sie in eine horizontale Lage; an den Ecken geht das gemalte Rot unmittelbar in die Mundschleimhaut über. Im Profil ein merkwürdiger Anblick. Die unteren Schneidezähne, des Druckes der Lippe entbehrend, stehen schief, brechen ab, fallen aus. Auch die Ansammlung des Mundspeichels ist beeinträchtigt, und so sind die Suyá fortwährend genötigt, ihn herabzuschlucken; ihre Rede wird infolge dessen in regelmäßigen Intervallen durch ein schlürfendes Geräusch unterbrochen." Anfangs wollte keiner den Lippenpflock abgeben; als aber erst ein alter Suyá den Anfang damit gemacht hatte, genierte sich keiner mehr.

Die Waffen der Suyá sind neben Pfeil und Bogen schwere, schwarzbraune, glatte Keulen von 1.40 m. Länge. Sie werden aus dem Holz der Seriba-Palme gemacht und haben zwei augenartige Einsätze von Muschelschale. Auf der Pfeilspitze sitzt eine Harzkugel. Die Mitte des Pfeiles ist von einem durchbohrten und seitlich offenen Tucumkern umgeben, der beim Fliegen des Pfeiles ein eigentümliches Klingen und Pfeifen erzeugt. Merkwürdig ist eine Pfeilschleuder, welche von den Suyá „Kagolintane" genannt wurde und von der Dr. v. d. Steinen folgende Beschreibung gibt: „Ein rundes mit einer hakenförmigen Umbiegung an einem Ende versehenes Stäbchen, 25 cm. lang, geht an dem anderen Ende in eine 6 cm. breite, 14 cm. lange Platte über, welche ein Loch besitzt. Durch letzteres wird der Zeigefinger gesteckt, das Stäbchen liegt auf dem Vorderarm und der Pfeil, nur leicht mit den Fingern dirigiert und durch den Haken, dem er hinten anliegt, losgeschleudert, entsaust mit großer Kraft und großer Bestimmtheit der Richtung, was mit der bloßen Faust niemals zu erzielen ist, da durch die beim Griffe nicht zu vermeidende Reibung das leichte Geschoß nicht ohne Hemmung abkommen und die Luft nicht scharf durchschneiden kann."

Die Suyá treiben, wie es scheint, viel Ackerbau; außer wilder Mandiocca pflanzen sie schönen kleinkörnigen Mais, Inhame, süße Bataten, Bohnen, Tabak und Baumwolle. Ferner haben sie Mandubi, Mangava, Kürbisse und Pará-Nüsse. Von den Bakaïri, Kustenaú und Trumai haben die Suyá sehr wohl Kenntnisse, und ein Alter, der augenscheinlich weitere Reisen gemacht hatte, kannte sogar alle Stämme am oberen Schingú und das Land selbst so genau, daß er im Sande eine Zeichnung des Flußsystems mit den Wohnplätzen der verschiedenen Indianerstämme entwerfen konnte. Sehr bemerkenswert ist dabei, daß er den Batovy, wie es ganz richtig ist, korkzieherartig darstellte.

Wiederholt drängten die Indianer die Expedition zur Abreise, so daß die Reisenden schließlich nachgeben mußten, wenn schon sie behufs genauerer ethnologischer Untersuchung noch gern einige Tage geblieben wären. Die Suyá sagten, sie hätten keine Nahrung mehr, und augenscheinlich fürchteten sie sich, ihr Dorf zu verlassen, so lange die Expedition noch am jenseitigen Ufer lagerte. Als am 6. Sept. die Reise fortgesetzt wurde, zeigte es sich, daß die Suyá sehr viel gestohlen hatten. Aeußerst schlau und geschickt vergraben sie einen Gegenstand während der Unterhaltung mit ihren Füßen im Sande. Es befanden sich bei den Suyá zehn Manitsauá-Indianer in der Gefangenschaft, deren Dorf weiter unterhalb an einem westlichen Nebenfluß des Schingú liegen sollte. Sie hatten ein semitisches Aussehen, gebogene Nase, enge Augenspalten. Es ist wahrscheinlich, daß die Manitsauá Hunde kennen, welche den vorigen Stämmen nicht bekannt sind.

An den folgenden Tagen trafen die Reisenden wiederholt einzelne Suyá an, aber keine Niederlassung derselben mehr. Am 12. September erreichten sie einen Wasserfall, von dem ihnen die Indianer schon erzählt hatten; sie nannten denselben zu Ehren des großen Brasilienreisenden „Martius-Katarakt". Derselbe hat eine hohe ethnologische Bedeutung und ist daher auch geographisch sehr merkwürdig. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Stämme oberhalb des Katarakts von denen unterhalb desselben keine Kenntnis haben und umgekehrt. Die Gegend, durch welche die Expedition in diesen Tagen fuhr, ist völlig unbewohnt. Erst am 18. und 19. September traten wieder Indianerspuren am Ufer auf; es waren z. B. an einer Stelle Fischroste, deren Pfosten augenscheinlich mit einem Beil zugehauen waren, Topfscherben und dergleichen. Die

Digitized by Google

zugehörigen Indianer müssen also schon mit Weißen in Verbindung stehen. Am 20. September fanden die Reisenden am Ufer ein sehr roh gearbeitetes Baumkanu, das erste auf der ganzen Reise. Alle vorhergehenden Stämme machen ausschließlich Rindenkanus aus der Rinde des Jatobá-Baumes. Von nun an mehren sich die Anzeichen der Gegenwart neuer Indianer. Verlassene Feuerstellen sind am Ufer, hie und da bemerkt man auch einzelne Hütten und endlich werden drei Kanus sichtbar, in jedem derselben einige nackte Indianer. Auf den portugiesischen Gruß „Bom dia", der ihnen zugerufen wird, antworten sie „Bom dia camarada". Es sind die Yuruna-Indianer. Die Niederlassung der Yuruna, deren Häuptling José hieß und der ein Wenig Portugiesisch verstand, lag auf zwei kleinen Inselchen mitten im Fluß. Im ganzen zählte das Dorf zwei größere und fünf kleinere Hütten; es waren durchweg elende Ranchos mit schlechtem Dach und sehr schlechtem Fußboden. Die Yuruna haben nicht die mindeste Kenntnis von den Indianerstämmen oberhalb des Katarakts; die von der Expedition mitgebrachten Waffen und Geräte hatten sie niemals gesehen; auch hatten sie nie von Menschen gehört, welche sie gemacht haben könnten. Zum ersten Male fanden die Reisenden hier Bananen, das Wahrzeichen der Zivilisation. In dem Dorfe wohnten zwölf Männer, zwölf Weiber und etwa sechs Kinder. Die Yuruna sind von ziemlich niedriger Statur, die Frauen einen halben Kopf kleiner als die Männer. Der Hautfarbe ist ein grau-violetter Ton beigemischt. „Die Nase ist gebogen, unten ziemlich breit, die Augenspalte mäßig weit, das Oberlid greift über. Augenbrauen und Schläfenhaar sind rasiert; die Wimpern werden in brutaler Weise entfernt, indem sie über einen Tucumfaden gelegt, gefaßt und mit einem Ruck ausgerissen werden. Die Männer tragen das lange schwarze Haar bis fast auf die Taille, lassen es sich aber gewöhnlich von den Frauen sorgfältig scheiteln und hinten in einen Zopf legen, der dicht umwickelt wird. Auf der Stirn am Beginn des Scheitels sitzt ein rotes moosiges Fleckchen von der Größe eines Fünfpfennigstückes auf; es soll Pollen der sogenannten Banana brava sein. Ebenso ist die Frisur der Frauen, doch tragen sie keinen Zopf, sondern schlingen das Haar, wenn es nicht herabhängt, in einen losen Schopf."

Tätowierung oder Bemalung des Körpers ist bei den Yuruna nicht allgemein üblich. Als Schmuck lieben sie am meisten blaue Glasperlen, die sie in Schnüren um den Hals tragen. Die Männer haben außerdem noch einen handbreiten Gurt um den Leib, den sie nicht mehr ablegen können. Die Frauen tragen ein graues, selbstgewebtes Tuch um die Hüften, das fast bis auf die Füße herabreicht und das an einer Seite offen ist, so daß man die zuweilen vorhandene Malerei des Beines sehen kann. Die Ohrläppchen der Männer sind durchbohrt; in die Löcher werden bunte Federn gesteckt. Den Kopf zieren schöne Federhauben, hauptsächlich aus grünen Federn.

Die Hütten der Yuruna sind, wie schon gesagt, sehr ärmlich; in denselben befinden sich allerlei Gegenstände des täglichen Gebrauches, darunter schon viele Zeichen der Zivilisation: Flinten, Beile, Messer u. dgl. Von Früchten waren vorhanden: Mandiocca, Mais, Bananen, Bataten, Carás, Mamonen, Oauassú-Nüsse ꝛc. Auch ein berauschendes Getränk haben die Yuruna; dasselbe ist eine aus Farinha angesetzte Brühe, welche durch von den Weibern gekauten Mandiocca-Teig in Gährung versetzt wird und Kaschiri genannt wird.

Die Hauptwaffen der Yuruna sind Bogen und Keulen. Erstere sind viereckig, über 2 m. lang; die Pfeile bestehen aus einem leichten Schilfrohr, Cambaiuva, und sind mit Bambusmessern oder Knochenspitzen versehen und mit bunten Federn verziert. Daß die Yuruna lange Baumkanus besitzen, wurde schon angegeben; die Ruder haben ein breites, oft mit hübschen Linienmustern verziertes Blatt und eine ausgeschweifte Krücke. Die Kanus selbst werden aus Cederstämmen ausgehöhlt und erhalten manchmal ein gewölbtes Dach aus geflochtenen Matten. Dr. v. d. Steinen ersetzte hier bei den Yuruna seine gebrechlichen Rindenkanus durch die festeren Baumkanus, deren Erwerbung ihm allerdings große Mühe machte.

Man hielt die Yuruna früher für Menschenfresser; das sind sie aber nicht. Im Gegenteil, Dr. v. d. Steinen fand in ihnen harmlose, gutmütige Menschen, bei denen namentlich das Verhältnis der Eheleute zu einander ein sehr hübsches ist. Die Vielweiberei scheint ziemlich verbreitet zu sein. So hatte der Häuptling José drei Frauen.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen brach die Expedition unter der Führung eines mit Yuruna besetzten Bootes auf; die Indianer sollten die Reisenden über eine Anzahl gefährlicher Stromschnellen hinweg helfen. Bei der Weiterfahrt trafen die Reisenden noch mehrere Yuruna-Dörfer an, in denen immer mehr Beweise eines Zusammenhanges mit der Zivilisation bemerkt wurden. Da gab es z. B. schon eiserne Töpfe und Porzellantiegel. Die Weiber trugen statt des selbstgewebten Tuches schon vielfach importiertes blaues Schürzentuch. In einem dieser Dörfer sind die Indianer mehr als sonst bemalt; einer hatte ein hübsches Wadenmuster. Im Vergleich zu den früheren sind diese Yuruna schon reiche Leute.

In dem fünften Dorfe hatten die Reisenden Gelegenheit, ein sogenanntes Kaschiri-Fest mitzumachen; es ist das wesentlich ein großartiges Trinkgelage, wobei der Kaschiri sich in einem auf einem Gestell liegenden Kanu befindet. Abends wird nach dem Ton der Flöten getanzt. Die zwei Flötenbläser, deren Instrumente durch einen Faden verbunden sind, hüpfen während des Spielens mit gebeugten Knieen rhythmisch auf der Stelle. Um die Flötenbläser herum stand ein Kreis von Männern, welche ebenso hüpften, und zwar um die Flötenbläser herum. Wenn sie einmal herumgehüpft sind, geht es in umgekehrter Richtung u. s. f. Alle haben Pfeil und Bogen in den Händen und werden von

Digitized by Google

einer vermummten Person geführt, die eine Baumwollmütze mit rot-gelb-grünem Federbesatz und einen langen, weißen Mantel von locker geknoteten Baumwollstricken trägt, der unten mit einem Kranz von schwarzen Mutumfedern verziert ist.

Die Yuruna sind bereits seit langer Zeit bekannt; schon im 17. und 18. Jahrhundert bildeten sie das Hauptobjekt der Bekehrung zum Christentum in den unteren Missionen. Prinz Adalbert von Preußen fand sie auf seiner bekannten Reise auf dem dritten und vierten Breitengrade, und er rühmt ihren Dörfern große Sauberkeit nach. Wie kommt es, daß die v. d. Steinen'sche Expedition die Yuruna schon auf der Mitte des ersten Grades antraf und im Gegensatz zu dem Prinzen die Hütten und Dörfer armselig fand? Offenbar sind die Yuruna auf einer Wanderung nach Süden, den Schingú aufwärts, begriffen; sie ziehen sich vor der von Norden her kommenden Zivilisation zurück. Damit stimmt auch ganz gut die Art und Weise wie sie ihre Dörfer anlegen, auf kleinen Inseln im Schingú, meistens dazu noch in unmittelbarer Nähe von Stromschnellen. An solchen Stellen sind sie immerhin besser vor feindlichen Ueberfällen und Angriffen geschützt, als wenn sie ihre Dörfer im Walde anlegten.

Am 13. Oktober kam die Expedition in Piranhaquara, dem Endpunkt der Reise des Prinzen Adalbert, an, und damit war das eigentliche Werk vollbracht. Bei der Weiterfahrt am 15. Oktober hörten die Reisenden von dem ersten ihnen zu Gesicht kommenden Brasilianer zum ersten Male den Namen Schingú.

In allen besuchten Indianer-Niederlassungen konnte Hr. Dr. v. d. Steinen Aufzeichnungen über die Sprachen machen; er konnte mehr oder weniger umfangreiche Vokabularien anlegen und auch zahlreiche Körpermessungen vornehmen. Die diesbezüglichen Ergebnisse findet der Leser am Schluß des Reisewerkes in einem besonderen Anhang ausführlich dargestellt. Auffallend ist die geringe Einwohnerzahl aller Dörfer; man kann daraus unbedenklich schließen, daß auch die von den Ufern des Schingú weiter weg liegenden Gebiete nur sehr dünn bevölkert sind. Herr Dr. v. d. Steinen hat im ganzen besucht: Bakaïri-Dörfer, einschließlich der zwei von zahmen Indianern bewohnten, sechs, je eine Niederlassung der Kustenaú, Trumai, Suyá und Manitsauá und sieben größere und kleinere Yuruna-Ansiedelungen. In allen zusammen hat er nur etwa 664 Bewohner gezählt. Wahrscheinlich aber sind das noch zu viel, da in manchen Niederlassungen eine wirkliche Zählung nicht möglich war und einzelne Individuen wahrscheinlich doppelt gezählt wurden. Als die wahrscheinlichsten Zahlen giebt Dr. v. d. Steinen an: 147 Männer, 145 Frauen, 116 Kinder, zusammen also 408 Personen, für ein Gebiet also, welches von 14° s. Br. bis zu 4° s. Br. reicht und von einem der größten Ströme Südamerika's durchflossen wird! Offenbar ist der Schingú wegen seiner wirklich zahllosen Stromschnellen und wegen seiner damit in Zusammenhang stehenden Untauglichkeit zur Schifffahrt zur Ansiedelung größerer Menschenmengen wenig geeignet. Der Schingú wird niemals eine große Völkerstraße werden, ebenso wenig wie er es bisher gewesen ist!

Was die Verwandtschafts-Beziehungen der vorerwähnten Stämme anbelangt, so kommt Dr. v. d. Steinen zu folgendem Ergebnis, dessen eingehende Begründung in dem Reisewerk selbst nachzulesen ist: Die Bakaïri gehören den Kariben an, die Kustenaú den Nu-Stämmen, die Suyá den Tapuya, die Manitsauá den Tupi und die Yuruna endlich ebenfalls den Tupi. Inwiefern diese Vermutungen richtig sind, wollen wir hier nicht untersuchen. Darin aber müssen wir dem deutschen Forschungsreisenden Recht geben, daß er der Ueberzeugung ist, daß gerade auf dem Boden Südamerika's die wichtigsten ethnologischen Probleme gelöst werden können, wenn sie überhaupt zu lösen sind. Und darum möchten auch wir die Erforschung Südamerika's mehr wie bisher dringend empfehlen!

Einige Bemerkungen über Sibirien.

Die Mehrzahl der Leserwelt verbindet mit dem Namen Sibirien unwillkürlich die schauerliche Vorstellung eines Landes voll ewigen Eises und Schnees, einer ungeheuren russischen Strafkolonie, nach welcher politische und Kriminal-Verbrecher unaufhörlich zu Hunderten geschleppt werden. Es ist ein Land, von welchem man früher wenig wußte, und von dem auch dieses wenig Bekannte für Befriedigung der allgemeinen Wißbegierde wahrscheinlich genügte. Auf unseren Landkarten bildete es einen großen weißen Fleck, den sich jeder beliebig nach seiner Phantasie ausfüllen konnte, und so ist es bis in eine verhältnismäßig neue Zeit gewissermaßen ein unbekanntes Land geblieben. Allein die früheren Vorstellungen waren falsch, denn dieses ungeheure Land hat auch freundliche, wirtliche und milde Gegenden, ist trotz seiner teilweisen Nachteile in einer unverkennbaren Entwickelung zum Bessern begriffen und liefert einen Ertrag an Mineralien und Pelzwerk, welcher allein schon hinreichen würde, um ihm eine ziemlich bedeutende Stellung in der Handelswelt zu verleihen. Wir wollen daher nach den neuesten und besten Quellen einige Züge und Eigentümlichkeiten jenes Landes hervorzuheben suchen.

Vom geographischen Gesichtspunkte aus kann man Sibirien bezeichnen als einen ungeheuren halbmondförmigen Landstrich, der sich längs der nördlichen Küsten Asiens hinzieht und seine hohle oder konkave Seite dem arktischen Ozean zugekehrt. Ein solch ungemein großes Land ist natürlich nach seinen physikalischen Eigentümlichkeiten nichts weniger als einförmig und der Grad seiner Unfruchtbarkeit wechselt mit seiner Breite und Oberflächenbildung. Sein südlicher, an den Grenzen von Turkestan und dem Chinesischen Reiche liegende Saum ist reich bewässert und fruchtbar. Weiter nördlich liegen die Bergwerksdistrikte und jenseit

Digitized by Google

derselben die Waldregion, welche für den Anbau ungeeignet gilt, weil ihr ganzer Flächenraum mit einem mehr oder minder dichtem Anflug von verschiedenen Nadelhölzern bedeckt ist, in deren Waldesdunkel die mancherlei Pelztiere eine Heimat finden. Am weitesten nach Norden erstreckt sich dann die Tundra, ein unabsehbarer Landstrich, welcher sich den Küsten des Polarmeeres entlang in einer Länge von mehr als 600 geographischen Meilen und in einer wechselnden Breite von 25—90 geogr. Mln. ausdehnt. Die Tundra ist im allgemeinen niedriges Flachland, baumlos, von einer traurigen Eintönigkeit der Landschaft, mit einem bis zu gewaltiger Tiefe eisenhart gefrorenen Boden, welchen der kurze Sommer nur bis zu einem Fuß unter der Oberfläche aufzutauen vermag. Und dennoch gibt es, so trostlos dieses Land auch ist, gegen seinen inneren Rand hin zahlreiche kleine Thäler, welche Seebohm „als vollständige Gärten der prächtigsten wilden Blumen schildert, die von Tausenden und aber Tausenden munterer Vögel wimmeln, welche sich zur Sommerszeit eines beständigen Tages erfreuen."

Wie sich aus der Beschaffenheit des Landes schließen läßt, ist Sibirien sehr dünn bevölkert, denn es umfaßt auf einem Flächenraum von fast 12 ½ Mill. Q.-Km. nur eine Bevölkerung von viertehalb Millionen Seelen, und manche deutsche Stadt dritten Ranges zählt mehr Einwohner, als eine ganze sibirische Provinz.

Sibirien ist sozusagen erst spät entdeckt worden, denn es ist sogar den Russen erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt geworden; diese haben jedoch seither wiederholte Einfälle in dasselbe gemacht und die eingeborenen Stämme allmählig überwältigt, bis man jetzt sagen kann, es sei wirklich dem Szepter des Zars unterworfen. Es ist zu Zwecken der Regierung seit 1822 in zwei ungeheure, aber ungleiche Teile, in West- und Ostsibirien, geschieden, deren jedem ein Generalgouverneur vorsteht, und die beide weiter in Distrikte und Provinzen eingeteilt und von Beamten verwaltet sind, welche sämtliche Befehle von dem Generalgouverneur erhalten und sich nur durch ihn an den Hof von St. Petersburg wenden können. Die Religion der Bevölkerung ist eine sehr gemischte, denn neben der griechisch-russischen Kirche walten hier eine Bastardform des Christentums, der Schamanismus und neben diesem der Buddhismus vor.

Die ursprünglichen oder eingeborenen Rassen von Sibirien spalten sich in mehrere Abteilungen: Wogulen, Ostjäken, Burjäten u. s. w., im ganzen 20, von welchen viele dem Ethnologen ganz interessante Punkte des Studiums darbieten. Alle diese Rassen sind in der Regel klein von Statur, mit dem runden, breiten Gesicht und den vorstehenden Backenknochen der Mongolen. Ihre Wohnung, Kleidung und Sitten sind noch von einem sehr rohen und primitiven Typus. Sie bauen anscheinend selten Häuser, sondern begnügen sich mit Jurten oder Hütten, erbaut aus einigen in den Boden oder in den Schnee gestoßenen Pfählen, welche mit Fellen oder Birkenrinde gedeckt werden. Im Winter beschäftigt die Männer vorzugsweise die Jagd der wilden Tiere um der Pelze willen, und wenn der Winter vorüber ist, führen diese Leute ein träges, müßiges Leben, lungern schlafend oder rauchend in ihren Hütten herum und atmen eine Atmosphäre ein, welche nur wenige europäische Lungen ertragen können, denn Schwärme von Stechfliegen zwingen sie, ihre elenden Hütten mit erstickendem Rauch zu erfüllen, der wenigstens einigermaßen die peinigenden Insekten vertreibt. In Sachen der Kleidung sind die wesentlichsten Kleidungsstücke bei Männern und Frauen einander genau gleich, und wenn die Weiber sich nicht das Gesicht mit einem Schleier bedeckten, würde es einem Fremden sehr schwer fallen, sie nach den Geschlechtern voneinander zu unterscheiden. Ihre Beine und Füße stecken in Hüllen von Tierhaut; aus demselben Stoffe, aber nur die Haare nach innen gewendet, ist das einer französischen Bluse ähnliche Oberkleid oder äußere Kleidungsstücke angefertigt, bestehend aus Häuten, welche in Sackform zusammengenäht, mit einer Oeffnung, um den Kopf hindurchzustecken und mit Aermeln versehen sind. Ein Paar Handschuhe, die Haarseite nach außen gekehrt und eine Kapuze, um Hals und Kopf zu bedecken, vervollständigen ihre Ausrüstung. Ihre Kleidung ist ganz dem rauhen Klima angepaßt, worin sie leben, und so konstruiert, daß sie die freie Thätigkeit und Bewegung des Körpers bei ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd, so wenig wie möglich behindert.

Viele der Sitten und Gewohnheiten dieser Völkerschaften sind sehr sonderbar. Gleichzeitig mit vieler Rohheit und Einfachheit haben sie einen hohen Grad von Scharfsinn und Fähigkeit. Ein Ostjäke z. B. kann bei Nacht die Zeit sehr genau angeben, indem er sie nach der Stellung des großen Bären beurteilt, und da dieses Standbild mit der Jahreszeit seine Stellung wechselt, so schließt dieses Verfahren eine Berechnung von ziemlichem Umfang von Seiten der Ostjäken ein. Gleich allen barbarischen und halbbarbarischen Rassen, zeigen auch diese eine große Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen. Wenn sie Eichhörnchen, Hasen u. s. w. wegen ihres Pelzwerks schießen, so tragen sie Sorge, daß das Tier nur in den Kopf getroffen wird, und hierin fehlen die Eingeborenen selten, obwohl ihre Büchsen sehr plump gebaut sind. Nicht minder geschickt führen sie Pfeil und Bogen, ihre gebräuchlichste Waffe. Ihre Art und Weise des Lachsfangs, wie sie ein Kosakenoffizier erzählt, ist eigentümlich. Als er an der Spitze einer Abteilung durch das Land marschierte, lagerte er eines Abends an den Ufern eines Flusses und beobachtete am anderen Morgen einen der Eingeborenen, wie er in einen benachbarten Wasserpfuhl hineinwatete und dort regungslos wie eine Bildsäule stehen blieb, den Speer hoch geschwungen und seine scharfen Augen fest auf das Wasser gerichtet. Nicht die leiseste Bewegung zeigte daß Leben in dieser Gestalt sei, bis der Speer mit Blitzesschnelle vorwärtsgeschleudert und ebenso rasch wieder

Digitized by Google

zurückgezogen wurde, wobei ein schöner Lachs an der mit Widerhaken versehenen Speerspitze zappelte. Dreimal binnen 20 Minuten ward dieses Verfahren wiederholt und jedesmal lohnte ein Fisch die Geschicklichkeit des Eingeborenen. Und dennoch verwenden diese ihre Geschicklichkeit und Findigkeit nur in geringem Maße auf die Annehmlichkeiten und Künste des Lebens. Die Tungusen z. B. bedienen sich der Renntier- und Bärenfelle als Betten; da sie aber die Kunst des Gerbens noch nicht erfunden haben, so werden diese Felle, so lange sie nicht im Gebrauche sind, unter dem Schnee vergraben, wodurch das Ausfallen der Haare verhindert wird. Diese selbe Völkerschaft zeigt eine merkwürdige gedankenlose Sorglosigkeit, denn die Tungusen fressen in einer Nacht die Lebensmittelvorräte beinahe für eine ganze Woche auf und hungern die übrigen 6 Tage. Diesem Fehler muß aber ihre Ehrlichkeit, ihre Verachtung von Raub und Diebstahl, welche sie für unverzeihliche Sünden halten, gegenübergestellt werden.

Unter den Burjäten, einem anderen halbwilden sibirischen Stamm, ist für die Entdeckung eines Diebstahls eine Zeremonie üblich, welche eine starke Familienähnlichkeit mit einigen von den Methoden hat, deren man sich früher bei uns zur Entdeckung der Hexerei bediente. Wenn nämlich ein Diebstahl stattgefunden hat, so holt man einen Schamanen oder Zauberer, um den Schuldigen zu ermitteln. Der Schamane legt seine Trommel und seine Kleider vor die glühende Asche eines Feuers, der des Diebstahls Verdächtige wird mit dem Gesicht nach der Sonne in die Nähe dieser Kleidungsstücke gesetzt, und muß in dieser Lage die furchtbarsten Verwünschungen auf sein eigenes Haupt herunterbeschwören, falls er schuldig ist. Der Zauberer, welcher ihn dabei scharf in's Auge faßt, tritt nun herzu und wirft Butter auf die Glut, worauf der Angeschuldigte über die Trommel und die Kleider schreitet, etwas von dem Rauch einatmet, welchen die Butter erzeugt, zur Sonne emporblickt und das leuchtende Gestirn beschwört, ihn des Lichts und der Wärme zu berauben, wenn er falsch geschworen habe. Dann muß er in den Kopf eines Bären beißen, welche Freiheit das Tier geduldig ertragen wird, wenn der Angeschuldigte unschuldig ist; hat er dagegen einen Meineid geschworen, so wird ihm Petz das Kompliment mit Zins und Zinseszins zurückgeben. Dieser Brauch kömmt nun allerdings in neuester Zeit ab, weil die Burjäten, selbst wenn sie sich ihrer Unschuld bewußt sind, eine Abneigung gegen diese Zeremonie haben und die Ueberzeugung des Schamanen bezüglich des Vermögens des Bären, immer richtig über Schuld und Unschuld zu urteilen, sich nicht aneignen können.

Unter den verschiedenen Stämmen existieren noch manche seltsame, abergläubische Vorstellungen. Stirbt ein Gilak und wird begraben, so errichten die bekümmerten Verwandten ein hölzernes Häuschen über seiner Asche, und da sie glauben, die Seele nehme nach dem Tode ihren Aufenthalt im Körper eines Lieblingshundes, so wird dieses unglückliche Tier auf dem Grabe seines früheren Herrn geopfert, nachdem es zuvor für diese Gelegenheit gemästet worden ist. Wiederum wird sich ein Gilak schwer gekränkt fühlen, wenn Du ihn um Erlaubnis bittest, Deine Pfeife an seinem Feuer anzünden zu dürfen, denn er glaubt steif und fest, daß ein einzelner aus seiner Behausung hinweggenommener Funke irgend ein großes Unglück, wie den Tod eines nahen Verwandten oder Freundes oder einen gänzlichen Mißerfolg auf der Jagd oder dem Fischfang veranlassen werde. Das Renntier nimmt mit Recht eine hervorragende Stelle in der Achtung und Liebe der Sibirier ein. Manche Stämme besitzen zwar große Heerden Renntiere, bethätigen aber die größte Abneigung, diese Tiere zu Nahrungszwecken zu töten, und leben beinahe ausschließlich von den Körpern des Wildes, welches sie wegen seines Pelzwerkes erlegen. Wenn eine Familie nicht sehr reich ist, so denken ihre Mitglieder nicht eher daran, ein Renntier zu schlachten, als bis sie acht Tage lang gehungert haben. Diese halb abergläubische Verehrung der Renntiere nimmt bei den Korjäken und Tschuktschen eine seltsame Gestalt an. Sie werden einem Reisenden so viel tote Tiere verkaufen, als er nur immer haben will, allein weder Geld noch gute Worte noch Branntwein wird sie bewegen, ein einziges Tier abzulassen, so lang noch ein Funke Leben in ihm ist. Man kann ihm fünfhundert Pfund Tabak für ein Renntier bieten, und er wird sie ausschlagen; ist aber das Renntier geschlachtet, so kann man das ganze Tier um eine Schnur Glasperlen bekommen. Während des drittehalbjährigen Aufenthalts der Mitglieder der russisch-amerikanischen Telegraphengesellschaft an verschiedenen Orten in Sibirien gelang es keinem einzigen derselben, auch nur Ein lebendes Renntier von den Korjäken oder Tschuktschen zu kaufen, obwohl man ihnen ungeheure Preise an Tabak, kupfernen Kesseln u. s. w. für diese Tiere bot, welche den Käufern eine absolute Notwendigkeit waren. Sie verdankten den Tungusen diejenigen Tiere, welche sie bekamen.

Derselbe hier erwähnte Volksstamm der Korjäken hat noch eine andere Eigentümlichkeit, welche er sehr stark und geflissentlich zur Geltung bringt, nämlich eine Ueberzeugung, daß alle Menschen gleich seien, weshalb sie sich auch weigern, irgend einem Individuum, wie hoch auch sein Rang sei, persönliche Hochachtung zu zollen. Ein heiteres Beispiel von diesem demokratischen Gefühl wird in Verbindung mit einem russischen Major erzählt, welcher dasjenige, was er von den Eingeborenen wünschte, dadurch bekommen wollte, daß er sie mit einem passenden Gefühl seines Ranges und seiner Macht erfüllte. Zu diesem Zwecke berief er eines Tages einen der ältesten und einflußreichsten von ihnen und ließ es sich angelegen sein, ihm durch den Dolmetscher zu erklären, wie reich er sei, welchen Rang er einnehme, welche ungemeinen Machtvollkommenheiten und Hülfsmittel in Verhängung von Bestrafung oder Belohnung er besitze, und wie passend es sei,

Digitized by Google

daß jene armen wandernden Heiden ihm mit Ehrfurcht und Verehrung begegneten. Der auf seinen Hacken kauernde alte Korjäke hörte diese Aufzählung der Attribute des Offiziers an, ohne eine Miene zu verziehen; endlich aber, als der Dolmetscher fertig war, stand er langsam auf, schritt mit unverwüstlichem Ernste auf den Major zu und klopfte ihm mit der wohlwollendsten, gönnerhaftesten Herablassung auf den Kopf. Der Major errötete und brach in ein Gelächter aus, versuchte aber niemals wieder einem Korjäken Respekt einzuflößen.

Allein alle diese eingeborenen Rassen mit ihren Seltsamkeiten in Denk- und Handlungsweise, mit ihren eigentümlichen und sonderbaren Bräuchen von Heirat, Tod und Begräbnis, sind ein dem Untergang geweihtes Volk. Ihre Unterwerfung durch die Russen hat ihnen zwar mancherlei Vorteile gebracht, aber auch die Einführung von Branntwein und Krankheiten, welche unter ihnen viel Unheil anrichten. Die Fehden der einzelnen Stämme untereinander haben übrigens jetzt aufgehört und die verschiedenen Rassen können nun ihre Aufmerksamkeit den Künsten des Friedens zuwenden; allein dennoch schwinden sie rasch dahin, denn so breit und geräumig jener ungeheure Flächenraum von Steppe und Tundra auch sein mag, so ist er doch zu eng, als daß Eroberer und Bezwungene darin nebeneinander wohnen könnten. Es mögen noch Jahre darüber hingehen, bis sich das Geschick dieser eingeborenen Rassen von Sibirien erfüllt, aber zum endlichen Aussterben und Untergang sind sie unfehlbar bestimmt.

Sibirien ist reich an Mineralien und in diesen und Pelzwerk findet der hauptsächlichste Handelsverkehr statt. In den an Rußland stoßenden südwestlichen Distrikten sind schon seit zweihundert Jahren Eisengießereien betrieben worden, obwohl die meisten Manufakturen erst in neuerer Zeit entstanden sind. Zu Newiansk im Ural wird sehr gutes Stabeisen erzeugt, welches, in Hausgeräte und Werkzeuge verarbeitet, seinen Weg nach allen Teilen Sibiriens findet. Die früher erwähnten plumpen Büchsen werden ebenfalls dort verfertigt, kosten per Stück nur ungefähr 30 Mark, sollen aber an genauem Schusse den Vergleich mit den Meisterstücken englischer Büchsenmacherei auszuhalten imstande sein. In anderen Distrikten gibt es Kupfer- und Eisenwerke, Bergwerke auf Kupfererze, welche Malachit liefern, und wertvolle Platinlager. Die Regierungshüttenwerke in Baratschinsk liefern Kanonenkugeln und Granaten; in Kamensk werden schwere Geschütze gegossen. In den Kirgisensteppen findet man eine Menge Salpeter, welcher von den Eingeborenen zur Verfertigung ihres groben Schießpulvers verwendet wird. Im Ural gibt es Steinbrüche auf Porphyr, Jaspis und Achat, welche auf Maschinen der sinnreichsten Art zu gewaltigen Säulen verarbeitet werden. Die Arbeit, welche dazu erfordert wird, eine solide Säule aus diesem harten Gestein zu schneiden, ist kolossal, und die Arbeiter bedienen sich eines sehr geschickten Hülfsmittels, welches ihre Mühe erleichtert. Wenn sie denjenigen Teil Jaspis, welchen sie ablösen wollen, ausgewählt haben, so bohren sie auf die ganze Länge des Blockes, bis zu der erforderlichen Tiefe Löcher, welche nur wenige Zoll voneinander entfernt sind. Wenn diese Operation geschehen ist, treiben sie Pflöcke von vollkommen trockenem Birkenholz in diese Löcher und gießen Mengen von Wasser darauf. Diese saugt das trockene Holz, schwillt davon auf und der hierdurch auf der ganzen Länge der Linie gleichzeitig ausgeübte Seitendruck sprengt den hartnäckigen Block von seinem Lager ab, daß er von seinen scharfsinnigen Angreifern im Triumph heruntergelassen werden kann. Der so gewonnene Jaspis ist von dunkelgrüner Farbe, und die ungeheuren Vasen, welche man hie und da aus diesem Material gefertigt sieht, werden in Kolywan hergestellt. Außer den vorerwähnten Materialien erzeugt Sibirien auch Glimmer und Graphit, und von Jakutsk aus wird ein bedeutender Handel mit fossilem Elfenbein betrieben.

Viele Jahre lang litt der sibirische Handel unter der Abwesenheit eines Verkehrsmittels zwischen Europa und den Nordküsten jenes Landes. Drei große Ströme münden von Sibirien aus in's Polarmeer: der Obi, der Jenisei und die Lena, und man war überzeugt, daß, wenn eine Verbindung zur See mit den Mündungen des einen oder des anderen dieser Ströme hergestellt werden könnte, das Problem des sibirischen Handels gelöst werden würde. Kapitän Wiggins von Dundee war der Ansicht, diese Aufgabe sei zu verwirklichen; im Sommer 1874 erprobte er mit Erfolg die Richtigkeit seiner Ansicht, denn er segelte am 3. Juni von Dundee und erreichte am 3. August den Golf des Obi. Im folgenden Jahre nahm der unerschrockene Forscher Nordenskjöld ebenfalls die Sache in die Hand und es gelang ihm, in einer norwegischen Sloop die Mündung des Jenisei zu erreichen, den Strom hinanzufahren und sich über Land nach St. Petersburg zu begeben, während sein Fahrzeug zur See nach Norwegen zurückkehrte. Seither sind ihm viele Erforscher gefolgt und die Ausführbarkeit eines Seeweges zwischen Europa und den Nordküsten Sibiriens ist vollständig dargethan. Dies war alles, was zur Entwicklung des Handels mit Nordasien als nötig erschien, und nun dieser Zweck erreicht ist, dürfen wir hoffen, daß die prächtigen Erzeugnisse von Sibiriens Mineralien und Pelzwerk leichter ihren Weg auf die europäischen Märkte finden und daß die Sibirier selbst entsprechende Vorteile von einer höheren Art finden werden, weil sie auf diese Weise in innige Berührung mit den großen Zentren der Zivilisation kommen. (C. J.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die kaiserliche Universität in Tokio. Denjenigen unter unseren Lesern, welche mit dem geistigen

Digitized by Google

Fortschritt der Japaner in den jüngsten Jahren nicht bekannt sind, wird der Kalender der kaiserlichen Universität in Tokio eine wahre Enthüllung bringen. Er ist in englischer Sprache verfaßt und hübsch gedruckt und bietet manche interessante Punkte. Wir erfahren daraus, daß die Teikogu Daigaku oder kaiserliche Universität durch eine kaiserliche Verordnung vom 1. März 1886 organisiert wurde. Die frühere Universität Tokio und die Ingenieur-Hochschule sind mit dem gegenwärtigen Institute verschmolzen worden. Die Universität steht unter der Aufsicht des Staatsministers für das Unterrichtswesen und hängt für ihre Einkünfte von jährlichen Bewilligungen aus dem Schatze der kaiserlichen Regierung ab. Die verschiedenen Gebäude, Hörsäle, Kanzleien 2c. der Universität, die Bibliothek, die Hochschule für Rechtsgelehrtheit, Heilkunde, Litteratur und Wissenschaften, das mit der Medizinschule verbundene Hospital und die Schlafsäle jener 4 Kollegien oder Hochschulen — kurzum die ganze Universität mit Ausnahme der Ingenieurschule, welche ihr zeitweiliges Lokal anderswo hat — liegen auf ausgedehnten Grundstücken in der Nähe von Tokio. In der Verordnung, durch welche die Universität gegründet wird, ist als ihr Zweck dargelegt „der Unterricht in solchen Künsten und Wissenschaften, welche für die Zwecke des Staates erforderlich sind, und die Verfolgung origineller Forschungen in derartigen Künsten und Wissenschaften." Dem Vorsteher oder Vorsitzenden der Universität steht zur Seite ein Ausschuß von Räten, denen die curricula der Studien und die Förderung der Interessen der Universität und derjenigen der einzelnen Kollegien obliegen. Diese Räte wählt der Unterrichtsminister aus der Zahl der Professoren, und jedes Kollegium ist zu zweien derselben berechtigt. Ihre Dienstzeit umfaßt fünf Jahre. Jedes Kollegium hat einen Direktor oder Dekan, welcher von den Professoren desselben gewählt wird. Das akademische Jahr dauert vom September bis zum Juni und besteht, wie in England, aus drei Terminen. Der Zutritt zu der ersten Jahresklasse ist nur solchen Studenten gestattet, welche den Kurs in einer der höheren Mittelschulen vollendet oder eine von den Universitätsbehörden angeordnete Prüfung bestanden haben. Das System der guten und schlechten Noten, marks, ist in voller Geltung und wird durch ausgedachte und wohlerwogene Vorschriften geregelt. Es gibt auch ein System von freiwilligen Studien, und für fleißige, würdige und bedürftige Studenten sind eine Menge von Stipendien und Kosttischen vorgesehen. In Verbindung mit der medizinischen Fachschule ist für ein Hospital gesorgt, worin solche Patienten aufgenommen werden, deren Krankheitsfälle als lehrreich für medizinische und chirurgische Praxis und Forschung erachtet werden. Das Hospital enthält fünf Säle und im ganzen 216 Betten. Wissenschaftliche Forschungen nach dem Wesen der „Kakke", einer Japan eigentümlichen und unter dem Volke sehr verbreiteten Krankheit, werden hier beständig fortgeführt. Die Bibliothek, welche 180,000 Bände enthält, und die Museen und Sammlungen sind ausgedehnt und trefflich angeordnet, und außer der Sternwarte besteht noch ein besonderes Observatorium zum Studium der Erdbeben-Erscheinungen. Die allgemeinen Ergebnisse dieser Beobachtungen werden von Zeit zu Zeit in englischer und japanischer Sprache veröffentlicht. Es ist auch ein botanischer Garten und ein marines biologisches Laboratorium vorhanden.

Die Universität hat nun 540 Studenten, wovon sich 183 der Rechtswissenschaft, 204 der Heilkunde widmen, 81 die Ingenieur-Fachschule, 23 die Litteratur- und 30 die (natur-)wissenschaftliche Fachschule besuchen. Das curriculum ist staunenswert umfassend und die Ankündigung der Lehrkurse gleicht ganz derjenigen der deutschen Universitäten. Der Körper der Professoren und Lehrer umfaßt eine Anzahl Europäer und Amerikaner, aber auch viele Eingeborene, welche entweder im Lande oder in Europa ihre akademischen Grade erworben haben. Unter den von diesen Professoren und Lehrern vertretenen Universitäten (d. h. denjenigen, auf welchen diese promoviert haben) sind zu nennen: Berlin, Paris, London, Straßburg, Leipzig, Erlangen, Heidelberg, Dublin, Göttingen, Tübingen, Freiburg, Glasgow, St. Andrews, Edinburgh und München in Europa und die Hochschulen Columbia, Yale, Harvard, Johns Hopkins, Michigan, Cornell, Hamilton, Amherst und Stevens in den Vereinigten Staaten.

* Der Kanal von Catanzaro. Ein italienischer Abgeordneter und ein Senator, die Herren Fazzari und Morandini, haben der italienischen Regierung einen Plan für einen Schifffahrtskanal vorgelegt, welcher für die Schifffahrt auf dem Mittelländischen Meere von hoher Wichtigkeit sein würde. Es handelt sich darum, das Tyrrhenische und das Jonische Meer durch einen Kanal von großem Durchschnitt zu verbinden, welcher die Provinz Catanzaro im südlichen Teil von Italien durchschneiden würde. Der Plan geht vom Golfe Santa Eufemia aus und endet in den Golf von Squillace. Die Schiffe, welche sich dermalen vom Tyrrhenischen nach dem Jonischen Meer begeben müssen, sind gezwungen, entweder um ganz Sicilien herumzufahren oder die Faro-Spitze zu umfahren und ihren Weg durch die Meerenge von Messina zu nehmen. Die direkte Fahrt durch die Provinz Catanzaro wird diese Fahrt bedeutend abkürzen und weit mehr Sicherheit darbieten. Die Ingenieure Bucchia und Turazza, und der Geognost Lotti haben sehr genaue Studien über das fragliche Terrain aufgenommen. Das Tracé des Kanals ist in der Weise bestimmt worden, daß man von der Seite des Golfes von Santa Eufemia her den Lauf des Flusses Amato, von der entgegengesetzten Seite denjenigen des Coraco benützen kann. Durch die Korrektion dieser beiden Flüsse hofft man einen Flächenraum von 80,000 Hektaren ertragsfähig zu machen. Der Kanal wird in einem Terrain, das wenig Schwierigkeiten darbietet, eine Länge von siebenunddreißig Kilometern haben. Dieser neue Seeweg wird eine bedeutende

Digitized by Google

Wichtigkeit für die Handelsbewegung der Häfen Gibraltar, Marseille, Livorno und Neapel, sowie für die Schifffahrt nach dem Orient haben. Die Urheber des Projekts rechnen darauf, daß allein der Ertrag der zahlreichen produktiv gemachten Ländereien hinreichen wird, die Zinsen des Baukapitals zu decken.

* Aus der Polarregion. Trotz der Erfolglosigkeit und der schmerzlichen Entwickelung, welche alle seither angestellten Versuche, den Nordpol zu erreichen, gehabt haben, werden doch in den Vereinigten Staaten immer wieder neue Expeditionen zu dem Zwecke ausgerüstet, die Polarregionen auf Wegen zu erforschen, welche seither noch nicht eingeschlagen worden sind, und mit Hülfsmitteln und Vorkehrungen, welche den früheren Reisenden gefehlt haben. Herr Alexander MacArthur, seither Beamter der Hudsons-Bay-Kompagnie, hat am jüngstvergangenen 13. Februar Winnipeg verlassen, in der Absicht, das Fort Churchill zu erreichen und von da der Westküste der Hudsons-Bay entlang zu fahren und sich dann durch König-Wilhelms-Land und den Golf von Boothia Felix nach Nordwesten zu wenden. Dies sind gerade jene Gegenden, wo die Expedition von Roß in den Jahren 1829—1833 so furchtbar gelitten hat, und wo diejenige des Kapitäns Franklin zu Grunde gegangen ist. MacArthur beabsichtigt, einen Winter in König-Wilhelms-Land zu verbringen und den folgenden Winter nach dem Norden vorzudringen, indem er über den Lancaster-Sund setzt und der Ostküste von North-Devon folgt; von hier würde er nach den wenig bekannten Inseln von Grinnell's-Land übersetzen, welche ihm nach seiner Ansicht einen sichern Weg nach dem Norden darbieten werden. Er beabsichtigt, drei oder vier Jahre auf dieser Reise abwesend zu sein.

So dankenswert aber auch alle Versuche sind, in jenen unwirtlichen Gegenden des äußersten Nordens neue Forschungen anzustellen, so fürchten wir doch, es werde Herrn Alexander MacArthur nicht gelingen, unsere bisherige Kunde von jenen Polarregionen auf diesem Wege wesentlich zu vermehren; er wird sich eher mehr und mehr von den unausweichlichen Gefahren derartiger Unternehmungen überzeugen müssen, deren beinahe absolute Unfruchtbarkeit seither das einzige zu konstatierende Ergebnis war, ungerechnet die Leiden, Mühsale und das Elend, welche die kühnen Forscher ausstehen mußten, und die schmerzlichen Verluste, welche Wissenschaft und Menschenleben zu beklagen haben.

* Der Fluß Ikpikpuk in Alaska. Man wußte, daß zwischen dem Fluß Buku und dem Eismeere ein Fluß vorhanden war, von welchem die Eingeborenen häufig sprachen. Dieser Fluß ist der nun zum erstenmale erforschte Ikpikpuk, welchen der Fähndrich Howard von der Flotte der Vereinigten Staaten hinabgefahren ist. Er verließ mit dem Matrosen F. J. Price am 12. April 1886 das Fort Cosmos mit dem Auftrage des Lieutenants Stoney, Alaska vom Putnam-Flusse bis zur Barrowspitze zu durchqueren — eine Region, in welche seither noch kein Weißer eingedrungen war. Er nahm zwei Schlitten und sechzehn Hunde mit, um so viel Lebensmittel und sonstiges Material zu tragen, als für diese lange Reise erforderlich war. Herr Howard sollte jeden Tag seine Position durch astronomische Beobachtung bestimmen. Er bestrebte sich nun, eingeborenen Stämmen zu begegnen, mit denen er immer so weit reiste, bis er wieder einem anderen Stamm empfohlen wurde. Er erhielt auf diese Weise immer ein Geleite von 30 bis zu 100 Personen auf einmal. Die Reise war eine sehr beschwerliche, die Kälte sehr streng, denn das Thermometer sank bis auf 30° C. unter Null herab und in den gebirgigen Gegenden mußte man das Gepäck auseinander nehmen und auf dem Rücken fortschaffen. Er ward übrigens von den Eingeborenen, welche noch nie einen weißen Menschen gesehen hatten, freundlich aufgenommen. Diese Rasse gleicht mehr den Eskimo als den nordamerikanischen Indianern und ist durchaus dem Gebrauch des Tabaks ergeben, denn Männer, Weiber und Kinder rauchen insgesamt. Herr Howard fuhr sieben Tage lang im Schlitten auf dem gänzlich gefrorenen Cadwell-Flusse; dann überstieg er eine Bergkette und entdeckte den Ikpikpuk, an dessen Quelle er vom 23. Mai bis 3. Juni lagerte. Von diesem Augenblick an hatte er mit dem Hunger zu kämpfen, da seine Lebensmittel ausgegangen waren, und da er sich nicht mit den Eingeborenen in den Genuß des faulenden Robbenspecks teilen konnte, so mußte er von Wurzeln leben. Als der Eisgang auf dem Ikpikpuk eintrat, nahm er einen aus trockenen Fellen zusammengenähten Kahn und befuhr damit den Fluß auf einer Länge von 200 e. Mln. Dieser bildet an seiner Mündung eine Menge Seen und Sümpfe, von denen einige 5 Mln. lang sind. Der Forschungsreisende gelangte mit seinem Kahne bis an das Gestade des arktischen Ozeans, welchen entlang er bis zur Barrowspitze fuhr; hier fand er Hülfe und konnte nach San Francisco zurückkehren. Er hatte auf diese Weise Alaska auf eine Länge von mehr als 1000 e. Mln. durchreist.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage darauf erschien, durch erstere angelockt, eine andere Bande der Timbiras, die zu ihrem Anführer einen Manajo-Wilden hatte. Letztgenannte Rasse bewohnt die obersten Teile des Pindaré und zeichnet sich besonders durch große Uebereinstimmung mit Europäern aus, indem sie weiß sind, blaue Augen, blondes Haar und einen ausgebildeten Bart haben. Man gibt sich, und zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit, vielfach der Vermutung hin, daß diese Wilden eine Mischlingsrasse von geflüchteten Holländern oder Engländern seien. Leider hatte ich nicht Gelegenheit, der Sprache nachzuforschen, denn diese vor allem dürfte einiges Licht über die Sache verbreiten.

Digitized by Google

Jener Anführer war als Kind von den Timbiras zum Gefangenen gemacht und es besteht die Sitte, vorzugsweise derartige Personen zu Chefs oder Anführern zu bestimmen, indem dieselben mit den Wegen auf befeindetem Gebiete vertraut sind. Ein mit mir gleicherzeit anwesender Brasilianer benutzte die Gegenwart der Timbiras, indem er den Capitaõ der Kolonie zu bestimmen wußte, die Kolonisten mit ihnen in den Wald zu schicken, um Copaiva-Oel ausziehen zu lassen. Eine gut durchdachte Idee, die durch alle Umstände, zumal bei der Abwesenheit des Direktors, begünstigt wurde. Auf solche Art umging der Unternehmer eine weite mühevolle Reise höher den Fluß hinauf zu den Dörfern der Gujajaras, wie er anfangs beabsichtigt hatte. Denn nur diese Wilden pflegt man zu diesem Geschäft aufzusuchen, indem die rohen arbeitsscheuen Timbiras noch zu wenig Vertrauen genießen und sich nur schwer gewinnen lassen. Hier jedoch gelang der Plan mit Timbiras. Mein Missionar machte den Dolmetscher und der Capitaõ verhandelte mit ihnen. Diese sollten, da sie mit den Lokalitäten, in denen die Copaiva-Bäume wachsen, besser vertraut sind, wie die seit Jahren dem Walde entwöhnten Gujajara-Kolonisten, als Führer dienen und die betreffenden Bäume anzeigen. Auf jede weitere Arbeitsleistung würden sie sich ohnedies nicht eingelassen haben. Jetzt war für den Kontrahenten ein passender Zeitpunkt gekommen, guten Willen zu zeigen, aber auch solchen auf anderer Seite hervorzulocken. Die Timbiras wurden aufs Neue beschenkt, was für das Gelingen des Plans notwendig war, denn kein Wilder traut den Versprechungen, nur sein Auge kann ihn jedes Mißtrauens überheben. Säbel, Gewehre, Angeln, wie überhaupt solche Gegenstände, die zum Gebrauch im Walde dienen konnten, wurden unter sie verteilt. Desgleichen bekam ein jeder zum Unterhalt für die nächsten Tage eine Portion Farinha, die sorgfältig in Bananenblätter eingewickelt und um den Hals befestigt wurde. Dies war alles, was man an Lebensmitteln verabreichte; für das übrige mußte das Gewehr oder die Angel sorgen. Einige der Timbiras wurden in ein ihnen geschenktes blaues Hemd gesteckt, denn sie selbst wußten es sich nicht anzulegen. Sie sahen diese Einkleidung gern, nahmen sich jedoch possierlich darin aus, indem ihr athletischer Bau das Hemd kaum über den Nabel gehen ließ. Obschon es solcherart den eigentlichen Zweck verfehlte, so wurde es dennoch als Gegenstand der Neuheit einige Tage getragen, bis das Gefühl der Unbequemlichkeit siegte.

Mit dem Abzuge der Kolonisten erreichte die Heidenwirtschaft der Kolonie ihren Höhepunkt. Es entwickelte sich nach allen Richtungen hin eine lebhafte Thätigkeit. Die Boote wurden in Bereitschaft gesetzt, um sämtliche Bewohner mit Weib und Kind in den Wald zu versetzen. Jeder packte seine Habe zusammen. Rechnet man noch Tabak, einen Kamm, Hund und Katze hinzu, so sind die sieben Hauswirtschaftsgegenstände aufgezählt. Selbst das vorhandene Vieh mußte die Wanderung mitmachen: ein Affe auf einem Hunde reitend, Hühner, Katzen und Papageien. Es war, wie man sieht, eine vollständige Uebersiedelung in den Wald, obwohl das Geschäft nur auf eine Dauer von 14 Tagen berechnet war. So ist die Art zu reisen bei den Wilden. Bei der beständigen Feindschaft mit benachbarten Stämmen wird eine unablässige Sorge um das Eigentum zu einer angeborenen Gewohnheit.

Ich schloß mich der bunten Truppe an, die, aus zwei Rassen bestehend, eine Hälfte nur halb gekleidet, die andere nackt gehend, einen drolligen Anblick gewährte. Alle waren nach den verschiedensten Mustern bemalt, und auf den Rücken der Weiber wie der Kinder sah man Packkörbe. Die Timbiras sollten, da die Boote überladen waren, zu Fuß gehen, mußten sich aber gefallen lassen, noch darüber ausgelacht zu werden. Sie hatten auf dieser Passage wegen der vielen Windungen, die der Fluß machte, diesen mehrmals zu durchschwimmen, wobei die umgehängte Farinha vollends unter Wasser kam. Durchnäßt solche einmal, so wird sie sauer und für den Genuß nachteilig.

Am ersten Tage ging die Expedition nicht weit, da man sich auf einer Haltestelle im Walde erst sammeln wollte und noch Hütten für die bevorstehende Nacht zu bauen hatte. Am folgenden Morgen wurde früh aufgebrochen und die Reise nun landeinwärts zu Fuß fortgesetzt. Alle mitgeführten Gegenstände mußten auf dem Rücken nach dem Orte ihrer Bestimmung geschleppt werden. Nur die Fässer, zur Aufnahme der Copaiva bestimmt, blieben am Landungsplatze zurück, um auf einem Gerüst aufgestellt und später auch daselbst gefüllt zu werden. Die Copaiva wird nämlich mühsam in einzelnen Kruken oder Calabassen herbeigetragen, da der Transport gefüllter Fässer durch den Wald ungleich größere Schwierigkeiten machen würde.

Die Bäume werden, nachdem sie von den Timbiras angezeigt sind, markiert, um später angebohrt zu werden. Unter den Bohrstellen — eigene, mit Aexten bis fast aufs Mark geschlagene Oeffnungen — wird ein Blatt oder ein Rohr angelegt, um den Saft in die untergestellten Calabassen zu leiten. Der Ertrag ist sehr verschieden; ein guter, noch nicht angezapfter Baum liefert 30 Flaschen innerhalb 24 Stunden, nach welchem Zeitraum der Fluß beendet ist. 40—50 Flaschen liefernde Bäume werden immer seltener, da man sie das hohe Alter nicht erreichen läßt. Die Indianen rechnen nach Potes, deren einer 12 Frascos à $2\frac{1}{2}$ Flaschen, also 30 Flaschen, enthält. Dieses Quantum bildet die gewöhnliche Manneslast auf Transporten. Wenn auch die meisten Bäume bedeutend weniger ergeben, als oben angeführt, so bildet doch die Einsammlung des Balsams immerhin ein vorteilhaftes Geschäft. Rechnet man den Durchschnittsertrag auf 18 Flaschen, so ergibt dies bei den bestehenden Preisen einen Wert von 18—20 Milreis. Einmal angezapfte Bäume pflegt man nicht wieder zu berühren, da aus solchen nur wenig oder gar nichts auslaufen würde. Der Gewinn ist groß und hat der Spekulation viel Glück, aber auch viel Unglück gebracht. Das Ziel der Unternehmer ist jetzt bedeutend höher den Fluß hinauf gerichtet, zum mindesten nach Buriti-pucu und Bacapaltiu, hinter welch letzterem Orte bereits die Niederlassungen der Manajo-Indianen beginnen. Hier findet man zu jeder Zeit die Indianen für sein Interesse bereit. Dieser Verkehr mit den Wilden begann vor etwa 30 Jahren und bedingte besonders in damaligen Zeiten die größe Waghalsigkeit, indem die unvermeidlich zu passierenden Timbiras noch roher und feindlicher gegen die Christen als gegen die Gujajaras waren. Schon die ersten Versuche indessen gelangen vortrefflich, indem sie sowohl den Unternehmern, als auch den Wilden, jedem in seiner Art, die erwünschten Vorteile brachten. Was leistet nicht der genügsame Wilde für ein einfaches Beil, für ein buntes Kleid oder eine blaue Perlenkette! Was schreckt wohl des Menschen Habgier zurück, wenn er Wege findet, sich zu bereichern! Angereizt durch die ersten Versuche, wagten immer mehr das Unternehmen, das um so abenteuerlicher, gefährlicher und im Glauben des Volkes um so sputhafter werden mußte, je tiefer man durch die fortschreitenden Ausbeutungen ins Innere vorzudringen hatte. Diese Spekulanten setzten sich harten Mühen, Entbehrungen und Gefahren aus, indem sie 20—30 Tage währende Reisen in die Wildnis zu unternehmen und, am Ziele angelangt, oft noch Monate in nicht besserer Lage zu verharren haben, um das Geschäft zu betreiben. Kein Wunder daher, wenn unter solchen Umständen, wo so fern von der Heimat und unter Barbaren Leben und Eigentum beständig in Gefahr schweben, wie bei der Goldgräberwut Californiens, bald Neid und Habergeist, Raubsucht und Mord entstanden. Niemand fragte nach den Mördern, und jeder verübte Mord blieb noch ungestraft, selbst wenn der Thäter bekannt war. Wo findet sich die nötige Zahl Zeugen und wie könnte die Justiz bis dahin ihre Thätigkeit erstrecken! Höchstens kann die Regierung, durch sie veranlaßt, militärische Besatzung an solchen

Digitized by Google

Stellen unterhalten. Ich sah ein Verzeichnis der seit 15 Jahren auf solche Art Ermordeten; die Zahl betrug über 30, worunter viele achtbare Individuen, Männer und Frauen, sich befanden. Dieses in wenigen, aber wahren Zügen gegebene Bild gibt dem fernen Leser eine Anschauung, wie die Gewinnung tropischer Produkte nicht immer ohne einen Tropfen Wermuth in des Lebens Becher verläuft. Lauern nicht diese Gefahren hier, so sind andere dort. Ueberhaupt führt uns die Bereisung des Pindaré zu der seltsamen, jedoch traurigen Beobachtung, daß man die weiße, sich zivilisiert nennende Menschheit mehr zu fürchten hat, als die rohen Timbiras. Diese rauben oder morden doch nur, wo Bedürfnis oder Not sie dazu verleitet, jene aber aus Neid oder eitler Habgier. Wer ist da, den Bildungsgrad vor Augen gehalten, vor der Geschichte vorwurfsfreier?

Der Gefahren ungeachtet ruht die Gewinnsucht nicht; sie läßt noch alljährlich einzelne Abenteurer das Wagnis wiederholen. Die Reise kann jedoch jährlich im glücklichen Falle nur zweimal gemacht werden, da der Fluß nur zur Regenzeit bis zu den letzten Stationen befahrbar ist. Einzelne versehen sich mit hinreichenden Lebensmitteln, um selbst während der Dürre — vom Juli bis Dezember — ausbleiben zu können. Kommt dann die Regenzeit aufs neue, so haben sie volle Ladung, während andere sich erst zur Reise anschicken. Sie sind natürlich allen übrigen ein Dorn im Auge, da sie ihnen mit sechsmonatlichen Ernten vorangehen und die besten Bissen vor dem Munde wegschnappen.

Sollen derartige Handelsunternehmungen gelingen, so genügen kaufmännische Berechnung und Beherztheit nicht allein; es sind auch nicht unbedeutende Mittel erforderlich, um ein Boot und Mannschaft auf Monate auszurüsten und sich mit den nötigen Tauschwaren versehen zu können. Die Bemannung eines Bootes erfordert sechs Ruderer, was schon bei dem bedeutenden Arbeitslohne eine ziemliche Ausgabe veranlaßt. In Bezug auf die mitzuführenden Lebensmittel dagegen kommt man verhältnißmäßig wohlfeil davon, indem man sich, landesüblich verfahrend, nur mit einem Vorrat von Farinha versieht und jede Fleischnahrung von Jagd und Fischerei erhofft. Einige notwendige Medikamente, wie Chinapulver, Brech- und Purgiermittel, ferner Jagd- und Fischereigerätschaften, sowie endlich eine reichliche Portion Branntwein, sind die Gegenstände, welche erforderlich sind, eine gewöhnliche Reise zu ermöglichen. Kaffee, Thee, Zucker und ähnliche Viktualien nimmt nur der Gebildete, an Abwechslung Gewöhnte mit.

Als mein Aufenthalt in der Kolonie Januaria beendet war und wir unsere Reise fortsetzen wollten, ereignete sich ein so unangenehmer wie unerwarteter Vorfall. Früh, vor Anbruch des Tages, waren meine von Sao Pedro mitgebrachten Indianen verschwunden. Da wir außer ihren Hängematten von meinen Sachen ein Gewehr, einen Säbel und ein Beil vermißten, so nahmen wir an, daß sie mit diesen Sachen in den Wald entwischt waren. Die Leute bezeigten schon von Anfang an eine Unlust zur Arbeit, welche mir mißfiel, doch dachte ich nicht im mindesten an solche Streiche. Da sie in Sao Pedro eine Frau hinterlassen hatten, so vermuteten wir, daß sie bis dahin sich zurückbegeben würden, indem sie zugleich als Feiglinge vor den Beschwerden der Reise, welche nun erst eigentlich begannen, zurückgeschreckt sein mochten. Indem ich einige mitleidige Aeußerungen über ihr Schicksal in den Wildnissen des Waldes machte, meinte der Missionar lakonisch: „Sao Bischos criados no Mato!" (Es sind Tiere — Würmchen — die im Walde erzogen sind!) Der Verlust dieser Leute verdroß mich weniger als der dadurch verursachte abermalige Aufenthalt.

Ich beeilte mich, den Capitao aufzusuchen, um Ersatz für die Flüchtlinge zu erbitten. Da legte sich eigenmächtigerweise der Sohn des Unternehmers, der sich der Truppe angeschlossen hatte, ins Spiel, indem er dem Capitao ausdrücklich untersagte, meinem Gesuche Folge zu leisten. Als denn auch letzterer abschlägig sich erklärte, indem er über seine ganze Mannschaft auf Grund des Kontraktes schon verfügt habe, brach mir denn doch über diese doppelte Dienstwidrigkeit die Geduld. Ich achtete des freundschaftlichen Verhältnisses, in dem wir zu einander gestanden, nicht mehr und trat ernst und drohend auf. Liefert dies nicht einen Beweis von der Willkür der herrenlosen undisziplinierten Bande! Dem Capitao schien es wenig einzuleuchten, daß er doppelt gesetzwidrig handle, wenn er eines ohnehin strafbaren Interesses halber den Anordnungen des Präsidenten sich nicht füge. Er blieb unerschütterlich und zeigte sich so wenig selbständig, seines Amtes so unwürdig, daß er sich einzig von der Entscheidung des jungen Brasilianers abhängig erklärte. Dieses junge Blut setzte im stillen unterdessen eine Berechnung auf, wonach ich ihm für zwei Indianen, auf die ich doch größere Ansprüche hatte als er, die namhafte Summe von 200 Milreis bezahlen sollte! Endlich, nachdem er sich die Sache wohl von einer anderen Seite überlegt haben und ihm ein Licht aufgegangen sein mochte, ward er geschmeidiger, stellte jedoch die Bedingung, erst das Begleitschreiben des Präsidenten zu erbrechen und zu lesen, um sich zu überzeugen, wie weit meine Befugnisse reichten. Nachdem dies geschehen war, ward mir vom Capitao die erbetene Mannschaft überwiesen. So gern ich nun augenblicklich die Kolonie verlassen hätte, um abermalige Fluchtversuche unmöglich zu machen, so war dies für die Kürze des Tages doch nicht geraten, indem man die nun folgende Strecke bis Presidio in starken Tagereisen zurückzulegen sucht, um mit den daselbst streifenden Timbiras möglichst wenig in Berührung zu kommen. Wir blieben daher auch noch die folgende Nacht in der Kolonie. Meine Indianen ließ ich aber streng bewachen und so war ich andern Morgens, den 13. Juli, so glücklich, der Kolonie Valet sagen zu können.

Oberhalb des Caru-Flusses hat der Pindaré die Hälfte seiner Größe verloren. Er zieht sich nun in einem engeren, ungleich gezogenen und oft ganz überwachsenen Bette hin. Die freie Aussicht ist versperrt, die Passage wird beständig schwieriger, indem die Strömung durch umgestürzte Baummassen an Kraft gewinnt, die Bäume aber unter großem Zeitaufwande mit der Axt aus dem Wege geräumt werden müssen, wenn sie nicht gar den Reisenden zwingen, das ganze Fahrzeug auszuladen. Dieses wird dann mit allen Kräften entweder über oder unter der Barriere hinweggeschleift, die Waren aber auf den Schultern hinübergetragen.

Hier sind gewöhnlich die von den Timbiras zu Aufenthalt oder Lauer ausersehenen Orte, wo die meisten Ueberfälle von ihnen verübt werden, weshalb man derartige Passagen mit aller Schnelligkeit zu bewältigen sucht. Wir mußten auch aus anderen Ursachen noch besonders vorsichtig sein; wußten wir doch die uns entflohenen Indianen streifend im Walde, die uns leicht an ihre Genossen verraten oder sonstwie einen unlauteren Plan angezettelt haben konnten. Alles schien geeignet, unseren Geist sich mit bösen Vorahnungen beschäftigen zu lassen. An einer „Paragem" (Halte- oder Raststelle) der Timbiras angelangt, hielten wir, um den Boden zu untersuchen und fanden auch frische Fußspuren, die sich in der Richtung gegen den Strom verliefen. Sogleich ließ ich blasen, um einem Indian meiner Mannschaft, den ich früh morgens behufs der Jagd am andern Ufer hatte aussteigen lassen, Signale zu geben, damit er sich wieder zu uns verfüge. Er antwortete aus einiger Entfernung oberhalb uns, wo er schon auf uns wartete, indem er, wegen ebenfalls entdeckter Fußspuren, nicht länger einsam durch den Wald zu gehen sich getraut hatte. Die Paragem bestand aus einem weiten, runden, gerodeten Platze mit einzelnen erloschenen Feuerstätten. Kaum hatten wir unseren Jäger aufgenommen und waren eine kleine Strecke weiter gefahren, so erblickten wir auch schon in einiger Entfernung unter den Bäumen stehend sechs Timbiras, die unsere Ankunft abzuwarten schienen. Als wir den Wilden entgegensteuerten, waren wir nicht ohne alle Besorgnis, die jedoch bald wich, als wir erkannten, daß sie

Digitized by Google

unbewaffnet waren, denn sie hatten als Friedenszeichen Pfeil und Bogen hinter den Bäumen versteckt. Sie hielten uns Fische entgegen, wogegen sie sich Farinha erbaten. Sobald ich solche austeilen ließ, erschienen noch mehr Timbiras aus einem Versteck, um gleichfalls ihren Teil zu erhalten. Sie rissen ein Stück Rinde von einem Baum, um dahinein die Farinha schütten zu lassen, wonach sie diese stehenden Fußes vor unseren Augen verzehrten. Dabei hielten sie sich jedoch in gemessener Entfernung, der eine hier, der andere dort, und allen merkte man eine gewisse Zaghaftigkeit wohl an.

Mein Missionar wandte nicht einmal die Vorsicht an, die erste verlassene Hütte zu überschlagen, um eine andere als Nachtquartier aufzusuchen. Er bildete sich ein, mit allen Timbiras bekannt zu sein und daß uns in seiner Gegenwart nichts geschehen könne. Wenn ich diese wie ähnliche Aussagen des Mannes auch für Charlatanerie hielt, so konnte ich mich nichts destoweniger dem Schlafe hingeben, da die Timbiras nur bei Anbruch des Tages ihre Angriffe unternehmen. Ich schärfte daher meinen Leuten nur die nötige Vorsicht für die frühesten Morgenstunden ein, und ehe der Tag dämmerte, konnten wir auch diesen Ort unverletzt verlassen.

Nachdem uns auf der weiten Reise von Monçao bis hierher kein Boot begegnet war, trafen wir heute deren zwei mit Copaiva-Oel beladen. Sie kamen von den Niederlassungen der Manajos und hatten 20 Tage zu einer Strecke gebraucht, die bei gutem Fahrwasser stromauf kaum so viel Zeit erfordert. Dieses Begegnen kam uns beiderseits trefflich zu statten, denn während die Kommenden stromab durch uns Bahn gebrochen fanden, durften wir stromauf für unsere Fahrt auf ein gleiches rechnen. Wir hatten gestern und heute nur ganz unbedeutende Strecken wegen der beständigen Trümmer, die im Flusse treiben, zurücklegen können.

Seit wir die Einmündung des Caru passiert hatten, ließen die lästigen Moskitos sichtlich nach; ein wahres Glück für diejenigen, welche diese Marter kennen, von welcher man Tag und Nacht zu leiden hat. Nach vielen schlaflosen Nächten war es endlich uns einmal vergönnt, die Glieder zu stärken; wir hatten auch nicht mehr nötig, die ganze Nacht Feuer dicht neben uns zu unterhalten, noch uns vom Lager aufstören zu lassen, um durch Bewegungen die Peiniger, wenn auch nur auf Momente, abzuwehren. Allerdings erschienen die sogen. Piums um so zahlreicher; sie sind aber Taginsekten und entfernen sich gänzlich um die sechste Abendstunde. So lästig diese Tiere dem Menschen sind, so hatte man mir doch deren Plage übertrieben und mich veranlaßt, dem Beispiele anderer folgend, Handschuhe und Gamaschen mitzunehmen. Von den ersteren habe ich nie Gebrauch gemacht, die letzteren waren mir jedoch sehr praktisch, da die Piums die Füße am liebsten umschwärmen, wo sie sich, weniger bemerkt, ansetzen können.

Den 15. Juli wurden mehrere Arten hühnerartiger Vögel geschossen. Mit wenigen Ausnahmen enthält die Provinz schöngefiederte herrliche Repräsentanten dieser so verzweigten Familie. Von der Größe eines Hahnes bis zu der eines Puters, sind sie von einfacher, aber schöner Zeichnung, stattlicher Haltung und stolzem Gange und trotz ihrer Schwere guten Fluges fähig. Charakteristisch ist an ihnen, wie auch ihren Verwandten, unserem Hausgeflügel, ein besonderer Kopfschmuck. Folgende verdienen besonderer Erwähnung:

Der Mutum, ein schwarzer, auf den Flügeln weißgefleckter Vogel. Gegen die allgemeine Regel unterscheidet sich das Weibchen durch eine schönere Holle vorteilhaft von dem Männchen; diese kann, je nach dem Gemütszustande, gesträubt und niedergelegt werden und besteht aus schmalen, 7 cm. langen Federn, welche rinnenartig umgelegt sind.

Mutum de fava, ein stolzer Vogel mit rabenschwarzem, glänzendem Gefieder. Das Männchen macht sich besonders prächtig durch seinen wachsartigen, zinnoberroten Schnabel, der in seiner oberen Hälfte wulstig, schneidig, aufstehend ist. Dies gab ihm den Namen, indem „Fava" Bohne heißt. Männchen und Weibchen dieses schönen Vogels werden häufig von Liebhabern in Käfigen gehalten. Auch gesellt man sie, da sie leicht zähmbar sind, dem Geflügel im Hühnerhofe bei, wo sie mit der Gravität eines Pfaues einherstolzieren. Sie stehen hoch im Preise, denn ein Paar wird gern mit 50 Milreis bezahlt.

Der Jacu, in anderen Provinzen Jacu-tinga genannt, ebenfalls ein herrlicher Waldvogel, der wohlverdient einen klingenden Namen trägt, denn die Naturgeschichte nennt ihn Penelope jacutinga. Dieser, wie auch der nachfolgende, kommt im Norden wie im Süden des Reiches vor und scheint sich vorzugsweise nach den Beeren der Jussara und ähnlicher Palmen zu ziehen, weshalb er zu einer Art Wandervogel wird, wo die Gegenden ärmer an Palmenspezies sind. Er ist ebenfalls schwarz und weiß getüpfelt, jedoch von zierlicher gewandter Haltung. Den Kopf schmücken lange, weißberandete Federn. Die nackte Warzenhaut zu den Seiten des Kopfes ist nicht weniger schön; sie spielt vom Weißen allmählich in Ultramarin, und endlich ziert den Vogel ein herabhängender roter Kehlsack.

Der Jacu bem, in anderen Provinzen Jacu genannt, indem man unter dem ersteren Namen einen anderen Vogel versteht, ist von der Höhe eines Huhnes, aber schlanker gewachsen mit langem Schnabel, grauschwarz, durch einen lebhaft rot gefärbten Kehlsack ausgezeichnet und von erstaunlicher Geschwindigkeit, sobald er mit anderen Vögeln jagt und spielt. Seine allzu große Zähmbarkeit läßt ihn leicht Katzen oder anderen Raubtieren zur Beute werden.

Den 17. Juli hielt ich Rasttag, um Herbarien zu ordnen und unsere Fleischvorräte durch neues Wild zu kompletieren. Es war ein bequemes in einer Einbuchtung gelegenes und von Vorgängern schon bereitetes Quartier.

„Im Trüben ist gut fischen" sagt ein altes Sprichwort, und wenigstens habe ich stets gefunden, daß da, wo das Wasser über schlammige Gründe sich hinzieht, besondere Fischarten anzutreffen sind. So trifft man hier unter anderen in solchen schleichenden Gewässern den grünen, glattschuppigen Jugu an, der ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hat. Außer diesem fingen wir auch noch einen Zitteraal, den sogenannten Poraque, durch seine elektrischen Schläge von allen gekannt und gefürchtet. Man verspeist nur einen geringen Teil desselben, nämlich das vordere Drittel des Unterleibes und benutzt das übrige als Köter für die gefräßigen Piranha. Bei einiger Ueberwindung, welche die Natur dieses sonderbaren Geschöpfes jedem einflößen muß, erkennt man das gebratene Fleisch für einen Leckerbissen, dessen Geschmack am besten mit zartem Kalbfleisch und dem Speckaal verglichen werden kann, nur ist es leider mit einer Menge kaum wahrnehmbarer Gräten durchsetzt. (Forts. folgt.)

So eben erschien:

Antiquar. Bücher-Katalog: Nr. XLVIII:

Geschichte. — Geographie. — Reisen. Gratis.

Berlin, Französ. Strasse 33a.

Paul Lehmann,

Buchhandlung und Antiquariat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 19. Stuttgart, 9. Mai 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ueber die Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts. Von A. Stauber. S. 361. — 2. Vergessene und untergehende Volksbräuche der nordfriesischen Inselbewohner. Von Christian Jensen auf Sylt. S. 364. — 3. Der siebente Deutsche Geographentag. S. 368. — 4. Das Post- und Telegraphenwesen der Argentinischen Republik im Jahre 1884. Mitgeteilt von H. Hartmann, Postsekretär in Berlin. S. 372. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 374. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 378.

Ueber die Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts.

Von A. Stauber.

Ein von dem vorbereitenden Komitee des siebenten Deutschen Geographentages zu Karlsruhe auf die Liste seiner Verhandlungen gesetzter Vortrag des Obengenannten verbreitete sich über die Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts. Der Vortragende ging aus von der ihm gelungenen Lösung einer wissenschaftlichen Preisfrage geographischer Natur, welche König Leopold II. von Belgien dem Wettkampfe der Nationen unterbreitet hatte.

Gegen Ausgang des Jahres 1881 war in verschiedenen deutschen Blättern zu lesen, daß der König von Belgien eine wissenschaftliche Preiskonkurrenz angesetzt habe „über die Mittel, welche anzuwenden, und die Maßregeln, welche zu ergreifen sind, um das Studium der Geographie zu popularisieren und den geographischen Unterricht in den Schulen aller Grade zu fördern."

Beredtes Zeugnis für die hochedle Gesinnung des Königs gibt sein Erlaß vom 3. Dezember 1874, worin derselbe für die Dauer seiner Regierung einen jährlichen Preis von 25,000 Francs aussetzt, bestimmt, die Werke der Intelligenz zu ermutigen. „Die Stiftung", so lauten die Worte Seiner Majestät, „hat nach meiner Absicht einen doppelten Charakter: Sie hat für's Erste den Zweck, die geistige Arbeit in Belgien anzuspornen; sodann aber soll sie die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Fragen von belgischem Interesse lenken und Belgien in Gemeinschaft setzen mit den Fortschritten, welche die Wissenschaften und Künste außerhalb machen."

So sollte denn je drei Jahre nacheinander eine national-belgische, jedes vierte Jahr eine internationale Bewerbung um den für Lösung einer wissenschaftlichen Frage bestimmten Königspreis stattfinden.

Das Thema des ersten internationalen Konkurses von 1881 hieß: die Mittel, um Häfen, welche an flachen und sandigen Küsten liegen, wie die belgischen sind, zu verbessern. Das oben wörtlich angegebene Thema geographischer Natur bildete den Gegenstand des zweiten internationalen Konkurses von 1885 und ist zugleich Gegenstand unseres Berichtes.

Die Konkurrenzschriften durften in den folgenden sechs Sprachen eingereicht werden: französisch, vlämisch, englisch, deutsch, spanisch, italienisch. Berichterstatter hat seine Arbeit in deutscher Sprache verfaßt und eingereicht.

Nach den Statuten sollte die Entscheidung über den Konkurs am Nationalfeste im September 1885 erfolgen; verschiedene Hindernisse aber haben für die Erledigung der Angelegenheit eine bedeutende Verlängerung dieser Frist beansprucht, so daß die Jury erst am 10. Februar des laufenden Jahres ihr Endurteil abgab. Dasselbe lautete dahin, daß die Jury dem Manuskripte mit dem Motto: „In necessariis unitas, in dubiis libertas" den Preis zuerkannte; nach Eröffnung des vorschriftmäßig beigegebenen versiegelten Couverts ergab sich der Name des Verfassers.

Die sieben Mitglieder der Jury waren: als Präsident J. Liagre, Generallieutenant a. D., früher Kriegsminister, jetzt ständiger Sekretär der königlichen Akademie zu Brüssel; Le Bon, Militärattaché der französischen, Oberst Tschitschagow, Militärattaché der russischen Gesandtschaft; Sir Travers Twiß, Mitglied der englischen Royal Society of Geography; Don Valera y Alcala di Galiano, spanischer

Digitized by Google

Geschäftsträger in Brüssel; Professor van Beneden in Löwen; Generalmajor a. D. Wouvermans, Präsident der königlich Geographischen Gesellschaft zu Antwerpen. Ein Deutscher hat demnach der Jury nicht angehört.

Wenn nunmehr in dem engen Rahmen, der hier gesteckt ist, der Inhalt der preisgekrönten Schrift skizziert werden soll, so kann das natürlich nur sehr im allgemeinen und mit ganz großen und flüchtigen Pinselstrichen geschehen. Auch konnte es bei der Arbeit selbst sich nicht darum handeln, die Dinge auf den Kopf zu stellen und lauter Neues zu bieten, sondern nur darum, lauter Richtiges und, wo möglich, alles Richtige zu bringen.

Der spezielleren Behandlung wurden einige prinzipielle Erörterungen und Forderungen vorausgeschickt, welche zur Erreichung des angestrebten Zieles unerläßlich erschienen.

Der etwas abstruse Entwickelungsgang, welchen der menschliche Geist zu nehmen beliebt oder, wenn wir wollen, zu nehmen gezwungen ward, brachte es mit sich, daß die Geographie zu jener Gruppe von Disziplinen gehört, welche erst in sehr junger Zeit von Gelehrten echt wissenschaftlich behandelt nnd vertieft und von einem größeren Publikum nach ihrem wahren Wert geschätzt werden. Ja, es tönten dem Verfasser in den Jahren, da er sich mit dieser Arbeit beschäftigte, gar manchmal Stimmen an die Ohren, welche allen Ernstes zu bezweifeln schienen, ob die Geographie überhaupt 25,000 Francs unter Brüdern wert sei. Wir alle müssen daran arbeiten, ihr zu höherer, wohlverdienter Wertschätzung zu verhelfen.

Soll aber diese Wissenschaft zu ihrem vollen Rechte kommen, so muß vor allem ein Hindernis, das der Entfaltung der Naturwissenschaften im allgemeinen und der Geographie im besonderen entgegensteht, aus dem Wege geräumt werden: eine falsche, verschobene und verschrobene Weltanschauung, welche die Erde und alles, was auf ihr ist, nicht als organisch gegliederten Teil eines organisch gegliederten Ganzen, sondern als eine heillose Massa damnata, betrachtet. Freilich nicht mit roher Gewalt, sondern auf dem Wege furchtloser Aufklärung muß dieser Wechsel bewirkt werden, nicht durch die Macht der Worte, sondern durch eine zur Naturrichtigkeit hin geänderte Auffassungsweise von der Welt und dem Dasein.

Als erstes Hülfsmittel zur Erreichung dieses Zieles erscheint ein gründlicher und methodischer Schulunterricht überhaupt, speziell in Geographie.

Diese Erwägung war es, welche den Verfasser bewog, Eingangs seiner Konkurrenzarbeit um Entschuldigung zu bitten, wenn er die Reihenfolge der Teile des Thema's umstürzte und, während er den ersten Teil zum zweiten machte, mit dem zweiten begann: Welches sind die Mittel und Maßnahmen, um den geographischen Unterricht in den Unterrichtsanstalten aller Grade zu fördern?

Bei diesem ersten Hauptteile ergibt sich als zwingend die Unterscheidung von niederen, mittleren und Hochschulen.

Die prinzipielle Stellung der Geographie in der Volks- oder Elementarschule ist, in Deutschland wenigstens, den Mittelschulen gegenüber, eine verhältnismäßig günstige. Nicht so in Belgien. Hier entzieht sich vor allem eine große Anzahl der bestehenden Volksschulen auf Grund der Verfassung selbst jeder staatlichen Kontrole, und wird dann als Gemeindeschulen von fast ausnahmslos ungeprüften Schulbrüdern und Schulschwestern oder von klerikal empfohlenen Lehrern geleitet. Doch auch die staatlich kontrolierten Elementarschulen leiden in jenem Lande an einigen wunden Stellen. Belgien entbehrt nämlich, wie auch Frankreich, England, Italien 2c., selbst für die Volksschule jeden Schulzwanges, so daß es den Eltern vollständig freigestellt bleibt, ob sie ihre Kinder überhaupt jemals in eine Schule schicken wollen oder nicht; und die mit den konskriptionspflichtigen jungen Leuten angestellten Prüfungen ergeben, daß viele Eltern das letztere wählen. Ferner ist die Geographie noch nicht unter die Reihe der obligaten Lehrgegenstände aufgenommen.

Nachdem die Arbeit bezüglich dieser drei Erfordernisse: Staatskontrole, Schulzwang und Einreihung der Geographie unter die obligaten Lehrfächer, kräftige Wünsche ausgesprochen, geht sie zum geographischen Unterricht in der Elementarschule selbst und seiner Methode über.

Als Hauptgrundsatz muß besonders für die Volksschule die Anschaulichkeit gelten, welche durch ein in konzentrischen Kreisen nicht blos erweiterndes, sondern auch vertiefendes Vorgehen vom Bekannten zum Unbekannten, vom Nahen zum Fernen, vom Wesen der Teile zum Wesen des Ganzen durchdringt — die sogen. synthetische Methode.

Damit ist auch schon der Lehrgang selbst angezeigt, wie ihn ja die Schulbehörden und Autoritäten in und außer Deutschland ohnehin verlangen: Die Heimatkunde, welche von Schul- und Wohnhaus, von Wohnort und Umgebung ausgeht und sich eigener einfacher Kartendarstellungen bedient, ist die Vorschule der eigentlichen Erdbeschreibung. Schon auf dieser Schulstufe muß der naturwissenschaftliche Grundcharakter unserer Disziplin anerkannt und zur Geltung gebracht werden. Dagegen ist vor Ueberladung des kindlichen Gedächtnisses mit topographischem Material entschieden zu warnen.

Auch die Elementarschule muß sich bereits der verschiedenen Lehr- und Veranschaulichungsmittel bedienen, besonders der Wandkarten, ebenso des Kartenzeichnens. Doch darf wohl hier die auch schon auf Geographentagen und sonst ausgesprochene Mahnung geäußert werden, bei aller Wertschätzung des letzteren nicht des Guten zu viel zu thun, vor allem mit Rücksicht auf die der Geographie meist so spärlich zugemessene Lehrstundenzahl, und sich immer bewußt zu bleiben, daß das Kartenzeichnen in den Schulen nicht seiner selbst willen betrieben werden darf, sondern nur als Mittel zur Steigerung des Anschauungsvermögens.

In den oberen Klassen der Volksschule wird auch schon ein Atlas gebraucht werden, und zwar nicht ein

Digitized by Google

beliebiger aus der Legion der existierenden, sondern gerade der wichtige, der nicht zu wenig und nicht zu viel enthält, vor allem aber nicht durch zu kleinen Stich dem Verständnis und der Sehkraft der Kinder schadet. Mit gewisser Energie haben sich schon mehrere deutsche Geographentage für die Notwendigkeit des Gebrauches eines einheitlichen Atlasses, wenigstens innerhalb derselben Klasse, ausgesprochen; der jüngst in Karlsruhe versammelte siebente Deutsche Geographentag faßte eine darauf bezügliche Resolution, welche er den Schulbehörden und Regierungen unterbreiten will.

Die Verteilung des Lehrstoffes ist in der Regel die, daß an das Heimatland Europa, an dieses die übrigen Erdteile sich anschließen. Besteht ein zweiter Zyklus an der Schule, so wird dieser mit großem Nutzen den umgekehrten Gang einhalten und mit dem Heimatlande schließen. Auch die Elemente der Himmelskunde, ausgehend von den scheinbaren Bewegungen der Gestirne, müssen gelehrt werden, um so einerseits nützliche Kenntnisse zu verbreiten, andererseits dem gefräßigen Würgengel Aberglauben entgegen zu arbeiten.

Auch Sonntags-, Fortbildungs-, Handwerker- und Bürgerschulen sollen dem Geographie-Unterrichte den ihm gebührenden Platz einräumen.

Wenn die Geographie in der Elementarschule zwar auch noch manches zu wünschen hat, so ist doch ihre Stellung im Organismus derselben, in Deutschland wenigstens, die richtige. Anders in der Mittelschule, besonders in der deutschen. Da gehört sie zu jener Gruppe von allgemein bildenden und notwendigen Wissenszweigen, welche durch die veraltete, leider aber noch immer monopolisierte überhumanistische Organisation unserer Gymnasien verkürzt und an die Wand gedrückt werden. Hierin muß und wird Wandel geschehen zu Gunsten einer zeitgemäßeren Erziehungsweise, welche die exakten Wissenschaften und die auf Anschauung basierte Kenntnis der Natur und der Erde mehr berücksichtigt, als es bisher geschieht.

Damit wird auch die bisher in den Stundenplänen der meisten, auch vieler deutschen Staaten so stiefmütterlich behandelte Geographie eher zu ihrem geziemenden Rechte kommen. Dazu gehört freilich auch als selbstverständliche Bedingung, daß die Lehrer der Geographie an Mittelschulen nicht unvorbereitet ihr Amt antreten, sondern Gelegenheit und Veranlassung finden, an Hochschulen geographische Studien zu machen und das Fach kennen zu lernen, das sie später lehren sollen. Denn wenn dies für die übrigen Fächer als unerläßlich angenommen wird, so glaubt man vielfach, bei dem Stieftöchterlein Geographie davon absehen zu können.

Den Unterricht selbst anbetreffend, so muß der Mittelschullehrer, dem geistigen Standpunkte des Schülers sich anbequemend, allmählich zu einer mehr analytischen Behandlung des Stoffes vorgehen. Examinieren und Vortragen teilen sich in die Lehrstunde; auch zeitweiliges Vorlesen aus der einschlägigen Litteratur wird sicherlich anregend und belebend auf die Schüler wirken, nicht minder auch, was der Lehrer an eigenen Reisen packend zu erzählen weiß. Immer aber muß sich dieser des naturwissenschaftlichen Charakters der Erdkunde bewußt bleiben, ohne daß er jedoch diese für eine bloße Unterart der Naturwissenschaften halten dürfte; das ist sie so wenig wie eine ancilla historiae.

Auch über Kartenzeichnen, Wandkarten, veranschaulichende Lehrmittel überhaupt mußte an dieser Stelle gesprochen werden; Punkte, worauf hier in einem kurzen Berichte einzugehen nicht möglich ist.

Die Geographie muß aber auch im Unterrichtsplane der Hochschulen ihre Stelle finden. Die tragikomische Zeit ist vorüber, wo dieselbe an der Schwelle der Universität als das Aschenbrödel zurückgewiesen wurde mit einem verächtlichen „Bis hierher und nicht weiter!" Freilich, noch bis zum Herbste 1873, wo in Halle der erste Lehrstuhl für Geographie errichtet wurde, bestand das staunenswerte Kuriosum, daß zwar jede Volks- und Mittelschule ihren Geographielehrer hatte, aber auch nicht eine Universität einen Professor, bei dem jene sich hätten bilden können. Seither hat sich eine Besserung der Dinge langsam angebahnt: es bestehen jetzt an 45 europäischen Universitäten Geographie-Professuren; immer aber entbehren solcher noch etwa 14 der 21 deutschen Universitäten, ferner ganz Belgien, Griechenland, England, Schweden, Portugal und Vereinigte Staaten.

Der Verfasser hat in seiner Konkurrenzarbeit, ohne Widerspruch seitens der Jury zu finden, die Forderung aufgestellt, daß an jeder Hochschule wenigstens eine ordentliche Professur für Erdkunde sich finden müsse. Die Geographie muß in den Vorlesungen sowohl, wie in den Prüfungen ihren Platz finden, die geographischen Sammlungen die einer Hochschule entsprechende Güte und Ausdehnung erhalten. Die für andere Disziplinen bestehenden Ermutigungsmittel sind auch unserer Wissenschaft zuzuwenden: Preisaufgaben, Stipendien, Exkursionen, ganz besonders aber Reisestipendien. Denn die Geographie ist eminent eine Anschauungswissenschaft, welche ihre Objekte am besten an Ort und Stelle studiert.

Der andere Hauptteil des Thema's beschäftigt sich mit den Mitteln, welche sonst noch, außer der Schule, gegeben sind, um das Studium der Geographie zu populärisieren. Als das erste dieser Mittel erscheint die eben besprochene geographische Schulbildung; denn hat die Schule ihren Zweck erreicht, so nehmen Tausende eine fruchtbare Liebe zur Erdkunde mit ins Leben hinaus und bilden dann einen Grundstock der Landesbevölkerung, der wie ein gesunder Sauerteig die übrige Masse durchdringen soll, damit sie sich freiwillig auch ferner den Förderern der Geographie entgegenkommend erweise.

Wir müssen uns an dieser Stelle mit einer einfachen Aufzählung der hauptsächlichsten dieser Mittel begnügen. Dieselben können ausgehen:

Digitized by Google

I. von Privaten. Diese können nützen:

1. Gelehrte und Professoren durch Bücher, Vorträge, Herstellung geographischer Veranschaulichungsmittel.

2. Forschungsreisende durch opferfreudige Unternehmungen.

3. Reiche Freunde der Wissenschaft durch Unterstützung der vorigen.

4. Buch- und Kunstverleger durch Entgegenkommen bei Herausgabe von Büchern und Karten, durch Ausstellung der letzteren an ihren Schaufenstern; ja schon durch Verbreitung von geographischen Kinderspielen und verständig angelegten Briefmarkensammlungen.

II. An Vereinen kommen hier in Betracht:

1. Geographische Vereine,
2. Kolonisationsvereine,
3. Vereine zur Förderung von Expeditionen,
4. Alpenvereine, ja selbst schon
5. Verschönerungsvereine,
6. gewerbliche, Handels-, industrielle Vereine,
7. die meteorologischen Vereine und Stationen,
8. die Geographentage.

III. Behörden, Regierungen und Fürsten können der Sache nützen durch:

1. Förderung der Landesvermessung und Landeskunde,
2. Verbreitung von guten und billigen Karten,
3. Unterstützung einer einheitlichen Erdvermessung (Einheitsmeridian),
4. Förderung von Forschungen und Entdeckungsreisen,
5. bessere Berücksichtigung der Geographie bei Katalogisierung der öffentlichen Bibliotheken,
6. Anbringung von Mauerkarten, Inschriften und Gedenktafeln,
7. Erleichterungen in Post-, Eisenbahn- und Schiffsverkehr, in Telegraph- und Telephonverbindungen,
8. Kolonisierung,
9. Errichtung geographischer Museen, auch in Form von Wandermuseen, u. a.

Es sind nur ganz flüchtige Züge, mit denen hier der Inhalt der Preisschrift gezeichnet werden konnte. Dieselbe wird in thunlichster Bälde im Drucke veröffentlicht werden, und es erscheint schon jetzt die Drucklegung in mehreren Kultursprachen gesichert. So wird sie dem Auslande einen neuen Beweis dafür geben, daß die geographische Wissenschaft in Deutschland geachtet und gepflegt wird.

Vergessene und untergehende Volksbräuche der nordfriesischen Inselbewohner.

Von Christian Jensen auf Sylt.

„Versunkene Welten" betitelte unser deutscher Dichter und Schriftsteller Wilh. Jensen einen seiner so beliebten Romane, zu welchem er den Stoff aus nordfriesischen Gauen und Gefilden entnahm, die längst von der unersättlichen Nordsee hinabgerissen wurden in tiefen Meeresschooß. „Eine untergehende Inselwelt" beschrieb der um die Landeskunde unseres engeren Vaterlandes verdiente Lehrer Chr. Johansen; ein C. P. Hansen und ein Dr. Clement setzten es sich zur Lebensaufgabe, der Ruine untergegangener Größe Nordfrieslands ihrer Hände Werk zu widmen, um dieselbe nicht „klang- und sanglos" von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Denn mit dem Boden unter den Füßen sank auch zugleich ein Stück urwüchsigen deutschen Lebens, ein Stück alter deutscher Sitte und altdeutschen Brauchs und lebenskräftigen Seins hinab in den Meeresschooß.

Von dem, was Wind und Meer übrig gelassen, hat die Zeit mit ihren wechselvollen Strömungen gar vieles dem Meere der Vergessenheit einverleibt; es ragen so manche früher ganz allgemeine Volksbräuche nur noch gleichsam mit den letzten Ausläufern in die Gegenwart hinein und wir können sie nur noch als „untergehende Bräuche" bezeichnen. Gerade aber dieser Umstand gibt uns die Veranlassung, in nachstehenden Ausführungen auf sie zurückzukommen, denn sie waren Jahrhunderte lang im Schwange bei einem lebensfrohen und kräftigen freien Volksstamme der Nordfriesen.

Die Friesen sind als die Anwohner des Meeres auf dasselbe angewiesen. In der heidnischen Zeit beschäftigten sie sich mit Krieg und Seeraub; Tapferkeit war für sie die höchste Tugend; ihr Hauptsammelplatz war Helgoland. Im Herbste kehrten sie zahlreich in die Heimat zurück, und es entstand auf den sonst so stillen Inseln in den langen Herbst- und Winterabenden oft ein wildes und lustiges, abenteuerliches Leben, bei welchem auch noch lange nach Einführung der christlichen Religion heidnische Sitten und Gebräuche vorherrschten; im dunklen Heidentum äußerst roh, gestalteten sich dieselben im Laufe der Zeit zu solchen, bei denen man gar nicht mehr an ihren heidnischen Ursprung dachte.

Der Name jener im Herbste heimgekehrten jungen Seefahrer ist, weil sie ihre tollen Streiche und kühnen Thaten im Dunklen und in der Nacht ausführten: „Halfjunkengänger."[1] Dieser Name datiert von einem kühnen und gefahrvollen Unternehmen derselben her. Im 14. Jahrhundert nämlich erbauten friesische Seeräuber in der Gegend des jetzigen Eiderstedt eine feste Ringburg und nannten sich Wogen- oder Wagemänner.

Von ihnen wurden in den benachbarten friesischen Gegenden namentlich junge Mädchen geraubt und auf die Burg geschleppt. Voll Erbitterung drangen nun unter Anführung angesehener Männer jene heimgekehrten Seefahrer und mit ihnen junge Bauern im Winter über das Eis der Hewer in die Burg, überwältigten die reichlich 50 Räuber, befreiten die Mädchen und schleiften die Feste. „In der Folge pflegte man die jungen, mutwilligen, in

[1] „Halbdunkelgänger", wörtlich.

Digitized by Google

der Heimat nächtlicher Weile vielen Unfug treibenden, friesischen Seefahrer ‚Halfjunkengänger' zu nennen," schreibt C. P. Hansen, dessen Handschrift mir bei vorliegender Arbeit neben meinem eigenen über diesen Gegenstand gesammelten Material vorliegt.

Auf der Insel Föhr erinnert noch heutzutage eine abendliche Zusammenkunft in einem für diesen Zweck gemieteten Hause an jene Halfjunkengänger — man nennt die Zusammenkunft eben noch „Hualewjönken",[1] während auf Sylt der Name nur in der Erinnerung lebt, indes aber einige der Thaten und Abenteuer der Halfjunkengänger gegenwärtig noch ausgeführt werden, die weiter unten am passenden Orte besonders hervorgehoben werden sollen; sie sind aber keineswegs von der Bedeutung derjenigen früherer Generationen, von deren Thaten und Unternehmungen wir hier vorwiegend handeln wollen.

Die unverheirateten Mannspersonen gingen Abends in die Häuser, wo junge Mädchen waren. Hier kamen oft mehrere zugleich, so daß nach und nach die Stube mit jungen Männern gefüllt war. Jedem bot man eine Pfeife Tabak; manche rauchten sogar deren zwei oder drei. Sobald ein junger Gast, wie man hier sagt, gehen wollte, mußte ihn eines der Mädchen zur Hausthüre begleiten, wenn er ihr auch oft ein ungern gesehener Gast war. Unter Plaudern und Küssen brachte man eine kurze Zeit zu, oft auch hatten sich beide gern und es wurde darnach das „Bi düür stunen",[2] so nannte man diese Sitte, etwas länger ausgedehnt, wenn es auch für manchen der in der Stube harrenden Liebhaber desselben Mädchens ein peinliches Stündchen war. Auf ähnliche Weise mußte das Mädchen jeden Halfjunkengänger zur Hausthüre bringen. Auf Föhr nennt man diese abendlichen Freierversammlungen und Freierfahrten „Fenstern", das gegenwärtig auch in den letzten Zügen liegt, nur noch ganz vereinzelt vorkommt. Interessant ist, was Kohl über diese dort beobachtete Sitte aufzeichnete.[3] Was in der Schweiz der Kiltgang heißt, nennt man hier das „Fenstern", und es wird darunter etwas anderes verstanden, als unter dem, was unsere verliebten Kurmacher, die auf Paradepferden vor den Fenstern ihrer Geliebten vorbeigaloppieren oder, wie Goethe es mit Lilly machte, Abends an ihr Fenster schleichen und den Abriß ihres Schattens an den Gardinen belauschen, „Fenstern" nennen.

Das friesische Fenstern rückt der Sache viel näher. —

Mitten in der Nacht, wenn die Eltern und alle anderen ehrlichen Leute schlafen, machen sich die jungen Burschen der Dörfer auf, um die ihnen bekannten Mädchen mit einem Besuche zu beehren. Fühlen sie sich schon irgendwo gefesselt, so ist es natürlich immer nur die Eine, die sie besuchen; wo nicht, so gehen sie nicht selten in einer Nacht zu verschiedenen Mädchen, so wie auch wohl ein und dasselbe Mädchen Besuche von verschiedenen jungen Leuten annimmt, und die Sache hat soweit viel Aehnlichkeit mit den Morgenvisiten, welche die vornehmen Damen in Paris an ihrem Bette zu empfangen pflegen.

Das junge Mädchen liegt dabei, wie jene Damen, im Bette, bis an das Kinn mit der Decke verhüllt. Sie ladet den jungen Mann ein, einen Stuhl zu nehmen, und dieser setzt sich, entweder beim Scheine des Mondes oder beim Schimmer einer Walfischthranlampe (Petroleumlampe?) zu ihr und die Konversation beginnt. Sie flüstern sich allerlei von Freundschaft und Liebe zu oder sprechen auch wohl, wenn sie noch nicht so nahe zueinander stehen, von gleichgültigen Angelegenheiten, wobei die Mädchen einen großen Unterschied machen sollen zwischen dem, der sie artig, ritterlich und geistreich zu unterhalten versteht, und dem, der sich unbeholfen und plump zeigt. Bei wiederholtem Besuch von einem und demselben jungen Manne kam es dann bald zu einer Verlobung. „Aber jetzt ist auch diese Sitte außer Gebrauch gekommen", schreibt G. Weigelt.[1] „Die Polizei soll sich darein gemischt haben. Hat sie es gethan, um die Sittlichkeit zu befördern, so hat sie, wie gewöhnlich bei dergleichen ihr unbeikommenden Zwecken, das Ziel verfehlt. Denn das Fenstern hat vielleicht aufgehört, und das Thermometer der Sittlichkeit soll um ein Kleines im Sinken begriffen sein. Der Prediger der Gemeinde auf Föhr, zu der Wyk gehört, zählt in letzter Zeit unter 100 Geburten 7—8 uneheliche. Es scheint, daß die alte Sitte in sich selbst eine bessere Garantie getragen hat, als äußerliche Gesetze zu geben vermögen."

Auf Sylt und den Halligen betrug nach C. P. Hansens Angabe die Zahl der unehelichen Geburten in dem Zeitraume von 1775—1807 durchschnittlich zwei Prozent, seit 1839 ein, zwei bis vier Proz., in den Kriegsjahren von 1807—1814 dagegen sechs, von 1817—1839 vier Prozent. Soweit also die Unternehmungen der Halfjunkengänger in abendlichen Freiervisiten bestanden, waren dieselben unschuldiger Natur. Ja, wir hören, daß sie bei lustigen Tänzen, die sie allwöchentlich aufführten, geistige Getränke gar nicht genossen und doch dabei wohl manchmal vergnügter waren, als wir Nachlebenden vielleicht sind, wenn auf unseren Tanz- und Ballfestlichkeiten jene Getränke nicht fehlen.

Die Halfjunkengänger aber trieben, vorzugsweise auf ihren Wanderungen zu den Wohnungen der jungen Mädchen, allerlei Scherze und Neckereien, verkleideten sich, lauerten einander auf und schleppten den Wagen oder das Boot eines vermeintlich begünstigten Freiers vor die Thür der Braut oder brachten einem abgewiesenen Freier einen Korb mit einem Spott- oder Trostbrief oder -Gedicht auf den Schornstein des Hauses oder an den Mast seines Schiffes.

[1] Halbdunkeln.

[2] Bei der Thüre stehen.

[3] Die Marschen und Inseln der Herzogtümer, Schleswig und Holstein, Band I, S. 258 ff. Dresden und Leipzig, 1846.

[1] Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Hamburg, 1858, S. 167.

Digitized by Google

Heutzutage ist an die Stelle des umgestülpten Weidenkorbes ein Strohmann oder ein Strohweib getreten, ja nachdem der untreu gewordene Teil eines Liebesverhältnisses der Mann oder das Mädchen war.

Selbstverständlich beziehen sich gegenwärtig „Strohmänner" und „Strohweiber" nur auf vermeintlich abgewiesene Freier und werden zum Beispiel gebracht, wenn ein Seemann, der längere Zeit zu Hause war, während welcher er einem bestimmten Mädchen „nachlief", wieder wegreist, ohne sich öffentlich mit ihm zu verloben, oder wenn ein Mädchen sich öffentlich verlobt, um das mehrere freiten.

Früher waren die Korbbriefe meistens gereimt, und enthielten gewöhnlich viel Witz und Spott über den verunglückten Freier. „Sie hatten in der Regel wenig poetischen Wert, waren höchstens als unbehobelte, dichterische Kraftstücke oder Naturprodukte zu bezeichnen." Jetzt sind die bei solchen Gelegenheiten üblichen Briefe meistens in ungebundener Rede abgefaßt.

Als Probe geben wir hier zwei Korbbriefe aus alter Zeit:

Korbbriefe aus alter Zeit.

I.

Hier hast Du nun von Freundes Hand,
Ohn' Dich drin zu flattieren,
Drei Körbe, welche wohlbekannt,
Die Dich vielleicht noch rühren.
Der erste war so fein als prunk
In Westerland von einer N.[1]

Ein alter Rock war da nicht gut,
Ein neuer kam von ferne.
Der gab fürs Erste etwas Mut,
Sie sah Dich doch nicht gerne.
Der gold'ne Ring, der mußt' zurück.
Du schlichst nach Hause ganz geblickt.

Christ — — ist Dir auch bekannt,
Sie wohnt in Deiner Nähe.
Der reichtest Du auch Deine Hand,
Sie aber wurde scheue
Und schlug Dich über beide Bein',
Vielleicht fühlst Du noch jetzt die Pein.

Nun ging es dann auf M . . . los,
Sie wohnt auf „Sorg und Freude".[2]
Die Gute nahm Dich in den Schooß,
Doch bald empfand sie Reue.
Sie gab den Korb für Dich heraus.
Beschämt gingst Du nach Vaters Haus.

Dies ist ja aller Welt bekannt.
Erbarmt Euch doch, Ihr Mädchen,
Und reicht ihm eine doch die Hand,
Damit er find' ein Stättchen.
Im Stillen hat er rundgefischt
Und sich wohl noch 'nen Korb erwischt.

Die Mädchen doch gefallen ihm;
Jetzt fängt er an auf's Neue.
Vorsichtig, Freund, ich rat' es Dir,
Damit Dir's nicht gereue,
Denn, fällt Dein Loos hier auch auf Null,
So ist das halbe Dutz' bald voll.

Dies nimm nun hin Du als Organ
Mit Deinen Clienten allen,
Den' Du geholfen auf die Bahn
Und angereizt die Galle.
Die ganze Sach' ist, mit Respekt,
Von Schwindelköpfen ausgeheckt.

Dein Freund empfiehlt sich jetzt bei Dir
Auf ganz bescheid'ne Art;
Sein' Meinung hat er angebracht
Und wischt sich jetzt um 'n Bart.
Betracht' die Sach' als nicht geschehn.
Und wünsch Euch Allen Wohlergehn.

II.

Mein Freund, ich thn' Dir's zu versteh'n,
Daß Du Dich hart vergangen hast,
In Wenningstedt giebts blaue Scheeen (?)
Woran Du hast wohl nicht gedacht,
Drum sei nicht stolz auf Dein' Person.
Das Brieflein hier, das ist Dein Lohn.

Zwei volle Stunden hieltst Du Wache,
Doch richtest Du damit nichts aus.
Die Reue ist jetzt Deine Sache
Und Du gehst jetzt beschämt nach Haus.
Drum richte Du es anders ein,
Das Mägdchen wird sonst nimmer Dein.

Was soll man von dem Schicksal sagen?
Du hättest Dich ja hüten soll'n.
Mein Freund, ich kann Dich nicht beklagen,
Du hast es ja so haben woll'n.
Den Korb hast Du verdient fürwahr,
Das werde jedem offenbar.

Drum nimm das Körbchen in die Hand
Und les' (sammele) die Abschrift drein.
„Hinfüro seh' Dich besser vor,
Daß Du nicht laufest wie ein Thor!"

Es kam in jener Zeit oft vor, daß man in einem Dorfe Morgens alle Thüren zugebunden, alle Schornsteine mit Stroh verstopft, alle Wagen und Karren des Dorfes an einem Orte aufeinander gestapelt fand. Aehnliches kommt gegenwärtig noch vor, indem man z. B. einen Gegenstand, etwa eine Gartentüre, beim Hause des Geneckten wegnimmt und denselben vor das Haus seiner vermeintlichen Geliebten trägt.

In der St. Thomas-Nacht, 21. Dezember, hatten auf der Insel Föhr die jungen Leute das Privilegium, möglichst viel Unfug zu machen; namentlich pflegten sie alles, was nur irgend zu handhaben war, fortzuschleppen und zu einem Haufen aufzutürmen; man nannte das Thamsen, doch kommt das heutigen Tages nur noch selten vor, schreibt Dr. H. Handelmann.[1] Ganz besonders aber wurde in der Neujahrsnacht allerlei Unfug getrieben, Topfscherben

[1] Die Namen sind aus leicht erklärbarer Ursache ausgelassen.
[2] Name des Hauses im Volksmunde.

[1] Weihnachten in Schleswig-Holstein, Kiel, 1866, S. 8.

Digitized by Google

warf man gegen die Thüren, und ging mit dem Rummel- oder Rumpelpott (pott, Topf) um. Das Topfwerfen kommt noch heutzutage vor.

In der Ausübung solcher Unthaten begriffen, übten aber die Halfjunkengänger gleichzeitig eine Art von Sittengericht, das neben den selbstbeliebten öffentlichen Gesetzen von vorteilhaftem Einfluß auf die Sittlichkeit der Inselfriesen werden sollte. Es hebt in dieser Beziehung ein Prediger dieser Gegenden hervor, daß um 1700 während 36 Jahren seiner Amtsführung kein einziger Verstoß gegen das sechste Gebot in seiner Gemeinde vorgekommen sei, welches Urteil um so schwerer wiegt, da in jener Zeit die Geistlichen nur allzu oft geneigt waren, über die Sündhaftigkeit ihrer Gemeinden Klage zu führen. Hausen[1] beschreibt uns jenes Sittengericht folgendermaßen:

„Führte jemand ein unzüchtiges oder sonst anstößiges Leben, so verfiel er nicht selten einem geheimen oder Familiengerichte, dessen Strafen ‚Rügenopfer' genannt wurden. Zwei oder mehrere Verkappte überfielen nächtlicher Weile den Unzüchtigen auf seinem Wege, faßten ihn unter den Armen und führten ihn, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, querfeldein, bis sie ihn, oft erst nach langer Wanderung, auf einem jähen Abhange, vor einem tiefen Wasser oder einem geöffneten Grabe stehen ließen in der Erwartung, daß er sich das ihm Widerfahrene zur Warnung vor gänzlichem moralischem Verderben dienen lassen werde. Dieses Verfahren hieß ‚Trakkin', gehörte zu den alten Rügenopfern der Friesen und soll noch im vorigen Jahrhundert auf Sylt vorgekommen sein. Die Föhringer pflegten den Unzüchtigen auf einen Schiebkarren zu laden, führten ihn auf einen Düngerhaufen und luden ihn dort ab, ebenfalls zur Warnung oder Rüge. Hatten die erteilten Warnungen bei der lasterhaften Person nicht gefruchtet, so trat, namentlich bei Ehebrecherinnen, die zweite Art der Rügenopfer, nämlich die heimliche Tötung derselben, welches man ‚Wrögin' nannte, ein. Zur Erteilung dieser Strafe, welche gewöhnlich in dem Ersäufen oder dem Unter-Eis-Stecken bestand, hatten jedoch nur der Gatte, der Vater und die Brüder der Sünderin, falls jene fehlten, nach dem ältesten Herkommen das Recht." Das Wrögin soll um 1640 noch auf Föhr vorgekommen sein, und man kennt auf Sylt noch einen Weg, auf welchem man Unzüchtige ins Meer führte.

Der Schauplatz solcher Szenen waren düstere Haiden mit ihren Grab- und Gedächtnishügeln, die Dünen und Sandberge mit unheimlichen Thälern, die Kliffe und Uferschluchten, in denen spukende und umgehende gespensterhafte Erscheinungen ihr Wesen trieben; die Zwerge und Kobolde, die vor ihnen dort hausten, waren freilich durch ihre Gespielin verraten und infolge davon verschwunden. In den abergläubischen Köpfen der Nachtwandler aber waren sie wieder da, sie umringend und neckend auf alle mögliche Art und Weise. Zu ihnen hatten sich die Hexen gesellt, die, in Tiergestalt mit ihnen verbündet, dasselbe neckende Spiel trieben, besonders dann, wenn ein Freier gleichzeitig um mehrere Mädchen warb. Die traurige Erscheinung der Hexenprozesse hat uns den Namen eines sich von Hexen verfolgt geglaubten Halfjunkengängers aufbewahrt: Boy Wagens auf Föhr verklagte Gundel Knutzen, die infolge dessen auf den Wällen der Burgfumburg 1614 verbrannt wurde.

„Dewile nicht ehn Minsch in dem gantzen Harde gewesen itz, de ehr frien konde, entwedder mit Breve, Worden, edder Bewiß, unde se sulven ock nicht, derhalven so frien (befreien) wy ehr ock nicht, sondern wy 12 Männer, wy schweren disse Gundel Knutzen tho ener Towerschen, so ferne uns Gott helpen schall in dat ewige Lewendt.

Ao 1614 den 14. May.

(Unterschriften.)"

Oft auch wähnten Halfjunkengänger vorspukenden Leichenzügen, sogen. Wiedergängern (Gonger) oder Loghtermännern (Loghter=Laterne) begegnet zu sein — und wurden dann auf eine Zeit lang von ihren „Fahrten aller Arten" abgeschreckt. „Im ganzen aber", sagt Hausen, „hat dieses freie, wilde Volksleben der jungen friesischen Seefahrer auf ihren Heimatinseln, voller Poesie und romantischer Szenen, ziemlich ungestört bestanden bis über das erste Viertel des 19. Jahrhunderts hinaus. Nur das alte Sylter oft beschriebene Nationalfest am 22. Februar, der Petritag, besteht noch jetzt auf Sylt." . . . . . Der aber besonders für das Treiben der Halfjunkengänger charakteristische Teil, die Vorfeier jenes Petritagfestes durch Biikenbrennen auf den heiligen Hügeln der Vorzeit, bildet heute auf den Westsee-Inseln ein fröhliches Kinderfest. Von den verschiedenen Inseln leuchten noch alljährlich diese Freudenfeuer in die Nacht hinein, umtanzt von einer Kinderschar, die nicht ahnt, daß an derselben Stelle einst Erwachsene noch lange nach Einführung des Christentums, altheidnischem Brauche treu, einstimmten in den Gesang: „A wia woka nei; O wedke tiare!" (O Weda, weiche nicht; O Weda, zehre!) Noch im Anfange dieses Jahrhunderts kannte man den Biikentanz Erwachsener.

Es ist damit diese Feier zu einem jener Kinderspiele herabgesunken, von denen Rochholz[1] schönes Wort gilt: „Sie sind ergiebige Fundgruben für unsere Sittengeschichte, sie zeigen uns noch den altheidnischen Fest- und Opfertanz." . . . . . Und damit ist Schiller's Wort glänzend gerechtfertigt: ‚Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.'"

Der dem Biikentanz folgende Petritag war für die Halfjunkengänger der Abschiedsfeiertag; der kommende Frühling lockte sie hinaus aufs Meer. Nehmen wir daher mit der Betrachtung der Feier dieses Opferfestes auch von ihnen

[1] Altfriesischer Katechismus in der Sylter Mundart, mit deutscher Uebersetzung. S. 29 ff.

[1] Ernst Ludwig Rochholz. Alemanisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig, 1857. J. J. Weber. S. 9.

Digitized by Google

Abschied; — vielleicht möchten ihre Thaten und Abenteuer der Erinnerung wert sein in einer Zeit, in der man der Sammlung von Volkssitten und Bräuchen in dem geeinten deutschen Vaterlande neues Interesse zugewandt hat.

Der siebente Deutsche Geographentag.

Der übliche Zusammentritt des Deutschen Geographentages in der Woche nach Ostern fand diesmal in den Tagen vom 14. bis 17. April in Karlsruhe statt, und die Versammlung dürfte diesmal unter die interessantesten, lehrreichsten zählen, welche seither gehalten worden sind. Der Besuch war ein ziemlich reger und würde sicher noch bedeutender gewesen sein, wenn es dem leitenden Ausschusse in Karlsruhe möglich geworden wäre, das spezielle Programm früher zu versenden. Besonderen Reiz erhielt der siebente Deutsche Geographentag durch die Anwesenheit von vier deutschen Afrika-Reisenden, den HH. Missionsinspektor Büttner, Reichard, Rein und Hugo Zöller, durch deren lebendiges Eingreifen in die Debatte besonders der Erörterung der Afrika-Forschung, eines der Hauptthemate der Verhandlung, ein hohes Interesse und eine besondere Lehrhaftigkeit gesichert ward. Die drei anderen zu behandelnden Fragen, welche zur Verhandlung gestellt waren, galten der Polarforschung, der Landeskunde Deutschlands und dem geographischen Schulunterricht. Durch die Teilnahme der genannten vier Afrika-Reisenden fiel der Erörterung der deutschen Kolonialpolitik ein größerer Anteil zu, als auf irgend einem der früheren Geographentage, und ergab sich der Wunsch, die sämtlichen teilweise auseinandergehenden Bestrebungen der verschiedenen deutschen Kolonialvereine möchten im Geographentage wie in einem gemeinsamen Brennpunkt gesammelt und mit sorgsamer Kritik und in wissenschaftlicher Auffassung zum Ausdruck gebracht werden. Ein mit diesem Zweck ziemlich verwandter und paralleler Schritt ist auf dem Karlsruher Geographentage bereits geschehen durch die schöne und höchst lehrreiche Ausstellung, welche gelegenheitlich des Geographentages in einem besonderen Lokal der technischen Hochschule veranstaltet worden ist und der wir einige Worte zu widmen uns verpflichtet erachten, ehe wir zu den Verhandlungen desselben selbst übergehen. Außer einer vom Missionsinspektor Büttner und anderen beigebrachten Sammlung von Gegenständen aus dem Herero- und Namaqua-Lande waren es besonders die höchst lehrreichen Ansichten aus dem fernen Neu-Guinea, dem nunmehrigen Kaiser-Wilhelms-Land, welche das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin für diese Ausstellung hergeliehen hat und die ein ungemein treues Bild von der Natur und dem Völkerleben jener neuen deutschen Kolonie bei den Antipoden geben. Daran schloß sich dann die in sich so vollständige und abgerundete Sammlung über württembergische Landeskunde, womit das Königl. Württembergische Landesamt die Ausstellung in einer besonderen Abteilung, die eine Menge Antiquitäten und Unica enthält, beschickt hat. Diese Ausstellung repräsentiert den ganzen Entwickelungsgang der Landeskunde in Württemberg, die jetzt auf einer so hohen Stufe steht und namentlich in ihrem kartographischen Teil Ausgezeichnetes, ja geradezu Mustergültiges leistet. Eine andere ebenfalls lehrreiche und reichhaltige Sammlung hatten die betreffenden Behörden für die Landesvermessung über die badische Landeskunde ausgestellt, welche besonders für die Kunde des Schwarzwaldes und des Rheins ungemein lehrreich war. Außerdem waren die fremden Gäste freundlich eingeladen, am Freitag früh die staatliche ethnographische Sammlung im großherzoglichen Sammlungsgebäude unter der Führung des Vorstandes derselben, des Geh. Hofrats Dr. Wagner, zu besichtigen.

Die erste Sitzung des Geographentages begann am 14. April Vormittags 10 Uhr im geräumigen Saale der technischen Hochschule, in Gegenwart des Armeekorps-Kommandanten Generals v. Obernitz, des Geh. Rats Dr. Nokk, des Staatsrats von Ungern-Sternberg, des Oberbürgermeisters Lauter und des Direktors der technischen Hochschule Professor Dr. Just und vieler bedeutenden einheimischen Männer und fremder Gäste, besonders der Vertreter auswärtiger geographischer Vereine. Nach den üblichen Begrüßungen schlägt der Vorsitzende des Zentral-Ausschusses Geh. Rat Professor Dr. Neumayer den Vorsitzenden des vorbereitenden Ausschusses, Geh. Rat Dr. Hardeck, zum Präsidenten des siebenten Geographentags vor, welcher dann Herrn Professor Dr. Neumayer-Hamburg das Wort zu seinem höchst anziehenden Vortrag über die antarktische Forschung erteilt. Der geniale Leiter der Hamburger Seewarte verbreitet sich nun zunächst über die internationale Polarforschung, welche zum größten Teile jetzt zum Abschluß gekommen ist, aber zur Ergänzung und zu weiterer Förderung der Wissenschaft noch der so schwierigen und bisher noch stückweisen und unvollendeten antarktischen Forschung bedürfe. Noch immer kennt man die antarktischen Regionen eigentlich kaum aus eigener Anschauung und die klimatologischen Ermittelungen daselbst lassen noch viel zu wünschen übrig. Die antarktische Forschung hat den Geographentag schon mehrfach beschäftigt, und es hat sich bis vor wenigen Monaten ein eigentlicher Fortschritt in der Agitation für dieselbe, auf welche man sich vorerst allein beschränken müsse, nicht gezeigt. Erst in der jüngsten Zeit hat sich dies wesentlich geändert, und zwar, wie man mit einem gewissen Stolze sagen könne, nur infolge der mancherlei Anregungen von seiten des Geographentages, namentlich vom fünften an, wo dieser Gegenstand zuerst in Anregung gebracht wurde und die Arbeiten der deutschen Kommission noch in voller Thätigkeit waren. Damals habe sich die Litteratur allerdings noch nicht mit der Südpolar-Forschung beschäftigt, und

Digitized by Google

die Aussicht auf baldige neue Expeditionen nach den antarktischen Regionen ist eine lange Zeit hindurch verschlossen gewesen, allein nun ist in allen diesen Punkten ein gänzlicher Umschwung eingetreten. Die verschiedenen Kommissionen, welche die Aufnahmen der einzelnen Expeditionen zu sichten und zu klassifizieren hatten, haben zumeist ihre Arbeiten zum Abschluß gebracht. Die Forschungsergebnisse der Stationen in Fort Roe, Point Barrow, Jan Mayen, Spitzbergen, in der Lena-Mündung, am Kap Horn und in Orange-Bay sind veröffentlicht und auch die von Deutschland gelieferten Bearbeitungen der drei Stationen Süd-Georgien, Labrador und Kingua-Fjord sind nun in zwei starken Quartbänden im Druck erschienen, und die aus denselben gezogenen Schlüsse geben den Fachmännern bereits eine reiche Beschäftigung. Hinsichtlich der klimatologischen Forschungen ist allerdings sehr zu bedauern, daß man die antarktische Region nicht in derselben Weise hat mit Stationen versehen können, wie es mit der arktischen geschehen ist; allein man hat nicht wissen können, ob man sie überhaupt zu erreichen vermöge, und hat sich darauf beschränken müssen, in der Orange-Bay und auf Süd-Georgien Stationen zu errichten, welche zwar noch in der subpolaren Region liegen, aber doch schon in allen ihren Verhältnissen eine große Verschiedenheit zeigen. Süd-Georgien besitzt kein Vieh, keinen Pflanzenwuchs und starrt ganz von Schnee und Eis, während Orange-Bay sogar eine üppige Vegetation aufzuweisen hat: den Uebergang von der einen Region zur anderen bilden die Falklands-Inseln, und ein Blick auf die erlangten Karten der Isobaren berechtigt zu dem Schlusse, daß, je ferner die Stationen von den kontinentalen Massen entrückt werden, desto mehr die Produktion erstarrt und die Eismassen zunehmen. Süd-Georgien besitzt kolossale Gletscher und die ganze Insel ist von Eis umgeben. Wie sich in den weiter hinausliegenden Regionen und besonders in der antarktischen Zone selbst die Verhältnisse gestalten, ist noch nicht ermittelt, und es muß hervorgehoben werden, daß alle bisherigen Beobachtungen im Sommer gemacht worden, weil dieselben im Winter noch nicht möglich gewesen sind. Die Isothermen-Karten lassen nachweisen, daß auf einer südwärts von Kap Horn gelegenen Insel die Vergletscherung den höchsten Grad erreicht, indem dort beinahe kein Monat ohne Eisbildungen vergeht. Die Challenger-Expedition hat ihre Forschungen auf die Strecke zwischen dem 49. und 54.° s. Br. ausgedehnt, hat überall dieselben Mängel ermittelt, dieselben Verhältnisse festgestellt und gefunden, daß die ozeanische Lage dieselben verschulde. Dabei ist Ein Punkt noch nicht aufgehellt worden, nämlich woher es komme, daß in einer gewissen südlichen Sphäre der Luftdruck, die Depression, ein sehr tiefer ist und man z. B. bei Kap Horn einen so tiefen Stand wie sonst nirgends beobachtet hat. Ueber den Grund dieser Erscheinung hat man allerdings genügende Hypothesen, allein man kann nicht eher Sicheres ermitteln, als bis in die Verhältnisse der antarktischen Zone Klarheit gebracht, was ohne Errichtung antarktischer Stationen nicht möglich sein wird. Der Redner bezeichnet dann die Aufgaben in Betreff der Lehre vom Erdmagnetismus, von Klimatologie, Meteorologie und Geophysik, welche durch eine energische Förderung der antarktischen Forschung noch zu lösen sein werden, und gedenkt beiher der bekannten, an interessanten Gesichtspunkten so reichen Arbeit des Freiburger Forschers Reuter, der die südpolare Welt als sechsten Kontinent bezeichnet, und der Forschungsresultate verschiedener anderer verdienter Geographen. Bekanntlich ist Geh. Rat Dr. Neumayer seit Petermann's Tod der bedeutendste, begeistertste und befähigtste Vorkämpfer der Polarforschung und darum sein Wort von ganz besonderem Gewicht; er teilt auf Grund spezieller Information mit, daß die britische Regierung und die australischen Kolonien gemeinsam die Mittel aufbringen wollen, um in einem oder zwei Jahren die ganze antarktische Region zu erforschen. Auch Deutschland darf hierin nicht zurückbleiben, denn es hieße taub sein für die Sprache des Zeitgeistes, wenn man leugnen wollte, daß die in geographischem Sinne geringe Ausbeute der meisten Polarreisen das geographische Interesse an der Polarforschung ganz bedenklich heruntergestimmt habe. Die Kolonialpolitik ist nur eine einzelne Erscheinungsform jener Strömung, die alle Kulturvölker und nicht nur Deutschland allein durchdringt und von der Wissenschaft mehr als nur theoretische Erfolge verlangt. Wem heutzutage die Wahl freisteht, eine Forschungsreise entweder zu den starren Eisfeldern des Nordens oder zu den in Plantagen zu verwandelnden tropischen Urwäldern anzutreten, der wird wahrscheinlich die letzteren bevorzugen. Damit hängt zusammen, daß man neuerdings die Notwendigkeit der Polarforschung mehr aus Gründen der Meteorologie als der Geographie zu erweisen pflegt. Seit vor einigen Monaten das große deutsche Polarwerk erschienen ist und auch schon einige andere der dabei beteiligten Nationen die Resultate der vorwiegend die Meteorologie betreffenden internationalen Polarforschung von 1882—1883 im Druck veröffentlicht haben, ist auf diesem Forschungsgebiete ein Stillstand eingetreten, welchen wahrscheinlich erst das vorerwähnte, von England und den australischen Kolonien projektierte Unternehmen in der antarktischen Zone unterbrechen dürfte. Die Veranstaltung neuer Expeditionen ist durch die auf dem Geographentag wiederholt gegebenen Anregungen hin ins Leben gerufen worden, und die britischen Kolonien des australischen Festlandes wollen die Sache in die Hand nehmen. Der Zweigverein der Geographischen Gesellschaft in Melbourne hat beschlossen, auf dem von Kapitän Roß eingeschlagenen Wege der antarktischen Forschung fortzugehen, die schottische Königliche Gesellschaft in Edinburgh hat diese Idee adoptiert und deren Verwirklichung bei der britischen Regierung angeregt. In einem der nächsten Jahre wird die Erforschung der antarktischen Region von neuem wieder in Angriff genommen werden. Die Britisch

Digitized by Google

Geographical Association in Manchester wird in ihrer nächsten Versammlung die Frage erörtern und die Australische Gesellschaft dieses Thema auf ihrem nahe bevorstehenden hundertjährigen Jubelfest behandeln. Der Plan für die Expedition ist bereits entworfen; es sollen zwei Dampfer ausgerüstet werden und dann gemeinschaftlich vorgehen. Der Redner kommt zu dem Schlusse, daß der Deutsche Geographentag in dem Bewußtsein, die Anregung zu diesem wichtigen Unternehmen gegeben zu haben, demselben den besten Erfolg wünschen werde, wenn auch England die Ehre der Verwirklichung desselben einheimsen dürfe; der Deutsche Geographentag dürfe mit dem Ergebnis seiner Wirksamkeit immerhin wohl zufrieden sein. (Lebhafter Beifall.)

Dr. Eschenbach fügt den Ausführungen des Vorredners noch einen engeren Hinweis auf den Magnetismus der Erde und diejenigen Gesichtspunkte bei, welche der späteren Forschung die zu betretenden Bahnen vorzeichnen sollen, und begleitet seinen Vortrag in anschaulichster Weise durch Demonstrationen an den Deklinations- und Inklinationskarten, welche die täglichen Perioden zur Anschauung bringen.

Professor Dr. Jordan-Hannover entwirft ein anschauliches geschichtliches Bild von der Entwickelung und dem heutigen Stand der deutschen Landesvermessungen, welche noch vor hundert Jahren derartige waren, daß wir heutzutage keinen Nutzen mehr daraus ziehen können. Angesichts des Kartenmaterials der Ausstellung muß man dem Redner darin beistimmen, daß in Deutschland bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nichts geleistet worden ist, was nach dermaligen Begriffen den Namen einer Landesvermessung verdient. Die süddeutschen Staaten, namentlich Baden und Württemberg, haben wegen ihrer älteren konstitutionellen Verfassung anfänglich vor Preußen einen großen Vorsprung gehabt, welcher erst später eingebracht und überholt worden sei. Die Generalstabskarten haben sich aus rohen Schätzungs- und Augenmaß-Aufnahmen zu solcher Vollkommenheit entwickelt, daß man darunter heute die besten überhaupt vorhandenen Karten versteht und sie mannigfach als Grundlage für weitere topographische Aufnahmen benutzt. Die Kataster-Vermessung sei über ihren ursprünglichen Zweck, nämlich die Herbeiführung einer möglichst gleichmäßigen Besteuerung, weit hinausgewachsen und für das beste Mittel erkannt worden, die Rechtssicherheit bei Käufen und im Hypothekenwesen zu fördern. Württemberg ist auf diesem Gebiet am eifrigsten vorgegangen und wird binnen Kurzem unter allen deutschen Staaten die beste Karte für Horizontalkurven besitzen. Es macht sich neuerdings der allgemeine Wunsch geltend, daß ein einheitliches Landesvermessungs-Verfahren, ein allgemeines Vermessungszentrum geschaffen werde. Ein wesentlicher Fortschritt ist, daß sich alle neueren Höhenmessungen auf eine seit 1880 an der Berliner Sternwarte angebrachte Marke 37 m. über Normal-Null des Amsterdamer Pegels beziehen, während man sich früher der mannigfaltigsten, untereinander durchaus nicht übereinstimmenden Ausgangspunkte für Höhenmessungen bediente.

In der zweiten Sitzung um 2 Uhr Nachmittags, während welcher Professor Dr. Supan-Gotha präsidierte, erstattete Professor Dr. Kirchhoff-Halle erschöpfenden Bericht namens der Zentral-Kommission für deutsche Landeskunde, woraus sich die erfreuliche Thatsache ergab, daß sich nach einem jüngst aufgenommenen Verzeichnis nicht weniger als drittehalbtausend Gelehrte mit der wissenschaftlichen Landes- und Volkskunde Mitteleuropa's befassen. Er berichtet ferner über das unter dem Titel: „Bibliothek zur deutschen Volks- und Landeskunde" im Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart erscheinende Sammelwerk von Monographien zu einer Gesamt-Landeskunde, welches der allgemeineren Teilnahme dringend zu empfehlen ist. Hier ist noch zu erwähnen, daß Professor Ratzel in Leipzig eben jetzt mit einer umfangreichen Arbeit über die Schneedecke der deutschen Gebirge beschäftigt ist, welche auf dem Ergebnis zahlreicher verschickter Fragebogen beruht.

Die Erörterung über den geographischen Schulunterricht begann mit einem sehr gediegenen und gehaltvollen Vortrag des Herrn Gymnasialprofessors Stauber-Augsburg, welcher kürzlich in einer Preisbewerbung den von König Leopold II. von Belgien gestifteten Preis von 25,000 Franken für eine Schrift über Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts den Sieg davon getragen hat. Wir erfahren dabei interessantere Thatsachen über die aufgestellte Frage überhaupt wie über die belgischen Schulverhältnisse insbesondere. So ist z. B. der Besuch der Elementarschulen in Belgien nicht gesetzlich geboten und die Geographie gehört daselbst nicht zu den obligatorischen Lehrfächern. Besser ist es hierin bei uns in Deutschland bestellt. Bis vor kurzem gab es noch an keiner Hochschule eine Professur für Geographie; jetzt zählen wir bereits — allerdings noch eine sehr bescheidene Zahl — 45 Professoren der Geographie an den europäischen Universitäten und Polytechniken. Der Redner stellt in seinem Vortrage einen Entwurf von dem wünschenswerten Gange des geographischen Unterrichts für Volks-, Mittel- und Hochschulen auf und beantragt hierbei verschiedene Reformen, namentlich auch eine mäßige Einschränkung des Studiums der klassischen Sprachen; er wünscht, daß der Unterricht in der Geographie anregender und minder trocken gestaltet werde, bezeichnet eine Reihe von Mitteln zur Hebung des geographischen Unterrichts und schließt seinen beifällig aufgenommenen Vortrag mit dem Wunsche, daß die Geographie künftig noch mehr als bisher Anklang finden möge. (Näheres S. 361 ff.)

Gymnasiallehrer W. Krebs-Altona beginnt hierauf einen eingehenden Vortrag über geographisches Zeichnen in der Schule und befürwortet die Einführung einer vereinfachten Methode der Projektion schon in den

Digitized by Google

unteren Schulklassen, mittelst deren man die Schüler allmählich zu wissenschaftlich und kartographisch richtigen Zeichnungen bringen könne. Der ziemlich umfangreiche, von einer Menge von Vorschriften und Anordnungen für Kartenzeichnungen begleitete Vortrag wurde jedoch lebhaft bekämpft, da für die Schule nur das allereinfachste, anschaulichste und leichtverständlichste zu gebrauchen sei.

Die dritte Sitzung begann Freitag den 15. April Vormittags 10 Uhr und war ungemein besucht. JJ. KK. HH. der Großherzog und die Großherzogin, Se. Großherzogliche Hoheit Prinz Wilhelm und Gemahlin und viele hohe Herrschaften waren anwesend. Der Vorsitzende, Geh. Rat Dr. Neumayer, hieß die allerhöchsten Herrschaften im Kreise der Geographen ehrfurchtsvoll willkommen, und Se. K. Hoh. der Großherzog dankte für die freundlichen Begrüßungsworte, worauf Professor Dr. J. J. Rein-Bonn das Wort erhielt zu seinem ausgezeichneten farbenreichen Vortrag über Marokko, dessen Pflanzenwelt, Bevölkerung, Ackerbau, klimatologische Verhältnisse u. s. w. Professor Rein nennt Marokko das in Bezug auf Bewohner wie auf Geschichte noch unbekannteste Gebiet Afrika's, denn alle Schilderungen dieses an der Schwelle Europa's liegenden, aber in mehr als chinesischer Abgeschlossenheit festgebannten und bis vor anderthalb Jahrzehnten noch fast völlig unbekannten und daher jetzt noch nur mangelhaft erforschten Landes sind darin einig, daß dieses von den unerstiegenen schneegekrönten Spitzen des Atlas überragte Gebiet eines der herrlichsten, fruchtbarsten und einer großen Zukunft würdigsten Länder ist, die Regierung aber und das in physischer Hinsicht so trefflich entwickelte Volk unter dem Drucke des Despotismus tief in Rohheit, Trägheit, Stumpfsinn, Lüge und Falschheit versunken sich darstellen. Der Menschenschlag ist ein schöner, kräftiger, bildungsfähiger, und namentlich die Männer sind von dem denkbar edelsten Körperbau. Ueber die bekanntlich fehlgeschlagene Expedition des Dr. R. Jannasch-Berlin nach Marokko, deren Reisebeschreibung soeben erschienen ist und namentlich über die uralten Handelsverbindungen zwischen Marokko und dem fernsten Sudan interessante Belehrungen und Nachweise enthält, urteilt der Redner, sie sei infolge der mangelnden Landeskenntnisse von vornherein ein verfehltes Unternehmen gewesen. Er verliest die Aufzeichnungen des Dr. Jannasch über ein Gespräch zwischen dem Sultan von Marokko und dem Reisenden, woraus die absolute Unwissenheit jener Bevölkerung und ihr Fanatismus zur Genüge hervorgeht. Die noch immer vorhandene Unzugänglichkeit Marokko's und die Abgeschlossenheit seiner Verhältnisse erklärt sich übrigens vollständig aus dem Haß und Mißtrauen der Araber und Moghrebbin gegen jeden Fremden und aus der dünkelhaften Unduldsamkeit des Islam. Die Lügenhaftigkeit der Marokkaner übersteigt jede Schilderung, und wenn Justus v. Liebig in seinen Chemischen Briefen den Seifenverbrauch für den Gradmesser der jeweiligen Bildungsstufe eines Volkes erklärt, so dürfte in noch höherem Grade die jeweilige Wahrheitsliebe eines Volkes als der Gradmesser für dessen Kultur zu betrachten sein, und unter diesem Gesichtspunkte steht Marokko auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, weil hier die unglaublichste Unaufrichtigkeit unter äußerlich glatter Oberfläche herrscht. Das Reisen in Marokko ist nur unter den größten Schwierigkeiten und den lästigsten Kontrol-Maßregeln möglich. Professor Rein konnte nur unter dem Vorgeben, er sei Arzt, vom Sultan von Marokko die Erlaubnis zur Bereisung des Landes erhalten. Die Leute dort haben ein Verständnis für den Beruf und die Thätigkeit eines Arztes oder Kaufmanns; aber was ein Gelehrter, ein Forscher ist und bei ihnen will, das geht weit über ihren Horizont. Professor Rein entwirft dann noch eine höchst lebendige und anschauliche Schilderung von der Konfiguration Marokko's, von den Gebirgszügen, von der Vegetation um Marokko, von der Lebensweise, den Sitten und dem Gewerbfleiß der Marokkaner, so wie von anderen Expeditionen nach jenem Lande und ihren Erfolgen, und endet seinen fesselnden Vortrag unter dem stürmischen Beifall seiner Zuhörer.

Der nächste Vortrag war derjenige von P. Reichard-Berlin: „Aus den Beobachtungen seiner Reise in Ostafrika". Nach seinem fünfjährigen Aufenthalt in Ostafrika, von wo er als der einzige überlebende Europäer seiner Expedition zurückkehrte, darf man ihn mit vollem Recht zu unseren hervorragendsten Afrika-Reisenden rechnen. Herr Reichard schildert zunächst in kurzen Umrissen seine ostafrikanische Reise von Sansibar nach dem Tanganyika und den Kongo-Quellen mit ihren Gefahren und Strapazen und die trostlosen und fiebergefährlichen klimatischen Verhältnisse, welche er auf seiner Reise antraf. An der Hand seiner gemachten Erfahrungen tritt er der Ansicht entgegen, als ob die Neger vom Fieber verschont blieben; er sah vielmehr in seiner Karawane oft 20—30 Neger auf einmal vom heftigsten Fieber befallen. Das Trinken des Wassers hatte keinen sichtlichen oder nachweisbaren Einfluß auf die Fiebererkrankungen, wohl aber die über den Gewässern lagernden giftigen Dünste. Sehr interessant sind die Auskünfte, welche Reichard über die Temperatur-Verhältnisse, über Land und Leute und Bodenbeschaffenheit des von ihm bereisten Gebietes gibt. Als merkwürdige Thatsache führt er an, daß die Neger einzelner Stämme die Blatternimpfung ausüben, indem sie den Giftstoff von Blatternkranken abnehmen und auf Gesunde übertragen; die Europäer zeigten wenig Empfänglichkeit für Blatternkrankheit. Die Bodengestaltung war eine vielgestaltige, aber große Landstriche zeigten sich unfruchtbar; in mehreren Gebirgsgegenden kommt Gold, nirgends aber Steinkohle vor. Die von manchen Reisenden behauptete große Gefährlichkeit der Tsetse-Fliege bestreitet Paul Reichard ganz entschieden und behauptet, dieselbe sei nicht gefährlicher als unsere Bremsen-Arten, deren Stiche unter ungünstigen Umständen ja auch tötlich sein können. Die Hautfarbe der

Digitized by Google

Eingeborenen, welche unser Reisender nach einander antraf, war sehr verschieden; sie reichte vom Hell- bis zum Kaffee- und Tiefbraun, erreichte aber nie ein tiefes Schwarz. Auch Albinos traf Paul Reichard, welche in der Hautfarbe Europäern glichen und hellbraune, blaue und hellgraue Augen hatten, aber lichtscheu waren. Die Eingeborenen stehen noch auf der niedrigsten Stufe geistiger Entwickelung und können nur durch Strenge und harten Zwang (nicht aber durch körperliche Züchtigung) zu ernster, dauernder Arbeit angehalten werden. Wenn daher die Sklaverei auch vom europäischen und moralischen Standpunkt aus gewiß zu verwerfen sei, so dürften doch einzelne Herren der Ostafrikanischen Gesellschaft, welche für eine Art Sklaverei eintreten, für ihre Ansicht eine gewisse Berechtigung geltend machen. Die Aufschlüsse, die Paul Reichard über das religiöse, gesellige und Familienleben der Eingeborenen gibt, sind äußerst interessant. Pietät der Kinder gegen ihre Eltern und Liebe der Eltern zu ihren Kindern vermochte Paul Reichard bei den Negern nicht zu bemerken. Nach seiner Schätzung sei das Eindringen der Araber höchstens hundert Jahre alt, und der Einfluß derselben auf die Eingeborenen werde sehr überschätzt; dieselben flößen im Gegenteil mehr Haß und Groll als Furcht ein. Von dem Einfluß der Missionare hält Herr Reichard nicht viel; ihr Gebahren sei zu wenig praktisch, die Theorie spiele noch immer eine Hauptrolle und das Bemühen der Missionare gehe nicht dahin, auch praktisch für die Verbesserung der Lage der Eingeborenen zu sorgen, sie in Handfertigkeiten und Arbeiten zu unterrichten, er habe sogar einen Missionar angetroffen, welcher seine Lebensaufgabe darin gesehen habe, die ihm von den Karawanen zugeführten Konserven in beschaulicher Behaglichkeit zu verzehren. Die Lebensgewohnheiten der Neger sind keine Ueberbleibsel einer früheren Kultur. Der Islam ist den landesüblichen Anschauungen und Gewohnheiten mehr angepaßt und darf daher als eine Vorstufe für eine kulturelle Heranbildung der Neger geeigneter bezeichnet werden als das Christentum, und erst wenn der Islam Fuß gefaßt habe, werde das Christentum einsetzen und nachfolgen können. Die Kolonisation in Ostafrika wird nach Herrn Reichard's Ansicht nur unter Aufwand gewaltiger Mittel erfolgreich sein können, und der Trägheit der Eingeborenen gegenüber ist nur unerbittliche Strenge angezeigt. Wenn die Erinnerungen an die bestandenen Strapazen und Gefahren den Redner vielleicht auch veranlaßten, seine Schilderungen etwas zu düster zu kolorieren, so war es doch nur dankbar anzuerkennen, daß Ministerial-Präsident Dr. Grimm jetzt die Leistungen Reichards hervorhob und darauf hinwies, daß über ein so unabsehbares und mannigfaltig gestaltetes Gebiet wie Ostafrika nur aus den Schilderungen verschiedener, ja am besten aller Reisenden ein zutreffendes Gesamtbild gewonnen werden könne. Der Vorsitzende Dr. Neumayer dankt dem Redner unter dem lebhaftesten Beifall der Versammlung für den höchst interessanten und lichtvollen Vortrag, worin er selbstredend nur jene Gebiete geschildert, welche er auf seiner langjährigen Reise berührt habe.

Nun spricht Missionsinspektor Büttner-Berlin, der acht Jahre unter den Hottentotten und Herero unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes zugebracht, über die daselbst heimischen Sprachen und Gebräuche; er erzählt, daß es zwanzigjähriger Vorarbeit bedurft habe, bis der erste Eingeborene zum Christentum bekehrt worden sei, dann aber habe das Christentum sehr rasche Fortschritte gemacht; er betont aber zugleich, wie notwendig es sei, bei dem Erziehungswerke des sehr wohl zugänglichen Negers jeden Zwang zu vermeiden. Er beklagt die vollkommene Ausrottung des Groß- und Edelwildes (Elefanten, Nashorne, Flußpferde, Giraffen, Antilopen u. s. w.) in den südwestafrikanischen bewohnten Gegenden, und hofft den besten Erfolg von einem Uebereinkommen, welches einen Wildschutz und eine Schonzeit bezwecke. Bei der weiteren geographischen Erforschung seien zunächst alle bisher gesammelten Erfahrungen zu einem Gesamtbild des Landes zu vereinigen, wobei die seitherigen Wahrnehmungen der Missionare sehr gut als wertvolle Unterlage verwendet werden könnten. Nach einigen auf die deutsche Seewarte bezüglichen Mitteilungen und einem Hoch auf die großherzoglichen Herrschaften verlassen diese den Saal und die Sitzung schließt um 1 Uhr.

(Schluß folgt.)

Das Post- und Telegraphenwesen der Argentinischen Republik im Jahre 1884.

Mitteilung von H. Hartmann, Postsekretär in Berlin.

Dem „Annuaire statistique de la Province de Buénos-Ayres“ entnehmen wir über die Betriebsergebnisse der argentinischen Post- und Telegraphen-Verwaltung für 1884 folgendes:

I.

Post.

A. Internationale Briefsendungen. Die Zahl der zwischen der Argentinischen Republik und den Ländern des Weltpostvereins ausgetauschten Sendungen betrug im Jahre 1884 4,228,395 Stück, und zwar 4,096,491 gewöhnliche und 131,904 eingeschriebene Sendungen. Darunter befanden sich 2,642,265 Briefsendungen und 1,586,130 Drucksachenpackete; gegen das Vorjahr sind mithin 284,559 Briefe und 170,989 Drucksachen mehr befördert worden.

Auf die europäischen Länder kommen davon 1,793,000 Briefe (67 %) und 895,900 Drucksachen (56 %); auf Südamerika 794,025 Briefe (30 %) und 640,550 Drucksachen (40 %); auf die übrigen Länder 55,240 Briefe (3 %) und 49,680 Drucksachen (4 %).

Digitized by Google

Was den Briefverkehr mit den romanischen Ländern Europa's betrifft, so überwiegt dieser ganz erheblich denjenigen mit dem übrigen Europo. Auf die ersteren entfallen von 1,793,000 Stück 1,269,950 (70 %), während auf die anderen Länder Europa's nur 523,050 (30%) kommen. Dagegen zeigt der Drucksachenverkehr minder erhebliche Unterschiede, indem auf die romanischen Länder 475,800 Stück, auf das übrige Europa 420,100 Stück entfallen.

Der stärkste Postverkehr wurde mit folgenden acht Ländern unterhalten:

	Briefe	Drucksachen-packete
Uruguay	593,100	451,700
Italien	542,700	131,000
Frankreich	362,100	217,600
Spanien	288,200	98,900
Großbritannien	283,500	270,600
Deutschland	162,600	107,200
Brasilien	72,500	60,900
Paraguay	56,300	58,200.

Von den 131,904 eingeschriebenen Sendungen kommen auf Europa 81%, auf Südamerika 17% und auf die übrigen Länder 2%; auf die vorerwähnten acht Länder verteilen sich die Sendungen folgendermaßen:

Italien 56,789, Spanien 17,283, Uruguay 12,898, Frankreich 9593, Deutschland 6462, Oesterreich-Ungarn 5402, Brasilien 4395 und Großbritannien 4309 Briefe.

B. Inländische Briefsendungen. Im Jahre 1884 haben die Posten im Innern des Landes befördert: 13,877,646 Briefe, 907,520 Dienstbriefe und 9,039,088 Drucksachenpackete, gegen das Jahr 1883 eine Zunahme um 14 ½%. Von diesen Sendungen entfällt auf die Provinz Buenos-Ayres die größte Zahl, nämlich 10,885,326 Briefe, 7,081,800 Drucksachen; in zweiter und dritter Reihe kommen Santa Fé mit 1,279,148 Briefen, 555,000 Drucksachen und Entre-Rios mit 727,077 Briefen und 404,400 Drucksachen.

Die Sendungen werden im Innern des Landes durch tägliche Reit- und Fahrposten, mittelst der Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche zwischen der Hauptstadt der Republik und den Städten Rosario, La Plata, San Nicolás, Mercedes, Dolores, Bahia Blanca, San Pedro 2c. verkehren, befördert. Der Postverkehr auf den Eisenbahnen, beziehungsweise die von den Bahnposten zurückgelegte Kilometer-Zahl ergibt sich aus folgendem:

Bezeichnung der Eisenbahnstrecke	Beförderte Brief-beutel Stück	Bloß-gehende Sendungen Stück	Briefe Stück	Druck-sachen Stück	Zurück-gelegte Kilometer
Ostbahn-Buenos-Ayres	67,853	388,390	1,395,614	1,320,469	735,436
Südbahn	49,390	620,783	1,332,490	1,030,263	813,776
Ensenda-La-Plata	14,496	97,507	308,895	276,340	200,748
Campana	7,834	39,328	158,259	144,235	129,318
Nordbahn-Buenos-Ayres	12,883	60,985	251,763	235,345	80,250
Ferrari-La-Plata	1,801	8,968	13,044	34,689	33,580
Constitucion-La-Plata	1,372	11,109	30,340	29,765	52,128
Sa.	155,629,	1,227,370	3,512,405	3,071,106	2,045,236

Im Jahre 1884 wurden acht neue Eisenbahnstrecken in einer Länge von 571 Km. dem Verkehr übergeben und drei weitere Bahnposten eingerichtet.

Die im Jahre 1884 bestehenden 50 Fahrposten wurden infolge des gesteigerten Verkehrs um acht Fahrpostkurse vermehrt. Auch die Reitposten erhielten einen Zuwachs um zwei weitere Linien. Ferner wurden in 26 Orten neue Postanstalten eingerichtet.

C. Finanzielles Ergebnis. Die Einnahmen beliefen sich im Jahre 1884 auf 580,831 Piaster (1 Piaster = 4.00 Mk.), von welchen auf die Provinz Buenos-Ayres 414,781 Piaster entfallen. Zu den ersteren Einnahmen sind noch 57,844 Piaster Forderung für Porto der von den Staats- und Provinzialbehörden abgesandten portofrei beförderten Sendungen hinzuzuzählen, so daß also 638,675 Piaster im ganzen zu vereinnahmen waren. Gegen das Jahr 1883 würde demgemäß eine Steigerung um 61,504 Piaster (11%) zu verzeichnen sein. Das Ergebnis ist relativ ein ziemlich günstiges, aber es tritt im Jahre 1884 derselbe Uebelstand zu Tage wie 1883, daß nämlich nur in drei Provinzen: Buenos-Ayres, Santa-Fé und Entre-Rios, die Ausgaben durch die Einnahmen gedeckt werden.

II.

Telegraphie.

Wie der Postverkehr der Republik im Jahre 1884 gegen das Vorjahr bedeutend sich gesteigert hat, so müssen auch die Ergebnisse der Telegraphenverwaltung im Jahre 1884 als günstige bezeichnet werden.

Die Telegraphenleitungs-Länge in dem genannten Jahre betrug 16,839 Km. gegenüber 14,949 Km. im Jahre 1883. Von den 16,839 Km. entfallen auf die Provinz Buenos-Ayres 7718 Km. Leitungslänge, welche sonach gegen 1882 um 1339 Km. Drahtlänge vermehrt worden ist.

Befördert wurden im Jahre 1884 499,047[1] Privatdepeschen, 68,585 Telegramme von Behörden, wofür 225,318 Piaster von dem Publikum gezahlt wurden, bezw. 61,131 Piaster von den Behörden hätten gezahlt werden müssen. Die letzterwähnte Summe bezeichnet das „Annuaire statistique“ mit „valeur nominale“. Im Jahre 1883 betrug die Zahl der beförderten Telegramme 496,726 Stück, von denen 425,266 von Privaten und 71,460 Stück von Behörden aufgegeben waren, also eine Steigerung im Jahre 1884 gegen das Vorjahr um 14%. Dagegen hat sich im Jahre 1884 die Zahl der von Behörden abgesandten, frei zu befördernden Telegramme gegen das Vorjahr um etwa 3000 Stück vermindert, während sich die Zahl der „portofreien Dienstbriefe“ von 800,000 Stück im Jahre 1883 auf 907,520 Stück im Jahre 1884 trotz der

[1] In diesen Zahlen sind die Telegramme aus den Provinzen San Luis, Mendoza und San Juan nicht enthalten, weil dieselben durch die Transandinische Gesellschaft befördert werden.

Digitized by Google

Bemühungen der Postverwaltung, eine Beschränkung des portofreien Briefwechsels zu erzielen, erhöht hat.

Unter den Provinzen mit dem lebhaftesten Telegrammverkehr steht obenan Buenos-Ayres mit 203,716 Stück, Entre-Rios mit 98,483 und Santa-Fé mit 93,514 Stück.

Die Steigerung des Telegrammverkehrs begründet das „Annuaire statistique" damit, daß durch Einführung der Worttaxe die Benützung des Telegraphen für jedermann ermöglicht worden sei, während unter den früheren Verhältnissen von dem Telegraphen nur in einzelnen und dringenden Fällen Gebrauch gemacht worden wäre.

Bezüglich des gegenwärtigen Standes des Staats-Telegraphennetzes betont der Jahresbericht ganz besonders, daß der Fortschritt der Republik in dieser Hinsicht alle Erwartungen übertroffen habe. Im Jahre 1870 wurde die erste Telegraphenlinie zwischen Buenos-Ayres und Rosario dem Verkehr übergeben; zehn Jahre später war das Telegraphennetz erweitert bis Jujuy und Corrientes. Zur Zeit ist die Republik mit sämtlichen benachbarten Ländern telegraphisch verbunden und kein irgendwie bemerkenswerter Ort ist ohne Telegraphenverbindung.

Zu den im Jahre 1883 bestandenen 8320 Km. Linienlänge kamen im Jahre 1884 2744 Km. hinzu, von welchen die bedeutendsten Linien folgende sind:

Von Santa-Fé	nach	Reconquista	600 Km.
„ Las Toscas	„	Formosa	457
„ Formosa	„	Pilcomayo	232
„ Bella Vista	„	Monte Caseros	380
„ Buenos-Ayres	„	Rosario	350

Die Republik besitzt zur Zeit ein ausgedehnteres Telegraphennetz als Brasilien und die übrigen Staaten Südamerika's. Nach Vollendung der projektierten Linien, die man zu Ende des Jahres 1885 erhofft, wird von den Staaten Amerika's nur das Gebiet der Vereinigten Staaten die Argentinische Republik durch sein ausgedehntes Telegraphennetz übertreffen.

Ueber die Einnahmen und Ausgaben der Telegraphenverwaltung giebt das „Annuaire statistique" keinen Aufschluß.

Geographische Neuigkeiten.

* Ein Vulkan in West-Virginien (Vereinigte Staaten). In der ersten Januarwoche ds. Js. hat man im südlichen Teil der Vereinigten Staaten plötzlich starken unterirdischen Donner gehört und gleichzeitig heftige Erdstöße verspürt, welche die Einwohner sehr beunruhigt haben. Man kannte die Ursache dieser Erderschütterungen nicht, allein man hat nun ermittelt, daß sie durch das Vorhandensein eines Vulkans veranlaßt wurden, der an den Ufern des Big-ugly-Creek, eines Zuflusses des Wyandottee, liegt. Dieser Vulkan ist von Holzfällern entdeckt worden, die, als sie den Lauf des Creek hinabfuhren, das Bett desselben in Zwischenräumen mit großen, frischzerschmetterten Steinbrocken bedeckt sahen und auch ähnliche beobachteten, welche die Abhänge eines Berges bedeckten, aus dessen Gipfel ein dichter Rauch wie von einem Krater aufstieg, worauf sie alle erschrocken flohen.

* Die Hudsons-Bay. Die in dem jährlichen Bericht des geognostischen Katasters von Canada enthaltene Schilderung des Dr. R. Bell über die Expedition des „Alert" nach der Hudsons-Bay zeigt uns erst, wie wenig jene Gewässer bekannt sind. Der Zweck dieser Expedition war, die meteorologischen Posten der Hudsons-Bay-Straße aufzunehmen, und Dr. Bell hatte daher keine Gelegenheit gehabt, den „Alert" dort lang verweilen zu lassen. Gleichwohl sind seine Beobachtungen die einzigen, welche sich auf jenes ungeheure Land beziehen, und da er sich bemüht hat, alle ihm durch die Bewegungen des Schiffes gebotenen Möglichkeiten zu benützen, so hat er eine große Menge neuen Materials herbeizuschaffen vermocht. Seine langen Reisen und zahlreichen Forschungen haben nun dazu beigetragen, das Bassin der Hudsons-Bay vollkommen kennen zu lernen, und er weist deren verschiedene geognostische Schichten in ihrer verhältnismäßigen Verteilung nach. Er vermutet, die ganze Erstreckung dieses ungeheuren Beckens bestehe aus flachen, paläozoischen Schichten; seine Beobachtungen haben ihn zu dem Schlusse geführt, daß während der Eiszeit ein ungeheurer Gletscher die Hudsons-Straße bedeckt habe und dann nach Osten in der Richtung des Atlantischen Ozeans abgeflossen sei, während ein südlicher Teil davon aus der Ungara-Bay gekommen zu sein scheint. Es wäre sehr wünschenswert, daß eine neue geographische Expedition nach der Hudsons-Bay abgeschickt würde, deren Küste nur in ihren allgemeinen Umrissen bekannt ist und eine Region bildet, deren größter Teil noch niemals von dem Fuß eines wissenschaftlichen Mannes betreten worden. Seit der Reise von Fox sind nur einige Walfischfänger in diese Straße eingelaufen; allein die Küsten, welche von den Häfen der Vereinigten Staaten aus leicht zu erreichen und für den Walfisch- und Walroßfang und den Robbenschlag die größte Bedeutung haben, sind bis jetzt noch nie genau erforscht worden.

* Die italienische Auswanderung. Der rühmlichst bekannte italienische Geograph Luigi Bodio hat vor Kurzem eine interessante Broschüre über die italienische Auswanderung („Sul Movimento dell' Emigrazione dall' Italia", Rom 1886) veröffentlicht, welcher wir folgende Thatsachen entlehnen: Die italienische Auswanderung ist von zweierlei Art. Die eine besteht aus Personen, welche ihr Heimatland in der Absicht verlassen, sich mehr oder weniger dauernd in irgend einem fremden Lande jenseit des Meeres niederzulassen. Die andere Art umfaßt solche, welche periodisch ihrer Heimat den Rücken wenden, um sich anderwärts Arbeit zu verschaffen, gerade wie die Niedersachsen und Friesen im Sommer als sogen. „Hollandsgänger" nach den Niederlanden gehen, um dort bei der Ernte zu helfen, oder wie die Leute aus dem Montavon

Digitized by Google

und dem übrigen Vorarlberg im Frühling nach Bayern, Württemberg und Baden gehen, um sich als Tagelöhner oder Feldarbeiter zu verdingen. Diese Klasse der italienischen Auswanderer besteht vorwiegend aus Maurern, Steinhauern und Erdarbeitern, welche nach Oesterreich, der Schweiz, Deutschland, Frankreich, Corsica, Algerien und und Spanien gehen. Sie stammen meistens aus den nördlichen Provinzen: aus dem Venezianischen, der Lombardei, Piemont u. s. w., ziehen im Frühjahre aus und kehren im Herbste zurück. In all den genannten Ländern ist eine große Nachfrage nach Italienern als Erdarbeiter beim Kanal- und Eisenbahnbau. Diese Klasse beläuft sich auf 80,000 bis 100,000 Köpfe jährlich; im Jahre 1883 waren es 100,000, im Jahre 1884 89,000 und im Jahre 1885 sank ihre Zahl auf 80,000.

Die sogen. eigentliche Auswanderung ist von 20,000 Individuen im Jahre 1878 in den drei folgenden Jahren auf 40,000 gestiegen; im Jahre 1882 stieg sie auf 66,000, im Jahre 1883 auf 68,000, im Jahre 1884 auf 58,000 und im Jahre 1885 auf 77,000. Diese Auswanderer kommen hauptsächlich aus Ligurien, Neapel, Venezien, der Lombardei und Piemont und gehen zumeist nach der Argentinischen Republik (im Jahre 1885 nicht weniger als 37,710 Köpfe), nach Brasilien (1885 12,311 Individuen), nach den Vereinigten Staaten (13,096 im Jahre 1885) und nach Uruguay (1497 im Jahre 1885). Auf diese Weise begeben sich die meisten nach Südamerika. Nimmt man die Ziffern für das Jahr 1885, nämlich die Totalsumme der Auswanderer beider Arten, so giengen 21.27 Prozent nach Frankreich, 10.79 Prozent nach dem eigentlichen Oesterreich, 6.84 nach Ungarn, 2.91 nach der Schweiz, 2.88 nach Deutschland und 5.08 nach anderen Ländern Europa's. Im Ganzen gehörten 50.23 Prozent zu der Klasse der nur zeitweiligen Auswanderer und 49.77 Prozent wanderten dauernd aus. Von diesen giengen 25.48 Prozent der Gesamtzahl nach den La-Plata-Staaten, 7.83 nach Brasilien und 8.33 nach den Vereinigten Staaten. Klassifiziert man diese Auswanderer nach Alter und Gewerbe und zieht man die Auswanderer von 1885 in diese Rechnung herein, so ergiebt sich, daß die Klasse der Feldarbeiter 70,039 Köpfe (50.32 Proz. davon waren männliche und weibliche Individuen über 14 Jahre), die der Lastträger und sonstigen Tagelöhner 29,428 (21.14 Proz.), die der Maurer und Scarpellini (feineren Steinmetzen) 15,823 (11.37 Proz.), die Klasse der Künstler und Handwerker 12,506 Individuen (8.99 Proz.) zählte. Die starke Auswanderung führt aber noch lange nicht den wachsenden Ueberschuß der Bevölkerung ab, denn während im Jahre 1885 die Geburten die Todesfälle um 11.54 per Tausend überstiegen, nahm die Auswanderung nur 2.69 per Tausend in Anspruch. Die entsprechenden Ziffern für Frankreich im selben Jahre waren 2.32 und 0.16 per Tausend und für das Vereinigte Königreich Großbritannien und Irland 12.33 und 5.72 per Tausend, welche sich folgendermaßen verteilen: England und Wales 13.50 und 4.59, Schottland 13.18 und 5.47, Irland 5.11 und 12.20 per Tausend.

* Die französische Bevölkerung von Tonkin belief sich am 30. Mai v. Js. auf 657 Individuen, nämlich auf 530 Männer, 70 Frauen und 57 Kinder; die französische Bevölkerung in Hanoi bestand aus 334, die von Haiphong aus 182, die von Sontay aus 41, die von Bacninh aus 31 Individuen u. s. w.

* Neueste Nachrichten von Dr. Reis. Die Pariser Geographische Gesellschaft hat von dem bekannten Reisenden Dr. Reis gute Nachrichten erhalten, denn er berichtet in einem Briefe vom 21. Oktober 1886, er sei im Besitze wertvoller geographischer Kunde über die Gegenden, welche zwischen dem Schwarzen Fluß (Lysien oder Nam-Tsé) und dem Mekong liegen.

* Die russisch-chinesische Grenze. Rußland und China sind in einem fortwährenden Streite wegen ihrer Grenzbestimmungen begriffen. Die Kuldscha-Angelegenheit ist wenigstens dem Anscheine nach geregelt; aber auf der Seite des Amur-Flusses ist ein neuer Streit ausgebrochen. Seit dem Pekinger Vertrag vom 14. Nov. 1860 soll die Grenze der beiden Reiche auf 20 Lis (zehn Kilometer) von einem auf den russischen Karten bestimmten Punkte bestimmt werden, wurde jedoch auf 20 Werst von diesem Punkte verlegt. Da nun eine Werst ungefähr zwei Lis enthält, so war die Grenze zweimal entfernter vom Meere im Innern, als sie sein sollte. Allein nicht diese Verschiebung der Grenze ist der Ausgangspunkt des Streites, dessen Eigentümlichkeiten von sehr verwickelter Art sind. Trotzdem sind die Unterhändler, der chinesische General U-tschin-Say und der russische Generalmajor und Gouverneur der Küstenprovinz, zu einem Uebereinkommen gelangt, vermöge dessen das streitige Gebiet zu gleichen Teilen zwischen beiden Ländern geteilt wird. Gleichwohl ist die südliche Grenze des Ossuri-Gebiets noch nicht entschieden. Die russischen Grenzwächter wissen nicht, ob sie auf eigenem Gebiet stehen. Außerdem hat die Entdeckung goldführender Placeres am Flusse Petache (am Tschanka) nun neue Streitigkeiten hervorgerufen; die Chinesen haben am oberen Suifun einen Posten errichtet, sind aber von den Kosaken daraus vertrieben worden.

* Die Industrie-Ausstellung in Hanoi, welche in diesem Augenblick stattfindet, ist von den Franzosen angeordnet worden, um die Bevölkerung jener Länder mit den Fabrikaten Frankreichs bekannt zu machen und ihnen Gelegenheit zur Entfaltung der Leistungen ihres eigenen Gewerbefleißes zu verschaffen und so ein freundlicheres Einvernehmen mit denselben herbeizuführen, und die Franzosen erscheinen auf dem besten Wege, diesen Zweck zu erreichen. Wenigstens hat der König von Siam auf die Einladung des Generalresidenten in Tonkin und Annam den Befehl gegeben, zwei höhere Offiziere seines Heeres als Abgeordnete zu der am 18. März in Hanoi

Digitized by Google

eröffneten Ausstellung zu senden. Der siamesische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst Krom-Mun-Devawongso hat diese Verfügung seines Souveräns dem französischen Generalkonsul zu Bangkok in einem Schreiben mitgeteilt, worin er sagt: „Der König hegt den Wunsch, dem Generalresidenten zu zeigen, wie hoch er die freundschaftliche Gesinnung schätzt, welche denselben veranlaßt hat, uns von der Ausstellung zu benachrichtigen. Wir hegen das größte Interesse für diese nützliche Unternehmung, und unsere Beamten haben besondere Weisungen erhalten, um über die ausgestellten Erzeugnisse einen Bericht in der Weise zu erstatten, daß wo möglich ein Handelsverkehr zwischen dem Königreich Siam und dem Tonkin hergestellt werde." Die bezeichneten siamesischen Beamten haben Bangkok Ende Februars verlassen und sich über Saïgon nach Hanoi begeben. Der eine der beiden Delegierten, Phra Jolathan Vinichen, General-Inspektor der Schifffahrt und der Kanäle, war Mitglied der siamesischen Gesandtschaft, welche im Jahre 1861 nach Paris gekommen war; sein Kollege Kuhn Pritscha Kanikit ist Sekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Die Unternehmung dieser ersten Industrie-Ausstellung in europäischem Style im fernen Indochina ist von hohem Wert und Interesse für das Vorschreiten unserer Zivilisation im fernen Osten.

* Aus der Polarwelt. Der von uns schon mehrfach erwähnte Oberst Gilder ist von der Hudsons-Bay zurückgekehrt und hat vorerst seinen Plan aufgegeben, den Nordpol auf diesem Wege zu erreichen. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß er dort auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde, und freuen uns, daß Oberst Gilder zu demselben Schlusse gekommen ist. Er langte am 3. März zu Selkirk, in der Nähe von Winnipeg, an. Nach seiner eigenen Schilderung hatte er, nachdem er Winnipeg letzten Herbst verlassen, eine sehr unangenehme Reise nach Fort York, zu welcher er zwei Monate gebrauchte. Er war auf dem ganzen Weg nicht imstande ein Boot zu bekommen, sondern mußte seine Reise in einem Canoe machen und sich der Indianer bedienen, um seine Lebensmittel fortzuschaffen. Er erreichte Fort Churchill zu spät, um noch ein Hudsons-Bay-Boot nach der Insel Nottingham zu bekommen, und da er gezwungen gewesen wäre, mehrere Monate ohne alle Beschäftigung in Fort Churchill zu verweilen, so entschied er sich zur Rückkehr nach New-York, um einige Geschäfte zu erledigen, worauf er dieses in einigen Monaten zeitig genug verlassen will, um das nächste Dampfboot nach der Hudsons-Bay zu benützen oder nächsten Sommer mit einem nach dem Polarmeere auslaufenden Walfischfahrer zu reisen. Er ließ seinen Begleiter Griffith in Fort Churchill mit Weisungen, die Vorräte zusammenzupacken und mit dem ersten Hudsons-Bay-Boot nach der Insel Nottingham weiterzufahren, wo Gilder mit ihm zusammentreffen will. Hoffentlich wird er den Weg über die Hudsons-Bay ganz aufgeben und statt dessen mit einem schottischen Walfischfahrer nach dem Smiths-Sund gehen. Der Weg von Fort Churchill nach dem Lancaster-Sund ist nicht praktikabel und sollte von einem Forscher, welcher den höchsten Norden erreichen will, nicht eingeschlagen werden.

* Dr. Hans Schinz's Reisen in Südwestafrika. Dieser Botaniker und Forschungsreisende, unseres Wissens ein Schweizer, hat in den jüngsten Jahren die Länder der Ovaherero und Ovambo in Südwestafrika in einer bedeutenden Ausdehnung bereist und nicht nur die Geographie und Botanik dieser Region studiert, sondern auch den Bewohnern derselben und deren Sprache einige Aufmerksamkeit geschenkt. Während eines längeren Aufenthaltes auf der finnischen Missionsstation Olukonda in Ondonga stellte er ein Wörterverzeichnis und eine Grammatik der dortigen Landessprache zusammen, und bei einem Besuche in Humbe am Kunene, gegen Ende des Jahres 1885, that er dasselbe für den Stamm der Onkumbi. Die nachstehenden Bemerkungen entnehmen wir einem Briefe, welchen Dr. Schinz vom Februar 1886 von Olukonda aus an Herrn R. N. Cust geschrieben:

„Die Ovaherero bilden drei Abteilungen oder Völkerschaften, nämlich die Ovatjimba in Kaoko („wasserlos") im Norden, die eigentlichen Waherero im Mittelpunkte und die Ovambanteru im Osten, am Rande der Kalahari. Sie sprechen sämtlich Dialekte derselben Sprache. Ihre ursprünglichen Wohnsitze scheinen fern im Osten, nordwärts vom Sambesi, gewesen zu sein, und das Land, welches sie gegenwärtig bewohnen, war früher zu einem großen Teil im Besitz der Hau-Khoin oder Berg-Damara. Die Stämme der Herero werden nach ihren Häuptlingen benannt, deren mächtigster Kamaherero ist. Die Ovatjimba, welche Dr. Schinz als identisch mit den Baschimba oder Muximba (die man auch unter dem Namen Cimbebas kennt) findet, werden von ihren Nachbarn, den Ovambo, geringschätzigerweise so genannt. Der Ursprung dieser Bezeichnung ist sonderbar. Die Ovambo bewohnen schöne Omagumbos oder verpalissadierte Behausungen, während die Ovatjimba sich mit armseligen Hütten begnügen, welche verächtlicherweise mit den Löchern verglichen werden, die sich ein Wirbeltier, Ondschimba, in den riesigen Ameisenhaufen erbaut. Dem Dr. Schinz ist es nicht gelungen, dieses Tier zu Gesicht zu bekommen. Die Ovatjimba unterscheiden sich beinahe in jeder Beziehung von ihren Nachbarn, den Ovambo; sie sind Viehzüchter und keine Ackerbauer, reden eine verschiedene Sprache und haben eine patriarchalische Regierung, wogegen diejenige der Ovambo eine despotische ist. Die Uumbangala-Stämme im Norden des Kunene mit Einschluß der Onkumbi (Ovankumbi), der Enkamba und Omulonda sind ihrer Sprache nach eher den Ovaherero, als den Ovambo verwandt, obwohl sie in anderen Beziehungen den letzteren gleichen. Während Dr. Schinz sich in Kumbi (Humbe) aufhielt, waren die Portugiesen im Kriege mit den Onkumbi, sonst wäre er den Kunene hinaufgegangen. Die Ovambo zwischen

Digitized by Google

dem Kaoko, dem Kunene, dem Kubango und dem Ovaherero umfassen zwölf Stämme, nämlich die Ondonga, Uukuambi, Ongandjera, Uukuaruzi, Ombarantu, Ondombozora, Uukuanyama, Evale, Ekanda, Okasima, Ombandja onene und Ombondjo oschona. Jeder Stamm spricht seinen eigenen Dialekt; die sechs erstgenannten Stämme bilden eine westliche, die anderen eine östliche Gruppe. Die finnischen Missionare bedienen sich zu ihrem Gottesdienste des Dialekts der Ondonga. Ovambo oder vielmehr Ovaambo ist eine auf diese Stämme angewandte Bezeichnung in Herero, abgeleitet von ambo, die Wohlhabenden, welches Ausdrucks ein Omu-ambo sich bedient, wenn er von seinem eigenen Volke spricht.

Wir müssen hier aber noch einmal zurückgreifen, bevor wir fortfahren. Ehe Dr. Schinz zu den Herero kam, war er auf Lüderitz's Veranlassung im Jahre 1884 nach dem Nama-Lande gegangen, hatte die von diesem unternehmenden Manne erworbenen Gebiete, welche nun in den Besitz einer Gesellschaft übergegangen sind, erforscht, wandte sich dann nordwärts und erforschte die Gegend bis hinauf zum Kunene-Fluß und bis auf eine kurze Entfernung an den Ngami-See. Er verweilte und reiste in Ovambo vom August 1885 bis Februar 1886, wo ein Mißverständnis mit der Familie des Königs Kambonde von Ondonga, dessen Argwohn durch Schinz's wissenschaftliche Forschungen erweckt worden war, ihn zwang, sein Heil in der Flucht zu suchen. Die Reise vom Wohnorte des Königs nach Groot Fontein (Otyavanda tyongue), der Niederlassung der Buren, in der Nähe der Kupferbergwerke von Otavi, kann im Sommer innerhalb 14 Tagen zurückgelegt werden, allein wegen der schlechten Beschaffenheit des Weges verbrachte Dr. Schinz sechs Wochen auf derselben. Der Boden war mit Wasser gesättigt und da die Zugochsen oft bis an den Bauch in denselben einsanken, so kam man an einem ganzen Tage oft kaum um eine Meile weiter. Etoscha Tan bot das Aussehen eines wahren See's. Die Buren, welche sich unter Herrn Jordaen's Führung in Groot Fontein niedergelassen hatten, bereiteten Dr. Schinz eine höchst gastfreundliche Aufnahme. Sie hatten infolge eines Zerwürfnisses mit den portugiesischen Behörden Humpata in Mossamedes verlassen und sich in einem Bezirke angesiedelt, welchen ihr Anführer von dem Häuptling von Ondonga gekauft, und einen Freistaat errichtet, den sie dem Premierminister der Kapkolonie zu Ehren „Upingtonia" nennt. Dieses Gebiet wird im Westen von den Etoscha- und Onandora-Pfannen begrenzt und erstreckt sich ostwärts weithin zwischen dem 18. und 20° südl. Breite. Dr. Schinz beschreibt die Gegend als ein zu Ackerbauzwecken vorzüglich geeignetes Gelände; und ungefähr ein Viertel davon ist hügelig und anscheinend sehr reich an Mineralien, während der Rest aus wellenförmigen Ebenen von Kalkstein (einem alten Seebett) und großer Fruchtbarkeit besteht. Perennierende Quellen sind zahlreich und zwischen November und April fallen reichliche Regen, allein während dieser Periode herrschen auch Malaria-Fieber, wiewohl nicht von bösartigem Charakter, vor. Pferde und Rindvieh sind auch hier, wie in anderen Gegenden Südafrika's, einer heimtückischen Lungenkrankheit unterworfen. Herr Jordaen hat sein Besitztum in Farmen von je 6000 Acres eingeteilt, von denen er sechs mit allen bergmännischen Rechten für sich behalten, die übrigen Ländereien aber einer von den Buren erwählten bestuur (Regierung, Verwaltung) überwiesen hat. Ansiedler erhalten Farmen unentgeltlich unter der Bedingung, daß sie dieselben binnen Jahresfrist nach ihrer Ankunft zu bebauen anfangen.[1] Nachdem Dr. Schinz sich neue Gespanne von Zugochsen verschafft hatte, zog er ostwärts weiter und folgte zuerst einer Spur, welche Herrn Ericksons Wagen zurückgelassen hatte, und dann dem trockenen Bett des Omuramba wa Mataka bis nach Karakobis, von wo aus jener Wasserlauf nach Nordosten umbiegt, den Namen Scheschongo annimmt und sich in den Okavango oder Ombuengo ergießt. Das Gelände zwischen Karakobis und dem Tonke (Tiogo) bildet einen Teil der Kalahari und bietet eine Reihenfolge von Dünen dar, welche mit Bauhinien, Cassien, Combreten und anderen Dikotyledonen-Bäumen bestockt, während die dazwischen liegenden Niederungen mit Akazien bewachsen sind. Man trifft nur in langen Zwischenräumen einzelne Vleys und Wild ist nichts weniger als häufig. Die wenigen Einwohner sind Buschmänner und reden eine Sprache, welche von derjenigen der Nama verschieden, obwohl anscheinend mit ihr verwandt ist. Im Mai gelangte Dr. Schinz nach Nokana, der Residenz des Batowana-Häuptlings Moremi, welcher früher am Ngami-See wohnte, aber infolge eines Einfalls der Matabeli sich in die Sümpfe, drei Tagereisen nordwestlich von demselben, zurückgezogen hatte. Die unmittelbare Umgebung des See's ist den Bakoba, den früheren Hirten der Batowana, überlassen worden. Dr. Schinz erhielt nicht die Erlaubnis, diese und den See zu besuchen; er hörte aber, daß der See nicht ausgetrocknet sei, dagegen bedeutend an Umfang eingebüßt habe. Er wird von zahlreichen Armen des Okavango gespeist, welche sich in vielen Windungen durch die nordwärts von ihm liegenden ausgedehnten Sümpfe hindurchziehen. Der Name des See's in der Batowana-Sprache ist Ngabi oder Nagabi. Auf seinem Rückwege nach dem Damara-Land durchwanderte Dr. Schinz noch einmal die Kalahari. In Ghanza, wo Herr Robertson sich ein steinernes Haus erbaut hatte, war er imstande, Materialien für eine grammatikalische Skizze und ein Wörterverzeichnis der Ai-San-Sprache zu sammeln. Diese Reise durch die Kalahari war mit vielen Mühseligkeiten verbunden, und der Reisende litt sehr an Fieber und Ruhr. Nachdem er sich am 16. November 1886 in der Walfisch-Bay eingeschifft hatte, erreichte

[1] Im Juni 1886 wurde Herr Jordaen ermordet und die 15 Familien, welche sich in Upingtonia niedergelassen hatten, haben sich seither unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt.

Digitized by Google

Dr. Schinz nach einer Fahrt von 26 Tagen die Kapstadt und kehrte dann nach Europa zurück. Es war Dr. Schinz gelungen, wertvolle botanische und ethnographische Sammlungen zusammen zu bringen, und er ist gegenwärtig mit dem Ordnen derselben und mit der Abfassung eines vollständigen Berichtes über seine Forschungen beschäftigt.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Die schon um Mittag zurückkehrenden Jäger brachten vier Affen, ein Wildschwein, ein Aguti, einen Jabuti und noch einige Vögel. Die Affen gehörten der uns noch nicht bekannten Cuxiu-Gattung an; sie sind völlig schwarz. Das Männchen zeichnet sich durch einen dichten Kinn- und Backenbart, sowie durch sein gescheiteltes Kopfhaar aus, welches beides ihn dem Menschen um so ähnlicher macht. Der Schwanz ist 40 cm. lang und 6—7 cm. breit, kein Wickelschwanz, sondern völlig walzenförmig behaart und wird häufig ganz praktisch als Kehrwisch verwendet. Der Cuxiu ist in diesen Waldungen recht häufig und eine gewöhnliche Jagdbeute und so schwer zu zähmen, daß ich noch nie ein gezähmtes Individuum sah. Das erlegte Schwein war ein Taititu, und zwar der kleineren der zwei existierenden Gattungen angehörig. Es erreicht aber immerhin bis zwei Arrobas Gewicht und unterscheidet sich von der anderen Art besonders durch die fehlenden Hauer, die letzterem auch den Namen Queixadas (spr. Kehschadas) gaben, eine Bezeichnung, die Backen- oder Stoßzahn bedeutet. Das Taititu wird im gezähmten Zustande sehr zutraulich und hat ein zierliches Ansehen, das es der besonderen Pflege und Zähmung wert macht. Ein ähnliches niedliches Schweinchen sah ich später häufig im Innern Neu-Granada's in den Häusern, doch scheint dieses eine besondere Spezies zu sein. Es ist grau, weißlich gefleckt und hat einen schwarzen Gürtel, wogegen das Taititu einen schwarzen Streifen längs dem Rücken hat.

Die Heimkehr der Jäger gewährte einen possierlichen Anblick. Die schwere Last hing ihnen nach echter Wildenart über den Rücken. Aus zwei Blättern der Anaja-Palme (der Maximiliana regia) hatten sie einen Hängekorb gebildet, welcher das geknebelte Wild aufnahm und wie ein Tornister auf dem Rücken getragen wurde. Die Zerlegung und Einsalzung des Wildes gab der ganzen Mannschaft zu thun und bildete für die Nachmittagsstunden einen angenehmen Zeitvertreib. Während José Bento und die Soldaten sich mit den Schweinen und den Vögeln beschäftigten, blieb die Zubereitung der Affen den Wilden überlassen; da wir übrigen uns an dem Genusse des Affenfleisches nicht beteiligten, so mochten jene ganz nach Willkür mit der Zubereitung verfahren. Nicht ohne Lachen, aber auch mit einem von Mitleid freiem Gefühl kann man ihr Küchenmeisteramt betrachten. Schreckt schon der Gedanke an Affenfleisch vor dem Genusse desselben zurück, so ist der Widerwille noch größer, sobald man die rohe, gewissermaßen barbarische Zubereitungsweise von Seiten dieser Waldsöhne beobachtet. Nachdem die Tiere über dem Feuer gesengt sind, werden sie einfach ausgeweidet und zum schauerlichen Anblick je wie ein armer Sünder an einen Stab geknebelt und in einer Reihe über ein Stabgitter gelegt. Die Wilden schienen sich an dem Anblick selbst zu amüsieren. Während der ganzen Nacht wurde ein gelindes Feuer unter der Pritsche unterhalten, um die Tiere allmählich in Rauch und Glut zu braten. Das so zubereitete Tier am Stab ergreifend, schneidet der Indian mit innigem Wohlbehagen ein Stück nach dem andern herunter, um es zu verzehren. Wie das Fleisch nach solcher Zubereitung schmeckt, weiß ich nicht. Ein inneres widerstrebendes Gefühl würde ohnedies mein Urteil befangen gemacht haben. Uebrigens hatte ich früher schon häufig Affenfleisch in anderer Zubereitung genossen, und es trotz einiger Zähigkeit stets schmackhaft und nährend gefunden. Es ist dunkelrot, faserig und ziemlich festen Gefüges.

Endlich, am 19. Juli, Mittags erreichten wir Presidio nach einer Fahrt von sechs Tagen einschließlich des Aufenthalts. Presidio, dessen eigentlicher Name Tai-acu-Renai-Renaua ist, war anfänglich eine indianische Niederlassung. Als deren Bewohner sich jedoch ins Innere zurückzogen, bestimmten reisende Handelsleute diesen Ort zu einer Station und tauften den Namen in Presidio um, was eben nur eine wortgetreue Bezeichnung dessen ist, was ihnen der Ort sein sollte. Hier beginnen zahlreiche Niederlassungen der Gujajaras, eine Tagereise weit geschieden von denen der Timbiras, weshalb auch Presidio bisher von Gewaltthätigkeiten verschont blieb. Dennoch lag hier ein Militärdetachement, weil unter den Weißen selbst einige gewaltthätige Morde vorgekommen waren.

Die Gegenden zu beiden Seiten des Flusses sind reichlich mit Copaiva-Bäumen bestanden und schon seit einer langen Reihe von Jahren die Gujajaras mit der Gewinnung des Copaiva-Balsams beschäftigt, infolge dessen ihre Wohnorte bereits weit vom Flusse abliegen. Jede Ortschaft hat ihre bestimmten Kontrahenten zur Abnahme des Balsams, und es hält einem neuen schwer, sich einzumischen, weil die Häuptlinge sich schon mit ihrer Mannschaft beständig zu einer neuen Lieferung verpflichten, ehe die gegenwärtige noch geleistet ist, ein wohlberechnetes Interesse der Handelsleute. Obwohl Presidio nur aus acht Wohnungen besteht, so herrscht doch in dem kleinen Ort ein sehr buntes Leben, wenn die Indianen ihre mit Balsam gefüllten Töpfe heranschleppen. Haushaltungsartikel aller Art haben hier, da sie auf weiter, mühsamer Fahrt herbeigebracht sind, ganz unerhörte Preise. So kostet z. B. eine Flasche Branntwein 1 Milreis, ein Pfund Pulver 2½ Milreis, eine Elle ordinärer Drell 800 Reis, was die gewöhnlichen Preise um das Drei- bis Vierfache übersteigt. Die Waren finden jedoch stets guten Absatz, indem nicht allein die Indianen verschiedenes einhandeln, sondern auch einzelne Unternehmer vom oberen Fluß in der Absicht herunterkommen, sich hier aufs neue und auf kürzerem Wege mit Handelsartikeln zu versehen. Ein Schmied von Monçao hat hier eine beständige Niederlassung und reichliche, lohnende Beschäftigung, indem der Steinschloßgewehre unter den Wilden schon so viele sind, daß gar manche Reparatur für ihn abfällt. Die Arbeiten läßt er sich mit Copaiva bezahlen, was ihm beim Verkauf desselben zehnfachen Gewinn abwirft.

Die Umgebungen Presidio's sind im ganzen noch mit jener Vegetation bekleidet, wie wir sie zum größten Teil schon zu beobachten Gelegenheit fanden. Von einzelnen Ausnahmen hebe ich den hier neu auftretenden Gummibaum Para's und die Zimmt-Cassie hervor. Ersterer, Siphonia elastica, wird an anderer Stelle ausführlicher berührt. Die Zimmt-Cassie, auch Nelkenzimmt genannt, gehört zu den lorbeerartigen Gewächsen und hat unter dem Dunkel, in dem diese wie noch andere Glieder dieser Familie stehen, die verschiedensten Namen erhalten. Ihr selteneres Vorkommen, unvollkommene Beobachtungen, Verwechslung oder Verdrängung durch andere aromatische Rinden haben ihr nach und nach ein ganzes Register von Namen angehängt. Unbegreiflich bleibt es dabei, wie man sie nur hat unter die Cassien bringen können. Schon der Habitus stellt sie augenfällig in die Reihe der Laurineen, und sie ist nach Martius wohl am richtigsten mit Persea caryophyllata bezeichnet. Die aromatische Rinde dieses mittelhohen Baumes wird eingesammelt, ähnlich wie Zimmt gerollt und in den Handel gebracht; die Stücke sind jedoch gröber und von 30 cm. Länge. Geruch und Geschmack sind angenehm aromatisch, flüchtig brennend auf der Zunge und dem indischen

Digitized by Google

Zimmtlorbeer (Canella aromatica) einigermaßen gleichkommend. Im Süden Brasiliens geht dieses Produkt allgemein unter dem Namen Cravo da Maranhaõ (Gewürznelken von Maranhaõ) während es in dieser Provinz schlechtweg Cravo da terra genannt wird.

Um im allgemeinen ein Bild der Ufervegetation zu entwerfen, wie sie dem Pindaré eigen ist, so treten hier die mittelhohen Baummassen der Inga-Arten, unter denen Inga vera vorherrscht, in den Vordergrund; ferner mit ihnen im Vereine verschiedene Anonaceen und die uns schon mehrfach begegnete Polygonea, überwuchert und durchwoben mit den verschiedensten Schlingpflanzen, vor allem der Cucurbitaceen, sodann der Papilionaceen, einiger Bignonien, Passifloren und Apocyneen. An einzelnen Stellen tauchen aus dem Dickicht Cecropien und kleine Palmenarten wie Bactris und Astrocaryum auf, die, seltsam genug, fast regelmäßig vollständig vom Schlingwuchse frei sind, gleichsam als schirmten sie im Gefühle fürstlicher Würde eine unedle Last von sich ab. Diese Schlinggewächse bilden oft unübersehbare Gehänge in den verschiedensten Gestaltungen, und häufig genug lassen sie nicht erraten, was sie unter ihrem Deckmantel verborgen halten, um es langsam absterben zu lassen. Nichts ist ihnen zu hoch, um es zu erreichen und mit einem dichten Teppich zu verhüllen; sie erklimmen die Gipfel der höchsten Bäume und senken sich wieder hernieder, um den Lauf aufs neue zu beginnen. Die niedrigeren gegen das Wasser hinneigenden Formen bilden Apocyneen, Euphorbiaceen, Bauhinien, Solanaceen, Rubiaceen, myrten- und verbenenartige Gewächse, denen schließlich als Grenzscheide und selbst im Wasser wurzelnd, Mimosen und Psidium acutangulum folgen. Ihnen scheint das nasse Element zu behagen, denn eben zur Regenzeit stehen sie im besten Grün. In den buchtigen, mit stillem Wasser gefüllten Räumen treibt und grünt es nicht weniger üppig. Wir finden hier schwimmende Wiesen hingezaubert, indem Pontederien und Pistien sich zu dichtem Geflechte verweben und nach allen freien Richtungen hin sich auszudehnen suchen. Diese schwimmenden Decken sind stark genug, um unter dem Gewichte der Enten und ähnlicher Vögel nicht zu leiden. Ueber das ganze hin wölben sich die weiten schattigen Kronen höherer Waldbäume, wie einzelner Ficus-Arten, Laurineen, Leguminosen, Hymenaceen, Lecythis-Arten, Therebinthaceen, Platonia insignis, Carapa guianensis, über die als höchste Vollendung die stolzen Attaleen heraufragen.

Der gesamte Wuchs tritt in ziemlicher Abrundung zusammen, nur durch wenige Hervorragungen unterbrochen. Pyramidalformen existieren nicht, wenn man nicht etwa die aus breiter Basis zu einer Spitze verlaufende Krone der Pindaiba dahin rechnen will, die, ganz fichtenartig in ihrem Wuchs, von allen anderen sich auffallend unterscheidet.

So der Charakter der Pindaré-Vegetation im allgemeinen. Nun aber gestaltet sich, zum Teil unter fremden Formen, eine Reihe wechselvoller Bilder, die Szenerie des Flusses auf das angenehmste zu unterbrechen. Kräftig und lebensfrisch taucht z. B. eine Urania-Gruppe aus dem dunkeln Grün der Uferwaldung herauf. In jungfräulicher Anmut wiegt die schlankerhobene Euterpe ihr feingefiedertes Haupt, wogegen zu malerisch gebietender Pracht die Armleuchterbäume ihre Kronen seltsam und kühn geformter Blätter aufragen lassen. Würdigen Veteranen gleich steigen inmitten anderer riesiger Bäume hohe Maximilianen und Mauritien auf; das Auge überrascht plötzlich eine isoliert stehende Gruppe des Arum arborescens, der, gewöhnlich ganze Wäldchen bildend, sich schroff durch sein groteskes, der Sonne abgeneigtes Blatt vom übrigen Wachstum absondert. Durch Hinwegspülen des Bodens oder durch das Gewicht überladender Schlingpflanzen niedergedrückt, neigt ein Baum über die Fluten des Wassers hin, bald als belebter Bogengang die gegenseitigen Ufer verbindend, bald als natürlicher Vorhang dem Reisenden die Fernsicht hinter einem Schleier verhüllend.

Von Presidio aus beabsichtigte ich einzelne Ausflüge in die Umgegend, namentlich zu den in östlicher Richtung gelegenen Dorfschaften der Gujajaras zu unternehmen. Ich entschloß mich, die Dörfer Turi-pao und Pari-renana aufzusuchen, als die nächsten und zwar vier Tagereisen entfernten. Bevor wir aber dahin aufbrachen, waren die von der Kolonie Januaria mitgebrachten Indianen, dem Beispiele ihrer Vorgänger folgend, früh Morgens verschwunden. Dieser Vorfall traf mich um so unangenehmer, als sie mir durch ihre Tüchtigkeit im Rudern, durch ihren guten Willen und ihr heiteres, zum Singen aufgelegtes Gemüt zu angenehmen Gesellschaftern geworden waren. Um so weniger und bei der guten Behandlung, die sie genossen hatten, konnten wir ein solches Verfahren uns erklären. Sämtliche Wilde, wie ich aus späteren vielfältigen Beobachtungen und Erfahrungen feststellte, sind unzuverlässige, keines Ehrenwortes fähige Leute, welche unüberlegt und in blinder Dummheit eines kleinlichen Interesses halber jede schnellgefaßte Idee ausführen. Welchen miserablen Zuständen setzten sich die Flüchtlinge aus, indem sie 4—6 Tage lang in unwegsamen Wildnissen umherzuirren hatten, um zur Kolonie Januaria zurückzugelangen. Als einziger Beweggrund ihrer heimlichen Flucht blieb Sehnsucht nach der zurückgelassenen Ehehälfte anzunehmen übrig; denn diese Burschen waren, wie ich nun erst erfuhr, sämtlich im Alter von 14—20 Jahren verheiratet. Im Zentrum so vieler Ortschaften durfte ich hoffen, sie indessen durch andere bald ersetzt zu sehen.

Noch ereignete sich ein Vorfall in Presidio, der, wenngleich anfangs mich unangenehm berührend, doch einen ergötzlichen Ausgang hatte. Es war mir nämlich ein Gegenstand von Wert entwendet worden und ich hatte starken Verdacht auf einen daselbst wohnenden Indian. Man riet mir daher, den Mann festsetzen zu lassen, was ich für eine zu weit getriebene Eigenmächtigkeit, für einen Eingriff in fremde Rechte gehalten haben würde, hätte ich nicht hinlänglich gewußt, daß bei der Unsicherheit des Lebens und Eigentums in dieser Gegend oft nur energische Selbsthülfe das beste Mittel ist und ein rasches Einschreiten zur Notwendigkeit wird. Ich machte daher von den mir zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch, ließ durch meine Soldaten den Indian arretieren, dem Kommandanten des hier stationierten Detachements Meldung machen und zugleich ersuchen, den Delinquenten einzusperren. Als ich im Cuartel (Wachtgebäude) anlangte, um mit dem Kommandanten das weitere zu besprechen, erblickte ich den Arrestanten mit den Füßen in einen Schließblock eingelegt. Als ich mich befremdend und unzufrieden über das Verfahren äußerte, das den Gefangenen, der doch nur in Untersuchungshaft war, als einen wirklichen Verbrecher erscheinen lassen mußte, erfuhr ich, daß dies hier Brauch sei und überdies das hinreichende Militär zur Bewachung fehle. Solcherart und mit der Drohung meinerseits, ihn den Gerichten der Hauptstadt zu überliefern, durfte ich jedoch erwarten, ein Geständnis von ihm zu erlangen. Nachts wurde der Block in entsprechender Höhe auf ein Gerüst gelegt, um dem Delinquenten den Schlaf in einer Hängematte zu ermöglichen. Auf ein Gesuch des Kommandanten schickte ich einige Lichter ins Cuartel, da der Gefangene nach dem Gesetze in erleuchteten Räumen zu verharren hat. Als nach 24 Stunden das gewünschte Geständnis nicht erfolgt war und ich deswegen meine Reise ins Innere nicht aufschieben wollte, ließ ich ihn wieder auf freien Fuß setzen. Mit der nämlichen Ruhe und Gleichgültigkeit, mit welcher er sich hatte bestrafen lassen, ging er wieder davon.

Kannte ich das Reisen auf den gewöhnlichen schlechten Wegen und nach Landesart von früher her schon hinlänglich, so hatte ich doch noch nie Gelegenheit gehabt, auf den Wegen der Indianen zu deren Dörfern mein Touristenheil zu versuchen. Holperige, schmale und durch Laub verschüttete Wege, deren Richtung nur auf wenige Schritte Entfernung sich verfolgen läßt, über Baumtrümmer hinweg, bergauf, bergab, im Bette versiegter Bäche

Digitized by Google

entlang, durch Sümpfe und Brüche zu waten, durch Dornen und Lianen sich hindurch zu arbeiten, das ist neben vielen anderen Leiden in Kürze der Inbegriff indischer Wanderschaft. Bewunderungswürdig ist der Scharfblick, mit welchem der Indian einmal betretene Pfade wieder auffindet, bewunderungswürdiger aber noch, wie er auf ihnen mit den schwersten Lasten viele Tagereisen weit zu gehen vermag, ohne zu ermüden. Es begegneten uns mehrmals ganze Karawanen wandernder Copaiva-Töpfe, deren einer ein Gewicht von zwei Arrobas und darüber hat. Mit diesen Lasten legt der Indian täglich zwei Leguas zurück und verwendet die übrige Zeit zum Hüttenbauen, Fischen und Jagen. Mitunter wird auch ein ganzer Tag gerastet, um die Jagd mehr auszudehnen. Die Farinha, als einzig mitgeführte Nahrung, wird in besonderen Körben von Kindern getragen, die auf solche Art schon früh und zweckmäßig zu größeren Lasten vorbereitet werden. Da wir in Presidio keine Lastträger hatten bekommen können, so mußten wir uns auf das Notwendigste beschränken, uns nämlich mit Farinha und demjenigen begnügen, was uns die Jagd bringen würde. Diese aber fiel, da wir gute Tagemärsche machten, nicht besonders aus, indem ein Jacu die einzige Beute während vier Tagen ausmachte. Endlich am vierten Morgen ging uns selbst die Farinha aus, so daß wir nicht einen Fingerhut voll zum Leben und noch einen ganzen Tagmarsch zu machen hatten. Da stillten unsern Hunger jedoch ganz unerwartet einige Bataten, die wir antrafen, indem unser Weg uns über eine verlassene Roça führte. Sie wurden mit dem Säbel ausgegraben und über einigen Kohlen gebraten; zum Nachtisch lieferte uns ein Melonenbaum seine Früchte. Somit hatten wir ein Frühstück genossen, das so frugal wie indianisch war. Als wir nach Mittag im ersten Dorfe, Pari-renaua, anlangten, erging es uns in einer Beziehung besser, indem es an Lebensmitteln nicht fehlte; die Farinha aber, welche doch in allen Gauen des Landes, vom Kaiser herab bis in die Hütten der Indianen die Hauptsache bleibt, ist nur sauer zu haben und für den Ungewohnten leicht von nachteiligen Folgen. Das Sauer-werden der Farinha ist der nachlässigen Zubereitung zuzuschreiben, indem die Mandioccamasse so lange auf einem Haufen liegen bleibt, bis es den Leuten gefällt, sie zu dörren, oder vielmehr bis das Bedürfnis hierzu nötigt.

Der Eindruck der indianischen Niederlassungen war nicht der, den ich erwartete. Vor allem liegt das Dorf fast stets auf einer Anhöhe, um den so häufigen Fiebern möglichst vorzubeugen. Das für den Haushalt benötigte Wasser muß daher oft aus weiter Entfernung herbeigetragen werden. Es wird in großen Calebassen wie jede andere Last auf dem Kopfe oder den Schultern transportiert. Die Zahl der Wohnungen, welche ein Dorf ausmachen, beträgt selten mehr als 15 bis 20, und zwar wegen der Jagdbeschränkung. Sie liegen buntgewürfelt durcheinander, ohne irgend eine Anordnung von Straßen oder direkter Verbindung. Ihre Bauart ist ganz die der brasilianischen ärmeren Landwohnungen, einfach aus vier Wänden und einem Dach bestehend und rings mit Palmenblättern gedeckt. Die Thür ist so verhängt, daß man nur tiefgebückt hinein gelangen kann. Fenster-vertretende Oeffnungen sind nicht vorhanden. Das Innere bildet einen einzigen Raum, in dem Hängematten nach verschiedenen Richtungen ausgespannt sind; auf einem Brettergerüst unter dem Dache befinden sich einzelne geringe Gegenstände, wie Pfeile, Bogen und Federschmuck. Kessel, Flinten, Beile, Säbel und Messer zählen die Wilden zu ihren Lebensbedürfnissen, seit sie mit den Weißen in Verkehr getreten sind. Auch die üblichen Kleidungsstücke sind auf gleichem Wege erlangt, und nur ein einziges ist echt national zu nennen, nämlich ein breiter, zu einem einzigen Stück gewobener Gurt, mit fußlangen Fransen versehen, bildet der Frauen einzigen gewöhnlichen Ueberwurf. Er wird von den Mädchen kurz, den Leib einschließend, getragen; von den Müttern dagegen einer Schärpe ähnlich schräg über die Schultern gehängt, um auch ein Kind mit darin aufnehmen zu können, das, rittlings über den Hüften sitzend, vollkommen gesichert ist und selbst während der Arbeit getragen wird. Dies Kleidungsstück ist aus Baumwolle und ziemlich derb, jedoch gut gewoben. Mit dem Samenbrei des Urucu gibt man ihm eine rote Farbe. Die Tracht kleidet die Wilden recht gut oder, um mich richtiger auszudrücken, wildromantisch. Die Männer tragen entweder eine Hose oder ein Hemd, selten beides zugleich. Der künstliche Schmuck besteht außer in der Bemalung des Körpers aus Ketten von Perlen und kleinen Affenzähnen, die sie oft in großer Zahl um den Hals und um die Arme tragen. Je feiner die Perlen, um so größer der Geschmack daran. Große, leicht in die Augen fallende Perlen sind seltsamerweise nicht beliebt.

Durch die Weißen haben sie auch einiges Hausvieh sich angeeignet, das sich jedoch zur Zeit nur auf Hühner, Enten, Hunde und Katzen beschränkt und das sie mit Sorgfalt pflegen. Die Katzen werden mehr des Vergnügens als des Nutzens wegen gehalten. Bringt die Jagd oder sonst ein Zufall ein lebendes Wild in ihre Hände, so wird es gezähmt und den Kindern zum Spielen überlassen. So fand ich mehrfach zahme Jacus und Mutums mit dem übrigen Geflügel gemeinschaftlich lebend. Einen Affen, einen Papagei oder eine Schildkröte findet man fast in jeder Wohnung. Die Schnüre, an die man Nagetiere, wie Cutias, befestigt, werden mit einer Reihe hohler Rehknochen überzogen, um der Zerstörung durch die alles zernagenden Zähne nicht so schnell zu unterliegen. Jedes frei umherlaufende Tier wird Abends eingefangen und unter einen Korb gesetzt, um gegen die Fledermäuse geschützt zu sein. Die Feuerstätte befindet sich nicht in der Hütte, sondern auf einem freien Platz vor dem Hause auf dem flachen Erdboden. Drei Steine dienen dazu, den Kessel aufzunehmen. Das Feuer wird den ganzen Tag ununterbrochen und oft bis tief in die Nacht hinein unterhalten, denn bald bedient sich dieser, bald jener desselben, sei es, um einige Knollen zu braten oder auch nur die ellenlangen, leicht erlöschenden Zigarren daran anzuzünden.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Cypern.

Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte

von

Franz von Löher.

Dritte um Vorwort und Karte vermehrte Auflage.

kl. 8°. (X und) 376 Seiten.

Mk. 6. —

Die Einleitung, welche das Warum und Wie der Reise Franz v. Löhers erklärt, sowie eine in drei Farben gedruckte Karte von Cypern, geben dieser dritten Auflage besonderen Werth.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschien:

Kerner, Just., Ausgewählte poetische Werke. 2 Bände. Mit Portrat des Dichters in Holzschnitt. 1878. 12°. In einem Leinwandband. M. 3.50.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZEITUNGS EXPED. WIEN 1887

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 20. Stuttgart, 16. Mai **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. - Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Spaziergänge in Zentralafrika. Von C. B. Herrmann. S. 381. — 2. Schrumpfungstheorie und Thatsachen. Von H. Habenicht. S. 385. — 3. Der siebente Deutsche Geographentag. (Schluß.) S. 386. — 4. Der Sklavenhandel in Mozambique und am Nyassa. Auszug aus einer Flugschrift von Lieutenant O'Neill, Konsul in Mozambique. S. 391. — 5 Der Riesentang. S. 394. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 395. — 7. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 397.

Spaziergänge in Zentralafrika.

Von C. B. Herrmann.

Gaboon, französisches Kolonialleben.

Eindruck Gaboon's auf den Reisenden. — Der Handel geht stetig zurück. — Die großen Häuser wollen die Faktoreien schließen. — Beschreibung des Ortes. — Negerstamm der Pongwe. — Hübsche und schöne Negerinnen. — Weiße „Heiraten". — Negerstamm der Pangwe. — Industrie. — Sie sind Menschenfresser. — Stamm der Bakele und Askiani. — Sprachproben. — Leben der Weißen. — Neger und Negerinnen in ihren Dörfern. — Der Abendkorso am Strande. — Kann eine Negerin lieben? — Umgebung Gaboons: Sibange-Farm. — Munda. — Donguila. — Zustände im Gouvernement, Zoll- und Justizwesen. — Französische Konkurrenz. — Das Trustsystem de Brazza's soll Schuld am Niedergange des Handels sein.

Dem Reisenden, der, von Norden kommend, alle Handelsplätze besucht hat, Gaboon, die Hauptniederlassung der Franzosen im zentralen Westen, erblickt, dünkt der Ort wohl als der bedeutendste, an soliden Häusern, Komfort und weißer Bevölkerung reichste; wollte er jedoch aus diesen Umständen schließen, daß Gaboon ebenso bedeutend reich in Beziehung auf Handel ist, so täuscht er sich.

Einst mag die Gegend, welche seit den 40er Jahren unter französischer Oberhoheit steht, ergiebig gewesen sein, heute sind wenigstens die großen Häuser auf dem Standpunkt angelangt, bei noch weiteren „segensreichen" Erlässen des Gouvernements oder der Zollbehörden die Faktoreien zu schließen.

Vorerst muß ich die Gegend, das Leben, die weiße und schwarze Bevölkerung schildern, um die Ursachen klar zu legen, wie dieser sonst reiche Strich Landes so weit sinken konnte.

Gaboon, auch Libreville, liegt ca. $^1/_2{}^0$ nördlich vom Aequator und besteht eigentlich aus zwei anschließenden Niederlassungen, Plateau und Glaß.

Ersteres ist eine kleine Anhöhe, auf welchem sich die Gouvernementsgebäude und Wohnungen der Beamten befinden, herum gruppieren sich mehrere französische und portugiesische Handelshäuser, die Kirche mit dem idyllisch schönen Friedhofe, eine französische Missionsstation und auf etwa 2 Kilometer westlich die große französische Mission.

Oestlich von Plateau, am sandigen Strande gelegen, sind die übrigen französischen, zwei englische und zwei deutsche Häuser.

Sämtliche Wohngebäude der Weißen sind in afrikanischem Stile gehalten, einstöckig, auf Pfeilern oder Piloten stehend, mit weit vorspringenden, weißgetünchten Dächern.

In den französischen Handelshäusern läßt das Innere, die Einrichtung an Schmutz und Unordnung nichts zu wünschen übrig; von Portugiesen rede ich erst gar nicht, denn Portugiesenreinlichkeit = Schneckengalopp, wer die richtige Vorstellung von letzterem hat, hat sie auch von ersterer. Deutsche und Engländer hingegen lassen es sich an nichts fehlen, sogar drei Reitpferde trieben sich frei am Strande herum.

Den Hintergrund von Gaboon bilden sanft ansteigende Hügel, auf welchen zwischen Palmen- und Mangogruppen, in Bananenhainen der Negerstamm der Pongwe seine Dörfer hat.

Die Pongwe sind wohl die Ureinwohner, haben sich aber teils mit anderen Stämmen vermischt, sind teils aus den Dörfern verdrängt worden, so daß sie heute kaum 1000 Köpfe zählen werden; sie sind ein betrügerisches, sittenloses, durch Schnaps herabgekommenes Volk; die

Digitized by Google

Gatten vermieten die eigenen Frauen und Töchter an die Weißen. Im 10., 11. Jahre ist die Negerin entwickelt, wie eine 18- bis 20jährige Weiße. Es sind 15jährige „mehrfache" Mütter keine Seltenheit; sie brüsten sich damit und nennen die Namen der weißen Väter, denen sie diese zweifelhafte Freude bereitet haben. So meine Ansicht, ich kenne aber viele Väter, welche ihre Mulattenkinder zu sich genommen, ja sogar in Europa haben erziehen lassen.

Viele Negerinnen dieses Stammes sind hübsch, einige schön zu nennen; der Körper der meisten von klassischem Ebenmaß und Zartheit der Formen.

Alle Leser, welche noch keine Negerin oder nur solche aus Schaubuden gesehen, werden meine Behauptung als unsinnigen verrückten Geschmack bezeichnen. Die in Europa sichtbaren Exemplare, mit struppiger oder von Oel triefender Wolle, niedriger Stirn, hervorstehenden Backenknochen, von einem Ohr zum andern reichendem Rachen, mit wulstigen Lippen, herabhängenden Brüsten, mageren Beinen, flößen auch mir keine Bewunderung ein; aber weiches, kleingelocktes, sich wie Astrachanpelz anfühlendes Kopfhaar, hohe Stirn, unter kühngeschwungenen, dichten Brauen ein Kohlenpaar auf schneeweißem Grunde, die römische Nase über dem kleinen, neckisch-sinnlich geschnittenen Munde, zwei volle Reihen blendender Zähne, Grübchen im Kinn und Wange, der Fuß eines Aschenbrödels, plastische, kernige Formen unter einer wie Sammet sich anfühlenden Haut, über und über bedeckt von zartem, in der Sonne glänzendem Haarflaum, ein kokett-zutrauliches Wesen — ich möchte denjenigen Weißen sehen, der, wenn sein Auge sich an die schwarze Farbe und Nacktheit gewöhnt, einer so beschaffenen Gaboonesin nicht seine Bewunderung zollt, ihr seine Liebe nicht für ein paar Tage oder Wochen schenkt, gar, wenn sie gut und geistreich Französisch oder Englisch zu plauschen versteht.

Das „Heiraten" gehört unter den Weißen in Gaboon zum guten Ton, ist aber, da man sich öfters verheiratet, ein ziemlich kostspieliger Spaß.

Will man sich länger als für ein paar Tage verheiraten, so wendet man sich an einen eingeborenen Vermittler, dieser sucht nun in den Dörfern nach Veilchen, die im Verborgenen blühen, der Weiße ist nach längerem Wählen endlich mit einer einverstanden, die Unterhandlungen über die Mitgift für die Schwiegereltern, Monatslohn für die Ehegattin können beginnen.

Ist man der Gattin überdrüssig, so sendet man sie einfach zurück und trifft sie schon in den nächsten Tagen als Frau eines anderen Weißen, NB. wenn sie hübsch ist.

Ein weiterer Negerstamm der Gegend sind die Pangwe, Fan oder Pauhins. Der richtige Name wird der erste sein, sie selbst nennen sich Fau, vielmehr Pau, nachdem in ihrer Sprache der Buchstabe „P" wie „F" ausgesprochen wird. Den letzten Namen haben die Franzosen erfunden.

Es werden die Fans, soviel sich aus den Mitteilungen anderer Reisenden schließen läßt, der numerisch stärkste Stamm im zentralen Westen sein; sie sind ein kriegerisches, tapferes (relativ im Verhältnis zu anderen Stämmen) Volk, schöne, kräftige Gestalten und haben ausnahmslos einen wild-finsteren Gesichtsausdruck. Sie leben mehr von der Jagd und nur die den weißen Ansiedelungen am nächsten gelegenen Dörfer treiben Zwischenhandel, nicht direkten, da selten Fans auf Booten die Flüsse der Gaboon-Bay herabkommen. Sie haben eine entwickelte Eisenindustrie (verschiedenartig geformte Messer, Speere 2c.), können aus der Ananasfaser Netze und sehr starke Stricke verfertigen und sind trotz der schlechten Tradegewehre sehr gute Schützen. Diese Gewehre sind Steinschloßgewehre und die Läufe ausgemusterte europäische Gasröhren, als Projektil werden Kupferstücke oder zerschlagene, schadhaft gewordene Kochtöpfe benützt. Ihre Raublust und Liebe zu fremdem Eigentum in Zaum zu halten, macht den französischen Gouverneuren viel zu schaffen, hat viel weißes und schwarzes Blut gekostet, viele Lianen wurden statt Galgenstricken verwendet, aber kein Gouverneur hat es bis heute verstanden, sich auf den richtigen Fuß mit diesem Stamme zu stellen. Der häufige Wechsel in der Person des Gouverneurs, die damit geänderte Behandlung mag der Grund sein.

Ich für meine Person bin während meines ca. achtwöchentlichen Aufenthaltes mit den Leuten sehr gut ausgekommen und nur in einem Falle wurde mir meiner mit Korallen gefüllten Kassette, meiner Geldtasche, wegen, gelegentlich einer nächtlichen Heimfahrt von einer Insel der Bay aus ein Ueberfall mit sechs Kriegskanoes aufgeführt. Die Sache hätte für mich unangenehm werden können, wenn ich nicht gleich beim ersten Schrotschuß, nach dem Aufschrei zu urteilen, fünf oder sechs angeschossen hätte und nicht im Besitz eines kleinen schnellen Kanoes mit Gabooneſen als Ruderern gewesen wäre.

Den Herren vom grünen Tisch in Europa, welche behaupten, daß die Fans keine Menschenfresser sind, mache ich die Mitteilung, daß sie dennoch diese üble Angewohnheit haben, ich sah mit eigenen Augen in Ningue-Ningue im Como-River den gerösteten Kadaver eines Conisco-Negers verzehren. Männer, Weiber und Kinder griffen mit (wenigstens durch meinen Feldstecher) sichtbarem Appetit zu, und die Knochen wurden beim Abziehen der Schar in die Kanoes getragen. Es sind mir noch mehrere andere Fälle von solchen Mahlzeiten durch die Natal-Missionare bekannt geworden und ich habe einen Dorfkönig sehr im Verdacht, mir im Rhemboë-River Menschenfleisch vorgesetzt zu haben; die Neger dieser Gegend erzählten unter großem Halloh, daß ein Weißer schwarzes Fleisch gegessen habe. Zur fraglichen Zeit war ich der einzige Weiße im Dorfe und kann mich nicht erinnern, was ich gegessen, da Affen, Schweine und Papageien täglich aufgetischt wurden und jede Konservenkost mich ekelte.

Zwei Mischlingsstämme, die auch ihre Dörfer zerstreut

Digitized by Google

in der Umgebung haben, nur vom Handel und Fischfang leben, sind die Bakele und die Askiaui; ihre Verwandtschaftsgrad ist gut ersichtlich aus ihrer Sprache; eine kurze Probe:

Stamm der Pongwe:

1	Mari	6	Orówa
2	M'bani	7	Orogéno
3	N'taro	8	Enenai
4	N'nai	9	Enagomi
5	N'taui	10	Igómi.

Palmwein Itäte, Rum L'lügü, Guten Tag, Gruß, wenn man einen begrüßt, M'bolo, wenn mehrere, M'bolani, Antwort, die stets erfolgen soll, ájem.

Stamm der Fan:

1	Fó	6	Sáni
2	Ibeí	7	Sángua
3	Ilá	8	Muámi
4	Ineí	9	Ibúl
5	Tan	10	Awún.

Boot Ongnák, Musikinstrument (eine Art Harfe) N'oé, kleines Messer Fa, großes Messer Zühánn, Löffel Equás, Speer Mekhón, Opfermesser Okhón, Armring N'd'jó.

Stamm der Bakele:

1	Ewóto	6	Itauŭ n'jóto
2	Ibá	7	Itauŭ n'ibá
3	Ilálu	8	Itauŭ n'ilálu
4	Inaí	9	Itauŭ n'inaí
5	Itauŭ	10	Fióm.

Das Leben der Weißen ist ein lustiges, sorgloses, fatalistisches. Die Nationen sind unter einander wohl auch in Zank und Hader, es halten aber Deutsche und Engländer gegen Franzosen und Portugiesen zusammen.

Das Zentrum dieses Lebens ist das deutsche Konsulat, dessen im afrikanischen Dienste ergrauter Chef die personifizierte Liebenswürdigkeit ist, und der in seinen gesunden Stunden (leider bei ihm nicht häufig) lustig und nicht selten humoristisch ist.

Beschäftigung gibt es für die jungen Leute im Store wenig. Viktualien werden täglich eingekauft, die Negerinnen kommen in die verschiedenen Faktoreien, ihre Heiratsbons teils in trinkbare Münze umzusetzen, teils bringen sie den Faktoristen mit Wünschen nach unmöglich gefärbten Hüftentüchern in Verzweiflung, hie und da verirrt sich eine Partie Kautschuk oder gar ein Zahn eines Liliput-Elefanten ins Haus.

Um 6 Uhr Morgens muß geöffnet für die Schar der schwarzen Magazinsarbeiter, alle Kru-Neger, das Futter verteilt werden; sind Ozeandampfer oder Flußkutter da, so gibts heiße Arbeit mit dem Laden und Löschen der Güter für die Fluß-Faktoreien.

Um 12 Uhr ist Frühstück und bis 2 Uhr Siesta, gegen 6 Uhr werden die Stores wieder geschlossen und die Zeit bis zum Dîner um halb 7 Uhr zu einem kurzem Spaziergange in die Negerdörfer benutzt.

Wir können die Gabooneſinnen in ihren intimſten Beſchäftigungen beobachten; denn nach halb 8 Uhr iſt Abendkorſo am Strande, und da heißt's Toilette machen. Von einem ſinnverwirrenden Boudoir iſt wohl keine Rede; vor ihren Hütten auf Matten friſieren oder beſſer nähen ſie ſich ihre Haare in ſchachbrettähnliche Muſter, waſchen, ölen, parfümieren ſich sans gêne allerorts vor uns, eine hilft der anderen und ſie haben für unſer Bolani nur ein kurzes Ajem!

Bleibt man trotzdem ſtehen, ſtreichelt wohlwollend das Kinn, die Wange, ſo riskiert man ein zorniges Babélla (beiläufig: Laſſen Sie mich in Ruh!) oder ein verſchämtkokettes Niaüe (O, Sie Schlimmer!).

In dieſer Beſchäftigung wollen ſie abſolut ungeſtört ſein, haben ſie jedoch ihren Staat vollendet — dies iſt ſchon auf 20 Schritte kenn- reſp. ruchbar, denn zuletzt kommt immer eine Lavendelwaſſer-Douche — ſo laden ſie uns ein, näher zu treten, führen uns in die Hütte, rufen ihre Freundinnen, kredenzen Palmwein, auch Bier und Cognac, zeigen ihre Bekleidungsſchätze, nennen von jedem die Schenker und machen ſo zarte Anſpielungen.

Vor anderen Hütten überraſcht man männliche bei der Toilette; den Weißen nachäffend, müſſen die ſchwarzen Dandies ja auch als Karrikaturen beim Abendkorſo ſein. Einen köſtlichen Spaß bereitete mir ein ſolcher Vertreter der Jeunesse dorée, den ich bei einer Mahlzeit belauſchte; er glaubte ſich unbeobachtet und aß mit den Fingern aus der Schüſſel; ich trat vor, er griff nach Gabel und Meſſer, wußte aber nicht recht, wie damit umzugehen, holte mit den Fingern ein Stück heraus, ſteckte es an die Gabel und ließ es ſo erſt verſchwinden; mein herzliches Lachen erbitterte ihn ſichtlich.

In dieſen Dörfern haben ſich ſogar ein ſchwarzer Photograph, ein Accra-Goldſchmied und mehrere Schneider, ſämtlich Miſſionszöglinge, etabliert.

Nach dem Dîner iſt allgemeiner Korſo; bei dem Umſtand, daß ca. 100 Weiße ſtändig in Gaboon ſind und alle Gabooneſen erſcheinen, iſt es ziemlich belebt; eine mondhelle, kühle Nacht und es dauert nicht lange, ſo hört man ſchon die Tam-Tam, die Schläge der Tanztrommel; die Negerinnen tanzen viel, gerne und gratis. Der Tanz der Pongwes ähnelt viel dem ungariſchen Salon- nicht Theater-Czardas. Bis ſpät in die Nacht dauert das Treiben, und die einzelnen Weißen, deren Frauen beim Korſo auch nicht fehlen, verlaſſen den Strand; eng ſchmiegt ſich die Kleine an, im koſenden Flüſterton ſchmeichelt ſie dem weißen Manne.

Ob eine Schwarze lieben kann nach unſeren Begriffen? Ich habe mir die Frage oft aufgeworfen und Vergleiche angeſtellt. Ich muß es verneinen, wenngleich viele Weiße das Gegenteil behaupten; es ſpielt im Verhältnis zum Weißen, zum Mulattenkinde doch nur der Egoismus die Hauptrolle.

Die Umgebung von Gaboon, welche ich ſowohl in

Digitized by Google

den Bay-Flüssen als auch im Munda und gegen den Muni zu kreuz und quer jagend durchstreift hatte, ist hübsch, stellenweise romantisch. Der Boden ist mit Ausnahme der vulkanischen Inseln und des Kamerunstockes der fruchtbarste, welchen ich auf meiner ganzen Reise getroffen.

Mitten im Urwalde gelegen, auf gut erhaltenem Wege zu Pferde in zwei Stunden erreichbar, ist die Woermann'sche Kaffeeplantage Sibange-Farm. Daß die Anlage und Erhaltung viele Hunderttausende verschlungen, eine Schale schwarzen Kaffees auf ca. 100 Mark zu stehen kommt, die vier- und fünfjährigen Pflanzen abzusterben beginnen, sollte man denn doch nicht dem Boden, sondern der unverständigen Auswahl der Pflanzen zuschreiben. Es ist nämlich nur Liberia-Kaffee gepflanzt worden. Auf St. Thomé habe ich sieben verschiedene Arten getroffen und jede Art gedieh nur auf bestimmten Plätzen. Warum soll in Sibange, wo auch wilder Kaffee wächst, sich nicht die eine oder andere Art fortbringen lassen?

Man hat in neuester Zeit Tabak gebaut, ich habe denselben gelegentlich meiner zweiten Anwesenheit in Sibange geraucht, ihn aber trotz schönen Brandes und Asche aromalos gefunden. Welche Erfolge heute zu verzeichnen sind, ist mir unbekannt. Den Munda-Fluß muß ich wegen des ganz unglaublichen Reichtums an Fischen erwähnen. Ich war gezwungen, eine Nacht der Ebbe wegen im Flusse vor Anker zu gehen und überzeugte mich, daß man nicht übertrieben: die ganze Fläche war ein Funkenmeer, unaufhörlich schossen die feurigen Blitze durcheinander und ein einziger Neger hatte im Zeitraum von zwei Stunden mit der Angel gegen 70 Stück, darunter Exemplare von 10 bis 12 Kilo, gefangen.

Jene Nacht wird mir noch aus einem anderen Grunde unvergeßlich bleiben, ich wurde von den Moskitos trotz Rauch und unaufhörlichen Fächelns auf Monate abgezapft und mein Kopf glich morgens einer Wassermelone.

Die Munda-Gegend ist überdies ein Streitobjekt für Geologen geworden. Viele behaupten das Vorhandensein von Kohlenlagern, ebenso viele leugnen es; ich schließe nach viermaligen Untersuchungen zufolge meiner maulwurfsäugigen Kenntnisse mich der ersten Ansicht an und staune nur, daß das Gouvernement nicht ernste Bohrungsversuche unternimmt.

In einem Fan-Dorfe daselbst traf ich einen Negeralbino, das Zerrbild eines Menschen, rötlich schimmernde Haut mit vielen großen braunen Leberflecken, strohgelbe Wolle, rote Augen, kretinartiger Gesichtsausdruck; es war eines jener Dörfer, dessen Bewohner Hunderte von Kilometern aus dem Innern gekommen waren und vom Gouvernement diesen Platz zur Ansiedelung erhalten hatten.

Die Umgebung Gaboons nach Osten ist ein flußreiches Gebiet, aber wenige Weiße haben den Mut, sich für längere Zeit an diesen Flüssen niederzulassen, um Handel zu treiben; am sichersten ist man noch im Como, obwohl auch da jährlich einigemale Räubereien und entsprechende Repressalien vorkommen.

Ich fuhr einigemale mit Kanonenbooten die Flüsse hinauf, die Dörfer schienen wie ausgestorben beim Erscheinen der Trikolore. Einmal unterhielt ich mich mit einem Offizier während der Fahrt mit Scheibenschießen, und es mögen etwa 40 Schüsse gefallen sein, da erschienen bei einer Biegung des Flusses auf kaum 50 Schritt in schärfstem Stroke fünf vollbesetzte Kriegskanoes, die Insassen im vollen Kriegsschmucke — sie hatten das Schießen gehört, dachten sich: im Trüben ist gut fischen und erblickten — uns. Ich hatte Gelegenheit, mehrere Gefechte mitzumachen — so aber sah ich Neger nie wieder Reißaus nehmen. Zur Beruhigung derselben ordnete der Kommandant einen Besuch ohne Waffen in dem Dorfe derselben an; es dauerte aber eine Stunde, bis die Herren mit ihrem schlechten Gewissen sich zu uns wagten, trotzdem wir nur vier unbewaffnete Weiße waren.

Am Rogolié-River liegt die französische katholische Mission Donguila; in dankbarer Erinnerung erwähne ich diesen schönen Platz. Die Herren der Mission waren mir in uneigennützigster Weise beim Anwerben von Trägern, Ruderern und Jägern behülflich. Donguila ist in neun Stunden per Boot von Gaboon erreichbar, dennoch verirren sich Weiße selten in die Mission, und die Pères führen ein wirklich standesgemäßes Leben, haben sehr viel zur Beruhigung der Umgebung gethan, viel Blutvergießen verhütet und es hat mich immer unangenehm berührt, wenn ich von „Afrikanern" die Engländer loben hörte. Diese englischen Reklame-Missionen schaden eher der Zivilisation, als daß sie ihr nützen — ich habe ungezählte Beweise dafür.

Die Zustände im Gouvernement, im Zoll- und Gerichtswesen, die Behandlung der Fremden sind eben französisch. Auf mich hat es den Eindruck gemacht, als ob man selbst nicht weiß, was man will. Die französische Hoheit macht sich nicht nur in sichtbaren Zeichen (Verbot des Führens fremder Flaggen), sondern auch durch andere kleinliche Chikanen geltend; so soll jedes Gewehr (Hinterlader) registriert werden; eine Zeitlang war es sogar gänzlich verboten, einen Hinterlader zu führen; Quarantäne, Sprachenzwang, Fremdenanmeldung erinnern an europäischen Belagerungszustand, aber nicht an afrikanische Freiheit.

Im Zolltarif sind die Kinder der großen Nation so bevorzugt, daß in manchen Artikeln Nicht-Franzosen und unter nicht-französischer Flagge eingeführte Waren dreifachen Zoll zahlen.

Aber alle dieser Begünstigungen ungeachtet können sich die französischen Kaufhäuser nicht über das Niveau der Krämer im Verhältnis zu einem Woermann oder Hatton und Cookson erheben.

Sie sind gezwungen, um nur vegetieren zu können, mit minimalstem Nutzen zu arbeiten, jeden Fremden, der

Digitized by Google

bei ihnen etwas kauft', auf das unverschämteste zu überhalten und, wie es mir geschehen ist, zu betrügen. Wüßte ich noch den Namen dieses Franzosen, ich würde ihn gern der Oeffentlichkeit bekannt geben.

Mit Haifischköpfen, Tierfellen, Elefantenskeletten und Pantherkrallen treiben sie Handel und boten dem französischen Marinearzt je 100 Francs für einen Pangwe-Kopf, den er nach einem Gefechte den Gefallenen abschneiden sollte, übertreten aber in gewissenlosester Weise das strengste Verbot in Gaboon, indem sie an Neger Kapseln für Pistongewehre verkaufen.

Der Chef der Douane (Zoll) ist auch ein lieber Herr, indem er sich zwei deutschen und einem englischen Hause zum „Ein-Auge-zudrücken" gegen ratenweise schuldig zu bleibende Darlehen selbst anbot, andere zu, geringe qualifiziert, abenteuerlichen Projekten engagieren wollte.

Das Justizwesen ist so eingerichtet, daß ein Mulatte als Richter gegen fremde Weiße fungiert. Nur ein Fall während meiner Anwesenheit:

Im Hause Goedelt (deutsch) lag der Chef im Sterben, der zweite Weiße war an seinem Bett, niemand im Store; ein Neger (Gabooneſe) dringt bis in das Zimmer und verlangt Bezahlung, wird vom Weißen über die Stiege hinabgeworfen und es folgte, da er wie eine Katze unten unbeschädigt ankam, eine Eisenstange, die ihm leicht die Haut schürfte. Der Weiße wurde zu vier Tagen Arrest verurteilt, weil er einen „Bürger" der Kolonie mißhandelt hatte. Dies war Oel ins Feuer für uns und nur dem ruhigen, überlegenden Vorgehen des Konsuls, welcher die Aufhebung der Strafe durchsetzte, ist es zu verdanken, daß Konflikte vermieden wurden.

Ein weiterer Hauptgrund, daß der Handel zurückgeht, — ich betone, daß dies meine subjektive Ansicht ist — liegt im Trustsystem. Der Weiße kreditiert einem schwarzen Zwischenhändler eine Partie Waren, damit er ihm aus dem Flusse Naturprodukte hole, und er rüstet einem anderen ein ganzes Magazin aus, versorgt ihn das Jahr hindurch mit neuer Ware und die Hälfte dieser Schuldner brennt durch.

Dieses System können Häuser, die mit Hunderten von Millionen arbeitend, den Schaden anderweitig hereinbringen, überall thun, nur nicht in Gaboon, wo sie diese eines Kaufmanns unwürdige, schmutzige französische Konkurrenz haben, wo die Franzosen die Kanoes am Strande abfassen und in die Stores schleppen, einem 3 Kilo-Zahn einen Kilometer weit mit der Schnapsflasche in der Hand nachlaufen. Oder glauben die großen Häuser, daß sie die kleinen französischen erdrücken werden? Ebensowenig als man sich der Moskitos oder der Sandflöhe erwehren kann, zehn erschlägt man, zehn andere kommen wieder u. s. w.

Ob man de Brazza es in die Schuhe schiebt, daß es so weit gekommen, lasse ich dahin gestellt; er ist Franzose und es war noch kein echter Explorer Kaufmann.

Wenn die Nicht-Franzosen den Platz verlassen, wer wird die Kolonie dann erhalten? denn der Neger wird mit dem Produktenpreis nicht herabgehen, eher gar nicht verkaufen. (Forts. folgt.)

Schrumpfungstheorie und Thatsachen.

Von H. Habenicht.

Die vorzugsweise auf Lyell's Grundsatz aufgebaute, seit einigen Dezennien in der Gelehrtenwelt allein herrschende Theorie von einer seit den ältesten geologischen Perioden gleichmäßig anhaltenden Abkühlung der Erde und einer dadurch bedingten Runzelung der Erdkruste, welche sich in den Faltungen der großen Kettengebirge kund geben soll und deren Wirkungen gegenwärtig in den Erdbeben, säkularen Hebungen und Senkungen, sowie in vulkanischen Erscheinungen gesucht werden, hat in der letzten Zeit einige harte Stöße bekommen.

Es ist besonders die Bestätigung der Erdbebentheorie von Rudolf Falb durch Thatsachen, welche der Schrumpfungstheorie feindlich ist. Denn, wenn Sonnen- und Mondnähe als erdbeben-unterstützende Momente erkannt sind, wenn das Zusammentreffen beider besonders kritische Momente nach dieser Richtung bezeichnet, so kann man die Ursache der Erdbeben unmöglich in einem Zurücksinken der starren Kruste finden, denn dann müßte ja in der That genau das Entgegengesetzte stattfinden. Hierzu kommt noch, daß erfahrungsmäßig abnorm niederer Luftdruck den Erdbeben günstig erscheint. Ferner haben sich gerade die erdbebenreichen Gebiete als vorwiegend unter dem Einfluß säkularer Hebungen befindliche herausgestellt. Wenn man hinzurechnet, daß sämtliche Kontinente weit überwiegend Spuren rezenter Austrocknung tragen, welche sich gegenwärtig in der fortschreitenden Entsumpfung, Steppen- und Wüstenbildung, Einschrumpfung der Flüsse und Seen, in dem Rückzuge der Gletscher 2c. dokumentieren, so kann man sagen, daß kaum jemals eine Theorie so wenig durch Thatsachen gestützt erschien, als die Schrumpfungstheorie.

Die Austrocknung der Kontinente spricht deutlich für allgemeine Hebung, denn wenn sich bei Hebung der Küsten das Innere der Kontinente nicht mitgehoben oder gar überwiegend gesenkt hätte, so müßten wir auf dem Festlande zahlreiche Fälle von Versumpfung, Seenbildung, Ueberhandnehmen von Waldungen 2c. beobachten, denn es würden dann Abflußstellen von Flußgebieten mit geringem Gefälle abgeschnürt und dadurch abflußlos werden; es würden sich große ständige Ueberschwemmungen und neue Seen bilden; von alledem beobachten wir so gut wie nichts. Die wenigen Fälle von Versumpfung sind nur lokalen Witterungs- oder Vegetationswechseln zuzuschreiben und erscheinen verschwindend gegenüber den gegenteiligen Merkmalen.

Man hat gesagt: Die Meeresböden sind immer Hauptsenkungsfelder gewesen, die Kontinente haben immer relativ

Digitized by Google

dazu eine erhabene Stellung eingenommen. Es sind aber die untrüglichsten Merkmale vorhanden von mehrmaligen und verhältnismäßig jungen, ausgedehnten Meeresbedeckungen heutiger Kontinente und andererseits von ebenfalls jungen Landverbindungen zwischen Kontinenten an Stellen, wo heute weite Ozeane fluten.

Von einer seit den frühesten geologischen Zeiten bis jetzt gleichmäßig anhaltenden Senkung der Meeresböden kann also keine Rede sein. Selbst abgesehen von diesen Merkmalen, angenommen also die Meeresböden befänden sich heute noch in Senkung, so könnten die der Schwerkraft entgegenwirkenden Mächte unmöglich Perioden stärkerer Senkung irgend eines Teiles der Erde markieren, sondern würden sich als besondere Ruhepausen kennzeichnen.

Das beweist jedoch nur die Unmöglichkeit der Schrumpfungstheorie auf irdisch-empirischer Grundlage.

Es beweist nur, daß die Erdrinde in der Gegenwart keine Schrumpfungsperiode erleidet. Die Thatsachen sprechen vielmehr unzweideutig für das Gegenteil, d. h. für eine allgemeine Hebung und gewaltsame Ausdehnung der Erdrinde. Die Faltungen der Erdrinde, die großen Kettengebirge, die Verwerfungen und Ueberschiebungen sind und bleiben aber trotzdem unumstößliche Denkmale von Perioden, in denen die Erdrinde für den Kern zu weit geworden war, in denen sie auf denselben zurücksank. Auf welche Art dies geschah, können wir vielleicht an anderen in jugendlicherem Stadium als unser Planet befindlichen Weltkörpern beobachten. Aus den an der Erdoberfläche in der Gegenwart beobachteten Thatsachen läßt sich eine Schrumpfung der Erde absolut nicht nachweisen.

Der siebente Deutsche Geographentag.

(Schluß.)

Die Nachmittagssitzung am Freitag den 15. April begann nach vier Uhr und wurde von dem Vorsitzenden derselben, Professor Dr. Rein-Bonn mit einigen geschäftlichen Mitteilungen eingeleitet. Von der Morgensitzung hatte der Vortrag des Dr. A. Böhm-Wien „über Gebirgsgruppierung" zurückgestellt werden müssen, welcher nun eingereiht wurde. Derselbe leitete seinen hochinteressanten Vortrag mit der Bemerkung ein: die Wissenschaft bestrebe sich, die in ihr Gebiet gezogenen Gegenstände auch äußerlich zu ordnen, um die Uebersichtlichkeit derselben zu erleichtern, und so sei sie auch bei der Gebirgskunde verfahren, welche entweder eine natürliche, d. h. eine solche, welche sich möglichst an die durch die Natur selbst bedingte anschließe, oder eine künstliche sei, die sich auf äußere, teilweise zufällige Dinge stütze. Dr. Böhm nimmt dann zum Gegenstand der Exemplifikation die Alpen, mit deren Gruppierung er sich eingehend beschäftigt hat und die ihm nicht schwer geworden ist, weil die Natur selbst hierzu die Hand bietet. Die seitherige Gruppierung nach den Wasserscheiden sei von den Grenzen aus nach dem Innern vorgenommen worden, erscheine ihm aber nicht für richtig, weil dadurch Berge zusammengebracht würden, welche ihrem ganzen Aufbau nach nicht zu einander gehören, und andere, wirklich zu einander gehörende durch Zufälligkeiten getrennt würden. Er befürworte die Gruppierung von innen nach außen, d. h. die Zusammenfügung aller nach ihrem inneren Habitus zusammengehörigen Gebirgsteile. Man müsse zuerst die unähnlichen Teile von einander trennen, dann erst die Grenzen der einzelnen festsetzen und sich von dem System der Flußeinteilung vollständig lossagen. Die Flußleitung werde häufig schon durch kleine, fremde Einschiebungen sehr ablenkend beeinflußt, welche an sich für die Gebirgsmassen selbst von keiner oder nur untergeordneter Bedeutung seien. Da das plastische Gesamtbild des Gebirges durch die hydrographischen Grenzen eher entstellt werde, so möchte er es für richtiger erklären, die orographische Einteilung der Gebirge nach der geostatischen Beschaffenheit, nach der Lagerungsweise der Gesteine vorzunehmen. Hierdurch werde vielleicht zwar ein etwas bunteres Bild erreicht werden, als das nach den Flußgrenzen entworfene; allein dasselbe werde auch ein entschieden naturgetreueres sein. Er habe dies zu veranschaulichen gesucht in einer Karte der Ostalpen, welche er entworfen habe und demnächst im Druck erscheinen lassen werde, und die er nun unter den Zuhörern zirkulieren läßt, wobei die Sachverständigen sich sehr anerkennend darüber äußern. Eine Diskussion über den Vortrag findet nicht statt.

Dem Programm gemäß wird nun die Frage über Zeit und Ort der Zusammenkunft des nächsten Geographentages ventiliert. Professor Dr. Wagner-Göttingen macht den Vorschlag, im nächsten Jahre nicht zu tagen, sondern fortan nur noch alle zwei Jahre zusammen zu kommen. Der Zweck des jährlichen Tagens, die Geographie in weitere Kreise einzuführen, sei erreicht, und da die mit dem Besuche desselben verbundenen Reisen etwas kostspieliges seien, so dürfte sich eine längere Periode des Tagens für die Beteiligung weiterer Mitglieder ander Beratung als sehr wirksam erweisen. Dr. Wolkenhauer-Bremen, als Vertreter der Geographischen Gesellschaft, unterstützt diesen sehr zweckmäßigen Vorschlag; der Vorsitzende aber und Professor Haid-Karlsruhe bekämpfen denselben und auf den Antrag des Geheimrats Hardeck wird die Diskussion und Beschlußfassung hierüber auf den folgenden Tag verschoben.

Der nun folgende Vortrag des Oberlehrers O. Perthes-Bielefeld gilt der Notwendigkeit eines einheitlichen Atlasses in den Händen der Schüler einer Klasse. Der Redner hat schon seit Jahren für die Erreichung dieses Zieles gewirkt, welches von der Versammlung der Schuldirektoren in Ost- und Westpreußen

Digitized by Google

abgelehnt worden ist. Er schildert eingehend die Mißstände, welche das Vorhandensein verschiedener Atlanten in derselben Klasse beim Unterricht in der Geographie mit sich bringe, und verweist dagegen auf die vielfachen Vorteile, welche die einheitlichen Hülfsbücher für die gesamte Unterrichtsmethode darbieten; er beantragt daher die Wahl einer Kommission behufs der Ausarbeitung einer dem Geographentage vorzulegenden Resolution, welche seinen Standpunkt vertritt und mit der Unterstützung der Behörden und der Verlagsbuchhändler von den Schuldirektoren Abhülfe begehrt. An der lebhaften Diskussion über diesen Gegenstand beteiligen sich die Herren Professor Wagner-Göttingen, Dr. Wolkenhauer-Bremen, Professor Kirchhoff-Halle und Oberschulrat v. Sallwürk-Karlsruhe, und man einigt sich in der ernannten Kommission dahin, das Wort „notwendig" durch „wünschenswert" zu ersetzen.

Der zweite programmgemäße Vortrag dieser Sitzung, von Oberlehrer Mang-Baden, gilt der Erweckung des allgemeinen Verständnisses für die astronomische Geographie. Herr Mang, welcher schon viele bewährte und praktische Lehrmittel für diesen Teil der Wissenschaft erfunden, hatte schon vor Beginn der öffentlichen Sitzung einem Teil seiner Zuhörer seine neuesten Apparate in Thätigkeit gezeigt und erklärt und allgemein Anerkennung dafür gefunden. Sein Vortrag war zwar wohl ausgearbeitet und populär, und würde mit seinen allgemein anerkannten Grundsätzen und Gemeinplätzen sich zwar für ein großes Publikum geschickt haben, nicht aber für eine Versammlung von Fachmännern, wie sie sich auf einem Geographentag zusammenfinden. Der Vortrag gipfelte darin, die Anschaffung astronomisch-geographischer Lehrmittel für die Volks-, Bürger-, Fortbildungs- und höheren Schulen angelegentlich zu empfehlen, um dadurch auch in weiteren Kreisen den Sinn für diese edle Wissenschaft anzuregen.

Da es mittlerweile 6½ Uhr geworden war, so mußte der noch auf der Tagesordnung stehende Vortrag des Professors Dr. W. Schmidt-Wien: Erklärung seines Telluriums und des Foucault'schen Pendelversuch-Apparates, verschoben werden. Herr Professor Schmidt erbot sich aber, seine Apparate nach Schluß der Sitzung und morgen vor derselben allen denen zu erklären, welche sich dafür interessierten. Referent fand nicht mehr die Zeit, dieser Demonstration beizuwohnen, hörte jedoch nur allgemein anerkennende Aeußerungen über beide Apparate.

Zum Besuch der fünften Sitzung, am Morgen des Samstags, des 16. April, hatte Se. königl. Hoheit der Großherzog sich wieder anmelden lassen, erschien denn auch mit der Frau Großherzogin und dem Gefolge in derselben und wohnte sämtlichen drei Vorträgen mit der sichtbarsten Aufmerksamkeit an. Den ersten Vortrag dieser Sitzung hielt unter dem Vorsitz des Professors Dr. Wagner-Göttingen der rühmlichst bekannte kühne Reisende Hugo Zöller, von der Redaktion der „Kölnischen Zeitung", über die Grenzen des erforschten und unerforschten Gebiets in Togo und Kamerun, an der Hand zweier von ihm selbst angefertigten großen Karten. Der Redner begann mit der Erklärung: Seither sei zwar nur der kleinste Teil des Togo-Landes erforscht und erschlossen worden, aber dieser kleine Teil sei als der für Handel und Industrie wichtigste zu betrachten, indem der Betrag der Einfuhr im Jahre 1885 sich schon auf 3 Millionen Mark belaufen habe. Die frühere Geschichte des Landes ist unbekannt; zur Zeit der Entdeckung desselben durch die Portugiesen war es noch ziemlich bevölkert, aber mit dem Beginn der Sklavenjagden haben sich die Bewohner zurückgezogen, und so ist diese Region einige Jahrhunderte lang unbewohnt geblieben, und als Dr. Nachtigal, dessen bedeutendste Reisen in dieser Region der Redner zu teilen das Glück gehabt hat, später dort die deutsche Flagge aufhißte, hat man im Vertrauen in die Aussagen deutscher Offiziere das ganze Innere noch für unbewohnt gehalten. Dies ist aber nicht der Fall, wie er sich selbst überzeugt habe. Er sei selbst so weit wie möglich vorgedrungen, habe unter großen Mühsalen die von ihm früher erwähnte große Lagune erreicht, sei von dieser aus bis zum Togo-See vorgedrungen und würde noch bis Adangbe gelangt sein, wenn er dort die Pässe nicht von großen Mengen bewaffneter Eingeborenen besetzt gefunden hätte, welche nur mit Gewalt der Waffen hätten vertrieben werden können, was nicht in seiner Absicht gelegen habe. Er habe sich deshalb nach einer anderen Richtung vorwärts gewandt und schon den großen Fluß Haho erreicht gehabt, als er Kunde von dem Eintreffen des deutschen Geschwaders in Kamerun erhalten habe und dadurch zur Umkehr bewogen worden sei. Das eigentliche Togo-Land umfaßt nach Zöller's Berechnung ungefähr 1300 Quadrat-Kilometer, mit Einschluß der Annexe Klein-Popo, Azume und Aganagbe eine Küstenlinie von ungefähr 58 Kilometer und eine Fläche von ca. 4000 Q.-Km., mit etwa 100,000 eingeborenen Einwohnern im Ganzen. Zu Anfang 1885 ist der französische Missionar Menager in das Land eingedrungen, bald darauf Pater Bodin bis Adabame, von wo aus derselbe auf einem anderen Wege den Fluß Adame erreichte, der an seinem Oberlaufe von den Franzosen auch Monue genannt wird. Die neuesten Forschungen daselbst gehen von den Franzosen aus, welche noch am 2. März 1886 eine Missionsstation der Gesellschaft Sacré Coeur in Adame errichteten, nachdem sie bereits eine frühere in Andangbe gehabt hatten. So sehr dieses Fortschreiten der Verbreitung des Christentums im Sinne der Kultur mit Freuden zu begrüßen ist, so muß man doch als Patriot bedauern, daß diese Fortschritte nicht von den Deutschen gemacht werden, da man sich wohl denken kann, welche Gesinnungen jetzt den Eingeborenen eingeflößt werden. In Togo haben seither außer den eingewanderten Europäern weder Mohammedaner noch Christen gelebt; allein überall, wo Mohammedaner in der Nähe von Missions-

Digitized by Google

Stationen gelebt haben, da hat man gefunden, daß dieselben weit schwerer zum Christentum zu bekehren waren, als die Heiden, weshalb der Mangel an Mohammedanern im Grunde nicht zu beklagen ist.

Die Küsten des Togo-Landes fallen überall sehr schroff ab und erschweren das Landen um so mehr, weil überall gewaltige Brandungen herrschen. Hinter dem Strande ziehen sich lange Sandflächen hin, dann folgt üppiger Busch und hinter diesem liegt die wiederum von starkem Wald und Dickicht aus Oliven- und Affenbrotbäumen umgebene Lagune. Gegen Norden erheben sich gewaltige, bis jetzt noch ganz unbekannte Gebirge. Besondere Gesteinsarten werden nirgends gefunden. Elefanten gibt es im Togo-Lande beinahe gar nicht mehr, dagegen sehr viele Leoparden, welche aber nicht gefürchtet werden, weil sie den Menschen nicht ungereizt angreifen. Die Lagune beherbergt viele Krokodile, und eine besonders schwere Landplage bilden die Muskitten, deren man sich kaum erwehren kann. Die klimatischen Verhältnisse sind dem Pflanzenwuchs sehr günstig, gesundheitlich aber genau so wie in Kamerun, obwohl es im Togo-Lande keine Mangroven gibt. Die politischen Verhältnisse dagegen weichen von denjenigen in Dahomey ganz ab, denn dort ist die Regierung des Königs absolutistisch, im Togo-Lande aber gibt es viele kleine Könige, welche im Grunde wenig zu sagen haben, weil ihnen immer die Dorfältesten zur Seite stehen. Ein derartiger Regent behauptete, einer seiner Vorfahren habe seine Leute in das Land geführt, das sie jetzt bewohnen, gerade wie im deutschen Altertum unsere Herzöge. Die Macht seiner Nachfolger aber sei im Laufe der Zeit immer mehr zusammengeschmolzen und gegenwärtig nur noch unbedeutend.

Die Bewohner von Togo sind echte Neger vom Stamme der Ewe und stehen auf einer ziemlich höheren Kulturstufe als die Bantu-Leute in Kamerun. Das beweist schon ihr ganzes Religionssystem, die Art ihrer Tempelgebäude, welche Pfeilerreihen nach Art unserer Säulengänge aufweisen, ihre Götzenbilder und die daselbst üblichen Kasten von Priestern und Priesterinnen. Die Religion der Kameruner ist eine ganz andere: sie haben weniger Götter und verehren diese nicht in Tempeln, sondern in einer Art heiliger Haine. Ihre Götter teilen sich in gute, um welche sie sich nicht viel bekümmern, und in böse, welche ihnen zu schaden trachten und die sie daher durch Opfer sich günstig zu stimmen suchen. Die Togo-Leute legen in der Anfertigung ihrer Fetische, Waffen, Geräte 2c. einen gewissen Kunstsinn an den Tag, denn sie fertigen dieselben in ihrem Sinne geschmackvoll an, wenn sie sich jetzt auch des englischen Eisens dazu bedienen. Ihre Dörfer sind praktischer angelegt als diejenigen der Kamerun-Leute, und im ganzen reinlicher; dagegen ist im Togo-Lande, wo jetzt noch Sklavenjagden vorkommen, die Sklaverei schlimmer als in Kamerun. Der König von Dahomey, dessen Land an Togo grenzt, macht von Zeit zu Zeit Einfälle in Togo und führt Sklaven mit sich fort, welche er dann in Ermanglung anderer Verwendung hinrichten läßt. Dies übt eine nachteilige Wirkung auf Togo aus, wo man auf jedem Binnenplatze sehr billig Sklaven kaufen kann. Das Kamerun-Gebiet fällt im Nordwesten mit der Grenze zwischen der Neger- und der Bantu-Rasse zusammen; denn noch ragt die Negerrasse an einzelnen Stellen in das Land herein. Die Hautfarbe unterscheidet beide Stämme einigermaßen, doch vermochte Zöller, in Ermangelung von Messungen, einen körperlichen Unterschied zwischen den beiden Rassen nicht festzustellen; aber man kann sie an den Gewohnheiten unterscheiden, wenn man auch mit verbundenen Augen ein Dorf beträte. Die Einförmigkeit der tropischen Gegenden Afrika's, von welcher andere Reisenden gesprochen, hat Zöller in Kamerun nicht zu entdecken vermocht, vielmehr hat er in den 13 Jahren seiner Reisen in Tropenländern nirgends eine an Abwechslungen und Mannigfaltigkeit so reiche Gegend gefunden, als Kamerun. Das Kamerungebirge erreicht eine Höhe von 4000 m., der Benahé die Höhe des Montblanc, steigt aber unmittelbar aus dem Meere auf und ist in seinem Aussehen dem Aetna zu vergleichen. Das Gebirge ist sehr kompliziert, die Niederung dagegen liegt so tief wie Holland und ist von Hunderten von Kanälen durchzogen. Das Gebirge im Süden ist nicht von vulkanischer, sondern von krystallinischer Beschaffenheit; die Vulkane in Kamerun sind wohl schon seit einigen Jahrhunderten erloschen, wie man aus den vorgefundenen und genau untersuchten Laven nachgewiesen hat. Zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen können wohl noch Ausbrüche stattgefunden haben, allein in diesem Jahrhundert nicht mehr. Indessen liegt zwischen dem von Flegel erreichten Punkte und dem Kamerun-Lande noch eine weite Strecke unbekannten Gebietes, auf welchem vielleicht andere Verhältnisse stattfinden mögen. Burton, der erste Reisende in Kamerun, behauptet zwar, dort noch Solfataren gefunden zu haben, was Zöller auch nicht bestreiten will; wenn derselbe aber berichtet, daß vorüberfahrende Schiffe Kraterdämpfe gesehen haben, so beruht dies auf einem Irrtum der Leute, welche ein von den Ureinwohnern auf den Bergen angezündetes Feuer oder einen großen Grasbrand für ein Werk der Natur angesehen haben. Das Studium der Vulkane ist noch ein dankbares, aber soviel Zöller weiß, ist der Vulkan Ongiko der einzige noch thätige auf dem afrikanischen Festlande. Zöller hat ihn dreimal bestiegen und zum Aufstieg fünf, zum Abstieg drei Tage gebraucht.

Interessant ist das Flußsystem in Kamerun, wo sieben sehr bedeutende Flüsse so nahe beieinander sich ins Meer ergießen, daß die Einwohner behaupten, dieselben fließen oberhalb Kamerun's zusammen und bilden dort nur einen einzigen Strom. Zöller hält dies für kaum denkbar, weil dann die abnorme Thatsache vorliegen würde, daß ein Fluß ein ganzes, nicht unbedeutendes Gebirge umschließe. Das Reisen in Kamerun ist dadurch sehr erschwert worden,

Digitized by Google

daß gleich nach dem ersten Betreten des Landes durch die Deutschen Blut geflossen ist. Nach dem Kampfe der Joß-Leute sind ungefähr 1200 Eingeborene mit 800 Gewehren in das Innere geflüchtet, haben sich an einer Engstelle des Flusses festgesetzt und Zöller am Weiterreisen gehindert, worauf er sich nach dem südlichen Teile gewendet und fortgefahren hat, die Waldgrenze zu annektieren, bis ihn die Nachricht von Dr. Nachtigal's Erkrankung zur Rückkehr zwang.

Die geognostische Bodenbeschaffenheit des Landes hält Zöller für eine vorherrschend vulkanische, denn Laterit kommt nur vereinzelt vor; durch Verwitterung der Lava hat sich eine Ackerkrume gebildet, welche an manchen Stellen mehrere Meter tief ist. Die Szenerie besteht aus prächtigen, dichten Urwäldern, worin der Affenbrotbaum vorherrscht, und welche landeinwärts lichter werden wie in Australien, weil die Bäume weiter auseinander stehen.

Die Kamerun-Leute haben sich zweier großen Kulturleistungen zu rühmen, nämlich erstens ihrer Trommelsprache, mittelst deren sie auf einer primitiven, nur sechs Töne von sich gebenden Trommel, sich vollständig sicher auf so große Entfernungen hin verständigen können, daß z. B. seine Abends erfolgte Besteigung des Kamerun-Berges am anderen Morgen schon im ganzen Lande bekannt war, und zweitens ihrer Geschicklichkeit im Bootbau. Ihre großen, von mehr als 50 Ruderern bewegten Kriegsboote haben eine solche Fahrgeschwindigkeit, daß sie selbst die geschwindesten Flußdampfer überholen; ihre kleinen Fischerboote sind dagegen so winzig, daß sie dieselben in Brandungen nur rittlings benützen und dieselben unter den Arm nehmen und mit ihnen an Bord steigen, wenn sie europäische Schiffe betreten. Zöller findet den Charakter der Kameruner allerdings nicht sehr einladend, hegt aber von der Negerrasse im allgemeinen eine unverhältnismäßig günstige Ansicht, stellt sie z. B. weit über die Indianer Südamerika's und glaubt an ihre Findigkeit und Bildungsfähigkeit. Seiner Ansicht nach ist ihre Grausamkeit nur Gewohnheit und entspringt nicht aus der Lust am Quälen, wie bei den Indianern, und man hat ihm überall Beispiele von aufopfernder Treue von Seiten der Neger berichtet. Er hat bei den Kamerunern nicht gerade eine Abneigung gegen die Mission wahrgenommen, allein die Annäherung der Neger an die Stationen dürfte eher ihrer Sucht zuzuschreiben sein, den Weißen ähnlicher zu werden und dieselben nachzuahmen. Diese äußerliche Nachahmung des Weißen in Kleidung und Gebahren ist überhaupt ein charakteristischer Zug der Schwarzen, bei welchem man sie fassen muß, um sie zur Kultur heranzuziehen, und diesen Wink darf sich die Mission nicht verloren gehen lassen, sondern muß sich bemühen, zunächst die Schwarzen zu tüchtigen und fleißigen Ackerbauern und guten Handwerkern zu machen, wozu sie Anstelligkeit genug haben, denn der Unterricht im Lesen und Schreiben habe nur wenig Wert für die Kultur. Zöller entwirft nun ein sehr unterhaltendes Bild seiner Reise, welche mit großen Schwierigkeiten verbunden war und zu deren zweckmäßiger Zurücklegung es großer Umsicht und Routine bedarf, und kommt dann auch auf die Bewaffnung der Eingeborenen zu sprechen: im Togo-Lande sind die Schußwaffen schlecht; in Kamerun dagegen, wo vorherrschend das Snydergewehr eingeführt ist, sehr gut, und jeder Häuptling hält für sich seine Vorräte davon. Für die Einfuhr von Gewehren sind die komplizierteren Systeme, wie Remington 2c. vorzuziehen, wenigstens den nach der Auffassung der Weißen einfacheren Gewehren, da die komplizierteren schneller unbrauchbar werden 2c.

Nach Zöller's Ansicht empfiehlt es sich für den Forschungsreisenden, nicht zu generalisieren, sondern subjektive Anschauungen zu sammeln und die vergleichende Richtung und Anwendung derselben dann den Fachleuten, den Vertretern der geographischen Wissenschaften zu überlassen.

Dem Schlusse dieses Vortrages folgte ein lange anhaltender Beifallssturm, und da sich an denselben keine Diskussion anschloß, so folgten demselben nun die beiden sehr interessanten Beiträge zur Badischen Landeskunde, welche dem siebenten Geographentag durch die Vorträge des Baudirektors Honsell und des Professors Gothein in Karlsruhe geboten wurden. Baudirektor Honsell sprach über den natürlichen Strombau des Rheins, und schilderte an der Hand trefflicher Spezialkarten seinen Zuhörern die Bildung des Rheinbettes auf der Strecke vom Bodensee bis Bingen nach seinen geologischen Eigenschaften, nach der Einteilung seiner Gebiete, nach seinen Umgebungen und natürlichen Verhältnissen, und beschrieb die Entstehung und Fortentwicklung des Strombettes selbst in klarster und eingehendster Weise. Sämtliche Teile des Stromlaufs wurden speziell geprüft und analysiert, jede Veränderung an demselben erklärt und jede Abweichung von den normalen Vorgängen in sachgemäßer Weise zu erklären versuchte, worauf der Vortragende zu dem Schlußergebnis gelangte, daß der dermalige Lauf des Rheins kaum mehr der natürliche und ursprüngliche sei, sondern daß er seine praktische Schiff- und Floßbarkeit zumeist der Kunst und der langjährigen Pflege der Ingenieure verdanke.

Wir haben — das steht als unleugbare Thatsache fest — bis vor kurzem über die Gesetzmäßigkeit in den Veränderungen der unter unseren Augen vorüberfließenden Ströme weit weniger genaue Kunde gehabt, als über den Lauf der so weit entfernten Gestirne. Und dennoch vermögen diese Flüsse uns bei näherem Eindringen in die Besonderheiten ihres Stromlaufes eine vielhundert- oder tausendjährige Geschichte zu erzählen. Man versteht diese erst recht und gelangt zu den lehrreichsten und überraschendsten Ergebnissen, wenn man die Flüsse selbst mit der niedergeschriebenen geschichtlichen Ueberlieferung über dieselben vergleicht. Die zum Oberrhein heruntersteigenden Schwarzwaldbäche sind, wie mit Gewißheit behauptet werden kann, schon in karolingischer Zeit in ihren Abflußkanälen berichtigt

Digitized by Google

und korrigiert worden, weil sie sonst ihr Mündungsgebiet überschwemmt und versumpft haben würden. In der ersten Hälfte des Mittelalters erwiesen sich diese Schwarzwaldbäche als besonders gefährlich; in den nachfolgenden Jahrhunderten mehren sich die Nachrichten über Verheerungen von Dörfern von Seiten des Rheinstromes und wir hören von einer Menge von Orten, welche durch Hochwasser hinweggespült oder durch Unterwaschung des Bodens vernichtet wurden, bis endlich in diesem Jahrhundert die große Eindämmung des Rheins wenigstens auf der gefährlichsten Strecke solchen Verwüstungen Einhalt that.

Professor Gothein sprach über die Naturbedingungen der kulturgeschichtlichen Entwickelung im Rheinthal und im Schwarzwald, also über einen Gegenstand, welcher sich gewissermaßen naturgemäß an das Thema des vorangehenden Vortrages anschloß und in seiner mustergültigen Darstellung einen hochinteressanten und so lehrreichen Beitrag zur allgemeinen deutschen Kulturgeschichte bildete, daß wohl in den meisten Zuhörern der Wunsch sich regte, auch über die Kulturentwickelung anderer Teile von Deutschland recht bald ähnliche Arbeiten von gleicher Gründlichkeit entstehen zu sehen. Mit meisterhafter Anschaulichkeit führte uns der Redner vor, wie zuerst die Besiedelung und Urbarmachung des fruchtbaren Hügellandes zwischen Schwarzwald und Rheinebene vor sich ging, wie dann später der sandige Streifen zu beiden Seiten des Rheinstromes (der noch heute mit Waldungen bestockt ist, die den Namen Hardt führen) und noch viel später das Hochplateau des Schwarzwalds kultiviert und besiedelt wurden. Die Besiedelung folgte zumeist den Thälern der kleinen Flüsse und Bäche; die Kolonisation des Schwarzwalds ging von den zahlreichen Klöstern aus, nachdem diese das bisher ziemlich wertlose Land von den Dynasten und sonstigen Adeligen erworben hatten. Die Besiedelung mit den Klosterhörigen ward insofern nicht klug unternommen, als man von Anfang an nach Maßgabe der in der Ebene erprobten Verhältnisse und daher für das unfruchtbare Gebirgsland zu klein abgemessen hatte. Die Folge war eine gänzliche Zerrüttung aller Verhältnisse, bis endlich im 15. Jahrhundert die Bauern Selbsthülfe übten und jenes vor Zersplitterung des Grundbesitzes und der daraus entspringenden Armut schützende System schufen, welches man gewöhnlich, jedoch mit Unrecht, in das graueste Altertum zurückzudatieren pflegt. Dem kaum vorhandenen, jedenfalls sehr ursprünglichen Wegbau früherer Jahrhunderte entsprechend, hegte man damals gegen die von uns so sehr bevorzugten Thäler einen wahren Abscheu und führte — im Gegensatz zu allen modernen Theorien — die Straßen über jene verhältnismäßig ebenen Hochflächen oder Höhenrücken hinweg, welche, wenn sie erst einmal erklommen waren, thatsächlich weit weniger Schwierigkeiten darboten, als die Thäler. In Ermangelung anderer bequemer Verkehrsmittel benützte man auch die Flüsse, namentlich den Rhein, auf Strecken, welche heutzutage als für die Schifffahrt unbrauchbar gelten. Der ganze Vortrag befriedigte durch die ausgezeichnete Sachkenntnis, die meisterhafte Bewältigung des historischen Materials und die glänzende Beredsamkeit des Verfassers so sehr, daß ihn der wärmste Beifall lohnte.

Der Großherzog bedankte sich nun bei dem Vorsitzenden und den Vortragenden und verließ die Versammlung mit dem Wunsche, der Geographentag möge Karlsruhe eine freundliche Erinnerung bewahren. Nun wurden noch einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt, nämlich der Bericht über den dem Hamburger Geographentag erteilten Auftrag, Nachforschungen über die Spur des in Australien verschollenen Reisenden Dr. L. Leichhardt anzustellen, welche Bemühungen zwar bisher zu keinem Resultat geführt haben, aber emsig fortgesetzt werden sollen; ferner der Erlaß einer Bitte an die früher für die Betreibung der antarktischen Agitation niedergesetzten Kommission (bestehend aus Professor Ratzel-Leipzig, Professor Penck-Wien, Professor Supan-Gotha und Professor Neumayer-Hamburg) um fernere rege Betreibung dieses Gegenstandes 2c.

Bei der Wahl des Ortes für den nächsten Geographentag zieht Professor Wagner-Göttingen seinen gestrigen Vorschlag, die Versammlung im nächsten Jahre ausfallen zu lassen, zurück, und es wird Berlin zum Ort der nächsten Versammlung erwählt, dem Zentralausschuß jedoch die Ermächtigung erteilt, einen anderen Ort in Norddeutschland auszuwählen, falls Berlin ablehnen sollte. Zu Mitgliedern des Zentralausschusses werden sodann auf Vorschlag des Dr. Wolkenhauer-Bremen erwählt die Herren

Geheimrat Professor Dr. Neumayer-Hamburg,
Professor v. Richthofen-Berlin,
Professor Supan-Gotha,
Professor Wagner-Göttingen und
Geheimrat Hardeck-Karlsruhe

und der Buchhalter Michaelis in Gotha (Firma Justus Perthes) zum Kassier des Geographentags ernannt.

Den Druck der diesjährigen Verhandlungen wird Professor Kienitz-Karlsruhe besorgen, doch behält sich der Zentralausschuß die Einsichtnahme der Vorträge vor.

Nach einem beredten Danke des Professors Wagner an den Vorbereitungsausschuß, die Stadt Karlsruhe und die Behörden wird der siebente Deutsche Geographentag mit einem Hoch auf die Stadt Karlsruhe geschlossen.

Im Anschluß an den Geographentag machte am Sonntag den 17. April eine große Anzahl der Mitglieder desselben von Karlsruhe aus einen Ausflug nach Baden-Baden, wo sie am Bahnhof vom Bürgermeister Seefels und einigen anderen Herren freundlichst begrüßt und über die „Felsen" zum Alten Schlosse geleitet wurden. Hier erfreuten sie sich bei der frischen, reinen Luft einer herrlichen Aussicht; die Gebirgszüge des Schwarzwalds, der Vogesen, der Haardt und des Odenwalds entfalteten sich in voller Pracht und Deutlichkeit vor dem Auge des Beschauers. Auf dem Rückweg in die

Digitized by Google

Stadt wurden noch das Friedrichsbad, das Konversationshaus und die Trinkhalle besichtigt und dann im Gasthof zum Hirsch ein gemeinsames Mahl eingenommen. Abends 8 Uhr schieden die fremden Gäste mit der Versicherung ihrer vollkommensten Befriedigung mit allem was ihnen dies zauberische Baden-Baden geboten hatte, und jeder hat wohl theure und interessante Erinnerungen vom siebenten Deutschen Geographentage mit nach Hause gebracht.

Der Sklavenhandel in Mozambique und am Nyassa.

Auszug aus einer Flugschrift von Lieutenant O'Neill, Konsul in Mozambique.

Beim Studium dieser Frage ist es wohl am besten, wenn wir uns

1. die Geschichte des Sklavenhandels vergegenwärtigen,
2. dessen jetzigen Stand untersuchen und
3. diejenigen Mittel herausheben, die zum endlichen Erlöschen des Sklavenhandels beitragen.

I. Geschichtliches.

Eine wie grausame Ironie das Schicksal oft mit unseren besten Absichten treibt, zeigt uns das Beispiel des Bischofs Las Casas, „des Apostels der Indianer." Erschreckt durch das Hinsterben der Indianer, deren Konstitution bei der harten Behandlung die anstrengende Arbeit in den Bergwerken nicht zu ertragen vermochte, gab er den Rat, die stärkeren Neger dazu zu verwenden. Auf sein Ansuchen gewährte Karl V. im Jahre 1517 ein Patent zur Einfuhr von 4000 Sklaven in seine Besitzungen; dieses wurde von einigen genuesischen Kaufleuten erworben, und so war der Sklavenhandel ein anerkannter legaler Handelszweig. Bald nahmen auch andere Nationen Teil an diesem Handel. So fuhr der englische Seeheld John Hawkins im Jahre 1567 mit drei Schiffen nach Sierra Leone und raubte 300 Neger, die er nach Westindien transportierte und dort zu vorteilhaften Preisen verkaufte. Ja die „gute Königin Elisabeth" stellte sogar englische Staatsschiffe in den Dienst dieses Handels. Jakob I. gewährte James Rich und anderen Londoner Kaufleuten im Jahre 1618 einen Freibrief, um mit Guinea Handel zu treiben; ein zweiter Freibrief wurde von Karl I. und ein dritter von Karl II. bewilligt; ja der Bruder des letzteren stand an der Spitze dieser dritten Gesellschaft, die Westindien jährlich mit 3000 Negersklaven versah. Als Spanien durch die berühmte Bulle des Papstes Paul II. von der westafrikanischen Küste ausgeschlossen wurde, konnte es nur noch mit Hülfe von Frankreich, Portugal und England seine amerikanischen Besitzungen mit Sklaven versehen, mit welchen Mächten es je einen Vertrag, Asiento genannt, schloß. Dieser Vertrag gieng im Frieden von Utrecht 1713 an England über, in dessen Händen er bis 1748 blieb. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte der englische Sklavenhandel eine solche Ausdehnung, daß im einzigen Hafen von Liverpool 90 Schiffe für diesen Handel einregistriert waren.

Die ersten Schritte, den Sklavenhandel einzuschränken, wurden merkwürdigerweise von dem Abgeordnetenhause in Jamaica 1774 gethan. Die britische Regierung wies die von demselben angenommenen zwei Gesetze aber schroff zurück. Lord Dartmouth, der damalige Kolonialminister, schrieb ihnen: „Ich werde den Kolonien nie erlauben, einen Handel in irgend welchem Grade einzuschränken, welcher für die Nation so wohlthätig wirkt." Im Jahre 1834 endlich wurde in allen britischen Besitzungen die Sklaverei aufgehoben und den Sklavenhaltern eine Entschädigung von 20 Mill. Lstrl. votiert. Aber damit hörte der Sklavenhandel sogar von englischer Seite aus noch nicht auf. Die polynesischen Seelenverkäufer sandten noch im Jahre 1871 ein Schiff nach den Neu-Hebriden, um Arbeiter von dort zu holen. Ein als Missionar ausstaffierter Matrose sollte die Leute überreden, aufs Schiff zu kommen. Als dies nicht gelang, versenkte man die Kähne, die des Handels wegen herbeigekommen waren und nahm die im Wasser Kämpfenden gefangen. Als dieselben, 80 an der Zahl, während einer Nacht einen energischen Versuch machten, die Luckendeckel aufzubrechen, um sich zu retten, wurde schonungslos unter sie hineingeschossen, bis alles ruhig war. Am folgenden Tag waren nur 5 imstande, ohne Beistand die Schiffsleiter hinauf zu steigen. Die Toten und sogar 16 Schwerverwundete wurden ins Meer hinausgeworfen. Es waren energische Maßregeln der australischen Regierung nötig, um diesem Treiben ein Ende zu setzen.

Um einen Begriff von der Größe des westafrikanischen Sklavenexports zu ermitteln, sei hier mitgeteilt, daß die Einfuhr in die portugiesischen Kolonien in Südamerika im Anfang jährlich die Zahl 100,000 erreichte. In Cuba zeigen die öffentlichen Register aus den Jahren 1792 bis 1821 eine jährliche Einfuhr von 12,000 Sklaven. Von 1759—1803 wurde der portugiesischen Kolonialregierung in der Provinz Angola eine Abgabe von 642,000 ausgeführten Sklaven bezahlt im Betrage von 36,000 Lstrl. jährlich, während die Totaleinnahmen nur 42,000 Lstrl. betrugen. Die Kirche selbst regelte und heiligte diesen Handel, indem keine Ladung jene Küsten verließ, ohne daß der Bischof über die vorbeimarschierenden Sklaven seinen Segen gesprochen und sein Weihwasser gesprengt hätte. Der westafrikanische Sklavenexporthandel hörte natürlich mit dem Eingehen der Märkte in Amerika auf.

Wenden wir uns nun zur Ostküste.

II. Der Sklavenhandel auf der Ostküste.

Als im Jahre 1649 die Holländer die portugiesischen Besitzungen in Westafrika einnahmen, waren die brasilianischen Sklavenhalter gezwungen, ihre Blicke nach Ostafrika

Digitized by Google

zu wenden. Seit jener Zeit sind die Mozambik-Küste, die Makua- und Lomwe-Länder und die Bezirke westlich von denselben bis in die neuere Zeit eine ungestörte Lieferungsquelle für die brasilianischen und sogar spanisch-westindischen Märkte gewesen. Noch im Jahre 1860 wurden spanische Sklavenschiffe in diesen Wassern von englischen Kreuzern gefangen.

Ebenso haben Madagaskar, Sansibar, die Comoren, ja selbst die französischen Niederlassungen auf Réunion, Mayotte und Nosi Bé ihren Bedarf an Sklaven von jeher aus diesen Gebieten bezogen; auf Madagaskar werden die Sklaven sowohl bei den Howas, als den Sakalawas nur Mozambiks genannt.

Aus dem Innern führen vier große Straßen an die Küste, und zwar nach Ibo, Mozambik, Angoza und Quillimane. In den verflossenen drittehalb Jahrhunderten ist eine Unmasse von Sklaven aus jener Gegend ausgeführt worden. Man kann leicht begreifen, bis zu welchen Tiefen derselbe in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes Wurzel geschlagen haben muß.

Die portugiesische Regierung war eine der ersten, die dem Beispiele Englands folgte. Im Jahre 1858 wurde ein Dekret erlassen, wornach in allen portugiesischen Besitzungen nach 20 Jahren jeder Sklave frei zu lassen sei. Am 29. April 1878 wurde dieses Dekret dann auch in Kraft erklärt. Die englische Regierung hielt in jenen Gewässern 2—3 Kreuzer mit einer Anzahl von Booten; aber obgleich die Prisen zahlreich waren, so konnte doch bei der großen Ausdehnung der Küste von einer wirksamen Ueberwachung derselben nicht die Rede sein; auch ist der Preis eines Sklaven nicht gestiegen. Man kauft jetzt noch in Sansibar einen gesunden, kräftigen Mann von 30 Jahren für 30—40 Dollars. Bedenkt man, daß ein solches Geschwader von Kreuzern und Booten eine Ausgabe von fast 5 Millionen Lstrl. während der letzten 50 Jahre darstellt, daß der Verlust an Menschenleben ein unberechenbarer ist, so wird man vor der britischen Regierung Achtung haben müssen; zugleich wird man aber zugeben, daß die für die Zivilisation errungenen Vorteile in keinem Verhältnis stehen zu den gehabten Ausgaben.

Auf alle östlichen Märkte hat die britische Regierung einen Druck ausgeübt; wenn derselbe nicht erfolgreicher gewesen ist, so war es, weil die Bezugsquellen zum Teil zu weit im Innern oder weil die Märkte selbst im anerkannten Gebiet unabhängiger Mächte lagen.

Dieser Druck ist in Sansibar und Madagaskar von Erfolg gewesen. Im Jahre 1873 brachte Sir Bartle Frère daselbst einen Vertrag zu Stande, nach welchem diese Insel aufhörte, der große Markt zu sein, von dem aus jährlich 12,000 bis 15,000 Sklaven nach dem Norden wanderten. In Madagaskar brachten die Londoner, die kirchliche und andere Missionsgesellschaften in den Gewohnheiten und der Denkungsweise der Howas eine vollständige Aenderung hervor. Auf die Vorstellungen der britischen Regierung hin wurde hierauf in einem Gesetz die Einfuhr, der Kauf und Verkauf von Sklaven in sämtlichen Besitzungen der Howas verboten. Antisklaverei-Verträge wurden mit sämtlichen östlichen Mächten geschlossen; die Missionen sind in einer Reihe von Stationen am Nyassa-See, in den Schirehochländern und im Rovuma-Thal thätig, um diese Bestrebungen zu unterstützen.

Untersuchen wir nun, in wie weit diese Thätigkeit erfolgreich gewesen. Von den ersten Dekreten der portugiesischen Regierung ist wohl nie viel erwartet worden. Ihre Verletzung war auch eine so schreiende, daß zwei englische Kriegsschiffe im Jahre 1840 den Hafen von Mozambik blockierten, weil die Sklavenschiffe offen davon ausliefen. Im Jahre 1858 berichtet der Kapitän eines englischen Kriegsschiffes: „10,000 in der Festung Ibo eingeschlossene Sklaven erwarten ein Ausfuhrgeld."

Mehr Fälle brauchen nicht erwähnt zu werden; denn wenn solches in den portugiesischen Festungen geschah, so werden Häuptlinge und Sklavenhändler in den dazwischenliegenden Häfen wohl nicht zurückgeblieben sein. Im Jahre 1873 teilte der Generalstatthalter Menezes in Mozambik Herrn Bartle Frère mit, daß jährlich durchschnittlich 2000 Sklaven von der Küste ausgeführt würden. Herrn Bartle's Schätzung erreichte das Fünffache. Derselbe Generalstatthalter Menezes gibt im portugiesischen Weißbuch vom Jahre 1878 die Zahl der jährlich exportierten Sklaven auf 3000 an. Im Jahre 1878 gibt Generalstatthalter Sarmento in einer Flugschrift die Zahl der jährlich exportierten Sklaven auf 2000 und 4000 an. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß die Schätzungen so hoher portugiesischer Beamter schwerlich an Uebertreibung leiden. Im Jahre 1876 gab Kapitän Elton in einem offiziellen, auf statistische Zahlen gegründeten Bericht die Zahl der jährlich ausgeführten Sklaven auf 7000 und 8000 an, und damit stimmt die Schätzung des Kapitäns Le Hunt Ward überein. Im Jahre 1881, berichtet Kapitän Foot, wurden allein an die Küste zwischen Kilwa und Kap Delgado zwischen 4000 bis 5000 Sklaven herniedergebracht. Aehnliches berichten die wohlerwürdigen Chauncy Maples und C. Johnsson, wie Kontreadmiral Gore-Jones, Dr. Laws und Lieutenant E. O'Neill aus den Jahren 1880—1882. Hören wir noch, was letzterer als britischer Konsul in Mozambik von seinen Erlebnissen auf seinen Reisen durch das Makua- und Lomwe-Land berichtet. Durch Informationen, die er 1881—1882 in Ibo gesammelt, war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß von den Nyassa-Bezirken eine große Sklavenstraße an jenen Teil der Küste existiere. Dieselbe beginnt an Nyassahauptorten, wie Mponda, Makanjila und Mataka, führt bei Mtarika über den Lujenda, geht durch das Mana-Land nach Mwalia, der Hauptstadt des Medo. Dort teilt sie sich in fünf Hauptzweige, die ihre Endpunkte in Pungani, Lumbu, Kissanga, Pomba und Lurio haben. Als Konsul O'Neill im Jahr 1882 durch die Makua- und Lomwe-

Digitized by Google

Länder reiste, hatte er auf seinem Wege von Mozambik nach dem Schirwa-See so häufige Beweise von der Lebhaftigkeit des Sklavenhandels, daß er zu dem Schlusse kam, daß dieser Handel die Hauptbeschäftigung derer bilde, die diese Gegenden besuchen. Er traf zwar nur zwei Partien, hörte aber von mehreren anderen, die ihren Weg geändert hatten, um ihm auszuweichen. Brennende Dörfer (er passierte selbst durch zwei solche) und flüchtige Sklaven, die ihn um Schutz anflehten, waren übrigens ein Zeugnis, das nicht weggeleugnet werden konnte. Einige zu den Halbsklaven gehörende Händler gestanden ihm offen, daß, wenn auch weißes Elfenbein selten, doch schwarzes reichlich zu haben sei. Ein in Chigwadu Niedergelassener sagte ihm später, man habe bei ihrer Rückkehr über 100 Sklaven an die Küste geführt. Der Elfenbein- und der Sklavenhandel werden überhaupt gemeinschaftlich betrieben. Blüht jener, so blüht auch dieser. Ersterer kam in letzter Zeit in dieser Gegend sehr in Aufschwung, da infolge der Makangwara-Kriege die alte Straße vom Nyassa nach Sansibar unsicher wurde. Im Jahre 1882 wurden über 1000 Elefantenzähne von Masimbwa nach der Nordküste von Ibo herniedergebracht. Zwei Ajawa-Häuptlinge begleiteten im gleichen Jahre eine Karawane von 1800 Seelen, von denen über 500 Sklaven waren und die 700 bis 800 Elefantenzähne mitbrachte, an die Küste. Ueberhaupt nehmen alle mächtigeren Häuptlinge teil an diesem Handel; ja sie verdanken in vielen Fällen einen großen Teil ihrer Macht dem Beistand von Küstensklavenhändlern, von denen sie zudem mit Flinten, Pulver und Blei gut versorgt werden. Der Sklavenhändler wagt sich selbst nie ins Innere, wie in die Namuli-Hügel, die Mwakwa- und Mawia-Berge, sondern streicht um sie herum und ermutigt außenliegende Häuptlinge zum Angriff auf die unglücklichen Bewohner, die zu Zeiten dann wohl blutige Rache nehmen und oft genötigt sind, in verschanzten Dörfern zu leben, wie dies bei den Mawia der Fall ist. Auch die Lomwe sind eine solche abgehetzte Rasse.

III. Die Mittel zum Erlöschen des Sklavenhandels.

Als solche werden angegeben:

1. Kräftige Mittel, wie eine strenge Blokade der Küste.
2. Die Mission.
3. Die Unterdrückung der Märkte und Verschließung der Absatzgebiete.
4. Eröffnung des Landes für den legalen Handel und Entwickelung der Hülfsquellen des Landes.

Diese Kräfte dürfen einander nicht entgegengesetzt werden, sondern müssen einander unterstützen. Betrachten wir sie aber gesondert, um den bezüglichen Wert eines jeden besser kennen zu lernen.

1. Einschränkende Mittel erfüllen ihren Zweck nie, weil sie immer nur die Orte berühren, gegen welche sie angewandt werden, besonders wenn sie von der See aus ausgespielt werden, indem der Handel dann einfach eine andere Straße sich aussucht, wie dies in Sansibar der Fall gewesen. Zudem ist eine Okkupation zur See immer unvollständig, da sie die Wunden, die sie schlägt, ihrer eigenen Natur nach nicht selbst heilen kann. Die portugiesische Seemacht ist oft der Kraftlosigkeit angeklagt worden; aber man bedenke, daß die Autorität der Behörden über einen großen Teil des Landes eine blos nominelle ist; daß man die portugiesischen Hauptstädte nicht als Regierungszentren ansieht, sondern als Orte, in die man sich in Zeiten der Not retten kann, ähnlich wie dies mit den verschanzten Dörfern der Mawia der Fall ist. Zudem hat die Blokade der Westküste ihren Zweck nicht erreicht, obgleich sie so vollständig war; nach Berechnungen von Seeoffizieren ist das Verhältnis der eingefangenen und der glücklich ausgelaufenen Sklavenschiffe das von eins zu zwanzig; auch auf Sansibar und Pembo ist während acht Jahren eine strenge Blokade ausgeübt worden; aber obgleich viele glückliche Prisen gemacht wurden, so bewirkte sie nicht einmal ein Steigen der Preise auf den Sklavenmärkten von Sansibar.

2. Das Werk unserer christlichen Missionare ist erfolgreich wie bei den Howas auf Madagaskar und frei von allen Mißbräuchen, doch von so langsamer Wirkung, daß man ihm allein das Werk nicht überlassen kann. Zudem fehlt dem Nationalcharakter jede Stabilität; es ist wunderbar, mit welcher Raschheit und Vollkommenheit die Neger eine christliche Hymne zu singen, die Manieren und Geberden ihres weißen Lehrers nachzumachen lernen; und ebenso wunderbar ist die Raschheit, mit der sie alle Vollkommenheiten der Zivilisation ablegen und ihre früheren Gebräuche wieder annehmen. Diesem Mangel ist nicht durch theoretisches Lehren entgegen zu treten, sondern durch Gewöhnung an eine praktische und regelmäßige Beschäftigung. Daher kommt auch der große Erfolg eines Etablissements, wie Lovedale im Britisch-Kaffraria, wo die Zöglinge zu Lehrern, Handwerkern u. s. w. herangebildet werden, sogar die Druckerpresse, den Telegraphen u. a. bedienen lernen. Diese zeigen ihren Stammesgenossen, wozu sie bei gesellschaftlicher Ueberlegenheit, geschickter Industrie und stetiger Arbeit fähig sind.

3. Ueber die Sklavenmärkte braucht wenig gesagt zu werden; so lange die Nachfrage besteht, wird eben auch der Handel fortbestehen, trotz des Druckes von oben und von fremder, namentlich britischer Seite. Deklarationen, wie diejenigen des Sultans von Sansibar und der Königin der Howas auf Madagaskar, töten den Handel noch nicht; der beste Beweis von dem Stande desselben liegt in dem Marktpreis, und es ist oben schon erwähnt worden, mit welcher Leichtigkeit man sich jetzt noch auf Sansibar Sklaven verschaffen kann. Große Nachfrage nach Sklaven besteht auf West-Madagaskar bei dem Stamm der Sakalawas, einem Stamme von großer Intelligenz und außergewöhnlichem Körperbau, der sich aber für erhaben hält über die Handarbeit. Der Reichtum eines Sakalawen wird nach

Digitized by Google

der Zahl der Rinder und Sklaven bemessen, die er besitzt. Im Jahr 1883 kam ein europäischer Händler in ihr Land; da er die große Nachfrage nach Sklaven bemerkte, so schoß er einer Anzahl von Halbsklaven und arabischen Händlern Güter vor. Diese rüsteten vier Schiffe aus. Drei davon brachten ihre Ladung glücklich in den Hafen, und so kam ein sehr gewinnbringender Artikel in die Hände des Händlers. Die Comoren bilden ebenso ein reiches Gebiet für die Verwendung der Sklavenarbeit, namentlich auf den Zuckerpflanzungen der Sultane von Johanna und Mohilla. Konsul v. Holmes auf Sansibar teilte letzthin mit, daß es jährlich 1000 Sklaven brauche, um den Verlust durch Sterblichkeit auf jenen Inseln zu decken. Auch mit diesen Sultanen ist ein Vertrag geschlossen worden, daß die Sklaverei im Jahre 1890 aufzuhören habe. Daß er ausgeführt werden wird, ist zwar nicht wahrscheinlich; aber man muß das Uebel der Sklaverei an allen verwundbaren Teilen angreifen und Keile in die doppelte Rüstung von Glauben und Gewohnheit eintreiben, damit in einer künftigen Zeit mit beträchtlicher Kraft und mehr Erfolg weiter gearbeitet werden kann.

4. Ein letztes Mittel wäre die Ermutigung zu gesetzlichem Handel und die Entwickelung eines Einwanderungssystems nach dem Hochland und den gesunden Seebezirken. Die Seen Nyassa und Tanganjika sind durch den Sambesi und Schire, die einzigen schiffbaren Flüsse Ostafrika's, in leichter Verbindung mit der Küste, und die Unterbrechung in der Wasserverbindung zwischen ihnen wird durch eine gute Fahrstraße überwunden. „Es brauchen nur Handelsgesellschaften zu entstehen, oder die, welche jetzt am Nyassa thätig ist, braucht nur ihr Arbeitsfeld zu erweitern, so daß sie diese beiden Wasserwege und den des Schire bis zu den Stromschnellen als Basis gebraucht, so wird die Bevölkerung an den beiden Seen rasch zunehmen. Dadurch werden dem Sklavenhandel friedliche aber wuchtigere Schläge erteilt werden, als alle die waren, welche bis jetzt gegen ihn geführt worden sind. Neun Zehntel der Kriege in Ostafrika sind bis jetzt geführt worden, um die Nachfrage der Sklavenhändler zu befriedigen, nicht aber aus einer Vorliebe des Volkes für den Krieg. Wenn dasselbe daher einsieht, daß der Sklave nicht die einzige gesuchte und bestbezahlte Ware ist, daß es sich seinen Bedarf an Kleidern, Lebensmitteln u. s. w. leichter und auf eine weniger gefahrvolle Weise erwerben kann, so wird es gern in eine Aenderung seiner Lebensweise einwilligen. Dann werden auch gesicherte rechtliche Zustände entstehen, wie sie gegenwärtig in Ostafrika nirgends anzutreffen sind, selbst nicht in den portugiesischen Besitzungen (mit Ausnahme der Seestädte und Festungen). So lange aber der Neger in der steten Furcht leben muß, seine Wohnung vom Sklavenjäger während einer beliebigen Nacht in Brand gesteckt zu sehen, wird er sich nicht entschließen, für die Zukunft zu sorgen, Lebensmittel aufzuspeichern ꝛc. Die geringste Aenderung in der Jahreszeit hat noch jetzt eine Hungersnot zur Folge, wie dies im Frühling 1885 in Sansibar der Fall war, wo dann Eltern ihre Kinder und zuletzt sich selbst in die Sklaverei verkauften, indem sie dieses schreckliche Loos einem sichern Hungertode vorzogen.

Der Riesentang.

Das Meer hat seine Wälder so gut wie das Festland, aber nirgends sind sie großartiger zu finden als an den Falklands-Inseln, an der Südspitze Amerika's. Dort jagt der Schiffer das größte aller Tiere, den Walfisch, dort wächst die größte aller Pflanzen, der Riesentang. Um so merkwürdiger, als auf den Falklands-Inseln selbst der Pflanzenwuchs der kümmerlichste ist. Spärliche Gräser und kniehohes Gestrüpp von Rauschbeeren und Astern bedecken die weiten, einförmig braunen Torf- und Moorflächen; für den Menschen war dort keine Speise vorhanden, bis man Rinder dort aussetzte, die sich seitdem zahllos vermehrten und die Schiffe mit frischem Fleisch versorgen. Aber um so üppiger ist die Vegetation in dem Meerwasser rings umher: der Seetang bildet um die Inseln einen wohl neun Meilen im Durchmesser haltenden Gürtel, der sich mit Flut und Ebbe, regelmäßig wie diese, hebt und senkt. Das Meer ist in unmittelbarer Nähe der Inseln 240 bis 300 F. tief (weiterhin ist seine Tiefe noch nicht ermessen) und vom Meeresgrund aus steigt der Riesentang empor.

Mit einer Saugscheibe und mit Haftwurzeln hält er sich am Felsengrund fest; die Wurzeln dienen ihm nicht sowohl, um, wie bei den Landpflanzen, Nahrung aufzunehmen, sondern sie sind ihm vor allen Dingen Tau und Anker, die ihn bei Flut und Sturm halten. Der Stengel hat nur die Stärke eines Daumens, ist rund wie ein Seil und überaus zähe. Er fühlt sich schleimig, schlüpferig und glatt an. Nicht in gerader Richtung steigt er im Wasser empor, sondern er hebt sich, sehr schräg liegend, nur allmählich bis zur Oberfläche des Meeres, so daß er eine Länge von 400—500 F. erreicht.

Wenn der Stengel des Tangs die Oberfläche des Wassers erreicht hat, so breitet er sich auf ihr noch 40 bis 60 F. aus und trägt seiner ganzen Länge nach dichtstehende Blätter, deren jedes ungefähr 3 F. lang ist und fast die Breite einer Hand hat; der kurze Blattstiel schwillt zu einer Luftblase auf, größer als eine wälsche Nuß; diese Luftblasen sind es, welche die Blätter auf dem Wasser schwimmend und hin- und herflutend erhalten. Kein einziger Tang hat Blüten, aber einzelne kleinerer Art sind prachtvoll purpurrot gefärbt oder in Gelb, Rot, Grün, Braun und Schwarz schattiert; die größeren Tange haben ein bläulichgrünes, olivenfarbiges, manche auch ein schwarzes Aussehen.

Um die Falklands-Inseln herum stehen die Riesentange zu vielen vielen Tausenden beisammen; es sind vollständige Wälder, und wie der Wind die Wälder auf dem Lande, so schütteln die Wellen diese Wasserwälder hin und her. Zweimal täglich strömt die Flut nach dem Strande,

Digitized by Google

zweimal täglich tritt sie wieder zurück und ihrem Zuge, zweimal der Küste entgegen, zweimal dem Meere zugeneigt, folgen die Tange; der Schiffer erkennt an ihrer Richtung sofort, ob es Flut- oder Ebbe-Zeit. Die jüngeren, noch nicht bis zur Oberfläche des Wassers aufgestiegenen Tang-Pflanzen und vielfach verschiedene Sorten von anderem Bau, von abweichenden Färbungen und wechselnder Größe, bilden in den Tang-Wäldern gewissermaßen das Unterholz und sie flechten sich so eng und fest in- und durcheinander, daß ein größerer Fisch nicht imstande ist, in sie einzudringen. Aber um so lebendiger regt es sich in den Tang-Wäldern von kleinem Getier. Gelb- und blaugezeichnete Krebse, purpurrote Krabben, schillernde Schnecken mit und ohne Stachelgehäuse, Muscheln aller Größen hängen sich in dem Laubwerk und Gezweig an und suchen und finden dort ihre Nahrung. Die Blätter sind vielfach von feinen Polypen-Gehäusen übersponnen und die Massen kleiner Fische flüchten sich dahin vor den Raubfischen in sicheres Versteck, die einen von den Tangen selbst sich nährend und sie abweidend wie die Rehe die Kräuter des Waldes, die anderen die noch kleineren Tiere verspeisend, die an den Blättern leben und weben.

Selbst ein kleineres Schiff dringt nicht leicht durch diese Wälder des Meeres, und sollte auch ein frischer Wind seine Segel schwellen, die Ruder verwickeln sich in den zähen Tang-Tauen und in dem Gewirr von Blättern und Zweigen, das behängte Steuer versagt seinen Dienst und das Fahrzeug schleift eine 24 bis 30 F. langen Schleppe hinter sich her. Hat aber der Schiffer den breiten Tang-Gürtel durchbrochen, dann ist sein Schiff, selbst bei dem heftigsten Sturm, geborgen, denn die hochgehenden Wogen brechen sich und ermatten an dem üppigen Pflanzenwuchs und werden niedriger und schwächer, um sich endlich, völlig gesänftigt, an der Küste zu verlieren. Die Springfluten indeß, die zur Zeit des Vollmonds und des Neumonds höher am Strande emporsteigen, bringen große Tangmassen an's Land, die dort liegen bleiben, sich in Schichten bis zu 24 und 30 m. stark aufbauen und die Klüfte und Schluchten des Uferlandes füllen. Zahlloses Getier wird natürlich mit ihnen fortgerissen, sich seines Lebens freuend, so lange noch Wasser genug vorhanden, dann aber stirbt es ab und verwest. Weithin versenden die faulenden Tangmassen einen entsetzlichen Geruch. Die obersten Schichten freilich werden bald vom scharfen Winde gehärtet und gedörrt und in diesem Zustande möchte man sie für festen, sicheren Grund halten, während wir nur eine dünne und zerbrechliche Kruste vor uns haben.

Wehe dem Wanderer, der es unternehmen möchte, auf dieser trügerischen Brücke eine Schlucht zu überschreiten; er würde hindurchbrechen und rettungslos in die gräßliche faulende Tiefe versinken. Aber eine Wonne und ein Labsal sind die Tanghaufen am Ufer für Myriaden Fliegen und ein Paradies mit reichbesetzter Tafel für die Seevögel.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Bevölkerung im Elsaß. Die vor kurzem bekannt gegebenen Resultate der Volkszählung vom 1. Dez. 1886 weisen eine Gesamtbevölkerung von 1,074,626 Seelen, somit seit der Volkszählung von 1881 nur eine Zunahme um 669 Individuen, nach. Der Ueberschuß des weiblichen Geschlechts über das männliche betrug nach dem jüngsten Zensus 27,668 Individuen, gegenüber von einem Ueberschuß von 29,757 im Jahre 1881. Die Bevölkerung von Straßburg betrug 111,987 Seelen, wies also einen Zuwachs von mehr als 6000 innerhalb der jüngsten fünf Jahre nach; Mülhausen zählt 69,759, Kolmar 26,587, Gebweiler 12,388 Einwohner. Die drei letzterwähnten Städte sind eigentlich stehen geblieben. Die Einwohnerzahl von Metz, mit Ausschluß der Garnison, ergab 54,072 Seelen, also in den vorangegangenen fünf Jahren eine Zunahme von etwa 1000 Individuen.

* Eine Vermessung von Russisch-Polen. „Petermann's Mitteilungen" haben schon im November vorigen Jahres gemeldet, daß die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft sich mit dem Gedanken an eine umfassende ethnographische und ethnologische Aufnahme von Russisch-Polen trage, um dieses bisher noch nicht genau erforschte Gebiet, welches seither von den russischen Gelehrten sehr vernachlässigt und nach Professor Dr. Petri's Versicherung noch nicht einmal in das große „Geographisch-statistische Wörterbuch des Russischen Reiches" aufgenommen worden ist, eingehender kennen zu lernen. So viel neuerdings verlautet, will nun auch die kaiserliche Regierung diesem Plane nahetreten und mit der Ausführung desselben im bevorstehenden Sommer beginnen.

* Die Erbauung eines Kanals zwischen der Wolga und dem Don. Schon Peter der Große versuchte im Jahre 1696 diese beiden Flüsse mit einander zu verbinden und ließ wirklich Einschnitte ausgraben. Schon vor ihm hatte Selim II., der Sohn Soliman des Prächtigen, aus Anlaß seiner Belagerung von Astrakhan einen ähnlichen Versuch gemacht. Seither haben verschiedene russische Ingenieure Entwürfe in derselben Absicht und Richtung gemacht, allein ihre Vorschläge sind nie zur Ausführung gekommen. Im Sommer 1885 wurde im Auftrag der russischen Regierung durch den französischen Ingenieur Leon Dru eine Vermessung vorgenommen, eine Strecke von nahe an 1400 Werst (oder Kilometer) von dem zwischen beiden Flüssen liegenden Landstrich erforscht und Bohrungen im Gesamtbetrag von 2408 vorgenommen. Die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse erweisen genügend die Möglichkeit, über die Wasserscheide zwischen dem Don und der Wolga hinwegzukommen. Es müssen allerdings Schleusen auf den Abhängen nach den beiden Flüssen hin erbaut werden. Auf das Visiermaß des Schwarzen Meeres bezogen, zeigen die Ufer des Don +39, diejenigen der Wolga 0.0. Der für den Kanal gewählte Lauf würde ungefähr 80 Km.

Digitized by Google

lang sein und macht die Erbauung eines Binnenhafens in Krivaja-Muzga, dem Endpunkt der Eisenbahnlinie von Griazi, möglich — ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit für den Handel der inneren Gegenden Rußlands. Der Kanal wird durch Wasserbehälter gespeist, die seinem Verlauf entlang erbaut werden und je 45—50 Millionen Kubikmeter Wasser enthalten sollen, und ebenso auch durch mechanische Hebezeuge aus der Wolga, welche jedoch nicht unerläßlich notwendig sein würden. Die unter Peter dem Großen gegrabenen Einschnitte sind ungefähr 15 Werst von Kamischinka in noch wohlerhaltenem Zustande entdeckt worden. Gegenwärtig passieren über 500,000 Tonnen Güter jährlich zur Eisenbahn und auf Straßen zwischen den beiden Flüssen, und man schätzt, daß der Kanal bald einen Verkehr von 900,000 Tonnen jährlich bekommen würde. So sehr auch die Ausführung dieses Entwurfes anerkanntermaßen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, so ist derselbe doch unbedingt ein Werk von hoher nationaler Bedeutung, denn er wird eine Wasserstraße zwischen der Ostsee und dem Weißen Meere einer- und dem Schwarzen Meere andererseits, ebenso aber auch zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen und hierdurch mit dem Mittelländischen Meere herstellen. Auf diese Weise wird der Handel von Asien einen neuen Abzugskanal bekommen und einen leichten Weg für den Transport von militärischen Vorräten eröffnen, welche für die kriegerischen Operationen in Turkestan zu Schiffe von Sewastopol bis an die östlichen Küsten des Kaspischen Meeres gelangen können. Wenn alsdann der Don mit dem allgemeinen System der Flußschifffahrt des Reiches in Verbindung gebracht sein wird, kann man leicht Torpedo-Boote von einem Meer in das andere versetzen oder dieselben in irgend einem derselben konzentrieren, ohne erst drei Vierteile von Europa umschiffen zu müssen.

* Die Bevölkerung von Bosnien und Herzegowina wird in einem sehr interessanten Aufsatz des Ritters Dr. Franz v. Le Monnier in einem der letzten Hefte der „Mitteilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft" besprochen und wirft interessante Streiflichter auf den Einfluß der religiösen Bekenntnisse auf die Volkszahl. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß in jenen Ländern die Kopfzahl des weiblichen Geschlechts gegenüber vom männlichen bedeutend zurücksteht, was im Vergleich zu der im übrigen Europa gefundenen Proportion in hohem Grade auffällt. Auf 1000 Individuen kommen nämlich in jenen beiden Ländern 527.7 männliche und nur 472.3 weibliche. Herr v. Le Monnier findet, daß die mohammedanische Religion keinerlei Einfluß auf diese Proportion ausübt.

* Petroleum-Vorkommen im Kaukasus. Bekanntlich findet man am Fuße des Kaukasus sowohl auf Seiten des Schwarzen, wie des Kaspischen Meeres ungeheure Lager von Petroleum, welche teilweise mittelst ziemlich seichter Bohrungen erschlossen werden können. Die kolossalen Mengen, welche durch diese Bohrungen gewonnen und nun in den europäischen Handel gebracht werden, drohen dem Petroleumhandel mit veränderten Verhältnissen und mit einer allmählichen Verdrängung des amerikanischen Erdöls. In Baku, am westlichen Gestade des Kaspischen Meeres, ergießt ein einziger Brunnen aus einer Mündung von 10 e. Zoll im Durchmesser täglich 11,000 Tonnen Petroleum oder mehr als alle anderen Erdölquellen der ganzen Welt und der verschiedenen Schieferölbrunnen zusammen ergeben. Und, wohl zu merken, dieser Brunnen ist nur einer inmitten von Hunderten anderer und zeigt noch keinerlei Neigung zum Versiegen. Dieses Petroleum von Baku ist von Mr. Redwood, dem Chemiker der Londoner Petroleum-Gesellschaft, und verschiedenen anderen analysiert und in mancher Hinsicht dem besten amerikanischen raffinierten Petroleum überlegen befunden worden.

Das dringendste Erfordernis für das kaspische Petroleum ist, ein wohlfeiles Transportmittel für dasselbe nach dem Schwarzen Meere zu bekommen. Um diesen Zweck zu erreichen, ist die Errichtung einer Röhrenleitung von 900 Km. Länge, von Baku bis an irgend einen Punkt am Schwarzen Meere, vorgeschlagen worden, deren Baukosten auf 400 Millionen Mark veranschlagt worden sind und es sollen bereits englische Kapitalisten und Industrielle der eventuellen Verwirklichung des Projekts nahegetreten sein. Außer den höchst ergiebigen Petroleum-Quellen am Kaspi-See bei Baku befinden sich aber noch gewaltige Erdölfelder bei Nowo-Rassisk am Schwarzen Meere, und diese sind bereits durch eine Röhrenleitung von 72 Werst Länge, welche über eine Hügelreihe hinführt, mit einem Hafen verbunden. Das trefflich redigierte Londoner „Chamber of Commerce Journal" für November 1886 veröffentlicht als Supplement einen höchst interessanten Bericht von Oberst C. E. Stewart über diesen ganzen Oeldistrikt und gibt eine für die Handelswelt, die Geographie und die Naturwissenschaft höchst lehrreiche Schilderung. Es erscheint unmöglich, die Ergiebigkeit dieser Erdölfelder zu übertreiben, wenn sie einmal in geregelten Betrieb genommen sein werden, und es wird sich daraus eine industrielle und kommerzielle Thätigkeit von kolossaler Ausdehnung entwickeln. Es handelt sich um den Bau von Eisenbahnen und Dampfschiffen zum Transport des gewonnenen Petroleums, von Raffinerien, von großen Ingenieur-Arbeiten aller Art, um Einrichtungen zur Feuerung mit Petroleum nicht nur für große industrielle Etablissements, sondern auch für verbesserte Einrichtungen zur Herd- und Ofenfeuerung mit Petroleum, zur Heizung von Dampfschiffen mit demselben, wie bereits die auf dem Kaspischen Meere gehenden und einige Dampfschiffe auf dem Schwarzen Meere mit dem Petroleum von Baku geheizt werden und die Kohle entbehren können. Oberst Stewart's Bericht sagt: „Astatki ist der russische Name für den Ueberrest des Petroleums, nachdem das Benzin,

Digitized by Google

Gasolin und Solaröl von dem rohen Petroleum abdestilliert worden sind. Dieses Astatki hat, nachdem es seine flüchtigeren Bestandteile verloren, einen sehr hohen Entzündungs- und Brennpunkt; ersterer stellt sich, je nach der Qualität, auf 316° bis 322° Fahrenheit und sogar noch höher, und sein Brennpunkt hat eine Höhe von 416 bis 422° Fahrenheit. Hieraus ergiebt sich, daß Astatki durchaus kein zu gefährliches Brennmaterial ist, um auf Dampfschiffen als Kesselfeuerungsstoff mitgeführt zu werden, und daß es bedeutende Vorzüge vor der Steinkohle voraus hat. Es kann z. B. in Räumen verstaut werden, welche für Kohle durchaus nicht tauglich sind, z. B. zwischen dem inneren und äußeren Schiffsboden; ferner gibt es keine Asche oder Schlacken, sondern verbrennt vollständig. Wo man Astatki zur Kesselfeuerung verwendet, bedarf man beinahe keine Heizmannschaft mehr außer den Leuten, welche die Maschinerie zu reinigen und den Dampf zu regulieren haben. Wer die Heizer im Feuerungsraum eines mit Kohlen heizenden Schiffes in einem heißen Klima bei der Arbeit gesehen hat, der vermag die Vorteile des Aufgebens aller Kohlenheizung genügend zu würdigen. Ein Fahrzeug vermag Astatki im Maßstab von 100 Tonnen per Stunde an Bord zu nehmen, weil dasselbe mittelst Röhren eingepumpt wird. Wie schon erwähnt, heizen bereits mindestens 200 Dampfschiffe auf dem Kaspischen Meer, der Wolga und teilweise auch auf dem Schwarzen Meer ihre Kessel mit Astatki, und gleicherweise verwenden auch drei Eisenbahnen: die Zaritzin—Griazi mit ihrem Endpunkt an der Wolga; die Transkaukasische von Baku nach Batum und die Transkaspische von Michailowsk nach Merw, Astatki als Heizmaterial. Ein zweckmäßig eingerichteter Astatki-Ofen ist rauchlos und die Feuerung erfordert, sobald der Ofen nur einmal angezündet worden ist, wenig oder gar keine Aufmerksamkeit.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Ihre Lebensweise in Bezug auf Speisen ist durchaus nicht an bestimmte Zeit durch Regeln gebunden. Der augenblickliche Hunger wird bei jeder Gelegenheit befriedigt. Ihr Lieblingsgericht ist der sogenannte Mingaõ, ein dünnes breiartiges Getränk, das geschlürft wird und selbst dem Europäer mundet. Es wird aus allen mehlhaltigen Knollen bereitet und zum größeren Wohlgeschmack mit gestampftem Mais versetzt. Das aus den Mandiocca-Knollen erzeugte Satzmehl, die Tapioca, wird vorzugsweise zum Mingaõ gebraucht. Es bildet das einzig gute Gericht, das der Indian dem Europäer vorsetzen kann und das seiner Küche bei dem Gast sicher einige Ehre einträgt. Der Indian genießt den Mingaõ gewöhnlich Tags nur einmal, und zwar Morgens früh. Die übrige Zeit wirft er gelegentlich einige Knollen ins Feuer, um sie gebraten zu verspeisen. Der Genuß des Kaffees und des Zuckers ist ihnen gänzlich fremd und beides könnten sie doch mit Leichtigkeit selbst kultivieren, wenn sie nicht die Gewohnheit hätten, jährlich ihre Dorfschaften zu verlegen. Die wenigen Zuckerpflanzen, die man bei ihnen antrifft, dienen nur zum Aussaugen. Noch muß eines wohlschmeckenden, nährenden Getränkes erwähnt werden, das aus den Knollen der Manducaba, einer Mandiocca-Art, bereitet wird. Die süßesten Knollen werden zerrieben und mit gestampftem Mais in Wasser gekocht. Es ist das einzige Getränk, das bei festlichen Gelegenheiten gereicht und dann leicht bis zum Uebermaß genossen wird.

Ein eiserner Kessel fehlt nie, wohl aber jedes übrige bessere Hausgerät. Statt der Teller dienen Calebassen und die Fruchtschalen des Cajubaumes. Der Gebrauch von Messer, Gabel und Löffel ist ihnen fremd. Die Stelle eines Kochlöffels vertritt ein schaufelartig zugeschnittenes Stück Holz oder Blattrippenstück der Anajapalme. Da Tische und Sitze ebensowenig vorhanden sind, so setzen sie sich auf den Erdboden mit einem untergelegten Blatt oder auf einen Kürbis, eine Schildkröte oder was sie ähnliches finden. Hin und wieder hat man nichts desto weniger Gelegenheit, in einem eigentümlich geformten, gutgearbeiteten Schemel ein Zimmermannsgenie zu bewundern. Dies kleine und einzige Möbelgerät hat die Form eines Schlittens, denn in solcher Weise erhebt sich über zwei langen Bügeln ein Sitz.

Da die Indianen kein Schlachtvieh halten, sind sie beständig auf die Jagd angewiesen. Mit dem frühen Morgen begibt sich der Jäger, mit seinem Gewehr und etwas Farinha versehen, hinaus in den Wald und kehrt selten vor Abend zurück. Schießt er bald etwas, so bereitet er sich auch wohl ein Spießbratenfrühstück. Fällt die Jagd gut aus und wird außer der gewöhnlichen Portion Affen, Tukane u. dgl. ein Reh oder gar ein Ante heimgebracht, so ist damit eben nicht viel gewonnen, weil beim Salzmangel das Fleisch nicht konserviert werden kann. Es muß daher gebraten und mit Hülfe der Nachbarn schnell verzehrt werden.

Der körperlichen Statur nach mögen die Gujajaras die kleinste aller südamerikanischen Wildenrassen bilden. Unter den Frauen kommen viele schwächliche und verweichlichte Gestalten vor und sind oft durch eine blendend weiße Haut nur noch unleidlicher beschaffen. Im ganzen kann man jedoch immerhin die Gujajaras als starke und ausdauernde Menschen bezeichnen. Die Lasten der Frauen stehen denen der Männer in nichts nach. Schwer beladen steigen sie, so gut wie diese, die Berge zu ihren Wohnungen hinan, was täglich wiederholt nötig wird, indem die Mandiocca, das Wasser u. s. w. stets aus der Ferne herbeigeholt werden müssen.

Das Volk steht unter der Leitung eines freierwählten Häuptlings, der sich jedoch in seinem Aeußeren durch nichts von seinen Untergebenen unterscheidet. Er wird auch nicht mit jener pedantischen Hudelei verehrt, wie man sie zivilsierten Monarchen angedeihen läßt. Aufrichtig und mit ganzer Hingebung seiner Unterthanen herrscht er über diese nach Willkür, wie ein Herr über seine Sklaven verfügen kann. Mit ihm muß der Händler wegen der Copaiva unterhandeln, ihm wird das ganze Geschäft, sowie die Bezahlung in Waren auf lange Zeit im voraus übertragen und eingehändigt. Er verpflichtet sich dagegen, den Balsam in bestimmten Terminen, etwa nach 3 oder 6 Monaten, ablieferungsfähig zu halten. Nach Verlauf dieser Zeit erscheint jener, um aufs neue einen Akkord wegen des Transportes bis an den Fluß zu machen. Der Häuptling übergibt seinen Leuten nach Beendigung der Arbeit die für ihre Leistungen bestimmte Ware, die in einem Stück Zeug, einer Quantität Schießpulver, einem Beil, einer Flinte u. dergl. besteht; den größten Nutzen aus dem Geschäft nimmt er aber für sich in Anspruch, indem ein jeder sich einen bestimmten Abzug von seinem Lohne gefallen lassen muß.

Was ihre individuellen Eigenschaften betrifft, so ist eine ihrer besten Tugenden ihre große Genügsamkeit. Sie begnügen sich mit dem Wenigen, das sie sich durch Tausch oder mühsames Lasttragen erwerben, sind von gutmütigem Naturell, sanft und nachgiebig, gefällig und gastfreundlich gegen den Fremden. Eine

Digitized by Google

Vorstellung über ein höchstes Wesen entgeht ihnen nicht. Sie denken sich einen unsichtbaren Gott und preisen den Himmel in ihren Liedern; stets heißt es am Schlusse eines solchen: „Es lebe der Himmel!"

Da sie keine Zeitrechnung haben, so wissen sie auch ihr Alter nicht anzugeben. Um einzelne Tage zu bestimmen, richten sie sich nach den Bewegungen des Mondes. Sie haben einen Abschnitt von sieben Tagen, wie wir, deren jeder seine besondere Bezeichnung hat. Regelmäßig wiederkehrende Ruhe- oder Feiertage kennen sie nicht. Trotz aller guten Eigenschaften verraten sie doch nur zu leicht eine Hinneigung zu tierischem Wesen. Sinnlichen Trieben wissen sie nicht zu steuern, und in leichtfertiger, unverantwortlicher Weise brechen sie Kontrakte, die sie der Aussichten auf größere Vorteile verlustig machen.

Der Gujajara ist zaghaft, weniger entschlossen und zum Kampfe geneigt als der Timbira, ganz in Uebereinstimmung mit seinem mehr geregelten und an Arbeit gewöhnten Leben. Er nomadisiert wie dieser, vermag jedoch in dem einmal erbauten Dorfe zwei bis drei Jahre auszuhalten, so lange als nämlich die Jagd in den Umgebungen noch hinreichende Ausbeute gewährt. Aus diesem Grunde kann er sich auch mit dem Anbau einiger wenigen, nur kurze Frist zum Gedeihen erfordernden Kulturgegenstände befassen.

Er lebt nicht in Bigamie, nur der Chef und wenige einzelne machen mit zwei bis drei Frauen hiervon eine Ausnahme, indem sie eine derselben als Favoritin behandeln, die übrigen aber mehr als Dienerinnen des Hauses betrachten. Der Mann wacht mit größter Eifersucht über seine Frau, und es mag dies unter den obwaltenden Verhältnissen, die zu Auswegen leichter befähigen, nur um so begründeter erscheinen. Bloser Eifersucht wegen müssen Frau und Kind unnötig ganze Tagemärsche mit dem Mann teilen, wobei sogar der zarteren Ehehälfte die Last des Tragkorbes neben dem Kinde auf dem Arme zufällt; indem der Mann mit dem Gewehr oder mit Pfeil und Bogen stets freie Hand haben muß. Zu solchen Fällen, wo das ganze Haus um einer geringen Sache willen auswandert, gab ich selbst wiederholt Veranlassung. Sollte mich ein Indian auf meinen Exkursionen begleiten oder sandte ich nur einen solchen aus, um Wild zu jagen, einen Brief u. dgl. zu besorgen, so sah man die ganze Familie mit sämtlichen Habseligkeiten sich auf den Weg machen. Selbst wenn die Frau zart und schwächlich war, ließ sie der Mann nicht am häuslichen Herd, im Gegenteil erblickte er darin einen Grund mehr zur Befürchtung für ihr Zurückbleiben.

Rührend ist die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wiewohl ihrem Genuß am Aufwachsen derselben eben nur tierischer Maßstab angelegt werden kann, indem ja eine entsprechende geistige Entwickelung nicht mit der körperlichen Schritt hält. Da die Kinder bis zum zweiten, ja selbst noch dritten Jahre gesäugt werden, so ereignet es sich nicht selten, daß Mütter zwei Kinder von verschiedenem Alter zugleich stillen. Die Mutter läßt es sich nicht nehmen, selbst dann noch, wenn der Sohn bereits mit Pfeil und Bogen sich geübt hat, ihn auf den Armen umher zu tragen. Seltsam sind daher oft die Situationen, in denen man säugende Mütter findet. Denke man sich eine solche auf dem Erdboden niedergekauert und emsig bemüht, einem ihrer Kinder das Gesicht zu bemalen. An ihren Brüsten wechselt hastig ein kleiner Knabe, in dessen Hand sich eine Schnur befindet, an der eine Katze oder eine Schildkröte als Spielzeug befestigt ist. Ein anderer Knabe läuft schnell herzu, wirft Pfeil und Bogen aus der Hand und gibt durch Wimmern sein Begehren nach Muttermilch zu verstehen.

Abends gegen Dunkelwerden, wenn die Hitze des Tages nachläßt, stellen die Kinder Schießübungen mit ihrem Bogen an, wobei sie eine, für ihr Alter überraschende Fertigkeit bekunden. Ein auf dem Boden liegender Kürbis ist das gewöhnliche Ziel, dessen Entfernung in dem Maße ihrer Fertigkeit gesteigert wird. Ist der junge Schütze herangebildet, so schießt er mit den klafterlangen Pfeilen nach kleinen Vögeln mit ziemlicher Sicherheit und er weiß auch die physikalischen Täuschungen des Wassers zu bemessen, wenn er nach Fischen schießt. Die Erwachsenen lieben es, bis tief in die Nacht hinein bei hellem Mondschein auf einem freien Platze niederzukauern und sich durch Plaudereien zu unterhalten. Solche nächtliche Unterhaltungen in Gruppen von 20 bis 30 Personen, wo eine einzige ellenlange Zigarre feierlich die Runde macht, hatten für mich immer etwas Rätselhaftes, verdächtig Geheimnisvolles, indem ja ihr Thema nur etwas gleichgültiges, triviales sein kann und bald erschöpft sein muß, denn außer dem Mingaõ, der Mandiocca und dem Tabak kennt der Indian keine Gegenstände von besonderem Interesse. Die Welt, selbst nur eine Vorstellung über dieselbe, beschäftigt ihn nicht. Als ich bei einer solchen Gelegenheit dem Häuptling des Ortes hierüber meine Bemerkung machte, versicherte er mich seinerseis einer gleichen Ansicht über diesen Punkt. Er hatte, da sein Vater ein eingewanderter Portugiese war, in seiner Jugend einige Erziehung genossen, lebte aber nichts destoweniger in dem Kreise derjenigen, in den ihn die Geburt gesetzt hatte. Er teilte mir unter scherzhaftem Lachen mit, der Indian sei gewohnt, jeden und noch so geringen Vorfall mit der größten Umständlichkeit zu berichten: Wie er einen Affen oder Vogel geschossen, einen Fisch gefangen; wie viel Pulver er verbraucht; wie ihm eine Angel gebrochen sei u. dergl. Solchen nichtssagenden Plaudereien bringt der Indian den nächtlichen Schlaf zum Opfer. Freilich würde der Tag ihm hinreichend Zeit dazu bieten, doch dann zieht er vor, jeden freien Augenblick in der Hängematte zu verträumen. Früh ist er wieder auf, um nach eingenommenem Mahle auf die Jagd zu gehen oder die ersten frühen Morgenstunden zu einer anderen Beschäftigung zu verwenden. Die Frau hat sich noch früher als der Mann erhoben, ihm eine Schale Mingaõ zu bereiten. Von der Jagd zurückgekehrt, wird die Hängematte sogleich wieder aufgesucht und der sorgenden Frau bleibt alles übrige zu thun überlassen.

Unter den häuslichen Beschäftigungen nimmt die Mandioccamehl-Bereitung die erste Stelle ein. Der Indian versieht sich nie mit großen Vorräten von Farinha, sondern bereitet allmonatlich neue. Zum Waschen bedient man sich in Ermangelung der Seife des Krautes einer Pflanze aus der Familie der kürbisartigen Gewächse, der sogenannten St. Cajetans-Melone (Momordica marantia). Zur Anfertigung wirklicher Seife verwendet man mit bestem Erfolge die Früchte des Carapa-Baumes, hier Andiroba genannt (Carapa guianensis). Dieser hohe, stattliche Baum wächst häufig in feuchten Waldungen der äquatorialen Gegenden. Die Früchte, ähnlich wie Kastanien, jedoch größer, liegen zur Zeit der Reife in großen Mengen auf dem Boden und werden daselbst begierig von Wildschweinen, dem Ante und anderen Tieren aufgesucht, denen sie eine treffliche Nahrung bieten. Ihr reicher Gehalt an Oel, der der Familie der Meliaceen in mehreren Gliedern eigentümlich ist, sowie die leichte Einsammlung machen sie ganz besonders zu technischer Verwendung geeignet. Man verwendet das Oel auch als Brennmaterial; zum Genusse würde es des bittern Geschmackes halber untauglich sein. Der Indian stampft die Früchte, formt die so erhaltene Masse zu einem großen Kuchen und läßt aus diesem mittelst eines schräg liegenden Rindenstücks das Oel in ein Gefäß auslaufen. Die Masse kommt unter der Einwirkung der Sonnenwärme schnell zur Gährung und hat einen scharfen sauren Geruch. Das erste schnellablaufende Oel von dunkler Farbe ist rein und zum Brennen tauglich. Nach mehrtägigem Stehen wird die Masse in geflochtenen Schläuchen vollends von ihrem Oelgehalte befreit. Das Oel wird dann auf einfachem Wege mit Aschenlauge in Seife verwandelt. Zur Gewinnung dieser Asche werden vorzugsweise gewisse Baumarten benutzt, wie Jutai, Sapucaia ꝛc. Als Leuchtmaterial findet das

Digitized by Google

Oel keine Anwendung, da beständig ein Feuer unterhalten wird, das zur Erhellung der Hütte genügt. Wohl aber bedient man sich, jedoch in seltenen Fällen, des Jutai-Harzes und mit Bienenwachs gewichster Baumwollenstränge, die wie unsere Wachsstücke aufgewickelt werden. Das Harz des Jutai und des Almecega, dieses von Icica- und jenes von Hymenaea Arten herrührend, verbrennt mit schöner gasklarer Flamme. Schade, daß diese edleren Produkte keine allgemeinere und bessere Verwendung gefunden haben! Mit geringer Mühe würde man sie sammeln können; sie erzeugen sich freiwillig, doch ist es eigentümlich genug, daß durch gemachte Einschnitte sich nur geringe Quantitäten ansammeln. Das Jutai-Harz erscheint in Klumpen von 1 bis 16 Pfd. Beim Bruch zerspringt es in äußerst scharfen Flächen und ist sehr klar und durchsichtig. Die in den Handel kommende Almecega, dann Elemi genannt, hat erst eine künstliche Veränderung erfahren. Das Harz wird nämlich zu gröblichem Pulver zerstoßen, um dann an der Sonne zu einem flüssigen Brei zu zerlaufen, und darauf in dieser Beschaffenheit zu kleinen Portionen in Palmblätter eingebunden. So lange es nicht über 24° R. erwärmt wird, läßt es sich transportieren, ohne in Fluß zu kommen. Die Indianen bedienen sich des Harzes einzig als Klebmittel, zum Verpichen von Calabassen ꝛc. Der angenehme, stark aromatische Geruch verrät sogleich medizinische Eigenschaften. Von den Brasilianern wird es als Hausmittel zu Cataplasmen benutzt.

Hinsichtlich der technischen Begabung der Indianen haben diese es besonders in Korbflechterei zu einiger Geschicklichkeit gebracht. Sie verfertigen elegante, feingeflochtene Körbe, in die, mit dunklem Einschlag, Zierraten eingewoben sind. Auch ihre Jagdtaschen bestehen aus feinem Geflechte, dessen Material aus schmalen Rindenstreifen des Guarima, eines hohen, schlankgewachsenen Rohres, oder aus der Titika, einer Aroidee, besteht. Das Pulverhorn wird, wenn nicht aus einem kleinen birnförmigen Kürbis, sauber aus einem Kuhhorn angefertigt. Diese Hörner erhalten sie entweder durch Zufall oder im Wege des Tauschhandels.

Wenngleich im chronologischen Sinne keine Feiertage existieren, so fehlt es doch unter ihnen nicht an Festlichkeiten. Mit Gesang und Tanz erheitert sich das Volk an Tagen, die willkürlich bestimmt werden. Für solche Gelegenheiten werden beständig mit der Sorgfalt eines Heiligtums verschiedene Federzierrate in einem aus Gras geflochtenen Koffer aufbewahrt. Der Hauptschmuck besteht aus einer Reihe kammartig verflochtener Federn, zu denen man die schönsten gelben und blauen von Aras und Papageien wählt. Dieser mit Kunst und Symmetrie angefertigte Schmuck wird wie ein Diadem über der Stirn getragen. Er nickt bei jeder Bewegung des Kopfes graziös vorwärts und kann selbst von Gebildeten eine geschmackvolle Zierde genannt werden. Auf den Oberarmen ruhend, mit elastischen Bändern angelegt, schwingen sich weiße Reiherfederbüschel, ähnlich wie am Schirrzeug bei Schlittenpferden. Mittelst längerer und kürzerer Bänder hängen von den Armen verschiedene bunte Federbüschel herab und endlich ruhen in den Händen zwei mächtig große aus den Flügelfedern des Königsgeiers bereitete Bündel, die zum Takte des Gesanges auf- und niedergeschwungen werden. Denkt man sich nun den Indian so geschmückt und außer der üblichen Bemalung noch gewisse symmetrische Linien aufgeklebter Baumwolle über Brust und Schultern angebracht, so ist er für die festliche Schaustellung fertig. Es fehlt dann nur noch der eigentümliche, halb komische, halb schwermütige Gesang mit den heftigen pantomimischen Fußbewegungen, um ihn in ganzer Aufführung vor sich zu haben. Häufig wird der Gesang noch mit einer schrillen Musik begleitet, deren Instrument aus einer hohlen Fruchtschale besteht. Das Innere derselben ist mit Maiskörnern angefüllt und als Handhabe ein Stab hindurch gesteckt. Die Außenseite der Fruchtschale und der Stab sind bunt bemalt und mit kleinen Federn ausgeschmückt. Malerei und Federschmuck sind überall das Mittel zur Verschönerung, nicht allein für Menschen und Tiere, sondern auch für leblose Gegenstände. Als Instrumentalmusik ist noch die kleine Mundharmonika und eine aus Bambusrohr gefertigte Flöte beliebt. Weniger hört man auf einem einfachen Horn blasen. Die Flöte hängt der Indian an einem Bande um den Hals, um gelegentlich, besonders auf Wanderungen, still ein Liedchen vor sich hin zu pfeifen.

Eine mit Leidenschaft getriebene Gewohnheit ist das Rauchen. Es gewährt einen gemütlichen, oft aber auch gespenstigen, ja andächtigen Anblick, die Indianen Abends im Mondenschein auf dem Boden sitzen zu sehen, wie sie bei ihrer Unterhaltung rastlos und mit Würde eine ellenlange Zigarre von Mund zu Mund wandern lassen, wobei jeder von ihnen einige kräftige Züge thut und man nicht verrät, wem dieselbe angehört. Diese Zigarre ist einer besonderen Beachtung wert. Kunstlos wird der Tabak in einen papierartigen Baststreifen des Tauari (Curatari guyanensis) zu der Länge von 45—60 cm. und der Dicke von 2.5 cm. eingewickelt. Zehn bis zwölf solcher Zigarren wiegen ein Pfund. Die Frauen rauchen ebenso wie die Männer, und die Sitte ist so allgemein, daß selbst der Vater sich nicht scheut, dem dreijährigen Kinde die Zigarre zum Rauchen zu übergeben.

Steht auch hier die Bemalung des Körpers noch in voller Blüte, so scheint dagegen doch die Unsitte des Lippen- und Ohrenschlitzens aussterben zu sollen. Nur wenige alte Männer traf ich mit einem Pflock in den Lippen an, wo der Schlitz sich weniger verbergen läßt, als in den Ohren, indem er daselbst, um in Ermangelung des abgelegten Blockes nicht zu belästigen, über die Ohrmuschel gehängt wird. Es ist dies das Wunderbarste und zugleich Scheußlichste, womit ein Körper sich durch Zieren entstellen läßt. Der Pflock besteht aus einer 2.5 cm. dicken und 5—6 cm. breiten hölzernen Scheibe, und ist zu größerer Leichtigkeit an beiden Seiten vertieft. In der Jugend, im Anfange dieser Sitte, ist der Pflock noch klein und wird mit zunehmendem Alter entsprechend vergrößert, wodurch der Schlitz allerdings zu einer erschreckenden Ausdehnung gelangen muß. In den Lippen wird er horizontal getragen, in den Ohren dagegen in abstehender hängender Richtung.

Fast sämtliche Indianen dieser Ortschaften sind im Besitz kurzer Steinschloßgewehre, eines Fabrikats portugiesischer Fabriken, und schon zu Tausenden unter ihnen verbreitet. Obwohl sie sich derselben sehr gerne und mit Erfolg bedienen, so kommt doch Pfeil und Bogen nicht außer Gebrauch; denn in gewissen Fällen, z. B. beim Fischen und beim Jagen im Regenwetter, geben sie diesen den Vorzug. Auch bei der Jagd auf reißende Tiere gewährt der Gebrauch des Bogens größere Vorteile, indem dann die Schüsse schneller aufeinander folgen und der Pfeil des Indians mit gleicher Sicherheit, und zwar wirksamer noch als die Kugel, trifft, da er für solche Zwecke vergiftet werden kann. Der einzig reelle Vorteil der Schießgewehre besteht demnach in dem Streuen des Schrotes. Könnten die Indianen einmal unter die Waffen gerufen werden, so würden sie in der Landesmiliz sicher eine nicht zu unterschätzende Streitmacht repräsentieren, um so mehr, als sie durch ihre Ausdauer und Genügsamkeit für den Dienst der Infanterie ganz geeignet sein dürften. Jedenfalls hat die Waffeneinführung unter ihnen schon die gute Folge gehabt, daß sie von den Timbiras mehr respektiert werden und weniger von deren Verfolgungen zu leiden haben. Bei den Timbiras trifft man mitunter in der Hand des Anführers eine solche Waffe, die jedoch nicht auf redlichem Wege erworben ist.

Sehen wir den Gujajara auf der Jagd begriffen, so wirft er sein letztes Kleidungsstück ab, um völlig nackt sich leichter im Walde durcharbeiten zu können. Die kleine selbstverfertigte Jagdtasche und etwa noch eine Flöte am Bande, ist das einzige, was er außer der Waffe mit sich führt. In der Tasche befindet sich Pulver, Schrot und statt der Pfropfen das schwammige Mark der Buscha, einer kürbisartigen Frucht, oder die geraspelten Fäden der Anajablattstengel, einer Palme (Maximiliana). Das Fallen-

Digitized by Google

legen ist nicht üblich, dagegen wendet der Indian zwei andere Listen an. In den Kronen der Bäume wird mit Palmenblättern und dem eigenen Laubwerk des Baumes ein Schirm angebracht, unter dem der Jäger sich verbirgt, um die heranfliegenden Vögel unbemerkt schießen zu können. Ebenso führte der Mangel an Wasser auf eine ähnliche List, indem da, wo sich während der trockenen Jahreszeit noch einiges Wasser in einer Grube erhielt, ein Versteck erbaut wird, um früh Morgens dem Wild aufzulauern, welches dann regelmäßig zur Tränke geht. War es oben unter dem Blätterdache auf Vögel abgesehen, so hier auf Vierfüßler, besonders auf Cutias, Schweine und Rehe.

Im Verlaufe der einzelnen Schilderungen wurde der Kulturgegenstände schon gedacht, und wir können somit eine spezielle Aufzählung übergehen. Bei Anlage eines neuen Dorfes wird, solange die neue Anlage noch nichts hervorbringt, von der alten geerntet. Da die Kulturpflanzen meist aus Erdfrüchten bestehen, so wuchern sie beim Verlassen noch ungestört und zum Nutzen der Vorübergehenden fort. Trotz der großen Schmiegsamkeit und der Lebenszähigkeit tropischer Gewächse muß es als eine allgemein beobachtete Thatsache bezeichnet werden, daß ihrer Nachexistenz auf verlassenen Orten eine Grenze gesteckt ist. Nach Verlauf von etwa 20—25 Jahren haben sich außer Limonen und anderen Bäumen keine Kulturzeichen erhalten. Die Baumarten vermögen in ihren Samen sich ungeschwächt fortzupflanzen; wo hingegen das Vermehrungsprinzip auf Ausläufer und Bildung von Knollen gegründet ist, bedarf es zur Erhaltung einer beständigen Auffrischung des Bodens. Solche Gewächse gehen beim Mangel dieser Bedingung allmählich ihrem Untergange entgegen. Der Indian findet, wenn er an einer solchen verlassenen Wohnstätte vorübergeht, auch den Urucu, sein so beliebtes Färbemittel (Orleanstaude), von dem er eine Portion Beeren mitnimmt, um gelegentlich seine Toilette zu erneuern.

Rasch verwildern solche herrenlose Roças derart, daß sie durch die zunehmende Capreira (den Nachwuchs) meistens ungangbarer gemacht werden, als der eigentliche Urwald.

Das erste Dorf Pari-renana als Mittelpunkt benutzend, machte ich Ausflüge nach verschiedenen Richtungen. Je tiefer wir landeinwärts vordrangen, um so größer wurden die Entbehrungen, die wir zu tragen hatten. Denn von allen Seiten mit Dorfschaften durchsetzt, hatte sich im Wald nur noch spärlich Wild erhalten können. Auch das Wasser fehlt auf weiten Strecken und oft haben wir unsern Durst aus einer stinkenden Pfütze löschen müssen. Daher auch die intermittierenden Fieber, die in diesen Gegenden so allgemein sind, daß wir nicht ein Haus berührten, welches frei von solchen Krankheitsfällen war. Auch meine Soldaten, die doch geborene Provinzialen waren, litten beständig. Unzweifelhaft muß dieser ungesunde Zustand einzig und allein auf Rechnung des Wassergenusses — und nicht des Klima's, wie viele behaupten — gestellt werden. Denn allen freien Luftzuges in den geschlossenen Waldungen beraubt, modert beständig das herabfallende Laub in dem Wasser, so daß es oft das Ansehen von wirklichen Cloaken hat, angefüllt mit Wasserpflanzen, Fröschen und allerei ekelhaftem Gewürm — und hier schöpft der Indian sein Trinkwasser, das er auf weitem Wege sich herholen muß. Nur die Regenzeit bringt eine Aenderung. Die Krankheiten sind aber einmal da, erblich und beständig unter dem Volke geworden. Man bedient sich dagegen der Chinarinde, die echt und unecht gesammelt wird. Letztere unterscheidet sich durch nichts im äußeren Ansehen und wird für gleich wirksam gehalten, obwohl sie durchaus nicht wie jene zu den Rubiaceen gehört.

In diesen Gegenden sollte der Milchbaum wachsen, der sog. „Pao de leite", von dem ich so viel hatte rühmen hören. Daß es der caracasanische Galactodendron utile nicht sein konnte, ließ sich nach der überall ziemlich gleichen Bodenbeschaffenheit voraussetzen; denn hier war das Terrain durchweg feucht, thonig und mit geringem Sandanteile durchsetzt; Eisenkonglomerate überwogen sehr, also ganz den Anforderungen des echten Milchbaumes entgegen, der kalkhaltiges, trockenes und sogar steiniges Erdreich liebt. Ich war daher um so gespannter zu erfahren, welcher Baum denn eigentlich auf brasilianischem Boden mit jenem rivalisieren könnte. Doch war es, als ob man mich von Pontius zu Pilatus schickte, denn jeder wollte den Milchbaum gesehen haben und niemand konnte ihn wieder auffinden. An dem Vorhandensein des Baumes konnte ich jedoch nicht zweifeln, existierten doch in den Händen einzelner die effektiven Beweise in der eingetrockneten Milch, die sie peinlich genug aufbewahrten. Vielfacher erfolgloser Exkursionen ungeachtet, ließ ich mich denn abermals bestimmen, einen letzten, und zwar den größten Ausflug zu machen, indem der Häuptling eines Dorfes mit aller Gewißheit unterrichtet sein wollte, und mir einen in fraglicher Gegend bekannten Indian mitzugeben versprach. Es konnte nicht fehlen, daß auch nun wieder Frau und Kinder, mitsamt den Hunden, mir das Geleite gaben, und so bildete sich eine wider Erwarten zahlreiche Gesellschaft. Als wir denn endlich anlangten, erkannte ich in dem bezeichneten Baum die in der Provinz häufiger vorkommende Massarandúba, eine zur Zeit noch nicht genügend bekannte Sapotacee. Es ist dies derselbe Baum, über den vor noch nicht langer Zeit ganz fabelhafte Vermutungen umgingen. Einzelne Berichte wollten ihn gar mit dem Kuhbaum Demerara's und dem Butterbaum Afrika's für identisch erklären. Daß der Baum eine Sapotacee und genauer zu reden ein Achras sein dürfte, steht bei Betrachtung des ganzen Habitus, der Blätter und der Früchte wohl außer allem Zweifel. Blüten hatte der Baum zur Zeit nicht. Wir schritten sogleich zum Experiment der Milchgewinnung, indem wir zu beiden Seiten des Stammes schräg herab- und zusammenlaufende Einschnitte anbrachten, wodurch der sogleich ausfließende Saft doppelt schnell in ein untergesetztes Gefäß gelangen konnte. Das Produkt ist rein weiß, anfangs dünnflüssig, verdickt aber bald an der Luft. Es hat im frischen Zustande einen etwas herben, jedoch nicht üblen Geschmack, wie auch etwas Klebrigkeit. Diese und die Schärfe verlieren sich indessen beim Kochen über gelindem Feuer und die Milch wird alsdann wohlschmeckend, der Kuhmilch in der That nicht unähnlich. Ich habe sie gern getrunken und kann ihr einige Nahrhaftigkeit zuschreiben. Da selbst das Sieden ihren Verdickungsprozeß nicht unterbricht, so bleibt sie für den Genuß unpraktisch. Uebrigens soll die Milch in den Gegenden, wo der Baum häufiger wächst (außer wie in der Provinz Para auch an den oberen Teilen des Pindaré-Flusses in der Provinz Maranhaõ), von den Eingeborenen mit Farinha vermischt genossen werden. Ihre Erhärtung schreitet in solchem Grade fort, daß schließlich eine feste schwarzbraune Masse entsteht, die ganz vorzüglich als Leim verwendet wird, indem sie, in kochendem Wasser erweicht, dazu dient, die verschiedenartigsten Gegenstände zu verbinden, wie harte Hölzer, Glas, Metalle 2c.

Der Baum hat, wie so viele äquatoriale Bäume, ein nobles Ansehen. Auf geradem und hochaufsteigendem, mit rauher Borke bekleideten Stamm erhebt sich eine starke dunkelbelaubte Krone. Das Blatt, eine besondere Zierde, hat die Größe und das Ansehen des Blattes der großblumigen Magnolie, ist umgekehrt keil-eiförmig, lederig und von glänzendem Dunkelgrün. Die Früchte, von der Größe der größten Kirschen, sind sehr süß und werden gern gegessen. Die im schleimigen Marke nistenden Kerne haben ganz die Gestalt und Anordnung, wie sie der Charakter der Familie bedingt. (Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZEITUNGS

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 21. Stuttgart, 23. Mai **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ein Ausflug nach Szegszárd und seinen Umgebungen. Eine Reiseskizze von A. de Gérando. S. 401. — 2. Eine Nacht in einem türkischen Khan. S. 406. — 3. Orissa, das heilige Land der Hindu, und eine Pilgerfahrt nach Dschaggernath. S. 408. — 4. Die heiligen Tänze der Pänies (Pawnees). Von Gordon W. Lillie (Pänie Bill). S. 413. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 416. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 418. — 7. Notizen. S. 420.

Ein Ausflug nach Szegszárd und seinen Umgebungen.

Eine Reiseskizze von A. de Gérando.[1]

Der große Flecken und Weinmarkt Szegszárd nimmt unter den weinerzeugenden Orten Ungarns keine unwichtige Stelle ein, denn er produziert einen der besten Weine des Landes, verlohnt daher auch unbedingt eines Besuchs. Szegszárd liegt im Komitat Tolna, am Sárviz, nur etwa 12 Km. von der Donau entfernt, und ist, wenn auch ohne Stadtgerechtigkeit, doch Hauptort des Komitats und Sitz der Behörden. Wir machten ihm daher von Buda-Pest aus einen Besuch mittelst einer achtstündigen Dampfbootfahrt auf der Donau. Die Fahrt dahin bietet wenig Interesse: der ungeheure, schlammige Fluß strömt ohne Horizonte zwischen den Wäldern seines flachen, niedrigen linken Ufers und der im allgemeinen höheren, steilen Böschung des rechten Ufers hin. Szabó erklärt diesen Niveau-Unterschied durch eine Spalte, welche zu einer gewissen Epoche sich in der Erdrinde auf derselben Linie gebildet habe, welche der Lauf der Donau heutzutage beschreibt; östlich von dieser Spalte soll der Boden allmählich gesunken sein, während er auf dem entgegengesetzten Ufer eine Hebung in entgegengesetztem Sinne erfahren habe.

Wir gelangten gegen Abend an den Eingang des alten Donaubettes, einer großen, leuchtenden Wasserfläche, welche sich wie ein krummer Säbel durch das Gelände hinzieht. Dies war das alte Flußbett, welches in neuerer Zeit durch ein neues, gerades, um acht Kilometer verkürzt worden ist, und wo nun, mit Ausnahme der Zeit der Hochwasser, in dem verlassenen Fahrwasser keine Strömung mehr zu bemerken ist. Die Mündung ist jedoch noch schiffbar und man muß sogar in dieselbe einlaufen, um den am toten Arme liegenden Landungsplatz von Szegszárd zu erreichen.

Auch unser Dampfboot hat diesen Weg eingeschlagen, und die Fahrt erhielt dadurch eine seltsame Poesie. Auf dem unbeweglichen Wasser zeichnete sich das Bild des Vollmonds in blassem Gold ab. Wir rückten geräuschlos zwischen zwei Säumen undurchdringlicher Wälder vor. Die Stille und Ruhe war absolut, als ob alles Leben sich von diesem Fleckchen Erde zurückgezogen hätte.

Ein vierspänniger Wagen erwartete mich an der Anlände — das beim ungarischen Adel gewöhnlich übliche Gespann. Die ziemlich gute gerade Straße führt auf einer dammartigen Erhöhung über eine lange, grüne Fläche hin, einer Hügelreihe entgegen, welche plötzlich etwas zur Rechten beginnt und sich, mit Weinbergen bedeckt, auf einer Länge von mindestens 30 Km. gegen Süden erstreckt. Die sieben ersten Kilometer gehören zu dem Gebiete von Szegszárd, das am Fuße dieser Hügel liegt und worauf der Wein wächst, dessen sich dieser Marktflecken rühmt. Die ganze Straße ist mit Maulbeerbäumen besetzt, wie alle Wege im Tolnaer Komitat, welcher in der Seidenzucht den ersten Rang in ganz Ungarn einnimmt. Diese wurde vor ungefähr 50 Jahren hier eingeführt durch einen reichen Gutsbesitzer, Ladislaus Bezeredy, einen durch seine Wohlthätigkeit und seinen Patriotismus berühmt gewordenen Mann. Der Neffe desselben setzt das wohlthätige Werk fort und arbeitet mit der lobenswertesten Rührigkeit an der Verbreitung dieses neuen Erwerbszweiges, und die Regierung hat unter seine spezielle Aufsicht ein Bureau gestellt, welches das Monopol besitzt, für ganz Ungarn die

[1] Aus der Revue de géographie.

Digitized by Google

Erzeugung und Verteilung der Seidenraupeneier zu besorgen, um eine gute Qualität derselben zu sichern. Man hofft auf diese Weise den Seidenraupen-Züchtern wieder Vertrauen einzuflößen, nachdem dieselben vor einem Jahrzehnt durch die Raupenkrankheit so sehr enttäuscht worden waren.

Aus der Vogelperspektive gesehen, erscheint Szegszárd nur wie ein großes, regelmäßig gebautes Dorf, mit langen, einstöckigen Häusern und braunen, von weißen Schornsteinen überragten Ziegeldächern und grünen Flecken zwischen den Häusern, welche sich weithin aufreihen, ohne sich zu berühren. Diesen Eindruck macht es wenigstens von dem Turm des gothischen Herrenhauses des Barons Auguß herab, welches den Flecken überragt. Szegszárd ist in der That trotz seiner 12,000 Einwohner nur ein Haufe von Winzerhäusern, und wenn sich darunter einige städtische Elemente mischen, so rührt dies nur davon her, daß es Hauptort des Komitats ist. Szegszárd hat weder amtlich den Titel einer Stadt, noch irgend eine städtische Organisation, und trägt auch vorwiegend noch einen ländlichen Charakter, welcher nur von sehr beschränkten Ansprüchen auf Zivilisation zeigt. Seine Wohnstätten bekunden dies schon, denn die Mauern der meisten Häuser sind nur von gestampftem Lehm, welche zwischen zwei Bretterwänden festgerammt und dann getüncht werden, und diese schöne weiße Farbe, die Pfeiler der äußeren Galerie, das solide braune Ziegeldach (Schilf- und Strohdächer sind nämlich der Feuersgefahr wegen verboten), geben zusammen den Häusern einen Anstrich von relativem Wohlstand und Reinlichkeit. Um so kläglicher aber sind leider die vernachlässigten langen und breiten Straßen, welche im Sommer voll Staub, im Winter voll Schmutz und Kot sind und dem Auge als einzigen Trost einige magere Akazienbäume bieten, deren Blütenduft zur Zeit unseres Besuches die staubige Atmosphäre würzte.

Trotz der wenigen Reformen, deren sich Szegszárd erfreut, hat es doch seit einigen Jahren eine Bürgerschule, ein in Ungarn ganz neues Etablissement, welches die Jugend für die besonderen Schulen des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe vorbereiten soll und sechs Klassen umfaßt, welche in diesem Jahre (1886) 121 Schüler zählen. Seltsamerweise aber nimmt die Zahl der Schüler in den höheren Klassen ab, so daß die sechste nur noch fünf Schüler zählt. Die Eltern begreifen den Geist und Wert dieser Einrichtung noch nicht; die meisten begnügen sich für ihre Kinder mit dem bloßen Anfange eines Unterrichts, und einzelne entziehen ehrgeiziger Weise ihre talentvolleren Söhne dieser Bürgerschule und vertrauen sie dem Lyzeum an. Ungefähr ein Drittel der Schüler besteht aus Judenknaben, denn Szegszárd zählt einige Hundert Judenfamilien, welche entweder Handelschaft oder Handwerke treiben; alle diese israelitischen Knaben lernen gut. Die Lehrsäle dieser Schule sind weit, hoch, gut gelüftet und hell. Unter demselben Dache ist auch eine Mädchenschule von zwei Klassen, welche von Lehrerinnen geleitet werden.

Diese Schulen werden vorwiegend nur von den Kindern der Krämer und Handwerker und der Deutschen benützt, die nur wenig zahlreich sind. Der gemeine Magyar fühlt kein Bildungsbedürfnis. Das Kleingewerbe zählt ungefähr 200 Werkstätten, meist von Israeliten und Deutschen. Dem Handel dienen etwa 50 Läden, meist von Israeliten gehalten, und darunter einige sehr luxuriöse, auch eine Buchhandlung und ein Juwelierladen. Blumen findet man nur in den wenigen vorhandenen Gärten.

Bürgerliche Familien gibt es in dieser Winzerkolonie nur etwa hundert, und sie gehören meist der Verwaltung, dem Beamten- und Lehrstand an und kommen sich hier vor wie in die Fremde geschickt. Ihre mehr oder weniger zierlichen Häuser stechen wohlthuend von dem primitiven Zustand der Gassen ab; eine von diesen repräsentiert trotzdem das elegante Stadtviertel, worin zu wohnen zum guten Tone gehört.

In dieser Straße wohnt auch ein alter Freund des Dichters Petöfi, der Doktor Saß, welcher um dieser Verbindung willen eine große Popularität in der ganzen Gegend genießt. Er besitzt Briefe, ein Bildnis und andere Andenken an den großen Dichter, ist selbst ein geistig hochgebildeter Mann, ein angenehmer Plauderer, eine freundliche und lächelnde Erscheinung mit seinem schönen weißen Schnurrbart. Er hat seine Geschäfte trefflich zu führen gewußt und erfreut sich nun eines angenehmen Daseins inmitten der Blumen seines Gartens. Außerdem ist er Hauptarzt des Komitats und bei dem grundbesitzenden Adel der Umgebung sehr beliebt. Der übrige Bürgerstand unterhält keinerlei Beziehungen mit diesem für ihn verschlossenen Adelskreise.

Den Mitteilungen des Doktors Saß und dem gelehrten Werke von Fraknói über die Abtei Szegszárd verdanke ich nachfolgende geschichtliche Einzelheiten:

Szegszárd ist sehr alt und bestand schon zur Römerzeit unter dem Namen Alisca, welche christliche Stadt von den Barbaren zerstört wurde. Auf ihren Trümmern errichtete im 9. Jahrhundert Bela I. eine reiche Benediktiner-Abtei, welche bis zur Aufhebung der Klöster unter Josef II. bestand, und aus deren Besitzungen und ähnlichen Konfiskationen man dann einen speziell für Volksunterricht bestimmten Fonds stiftete. Zur Zeit der Gründung der Abtei gab es schon Weinberge auf den Hügeln der Nachbarschaft. Die Benediktiner wußten ihrer Domäne ein Gedeihen zu sichern, und schon im 14. Jahrhundert rühmte man ihre Zisternen, Gärten, Weinberge, ihre mit Obstbäumen bepflanzten Straßen u. s. w. Der Abt war einer der angesehensten Würdenträger des Reiches, und als König Ludwig II. auf dem Wege nach Mohacs durch Szegszárd kam, nahm er den Abt mit, welcher an der Schlacht teilnahm und unter den Toten gefunden wurde (1526). —

Digitized by Google

Als die damals siegreichen Türken sich nach einer anderthalbhundertjährigen Besetzung des Landes zurückziehen mußten, wurde die Gegend entvölkert; das Tolnaer Komitat zählte kaum noch einige Tausend Einwohner, und man mußte es beinahe von neuem besiedeln. Man erwähnt sogar noch einiger Orte, in denen sich die ursprüngliche Bevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten haben soll, z. B. die vier Dörfer des Sárköz, sodann Györe, Váralja, Kis-Velyke u. a. m., in welch letzterer Gemeinde sich eine Bauernfamilie befindet, welche nach amtlichen Nachweisen schon seit mindestens dreihundert Jahren hier wohnt. Alle anderen Oertlichkeiten sind frühere Kolonien, welche erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts dort eingeführt worden sind, die einen ungarischen, die anderen deutschen Ursprungs; daher die ziemlich zahlreichen deutschen Dörfer dieses Komitats.

Szegszárd selbst wurde von Deutschen besiedelt. Nach Abzug der Türken erhielt die Abtei einen tüchtigen Verweser, welcher sein Möglichstes that, um eine neue Bevölkerung heranzuziehen, welche mit der Zeit allerdings ungarisch geworden ist, so daß nur die Namen deutsch geblieben sind. Selbst der Typus hat sich verändert, ohne Zweifel infolge von Mischheiraten. Von den Einwohnern sind nur 2000 von ungarischem Ursprung und sollen aus einem nun abgegangenen benachbarten Dorfe, Palanka, gekommen sein. Sie bewohnen ein eigenes Quartier, Remete, welches sich zwischen die Hügel hineinzieht. Diese Ungarn sind reformiert, während die übrige Bevölkerung katholisch ist.

Die Bewohner sind meist ein schöner Menschenschlag: kräftig, groß und stark, aber nicht schwerfällig und rauh; die Konskribierten sind fast ohne Ausnahme militärtüchtig und werden meist zu den Husaren assentiert.

Da die Weinbergsarbeiten barfuß besorgt werden und beinahe jedermann Winzer ist, so gehen die meisten Leute barfuß oder tragen nur eine Art Sandalen. Am Sonntag aber ist es ein anderes; da trägt jedermann die kleidsame Nationaltracht: die eng an der Taille anliegende, schwarze Weste, die leicht über die Schulter geworfene Jacke, die weiten Gattjen oder Beinkleider, die bis auf die gewichsten Stiefeln herabfallen und den mit Pfauen- oder Truthahnfedern geschmückten Hut — eine schmucke, bequeme, mannhafte Tracht, welche diese kräftigen Leute unendlich besser kleidet, als die modische städtische Tracht.

Die Bewohner von Szegszárd sind sehr arbeitsam, verschmähen aber natürlich den Wein nicht, und so trinkt mancher, besonders zur Zeit der Weinlese, ein Gläschen über Durst; auf dem Heimweg aus der Schenke gibt es dann oft Raufereien unter den jungen Leuten, wobei man sogar Messerstiche wechselt. Die Gerichte strafen solche Ausschreitungen unnachsichtlich, um die Sitten zu mildern; aber es hilft nicht viel, denn bei dem Ehrgeiz und Dünkel des gemeinen Ungarn, namentlich wenn er vom Adel ist, entstehen über jede Kleinigkeit ernstliche Reibungen selbst unter sonst braven und gutmütigen Menschen. Auch Diebstähle sind nicht selten, und erst vor Kurzem wurde in den Laden des Bijoutiers eingebrochen und eine Anzahl Uhren geraubt; man munkelte aber, der Kaufmann habe es selbst gethan, um seine Gläubiger zu hintergehen. Auch sollen bei Nacht Leute auf der Straße angefallen werden; uns selbst aber ist nichts derartiges begegnet — wir haben nur Liebespärchen auf der Straße getroffen.

Die Frauenzimmer haben keine besondere Tracht; ihre festliche Kleidung besteht aus einem möglichst weiten, kurzen Rock, der in schönen, wellenförmigen Falten bis auf die Knöchel herabfällt, einem kurzen Mieder von rotem Tuch und einem leichten seidenen oder Spitzenhalstuch, das ihre volle Büste bedeckt. Zwischen Rock und Mieder sieht das Hemd hervor und läßt die schlanke, geschmeidige Taille erraten. Um den Kopf binden sie ein buntes Tuch, welches vorn eine Art Stirnbinde bildet und sehr gut kleidet. Trotz der schweren Männerstiefeln, welche sie tragen, bewegen sie sich mit ihren freien Gliedern doch rührig und mit einer gewissen Anmut.

Wir haben auch einen Jahrmarktstag mitgemacht. Derartige Jahrmärkte finden mehrmals im Jahre statt, und die Bauern aus der Umgebung finden sich dann in endlosen Zügen von langen Wägen, je mit zwei kleinen, oft sehr hübschen Pferden bespannt, auf denselben ein. Die Pferdezucht macht im Tolnaer Komitat große Fortschritte. Die Bauern sprachen Ungarisch und Deutsch, je nachdem sie aus diesem oder jenem Dorfe kamen. Der Rassenunterschied zeigte sich auch in den Zügen und im Benehmen; die Deutschen, beinahe alle rasiert, hoben sich durch ihren Ernst und ihr gesetztes Wesen von der Menge ab; die Ungarn waren lebhafter, ausgelassener und mehr oder weniger bramarbasierend.

Um frische Luft zu schöpfen, haben die Einwohner von Szegszárd nur einen kleinen, erst vor kurzem angelegten und nicht sehr angenehmen öffentlichen Garten. Sie halten sich dafür schadlos am Csorgető, einem Teich, welcher, einige Hundert Meter entfernt, in der Ebene liegt — ein stilles, ruhiges Wasser, woran man eine besuchte Badeanstalt eingerichtet hat. Ein anderes Ziel von Spaziergängen ist der Balogh-Baum, eine alte Ulme mit verstümmeltem Stamm und einer Inschrift, welche auf ihre Geschichte hinweist. Die Kaiserlichen nahmen bei diesem Baum einen der tapfersten Generale Rákóczy's, Namens Balogh, gefangen und schlugen ihm den Kopf ab, und so ist der Baum eine lebendige Erinnerung an jenen Aufruhr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo Ungarn das österreichische Joch abschütteln wollte. Eine andere geschichtliche Erinnerung knüpft sich an das benachbarte Csátár-Thal, wo Johannes Hunyady einen seiner ersten Siege über die Mitbewerber des Polenkönigs Ladislaus erfocht, welchen die Ungarn ebenfalls zum Throne berufen wollten.

Allein Szegszárds Ruhm besteht in seinen Reben. Die

Digitized by Google

Thäler von Csátár, Remete und Paraßti bilden drei Kerben in dem dicht bei dem Marktflecken liegenden Höhenzuge. Der beste Wein wächst sogar am Ausgang dieser Thäler, da wo ihre nördlichen Abhänge sich fächerförmig nach der Ebene wenden und die meiste Sonne erhalten. Diese drei Ellbogen heißen, von Nord nach Süd, Palanka, Elöhegy und Bactahegy. Der Hold (Juchert 0h,580) Weinberg wird dort mit ungefähr 3000 Gulden österr. (6000 Franken) bezahlt. Szegszárd produziert roten und weißen Wein, deren Reben untereinander gebaut werden; allein das rote Gewächs herrscht vor, gilt für wertvoller als das weiße und verdrängt daher dieses allmählich. Das weiße Gewächs besteht aus vier Sorten: dem weißen Kadarka, dem weißen Sár oder Sár-fehér, der bayerischen Traube und der wohlriechenden Decstraube, Decsi-szagos, welche mit der den Muscatwein von Frontignan gebenden Rebsorte identisch ist. Die weit zahlreicheren roten Trauben gehören ebenfalls verschiedenen Sorten an, welche untereinander angepflanzt und deren Trauben gemischt verwendet werden; die verbreitetste Sorte ist der rote Kadarka, welcher dem Szegszárder Rotwein sein besonderes Bouquet gibt und noch etwa acht verschiedene Varietäten hat, z. B. den französischen, den tollen, den runden, den spitzigen Kadarka ꝛc. Die Kadarka ist die einzige schwarze Traube, von welcher man Trockenbeeren zur Ausbruchbereitung machen kann.

Die gekelterten Weine bilden vier Kategorien nach ihrem Feinheitsgrade, nämlich:

1. Den Rotwein erster Qualität, veres szin-bor oder Vorlaß;

2. den Druckwein, pres-bor;

3. den Schiller, siller-bor (welcher noch rötlich von Farbe ist), und

4. den Weißwein, welcher ungefähr denselben Wert hat wie der Schiller. Da man wenig auf Einkelterung und Lagerung eingerichtet ist, so verkauft man den Wein meist sogleich nach der Gährung, und der ganze Weinverkehr wird durch israelitische Makler besorgt, welche sich mit diesem Geschäft ein Jahreseinkommen bis zu 6000 Gulden österr. verdienen. Neuerdings haben infolge der gesteigerten Nachfrage nach dunklen Rotweinen diese Makler die Winzer beredet, durch Zusatz von Benicarlo und anderen unschädlichen Färbemitteln aus dem weißen und Schillerwein auch Rotwein zu machen, und das sogen. Weinverschneiden nimmt auch in Szegszárd überhand, wie auch im übrigen Ungarn. Die schöne, dunkle Purpurfarbe des echten Szegszárder aus blauen Kadarka und sein rundes, kräftiges Bouquet sind aber schwer nachzuahmen und alle Künste des Weinpantschers täuschen den Weinkenner nicht. Um aber eine möglichst dunkle Farbe des Weines zu erzielen, baut man neuerdings hier auch blaue Traubensorten aus Burgund und Oporto.

Die Käufer des Szegszárders sind einheimische oder ausländische Weinhandlungen, welche ihn den verschiedenartigsten Zubereitungen ꝛc. unterwerfen; er figuriert in anonymem Zustande unter mancherlei Gemengen, und was man unter seinem Namen verkauft, verdient selten diese Ehre. Baron Auguß keltert jedes Jahr einen Teil seiner Weinernte ein, um seinen Wein als Naturwein unter seinem eigenen Namen zu verkaufen, und derselbe wird von Liebhabern sehr geschätzt, obwohl er, wie die Traube, je nach den Jahrgängen an Güte wechselt. Im Jahre 1880 wurde der Wein erster Qualität mit 40 Gulden (80 Franken) per Hektoliter bezahlt, aber er war ausnahmsweise gut und es gab nur wenig. Der Durchschnittspreis ist 25 bis 30 Gulden per Hektoliter. Die schwächeren Qualitäten kosten in mittleren Jahren 9—10 Gld. Den mittleren Ertrag eines Hold schätzt man auf 20 Hl.

Die gesamten Weinberge von Szegszárd umfassen einen Flächenraum von ungefähr 4000 Holds oder 2320 Hektar. Dieses Gebiet hat längst den Kamm der Hügel überschritten und sich weit über den gegenüberliegenden Abhang ausgedehnt. Beide Abhänge zusammen bilden eine unebene, aber malerische Gegend von freundlichem Anblick, besäet mit kleinen, weißen Weinberghäuschen und Keltern und nach allen Seiten hin durchzogen von kleinen, launenhaften Wegen, welche die einzigen Grenzen der Grundstücke bilden und Gelegenheit zu den angenehmsten Spaziergängen geben, besonders im Monat Juli, wo die Traubenblüte die Luft mit köstlichem Duft erfüllt. Von den Anhöhen herab genießt man eine herrliche Aussicht nach Osten hin über die Ebene.

Die Anzahl der Weinbergbesitzer ist sehr bedeutend und wird auf mehrere Tausend geschätzt, so daß man, da die Einwohnerzahl von Szegszárd gegen 13,000 Seelen beträgt, beinahe sagen kann, jede Familie habe ihren eigenen Weinberg. Die Weingärten des Barons Auguß, des bedeutendsten Grundbesitzers, umfassen 27 Holds oder 15.66 Hkt.

Wir machten einen interessanten Ausflug nach Lengyel, dem Wohnsitz des Grafen Apponyi, dessen vor einigen Jahren neu hergerichtetes Schloß angeblich 100 Gäste soll aufnehmen können. Man erblickt es schon von ferne auf dem Gipfel einer ungeheuren, welligen Hochebene, welche einige Meilen weiter ostwärts langsam in die Donau-Ebene abfällt. Von der Loggia, die sich inmitten der Fassade erhebt, überschaut man einen ungeheuren Horizont. Die innere Einrichtung ist prachtvoll; allein den wahren Reichtum des Schlosses bilden seine Sammlungen. Graf Apponyi, von mütterlicher Seite ein Russe, ist von Erziehung ein Pariser, daher großer Liebhaber von Büchern und Kunstgegenständen; und da er gleichzeitig ein großer Patriot ist, so hat er sich eine für die Ungarn unschätzbare Bibliothek geschaffen und in derselben alles das zu vereinigen gesucht, was seit den entferntesten Zeiten über Ungarn erschienen ist. Seine Galerie von Kupferstichen, welche sich auf die nationale Geschichte beziehen, ist ebenfalls sehr kostbar. Außerdem besitzt der Graf ein archäologisches Museum, das von den Nachgrabungen herrührt, welche er

Digitized by Google

seit einigen Jahren auf der Stelle eines neuerdings entdeckten prähistorischen Lagers in einem nahegelegenen Walde hat vornehmen lassen; dasselbe enthält Gegenstände von höchstem Wert und Interesse.

Der Horizont von Lengyel ist im Süden durch eine bewaldete Gebirgsmasse begrenzt; die Hügel von Szegszárd und diejenigen, welche denselben bis Báta folgen, sind nur die östliche Abdachung dieses Bergmassivs, auf dessen südlichem Abhang die Stadt Pecs, der Hauptort des Baranyer Komitats und der Mittelpunkt eines wichtigen Kohlenbezirks, liegt. Der Weg von Szegszárd nach Pecs, wohin wir auch einen Ausflug machten, ist daher sehr uneben. Man kommt durch Bonyhád, einen großen Flecken von mehreren Tausend Einwohnern, den Erbsitz einer alten, nicht betitelten Adelsfamilie, welche noch ein Hundert lebender Mitglieder zählt. Vor nicht langer Zeit hatte einer dieser Perczel 24 Töchter und Söhne. Die Familie Perczel hat dem ungarischen Aufstand einen seiner geschicktesten Generale, Moriz Perczel, geliehen, welcher den berühmten Vörösmarty zum Lehrer hatte und in seiner Begeisterung für den noch unbekannten Dichter diesem mit seinen Brüdern um die Wette häufig Abschreiberdienste versah. Die Perczel haben in Bonyhád noch fünf oder sechs Wohnsitze; die anderen sind an die Juden verkauft worden. Wir rasteten einen Augenblick unter den prächtigen Kastanienbäumen des Herrn Dietrich Perczel, Vizegespans, alispán, des Komitats, eines liebenswürdigen Herrn, welcher sich uns anschloß. Unter seiner geschickten Hand haben uns vier kräftige Pferde in allerkürzester Zeit nach Nadasd gebracht, welches noch im Weinlande liegt und wo der Bischof von Pecs einen großen Lustgarten mit Wald und künstlichen Hügeln besitzt. Bald darauf beginnt bei einem Bergpaß die Region der Weiden und Wälder. Dieser Paß wurde vor 20 Jahren noch von einer Räuberbande unsicher gemacht, welche sich in dem benachbarten Walde aufhielt. Herr Perczel erinnerte sich noch aus seinen Knabenjahren, wo ihn sein Vater nach Pecs mitnahm, der Vorkehrungen, mit denen man damals diese gefährliche Stelle passierte. Man wartete am Fuße der Steige, bis mindestens zehn Fuhrwerke beieinander waren. Der Perczel'sche Wagen eröffnete den Zug, von Flinten starrend; das Geld war in den zusammengeknoteten Schweifen der Pferde versteckt, denn die Räuber hatten es nicht auf die Pferde abgesehen. Heutzutage hat man keinen Ueberfall mehr zu befürchten.

Auf dem anderen Abhang des Berges bezeichnen lange graue Mauern die Ruinen einer in den ersten Zeiten der ungarischen Monarchie erbauten Festung. Ein Dorf, Pecswarady, lagert sich zu ihren Füßen hin; die von Kohlen geschwärzte Landstraße verkündet die Nähe von Pecs.

Pecs ist eine deutsche Kolonie, wie so viele ähnliche Orte dieser Gegend; man spricht daselbst noch Deutsch, das aber allmählich vom Ungarischen verdrängt wird. Pecs ist eine Stadt mit gepflasterten Straßen und Plätzen, aber das Pflaster ist infolge des abschüssigen Bodens, auf welchem das Regenwasser reißend abläuft, ziemlich schlecht. Man entfaltet in der unteren Stadt eine rege Bauthätigkeit mit einem Luxus der Ornamentation, welche inmitten des Chaos von neuen Chausseen einen komischen Eindruck macht. Die Stadt ist allerdings sehr arm und der Bischof selbst verwendet Millionen auf den Umbau seiner Basilika, eines sehr alten Gebäudes, worin man bei dieser Gelegenheit interessante Skulpturen aus dem 11. Jahrhundert fand. Die vor der Basilika liegende Esplanade ist zum Teil in eine Promenade verwandelt, von wo man die Stadt überschaut und eine prachtvolle Aussicht über die sich zu ihren Füßen ausbreitende Stadt genießt; grüne Hügel beschließen den Horizont, über welchen gerade vor dem Beschauer die bläuliche Spitze des durch seinen Wein berühmten Villanyer Berges sich erhebt.

Der Wein von Pecs erfreut sich ebenfalls eines guten Rufes und seine Umgebungen mit den Weinbergen, den gut kultivierten Rebstöcken und den hübschen Landhäusern machen einen angenehmen landschaftlichen Eindruck. Einer der größten Weinzüchter ist Herr Litke, welcher aus seinem selbstgezogenen Weine einen Champagner bereitet, der von den Kennern sehr gelobt wird. Herr Litke hat lange in den größten Weinfabriken der Champagne gearbeitet und sich die Bereitung des Schaumweins vollkommen angeeignet.

Die größte Sehenswürdigkeit von Pecs ist jedenfalls die Fayence-Fabrik von Zsolnay, die sich auf den Ausstellungen der letzten Jahrzehnte einen allgemeinen Ruf erworben hat. Ihre mannigfaltigen Erzeugnisse zeichnen sich im allgemeinen durch die milchfarbene Nüance des Grundes aus, die auf die glücklichste Weise mit der Pracht des Emails harmoniert. In dem elfenbeinartigen Aussehen, welches man dieser Fayence gibt, liegt der Keim einer großen Zukunft des Hauses Zsolnay. Wenn der unbekannte Fabrikant früher mit seinen Mustern sich bei einigen großen Kunden einfand und Bestellungen erbat, so fand man seine Arbeit recht hübsch, riet ihm aber, zuvor auf eine vollkommene Weiße des Stoffes hinzuarbeiten. Der Erfolg des Herrn Zsolnay datiert von der Pariser Weltausstellung von 1867, wo die Schönheit seiner Erzeugnisse anerkannt und er mit Bestellungen überhäuft wurde, welche ihm erlaubten, seine Werkstätten zu großartigem Betriebe einzurichten. Seither wächst seine produktive Thätigkeit von Jahr zu Jahr; er arbeitet viel für Amerika, und zwar ganz nach dem dort heimischen Geschmack. Er und seine ganze Familie sind lauter Künstler, leben zusammen, durch gemeinsame Arbeit vereinigt, welche ihre Freude ist; angenehme Gärten umgeben die Fabrikgebäude und das Wohnhaus, von wo aus man eine wunderschöne Aussicht hat.

Zur Heimkehr bedienten wir uns der Eisenbahn bis Bonyhád und umfuhren so die Berge im Westen, anstatt durch sie hindurch zu fahren. Auf der Kopfstation Dombovar, wo man die Budapester Linie verläßt, benützen wir

Digitized by Google

die Stunde des Wartens, um einen kurzen Beſuch auf einem Gehöfte der Umgebungen zu machen. Herr Dòri, deſſen Familie zu den angeſehenſten des Landes gehört, beſchäftigt ſich leidenſchaftlich mit Viehzucht und erzeugt ausgezeichnete Tiere. Die Pferde, welche uns von der Eiſenbahn abholten und zu ihm brachten und wieder dorthin zurückführten, waren in der That herrlich. Wir flogen ordentlich auf einem ſchönen Wege dahin, welchen Herr Dòri für ſeinen eigenen Privatgebrauch hat erbauen laſſen, und ein längs dieſem Wege errichtetes Telephonkabel lieh dem Ganzen vollends den Eindruck eines großen landwirtſchaftlichen Wohlſtands.

(Schluß folgt.)

Eine Nacht in einem türkiſchen Khan.

Wenn man ſeit dem erſten Morgengrauen über ſonnverbrannte öde Hügel, über Einöden ohne Häuſer, Bäume und Waſſerhänge hingeritten iſt, ſo mag auch das mutigſte Herz irgend einer Stätte begierig entgegenſehen, welche Ruhe und Obdach verſpricht. Und wenn dann der an der Spitze reitende Führer um die letzte Krümmung des Paſſes hinum ſprengt und mit einem Freudenſchrei über die Ebene hindeutet, dann rücken ſogar die ermüdeten Laſttiere näher zuſammen und ſchreiten raſcher aus. Die Luft iſt dick von Staub und zittert von Hitze, aber durch den blauen Duft erſcheint eine Viſion von weißen Minaretten und blinkenden Kuppeln und unter dem Schatten des mächtigen Berges eine noch dunkle Maſſe: das Häuſergewimmel einer morgenländiſchen Stadt. Bevor zwei weitere Stunden vergangen ſind, raſſelt die ganze Kavalkade über das rauhe Pflaſter. Für diejenigen, welche wochenlang keinen engeren Pfad geſehen haben als den Bergpaß, und keine geſchäftigere Szene als die in das Dorf zurückkehrenden Heerden, bieten die menſchenbelebten Gaſſen des Bazars wirklich eine Abwechslung dar. Gegen Ende des Nachmittags erheben ſich die Einwohner aus ihrem Nachmittagsſchläfchen, und die lange krumme Gaſſe wimmelt von bunten Geſtalten, welche ſich hin und her bewegen, wie ein Feld voll Blumen vor dem Winde. Die Traufen der breſthaften Taubenſchläge, welche einen morgenländiſchen Laden bilden, berühren einander beinahe, und hie und da iſt über ſie ein Dach von Segeltuch hergeſpannt, ſo daß ſelbſt um Mittag im ganzen Bazar eine Dämmerung herrſcht. Eben jetzt verdunkelt das weiche Abendlicht die Schatten und verſchmilzt die vielfarbigen und vielgeſtaltigen Einzelheiten in ein einziges harmoniſches Ganzes. Da und dort verirren ſich die hinſterbenden Strahlen durch Löcher in dem Schutzdache und ſtrömen in gedämpfter Glorie auf die keuchende Maſſe unten herab.

Die Pferde rackern ſich wild auf den unebenen Steinblöcken ab, welche auf der Straße umhergeſtreut liegen und vermehren durch das Klirren des Eiſens auf dem Stein noch den dumpfen Lärm, der vom Dache zurückſchallt. Schon beginnen einige Kaufleute ihre ſchwerfälligen Läden vor die Schaufenſter zu legen und mit ungeheuren Schlüſſeln zu verſchließen; allein die lange Reihe der Schuſter und Schuhflicker iſt noch immer an der Arbeit, und aus der Gaſſe der Klempner erſchallt ein mißtöniges Geräuſch, über welchem ſogar die Eſel die Köpfe ſchütteln. Der Tag ſchwindet hin und auf allen Seiten neigen ſich die Unterhandlungen, welche die an Beredſamkeit und Liſten einander gewachſenen Käufer und Verkäufer ſeit dem frühen Morgen unausgeſetzt mit einander gepflogen haben, ihrem Ende zu. Griechen und Armenier feilſchen mit einander unter lautem Geſchrei und leidenſchaftlichem Geberdenſpiel. Jede Haltung der tragiſchen Bühne wird aufgeboten, um ein Huhn herunter zu handeln, und über den Unterſchied von zwei Paras wird die Beredſamkeit eines Cicero ergoſſen, und die ganze Zeit über ſitzt der ſanfte Muſelmann ernſt und unbeweglich da, wie das Schickſal. Chriſten mögen ſchreien und markten, aber der Türke, in Würde eingehüllt wie in ein Gewand, überſchaut die Welt, wie ſie ſich um ihn herum bewegt, mit einer ſtolzen Gleichgültigkeit, wie ſie nur ein Osmanli zu affektieren vermag. Mit jedem Schritt wird die Volksmenge dichter und der Lärm verwirrender. Von der Höhe des Pferderückens herab verliert man das Gefühl der Individualität und bemerkt nur noch eine dichte und durcheinander wogende Maſſe von ſtaubigen Geſichtern und ſeltſamen Aufzügen. In der weiteren Ferne glänzen bunte, grellfarbige Turbane, auf welche ein zerſtreuter Lichtſtrahl fällt, durch das dämmernde Zwielicht, wie Schaum auf einem dunklen, toſenden Bergſtrom, und im Hintergrunde gähnt der große Thorbogen des Khanes, welcher ſich quer über die Straße erſtreckt, gleich der Mündung einer Höhle, aus welcher ſich dieſer lärmende Menſchenſtrom ergießt.

Man denke ſich einen großen, mit unebenen Feldſteinen gepflaſterten, läſterlich ſchmutzigen Hof voll Pferden, Sätteln, Kaufleuten und herum geſtreuten Waren. Zwei Reihen winzig kleiner Gemächer, die eine im Niveau des Hofes, die andere darüber, münden auf eine breite, bedeckte Galerie, einen gewaltigen Bogengang, deſſen gewölbte Decke von dem unaufhörlichen Lärm der Aus- und Eingehenden widerhallt. Man vergegenwärtige ſich dies und man hat einen Khan. Die Gemächer ſind bloſe, kahle Löcher mit Lehmwänden, von allem entblöſt außer eklen, blutdürſtigen Inſekten; allein da der Balkon breit und kühl iſt, ſo braucht man ja dieſelben nicht zu betreten. Es gibt hier keine mit dicken Teppichen bedeckten Fußböden, noch üppige Lehnſtühle, allein ein guter Haufe Kiſſen entſchädigt für beide. Die Wände ſind nicht mit ſchönen Papiertapeten bekleidet, allein der mit blinkenden Sternen beſäete klare Nachthimmel iſt kein ſchlechter Erſatz für Geſimſe und Arabesken. Der halbnackte Junge vom Bazar iſt ſo gewandt als irgend ein orthodoxer Kellner, und geheimnisvolle Ragouts, ſaftige Pillaus, gut geſtopfte

Digitized by Google

Markknochen und seltsame süße Speisen liefern eine nahr- und schmackhafte Mahlzeit. Man lernt Messer und Gabel entbehren und mit den Fingern an einem Tische essen, der nur eine Spanne hoch ist. Ein wenig Wasser verbessert den einen, ein wenig Geduld den anderen Mangel. Keine Musikbande liefert hier die Tafelmusik, allein dort drüben in der Ecke kreischen und klagen die schrillen Töne der Gußla und klingen wie die Stimme eines unruhigen Geistes, und die wilde Melodie harmoniert wunderbar mit der ganzen Szene.

Man hat hier eine Reihenfolge von Bildern, wie sie an Glanz und Pracht der Farbe und wechselndem, mannigfaltigem Interesse das düstere Abendland niemals bieten würde. Verschanzt in einem hohen Haufen von Kissen in der kühlsten Ecke des Balkons, eine milde Cigarrette schmauchend und einen Kaffee schlürfend, wie ihn nur ein Türke bereiten kann, magst du dir nach Belieben behaglich das lärmende Treiben des Khans und das Gebahren seiner buntscheckigen Insassen betrachten.

Jeden Augenblick zieht irgend eine neue Kombination die Aufmerksamkeit an, um kaum bemerkt zu verschwinden und von einer anderen verdrängt zu werden. Die Sonne muß nun beinahe untergegangen sein, denn es ist kaum mehr hell und die Sterne scheinen schon hell und klar. Rings um den Balkon herum öffnen sich die kleinen Gemächer und ihre Insassen treten heraus, um nach dem Abendbrot zu sehen. Von einem Dutzend verschiedener Ecken aus wirft der Feuerschein seine lustigen Strahlen über die beweglichen Figuren. In vielen der Gemächer kochen die Insassen auf dem Herde, und unter dem Zauberstab des rötlichen Hexenmeisters glüht das kleine Innere vorübergehend unter einem kurzen Anschein von Schönheit und Behaglichkeit. Ein Geruch von seltsamer, aber nicht unschmackhafter Kochkunst erfüllt die Luft, in den dunkeln Winkeln flackern schwache Lampen wie Glühwürmchen. Ein großer Teil der Insassen sind eingeborene Christen, meist Kaufleute und wohlhabend, aber unreinlich, schmutzig, gemein und zu einem unglaublichen Grade unredlich. Immer auf Beute und Gewinn erpicht, besuchen sie den Khan als einen Ort, wo man vorzugsweise Fremde trifft. Ihr Warenvorrat ist unter Schloß und Riegel in einem der Gemächer voll Ungeziefer. Eben jetzt machen sie ihren Abendspaziergang und betrügen einander der Uebung willen. Sieh, dort hat einer den Fremden in einer stillen Ecke entdeckt und sucht sich ihm strategisch zu nähern, denn eine gerade Annäherung widerstrebt dem ganzen Wesen dieses Individuums. Betrachte ihn wohl, während er sich den Anschein gibt, als spreche er mit irgend jemand im Hofe, denn er ist ein hübsches Exemplar seiner Klasse. An jenem zerfetzten Umwurf, der einst ein Ueberrock war, und an seinen knopflosen Unterkleidern erkennt man ihn als einen Händler, der in Smyrna gewesen ist und sich als ganz europäisiert betrachtet. Er kommt näher und stöbert in seiner geräumigen Tasche. Schau auf sein fettiges Gesicht, das nie mit Seife in Berührung gekommen ist, und auf die niedergeschlagenen Augen, welche von Habgier und Unverschämtheit funkeln, aber niemals jemand offen ins Gesicht sehen können; betrachte den Rockkragen, welcher ihm schlaff um den schmierigen Nacken hängt, und das verschossene Fes das mit etwas herausforderndem Leichtsinn auf die ungekämmten Locken gestülpt ist. Setze nun schlau deinen Fuß auf jenes seitwärts liegende Kissen, denn sonst setzt er sich darauf und belästigt dich endlos mit seiner duftenden Gegenwart und ansprechenden geistreichen Unterhaltung.

An der Thüre eines Gemachs gegenüber sitzt ein muslimischer Hadschi oder Mekka-Pilger, eine schöne patriarchalische Gestalt in reichem Turban und mit einem silberweißen Bart, welcher über seinen langen blauen Mantel herabfließt. Von Neugier und Interesse unbewegt, sitzt er da und schaut mit der Ruhe einer Sphinx in den geschäftigen Hof hinab; so wenig er aber auch von menschlichen Sorgen oder menschlichen Schwächen bewegt erscheint, so muß er doch begierig auf den abendlichen Kanonenschuß und den Ruf zum Gebet warten, denn wir sind im Monat Ramazan, wo vom ersten Tagesgrauen bis zum Sonnenuntergang keine Nahrung über seine Lippen kommen und kein Tabak sein Herz erfreuen darf.

Und doch könnte das Treiben im Hofe selbst die Aufmerksamkeit eines Hungrigen in Anspruch nehmen. Es müssen über 50 Pferde im Hofe sein, denn von dem Stampfen, Wiehern und Schnauben hallen sogar die Wände wider. Ein Zug Saumpferde wird soeben abgeladen, ein anderer für einen Nachtmarsch gesattelt. Einige Tiere werden mit einem groben Striegel abgerieben, einige am Brunnen getränkt, andere kauen zufrieden ihre Gerste. Jeden Augenblick verkündigen ein gellender Schrei und ein Hufschlag von irgend einer Seite her Hader unter den mutigen kleinen Tieren, und das Geschrei ihrer ärgerlichen Besitzer scheint nur den Zank zu verschärfen. Etliche Arabas sind soeben hereingerumpelt, auf dem unebenen Pflaster polternd, als wollten sie in Stücke gehen, und rufen auf dem Wege über den Hof eine reichliche Flut jener blühenden Beredsamkeit hervor, für welche die Orientalen längst verdientermaßen berühmt sind. Ein Araba ist ein Räderfuhrwerk von der einfachsten Bauart. Man nehme eine plumpe Kiste, setze sie auf vier wackelige Räder, spanne ein Schattendach darüber und ein Paar halbverhungerter Klepper davor, gebe einen tartarischen Fuhrmann dazu, und die Araba ist fertig.

Es sind viele Tartaren im Khan, alle in kurze, enge Jacken und weite, schwarze Hosen gekleidet; alle sind phänomenal häßlich, aber im höchsten Grad gutmütig und immer bereit, mit jedermann zu scherzen. In tiefem Kontrast mit einer Gruppe dieser lustigen, kleinen Bursche steht die seltsame Gestalt daneben, ein hochgewachsener, hagerer und derbknochiger Mann in schmutzigen Lumpen, mit einer hohen, grauen Mütze auf dem Kopfe und mit

Digitized by Google

wirren, ungekämmten, langen Haaren, unter denen ein Paar wilder Augen hervorblitzt. Auf ſeiner Schulter trägt er eine blanke, ſtählerne Streitaxt, welche ſich ſchon am Sattelbogen eines Seldſchucken-Reiters in jener Zeit geſchaukelt haben mag, wo die Sultane von Rum noch in den Paläſten von Konia herrſchten und die Reitergeſchwader der Ungläubigen über die Ebenen Ungarns hinzogen. Er iſt ein wandernder Derwiſch, halb Fanatiker, halb verrückt, und nicht wenige entrichten ſeinem heiligen Charakter ihren Tribut, während er ſo durch die Menge hinſtolziert und von Zeit zu Zeit ſeine kurze, aber ſonore Litanei ertönen läßt.

Es iſt nun beinahe finſter und das Thor wird in einem Augenblick geſchloſſen werden. Gerade noch rechtzeitig erſcheint ein neuer Ankömmling mit vollkommener Rückſichtsloſigkeit gegen alle und jedes über die Steine daherſprengend — ein Reiter, welcher einem Künſtler Intereſſe einflößen könnte, wie er ſo im vollen Lichtſchein der Feuer ſein Pferd anhält. An dem ſonderbaren Sattel, dem weitſchößigen Rock, den hohen Stiefeln, erkennen wir ihn als einen Tſcherkeſſen, einen großen, hagern Mann mit kühngeſchnittenem Geſicht und dem wilden Blick eines Raubvogels; ſeine ſchwarze Lammfellmütze mildert den Eindruck ſeines uneinnehmenden Geſichts nicht. Als Tſcherkeſſe iſt er gut beritten, allein es iſt mehr als zweifelhaft, daß ſeine Eigentumsrechte an den hübſchen Grauſchimmel von irgend einem Gerichtshof anerkannt werden würden. Wie er ſich aus ſeinem kleinen Sattel ſchwingt, ſpiegelt ſich der Feuerſchein auf ſeinem wohlgefüllten Patronengürtel und auf dem Lauf ſeiner treuen Büchſe, auf ſeinem Revolver und dem ſeltſamen Griff ſeines Säbels, der hinter ihm klirrend auf den Steinen nachſchleppt.

Bumm! Da donnert der Kanonenſchuß, welcher den Sonnenuntergang verkündigt, und von dem Minaret der Moſchee ſchallt der Ruf zum Gebet über die Stadt hin. Bevor der Ruf noch halb verklungen iſt, ſind die faſtenden Muſelmänner in Kreiſen um ihr einfaches Mahl verſammelt. Die Chriſten tragen gewaltige Mahlzeiten aus ihren Zimmern auf, die Tartaren durchſuchen ihre Arabas nach den Ueberreſten der geſtrigen Speiſevorräte; der ganze Khan iſt nur mit Eſſen beſchäftigt. Zwei Stunden ſpäter iſt alle geräuſchvolle Thätigkeit vorüber und der Khan ſtille. Die Feuer ſind niedergebrannt, allein ein glorreicher Mond überflutet den wolkenloſen Himmel mit ſeiner Helle und breitet ein ſanftes Zwielicht über den offenen Hof. Die Chriſten ſind zwiſchen ihren Warenballen eingeſchlafen und träumen von Schurkereien auf morgen. Rings um den Balkon herum liegen die dunklen Geſtalten ſchlafender Männer; drunten macht es der Tſcherkeſſe ſeinem Pferd für die Nacht bequem, und dicht dabei ſitzt bewegungslos der Derwiſch, und das Mondlicht glänzt kalt auf dem Eiſen ſeiner Streitaxt. Die lange Reihe der geſattelten Pferde ſieht ſchatten- und geiſterhaft aus, aber ihr ſtetes Stampfen bekundet, daß es ſterbliche Roſſe und überdies ſehr hungrige ſind. Von einer fernen Ecke aus läßt die Gußla noch immer ihre milden und wehmütigen Akkorde in die ſtille Nachtluft hinaus erklingen. Ueber uns erhebt ſich weiß und geſpenſtig das ſchlanke Minaret der benachbarten Moſchee, und um dasſelbe herum ſcheinen in dreifacher Reihe die Lampen des Ramazan, und hinten erhebt der Kara-Hiſſar ſeinen gewaltigen Rücken und ſcheint beinahe in die Mitte des Himmels hinein zu ragen, denn die rieſige Felſenmaſſe ragt 800 F. hoch ſteil aus der Mitte der Ebene auf. Sein Fuß iſt in feierlichen Schatten gehüllt, allein das Fort auf ſeinem Gipfel glänzt im Mondſchein wie eine ſilberne Krone auf der Stirne eines Monarchen. (Globe.)

Oriſſa, das heilige Land der Hindu, und eine Pilgerfahrt nach Dſchaggernath.[1]

Die älteſten Urkunden ſchildern Oriſſa als ein maritimes Reich, das ſich von der Mündung des Ganges bis zu derjenigen des Kriſchna erſtreckte. Es war ein Küſtenſtrich, von dem eigentlichen Indien durch eine Schranke von Bergen und Wäldern geſchieden. Halb Schlamm, halb Waſſer, von Seen und Sümpfen bedeckt, von Flüſſen mit unbeſtimmtem Lauf durchfurcht, war dieſe Gegend von Menſchen bewohnt, welche zu nicht-ariſchen Raſſen gehörten. Ihre Nachkommen leben noch heutzutage unter ihren alten Namen in den Dſchungeln und Bergen des mittleren Landes, ohne in ihren Sitten oder ihrer Religion etwas geändert zu haben. Sie kämpften lange gegen den aus Norden kommenden ariſchen Einfall an, unterlagen aber und wurden weit von den durch die Sieger bewohnten Orten hinweggetrieben. Da ſie von dieſen als einer unreinen und untergeordneten Raſſe angehörend betrachtet wurden, ſo vermiſchten ſich dieſelben niemals mit ihnen, und ſie werden in den Sanskritbüchern als ein Gegenſtand des Abſcheues dargeſtellt. Die Religion der Arier war der Bramanismus, deſſen gefürchtetſte Gottheit Siwa der allgemeine Zerſtörer iſt, und ihre religiöſen Gebräuche bezweckten nicht, ſeine Güte anzurufen, ſondern ſeinen Zorn abzuwenden. Dieſer Kultus war derjenige der bevorrechteten Klaſſen, erhielt unerbittlich den Kaſtenunterſchied aufrecht und bedeckte die Provinz mit bramaniſchen Dörfern, deren Bewohner einen gleichſam religiöſen Charakter hatten. Später zu einer Zeit, die man nicht mehr genau nachweiſen kann, erfolgten die buddhiſtiſchen Einwanderungen, welche nicht mit Waffengewalt geſchahen, ſondern durch

[1] Von dem Grafen A. Mahé de la Bourdonnais, einem Nachkommen des berühmten ehemaligen Gouverneurs von Ile de France († 1753). Der Verfaſſer obiger Skizze, welche wir der Revue de Géographie, entlehnen, hat ſechs Jahre in Indien und zwei Jahre im Königreich Siam verbracht (von 1874 bis 1881) und ſelbſt den Tempel von Dſchaggernath beſucht, welchen er hier beſchreibt.

Digitized by Google

eine unmerkliche Einsickerung. Die Bekenner Buddha's lebten anfangs im Gebirg und in Felsen, wo sie sich Wohnungen aushöhlten, die noch bestehen und von denen die jüngsten aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung herstammen. Der Buddha-Kultus ist weit menschlicher als derjenige des Siwa und weit geistiger. Die Missionare dieser Religion hatten einige Aehnlichkeit mit den christlichen Mönchen des Mittelalters; wie diese verbreiteten sie sich strahlenförmig von den Orten aus, wo sie sich niedergelassen hatten, predigten allen die Liebe zum Schöpfer und legten ihnen keine anderen Vorschriften auf, als Wohlwollen für alle Menschen, Gehorsam gegen die Eltern, Achtung vor dem Leben und Verbreitung des wahren Glaubens. Lange Jahrhunderte hindurch lebten die beiden Religionen feindlich neben einander, und je nachdem die Fürsten von Orissa der einen oder der anderen Religion angehörten, waren diese bald in hohem Gedeihen, bald in Hülflosigkeit. Wie in Europa erreichte auch dort die religiöse Baukunst ihre höchste Blüte vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, allein die Baudenkmäler Indiens übertreffen unsere europäischen an Schönheit weit.

Als die Muslimen im 16. Jahrhundert in die Provinz Orissa einfielen, zerstörten sie die Tempel, zerschlugen die Standbilder und verwandelten die indischen Paläste in Stallungen für ihre Pferde. Gleichwohl war ihre Herrschaft niemals eine so vollständige, daß sie den Bewohnern eine neue Religion auferlegte. Der Buddha-Kultus selbst veränderte und verwandelte sich je nach den besonderen Neigungen seiner Bekenner. In einigen von den Ariern bewohnten Landesteilen nahm er die hochgeistige Form des Jainismus[1] an; anderwärts verschmolz er sich mit dem Wischnu-Kultus, welcher den Gläubigen die Anbetung der Sonne oder einer anderen Inkarnation der Gottheit auferlegte.

In Orissa hat der Wischnu-Kultus allmählich alle anderen verdrängt, vermöge der Fähigkeit, womit er die ganze indische Götterwelt in seinen Tempeln zuließ. Durch die sinnreiche Erfindung der aufeinander folgenden Inkarnationen kam es dahin, daß Wischnu der Mittelpunkt eines ganzen Cyklus von Religionssystemen wurde und unter seinen Anbetern Menschen vereinigt, welche den verschiedensten Rassen und den von einander entferntesten Zivilisationen angehören. Ohne an seiner Identität einzubüßen, häuft er die Attribute von neun der beliebtesten Gottheiten Indiens in sich an, und seine Priester haben eine zehnte Inkarnation in Reserve, um die abergläubischen Vorstellungen des Volkes mit dem Deismus in Einklang zu bringen, welchen die englische Erziehung in den höheren Ständen verbreitet hat. Der Wischnuismus gibt sich auf diese Weise zu jeder religiösen Fortentwickelung her. Weit entfernt, nach Unwandelbarkeit zu streben, nimmt er neue Ideen auf, ohne die erste Idee zu verleugnen, erbaut neuen Göttern neue Tempel ohne die alten niederzureißen, und verbindet die radikalsten Neuerungen mit dem ausgesprochensten Konservatismus. Leider haben die Priester, anstatt in dieser erhabenen und philosophischen Region zu verharren, gleicherweise die Bräuche, abergläubischen Vorstellungen und grotesken oder unedlen Zeremonien der übrigen Kulte angenommen; sie haben selbst von ihrem geistigen Charakter eingebüßt und sich den Genüssen dieser Welt und dem Verlangen hingegeben, ihre Reichtümer zu vermehren.

Orissa hat von jeher für das heilige Land der Hindu gegolten. Die alten Bücher wissen gar nicht genug von diesem Zauberland zu erzählen; seine glücklichen Bewohner sind gewiß, in die Welt der Geister einzutreten; die geheiligten Gewässer seiner Ströme waschen die Sünden aller derer ab, welche sich darin baden, die Blüten sind dort von besonderem Wohlgeruch, die Früchte auserlesen, und welches Lob könnte man dem Lande überdies erteilen als die Behauptung, daß Gott selbst dort zu wohnen geruht hat?

Man findet dort Tempel für jeden Kultus, Wallfahrtsorte für alle Frommen. Jeder Verwaltungskreis besitzt eine Gemeinschaft von Klostermönchen, jedes Dorf hat Ländereien, welche der Geistlichkeit zugeschrieben sind; Tausende von Klöstern bedecken die Provinz, und sogar der Fremde, welcher das Land durchreist, bemerkt augenblicklich, daß er sich in einem heiligen Lande befindet.

In Puri, der Lieblingsstadt Wischnu's, befindet sich der Tempel Dschaggernaths, der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Am Meeresgestade selbst erbaut, auf der einen Seite durch die Brandung, auf der anderen durch Sümpfe und Ueberschwemmungen geschützt, hat sich die Stadt beinahe immer vor Ueberfällen bewahrt gesehen. Nachdem sie achtzehn Jahrhunderte hindurch der Zufluchtsort der Hindu-Religion gewesen war, ist sie die heilige Stadt Buddha's geworden, dessen goldenen Zahn sie während eines sehr langen Zeitraums verwahrt hat. Zum ersten Male geschieht Dschaggernath's geschichtlich Erwähnung im Jahre 318 n. Chr. Geb., als die Priester sich mit dem geheiligten Standbild dieses Gottes nach Puri flüchteten, um es vor den Seeräubern zu retten. Hundertundfünfzig Jahre lang blieb das Standbild in den Dschungeln vergraben, dreimal wurde es im Schilka-See verborgen, weil entweder die Seeräuber hier ihre Raubzüge veranstalteten oder afghanische Reiterhorden in das Land einfielen und man den Gott zuerst retten wollte. Im Jahre 1558 war es einem muslimischen Feldherrn gelungen, sich des Standbildes zu bemächtigen, und er beschloß, sich desselben zu entledigen, indem er es zu dem Pfeiler einer Brücke über den Ganges verwendete; der Strom aber erkannte seinen Gott und entführte ihn in seinem Lauf, bis ein Priester ihn auffing und nach Orissa zurückführte.

Dschaggernath ist diejenige Gottheit des Volkes, vor welcher alle Menschen gleich sind. Ein Mensch aus den

[1] Jaïna, ein Zeitgenosse des Buddha, stammte aus Behar.

Digitized by Google

unteren Kaſten darf nicht vor neun Uhr Morgens noch nach vier Uhr Nachmittags ein Dorf betreten, damit nicht die ſchrägen Sonnenſtrahlen ſeinen Schatten auf die Schritte eines Brahmanen werfen; allein angeſichts Dſchaggernath's ſind Prieſter und Bauer einander gleich. In den Tempelhöfen teilen ſich Tauſende von Pilgern ohne Unterſchied der Kaſte oder Raſſe in die geheiligte Koſt, und der Prieſter kann hier einem Chriſten die Hand reichen. Wie in den katholiſchen Kirchen iſt niemand zu hochſtehend, niemand zu gering, um hier einzutreten. Alle alten Kulte haben hier der Reihe nach eine Zuflucht gefunden und ihre verſchiedenen Zeremonien unter den Augen Wiſchnu's gefeiert, an den ſich alle dieſe Huldigungen wenden, gleichviel in weſſen Namen man ſie ihm auch darbringe.

Der Tempel Dſchaggernaths wurde im Jahre 1174 oder 1198 von dem König Affang Bhim Deo errichtet, welcher dadurch die unfreiwillige Tötung eines Brahmanen abbüßen wollte, die er ſich hatte zu ſchulden kommen laſſen; er koſtete gegen 10 Millionen Mark, erlangte bald einen ungemeinen Ruf der Heiligkeit und lockte zahlreiche Pilger herbei. Die Muſelmänner, welche im 16. Jahrhundert die übrigen religiöſen Denkmäler zerſtört hatten, berührten dieſen nicht, ſondern beſteuerten nur die Pilger und machten ſich daraus eine wichtige Einnahmequelle. Durch zahlreiche Schenkungen wurde Dſchaggernath's Tempel ſehr reich, und ſeit 1810 mußte die britiſche Regierung ſich ins Mittel legen, um die Verwaltung der Güter zu überwachen, welche derſelbe beſaß. Der Betrag der aus den Opfergaben herrührenden Einkünfte war ungefähr 1,700,000 Franken, allein der Reichtum führte, wie gewöhnlich, die Entſittlichung der Prieſter und die Vermehrung der Klöſter herbei. Es ſind heutzutage 6000 Perſonen als Prieſter, Hüter und Führer in dem Tempel beſchäftigt, und die Zahl derer, welche in den Klöſtern wohnen, beträgt mindeſtens 20,000, welche alle in Dſchaggernath's Dienſten ſtehen.

Die heilige Umfaſſungsmauer hat die Geſtalt eines Vierecks von 200 m. Länge auf 190 m. Breite und beſteht in einer 6 m. hohen maſſiven Mauer, welche alle profanen Blicke abhält. Im Innern ſtehen 120 Tempel, die den verſchiedenen Geſtalten gewidmet ſind, unter denen ſich die Hindu die Gottheit darſtellen; allein die große Pagode gehört dem Dſchaggernath und bildet einen 58 m. hohen kegelförmigen Turm, welcher von kunſtreicher Bildhauerarbeit, von der Zeit geſchwärzt und mit dem myſtiſchen Rade Wiſchnu's gekrönt iſt. Der Tempel beſteht aus vier miteinander verbundenen Gemächern. Das erſte derſelben iſt der Saal der Opfergaben, das zweite derjenige der Tänzerinnen und Muſikantinnen, das dritte iſt der Audienzſaal, von wo aus die Pilger den Gott betrachten; das vierte endlich iſt das von dem koniſchen Turm überragte Allerheiligſte, wo Dſchaggernath mit ſeinem Bruder Balabhadra und ſeiner Schweſter Subhadra, reich mit koſtbarem Geſchmeide verziert, thronen. Ihre Standbilder ſind grob ausgehauene Holzblöcke, welche ein menſchliches Bruſtbild darſtellen; ſie ſind mit goldenen Gewändern bedeckt, haben aber weder Arme noch Beine, weil, wie die Prieſter ſagen, der Herr der Welt deren nicht bedarf, um ſeine Abſichten zu verwirklichen. Die Opfergaben beſtehen in Blumen und Früchten, in Bodenerzeugniſſen aller Art, welche zur Ernährung des Gottes beſtimmt ſind; während ſeiner Mahlzeiten ſind die Thüren geſchloſſen und die Pilger in die erſten Gemächer zurückgewieſen, wo ſie ihre Gebete herſagen. Jedes Jahr finden vierundzwanzig Feſte, von denen das Wagenfeſt das bedeutendſte iſt, während deſſen man den Zahn Buddha's umherführt, ſtatt, und ziehen aus allen Teilen von Indien ungemeine Mengen von Pilgern an.

Dieſer Wunſch, die Wiege der Religion zu beſuchen, iſt nicht den indiſchen Religionen allein eigen. Die Orte zu beſuchen, welche Gott bewohnte, ſich in die Gewäſſer zu tauchen, worin er badete, auf dem Berge zu beten, der ſeine Lehren hörte, auf dem Felſen die Spur ſeiner Schritte zu verfolgen, das war von jeher der Ehrgeiz aller wahren Gläubigen, welcher Religion ſie auch angehören mochten. Im Mittelalter vergaßen die noch barbariſchen europäiſchen Nationen ihre Zwiſtigkeiten und zogen gemeinſam zur Eroberung der heiligen Stätten der Chriſtenheit aus. Sie röteten mit ihrem Blute die Sandebenen Syriens und ſogar noch in unſerer ſo wenig begeiſterungsfähigen Zeit ergießt ſich noch immer zur Zeit der hohen Feſte ein Strom von Pilgern, welche aus Aſien, Europa, Amerika, der Türkei und ſogar aus den heißen Gebirgen von Abeſſinien kommen, über das Gelobte Land. Jeder gute Muſelmann will Mekka beſuchen und bebt, um dieſes Ziel zu erreichen, vor keiner Entbehrung zurück. Allein nirgends offenbart ſich dieſe Vorliebe für die Pilgerfahrten in einem ſolchen Grade wie in Indien: Tag und Nacht treffen Scharen von Frommen in Puri ein und lagern in den Dörfern auf mehr als 300 Meilen Entfernung an den nach Oriſſa führenden Straßen. Sie bilden Banden von je zwei- bis dreihundert Individuen, welche ſich beim Herannahen der großen Feſte ſo nahe folgen, daß ſie ſich beinahe verſchmelzen. Sie wandern in förmlicher Ordnung unter der Führung ihrer geiſtlichen Häupter; neun Zehnteile davon ſind Frauen und achtzig unter hundert gehen zu Fuße. Man ſieht unter ihnen Gläubige verſchiedener Art, die einen mit Aſche bedeckt, die anderen beinahe nackt, die einen tragen die geflochtenen Haare gelb gefärbt, andere haben die Stirn mit roten und weißen Streifen bemalt, ein Halsband um den Nacken und einen ſtarken Stock in der Hand. Hie und da rollen auch bedeckte Fuhrwerke, gezogen von den großen Büffeln aus Oberindien oder von der kleineren Raſſe aus Bengalen, langſam unter dem Kreiſchen und Knarren ihrer hölzernen Räder dahin. Diejenigen aus den nördlichen Provinzen ſind ſtreng verſchloſſen, wie es das muslimiſche Geſetz verlangt, und verbergen die Frauen vor aller Augen. Die Bengali dagegen machen aus der

Digitized by Google

Pilgerfahrt ein Vergnügen und betrachten neugierig alles, was außen vorgeht. Hier ist es eine Dame aus irgend einem Dorfe der Umgebung von Delhi, welche in einem Gewand von schreiender Farbe auf ihrem Pony reitet, gefolgt von ihrem Gatten und einer Dienerin, welche Gangeswasser in einem Korbe trägt. Weiterhin zieht eine Reihe von Palankinen, welche einen Bankier aus Calcutta mit seinen Frauen befördert und deren zahlreiche Träger in der Nacht einen eintönigen Gesang erschallen lassen. Der schönste Zug ist derjenige eines Radscha aus dem Norden mit seiner Karawane von Elefanten, Kameelen, Pferden und Schwertträgern, in seinem Tragsessel inmitten der Verwirrung und des Lärms, in denen sich jede indische Fürstlichkeit gefällt. Dieses große Heer von Frommen, welches Hunderte und Tausende von Kilometern weit auf glühendheißen Straßen vorrückt, über Ströme ohne Brücken setzt und Dschungeln und Sümpfe durchwandert, rekrutiert sich ebenso regelmäßig wie eine gewöhnliche Armee. Besondere Sendlinge, wie deren dreitausend zu dem Tempel gehören, ziehen durch die Provinzen, um auf Pilger Jagd zu machen und predigen den Kreuzzug gegen die Sünde. Jeder von ihnen führt dann seine Truppe an und erhält Vergütungen im Verhältnis zu der Zahl der Gläubigen, welche er nach Puri führt.

Die Ankunft eines Pilgerwerbers ist in dem eintönigen Leben eines indischen Dorfes ein Ereignis. Ein solcher Bursche ist nicht zu verkennen: sein halb kahler Kopf, sein Gewand von grobem Stoff, seine über die Ohren hereingezogene Kopfbedeckung, sein Sack auf dem Rücken, das narkotische Blatt, welches er im Gehen kaut, bezeichnen für jedermann den von Dschaggernath Gesandten. Er hält keine öffentlichen Mahnreden, sondern wartet bis die Männer im Felde sind und sucht dann die Weiber auf, denen er in geistlicher Weise zusetzt, indem er bald an die Furcht, bald an die Hoffnung appelliert. Es kostet ihn keine Mühe, sich Gehör zu verschaffen, denn die älteren Weiber wünschen sich schon längst, Aug' in Auge vor den Gott zu treten, welcher die Sünden vergibt, und ihr Ehrgeiz geht dahin, ihre Knochen in der Umfriedigung des Tempels zu lassen; noch weltlichere Beweggründe wirken auf die jüngeren Frauen, welche auf dieser Reise durch fremde Länder eine Zerstreuung in ihrem eintönigen Leben finden; die unfruchtbaren Weiber werden von dem Wunsche bewogen, die Frucht des heiligen Banyanenbaumes zu verspeisen, welche Fruchtbarkeit verleiht. Die Ankunft des Fremden ruft daher im Dorfe eine allgemeine Aufregung hervor, und die Weiber stoßen mit ihrem Kopf an die Gitter ihrer Käfige. Die Männer sind minder leicht zu überreden und betragen daher nur etwa ein Zehntel der Pilger. Der erste Teil der Reise ist ziemlich angenehm: die Neuheit der Landschaft, der Rassen, der Sprachen, der Sitten und Bräuche interessiert die Reisenden. Viele von ihnen bedienen sich auf einer Strecke des Weges der Eisenbahn; die Pilger aus dem Norden legen auf diese Weise 1000 bis 1400 e. Mln. zurück; im allgemeinen aber bleiben ihnen von 300 bis zu 600 e. Mln. zu Fuß zurückzulegen, und lange vor Erreichung ihres Zieles ist dann ihre Kraft erschöpft. Die kräftigsten Frauen von Hindustan singen bis sie zusammenbrechen; diejenigen aus Bengalen schleppen sich kläglich fort und stoßen alle Augenblicke einen Seufzer aus. Der Führer ermutigt sie, jeden Tag ihre Etappe zu machen, um noch rechtzeitig zu den großen Festen zu kommen; allein trotzdem bleiben viele unterwegs, und die anderen erreichen ihr Ziel nur verkrüppelt, mit blutigen wunden Füßen und in Lumpen gehüllt.

Beim Anblick der heiligen Stadt aber ist dann alles vergessen. Die Pilger stürzen sich schreiend auf die von den Mahratten erbaute alte Brücke und werfen sich mit Begeisterung in die geheiligten Fluten des Sees. Jeden Augenblick bietet sich ihnen ein neues Schauspiel. Wenn sie das Löwenthor passieren, schlägt ein Mann von der Kaste der Tempelkehrer sie mit seinem Besen, um ihnen ihre Sünden abzunehmen, und nötigt ihnen — unter der Strafe, daß sie der ganzen Wohlthat der Reise verlustig gehen — das Versprechen ab, weder die Erlebnisse der Reise noch die Geheimnisse des Heiligtums weiter zu erzählen. In den ersten Tagen der Aufregung vermag nichts der Freigebigkeit der Pilger gegen ihren Führer Einhalt zu thun; aber bald denken sie an die Heimkehr und ihre Großmut läßt nach, und gleichzeitig vermindern sich verhältnismäßig die Aufmerksamkeiten, welche ihnen seither erwiesen wurden. Jeden Tag baden sie sich in einem der heiligen Seen, welche künstlich errichtet und mit Mauerwerk eingefaßt sind und von denen jeder ungefähr 5000 Badende aufnehmen kann und an deren Ufern sich die Personen zusammendrängen, welche warten bis die Reihe des Badens an sie kommt. Im Mittelpunkt des geheiligten Ortes steht ein alter Banyanbaum, der Wohnsitz einer alten Waldgöttin, deren Gunst die Pilger sich dadurch zu erwerben suchen, daß sie rote Blumen in die Ritzen des Stammes stecken. Ein anderer von den Pilgern besuchter Ort ist das sogen. Himmelsthor, wo die Inder der unteren Klassen ihre Toten begraben und die anderen dieselben verbrennen.

Krankheit und Tod richten furchtbare Verheerungen unter den Pilgern an. Während ihres Aufenthaltes in Puri sind sie schlecht logiert und schlecht genährt. Die Kost wird ausschließlich von den Küchen des Tempels bereitet und besteht vorwiegend aus Reis, welcher erst dem Dschaggernath dargebracht wird, um gesegnet zu werden, ehe er den Gläubigen gereicht wird; wenn er aber vierundzwanzig Stunden steht, so gährt er und wird sehr ungesund: in diesem Zustande beginnender Fäulnis wird er den Bettlern überlassen, welche zu Hunderten um das Heiligtum herumlungern.

Schlechte Ernährung ist aber nicht die einzige Ursache der Krankheiten. Puri liegt am Meeresrande, die Häuser sind auf Platformen von Schlamm erbaut, in deren Mitte

Digitized by Google

Abzugskanäle für allen Unrat liegen, und aus diesen entwickeln sich bei einer Hitze von 40° bis 50° C. Ausdünstungen, von denen man in gemäßigten Ländern keinen Begriff hat. Die Häuser bestehen aus zwei oder drei Zellen ohne Fenster oder irgend eine andere Art von Lüftung, und in diesen Räumen sind die Pilger in einer Weise aufeinander gehäuft, welche für die Menschheit empörend ist. Jeder hat darin eben nur so viel Raum als nötig ist, um sich darin niederzulegen, zuweilen nicht einmal so viel, und sie können sich dann nur abwechselnd ausstrecken. Die Verpestung dieser Häuser ist unglaublich und die Szenen, welche sich dort zutragen, trotzen jeglicher Beschreibung. Es ist daher nicht zu verwundern, daß derartige Höhlen die Herde ansteckender Choleraseuchen werden. Die Zahl der Häuser ist ungefähr 6000, die der Pilger aber, welche sich auf 300,000 jährlich beläuft, beträgt oft 90,000 Individuen auf einmal, was fünfzehn bis zwanzig Personen auf das Haus ergibt.

Während der trockenen Jahreszeit übernachten viele Pilger scharenweise auf der Straße, vom Kopf bis zu den Füßen in das Gewand von weißem Baumwollzeug gehüllt, das sie bei Tage tragen. Der Morgenthau ist allerdings sehr schädlich, aber die Möglichkeit des Uebernachtens unter freiem Himmel ist ein Mittel, der Raubgier der Herbergenden zu entgehen. Das Wagenfest, das größte des Jahres, fällt dagegen in den Anfang der Regenzeit; dann werden in wenigen Stunden die Gassen zu Gießbächen oder Sümpfen, welche den während der Hitze angesammelten Unrat suspendiert erhalten. Die unglücklichen Pilger müssen dann in die Häuser eingeschlossen bleiben, wo die Cholera dann unfehlbar ihre Verheerungen ausübt und Lebende und Kranke auf einem Fußboden von Kot und unter einem Dach von Blättern nebeneinander niedergestreckt bleiben. So elend auch heutzutage das Loos der Pilger ist, so war es früher noch schlimmer, ehe die Regierung gewisse polizeiliche Maßregeln zur Verbesserung ihrer Lage getroffen hatte. Man kann frühere Schilderungen der Straßen von Puri, welche nur um wenige Jahrzehnte zurückdatieren, nicht ohne Schaudern lesen, z. B.: „die Felder um die Stadt herum waren bedeckt mit Leichen, welche von den Geiern und wilden Hunden verzehrt wurden; in den Gassen wurden Tausende von beinahe nackten Frauenleichen von den Regen fortgespült; andere lagen mit den Rücken an die Mauern der Häuser gelehnt da und erwarteten ohne Murren und Klagen ihren letzten Augenblick."

Auf dem Rückwege wird der Zustand der Pilger dann erst schrecklich. Ausgeplündert von den Priestern, deren Habgier sprichwörtlich ist, keuchen sie unter einer Last gesegneter Nahrung, welche sie in schmutzigen Kleidungsstücken oder irdenen Töpfen mit nach Hause nehmen, und schleppen sich außerdem noch mit einem Sonnenschirm aus Palmblättern und einem Bündel Stecken, unter deren Streichen sie am Löwenthor Buße gethan haben. Da das Wagenfest (wo der schwere steinerne Wagen Dschaggernath's von Tausenden von Pilgern umhergezogen wird und eine Menge Fanatiker sich unter die Räder werfen, um sich von denselben zermalmen zu lassen) mit dem Beginn der Regenzeit zusammenfällt, so müssen die heimkehrenden Pilger über das ganze Netz der angeschwollenen Flüsse des Delta setzen und sogar diejenigen, welche noch Geld genug haben, um die Fähre für das Uebersetzen zu bezahlen, zuweilen mehrere Tage im Regen warten, bis ein Boot sie aufnimmt. Ein englischer Reisender hat an einem einfachen Flußarm mehr als vierzig verfaulte und von den Ameisen verzehrte Leichen von Pilgern gezählt. Wenn die Wallfahrer das wenige Geld ausgegeben haben, das ihnen noch bleibt, so ist ihnen nur noch der Tod gewiß. Wenn sie durch die Dörfer ziehen, versperren sie die Straßen und schlafen im Regen unter freiem Himmel, unter den Bäumen, ohne Obdach, und wiegen sich Nachts mit einem eintönigen kläglichen Gesang in den Schlaf, mit Sehnsucht den Morgen erwartend, wo sie ihre Reise fortsetzen können. Diejenigen, welche nicht mehr aufstehen können, werden zurückgelassen und sterben auf der Straße. Jede Schar läßt täglich auf diese Weise irgend einen von den Ihrigen zurück; die glücklichsten erreichen eine englische Station, wo man sie in besonderen Spitälern aufnimmt. Zuweilen entführen Räuberbanden die Frauen, um sie an die Muselmänner im Westen zu verkaufen. Unter denjenigen, welche glücklich in ihre Heimat zurückkehren, haben sich die meisten unheilbare Krankheiten zugezogen, woran sie lebenslang leiden. Man schätzt die Anzahl derjenigen, welche alljährlich auf diese Weise umkommen, auf nicht weniger als 30,000 Köpfe. Die Regierung ist angesichts eines derartigen Schauspiels nicht teilnahmslos geblieben; sie versuchte zwar nicht, diese Wallfahrten zu verbieten, weil dies die Rechte verletzt hätte, kraft deren sie Herrin von Indien ist, und weil sie die Religionsfreiheit von 150 Millionen britischer Unterthanen nicht mißachten wollte, allein sie suchte im Jahre 1867 die intelligenten Klassen über die Gefahren jener herkömmlichen Bräuche aufzuklären. Der Vizekönig schickte ein Rundschreiben an die Beamten von Bengalen, allein die darauf eingelaufenen Antworten eröffneten leider keine Aussicht, daß man zu einer freiwilligen Unterdrückung dieses Herkommens gelangen werde. Man konnte daher kein anderes Mittel anwenden als eine gesundheitspolizeiliche Ueberwachung und die Errichtung einer Quarantäne, um die Anzahl der Opfer soviel wie möglich zu reduzieren. Zu diesem Endzweck bedient man sich dreierlei Maßregeln, welche auf die Verminderung der Zahl der Pilger, auf die Verringerung der Gefahren der Reise und auf die Verhinderung der Seuchen in Puri hinarbeiten. Sobald eine Seuche sich offenbart, ladet die Regierung die Gläubigen durch Ankündigungen in den einheimischen Zeitungen ein, ihre Reise auf ein anderes Jahr zu verschieben; während der Hungersnot von 1866 hat sie die Wallfahrer sogar auf der Straße

Digitized by Google

anhalten und zur Umkehr zwingen lassen, ohne daß ihre Dazwischenkunft für widerrechtlich angesehen worden wäre; allein jedenfalls ist ihre Thätigkeit in dieser Richtung sehr beschränkt. Weit wirksamer sind die Maßregeln, welche zur Verringerung der Gefahr der Reise bestimmt sind. Man hat zu diesem Zweck den großen Heerstraßen entlang Spitäler erbaut, in welchen die Ortsbehörden diejenigen Pilger, welche außerstande sind weiter zu gehen, aufnehmen und verpflegen müssen. Die englischen Beamten entledigen sich dieser Aufgabe mit vielem Eifer und raffen Hunderte von Unglücklichen auf, welche aus Mangel an Pflege binnen vierundzwanzig Stunden sterben würden. Es wäre sehr wünschenswert, daß man einen Patrouillendienst in der ganzen Provinz etablieren würde, allein die Kosten eines solchen würden sich sehr hoch belaufen.

Viele Personen widersetzen sich übrigens derartigen Ausgaben unter dem Vorgeben, es sei ungerecht, die Allgemeinheit zur Bezahlung der Folgen von Handlungen heranzuziehen, welche die Wallfahrer ganz aus freiem Willen begehen. Man darf aber nicht aus dem Auge verlieren, daß es sich zur Cholerazeit um die öffentliche Gesundheit handelt. Ein anderes Mittel zur Verhinderung der Gefahr besteht darin, daß man den Pilgern das Betreten der Städte verbietet und diese so vor der Seuche bewahrt. Kattak, die Hauptstadt von Orissa, wurde früher regelmäßig dezimiert, ist aber seit der Anwendung dieser Maßregel von der Geißel verschont worden. Die Händler überschreiten den gesundheitspolizeilichen Kordon und verkaufen den Wallfahrern die Nahrungsmittel, deren sie bedürfen. Es wäre von der höchsten Wichtigkeit, besonders in Puri selbst das Uebel zu bekämpfen, weil es von dort ausgeht; allein erst im Jahre 1867 wurde dort ein Arzt aufgestellt. Vor allem sollte man außerhalb der Stadt Lager errichten, um die Anhäufung der Pilger in den Häusern zu verhindern. Bewegliche Baracken von Eisen oder Holz, welche man recht oft reinigen müßte, würden diesem Zweck entsprechen. Die Errichtung von Hospitälern, die Ausführung gewisser Arbeiten zur Ableitung von Wasser und Unrat u. s. w. würden mächtig dazu beitragen, diesen Herd der Verpestung gesünder zu machen. Dies sind jedoch sehr kostspielige Unternehmungen, welche die Regierung auf eigene Kosten unternehmen müßte, denn die Stadt Puri ist sehr arm, da die ungeheuren Summen, welche die Pilger dorthin bringen, in die Kisten des Heiligtums fließen, aus welchen die Steuereinnehmer sie herauszulocken außer Stande sind. Man hat vorgeschlagen, auch die Herbergen einer gesetzlichen Regelung und der ärztlichen Ueberwachung zu unterwerfen; allein wenn man alle ungesunden Wohnungen schließen wollte, würden die Pilger kein Obdach mehr finden und wären gezwungen, auf den Straßen zu übernachten. Derartige Maßregeln würden daher nur sehr scheel angesehen werden.

Die britische Regierung sieht sich also hier einerseits der Unwissenheit und dem Mißtrauen des Volkes gegenüber, dessen Vorurteile sie schonen muß, andererseits drohen ihr ungeheure Kosten für die auszuführenden öffentlichen Arbeiten und die zu treffenden gesundheitspolizeilichen Maßregeln. Jedenfalls aber darf die Regierung nicht länger zögern und muß sich wohl oder übel entschließen, diese Opfer zu bringen. Ueberdies ist ganz Europa bei dieser Frage interessiert und kann mit vollem Recht verlangen, daß man Maßregeln treffe, um die Cholera zu verhindern, daß sie aus den Gegenden, wo sie endemisch ist, heraustrete und die Welt überschwemme; es darf nicht zugeben, daß die Sorglosigkeit der Pilger und der Mangel an Aufmerksamkeit und Sorgfalt derselben für ihr eigenes Leben das Dasein weit wertvollerer Völker als sie selbst sind gefährde und daß sie eine drohende Gefahr für alle anderen Nationen werden.

Die heiligen Tänze der Pânies (Pawnees).

Von Gordon W. Lillie (Pânie Bill).

Die Pânies nehmen zwar jeden Tag mehr die Gewohnheiten des weißen Mannes an und die Regierung ist emsig bemüht, dieselben auf das Niveau ihres weißen Bruders zu bringen; allein gleichwohl ist seither jeder Versuch vergeblich gewesen, sie zum Aufgeben ihrer barbarischen Tänze zu veranlassen. Ihre Tänze dauern noch ganz so fort, wie in der Zeit, wo sie noch Könige der Wälder und ihre eigenen Herren waren und ihnen niemand etwas zu befehlen hatte. Noch heutzutage vergeht kaum eine Nacht, ohne daß man den unheimlichen Klang des Tam-tam und die Tanzlieder in einem oder mehreren ihrer Dörfer hört, und wo dieselben kaum vor dem Morgengrauen aufhören.

Der Skalptanz. Der unheimlichste und wichtigste von diesen Tänzen ist der Skalptanz, welcher in diesen Tagen selten mehr vorkommt. Der letzte, welcher meines Wissens unter den Pânies aufgeführt wurde, fand im Herbst 1879 statt. Bei diesen Tänzen hat kein Weißer Zutritt, aber durch „Knife-Chief" (den Messerhäuptling), Sohn des „Commanche Chief", obersten Häuptlings der Skee-dee-(Oberen Leute-)Bande der Pânies, erhielt ich eine Einladung zum Zusehen. Als ich mich eine Stunde vor Sonnenuntergang der Hütte näherte, sah ich von einem Hüttenpfahle, der sich hoch über die Hütte erhob, den Skalp herabhängen, um welchen der Tanz stattfinden sollte. Der Skalp war der eines Weibes, das Haar volle anderthalb Fuß lang und von roter Farbe. Als ich die Hütte betrat, war niemand darin als die Tänzer, zehn oder zwölf an der Zahl, welche in einem Halbkreise im Hintergrunde der Hütte, dem Eingange gegenüber, saßen, und zwei Aufwärter, welche damit beschäftigt waren, für die Bedürfnisse der Tänzer zu sorgen. Alles war still und kein Wort wurde gesprochen bis beinahe Sonnenuntergang, wo gelegentlich zwei oder drei Schläge auf die

Digitized by Google

Trommel gehört wurden, als probiere man deren Ton, worauf plötzlich und einmütig das unheimlichste, furchtbarste Kriegsgeschrei die Stille der Hütte unterbrach. Die Trommler schlugen aus allen Kräften auf ihre Instrumente, und in hellen Haufen kamen die Zuschauer (meistens Männer) herein und schrieen aus voller Kehle. Alles erschien Verwirrung, alle schwatzten zugleich, aber alles wurde wieder still wie zuvor. Die Tänzer waren nackt bis auf eine Schürze und einen weißen Kopfputz aus den Knospen der canadischen Pappel; sie waren höchst phantastisch bemalt und manche am ganzen Leibe mit weißem Thon betüncht. Wo nur das Gesicht verziert war, da sah man die selteneren Farben, wie Rot, Grün, Blau, Gelb 2c. angewendet, allein alle waren bis zur Unkenntlichkeit bemalt. Das „gefleckte Pferd" (der oberste Häuptling der Kit-ka-hawcks-Bande) war der erste, welcher tanzte, denn er hatte den Skalp seiner Eigentümerin abgeschnitten. Er trat mit würdevoller Geberde auf, beschrieb mimisch wie er das Weib erschlagen und ihr den Skalp abgeschnitten, ehe sie noch tot war; ja er beschrieb sogar, wie sie geschrieen und um Gnade gefleht hatte. Mit Hülfe des Tomahawk, welchen er an jenem besonderen Tage geführt hatte, stellte er so getreu wie möglich die schauderhafte Tragödie dar, in welcher er eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Sodann kam der Tanz, der ein Solo war. In ihm beugten sich Kopf und Körper der Tänzers vorwärts, daß der Kopf beinahe den Boden erreichte; dann erhob er die Füße hoch in die Luft und warf sich mit solcher Gewalt in eine sitzende Haltung zurück, daß die ganze Hütte zusammen zu brechen schien. In der einen Hand hielt er ein Messer, in der anderen einen Medizinkürbis, welchen er zur Begleitung der Musik der indianischen Trommeln schüttelte. Der Tanz hielt genauen Takt mit der Musik. In Zwischenräumen hielt der Tänzer inne und wiederholte die Geschichte, die er bereits erzählt hatte, oder einen Teil derselben, und fuhr dann fort, mit vermehrter Energie zu tanzen. So wurde der Solotanz eine Stunde lang fortgesetzt, worauf sich die übrigen Tänzer ihm anschlossen. Einer um den anderen trat vor und erzählte irgend eine kühne That, worauf der Tanz wieder begonnen wurde. Dieser Tanz ward bis Mitternacht fortgesetzt, wo die Geschenke gegeben wurden. Viele von den Zuschauern wurden so aufgeregt, daß sie ihre eigenen Kleidungsstücke sich vom Leibe nahmen und sie den Tänzern zuwarfen. Dann kam das große Rauchen. Des Häuptlings Pfeifen wurden von ihm selbst mit (Now-no-cow) indianischem Tabak gestopft, welcher in einem Büffelkopf verwahrt wird und angeblich geistige Eigenschaft besitzen soll, und wurden durch die Aufwärter irgend einem von den Zuschauern geschickt, von dem man wußte, daß er ein Geschenk gegeben hatte. Dieser that dann einige Züge und reichte die Pfeife irgend einem beliebigen Bekannten. Nachdem die Pfeife mit dem heiligen Tabak allen gereicht worden war, welche Geschenke dargebracht hatten, ward der Tanz geendigt oder von neuem begonnen und genau in der eben geschilderten Weise wiederholt, indem man um denselben Skalp tanzte, der aber nach dieser Nacht niemals wieder umtanzt wird.

Der Pony-Tanz. Dies ist der einzige Tanz der Pâñies, woran alle Krieger und Tapferen Anteil nehmen dürfen, und bei diesem Tanze macht der junge Anfänger gewöhnlich seinen ersten Versuch. Dagegen sind stets viele Zuschauer anwesend, und zwar nicht wenige vom schönen Geschlecht, weswegen man ihn den Gala-Tanz nennen könnte.

Um dem Leser einen deutlichen Begriff von diesem großen Tanze zu geben, will ich den letzten beschreiben, den ich im September 1881 mit ansah. Die Skee-dee-Bande gab den Tanz der Kit-ka-hawck-Bande (den Leuten daheim) zu Ehren und brachte ihre Wigwams, Geschirre, Kochgeschirre, Speisen, Tabak, Pfeifen und überhaupt alles mit, was dazu erforderlich ist, um die befreundete Bande mindestens 10 Tage lang zu bewirten. Das Erste was geschieht, ist die Vorbereitung des Tanzplatzes, welche dadurch geschieht, daß man alle Wigwams so ausdehnt, daß sie ein ungeheures Zelt bilden, einen halben Morgen Landes ohne Unterbrechung einkreisen, sodann in einer Weise überwölben, um die Zuschauer vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne zu schützen. Ist dies geschehen, so beginnt der Tanz. Zehn oder zwölf von den elegantesten Tänzern werden ausgewählt, um den Tanz zu eröffnen. Sie tanzen bis sie völlig erschöpft sind, manchmal fünf bis sechs Stunden lang, worauf sie sich zurückziehen und eine andere Gesellschaft ihre Stelle einnimmt. So wird der Tanz im Gang erhalten von Tagesanbruch bis 12 oder 1 Uhr Nachts, wo der Tanz aufhört bis zum Morgen; hierauf beginnt er von neuem und so geht es in Jubel und Aufregung zehn Tage lang fort. Alle schmausen, rauchen, trinken und amüsieren sich miteinander auf Kosten der Skee-dee-Bande. Die Skee-dee-Weiber müssen für alle Anwesenden kochen, deren Zahl oft auf 800 bis 1000 Köpfe sich beläuft; allein man hört kein Murren.

Die Beschreibung des ersten Tages gilt auch für die neun anderen, allein der zehnte Tag ist der wichtigste, denn an diesem Tage findet die Schenkung der Ponies statt. Um Mittag beginnen die jungen Männer sich in den Tanz zu mischen, und man sieht dann oft 70 bis 100 junge Krieger gleichzeitig in der Arena, jeder in der phantastischesten Weise bemalt und beschmiert, jeder auf die Vollführung seines heiligen Tanzes erpicht. Ihre Bewegungen sind gleichzeitig und entsprechen dem gemessenen Takte von einem Halbdutzend indianischer Trommeln oder Tam-tams, begleitet von dem klagenden Gesang von zwei oder drei sehr hübschen indianischen Mädchen. Sobald sie diese Tänzer sehen, treten die Kit-ka-hawks zu ihnen heran und geben ihnen gekrümmte Stecken, welche denselben oft von kleinen Kindern überreicht werden. Ueber jede Schenkung wird die wildeste Fröhlichkeit an den Tag gelegt. Der

Digitized by Google

große Tanz wird bis zum andern Morgen bei Tagesanbruch unterhalten, wo der Austausch der Stöcke gegen Pferde beginnt. Jeder Stock, welcher dem Geber präsentiert wird, verlangt als Entgegnung die Wahl unter seiner Pferdeheerde. Die sämtlichen Tänzer erhalten Pferde, die Häuptlinge und Medizinmänner manchmal deren ein Dutzend und mehr. Bei dem eben geschilderten Tanze wurden den Skee-dees von den Kit-ka-hawks gegen 400 Pferde geschenkt.

Der Medizintanz. Dies ist wahrscheinlich der häufigste unter den indianischen Tänzen. Es gibt übrigens mehrere Arten desselben. Bei einigen geben sie vor, Medizin zu machen, Te-whar-uks-ty, wundervolle Medizin, Zauber; bei anderen kurieren sie die Kranken. Wenn die Medizin, Te-whar-uks-ty, den Kranken nicht heilt, so schickt man nach den Medizinmännern, und diese führen nun ihre Medizintänze über dem Sterbebett des Kranken auf. Ich sage ausdrücklich: Sterbebett, weil man nicht eher nach den Medizinmännern schickt, als bis der Kranke im Sterben liegt oder aufgegeben ist. Wenn sie ankommen, gewöhnlich ihrer zwei, drei oder vier, so beginnen sie sogleich den Tanz mit ihren Medizinkürbissen und Taschen, welche sie zum Takt ihres Tanzes und Gesanges über ihren Köpfen schütteln, was die ganze Nacht oder fünf bis sechs Stunden lang fortdauert, und von dem man glaubt, daß es dem Kranken neues Leben einflöße. Geben sich am Ende des Tanzes keine Zeichen neuen Lebens kund, so gibt man sogleich alten Weibern den Befehl, den Kranken zu ersticken. Unter den Pânies herrscht nämlich ein alter Aberglaube, daß einer, welcher eines natürlichen Todes sterbe, niemals in die glücklichen Jagdgründe des künftigen Lebens eingehe. Einer der erstickt oder erwürgt worden ist, kann es, allein er wird niemals die Ehren eines Häuptlings oder Medizinmannes erlangen. Nur wer im Kriege erschlagen ward, ist sicher, in die ewigen Jagdgründe einzugehen, und kann im Jenseits jeden Ehrengrad in seinem Stamme erlangen.

Der Schimmeltanz. Dieser Tanz wird zu Ehren eines edlen weißen Pferdes aufgeführt, welches einst einem berühmten Häuptling der Pânies gehörte und das im Kampfe mit den Sioux vor langen Jahren erschlagen wurde. Der Stamm besitzt noch den Schweif dieses Schimmels, welcher bei dem Tanz dem Anführer desselben am Rücken befestigt wird und anmutig hinten hinaussteht. Der Tänzer ahmt das Pferd und sein Gebahren nach und stellt das Leittier einer wilden Heerde vor. Die Tänzer hinter ihm haben sämtlich Schweife von Pferden angebunden, welche im Kampfe erschlagen worden sind, und stellen die wilde Heerde dar. Die Schweife der im Kampfe umgekommenen Pferde werden immer abgeschnitten, aufbewahrt und hoch in Ehren gehalten; dieser weiße Schwanz muß aber immer als Anführer in diesem Schimmeltanz benützt werden. Der Tanz war früher sehr beliebt und häufig, wird jedoch jetzt nur noch selten aufgeführt, aber noch immer von den Indianern selbst als einer ihrer großen Tänze angesehen.

Der Adlertanz. Bei diesem Tanze werden viele Federn, Krallen und Schnäbel von Adlern vorgeführt. Er ist dem Schimmeltanz sehr ähnlich, insofern man annimmt, die Tänzer seien von den toten Adlern inspiriert, deren Federn ꝛc. sie tragen und deren Flug und Gebahren sie nachahmen.

Der Kreistanz. Dies ist der gewöhnlichste Tanz und wird in vielen Fällen von den jungen Männern allein aufgeführt, obschon auch die Häuptlinge und Medizinmänner zuweilen daran teilnehmen.

Der Kriegstanz. Die Pânies haben viele Kriegstänze, aber dieselben sind in ihrer Ausführung einander so sehr ähnlich, daß ein nur zufälliger Zuschauer oder ein Uneingeweihter keinen Unterschied zwischen denselben wahrnehmen würde. Der Hauptunterschied besteht jedoch in den Liedern, welche sie singen. Die Kriegslieder, welche die Tänzer bei diesen Tänzen singen, haben immer die Geschichte oder den Tod großer Helden zum Gegenstande. Viele dieser Lieder sind sehr alt, so alt, daß von den jetzt Lebenden irgend jemand den Gegenstand derselben kaum mehr anders als vom Hörensagen kennt.

Der Büffeltanz. Dieser Tanz gleicht einigermaßen dem Schimmeltanz; anstatt aber das Gebahren des Pferdes nachzuahmen, stellt er die Jagd und Erlegung des Bisons dar, auf welche früher der ganze Lebensunterhalt der Indianer sich gründete. Die Tänzer haben daher sämtlich Büffelschwänze angebunden, und man sieht nicht selten auch Kopf und Haut des Büffels bei dem Tanze erscheinen.

Außerdem haben die Pânies noch manche andere Tänze, welche aber von untergeordneter Bedeutung sind, zum Beispiel:

Der Pfeifentanz, welchen man jedoch als einen ihrer häufigsten und hauptsächlichsten Tänze anführen könnte, denn sie rauchen bei diesem Tanze, um sich den bösen Geist günstig zu stimmen, wie sie auch bei allen übrigen Tänzen rauchen, um sich den guten und den bösen Geist gewogen zu machen. Bevor sie nämlich die Pfeife anzünden, werfen sie eine Prise Rauchtabak in die Luft, und dies, sowie die drei ersten Züge Rauch, welche sie ebenfalls hoch in die Luft hinaufblasen, gilt dem guten Geiste. Sie legen einen besonderen Wert darauf, die Asche immer ins Feuer zu werfen, und es bringt Unglück oder erzürnt den bösen Geist, wenn man dies unterläßt. Die Pfeife, des Indianers Idol und Heiligenschrein, ist dem Pânie, was dem Weißen die Bibel, und geht Hand in Hand mit seinen hauptsächlichsten Tänzen.

Wellington, Sumner County, Kansas.

(„Am. Antiq.“)

Digitized by Google

Geographische Neuigkeiten.

* Die Perlenfischerei am Roten Meere. Der britische Konsul Jago gibt in seinen Berichten über Gegenstände von allgemeinem und kommerziellem Interesse nachstehende Belehrungen über die Perlen- und Perlmutterschalen-Fischerei im Roten Meere, welche sich über die ganze Länge desselben, von El Wedsch im Norden bis nach Aden im Süden, erstreckt. Die bedeutendsten Fischergründe sind in der Nachbarschaft von Suakin, Massaua und den Farham-Inseln. Der Fang beschäftigt ungefähr 300 Boote, von denen die Mehrzahl den Zobeid-Beduinen gehören, einem Araberstamm, welcher den Küstenstrich zwischen Dschiddah und Janbo bewohnt. Etwa 50 Boote gehören nach Dschiddah und zwei oder drei nach Confida, Cameran und Loheiha. Es sind offene, unbedeckte Fahrzeuge von 8 bis zu 20 Tonnen Last, mit einer Bemannung von fünf bis zu zwölf Köpfen, jedes mit einer Anzahl kleiner Kähne versehen, welche speziell zu diesem Zweck von der Malabarküste in Indien eingeführt werden. Der Fang geschieht zu zwei verschiedenen Zeiten im Jahr, in einer von vier und in einer von acht Monaten, und beinahe während der ganzen Dauer derselben bleiben die Boote in See, die Bemannungen leben an Bord und kehren nur auf kurze Perioden von zwei bis vier Wochen in ihre Heimat zurück. Die beinahe ausschließlich aus schwarzen Sklaven bestehende Bemannung wird mit einem Anteil an dem Fang bezahlt, indem der Bootseigentümer ein Drittel in Anspruch nimmt und die beiden anderen Drittel, nach Abzug der Kosten der Verpflegung (welche aus Durra, Reis, Fisch und hie und da etwas Ghee [Butter] und Datteln als einem seltenen Luxus besteht) für die Dauer der ganzen Reise, unter die Bemannung verteilt werden. Verhängnisvolle Ereignisse und Unfälle sind unbekannt, und diese Menschenklasse zeichnet sich durch ihre Gesundheit, Kraft und Ausdauer aus. Sie tauchen in dem Alter von 10 bis zu 40 Jahren, und dies Geschäft soll keine schlimmeren Wirkungen auf sie ausüben. Die Perlenfischerei findet in der Nachbarschaft von Riffen statt, und das Boot ankert an einem gewissen Orte, von wo aus die Bemannung den Fang in ihren Kähnen in der Nachbarschaft betreibt. Das Geschäft kann nur bei windstillem Wetter betrieben werden, wenn man die Muscheln mit bloßem Auge auf eine Tiefe von 7 bis 15 Faden unterscheiden kann. In den jüngsten Jahren hat man angefangen, sich zur Unterstützung des Auges leerer Petroleumflaschen aus Blech zu bedienen, denen man den Boden ausgeschlagen und durch ein eingesetztes Glas ersetzt hat. Der Blechzylinder mit dem verglasten Ende nach unten, wird etwas ins Meer eingetaucht und die Entdeckung der Muscheln dadurch erleichtert. Während des jüngstvergangenen Jahrzehnts soll die Ausbeute um 10—20 Proz. an Menge abgenommen haben, weil man, um des teuren Preises der Muscheln willen, alle Größen derselben genommen hat. Der Wert der gesamten Ausbeute wird auf 120,000 bis 170,000 Maria-Theresien-Thaler jährlich geschätzt. Die kürzere Fangzeit von vier Monaten, welche im Durchschnitt eine Ausbeute von 40,000—50,000 Thlrn. jährlich zu ergeben pflegte, hat im letzten Jahre nur eine von 25,000 Thlrn. ertragen. Früher wurde der gesamte Ertrag des Roten Meeres zum Verkauf und zur Ausfuhr nach Dschiddah gebracht, allein neuerdings kommt, infolge von fiskalischen und Zollbeschränkungen, nur noch der vierte Teil davon dorthin, und alles übrige geht nach Suakin und Massaua. In Dschiddah wird, neben anderen Steuern, ein Zoll von acht Prozent erhoben, in Suakin und Massaua dagegen nur ein Prozent beansprucht. Man findet jährlich Perlen im Werte von 4000 bis 5000 Thlrn., allein die Schätzung ist unzuverlässig, da man vermutet, daß wertvolle Perlen unterschlagen und heimlich verkauft werden. Die in Dschiddah zum Verkauf eingeführten Muscheln werden in Haufen von ungefähr einem halben Zentner Gewicht in öffentlicher Auktion versteigert. Eine vorhergehende Besichtigung ist nicht gestattet; die Steigerung geschieht nur aufs Geratewohl und ist reine Spekulation, und die Steigerer haben den Schmutz, die Korallenauswüchse und die geringeren Muscheln, welche für das Auge nicht leicht zu unterscheiden sind, noch in Rechnung zu nehmen. Vor der Ausfuhr werden die Muscheln zuweilen gereinigt, um Korallen und Schmutz zu entfernen, und dann in Fässer gepackt. Noch bis vor zehn Jahren wurden alle nach Dschiddah zum Verkauf gebrachten Muscheln durch Eingeborene nach Kairo verschifft, um dort in den Handel gebracht zu werden. Heutzutage aber geht die Hauptmasse nach Triest, ein kleiner Teil nach London und ein noch kleinerer nach Havre. Außerdem werden manche von den größten und schönsten Muscheln von Bethlehemiten aufgekauft und nach Bethlehem ausgeführt, wo sie graviert und an Pilger verhandelt werden. Die von Dschiddah kommende Muschel gilt in Europa für geringer als die von Suakin und Massaua kommende, angeblich in vielen Fällen wegen der gelblichen Färbung der ersteren und wegen der Thatsache, daß viele von den Muscheln eine grünliche Färbung um den Rand haben. Viele schreiben dies dem außergewöhnlich feuchten Klima von Dschiddah zu, welches nicht gestattet, daß die zum Verkauf dorthin gebrachten Muscheln gehörig getrocknet werden. Andere behaupten, die schönsten und besten Muscheln seien schon anderswohin verkauft worden.

* Die Expedition nach den Namuli-Bergen. Herr J. J. Last, der Führer der von der Londoner Geographischen Gesellschaft veranstalteten Expedition nach dem vorgenannten ostafrikanischen Gebirge, hat einen Bericht über seinen Ausflug nach dem Südende des Nyassa-Sees eingeschickt, worin einige Bemerkungen von allgemeinerem Interesse enthalten sind. Nach seinem Aufbruch von der Missionsstation Blantyre passierte er den Schirwa-See, bestieg den Zomba-Berg, den er 5000 F. hoch fand, und

Digitized by Google

besuchte das Land der Angoni, südwestlich vom Nyassa-See. Er berichtet, daß der Bezirk um den Zomba herum sich sehr fruchtbar erwiesen habe. Die englischen Pflanzungen in jenem Bezirke liefern sehr reiche Ernten an schönem Kaffee. Man hat außerdem Versuche mit der Kultur von Thee, Cacao und Pfeilwurz gemacht, welche gute Ergebnisse versprechen. Auf seiner Wanderung nach Norden setzte er über den Schire, dessen östliches Ufer ganz unbewohnt ist, während das westliche ein wohlbevölkertes und fruchtbares Gelände bildet. Da die Könige der Angoni und der (am Schire lebenden) Yar mit einander Frieden geschlossen, haben die kleinen Kriege zwischen den Stämmen aufgehört, und Last konnte seine Reise fortsetzen, ohne durch irgendwelche aus dieser Ursache herrührende Ungelegenheiten gestört zu werden. Am Ausfluß des Nyassa fand er eine niedrige sandige Gegend mit zahlreichen Stellen, welche während der Regenzeit unter Wasser stehen und auf welchen dann Salz ausblüht, sobald das Wasser verdunstet. Das Land der Angoni, südwestlich vom Nyassa, bildet eine große, etwa 5000 F. hohe Hochebene, welche sich weit nach Westen erstreckt, allein in diesem ganzen Bezirk ist kaum ein Baum zu sehen, und seine Bewohner benützen als Brennmaterial Maisstengel und getrockneten Kuhmist. Das Land gegen Osten hin ist sehr arm, gewinnt aber weiter gegen Westen sehr an günstigem Aussehen und ist in seinem westlichen Teil gut und weithin angebaut. Die Expedition kehrte am 1. Juli 1886 nach Blantyre zurück; am 12. brach sie von dort wieder auf und erreichte die Namuli-Berge im August.

* Der spanische Reisende Sorela Fajardo erreichte am 27. Februar ds. Js. den Senegal; er gedenkt von St. Louis in Senegambien aus das ganze Festland Afrika von Westen nach Osten zu durchqueren.

* Die von der Kongo-Association veröffentlichten Berichte über die Zustände am oberen Kongo kontrastieren lebhaft mit Briefen, welche durch die Pariser Geographische Gesellschaft veröffentlicht worden sind. Es werden in denselben einige Einzelheiten über den Verlust der Station an den Stanley-Fällen gegeben und die Befürchtung ausgesprochen, die Araber könnten die Station Bangalla angreifen. Außerdem soll am Stanley-Pool der Verkehr auf beiden Ufern dadurch unterbrochen worden sein, daß die Eingeborenen die Karawanen angriffen. Wahrscheinlich führten aber Stanley's Unterhandlungen mit Tippu-Tip zur Herstellung friedlicher Beziehungen zwischen den Arabern und dem Kongo-Freistaat. Die neuesten Nachrichten besagen, daß Tippu-Tip zum Vorsteher der Station an den Stanley-Fällen ernannt werden soll.

* Der belgische Lieutenant Baert, welcher den Mongalla erforschte, gibt an, dieser Fluß sei an der von ihm erreichten fernsten Stelle nur 30 F. breit und 4 bis 5 F. tief. Dieser Punkt liegt sehr nahe bei Junker's Ali Kobo am Welle. Baert's Darstellungen zeigen deutlich, daß der Mongalla nicht der Unterlauf irgend eines von den Flüssen ist, deren Quellen von Junker erforscht worden sind, daß dagegen der von ihm entwässerte Flächenraum ein relativ kleiner ist.

* Dr. Zintgraff, welcher vor einigen Jahren Westafrika besuchte, hat nun von der deutschen Reichsregierung den Auftrag erhalten, mittelst des kleinen Dampfers „Nachtigal" das Flußsystem des Kamerun zu erforschen; er beabsichtigt, auch die Kamerun-Gebirge zu besuchen. Da es daselbst Kautschuk in großen Mengen geben soll, so wird er von einem Sachverständigen in diesem Artikel begleitet sein.

* Die Aussichten des amerikanischen Polarreisenden A. MacArthur für seine Reise nach dem Nordpol scheinen nicht sehr glänzend zu sein. Er verließ Winnipeg erst vor einigen Wochen auf dem Wege nach der Hudsons-Bay. Mitte März kehrte sein Begleiter, der sich von ihm getrennt hatte, nach Winnipeg zurück. Gleichwohl kann Herr MacArthur der Wissenschaft große Dienste leisten, wenn er sich auch nur auf Forschungen in jener Gegend beschränken sollte.

* Nach dem Kopenhagener „Dagbladett" betrug die Bevölkerung des nördlichen Grönland gegen Ende des Jahres 1885 4414 Köpfe, nämlich 2119 männliche und 2295 weibliche Individuen; die des südlichen Grönland 5500, nämlich 2557 männliche und 2943 weibliche Individuen. Die Zunahme der Bevölkerung im Jahre 1885 belief sich auf 86 im nördlichen und 31 im südlichen Teile. Diese langsame aber stetige Zunahme bildet einen günstigen Kontrast zu der raschen Abnahme der Bevölkerung in den englischen und amerikanischen Teilen des arktischen Amerika. Die dänische Regierung sorgt mit besonderem Eifer für die Eingeborenen, welche die Auslagen der Regierung reichlich durch den Ertrag ihrer Jagd und Fischerei vergüten. Die Engländer und Amerikaner machen zwar Anspruch auf den Besitz des betreffenden Landes, überlassen aber doch die Einwohner der Gnade oder Ungnade der Walfischfänger, deren verhängnisvollem Einfluß jene in wenigen Jahren erliegen werden.

* Das Treibeis an den polaren Küsten von Nordamerika. Die Walfischfänger, welche alljährlich die Baffins-Bay besuchen, sagen aus, daß die ungeheure Masse von Landeis, welches im Winter 1884—1885 sich von der Küste von Baffin's-Land auf eine Strecke von ungefähr 60 Meilen in's Meer hinein erstreckte, erst im Sommer 1886 gewichen sei. Die Schiffe waren daher drei Jahre lang nicht imstande, sich der Küste zwischen Kap Bowen und Kap Searle zu nähern. Nachdem das Eis geborsten war, fanden sich Wale in großer Zahl im Cumberland-Sund und in der Nähe von Kap Mercy ein, während man in den vorvergangenen Jahren in diesen Gewässern kaum einige getroffen hatte.

Digitized by Google

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Es existiert noch ein naher Verwandter von im äußeren Habitus auffallend ähnlicher Form: die Maparajuba, häufig irrtümlich mit der Massaranduba verwechselt. Sie unterscheidet sich jedoch schon bei Betrachtung eines einzelnen Blattes augenblicklich, da dieses eine schmale lanzettliche Form hat und zu sicherer Unterscheidung eine seidig-filzige Bekleidung der Unterfläche sich bemerkbar macht. Auch diese Art gibt eine genießbare Milch, im Geschmack kaum von ersterer unterschieden und vermutlich von gleicher Anwendung. Außer den Blättern beobachtete ich nur noch einzelne am Boden liegende vorjährige Früchte, die von halber Größe wie bei der Massaranduba sind. Die Hölzer beider Arten sind gleich geschätzt für Tischlerarbeiten.

Wenden wir nun einen übersichtlichen Blick auf die uns im übrigen umgebenden Vegetationserzeugnisse, so stößt uns gleich anfangs jene Schwierigkeit auf, mit der die Hauptbestandteile äquatorialer Waldungen zu entziffern sind, denn hoch und dicht gewachsen reiht sich Baum an Baum zu unübersehbarer Fülle; die Kronen sind wegen der Höhe, zu der sie anstreben, unkenntlich, die Stärke der Stämme bewunderungswürdig. Ebenso entziehen sich dem Auge die mannifaltigsten Schling- und Kletterpflanzen, die oft Baumform annehmen und zu gleicher schwindelnder Höhe wie die Bäume ansteigen, um, auf deren Schultern thronend, ein gleiches Recht an Licht und Luft in Anspruch zu nehmen. Nur ein herabgefallenes Blümchen, eine Frucht u. dgl., läßt den unten Suchenden vermuten, welche Welt sich über ihm aufgebaut hat. Und nicht einmal immer darf er diesen Zeichen vollkommen trauen, indem häufig Früchte verschiedener Arten durch Vögel auf weitem Fluge hergetragen und hier niedergefallen sind. Das Rätsel, anstatt sich zu lösen, wird hierdurch nur um so verwickelter und erheischt doppelte Vorsicht.

In spezifischem Uebergewicht stehen die zahlreichen Arten von Leguminosen, wie Copaifera, Hymenaea, Caesalpinia, Inga, Banhinia, Coumaouna und Melanoxylon. Nächstdem Laurineen, Ficus-Arten, Myrtaceen, Bombaceen, Canellaceen — darunter die schöne Platonia insignis, Lecythideen (unter denen der seltsame Couratari guianensis); Carapa, Guaiacum, Anacardium, Spondias, Icica, Hedwigia, Bignonia, Tecoma, Theobroma; Rubiaceen und Anonaceen. Unter den Palmen begegnen wir der Euterpe edulis, Mauritia flexuosa, Oenocarpus Bacaba, Maximiliana regia, Attalea spectabilis, Acrocomia sclerocarpa; verschiedenen Bactris und Astrocaryum. Folgende drei Arten sind uns neu: Iriartea exorrhiza, Paxiuva genannt; Hyospathe elegans (Ubi) und ein Cocos (Pati).

Ueberraschen die Inga durch ihren Artenreichtum, so die Anonaceen durch ihre Masse, in der die einzelnen Spezies auftreten. Der starken Verbreitung der letzteren sind die langen Wurzelausläufer besonders günstig, die an verschiedenen Stellen neue Sprossen aus dem Boden treiben und ganze Kolonien um einen Mutterstamm bilden. Hierher gehört namentlich die Pindaiba preta und Canicie. Sie haben im Gegensatz zu den aus Samen entstandenen keine Pfahlwurzel. Eine solche Gruppierung gleichartigen Holzbestandes (sie bilden das Unterholz) wirkt um so auffallender, als das gesellige Pflanzenleben nicht im Charakter brasilianischer Waldungen liegt. Sie geben der Physiognomie des Waldes daher eine seltsame Abwechslung, und so finden wir versumpfte Stellen, ein allerdings begünstigendes Element, fast regelmäßig mit der Jussara-Palme (Euterpe edulis) besetzt, denen als treuer Begleiter die Andiroba beigegeben ist. Wo daher das eine erscheint, läßt sich auf die Anwesenheit des andern schließen. Als dritten und vierten Verbündeten, gleichsam das Unterholz dieses Aquariums bildend, treffen wir noch die Ubi-Palme und das Guarima-Rohr an, die ebenfalls unter sich im treuen Verein wachsen. Diese Ubi-Palme (Hyospathe elegans) bietet uns das in der großen Gruppe des Palmengeschlechts merkwürdig dastehende Beispiel des Lebendiggebärens, indem sich am Stamm beständig zahlreiche Sprossen entwickeln. Gelangen diese durch irgend einen Zufall auf nährende Unterlage, sei es ein modernder Stamm oder das nährende Erdreich, so trennen sie sich mit der Ausdehnung fortschreitenden Wachstums vom Mutterstamme ab und wachsen als selbständige Individuen fort. Dies Phänomen kann im eigentlichen Sinne als eine verfehlte Zweigentwickelung bezeichnet werden, die übrigens schon an sich einzig unter den Palmen dasteht. Ein bekanntes Beispiel dieser Art ist die ägyptische Dumpalme mit vollkommen ausgebildeten Aesten. Das Guarima-Rohr steht dem Ubi ganz ebenbürtig zur Seite, indem auch dieses außer einem sprossenreichen Wurzelstock in den hohen blattreichen Büscheln durch Wurzelfilze das Werk der Vermehrung übt. Die Natur kommt ihnen hierbei in erleichternder Weise zur Hülfe, indem sie den beladenen Stamm durch das Anwachsen der Schößlinge sich niederbeugen läßt, um die Brut am Boden absetzen zu können. Dem Kultivateur sind hierdurch beobachtenswerte Winke an die Hand gegeben.

Meine Nebenabsicht, in den Dörfern neue Mannschaft zu erhalten, fand bei der Bereitwilligkeit der Chefs keine Schwierigkeiten. Denn obwohl die Leute sämtlich sehr beschäftigt waren, erhielt ich von drei Häuptlingen je einen Mann als Lastträger bis Presidio und in gleicher Weise andere drei zum Ruderdienst. Somit hatte ich die Aussicht, meine Reise stromauf weiter verfolgen zu können. Wie weit aber wohl bei der Unbeständigkeit der Indianen! Um ihr Mißtrauen nicht zu erregen, mußte ich ihnen versprechen, pränumerando Zahlung zu leisten. Auf dem Rückwege nach der Station Presidio mehrten sich die Transportgegenstände noch bedeutend und unverhofft, indem wir diesmal mit der Jagd besonders glücklich waren. So wurden bei einer Gelegenheit vier Brüllaffen, drei Jacu, zwei Rhambu und drei Jacamin geschossen, was uns Vorrat auf mehrere Tage gab.

In Presidio angelangt, fand ich auch die unterdessen bereits vom Direktor der Kolonie Januaria erbetenen Ersatzmänner vor. Trotz vielseitigen Abratens wegen der großen Dürre wollte ich, von neuem Mute beseelt, nun wenigstens ein Vordringen bis Buriti-pucu, einem drei Tagereisen entfernten Indianendorfe, nicht unversucht lassen. Rasch ließ ich das Boot einrichten, und schon am andern Morgen verließen wir Presidio. Nach kurzer Fahrt befanden wir uns bei der Capoeira dos Padres, einem Ort, an dem vor mehr als hundert Jahren jesuitische Missionare den Versuch einer größeren Niederlassung gemacht und auch bereits eine Villa gegründet hatten.

Gedenken wir dieser frommen Brüder, deren segensreiches Wirken zu historischer Bedeutsamkeit für das Land geworden ist, mit einigen Worten ausführlicher. Als auf päpstliche Veranlassung die weitverzweigte Gesellschaft Jesu in die verschiedensten Länder gesandt wurde, um das Evangelium zu verbreiten, erhielt auch Brasilien, damals noch portugiesische Kolonie, einen beträchtlichen Anteil. Da das Streben der Missionare auch besonders darauf hinzielte, die zahllosen Wildenstämme dem Christentum und der Zivilisation zugänglich zu machen, so wagte sich eine große Menge Brüder unter die entlegensten und von Europäern noch nie betretenen Ortschaften. Sie erlangten das Vertrauen der verschiedenen Wildenstämme, und nachdem sie der schwierigen Sprachen mächtig geworden, errichteten sie Kirchspiele, Unterrichtsanstalten und ähnliche nützliche Institute. Daß ihre Missionsversuche nach allen Richtungen hin von den besten Erfolgen gekrönt wurden, steht als unbestrittene Thatsache noch heute fest. Es kam aber dennoch eine Zeit, wo die Brasilianer sie in ihrem Wirken und Treiben verdächtigten, sie ihres Dienstes entsetzten

Digitized by Google

und aus dem Lande verjagten. Wer nicht entfloh, um sich in den inneren Provinzen vor den Verfolgungen zu sichern, wurde in dazu bestimmten Schiffen nach Portugal zurückgeschickt. Wenngleich es nun nicht geleugnet werden kann, daß die Missionare (hier schlechtweg Padres genannt) neben ihrem aufopfernden Wirken die Förderung eigener materieller Interessen anstrebten, so durfte dies den Brasilianern immerhin noch keine Veranlassung geben, so übereilt den Stab über sie zu brechen. Heutzutage wird dieser Bann von patriotisch Gesinnten übel gedeutet, und gern wünschte man sich bei den bestehenden Verhältnissen ähnliche Männer wieder in das Land.

Auch die Padres der obenbesagten Capoeira hatten sich ziemlich viele Schätze an Gold und Edelsteinen erworben; diese sollen bei der Eile, mit der die Flucht bewerkstelligt wurde, in dem Walde vergraben, und dabei in der Voraussetzung, daß eines Tages einmal wieder ein guter Wind wehen würde, die Vorsicht angewandt worden sein, einzelne hieroglyphische Zeichen in einen Stein zu graben und diesen in den vorbeifließenden Fluß zu versenken. Eine Kopie dieser Zeichen wurde mir von ihrem Inhaber in Monçao geheimnisvoll und mit der Bedingung anvertraut, daß, wenn ich der glückliche Finder des Steines und somit des Schatzes würde, ich den Fund mit ihm teilen solle. Was half mir indessen die Kopie der Schriftzeichen, so lange ich den Stein nicht hatte! Und überdies fehlte ja auch die Deutung der Zeichen, deren Geheimnis mit den Padres verloren gegangen sein wird. Sie bestehen aus drei gleichen in einer Richtung stehenden Kreuzen; darunter in schräger Stellung ein größeres ähnliches neben einem doppelten Dreieck, wie Kaufleute sie auf ihre Warengüter zu zeichnen pflegen. Die Brasilianer, bei denen die alten glücklichen Zeiten des Schatzhebens in Diamanten und Gold noch in guter hoffnungerweckender Erinnerung stehen, ließen keine Mittel unversucht, die besagten Schätze aufzusuchen; jedoch alles bis auf heute vergebens. Von der erwähnten Niederlassung, die auf der Höhe eines Berges erbaut war, ist nun außer der Capoeira keine Spur mehr vorhanden. Der Nachwuchs hat in einem Zeitraum von hundert Jahren noch sein eigentümliches Gepräge, das ihn vom Urwalde unterscheidet, nicht verlieren können.

Noch eine Tagereise stromauf und es erscheinen schon an einzelnen Stellen jene Campländereien, die, von Wald entblößt, das Innere Brasiliens so charakterisieren. Hier befanden sich vor nicht gar langer Zeit noch ausgedehnte Niederlassungen der Gujajaras, die, ehe die Ausbeutungen des Copahiba-Balsams begannen, noch die Vorteile des nahen schiffbaren Flusses nicht aufgaben. Bevor wir Buriti-pucu erreichten, sollte es noch einige harte Proben kosten, indem zwei der Canoas gänzlich ausgeladen und versenkt unter einem das Wasser versperrenden Baum hindurchgeführt werden mußten.

Die Entstehung seines Namens verdankt Buriti-pucu der Anwesenheit hoher Buriti-Palmen, indem das Wort „pucu" lang, hoch bedeutet. Dort jedoch, wo diese schlanken Palmen stehen, existiert schon lange kein Dorf mehr. Dieses wurde weiter und weiter verlegt, aber der Name ist geblieben. Das Erscheinen der schönen Mauritia-Palmen war von doppeltem Reiz für mich, da ich sie auf der 80 Leguas betragenden Reise am Flusse nicht beobachtet hatte.

An dem Hafen — so nennt man hier jeden Landungsort — befanden sich nur zwei, von Christen erbaute Wohnungen, um auf der Weiterreise als Station zu dienen. Ein halbtägiger Gang landeinwärts führt zum ersten Dorfe, in dessen Nähe nach verschiedenen Richtungen noch Filialniederlassungen sich befinden. Alle stehen unter der Leitung des Ober- und des Unterchefs, die ihren Wohnsitz im Mittelpunkte haben. Ersterer, ein Paraenser und Portugiesisch redend, ist vom brasilianischen Governo installiert und mit Uniform versehen, von welcher er jedoch nur Gebrauch macht, wenn er etwa einmal eine Reise nach der Hauptstadt zum Besuch beim Präsidenten machen muß, weshalb sie wohl manches Jahr unbenutzt im Koffer liegen mag. Da die Dörfer stets nur klein sind, so hat man in jedem neuen Gelegenheit, mit fremden Gegenständen bekannt zu werden. Die Vorliebe für musikalische Unterhaltung fand ich hier durch noch ungekannte Instrumente, eine Art Hörner, befriedigt. Ein starkes Bambusrohr wird an dem einen Ende mit einem Gürteltierschwanz oder einer trichterförmigen Calabasse versehen, der Verband fest und künstlich geschlossen und das ganze mit Farben und Federn ausgeschmückt. Auf diesem Instrumente bläst der Indian seine melancholischen monotonen Weisen, die weit und dumpf wie Signale erschallen.

An zwei Aras sah ich die martervolle Sitte üben, sämtliche Federn auszurupfen, um Zierraten daraus zu verfertigen. Diese Tiere werden als Federlieferanten neben dem Hausgeflügel unterhalten, und so oft sie aufs neue befiedert sind, ihres Schmuckes beraubt. Wäre nicht der Schwanz, den man ihnen läßt, und der kolossale Schnabel, so würde man nicht erraten, zu welcher Gattung diese Tiere gehören.

Eine festliche Unterhaltung rief eines Abends sämtliche Einwohner ins Hauptdorf. Es gewährte einen ergötzlichen Anblick, sie zigeunerähnlich, mit Kindern belastet und dem Hunde an der Schnur, in langer Reihe und hastigen Schrittes einherziehen zu sehen. Und worin bestand die Unterhaltung? Sich die Nacht mit Trampeltanz und Geheul des Schlafes zu berauben. Dabei thun sie sich mit dem Getränke aus den Knollen der Manducaba emsig gütlich, einem Getränk, das, so gewöhnlich alltäglich es ist, doch das einzige bildet, das bei festlichen Gelegenheiten gereicht wird. Ein Kessel, groß genug, um das Gebräu für hundert Personen aufzunehmen, steht beständig auf dem Feuer. Mit anbrechendem Morgen erst hat die Unterhaltung ein Ende und dann ruht man zwei oder drei Stunden, zu welchem Zweck die Fremden ihre eigene Hängematte mitgebracht haben. In der Weise, wie sie gekommen, begeben sie sich wieder dann nach Hause.

Unter anderem kam ich hier in Besitz eines lebenden Faultieres, das, ruhig auf dem Boden liegend, sich geduldig auf- und mitnehmen ließ. Die Faulheit dieses Tieres übersteigt alle Vorstellung. Liegt doch in seinem Gesichte schon vollkommen ausgeprägt, wessen Geisteskind es ist! Es läßt sich schlagen und zwicken und ich bezweifle nicht, daß es sich selbst zu Tode schlagen ließe, ohne nur eine Miene zu verziehen. Mit einem Stacheleisen oder sonst in einer empfindlichen Weise gereizt, stößt es höchstens ein langgezogenes, klägliches A-i aus. Auch beim Fressen geberdet es sich eigentümlich. Langsam, wie im Schlafe, streckt es erst die eine dann die andere Pfote nach der Nahrung aus, als ob man ihm dabei zur Hülfe kommen müsse. Die Nahrung besteht aus grünen Blättern, besonders des Amba-uba-Baumes. Während des Fressens hielt es die Augen geschlossen und schien sich mehr durch den Geruchssinn als durch das Auge leiten zu lassen. Es lebt beständig auf Bäumen, die es nicht eher zu verlassen pflegt, als bis sie abgeweidet sind. Daß dieses Tier durch Herabfallenlassen von Bäumen sich entfernen soll, scheint auf Unwahrheit zu beruhen. So viel ich gesehen, läßt es sich ganz in derselben Weise herunter, wie es hinauf gekommen ist, nämlich durch Klettern oder richtiger Rutschen. Da alle Bewegungen mit einer verzweifelten Langsamkeit vor sich gehen, so leuchtet ein, daß das Tier imstande sein muß, einige Tage ohne Nahrung zu bestehen, soll es in seiner Erhaltung nicht gefährdet werden. So fand ich es auch an dem meinigen bestätigt. Nach achttägigem ersten Fasten benahm es sich beim Fressen noch so ruhig, so gemütlich, als wenn es nur eben zum Zeitvertreib sein sollte. Hernach ließ es Pausen von zwei zu zwei Tagen eintreten. Ist es ausgewachsen, hat es die Größe eines mittelmäßigen Hundes. Das Fell ist grobhaarig, grau und über dem Kreuze mit ungleichen weißen Flecken besetzt. Die Zehen sind vorn und hinten dreizählig und fast 3 cm. lang. Da selbige der Fußplatte ganz parallel angelegt

Digitized by Google

werden können, so kann die Sicherheit nicht befremden, mit der sie einen einmal erfaßten Gegenstand umschlossen halten. Da das Tier überall tölpisch umhertappt, so hütet man sich, mit den scharfen Krallen irgendwie in Berührung zu kommen.

Meine in den Dörfern gesammelten Naturalien, Haushaltungsgegenstände der Indianen ꝛc., wurden diesmal nicht durch Männer, sondern durch Frauen zum Hafen transportiert. Als schützender Begleiter schloß sich ihnen der Chef an, der ebenfalls eine, wenn auch nur kleine Last, auf seine Schulter lud. Fast wäre er in seiner blendendroten Uniform gegangen, die er doch noch zu rechter Zeit wieder ablegte.

Meine Reisegesellschaft vermehrte sich noch um ein ansehnliches, indem ich aus den verschiedensten Tieren eine kleine Menagerie gebildet hatte. Unter den Papageien, Perroquitos, Jacu, Affen, Kaninchen, Cutias ꝛc. bildeten ein junger zehnjähriger Indian und ein Brüllaffe die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten. Der Knabe war mir von seinem Bruder auf Verwendung des Chefs übergeben, wogegen er einige unbedeutende Kleidungsstücke in Anspruch nahm. Der Chef aber hatte bedingungsweise für sich eine Quantität Branntwein und etwas Schießpulver erbeten, ein Entgelt, der ebenfalls an sich gering schien, hier jedoch, da meine Vorräte erschöpft waren, nur mit enormem Opfer zu leisten war. Da der Knabe elternlos war, und bereitwillig, vergnügt sich mir anschloß, so glaubte ich kein Unrecht zu begehen, ihn aus den Wildnissen hinwegzuführen und ihn zu meinem Gesellschafter zu machen. In seiner Physiognomie vereinigten sich mit den Zügen seiner Rasse zugleich die Typen der Timbiras, für welchen er selbst von vielen gehalten wurde. Er war so willig und vergnügt, wie nur ein Kind sein kann. Besonders zeigte er eine ausgelassene Heiterkeit beim Baden, indem er die possierlichsten Sprünge im Wasser ausführte.

War die Rückfahrt wegen der bedeutenden Seichtigkeit des Wassers mit noch größeren Schwierigkeiten verknüpft als die Hinfahrt, so hatte sie doch wieder ihre eigentümlichen Reize, indem es nun ein Leichtes war, mit Pfeil und Bogen nach den schmackhaften Fischen zu schießen — eine Jagd, die um so spannender ist, als man im Boot sitzend die Fische nicht sieht, auf die der Pfeil gerichtet ist. Vorn auf dem Bug des Bootes aufgerichtet, hält sich der Indian schußfertig, sobald das Boot an flachsandige Stellen kommt, in denen die Fische sich zu sonnen pflegen. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes rast der gespießte Fisch auf und davon, indem er versucht, sich des Pfeiles durch verzweifeltes Schwenken und Plätschern zu entledigen. Schnell wird ein zweiter und ein dritter Pfeil nachgesandt und das Opfer dann sicher aller Bewegung unfähig gemacht. Der Indian bekundet in diesen Jagden ein geübtes Auge, indem er der durch das Wasser bewirkten optischen Täuschung Rechnung zu tragen weiß. Bei solch ergiebigem Fange brauchten wir nicht ganze Tage mit den Jagden im Walde zu verlieren, und überdies drängte auch die vorgeschrittene Zeit zu schleunigster Heimkehr, indem das Fahren nicht allein von Tag zu Tag beschwerlicher, sondern auch der Aufenthalt auf dem Flusse durch die nun aus dem trockengelegten Innern heranziehenden Timbiras unsicher gemacht wurde.

Glücklich, indessen ohne einen besonderen Unfall langten wir nach neuntägiger rascher Reise und mehr als dreimonatlicher Abwesenheit wieder in Mouçao an, wo ich nur noch die Ankunft des Dampfers erwartete, um mich nach der Hauptstadt zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

* Ueber eine Forschungsreise im nördlichen Alaska hat das Marineministerium in Washington vom Leiter der Expedition, dem Lieutenant Stoney, Bericht erhalten. In diesem Bericht, welcher vom 16. September 1886 datiert ist, wird erwähnt, daß die Expedition im Dezember 1885 die Quellen des No-to-aik-Flusses entdeckt und im Januar 1886 der Ingenieur Zane eine Schlittenfahrt nach St. Michael und zurück unternommen hatte. Im Thale des Putnam-Flusses sind viele wichtige Entdeckungen gemacht worden; unter anderen wurden eine warme Quelle und die Quelle eines in nördlicher Richtung fließenden großen Flusses entdeckt. Die Eingeborenen der Gegend hatten bisher noch keinen weißen Mann gesehen. Zwei Mitglieder der Expedition, Howard und Price, entdeckten einen neuen großen Fluß und die Quellen des Colville. E. B.

* Reiche Funde. Die „Nowosti" meldet, daß Arbeiter an der Bahnstrecke Riga-Pskow bei dem Dorfe Range eine große Kiste mit altem Gold und Silber ausgegraben. Der Wert des Fundes wurde auf 24,000 Rubel taxiert und fällt hiervon 1/3 den Findern zu, während die übrigen 2/3 der Krone gehören. — Im Gouvernement Saratow fanden kürzlich vier Tartaren unter einem alten Baumstumpf ein irdenes Gefäß, das über ein Pud alte tartarische Silbermünzen von feinem Gehalt enthielt. Der Mollah des Ortes las auf diesen Münzen die Namen: Muhamed Urbasan, Malibeh-Khan, Abubekr-Khan u. a., sowie die Jahreszahlen 722, 756, 761 der Hedschra (1320, 1354, 1359 n. Chr.) und verschiedene sunnitische Inschriften als: Keiner ist Gott als Gott ꝛc. E. B.

* Eine neue schwedische Kongo-Expedition. Nachdem die Verwaltung der Stiftung „Lars Hjerta" eine Summe von 10,000 Kronen zur Ausrüstung einer neuen Expedition in die Gegenden nördlich vom Kongo beigesteuert, begab sich der Afrikareisende Lieutenant Wester nach England und Belgien, um mit dortigen Forschern und Geographen den Plan der neuen Reise zu besprechen. Herr Wester ist nun von London und Brüssel wieder in die Heimat zurückgekehrt, um die geplante Expedition vorzubereiten. E. B.

Anzeige.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Reisen und Forschungen
im
alten und neuen Kongostaate
von **Dr. Jos. Chavanne.**

Ein starker Band, Lex.-Oct., hochelegante Ausstattung mit vielen Original-Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Broch. 24 M., eleg. geb. in Halbfranzband 27 M.

Gestützt auf die im Kongostaate gesammelten Erfahrungen und Studien in den Jahren 1884—1885, zum Zweck topographischer Aufnahmen, versucht der berühmte Verfasser in dem Werke ein **klares** und **unparteiisches** Bild des Landes und **seiner Bevölkerung** zu entwerfen. Der Länder- und Völkerkunde wird in diesem Werke die **erste** auf **wirklichen Forschungen** begründete Darstellung der geophysischen Verhältnisse des unteren Kongogebietes geboten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 22. Stuttgart, 30. Mai **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die neuesten Briefe von Emin Pascha. S. 421. — 2. Ein Beitrag zu den kritischen Tagen Rudolf Falb's. Von Dr. Bernhard Ornstein. S. 422. — 3. Die geologischen Verhältnisse Bangka's. Von Dr. Theodor Posewitz. S. 423. — 4. Die Wild West Show in London. S. 426. — 5. Die Orientbahnen. S. 429. — 6. Die „Revue Félibréenne." Von M. Beusey. S. 430. — 7. Das Sealskin und seine Heimat. Von F. M. Hellborn. S. 433. — 8. Geographische Neuigkeiten. S. 436. — 9. Kleinere Mitteilungen. S. 439. — 10. Litteratur. S. 440.

Die neuesten Briefe von Emin Pascha.

Der frühere Missionsarzt Dr. Robert W. Felkin in Edinburgh erhielt am 9. Mai direkt von Emin Pascha drei Briefe und einen wissenschaftlichen Aufsatz. Der letzte dieser Briefe ist datiert aus Wadelay vom 26. Okt. 1886 und enthält die neusten Nachrichten, welche von ihm nach Europa gelangt sind. Wir entnehmen dem letzten dieser drei Briefe folgendes: „Lieber Freund! Dr. Junker hatte, bevor er von Uganda nach der Küste aufbrach, mit ungeheurer Mühe und unter Beihülfe von Mr. Mackay, von der hochkirchlichen Missionsgesellschaft, eine Karawane gesammelt und vom König Mwanga die Erlaubnis erlangt, dieselbe hierher zu schicken. Außerdem, daß dieselbe mir eine gute Menge Tuch bringen sollte, waren dabei viele Geschenke von Ihnen, sowie Zeitungen von 1884 bis 1886, einige Bücher, Jahrgänge vom „Graphic" und, was mich am meisten erfreute und sich mir am wertvollsten erweisen wird, eine große Menge Nummern der „Nature", so daß ich endlich einmal wieder sehen darf, was in der wissenschaftlichen Welt vorgeht. Ich ersehe daraus mit tiefem Kummer, daß viele meiner alten Freunde vor mir zu ihrer letzten Ruhe eingegangen sind: Munro, Hansal, Dr. Behm, Dr. Nachtigal sind alle nicht mehr. Ich bin beinahe der einzige von denen, welche den Sudan kennen. Die meisten meiner Freunde sind zur Ruhe eingegangen, nachdem sie ihren Kampf vollendet haben, während ich ... In einem Ihrer früheren Briefe baten Sie mich, Ihnen einen meiner wissenschaftlichen Aufsätze zu senden, um denselben in England zu veröffentlichen, und ich sende Ihnen den beiliegenden Aufsatz, welchen Sie erscheinen lassen können, wo Sie wollen." (Dieser Aufsatz wird im „Scotch Geographical Magazine" veröffentlicht werden.) „Es ist die Schilderung eines Ausflugs nach dem Albert Nyanza, welche ich eigens für Sie geschrieben habe. Sie müssen viele Fehler in derselben entschuldigen, aber die Umstände, unter welchen der Aufsatz geschrieben wurde, werden hoffentlich seine Unzulänglichkeiten entschuldigen. Seit ich ihn geschrieben, habe ich zwei andere Ausflüge nach dem See gemacht und eine große Menge neuer Details ermittelt. Ich könnte vielleicht sogleich eine eingehende Karte schicken, welche ich entworfen habe; allein da ich mehrere Punkte in derselben noch mehr aufhellen möchte, so will ich damit noch eine Weile warten. Ich werde Ihnen inzwischen die hauptsächlichsten Ergebnisse meiner Arbeit mitteilen, nämlich die Entdeckung eines neuen Flusses, welcher aus den Ussongora-Bergen kommt. Derselbe ist von bedeutendem Umfang und ergießt sich in den südlichen Teil des Sees. Der Fluß, welcher bei den Wasongora „Kakibbi", bei den Wamboga „Buera" genannt wird, hat in der Nähe seiner Einmündung in den See eine große Insel. Er ist jedoch wegen seiner vielen Wasserfälle schwer zu beschiffen, führt aber andererseits das ganze Jahr hindurch dem See eine große Wassermenge zu. An seinen Ufern liegt in einer geringen Entfernung vom See die Stadt Hamgurko, woselbst eine bedeutende Menge Salz von vorzüglicher Güte gefunden wird. Der Kakibbi oder Buera bildet die Grenze zwischen dem Bezirk Muenge von Unyoro, welcher nach Osten, und dem Lande M'boga, welches westlich von ihm liegt. M'boga-Land wird von Völkerschaften bewohnt, welche eine Sprache reden, die nur ein Dialekt des Kinyoro zu sein scheint. Nach Westnordwest und Norden wird M'boga von Leundi begrenzt, welches Land hinter den Bergen liegt, die an den Albert Nyanza stoßen. Nach Westen hin fand ich ein

Digitized by Google

Land von Stämmen bewohnt, die ich für Iddis hielt. Nach Südwesten hin soll, wie man mich versichert, ein großer Fluß liegen, an dessen Ufern eine Kolonie von Akkas sich befindet, welche von den Leuten in Wanyor Balia genannt wird. Sie nennen sich jedoch in ihrer eigenen Sprache Betua. Ich könnte Ihnen hier eine ziemlich umfassende Belehrung über die hellfarbigen Wasumi von M'ruti und den Toru-Bergen und von den Wakondscho geben, allein für diesmal mag das Gesagte genügen. Sobald ich wieder eine Gelegenheit habe, werde ich Ihnen vollständige Einzelheiten über diesen Gegenstand geben. Die zoologischen und insbesondere die zoo-geographischen Resultate, welche ich während der letzten paar Monate erlangt habe, werden hoffentlich von bedeutender Wichtigkeit sein. Es thut mir jedoch sehr leid, daß ich nicht die nötigen Handbücher bei mir habe, um mittels derselben alles was ich gefunden habe, im einzelnen auszuarbeiten. Ich sende an Professor Ratzel und habe bereits nach Gotha eine vollständige Karte über meine letzte Reise nach Monbuttu gesandt, die einige von Dr. Junker's Arbeiten wesentlich vervollständigen wird. Mit derselben Gelegenheit habe ich auch eine oder zwei Kisten Präparate nach England geschickt.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Dr. Emin Bey."

Sein erster Brief war in einer sehr gedrückten Stimmung geschrieben, allein später spricht er heiterer und mit mehr Zuversicht und Hoffnung von seiner Lage und von der Lage der unter seinem Befehl stehenden Truppen, denn die Ankunft der Karawane, welche Dr. Junker ihm zugesandt, hatte eine sehr ermutigende Wirkung auf ihn und seine Truppen ausgeübt.

Ein Beitrag zu den kritischen Tagen Rudolf Falb's.

Von Dr. Bernhard Ornstein.

Das Feuilleton der Nr. 111 der „Magdeburger Zeitung" bringt einen mit den Initialen A. Gr. unterzeichneten Artikel unter der Ueberschrift „Fortsetzung der kritischen Tage"[1]

Die in demselben behufs der Prüfung der Falb'schen Theorien angedeutete Absicht des Verfassers, die zu seiner Kenntnis gelangenden Nachrichten über Erdbeben, schlagende Wetter und Störungen im Luftkreise von Zeit zu Zeit in dem genannten Blatte übersichtlich zusammenstellen zu wollen, empfiehlt sich meines Dafürhaltens der Anerkennung und ernstlichen Mitwirkung eines jeden für seismische Vorgänge sich interessierenden Gebildeten. Es ist meiner Auffassung nach das einzige praktische Forschungsprogramm, welches bei konsequenter Durchführung geeignet sein möchte, ein brauchbareres Material zur Beurteilung des Wertes der sogenannten „kritischen Tage" zu liefern, als Falb's Vorträge über seine Erdbeben-Theorie, wie z. B. der am 18. März im Architektenhause in Berlin gehaltene.

Seit über 52 Jahren in dem eminent vulkanischen und erdbebenreichen Griechenland lebend, habe ich häufig zu konstatieren vermocht, daß in vielen Fällen, wenn auch nicht in allen, ein Wechselverhältnis zwischen Erdbeben und atmosphärischen Anomalien besteht; dagegen hatte ich während dieses langen Zeitraums niemals Gelegenheit, hierorts schlagende Wetter zu beobachten, noch ist mir je etwas darüber zu Ohren gekommen. In Ansehung der beiden zuerst genannten Elementarereignisse verweise ich den geneigten Leser auf meine Publikationen im „Ausland" (Siehe die Jahrgänge 1883 und 1885). Und nun zur Sache.

Zur Zeit der jüngsten westpeloponnesischen Erdbebenkatastrophe wurde unter anderem auch Kalamata, die Kreishauptstadt von Messenien, am 27. August 1886 schwer heimgesucht. Seitdem gefielen sich zwei Personen, ein daselbst ansässiger Priester, Namens Abramakos, und ein Herr Proherares, Lehrer der lateinischen Sprache am Gymnasium, in der Prophezeihung noch anderer bevorstehender Erderschütterungen, wodurch eine Panik unter den noch unter dem Eindruck der stattgehabten Katastrophe stehenden Einwohner hervorgerufen wurde. Inmitten der hierdurch entstandenen hochgradigen Aufregung wurde einem der angesehensten Kaufleute, Herrn A. Pantazopulos, von seinem in Leipzig studierenden Sohne unter anderem die Mitteilung gemacht, daß zwei namhafte Seismologen Wiens, welche die Katastrophe vom 27. August vorausgesagt hätten, zwei neue, am 15. und 30. September zu erwartende Erdbeben für Kalamata prognostizierten. Einer dieser Herren wurde als Herr Falb bezeichnet. Als nun die Zeitungen mit grellen Farben die Angst und Verzweiflung schilderten, welche diese Unglücksbotschaft in der ohnehin schon schwer geprüften Stadt verursacht hatte, hielt ich es für angezeigt, unverzüglich eine telegraphische Depesche an den dortigen Rechtsanwalt, Herrn Spanides, abgehen zu lassen, worin ich der Ueberzeugung Ausdruck verlieh, daß die den Tag bestimmenden seismischen Voraussagen einer wissenschaftlichen Grundlage entbehren. Die Veröffentlichung dieses Telegramms trug nicht weniger zur Beruhigung der Bevölkerung bei als das amtliche vom Herrn Universitätsprofessor Christomanos zu gleicher Zeit dahin gesandte, von dem ich übrigens keine Kenntnis hatte.

Die Prognose der Wiener Seismologen hat sich als eine irrtümliche erwiesen, wie aus der Nummer 255 der „Neuen Zeitung" (Korrespondenz von Kalamata vom 7./19. September) ersichtlich ist.

Fast zu gleicher Zeit ging dem Advokaten G. Karagiannes daselbst seitens des aus Kalamata gebürtigen Dr. jur. P. Tarsules die Mitteilung aus München zu, daß ein Wiener Seismologe (Falb), dessen Voraussage

[1] Soll wohl heißen: „Fortsetzung der Besprechung der von Falb sogen. kritischen Tage.

Digitized by Google

sich in Ansehung des Erdbebens vom 27. August 1886 bewährt habe, mit der Prophezeiung hervorgetreten sei, daß Messenien am 17. März und 24. August 1887 von den heftigsten Bodenzuckungen befallen werden würde, welche in unserem Jahrhundert zur Beobachtung gekommen seien. Die Angabe dieses Herrn scheint eine falsch verstandene und folglich ungenaue zu sein, speziell in Bezug auf die Intensität des Erdbebens.

Aus den drei Nummern (51, 52 und 53) des schon zitierten Athener Blattes ergibt sich, daß die letztere Vorhersage Falb's zwar nicht in Uebereinstimmung mit dem von Herrn Tarsules angegebenen Datum, wohl aber, wie solches in dem bereits erwähnten, die kritischen Tage besprechenden Artikel verzeichnet ist, d. h. am 2. und 3. März, sich in Bezug auf Kalamata, Kyparissia, Gargaliani und Navarin genau erfüllt hat. Was dagegen Philiatra, das Zentrum der vorjährigen Katastrophe, anlangt, so hat sich die Falb'sche Prognose nur annähernd richtig erwiesen, da dort erst am 4. März Erdstöße verspürt wurden und nicht am 2. und 3. März, wie Herr Falb prognostiziert hat. Es handelt sich hier übrigens um Thatsachen, welche nicht etwa allein auf Zeitungsnachrichten, sondern auch auf amtlichen Meldungen beruhen.

Ich weiß wohl, daß das Eintreffen dieser Prognose dem Zufall zugeschrieben werden kann, doch nehme ich keinen Anstand, meinerseits einzugestehen, daß mein Mißtrauen in die Falb'schen Erdbeben-Theorien jetzt erschüttert ist. Es will mich bedünken, als hätten die sogenannten kritischen Tage im allgemeinen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, daß man jedoch zu weit geht, wenn man die Möglichkeit der Zeitbestimmung bis auf den Tag anstreben zu können vermeint. Es heißt nicht ohne Grund: „Wer zu viel beweisen will, beweist nichts!"

Noch eine Schlußbemerkung.

Falb sagt in dem wiederholt zitierten Vortrage, daß Humboldt die Vulkane, in deren Nähe die meisten Erdbeben stattfinden, seltsamerweise für Ventile gegen die aus den Dämpfen in der Erde stammende Erdbebengefahr gehalten habe. Ich erlaube mir die Priorität für diesen Ausspruch zu beanspruchen, da ich mich über diese Auffassung in meinem im „Ausland" (Jahrgang 1885, Nr. 27) veröffentlichten Artikel „Ueber die gegenwärtige Erdbebenperiode im östlichen Mittelmeer-Gebiete" wie folgt ausdrücke: „So klingt es recht schön, wenn Al. v. Humboldt die Vulkane als Sicherheitsventile der Erde bezeichnet, doch hält der demonstrative Ausspruch des großen Physikers nicht Stand vor den gewichtigen Gegengründen, welche wir aus den Katastrophen von Ischia und Krakatau, so wie aus dem auf Sizilien in Zafferana am Aetna, am 12. März stattgehabten Erdbeben schöpfen."

Die geologischen Verhältnisse Bangka's.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Ein anderthalbjähriger Aufenthalt im Innern Bangka's stellte mich in die Gelegenheit, mich mit den geologischen Verhältnissen dieser Insel aus eigener Anschauung etwas vertraut zu machen; und die vielen Reisen, die ich unternahm und wodurch ich zwei Drittel des Eilandes kennen lernte, vervollständigten meine Kenntnisse.

Die kleine Insel Bangka, gegenüber der östlichen Küste Sumatra's gelegen, ist das geologisch am besten bekannte Eiland im ostindischen Archipel. Wohl sind auch in Java, Sumatra und Borneo ziemlich genaue Untersuchungen gemacht worden und werden auch jetzt noch fortgesetzt; allein es sind immer nur einzelne Gebiete, die durchforscht wurden, es sind nur Bruchstücke, die besser bekannt wurden, während in Bangka alle Teile der Insel mehr oder weniger genau studiert worden sind.

Diese genaueren Kenntnisse verdankt man aber den Zinnseifen daselbst, die schon seit dem vorigen Jahrhundert durch Eingeborene und Chinesen ausgebeutet wurden. Als Anfangs der fünfziger Jahre die indische Regierung eine größere Kontrole über die Zinnausbeute auszuüben begann, wurden auch Montaningenieure hingesandt, um den Zinnreichtum der Seifen zu untersuchen, behufs einer eventuellen Verpachtung der Zinnlager. Die Ingenieure faßten ihre Aufgabe nicht engherzig auf und studierten nicht blos die Zinnseifen, sondern sie wandten ihr Augenmerk auch auf die geologischen Verhältnisse, in der richtigen Voraussetzung, daß nur durch das Studium der letzteren folgerichtige Schlüsse gezogen werden können auf das Zinnvorkommen, Verteilung und ursprüngliche Lagerung.

So entstanden in den „Jaarboeken van het mijnwezen in Nederlandsch-Indie" die „Rapporte" über die einzelnen Distrikte der Insel, von verschiedenen Ingenieuren herrührend, die geologischen wie bergbaulichen Verhältnisse beschreibend. Blos von den Distrikten Muntok und Djebus sind noch keine separaten Beschreibungen erschienen, doch sind diese Gegenden durch van Diest auch geologisch auf seiner Karte koloriert worden.

Dem geologischen Bau nach ist Bangka eine uralte Insel; ältere granitische Eruptivgesteine, krystallinische Schiefer und Gesteine der Silur- oder Devon-Formation bilden dieselbe. Von jüngeren Formationen ist mit Ausnahme der quaternären Bildungen nichts vorhanden, und hierin unterscheidet sich auch Bangka vornehmlich von den großen Sunda-Inseln, woselbst von den jüngeren Formationen wenigstens das Tertiär mächtig entwickelt ist, das in Bangka gänzlich fehlt.

In geotektonischer Beziehung bildet Bangka ein welliges Hügelland, aus welchem einzelne isolierte Bergmassen oder Bergzüge emporragen, umgeben von den Küsten von rezenten Bildungen.

Digitized by Google

Die Höhe der Berge ist im allgemeinen keine bedeutende. Das höchste Gebirge ist der Maras mit dem 698 m. hohen Gipfel Bui; das Mangkol-Gebirge ist 397 m. hoch (Gipfel Langgir); der Permiß 452 m. (Gipfel Manindju), der Padding 600 m., Menumbing 452 m., Muntai-Gebirge 278 m.

Was die älteren Eruptivgesteine betrifft, so sind sie fast ausschließlich granitischer Natur in mannigfachen Abarten. Nicht nur in den einzelnen Gebirgen, sondern auch in ein und demselben Gebirgsstock unterscheidet man verschiedene Varietäten in struktureller Beziehung.

Vorherrschend ist ein feldspathreicher, grobkörniger Granit.

Im nördlichen Granitzuge ist das Gestein gen Westen zu porphyrartig mit untergeordnetem Glimmer, während östlich er grobkörnig und gegen die angrenzende Schieferzone feinkörnig wird. Interessant ist das häufige Auftreten von Turmalin und Hornblende neben dem Glimmer.

Der Haupttypus des Mangkol-Gebirges ist auch ein grobkörniger, feldspathreicher und glimmerarmer Granit mit manchen Abarten; so wird er porphyrartig (Langgir), oder turmalinführend (Tungal), oder Wolfram als Bestandteil enthaltend (Salinta) 2c.

Im Permiß-Gebirge tritt ein ähnlicher grobkörniger, feldspathreicher Granit auf, stellenweise eine porphyrartige Struktur annehmend (Berg Manindju) oder Turmalinführend.

Im Muntai-Gebirge ist der Granit porphyrartig, bei Kap Krassak feinkörnig; in der Padding-Kette grobkörnig und quarzarm. Accessorische Bestandteile im Granit sind: Agalmatolith, Onatas, Granat, Rutil, Titaneisenerz, Flußspath, Wolfram und besonders Zinnerz.

Nur ausnahmsweise findet man andere Gesteine, so Turmalinfels (Hügel Plawan), Syenit (Kap Batu), Hornblendegranit (Distrikt Blinju).

Der Granit beteiligt sich an dem Aufbau aller höheren Berge der Insel, mit Ausnahme des Maras-Gebirges; er tritt hügelbildend im Norden der Insel auf und bildet sich wenig erhebende Terrains, wie im Distrikt Toboali im Bereiche der Flüsse Olim und Gumba. Die Lagerung der Granitmassen entspricht zwei sich kreuzenden Spaltungssystemen. Die Längsspalten, drei an der Zahl, laufen parallel mit der Längsaxe der Insel von Nordwest nach Südost, die Querspalten ostwestlich.

Zur ersten Längsspalte gehören: das Muntok'sche Granitmassiv, der Granit des Tempelang, das Permiß-Gebirge und die verschiedenen kleineren Durchbrüche im Südwesten der Insel. Der zweiten Hauptspalte gehören an die Gebirge Maras, Mangkol bis zum Hügel Plawan im Süden. Die dritte Längsspalte ist blos auf den Nordosten der Insel beschränkt; hierher gehört der Granitzug von Blinju bis Merawang.

Die nördliche Querspalte entspricht dem Granitterrain in Djebus; die südliche der Plawan-Padding-Bergkette, welche die Grenzscheide zwischen Koba und Toboali bildet.

Die Klabat-Bay, den Nordwesten vom Nordosten trennend, dürfte als ein Senkungsfeld aufzufassen sein.

Die größte räumliche Verbreitung besitzt der Granit im Norden und Süden der Insel. Dort bildet er den nördlichen Granitzug von Djebus bis Merawang, den Menumbing, Tempelang 2c. Hier ist es die mächtige Plawan-Padding-Kette, deren Ausläufer bis zur südöstlichen Inselspitze reichen, sowie die vielen kleineren Granitstöcke im Südwesten. Im mittleren Teile der Insel ragt blos der Mangkol, das Mittelgebirge Bangka's, empor und mehr gegen Südwest der Permiß.

Das Alter des Granites scheint jünger zu sein als die ihn umgebenden Thonschiefer, denn bei Kap Kedamin ist dieser gangförmig von einem feinkörnigen Granit durchsetzt.

Das Alter der Granitmassen untereinander ist auch ein verschiedenes; ihre Eruptionszeit ist nicht ein und dieselbe; denn es finden sich mehrere Beispiele vor, daß ein feinkörniger Granit gangförmig in einem grobkörnigen auftritt (Sungai Liat, Blinju, Toboali), und außerdem zeigen manche Granite einen ganz verschiedenen Habitus.

Quarzgänge durchsetzen mehrorts den Granit. So ist der Berg Ptwak (Distrikt Sungai Liat) an seiner Randzone vielfach von nordöstlich streichenden Gängen durchzogen, die zum Teil Kupferkies, Bleiglanz, Schwefelkies und Flußspath führen, zum Teil Turmalin mit etwas Zinnerz. Im feinkörnigen, vielfach zerklüfteten Granit der Hügel Pantja und Silok setzen Quarzgänge mit Turmalin und Zinnerz auf, ebenso wie in dem Granit der Hügel Betong und Sabong-giri. Auch der Granit des Hügels Kemiri ist von Quarzgängen durchzogen.

Die Formen der Granitberge sind, wie gewöhnlich, abgerundet.

Die krystallinischen Schiefergesteine, hauptsächlich aus Glimmer und Chloritschiefer sowie Thonglimmerschiefer bestehend, treten zumeist im nördlichen und südlichen Bangka auf, während sie in Mittel-Bangka nur selten zu Tage treten.

In Nordbangka umgeben sie in einer mächtigen Zone von beiden Seiten den Granitzug. Hier sind „seidenglänzende Glimmer- und talkführende Thonschiefer" entwickelt. Die Glimmerschiefer nehmen zuweilen in der Nähe des Granits gneißartigen Typus an oder gehen anderwärts durch Aufnahme von reichlichem Quarz in Quarzitschiefer über. Auch Chloritschiefer treten lokal auf.

In Mittelbangka treten die krystallinischen Gesteine selten zu Tage; daß sie aber auch hier nicht fehlen, zeigt das Vorhandensein von Glimmerschiefer in der Mine Gemuru.

Im Permiß-Gebirge sind Thonschiefer am meisten entwickelt; lokal finden sich Eisenglimmerschiefer und Turmalinschiefer. Auch im südlichen Bangka sind Thonschiefer

Digitized by Google

zahlreich vorhanden; sie umgeben die Plawan-Padding-Kette, die Berge Lama, Duwa-ajam und andere mehr. Glimmer- und Chloritschiefer treten hier nur ausnahmsweise zu Tage.

Die Lagerungsverhältnisse der krystallinischen Schiefer sind vielfach gestört; die Schichten sind stark gefaltet und verworfen. Steil sind sie z. B. aufgerichtet am Berge Sabong-giri. Die Hauptstreichungsrichtung ist im nördlichen Bangka ein nordwest-südöstliches, im südlichen Bangka hingegen ein mehr ost-westliches, parallel der Padding-Kette. Das Einfallen ist gegen Nordost-Südwest, resp. Nord oder Süd, gerichtet.

Außer diesen Schiefergesteinen findet man noch in Bangka entwickelt ein Gestein, zur „alten Schieferformation" gehörend.

Diese „alte Schieferformation", die sich auch auf den übrigen Inseln, z. B. Sumatra, Borneo, entwickelt findet und stets dieselben Charaktere zeigt, besteht der Hauptsache nach aus zwei Abteilungen, einer unteren, in welcher die Schiefer überwiegend vorhanden sind, und in einer oberen, wo quarzitische Sandsteine zumeist auftreten. Beide sind von Quarzgängen durchsetzt. Das Alter dieser Gesteine ist aus Mangel an Versteinerungen noch nicht festgesetzt; es scheint indes ein devonisches zu sein.[1]

Unter den Schiefermassen sind zu erwähnen gut spaltbare, bunte Thonschiefer in schwärzlicher, brauner, blaulicher und grauer Färbung; sie wechsellagern vielfach mit einander und sind auf den Spaltungsflächen oft mit Schwefelkies imprägniert. Außerdem treten aber auch auf Quarzite, mehr oder weniger spaltbar, mit den Thonschiefern wechsellagernd. Quarzitische Sandsteine spielen in der unteren Abteilung eine mehr untergeordnete Rolle, sind aber in der oberen Etage mächtiger entwickelt. Hier kommen auch häufig vor Konglomeratlagen und Breccien, Bruchstücke von Thonschiefern und Sandsteinen einschließend und durch ein thoniges oder kieseliges Bindemittel zusammengebacken. Letzteres ist oft dunkel gefärbt und läßt dann die Einschlüsse deutlich hervortreten. Als jüngstes Glied der Formation treten weißliche Sandsteine auf.

Die Lagerungsverhältnisse dieser Gesteine sind dieselben wie der krystallinischen Schiefer. Ihr Streichen ist im nördlichen Teile der Insel im allgemeinen ein nordwest-südöstliches, im südlichen Bangka hingegen ein mehr ost-westliches. Faltenbildungen kommen oft vor und die Schichten sind meist steil aufgerichtet.

Unsere Kenntnisse über die „alte Schieferformation" Bangka's sind indes noch sehr lückenhaft, da diese noch zu wenig studiert wurde. Namentlich ist die Grenze gegen unten zu noch keineswegs sicher festgestellt. Ebenso wie hier in der unteren Abteilung kommen auch als höchste Glieder der krystallinischen Gesteine Thonschiefer vor, von denen man an Ort und Stelle keineswegs überall weiß, wohin sie zu rechnen sind. Dasselbe gilt von den Quarziten; auch hier dürfte ein Teil zur „alten Schieferformation" gehören, ein anderer zu den krystallinischen Schiefern zu rechnen sein, und nur das eingehendere Studium der betreffenden Lagerungsverhältnisse kann die Sache entscheiden. Ebenso ist die Trennung in eine untere und obere Abteilung eine blos provisorische und rein petrographische, und erst nähere Untersuchungen müssen dies sicher feststellen oder aber verwerfen.

Die „alte Schieferformation" scheint in Bangka in früheren geologischen Perioden weit verbreitet gewesen zu sein und auch die Granitberge bedeckt zu haben. Jetzt fehlt zumeist diese Decke, doch finden sich stellenweise noch Ueberreste davon. So zeigen sich z. B. vereinzelte Sandsteinschollen im Granitgebiete des Muara-duwa-Gebirges, und dergleichen finden sich nach mündlichen Angaben des erfahrenen indischen Montaningenieurs de Jongh auch im nördlichen Bangka. Nur in einem Gebirge ist diese Sandsteinumhüllung noch vorhanden, nämlich in dem 16 Km. langen Maras-Gebirge, dessen Kern höchst wahrscheinlich auch ein granitischer ist, wenn dies auch noch nicht nachgewiesen wurde, dessen Ursache aber mangelhafte Untersuchungen sein können.

Außer diesen Gesteinen werden aber noch vielfach beschrieben eisenführende Gesteine, die den größten Teil der Tagesoberfläche bedecken. Sie bestehen aus Thon, Sand, Quarzkörnern und Brauneisenerz in mannigfachen Varietäten und Uebergängen, so daß man es entweder mit stark eisenschüssigen, gelblich gefärbten Sandsteinen mit thonigem Bindemittel zu thun zu haben glaubt oder mit schiefrigen Thonstücken, oder mit eisenschüssigen Breccien oder Limonitmassen. Diese Gesteine wurden blos petrographisch von den übrigen getrennt.

Mir gelang es während meines Aufenthaltes in Bangka nachzuweisen, daß man es hier mit Lateritbildungen zu thun habe, mit subverilen Verwitterungsprodukten der anstehenden Gesteine und daß sämtliche Gesteine mehr oder weniger daran partizipieren, mit Ausnahme der Quarzite. (Näheres darüber findet man in „Petermann's Mitteilungen", woselbst ich meine Beobachtungen veröffentlicht habe.)

Es erübrigen noch einige Worte über die Kontakterscheinungen der Granitzone.

In ganz Bangka sind die die Granite umgebenden Sandsteine und Schiefermassen nach den bisherigen Angaben metamorphosiert. Die Thonschiefer sollen sich in Hornfelsen umändern, die Sandsteine in fein- oder grobkörnige Quarzite, die Schiefer in Felsitschiefer.

Obwohl diese Kontaktveränderungen stellenweise vorkommen, so besitzen sie aber durchaus diese Verbreitung, die ihnen zugeschrieben ist, denn auch in der Nähe der Granite gibt es Schiefer und Quarzite, die durchaus nicht metamorphosiert sind, sondern in ihrem ursprünglichen

[1] In neuester Zeit nämlich wurden in der „alten Schieferformation" West-Borneo's Petrefakte aufgefunden, wahrscheinlich zur Devon-Formation gehörend.

Digitized by Google

Habitus sich erhalten haben, z. B. Hügel Salinta. Man ist hier in der Verallgemeinerung von bestehenden Thatsachen zu weit gegangen.

Daß es außer der „alten Schieferformation" keine jüngeren Sedimentär- oder Eruptivgesteine in Bangka gibt, ist schon früher erwähnt worden; und auch etwaige spätere detailliertere Untersuchungen werden gewiß daran nichts zu ändern haben.

Hingegen sind die rezenten Bildungen weit verbreitet. Hierher gehören die Sumpfbildungen, die Dünen-, Raseneisenstein-Bildungen und Korallenriffe.

Am verbreitetsten findet man die Morast-Bildungen, die besonders an der Westküste ein großes Areal einnehmen und auch die Flußufer bilden.

Die Flüsse Bangka's nehmen bekanntlich sehr bald, nachdem sie das Gebirgsland passiert haben, einen sumpfigen Charakter an. In einem breiten, morastigen Thale schlängelt sich der träge Fluß hin, welches Thal, je näher zur Mündung, desto ansehnlicher an Breite zunimmt.

An der Ostküste hingegen begegnen wir wiederum Dünenbildungen, die mit wenigen Ausnahmen der ganzen Ostküste entlang den Meeressaum bilden. Ihre Entstehung verdanken sie aber der ungestümen Chinesischen See, der Brandung, welch letztere in der ruhigen Bangka-Straße fehlt, daher dort nur ausnahmsweise Dünenbildungen zu finden sind. Auch an der Ostküste fehlen Morastbildungen nicht in den Flußgebieten, allein sie werden hier zurückgedrängt durch die Dünenbildung. (Näheres darüber in „Petermann's Mitteilungen" 1886, Heft 7: Die rezenten Bildungen auf der Insel Bangka von Dr. Th. Posewitz.)

Seltener finden sich Raseneisenerzbildungen, wie z. B. am Hügel Tampanorat im Distrikte Toboali, dessen Eisengehalt 70 Prozent beträgt.

Korallenriffe findet man in größerer Ausdehnung an der nordöstlichen Inselspitze und ebenso in kleineren Partien im Südwesten.

Atolle hingegen findet man in größerer Anzahl besonders an der Ostküste. Es gewährt einen schönen Anblick, diese Eilande als kleine grüne Flecken inmitten der blauen See von der Küste aus zu betrachten.

Unter den nutzbaren Mineralien Bangka's ist außer dem Zinnerze das Gold zu erwähnen. Es ist ziemlich verbreitet, aber in solch geringen Mengen, daß es mehr ein geologisches als ein bergmännisches Interesse darbietet. Es findet sich in alluvialen Lagern als Goldsand, zuweilen mit Zinnsand zusammmen. Bekannt sind einige Fundorte an der Ostküste: Karang merah, Karang manggong, Tandjong Bonga.

Weit verbreitet sind Eisenerze, zumeist Limonite; ausnahmsweise Magneteisenerz (Hügel Plawan und im Distrikte Blinju). In früheren Zeiten wurden sie von den Eingeborenen gewonnen. In einem aus feuerfestem Thon verfertigten Schmelzofen wurden kleine Mengen Erzes mit Holzkohlen gemischt geschmolzen. Das Gebläse bestand aus Bambusrohr. Diese einheimische Industrie wurde jedoch in den letzten Jahrzehnten durch Import billigeren Eisens lahmgelegt.

Blos vereinzelt kommen vor Kupferkies und Bleiglanz, in unbedeutenden Mengen mit Quarz als Gangmittel in Gängen. Arsenkies und Schwefelkies finden sich oft in den Zinnseifen, ebenso wie Wismuth, welches aber nur einmal gefunden wurde. Außerdem kommen noch Manganerze in unbedeutenden Mengen vor.

Erwähnenswert ist schließlich noch das Vorkommen von warmen Quellen an der Grenze zwischen Granit und Schiefer. Derartige Quellen findet man im nördlichen Granitzuge, im Mangkol- und Permiß-Gebirge und in Toboali. Der Wärmegrad dieser Quellen wechselt von 45—66°.

Vulkanische Erscheinungen und Erdbeben fehlen in Bangka, dessen geologischer Bau schon a priori gegen ein Auftreten derselben spricht.

Die Wild West Show in London.

Die größte Sehenswürdigkeit und das hauptsächlichste Thema der Unterhaltung in London ist dermalen die sogenannte Wild West Show, d. h. die Ausstellung aus dem fernen Westen, welche seit Mitte April in England ist. Der ehrenwerte W. F. Cody, bekannt unter dem Namen „Buffalo-Bill",[1] ein berühmter Sportsmann des amerikanischen Westens, hat eine Gesellschaft von 204 Personen angeworben und auf dem Dampfer „State of Nebraska" nach England gebracht, um mit derselben in öffentlichen Schaustellungen eine anschauliche Idee von dem Leben im fernen wilden Westen zu geben. Die Gesellschaft besteht aus 121 Weißen, 83 echten Rothäuten, nämlich Sioux- und Cheyennes-Indianer, worunter mehrere ganze Familien, ungefähr 200 Pferden (vorwiegend indianischen Mustangs), Maultieren und Eseln und einer

[1] Dieser Honourable W. F. Cody, aliás „Buffalo-Bill", ist kein Engländer, sondern ein Vollblutamerikaner, der mit einigen seiner Freunde im Sezessionskriege eine gewisse Rolle spielte. Er war scout (Streifschütze) und Führer und hat in dieser Eigenschaft während des Krieges an vielen Schlachten teilgenommen und am Schluß des Krieges einen ehrenvollen Abschied erhalten. Dann begann er seine Jagdexpeditionen und metzelte eigenhändig binnen 18 Monaten 4280 Büffel nieder; er gab mit anderen das Beispiel zu jenem sinnlosen Hinschlachten der Büffel um der Häute willen, welches das Ausrotten dieses schönen Tieres vorbereitet. Im Jahre 1872 ward er in die Legislatur von Nebraska gewählt und erlangte dadurch den Titel eines „Honourable". Vor einiger Zeit ging er nach Chicago und begann seine dramatische Laufbahn, denn der Wild West Show ist ja eigentlich nur ein Zirkus, worin die wilden Sports des Westens aufgeführt werden, und an demselben wirkt Herr Cody zugleich als Impresario und als Mitspielender, in beiden Eigenschaften jedoch als Kraft ersten Ranges.

Digitized by Google

Anzahl Wapiti-Hirschen und Büffeln. Unter den Indianern befinden sich auch einige Pawnees und Rapahos, acht Kinder und mehrere junge Mädchen; unter den Weißen mehrere echte Cowboys, einige ausnehmend kühne Reiter und vorzügliche Schützen beiderlei Geschlechts. Diese hochinteressante Gesellschaft gibt seit Ende April höchst interessante und lehrreiche Vorstellungen in West-Kensington in London und hat einen ungemeinen Zulauf aus allen Ständen, denn das hier gewährte Schauspiel ist im Einzelnen wie im Ganzen ungemein lehrreich und neu und läßt nichts zu wünschen übrig. Die weißen Mitglieder zerfallen in die „Bosses" (Meister oder Solisten), in die Cowboys oder Viehhirten, und in die Mexicaner, ungerechnet die künstlerischen Damen, von denen später besonders die Rede sein wird. Die Indianer von den vier obengenannten Stämmen sind echte Rothäute, von der Kultur noch wenig beleckt und höchst interessante Erscheinungen, welche daher auch außerhalb der Vorstellungen mit Eifer aufgesucht werden und einen höchst merkwürdigen Eindruck machen. Mit bemalten Gesichtern und in Wolldecken drapiert, in würdevolles Schweigen gehüllt, mit stolzer Miene aber anmutiger Haltung stehen sie da und suchen die innere Befriedigung zu verhehlen, welche ihnen die aufmerksame Beobachtung und gespannte Neugier der Londoner Bleichgesichter verursacht. Der anerkannte Häuptling der ganzen Indianerbande ist „Ogalischa", zu Deutsch „Rothemd", ein strammer, schmucker Krieger, der sein Gesicht nicht bemalt wie die anderen, sondern sich mit einem einzigen Strich Zinnober begnügt, der zu beiden Seiten des Gesichts von der Augenbraue bis zum Kinn herabreicht. Seine Kleidung besteht aus Mocassinen, welche zierlich mit Glasperlen benäht sind, aus Beinkleidern, die ihm anscheinend einmal um eine ganze Welt zu weit waren und später an den ganzen Seiten herunter eingenäht wurden, so daß sie nun ein Mittelding zwischen einem Paar Beinkleider und einem geteilten Hemde bilden, so wie aus einer Wolldecke; ein buntes Seidentuch ist um den Kopf geschlungen. Er spricht etwas Englisch und gibt auf die an ihn gerichteten Fragen kurze, bündige, sachgemäße Antworten.

Ein anderes, nicht minder bedeutendes Element dieser Gesellschaft, welches verhältnismäßig noch interessanter ist als die Indianer, sind die unter derselben befindlichen weißen Cowboys oder Viehhirten, von denen man sich in Europa gewöhnlich einen ganz falschen Begriff macht. Ich wenigstens gestehe, daß in meiner Vorstellung das Wort Cowboy synonym war mit allem, was es Rohes und Unzivilisiertes in den halbkultivierten Teilen der großen Republik gab. Dagegen ist der amerikanische Cowboy ein Individuum von überraschend guten Manieren, guter Erziehung und interessanter Erscheinung und überdem noch ein lustiger gutmütiger Bursche. Ich lernte neulich einige derselben kennen und muß gestehen: einen angenehmeren Menschenschlag und bessere Gesellschaft zum Umgang könnte man kaum treffen. Der durchschnittliche Cowboy ist ein frischer, quicker Bursche, meist über Mittelgröße, gut gebaut, gedrungen und hübsch; er hat ein keckes, etwas lautes Gebahren, eine glückliche, gewinnende Weise, sich mit denjenigen zu befreunden, welche ihm gefallen, und vermag das fürchterlichste Kriegsgeschrei anzustimmen, das nur je aus einer menschlichen Kehle kam. Ein vorzügliches Exemplar dieser höchst beneidenswerten Rasse ist Tom Duffey, dem ich besonders meine etwas beschränkte Bekanntschaft mit dieser Brüderschaft verdanke, unter welcher ich einige der stattlichsten Exemplare der Menschheit kennen lernte, z. B. Buck Taylor den Cowboy-Chief, der sechs Fuß vier Zoll, und seinen Kameraden Dick Dolmson, der sechs Fuß drei Zoll hoch in seinen Stiefeln steht. Von anderen dunkelhäutigeren Mustern namhafter Schönheit erwähne ich nur Antonio Esquivel, den „Chief" der Mexicaner, Andres Rozzals, den Stierreiter, und unter den Weißen Billy Bullock, Billy Pugh, Cherokee Bill, Jim Mitchell und etliche andere. Die Damen, als die Crême der Gesellschaft, erwähne ich zuletzt, wage sie aber nicht zu schildern, da ich fürchten müßte, ihren Vorzügen doch nicht ganz gerecht werden zu können, und ich begnüge mich daher einstweilen nur mit der Erwähnung der Miß Emma Lake als der vorzüglichsten Reiterin der Vereinigten Staaten, der Mrs. Georgy Duffy als der famosen Pferdebändigerin, der Miß Annie Oakley, der ausgezeichneten Büchsenschützin, und der Señora Panchee Ageure, der vorzüglichen Reiterin.

Nachdem ich mehrere Probevorstellungen der Truppe besucht hatte, wohnte ich auch derjenigen am 5. Mai bei, welche der Prinz und die Prinzessin von Wales und ihre beiden Töchter nebst einem zahlreichen Gefolge mit ihrem Besuche beehrten. Die Vorstellung war eine private; das große Publikum ward nicht zugelassen, und nur einige wenige Privatleute verdankten besonderer Gunst oder Konnexion die Benützung dieser ersten Vorstellung, welche übrigens unter einigen Nachteilen stattfand, insofern als die große Arena, worin künftig die Aufführungen stattfinden sollen, noch nicht ganz fertig ist und der Grund daher teilweise noch ganz roh war. Man hatte große Anstrengungen gemacht, um für diese Gelegenheit die Vorbereitungen zu fördern, und dadurch wirklich merkwürdige und staunenswerte Resultate erzielt. Eine Lohbahn war angelegt, ein Blockhaus ungefähr in der Mitte der Arena erbaut und das realistische Steinwerk und die Pflanzenwelt im Hintergrunde künstlerisch gruppiert worden, um den Zugang zu den Stallungen zu verdecken. An der Nordseite der großen Tribüne war ein Pavillon errichtet worden, in welchem Ihre Königlichen Hoheiten um halb fünf Uhr ihre Plätze einnahmen. Die Vorstellung begann unmittelbar mit einem Vorbeizug der ganzen Gesellschaft, welche auf ihren Mustangs und in vollem Kostüm (welches sich jedoch bei der Mehrzahl der Indianer auf ein Minimum von Kleidung beschränkte) in Abteilungen von acht

Digitized by Google

Personen nebeneinander, unter der Führung ihrer Häuptlinge vorbeimarschierten. Den Schluß der Prozession bildeten Ogalischa-Rothemd, der Sioux-Häuptling, und Mr. Cody. Der Aufzug der Indianer unterschied sich wesentlich von ihrem gewöhnlichen Aeußern, in Anbetracht daß sie sich aller Kleidung bis auf ein Lendentuch entledigt, den Mangel daran aber durch eine überreiche Bemalung ihres ganzen Körpers zu ersetzen versucht hatten. Ihre Lieblingsfarbe oder jedenfalls die am meisten „getragene", war Grün. Nachdem der Vorbeimarsch, begleitet von der Musik der Cowboysbande, welche dann hinter dem königlichen Stande aufgestellt wurde, vorüber war, folgte ein Wettrennen zwischen Cowboys und Indianern, worin „Loam wolf" siegte, und diesem folgte eine neue Schaustellung von raschem Reiten in Gestalt einer Pony-Expreßpost über eine Gegend hin. Diese besteht darin, daß ein Reiter einige Meilen weit in vollster Carriere hinjagt, dann hält, absteigt, ein frisches Pferd besteigt, was er alles in zwanzig Sekunden fertig bringt, und dann weiter galoppiert. Die nächste Nummer im Programm war von einem weit dramatischeren Charakter. Am unteren Ende der Arena fährt ein Einwandererzug herein und setzt seinen Weg stets längs der Lohbahn fort. Der Zug besteht aus zwei Wägen, welche Weiber und Kinder nebst vielem Gepäck enthalten und von einem halben Dutzend berittener Männer begleitet sind. Eine kurze Weile geht alles gut, dann erscheint plötzlich ein berittener Indianer, welchem rasch andere folgen, bis sich ihrer etwa 50 gesammelt haben, worauf sie unter gellendem und betäubendem Kriegsgeschrei den Zug angreifen. Sie erhalten einen warmen Empfang, mehrere Rothäute stürzen anscheinend tot von ihren Pferden, aber die Uebermacht siegt, und die angreifenden Räuber sind gerade im Begriff, sich der Wagen zu bemächtigen, da hört man vom anderen Ende der Arena lauten Hurrahruf und eine Anzahl Cowboys, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, sprengt herbei. Das Scharmützel dauert nicht lange; einige Hundert Platzpatronen werden verknallt und die Indianer fliehen und lassen ihre Toten und Verwundeten auf dem Platze zurück. Die Wägen setzen unter dem Geleite ihrer Retter ihren Weg fort unter dem rauschenden Beifall der königlichen Gesellschaft, die Toten und Verwundeten stehen auf und treten ab, und die Arena ist wieder frei für die nächste Nummer, nämlich eine Quadrille, welche von vier Damen und vier Herren in sehr hübscher Weise geritten wird.

Das größte Aufsehen dieser Vorstellung erregten die wunderbaren Schießleistungen der Miß Annie Oakley, welche, wenn wir recht unterrichtet sind, für die Schützenkönigin von ganz Amerika gilt. Die Leistungen dieser kleinen Dame sind um so merkwürdiger, als sie alle mit einem Flobert'schen Zimmerstutzen ausgeführt werden, was ihr unfehlbares Zielen noch bewundernswerter macht. Unter den zahlreichen Leistungen der Miß Oakley, war eine besonders merkwürdig: sie legt ihr Gewehr auf den Boden, wirft zwei Glaskugeln in die Luft, hebt ihr Gewehr wieder auf, feuert und zerschmettert mit Einem Schuß beide Glaskugeln, ehe dieselben noch den Boden erreichen. Die wunderbare Schützin trifft aber auch Gegenstände die sich bewegen, und steigert die Schwierigkeit des Treffens noch dadurch, daß sie über die Mündung ihrer Büchse ein Kartenblatt hersteckt, um das Visier unbrauchbar zu machen; ebenso schießt sie, sich der Hülfe eines Handspiegels bedienend, über ihre Schulter. Am Schlusse der Leistungen ließ die Prinzessin von Wales die Miß Oakley zu sich entbieten und drückte ihr dankend die Hand.

Diejenige Leistung in dieser Vorstellung, welche im ganzen die königlichen Zuschauer am meisten interessierte, war die Praxis mit bockenden Pferden, welche sich nicht besteigen lassen wollen. Ich hatte schon einige Tage zuvor bei einer Probevorstellung ein merkwürdiges Pröbchen von der wunderbaren Reitergeschicklichkeit dieser Leute aus dem fernen Westen gesehen; allein diese litt keinen Vergleich zu der Vorstellung vor dem Prinzen von Wales. Die Cowboys und Mexicaner besteigen und reiten Pferde, deren Benützung dem Zuschauer als absolute Unmöglichkeit erscheinen würde, und sie reiten sogar gleich unbotmäßige und unbezähmbare Stiere und Maultiere. Die Schwenkungen und Wendungen, welche diese Tiere machten, wenn sie nach einem langen Kampfe von ihren Rektern bestiegen waren, hatten etwas unbeschreiblich Komisches, und die vollkommene Leichtigkeit, mit welcher ihre Reiter gleichsam auf den Tieren zu wachsen scheinen, ist wunderbar. Eines der bei der fraglichen Vorstellung gerittenen Pferde ist selbst für diese Reiter unlenkbar und unbezähmbar und noch nicht auf die gewöhnliche Weise bestiegen worden. Die einzig mögliche Art, dieses Pferd zu besteigen, welches mit vollem Recht „Dynamit" heißt, ist die, es auf den Boden zu werfen, dann es zu besteigen und aufstehen zu machen, was es mit gewaltiger Wucht und Eile thut, wie sein Namensbruder. Auch ein wilder Bulle machte bei dieser Vorstellung bedeutende Mühe, denn er brach aus und flüchtete sich aus einem noch nicht ermittelten Grunde ungefähr 12 Fuß hoch in die künstliche Felsenpartie. Ein prächtiges Schauspiel im Reiten gaben dann drei Damen zum Besten, welche in schöner Weise ein Wettrennen um die Bahn herum hielten. Auf dieses Stück folgte dann ein belebtes Schauspiel, welches die Eroberung einer Postkutsche durch Indianer und die Rückeroberung derselben durch Cowboys darstellte und Anlaß zu einem massenhaften Schießen und einem malerischen Handgemenge gab. Der in dieser Szene gebrauchte Postwagen soll, wie man mich versicherte, der identische Deadwood'sche Postwagen gewesen sein, welcher Jahre lang im fernen Westen im Gebrauch gewesen war.

Das nächstfolgende Schaustück wird ohne Zweifel eines der wirksamsten und beliebtesten in dieser ganzen Ausstellung werden, nämlich die Darstellung eines auf der Wanderung befindlichen Indianerdorfes. Etwa hundert

Digitized by Google

Krieger mit ihren Squaws und Kindern treten dabei auf, einige beritten und einige zu Fuß. Pferde tragen auch das Gepäck, welches sorgfältig bis vor den Pavillon der königlichen Familie gebracht wird, wo der ganze Zug Halt macht. Das Gepäck wird abgeladen und die Arbeit des Aufschlagens der Wigwams beginnt, die mittelst Teilung der Arbeit nach indianischen Begriffen beginnt, d. h. die Weiber besorgen alle Geschäfte, richten die Stangen auf, bedecken sie mit Leinwand und Fellen, und die Männer sehen zu, bis es ihnen langweilig wird und sie ihre Empfindungen mit einem Kriegstanz wieder beleben. Diese Aufführung ist äußerst packend — wir können in der That versichern, daß man noch nichts derartiges in Europa gesehen hat — und doch ist sie nicht schwer. Die nötigen Winke für diejenigen, welche der edlen Rothaut nacheifern wollen, sind sehr einfach: man braucht sich zunächst nur ganz nackt auszuziehen und dann am ganzen Leib mit Bemalung zu bedecken, wobei die Wahl der Farbe ganz dem Geschmack und der Phantasie des Tanzenden überlassen bleibt; hierauf stellen sich die am Tanze Teilnehmenden in einem Kreis auf, das Gesicht nach innen, erheben und senken schnell unter gemeinschaftlichem Geschrei und Heulen den Oberkörper und ahmen dabei einen Hahn nach, welcher sich zum Krähen anschickt. Ist diese Einleitung vorüber, so wird durch den in der Nähe wartenden Häuptling Rothemd ein Zeichen gegeben, und nun beginnt der Tanz selbst. Die Schritte desselben sind leichter zu erlernen als zu beschreiben, in Anbetracht, daß Takt, Styl und Bewegung ganz der Erfindungsgabe des Tanzenden anheimgegeben sind. Es genügt daher, daß jeder von den Tänzern ganz nach eigenem Belieben handelt und jeder nur soviel Lärm macht als möglich; das Ergebnis davon kann man sich denken.

Sobald diese hochinteressante Vorstellung vorüber war, gab Herr Cody einiges von seinen eigenen Leistungen zum Besten, welche sich bisher darauf beschränkt hatten, einen mustergültigen Reiter vorzustellen und gelegentlich ein ausgerissenes widerspenstiges Pferd mit dem Lasso einzufangen. Buffalo Bill's Leistung bestand darin, daß er in Galopp um die ganze Bahn herumritt, begleitet von einem Indianer, der fortwährend so schnell als er nur die Hände bewegen konnte, Glaskugeln in die Luft warf, während sein Gefährte sie so schnell als sie nur die Höhe in der Luft erreichten, mit seiner Büchse herunterholte. Während Herr Code einmal die Runde um die Bahn machte, zerschmetterte er 30 bis 40 Kugeln und fehlte nur zwei. Diese kombinierte Schützen- und Reiterfertigkeit erntete lauten Beifall und ihr folgte ohne Verzug die Schlußszene des Programms. Diese glich beinahe vollständig den Angriffen auf den Einwandererzug und auf die Postkutsche, nur war der Auftritt belebter und beschäftigte eine größere Zahl von Mitwirkenden. Das Blockhaus im Mittelpunkt der Arena ist von einer Ansiedlerfamilie bewohnt. Das Familienhaupt kehrt nach Hause zurück, pflöckt sein Pferd an und begibt sich zur Ruhe. Kaum ist das geschehen, so kriechen indianische Streifschützen heran, einer bemächtigt sich des Pferdes, ein anderer erklettert das Blockhaus. Jetzt entsteht Lärm; der Ansiedler springt wohl bewaffnet aus dem Hause und teilt mit seinem sechsschüssigen Revolver Tod aus; aber es hilft ihn nichts, denn der ganze Indianerstamm findet sich nun an Ort und Stelle ein, auf dem Fuße gefolgt von einer zahlreichen Schar weißer Streifschützen und Cowboys. Das Gefecht wird allgemein, Indianerleichen bedecken die Arena, ihre reiterlosen Pferde jagen scheu und wild umher und vermeiden dabei doch, die am Boden Liegenden zu treten, und Gewehre knallen, bis die ganze Arena in Rauch eingehüllt ist. Dann defilieren die Mitspielenden unter den Klängen des „God save the Queen", welches die Musikbande der Cowboys anstimmt, aus der Arena hinaus und die erlauchten Zuschauer verlassen ihren Stand, beide wechselseitig von einander befriedigt und die Zuschauer sichtlich sehr gut unterhalten und amüsiert von dem Schauspiele, das ihnen geboten worden war.

Es war sechs Uhr vorüber, als die Herrschaften das Gebäude verließen. Ich muß gestehen, wenn mich die soeben erschauten Darstellungen auch einigermaßen an die Aufführungen in einem Zirkus und an einen berechneten theatralischen Effekt erinnerten, so war doch so viel Lebenstreue, Lokalfarbe und Charakter dabei und das Ganze so ergreifend ethnologisch wahr, daß ich wirklich von der erlebten Vorstellung hochbefriedigt war und einen äußerst lebendigen Eindruck von dem Leben im fernen Westen und von seinen Bewohnern hingenommen habe. Die öffentlichen Vorstellungen der Gesellschaft werden etwa am 10. Mai beginnen und einen ungeheuren Zulauf haben, und soviel ich höre, trägt sich Buffalo Bill mit dem Gedanken, seine Vorstellungen später auch auf Paris, Hamburg, Berlin und Wien auszudehnen, wo dieselben ebenfalls großen Beifall finden werden.

Die Orientbahnen.

Als seinerzeit die „Conférence à quatre" (Oesterreich-Ungarn, die Türkei, Serbien und Bulgarien) in Wien ihre Beratungen schloß, normierte sie für die Fertigstellung der vereinbarten Bahnen als äußersten Termin den Herbst des abgelaufenen Jahres. Statt dessen war damals einzig und allein die Teilstrecke von Budapest über Belgrad nach Nisch fertiggestellt. Allerdings hatte Serbien die südliche Linie bis nach Vranja gebaut, da aber die Türkei erst in der zwölften Stunde die Vereinbarung über den beiderseitigen Anschluß mit Serbien perfekt machte und trotz verhältnismäßig energischer Bauthätigkeit die Zweigbahn von Skoplje nicht auszubauen imstande war, entfiel auch die Möglichkeit, die Linie Salonich zum stipulierten Termin

Digitized by Google

dem Verkehr zu übergeben. Dann trat, die Arbeiten notwendig in die engsten Grenzen bannend, der Winter ein, und es konnten nur auf der türkischen Strecke von Skoplje an die türkische Grenze die Erdarbeiten beendet, der Oberbau wesentlich gefördert, die Schienenlegung auf der ganzen Strecke durchgeführt und, mit Ausnahme der Grenzstation, die Stationsbauten unter Dach gebracht werden. Serbien hat den Bau der acht Kilometer langen Verbindungsstrecke Vranja—Davidowar erst im Januar ds. Js. in Angriff genommen; die günstige Witterung ermöglichte aber einen so raschen Fortgang der ohnehin keinen Terrain-Schwierigkeiten begegnenden Arbeiten, daß, mit Ausnahme der ausgedehnten Hochbauten an der Grenze, auch diese kleine Strecke als fertiggestellt gelten kann, und wenn der Eröffnung des Verkehrs auf dieser Linie nicht prinzipielle Streitfragen entgegenständen, so könnte die Bahnstrecke nach Salonich, resp. die noch ausstehende Linie Vranja—Skoplje, noch im Laufe des Sommers dem Verkehr übergeben werden.

Man hält indes in Serbien die Eröffnung der Linie für einen noch früheren Termin möglich, nachdem die jüngst abgeschlossene türkisch-serbische Eisenbahn-Konvention dem Betriebsverkehr auf dieser Strecke für die erste Zeit sehr enge Grenzen gezogen und für diesen beschränkten Verkehr der Bahnkörper in kürzester Frist hergerichtet werden könnte. Die umfangreichen Stationsbauten an der Grenze dürften ohnehin erst später notwendig werden, wenn der große internationale Verkehrsstrom — und für diesen sind die Bauten eigentlich angelegt — über diese Linie geleitet wird. Für die erste Zeit, und namentlich solange es der Türkei und Serbien nicht gelingt, einen die jetzigen vielfachen Hemmnisse beseitigenden Handelsvertrag zu Stande zu bringen — und dazu sind kaum noch die vorbereitenden Schritte geschehen — ist an eine größere Entwickelung des Verkehrs auf dieser Linie nicht zu denken. Der heutige Bauzustand der Eisenbahn Budapest—Salonich ergibt also, daß sie der Hauptsache nach vollendet ist, und daß einer baldigen Eröffnung der ganzen Bahnstrecke in technischer Beziehung nichts entgegensteht. Ungleich mißlicher sind die Bauverhältnisse auf der Linie nach Konstantinopel bestellt, die vertragsmäßig möglichst gleichzeitig mit der Linie nach Salonich dem Betrieb übergeben werden soll. Das Stadium, in welchem sich derzeit die bezügliche serbische und gar die bulgarische Teilstrecke dieser Linie befindet, läßt die Einhaltung der obengenannten Vertragsstipulationen als ganz unmöglich erscheinen, und es kann von einer Verkehrseröffnung auf dieser Linie im allergünstigsten Fall erst zu Ende 1888 erhofft, höchst wahrscheinlich aber erst im Jahre 1889 erwartet werden. G. W.

Die „Revue Félibréenne.“[1]

Große und umgestaltende Ideen treten vorwiegend spontan auf. Gleich dem Samenkorn, das verborgen im Dunkel des geheimnisreichen Bodens ruht, liegt ihr Keim im Dunkel des Geheimnisses, und erst die prangende Blüte, die wirkende Frucht reizt zur Erforschung der Wurzel, der sie entsprossen. Nicht so, sondern mit vollem Bewußtsein des Beabsichtigten, tritt die poetische Renaissance ins Leben, welche der Sprache der Troubadours, jener Trägerin der ersten Kunstpoesie modernen abendländischen Kulturlebens, ihr Bürgerrecht in der Litteratur zurückerobern will. Mit diesem vollen Bewußtsein, mit dem energischen Willen zur That, trat etwa vor einem Menschenalter jenes neue Siebengestirn zusammen zu diesem Werke. Ungleich der ersten Plejade, die unter Ronsard's Führung ihr Vorbild in der Fremde suchte, wendet diese sich dem echten Quell der Dichtung zu: dem Volkstümlichen, dem Leben, der Sprache der Heimat. Der alten Sprache von Oc, in der Bertrand de Born, Arnault Daniel, Giraut de Borneil gesungen, die noch im Munde des Volkes lebt, aber Gefahr lief, aus der Litteratur zu verschwinden, sollte neues Leben eingehaucht werden, auf daß sie von neuem Blüten und Früchte der Dichtung treibe. Und was die sieben Männer geplant, ist in überraschender Weise in Erfüllung gegangen; ihre Idee war getragen vom Geiste der Zeit, der so entschieden dem Nationalitätsprinzipe huldigt; unter ihnen waren Dichter, die das Wort zur That zu machen vermochten. Frédéric Mistral, Aubanel, Roumanille, Anselme Mathieu, Tavan, Giera und Brunel vereinten sich am 21. Mai 1854 im Schloß Font-Segugue in Avignon. Sie nannten sich félibres (*fe libre;* freier Glaube?), „Schriftkundige, Gelehrte in der ursprünglichen Bedeutung“, so erklärt ihr eigenes Organ, S. 3, das geheimnisvolle Wort, das von anderer Seite mit φιλαβρος, Schönheitsfreund, in Zusammenhang gebracht wird). Sie beschlossen die Herausgabe eines provençalischen Almanachs, der schöne Gedichte und hübsche Erzählungen bringen solle.

Immer weiter griff die also angeregte Bewegung um sich; ihr Programm erweiterte sich mehr und mehr. Anfänglich einzig der Pflege der Dichtung gewidmet, gesellten sich bald auch die Vertreter der anderen schönen Künste, Musiker und Maler, dann sogar Gelehrte, „jene eifrigen Schatzgräber, welche die tiefen Schichten vaterländischer Vergangenheit durchforschen“, der Schar bei. Kirche und Schule wurden gewonnen, denn die neue Dichtung war konservativ und fromm gleich ihrer Urahne. Ueber die Grenze des südlichen Frankreichs dehnte sie sich aus; die renaissance catalane dans ses rapports avec la littérature d'Oc ward in den Kreis hineingezogen. Ja, selbst über Europa ist sie schon hinausgewachsen: in New-York ist ein Verein von Provençalen, l'Abeille, der Teil

[1] Unliebsam verspätet.

Digitized by Google

nimmt an dieſer Bewegung, welcher ſchon 1500 Félibres angehören, mit 3000 Arbeiten. Eine förmliche Verfaſſung hat ſich das Félibrige gegeben: eine Einteilung in vier maintenances: Provence, Catalonien, Aquitanien und Languedoc, d'une mer à l'autre, des Alpes aux Pyrénées. Jeder dieſer maintenance ſteht ein sindic vor; die maintenance zerfällt in Schulen — z. B. die der Provence in 10.

Die majoraux, welche von den mainteneurs gewählt werden, bilden ein consistoire. Die Glanzpunkte des Vereinslebens bilden jährlich wiederkehrende Jeux floraux, wo Preiſe verteilt, Feſte gegeben, und der Enthuſiasmus in ſüdlicher Lebhaftigkeit in jeder Weiſe erregt wird. Eine Cour d'amour erteilt den Sängern ihren Lohn aus ſchönen Händen. Alle ſieben Jahre findet das große Feſt des Félibrige ſtatt, La Sainte-Estelle, wo auch la reine du félibrige auf ſieben Jahre gewählt wird. Feſtliche Aufzüge, Preisverteilungen, Poeſie, Muſik, Tanz und Gelage verſchönern dieſe Turniere des Geiſtes, die ein Stückchen chevaleresques Mittelalter in unſere Zeit des Dampfes und der Elektrizität hineinzaubern. Bei ſeiner ſtets zunehmenden Ausdehnung machte ſich auch das Bedürfnis geltend, für die litterariſchen Intereſſen des Félibrige, die in den verſchiedenen ſüdfranzöſiſchen Blättern Gaſtfreundſchaft gefunden hatten, eine eigene Heimſtätte, ein Zentralorgan zu ſchaffen. So entſtand die „Revue félibréenne“, die am 15. Januar 1885 zum erſtenmal in Paris erſchien. Das erſte Heft der geſchmackvoll hergeſtellten halbmonatlichen Zeitſchrift eröffnet ihr Herausgeber, Paul Mariéton, mit einer kurzen Anſprache à nos souscripteurs, worin er ſagt: „Nous nous sommes donc groupés quelques-uns, félibres ou romanisants, pour créer un moniteur du mouvement méridional qui témoigne de son importance.“ P. Mariéton iſt kein Provençale von Geburt, ſondern aus Wahl. Voller Enthuſiasmus weiht ſich der junge Dichter, auf deſſen lieblich innige Weiſen aufmerkſam zu machen ich ſchon früher Gelegenheit hatte,[1] der Förderung der Sache, die er zu der ſeinen erkoren. Den vielfachen Angriffen, welche die dezentraliſierende Tendenz der Bewegung — und dieſe Angriffe erſcheinen auch durchaus nicht unbegründet Ausſprüchen gegenüber wie „le félibrisme peut-il aspirer à devenir l'instrument de défense d'une race qui lutte contre l'unitarisme envahissant“ — hervorgerufen, hält ſie das Motto von Félix Gras entgegen, das gleichſam zu dem des Félibrige erkoren wird:

J'aime mon village plus que ton village;
J'aime ma Provence plus que ta province,
J'aime la France plus que tout.

Die warme Liebe zur engeren Heimat ſei der wahre Kern des echten Patriotismus. „Le meilleur fondement du vrai patriotisme est peut-être l'amour d'une motte de terre.“

Die „Revue“ bringt vorwiegend Gedichte, treu ſolchen Ausſprüchen wie: „Leì païs dòu soulèu soun fa per li cansoun; le félibrige est par-dessus tout une littérature de chanteurs.“ Bisweilen iſt die Melodie ſogar beigegeben.

Die Proſa-Arbeiten bringen Bilder aus dem Leben des Südens, Bibliographie der litterariſchen Erſcheinungen, welche aus dem Félibrige hervorgegangen oder von Intereſſe dafür ſind; eine Chronik mit Berichten über Feſte, Zuſammenkünfte, Preisverteilungen und ähnliches, und Notizen.

Gleich die erſte Nummer enthält ein Gedicht des capoulie, des Hauptes der Félibres, F. Miſtral, „Lou lioun d'Arle“, Symbol der zu neuem Leben erweckten alten Dichtung. Dem provençaliſchen Text der Gedichte — die Proſa-Aufſätze ſind meiſt franzöſiſch geſchrieben — ſteht regelmäßig eine franzöſiſche Ueberſetzung, gewöhnlich von dem Dichter ſelbſt, und in Proſa zur Seite; doch wird jeder, auch Nichtkenner des Provençaliſchen, nach geringer Mühe den Text ſelbſt verſtehen lernen, und den Reiz der weichen, vollen Laute genießen, die in der größeren Freiheit der Bewegung, in der lebendigeren Bildlichkeit, welche ſie vor dem Nordfranzöſiſchen voraus haben, ſich der Lyrik ſo vorzüglich eignen.

Eine Erzählung von Paul Arène, „Vieux tambourinaires, conte provençal“, zeigt auch in der Behandlung der franzöſiſchen Proſa etwas volkstümliches; große Einfachheit, friſch pulſierendes Leben, manche neue ſtiliſtiſche Wendung, aber durchaus nicht geſucht, wie ſo häufig bei den modernen, wortmalenden franzöſiſchen Realiſten, ſondern einfach und geſund, dem natürlichen Boden entwachſen.

Doch es würde viel zu weit führen, den mir vorliegenden erſten halben Jahrgang der provençaliſchen Zeitſchrift einzeln durchzugehen. Nur auf einiges Bemerkenswerte darf wohl die Aufmerkſamkeit noch gelenkt werden. Das zweite Heft enthält La Marqueza de Poumpadouru. Gesto limousine, von Joſep Rous, jenem Abbé Joſeph Roux, deſſen Pensées, 1885 bei A. Lemerre erſchienen, von der franzöſiſchen Preſſe neben La Rochefoucault, La Bruyère Vauvenarges genannt worden, und auch in Deutſchland Beachtung erregt haben. Dieſe Pensées, confession naïve et poignante der Vereinſamung des Denkers, welcher gezwungen iſt, als Landpfarrer unter Bauern zu leben, wo ihm jede Möglichkeit einer Mitteilung ſeiner Geiſteswelt mangelt, ſo daß er jeden Gedanken, jede feinere Empfindung in ſich zu verſchließen, grübelnd durchzuarbeiten genötigt iſt. Seit zwanzig Jahren lebt er ſo iſoliert auf einer kleinen Pfarre nicht weit von Limoges „au milieu d'un pays âpre et peuplé de sauvages à la cervelle étroite et dure, solitaire, replié sur lui-même.“ Dort hatte er Zeit, die Gedanken zu feilen, die ſich ihm aufgedrängt und die er endlich auf Zureden litterariſcher

[1] „Magazin f. d. Litteratur des In- und Auslands.“ 1885, Nr. 29.

Digitized by Google

Freunde herauszugeben sich entschlossen. P. Mariéton, der eine Einleitung dazu geschrieben, widmet ihnen auch in seiner Zeitschrift eigene und fremde Besprechungen. Wir entnehmen diesen einige der pensées selbst: „Rien ne ressemble tant à l'orgueil que le découragement. Tout un ciel est dans une goutte de rosée; toute une âme est dans une larme. Donnez de bonne heure à l'enfant la plus grande somme possible d'idées, de saines, larges et grandes idées. L'homme n'aime apprendre que ce qu'il sait. Or, s'il n'est pas prévenu à temps de ce qui est juste, beau et bon, il risque de repousser plus tard le juste comme faux, le beau comme laid, le bon comme mauvais, et ce sera tant pis pour lui, et aussi surtout tant pis pour la société."

Das erwähnte Gedicht, La marqueza, das auf volkstümlicher Tradition beruht, mahnt im Ton an die schottische Ballade, ist jedoch weicher, nicht in dem Maße markig und knapp. Auch Cesarin, der Untergang jener alten Stadt in Limoges, welche der Sage nach von den Vandalen zerstört ward, gleichfalls von Roux (Heft 8), ist ähnlich gehalten.

Manch ansprechende Gabe von Mistral ziert diese Blätter. Besonders interessant sind die verschiedenen Arbeiten, welche unter dem Titel Etudes de moeurs provençales teils vergangene, teils gegenwärtige Eigentümlichkeiten jener glücklichen Landstriche schildern, in denen die Sonne heißer glüht und die Herzen schneller schlagen. Sehr lebendig wirken in ihrer derben Volkstümlichkeit die dramatisierten Szenen „Enco de la nourriço" („Bei der Amme") von La Sinso (C. Sénès aus Toulon), von dem Mistral bei Erteilung eines zuerkannten Preises — welcher im Provençalischen bezeichnend joio (Freude) heißt — sagt, er: „représente sur le vif, peint d'après nature, avec sa langue telle quelle, la vie de tous les jours de notre brave peuple, écrivain joyeux, fin et populaire."

Zu den Mitarbeitern dieser „Revue" zählen alle, welche für die Wahrheit jener union indissoluble qui unit la poésie néo-provençale à la poésie des troubadours mit der Tat eintreten. Neben denen dieser thätigen Félibres stehen auch die Namen hervorragender französischer Dichter und Schriftsteller und die bedeutender ausländischer Forscher verzeichnet, die sich mit einschlagenden Studien beschäftigen, wie Ascoli und K. Bartsch. Es ist erfreulich dadurch von der „Revue" selbst, die noch mehrere deutsche Mitarbeiter nennt, thatsächlich einen Ausspruch widerlegt zu sehen, der in seiner schroffen Einseitigkeit: „Hors du catholicisme il n'y pas a de latins, et hors de la latinité que des barbares" — J. Peladan in dem großen Album Paris à Mistral — an lang überwundene Zeiten mahnt.

Zum Schluß dürfte eine Probe dieser Poesie interessieren, die ja in Deutschland in größeren Kreisen noch so wenig gekannt ist.

Vesprado d'Abriéu.	Aprilabend.
Dis estello amigo lis iue Dous e bèu coume d'iue de femo, Me regardavon dins la niue: L'ombro èro founso, bluio, semo.	Die Augen befreundeter Sterne — sanft und schön wie Frauenaugen — schauten mich an in der Nacht: — das Dunkel war tief, blau und ruhig.
Ondourous, celèste, lóugié Autant qu'un respir de chatouno, Abriéu, dins li flour dóu vergié, Aleno em' un brut de poutouno.	Duftig, leicht, himmlisch — gleich dem Hauch einer Maid — April, in den Blüten des Obstgartens — atmet mit einem Geräusch von Küssen.
Tèndre coume lou parauli D'uno amourouso, dins l'aubriho, Sáusissié lou canta poutit E li souspir de l'auceliho.	Zärtlich wie das Geplauder — einer Liebenden, in den Bäumen — vernahm man den schönen Sang — und die Seufzer der Vögel.
Veici lou verd, veici li nis; Pertout la sabo reboumbello: Mignoto, en quete paradis T'escoundes?... Ounte sies, ma bello?	Schau hier das Grün, schau hier die Nester; — überall quillt der Saft: — Liebchen, in welchem Paradies verbirgst Du Dich?... Wo bist Du, meine Schöne?
Lou sonfle enebriant dòu printèm, Bèn mai que lou sang de la souco, M'enchusclavo... Cresien, mi dènt, Mordre l'orle pur de si bouco.	Der berauschende Hauch des Lenzes — weit mehr als das Blut der Rebe — machte mich trunken... Meine Zähne vermeinten — zu beißen den reinen Saum ihrer Lippen.
Souto lou bos que trefoulis Coume à l'espèro d'uno amanto. La draio es un camin d'Alis Tant i'a de luseto cremanto.	Unter dem Holz, das zittert — wie in Erwartung einer Geliebten — ist der Pfad eine elysäische Straße — so viel flammende Leuchtkäfer sind da.
Un brout flouri que tramblo au vènt, Mai suau, mai prefuma 'ncaro Que lou péu d'uno drolo, vèn Floureja ma man e ma caro.	Ein Blütenhalm, der im Winde zittert — zarter, duftiger noch — als das Haar einer Maid — streift meine Hand und mein Antlitz.
Alor me sèmblo qu'a passa, E, coume un fòu, après ié courre.... E l'Amour me fai embrassa Enjusquo la rusco di roure.	Da ist es mir, als sei sie vorbeigegangen — und, wie ein Toller lauf ich ihr nach.. Und Liebe läßt mich umarmen — sogar die Rinde der Roteiche.
Dis estello amigo lis iue, Treboulant coume d'iue de femo, Me regardavon dins la niue: L'ombro èro founso, bluio, semo.	Die Augen befreundeter Sterne — erregend gleich Frauenaugen, — schauten mich an in der Nacht: — das Dunkel war tief, blau und ruhig.

Theodor Aubanel.

Ihre Berechtigung, ihre Lebensfähigkeit hat die neuprovençalische Bewegung unleugbar bewiesen. Falls sie nicht mit den Größen steht und fällt, die sie empor getragen, sondern in der That feste Wurzel im Boden gefaßt hat, mag es ihr — die wesentlich auf konservativen Elementen beruht — gelingen, der neufranzösischen Richtung, welche mit Vorliebe den zersetzenden Stoffen der Gesell-

Digitized by Google

schaft sich zuwendet, eine heilsame Gegenströmung zu schaffen, wenn sie sich, frei von archaistischer Künstelei, auf die lebensfähigen Keime echter Volkstümlichkeit stützt.

M. Benfey.

Das Sealskin und seine Heimat.

Von F. M. Hellborn.

Seit nahezu 20 Jahren ist Sealskin das Ideal unserer Damen für ihre Wintertoilette und merkwürdigerweise noch nicht aus der Mode gekommen, wenn es auch bedeutend wohlfeiler geworden ist. Was ist aber Sealskin? Wörtlich ist es Robbenfell, allein nicht das Fell unserer gemeinen Robbe oder unseres Seehunds der nordeuropäischen Küsten, welches Meeres-Säugetier wir alle entweder aus Abbildungen und Schilderungen oder aus Aquarien und Menagerien kennen. Mit nichten, unsere gemeine oder Haarrobbe, Phoca vitulina, liefert in ihrem derben Felle kein Pelzwerk, das würdig wäre, die Taille unserer eleganten Damen zu umschließen, sondern höchstens das Leder zu derben Winterstiefelchen, denn es ist gerade gut genug zum Gerben und liefert tüchtiges Schuhwerk und Decken zum Ueberziehen von Tornistern und Koffern. Unser Sealskin, das heutzutage im Rauchwarenhandel und in der winterlichen Toilette eine so große Rolle spielt, kommt von einem anderen Meerestier, nämlich von der sogen. Pelzrobbe, dem Callorhinus ursinus *Gray* der Naturforscher, welche keine eigentliche Robbe, sondern mit der nun ziemlich selten gewordenen Seeotter oder Kalan, Enhydris lutris, nahe verwandt ist und im zoologischen Sinne zu den Ohren- oder Bärenrobben, Otariiden, gehört. Die Pelzrobbe, welche das geschätzte Sealskin liefert, ist eine Unterart der Bärenrobbe, Otaria ursina, kommt nur im nördlichsten Teil des Stillen Ozeans vor und verhält sich bezüglich ihres Felles zu unserem nordeuropäischen Seehund wie Käse zu Kalk.

Es gehört nicht in den Ressort unserer Zeitschrift, eine eingehende Schilderung der Lebensweise der Robben überhaupt zu geben, allein es dürfte nicht uninteressant sein, uns mit derjenigen der Pelzrobbe etwas näher zu beschäftigen, weil ihre Heimat ein so entlegener und noch so wenig bekannter Punkt an dem fernsten Teil von Amerika's Nordwestküste ist. Die meisten Pelze dieses Meerestieres kommen nämlich von den Pribüloff- oder Pribyloff-Inseln. Diese Inselgruppe liegt nördlich von den Aleuten, welche auf einer Weltkarte von Mercator's Projektion aussehen wie eine fliegende Brücke von Amerika nach Asien über die Behringsstraße hinüber. Nordwärts von diesen liegen die Inseln St. Paul und St. Georg, die beide mit einigen kleinen, unbewohnten Felsenriffen die Gruppe der sogen. Pribyloff-Inseln und die Hauptquelle des in den Handel kommenden Sealskin bilden.

St. Paul liegt unter 57° 67′ 19″ n. Br. und 170° 17′ 52″ w. L. v. Gr. und hat nur einen Flächenraum von 33 e. Qu.-Mln. St. Georg liegt südöstlich etwa 25—30 Seemeilen davon entfernt und hat nur einen Flächenraum von 27 Qu.-Mln. Sie liegen nur 192 Mln. nördlich von Unalaschka, dem Hauptorte der Aleutischen Inselkette, 200 Mln. südlich von der Insel St. Matthäus und ungefähr ebenso weit von Kap Newenham am amerikanischen Festlande. Sie bilden nun einen Teil des Alaska-Gebietes, des früheren russischen Amerika, welches im Jahre 1867 durch Kauf in den Besitz der Vereinigten Staaten überging. Diese Besitzerwerbung ward durch den damaligen Staatssekretär Seward vermittelt zu Gunsten einer amerikanischen Privatgesellschaft, welche das Land ankaufen wollte, um ein Gebiet für den Fischfang, Pelz- und Holzhandel an sich zu bringen, und wurde im Kongreß erst nach langen und heftigen Debatten durchgesetzt. Die Pribyloff-Inseln sind so einsam und abgelegen, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn sie noch so ziemlich unbekannt sind, denn sie liegen auf dem Wege zu keinem anderen Lande und sogar außerhalb des Bereichs des Walfischfangs im nördlichen Stillen Ozean, werden also auch künftighin keine sonderliche Bedeutung erlangen. Sie sind überhaupt erst seit einem Jahrhundert bekannt und verdanken ihre Entdeckung der Thatkraft und dem Unternehmungsgeiste eines jener kühnen russischen Händler und Pelzwerksammler, welche seit dem Ende des 17. Jahrhunderts jeden Winkel des nördlichen Stillen Ozeans nach neuen Oertlichkeiten absuchten, wo sie Ersatz für die durch übermäßige und ausrottende Jagd auf Pelztiere verödeten Inseln und Küstenstriche fanden. Ihre Expeditionen galten namentlich der jetzt sehr selten gewordenen Seeotter, und die Pelzrobbe ward erst im Jahre 1774 entdeckt und damit im Vergleich zu der gesuchteren Seeotter wenig gewertet. Die Eingeborenen hatten allerdings damals schon beobachtet, daß die Pelzrobbe auf regelmäßigen Wanderungen jährlich zweimal ihre Gewässer besuchte und die Meerengen der Aleuten im Frühjahr auf ihrem Zuge nordwärts und im Herbste auf ihrem Wege nach Süden passierte, aber das war alles. Man war natürlich sehr gespannt, zu ermitteln, wo das Tier seine Jungen werfe und seine Zeit verbringe, und es drängte die Russen sehr, seine Winterquartiere kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke suchten Hunderte von Fahrzeugen den Ozean südlich von der Inselkette der Aleuten ab, allein ohne Erfolg. Gerade um jene Zeit war ein gewisser German Pribyloff als Kapitän oder Steuermann auf einem der vielen mit dem Pelzhandel beschäftigten kleineren Fahrzeuge angestellt. Er hatte sich eine Sage gemerkt, welche er von einem alten Aleuten gehört hatte, und welche dahin ging, es liegen noch einige andere Inseln in der Behringsstraße, welche er nun aufzufinden bemüht war. Drei Jahre nacheinander durchsegelte er den Ozean nördlich von den Aleuten vergeblich, bis er endlich im Juni 1786 seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sah, indem er die Musik der Raststätze der

Digitized by Google

Pelzrobben auf St. Georg hörte. Es mag auffallen, daß er zu dieser Entdeckung so lange brauchte, allein man kennt ja sogar noch heute die Nebel, Winde und Strömungen in jenen Gewässern nicht genau, und es ist thatsächlich wahr, daß noch vor kaum 10 Jahren ein vorzüglich geführtes und vollkommen seetüchtiges amerikanisches Schiff neun Tage lang auf der Höhe der Nordspitze der Insel St. Paul und in deren Gewässern kreuzte und der Insel immer auf 10 Seemeilen nahe war, bevor es dieselbe gewahr wurde, denn dieser Nebel ist daselbst das gewöhnliche Sommerwetter.

Der Robbenschlag auf den beiden Inseln war für Pribyloff so günstig, daß sein Geheimnis nicht lange verschwiegen bleiben konnte. Im folgenden Sommer folgten ihm 10 oder 12 andere Fahrzeuge in seinem Kielwasser; die nordwestlichere Insel St. Paul ward entdeckt und in Besitz genommen und hiermit beginnt die Geschichte der Pribyloff-Inseln.

Diese liegen gerade außerhalb der Linie des Treibeises, das zwischen ihnen und der Insel St. Matthäus passiert und das Festland in der Nähe der Mündung des Kuskoquim-Flusses berührt. Innerhalb dieser Linie gibt es keine Pelzrobben und keine Stockfische, welche in den Gewässern der Aleuten so reichlich vorkommen und den Bewohnern derselben ihre hauptsächlichste Nahrung liefern. Die warmen Strömungen die aus dem Stillen Ozean beständig nordwärts ziehen, regeln dort das Klima, das, wie zu erwarten, ein sehr strenges ist und nur in zwei Jahreszeiten zerfällt, in Sommer und Winter, welche unmerklich in einandergehen, und erzeugen so dichte, rieselnde Nebel, daß man im Sommer in 10 Tagen kaum an einem die Sonne sieht. Der Winter beginnt etwa um Mitte Oktobers, wenn die kalten Winde von Norden herunterkommen, den Nebel vertreiben und die Luft aufhellen. Ende Januars kommt dann das Eis in schmutzigen, zerbrochenen Feldern und Fluen, setzt sich an der Küste fest, schließt die Inseln ganz von der Welt ab und dämpft sogar das Brausen der Brandung. Dies dauert bis Anfang Aprils, und während dieser sechs Monate ist die Kälte streng, jedoch nicht so heftig, wie an vielen anderen Orten. Der März ist immer der kälteste Monat mit einer mittleren Temperatur von —7—8° C. Diese Kälte ist nicht unerträglich und wird es nur durch die heftigen Winde, welche beinahe ununterbrochen aus allen Strichen der Windrose so heftig wehen, daß man sich beinahe nicht ins Freie wagen kann. Elliott versichert uns, der Wind habe einmal im März auf St. Paul mit einer Heftigkeit von 88 e. Mln. per Stunde, bei einer Temperatur von nur —20° C., sechs Tage lang unaufhörlich mit einer Wucht geweht, daß die Eingeborenen nur auf allen Vieren von einer Hütte zur anderen zu kriechen imstande waren.

Der Frühling beginnt ungefähr nach der ersten Aprilwoche. Das Eis schmilzt und setzt sich in Bewegung und ist binnen Monatsfrist vollständig von der offenen See und dem Lande verschwunden. Schwere, dichte Nebelwolken ziehen dann vom Meere heran und man hört die Stimme der Pelzrobbe am Lande.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß von Ackerbau auf den Pribyloff-Inseln keine Rede ist. Man zieht zwar an geschützten Oertlichkeiten Rüben von ziemlichem Umfang und man soll sogar einmal Kartoffeln von der Größe einer Wallnuß geerntet haben; aber das ist schon lange her und heutzutage denkt niemand daran, den Boden zu bebauen, denn man bezieht seinen Bedarf leichter einmal im Jahre von San Francisco.

Wie mit den Kulturpflanzen, so geht es auch mit den Haustieren. Weder Rindvieh noch Schafe können durch den Winter gebracht werden und Hühner kann man nur züchten, wenn man sie in seiner Schlafstube hält. Schweine gedeihen jedoch, werden aber in Ermangelung vegetabilischer Nahrung Fleischfresser und werden mit Robbenfleisch und Fischen gefüttert, zum großen Entzücken der Eingeborenen, welche das Fleisch der auf solche Weise gemästeten Schweine sehr lieben.

Die einheimische Fauna ist eine sehr beschränkte; blaue und weiße Füchse sind einheimisch und machen den Kindern und Erwachsenen das ganze Jahr hindurch viel Zeitvertreib; im Sommer den Kindern als Spielgenossen, im Winter den Erwachsenen als Gegenstände der Jagd und des Fallenstellens, und liefern so für Körper und Geist eine heilsame Beschäftigung — ein hochwichtiger Punkt an einem Orte, wo es sonst nichts zu thun gibt. Auch der Lemming ist einheimisch, aber merkwürdigerweise nur auf St. Georg beschränkt. Ratten gibt es noch nicht und auch keine Muskitten, die auf den Aleuten eine Plage sind. Dagegen wimmelt es von Mäusen, welche sehr lästig sind, und folgerichtig sind auch Katzen reichlich vorhanden, welche ganz von Robbenfleisch und meist im Freien leben und in diesem halbwilden Zustande ganz verschieden von den harmlosen und notwendigen Geschöpfen einer vorgeschrittenen Zivilisation sind, nämlich kürzer, dicker und mit kleinerem Schwanz und von einem ekelhaft lauten und widrigen Geschrei.

Als man die beiden Inseln entdeckte, waren sie ganz unbewohnt; um daher die Robbenjagd dauernd zu betreiben, mußten Aleuten von den Inseln und vom Festlande eingeführt werden, und die Nachkommen dieser, verquickt mit anderen Einwanderern bilden nun die Bevölkerung. Während der langen Periode der russischen Herrschaft wurden sie physisch, geistig und moralisch auf der niedrigsten Stufe gehalten, waren nur Sklaven und wurden wie Hunde behandelt. Seit die Inseln in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen und unter die weise geordnete Zucht der Regierung und der Handelsgesellschaft übergegangen sind, die die Inseln gepachtet hat, ist ihre Lage um vieles besser geworden und sie versprechen die gegenwärtige Bevölkerung zu behalten und, wenn auch nicht gerade einen Zuwachs derselben, so doch einen

Digitized by Google

gewissen Grad von Behaglichkeit und Wohlstand zu erlangen. Die Einwohner sind eifrige Bekenner der griechischen Kirche und von all jenen Völkerschaften des Nordwestens die einzigen, welche praktisch zum Christentum bekehrt sind. Für ihre geistlichen Bedürfnisse ist genügend gesorgt und kein Mangel an Kirchen und Schulen, so daß man sagen kann, sie sind in einem ziemlich hohen Grade von Halbzivilisation.

Ueber ihren Ursprung ist nichts genaues ermittelt; sie scheinen ein vollkommenes Bindeglied zwischen dem Japaner und dem Eskimo zu sein; ihre Sprache und Ueberlieferungen sind aber von beiden ganz verschieden und nur ihnen eigentümlich, denn keine Zahl oder sonstiges Wort verrät irgend eine Aehnlichkeit mit beiden. Heutzutage herrscht unter ihnen eine solche Mischung von aleutischem, russischem, koloschischem und kamtschadalischem Blut, daß jeder Typus, vom Neger bis zum Kaukasier, unter ihnen repräsentiert ist. Die Männer messen durchschnittlich 4′ 4″ bis 4′ 5″ rhein., die Weiber etwas weniger, obwohl auch Riesen und Zwerge unter ihnen zu finden sind. Die vorwaltenden Züge sind kleine weitgeschlitzte Augen, hohe breite Backenknochen, grobes schwarzes und straffes Haar, kleine hübsch geformte Hände und Füße und eine gelblichbraune Hautfarbe. Sie tragen nicht mehr den langen, schwerfälligen, kaftanartigen russischen Rock und die Hundsfellmütze, sondern versehen sich regelmäßig mit der in den Vereinigten Staaten üblichen Tracht: Stiefeln, Unter- und Beinkleider und einen Ueberrock; nur den Zylinderhut der Zivilisation verschmähen sie wegen der herrschenden heftigen Winde. Auch die Weiber haben sich auf das Niveau der Männer zu erheben gesucht, wie wir absichtlich hervorheben, denn man nimmt ja allgemein im geselligen Leben der Wilden wie der nun Zivilisierten wahr, daß das höchste Bestreben der Weiber dahin geht, in den Augen der jungen Männer schmuck zu erscheinen. Da aber die Frauen der Beamten und Agenten der Handelsgesellschaft häufig mit allen weiblichen Putz- und Kleidungsartikeln versehen hierher kommen, um das ganze Jahr hier zu verbringen, so streben die einheimischen Weiber, diesem Vorbild nachzueifern; sie ahmen die neuesten Moden nach und man findet unter ihnen sehr geschickte Kleidermacherinnen. Dies ist ein großer Fortschritt gegenüber von den guten alten Zeiten. Unter dem russischen System mußten die Weiber das Holzfällen und das Wassertragen besorgen, und das letztere war keine Kleinigkeit, denn auf St. Paul muß das Trinkwasser zwei Kilometer weit vom Dorfe geholt werden. Heutzutage muß sich der Mann zur Befriedigung dieser Bedürfnisse für das Hauswesen bequemen und das Wasser an einem Brunnen holen, welchen die Handelsgesellschaft nur tausend Schritte vom Dorfe hat errichten lassen. Die Bevölkerung von St. Paul belief sich im Jahre 1874 auf 398 Seelen, worunter vierzehn Weiße, nämlich dreizehn Männer und eine Frau, 128 männliche und 156 weibliche Aleuten.

Die Hauptnahrung besteht in Robbenfleisch, wovon im jährlichen Durchschnitt täglich 600 Pfund verzehrt werden, und als Zubuße dazu soviel Butter, süßer Zwieback, soviel man bekommen kann, und eine unbestimmbare Menge Zucker, denn kein Volk ist mehr auf Süßigkeiten erpicht als die Aleuten. Der wöchentliche Brotbedarf beläuft sich auf 200 Pfund; dazu kommen 700 Pfund Mehl, 50 Pfund Tabak, 75 Pfund Kerzen und 50 Pfund Reis. Sie brennen nur Kerosinöl, obwohl Robbenspeck auf der Insel im Ueberfluß vorhanden ist; allein der eingeführte Artikel ist bequemer und weniger übelriechend und gibt nicht den fetten Ruß wie das einheimische Produkt. Essig wird weniger verwendet und die Nachfrage nach Senf und Pfeffer ist nur gering. Bohnen werden nicht gegessen, aber die Sorte von gerollten Erbsen bürgert sich rasch ein. Pökelfleisch von Ochsen und Schweinen nehmen die Leute wohl an, wenn man es ihnen schenkt, aber sie werden es nie kaufen. Auch Kaffee wird wenig verbraucht, allein für Thee haben die Leute, wie alle unter russischem Einfluß gestandenen Völkerschaften, eine große Vorliebe und trinken ihn in jeder Menge. Der hier eingebürgerte russische Samowar wird den ganzen Tag nicht kalt und der Theekessel kommt vom frühen Morgen an, wo sie aufstehen, bis zum Abend, wo sie sich zu Bette legen, nicht vom Feuer. Steinkohlen werden ihnen bis zu einem gewissen Grad unentgeltlich von der Handelsgesellschaft geliefert. Die stärkste Nachfrage aber ist die nach dem in Blechdosen eingemachten Obst, und ein Hausvater würde sich ohne Bedenken ruinieren, wenn er nur soviel kaufen könnte, als er bekommen möchte. Es ist dabei zu bemerken, daß, weil die Inseln nichts produzieren als Robben, alles aus San Francisco bezogen werden muß und außer den Frachtspesen noch einen ziemlichen Aufschlag auf die Preise erleidet.

Das Leben dieser Menschen ist ein äußerst eintöniges. Während der geschäftigen Jahreszeit, welche eigentlich nur vier bis sechs Wochen währt, fehlt es natürlich nicht an Arbeit, aber den Rest des Jahres hindurch vegetieren diese Leute eigentlich nur, denn sie haben nichts zu thun; sie essen, trinken und schlafen und einige spielen. Der Tag kann übrigens mit zeremoniösen Besuchen auch hingebracht werden, und hier kommt ihnen der griechische Kalender mit seinen unzähligen Feiertagen zu Hülfe, welche sämtlich gefeiert werden müssen. Die Leute sind eifrige Kirchgänger, und die Zeremonien und Observanzen ihrer Religion würden allein schon dazu dienen, sie vor gänzlicher Stagnation zu bewahren. Die Heiligentage spielen in der griechischen Kirche eine große Rolle und sollen sich im ganzen auf 290 im Jahre belaufen.

Außer der Pelzrobbe kommen in den Gewässern der Pribyloff-Inseln auch noch eine oder zwei Arten von Haarrobben vor, wiewohl nicht häufig und von ihren nordeuropäischen Verwandten an Gestalt und Habitus wesentlich verschieden. Die Haarrobbe kommt selten mehr

Digitized by Google

als einige Ruten weit aus dem Meere und bevorzugt den Rand der Brandung und besonders kleine vereinzelte kaum aus dem Wasser hervorragende Felsen, wo sie sich hinlegen kann und immer von Wasser bespült wird. Sie ist nicht polygam wie die Pelzrobbe, und man sieht sie niemals in größerer Menge als zwanzig bis fünfundzwanzig beisammen. Ihr walzenförmiger aufwärtssteigender grau und weißer Körper bildet einen großen Kontrast zu dem aufrechten langen schwarzen oder gelblich braunen Callorhinus. Die neugeborenen Jungen der Haarrobbe sind ganz weiß und wägen drei bis sieben Pfund, wachsen aber so rasch, daß sie nach vier oder fünf Monaten schon ein Gewicht von fünfzig Pfund erreichen, und haben dann ein stahlgraues Kleid, am Rücken dunkelbraun gefleckt oder der Länge nach mit dunkelbraunen und schwärzlichen Streifen, die unmerklich in das Grau des Körpers verschmelzen. Im nächsten Frühjahr hat dieses Hellgrau sich in ein schmutziges Ockergelb verwandelt und die dunklen Flecken erstrecken sich nun vom Kopf über den Rücken hinab und verschwinden desto mehr, je näher sie dem Schwanz kommen. Von einem Pelz oder Wollhaar ist bei ihnen keine Rede und die Haut, wie schon erwähnt, nur zu Leder brauchbar. Dem Tiere wird jedoch angelegentlich nachgestellt wegen seines Thrans, welcher dem des Walfischs an Güte nahezu oder ganz gleichkommt. Diese Robbe ist zwar nur spärlich über den nördlichen Stillen Ozean ausgeteilt, bildet aber im Nordatlantischen Ozean die Hauptmasse des Tierlebens und beschäftigt durch ihren Fang, den sogenannten Robbenschlag, eine Menge Fahrzeuge und Menschen auf der Höhe der Mündung des St. Lorenz-Stromes, namentlich im März und April, wenn die Robben in Netzen gefangen werden. Stört man sie auf, so ist die Art und Weise ihrer Fortbewegung am Lande sehr verschieden von derjenigen der Pelzrobbe; sie flüchten durch ein gleichzeitiges Ausrecken ihrer beiden Vorderflossen und ziehen den Hinterleib nach; jeder derartige Schritt, wenn wir so sagen dürfen, ist höchstens einen Fuß lang. Beim Schwimmen der Haarrobbe versehen die hinteren Ruderfüße die ganze Arbeit, während die Otariiden sich dazu vorwiegend der vorderen Ruderfüße bedienen.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die neuesten Nachrichten von den unternehmenden französischen Reisenden Capus und Bonvalot, von denen wir schon mehrfach in diesen Blättern sprachen, sind von großem Interesse. Die beiden Reisenden suchen bekanntlich über Samarkand Indien zu erreichen, und ihre neuesten Briefe sind datiert vom 13. Jan. und 23. Febr. 1887. Sie brachen am 13. September v. J. von Samarkand nach Bukhara auf und passierten in der Nähe von Samarkand die ausgedehnten Pflanzungen des Generals Korolkoff, welcher auf beiden Seiten des Kara Tepe eine ausgedehnte Fläche unfruchtbaren Landes mittels künstlicher Bewässerung unter Anbau gebracht hat. Ueber die schwierigen Pässe von Takhta Karascha und Lahore Murda erreichten die Reisenden das Thal des Sangardak. Dieser ganze Bezirk wird von Usbegen und Tadschiks bewohnt. Nach einigen Tagereisen erreichten sie die Ebene Hissar, einen Bezirk, wo Reis in großen Mengen und von ausnahmsweise guter Qualität gewonnen wird. Die Stadt ist sehr ungesund und im Sommer zieht die ganze Bevölkerung nach Karatagh. Die Reisenden stiegen dann in das bisher noch unerforschte Thal des Kaffirnahan hinab bis zu dessen Einmündung in den Amu-Darja. In diesem allenthalben mit einer Ausblühung von Salz bedeckten Thal sind viele Ansiedelungen der Usbegen, welche entweder auf dem reichen Schwemmboden an den Krümmungen des Flusses oder auf dessen Inseln liegen. Sie folgten dann dem Amu-Darja, versuchten einige Ausgrabungen in Termez, setzten über den Strom bei Tschuschka Guzar und drangen in Afghanistan ein, wo sie gefangen genommen, fünfundzwanzig Tage lang festgehalten und dann wieder über die Grenze zurückgeschickt wurden. Sie beschlossen nun nach Frankreich zurückzukehren; als sie aber hörten, daß die von Kaschgar abgehenden Karawanen im Winter zuweilen nach Ladak oder Le gehen, so entschieden sie sich, diesen Weg einzuschlagen. Sie beabsichtigen von Guldscha aus quer über die Pamir zu reisen. Wenn sie dann Karakul erreicht haben, wollen sie dem Fluß Akbeital folgen und Kundschut zu erreichen suchen. Die Reise durch diese Wüsten, welche 13,000—16,000 Fuß über der Meeresfläche liegen, ist im Winter zwar eine sehr schwierige, allein unsere Reisenden werden in dieser Jahreszeit nicht von den Eingeborenen daran gehindert werden.

* Die Stanley-Expedition und Emin Pascha. Während Stanley am Kongo hinauffährt, um Emin Pascha zu entsetzen, sind von diesem neue Nachrichten eingetroffen, wornach derselbe zwar gesund und wohl, aber nicht im stande ist, die Provinz zu verlassen. Ein Somali-Händler aus Uganda ist in Sansibar angekommen und hat die früher erhaltenen Nachrichten bestätigt, daß Emin Pascha in Wadelay sich festgesetzt habe. Er hatte noch zwei kleine Dampfer auf dem Weißen Nil und auf dem Mwutan-See gehen. Im November — also vier Monate später als die von Dr. Junker überbrachten Nachrichten — besuchte Emin Pascha die Hauptstadt von Unyoro, welche am nordwestlichen Gestade des Albert-Nyanza liegt. Er war begleitet von Dr. Vita Hassan, zehn ägyptischen Offizieren, drei Griechen und vier Negern. Von dort aus schickte er eine Botschaft an Mwanga, den jungen König von Uganda, und bat um eine Audienz. Der König willigte ein, ihn zu empfangen, falls er ohne sein Gefolge käme, und Emin Pascha ging darauf hin und nahm nur Dr. Vita Hassan und drei Griechen mit. Nachdem

Digitized by Google

er siebzehn Tage beim König geblieben war, bat er um die Erlaubnis, durch Mwanga's Gebiet nach Sansibar zu marschieren, allein sobald der König diese Bitte hörte, befahl er ihm auf denselben Wege zurückzukehren, auf dem er gekommen war. Der Somali, welcher diese Aussage machte, fügte noch hinzu, die von Sansibar abgeschickten Boten, welche Emin Pascha die Meldung bringen sollten, daß Stanley mit einer Expedition den Kongo hinauf abgegangen sei, um ihn zu befreien, seien in Unyanyembe aufgehalten worden. Die häufigen Nachrichten von Emin Pascha, welche uns über Sansibar zukommen, ermutigen uns zu der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, den Bezirk zu verlassen, worin er nun so gut wie gefangen ist.

Mittlerweile setzt Stanley seine Reise auf dem Wege über den Kongo fort und Tippu-Tip's Kuriere sind unterwegs nach den Stanley-Fällen, um die nötigen Vorbereitungen für die Reise nach Norden zu treffen. Stanley selbst hat in den Londoner „Times" zwei Briefe veröffentlicht, in welchen er sich über seine Beobachtungen und Pläne offen ausspricht. Als er an Bord der „Madura" Sansibar verließ, zählte seine Expedition 709 Köpfe. Der Vertrag, welchen er mit Tippu-Tip eingegangen, ist von bedeutendem Interesse; er fand diesen unternehmenden Händler in bedeutend größerem Ansehen und Machtstellung als im Jahre 1877, wo derselbe Stanley's Karawane nach dem Kongo geleitete, denn es liegt nun praktisch in seiner Macht, den Weg von der Küste nach dem oberen Kongo zu verschließen. Stanley engagierte ihn und sein Gefolge, um ihn von Stanley Falls nach der Region nördlich vom Tanganjika zu bringen und Emin Pascha's Elfenbeinvorrat, der sich nach Dr. Junker's Angabe auf 75 Tonnen belaufen soll, nach dem Kongo zurückzuschaffen. Außerdem hat er ihn zum Gouverneur der Station Stanley-Fälle ernannt, welche vor einiger Zeit an die Araber verloren worden war. Der Zweck der Gründung dieser Station war bekanntlich der gewesen, die Araber an der Ausdehnung ihres Einflusses weiter am Kongo hinab zu hindern. Seit dem Verlust der Station fahren dieselben den Kongo hinab und sollen schon die Station Bangalla erreicht haben. Tippu-Tip's Pflichten sollen hauptsächlich darin bestehen, im Namen des Kongostaates die Stanley-Fälle gegen alle Araber und Eingeborenen zu verteidigen. Die Flagge der Station wird diejenige des Staates sein. Jedenfalls hat er alle diejenigen Personen zu bekriegen und gefangen zu nehmen, welche Einfälle in das Gebiet machen, um Sklaven zu rauben, und ebenso soll er alle Ansammlungen von Menschen zersprengen, welche man mit Fug im Verdacht gewaltthätiger Absichten hat. Er selbst soll sich alles Sklavenhandels unterhalb der Fälle enthalten und allen unter seinem Befehl Stehenden den Sklavenhandel verbieten. Damit Tippu-Tip die gegen den Kongostaat eingegangenen Verpflichtungen treulich erfülle, wird ein europäischer Beamter zum Residenten an den Fällen bestimmt. Durch diesen Vertrag ist der obere Kongo wirklich den Arabern übergeben, denn diejenigen Araber, welche am Abwärtsfahren auf dem Kongo unterhalb der Stanley-Fälle gehindert werden sollten, sind Tippu-Tip's Leute, die gewiß dem vorteilhaften Sklavenhandel auf dem Kongo nicht entsagen werden, wie es der Vertrag verlangt. Stanley's Verfahren und Baumann's Schilderung der Stanley-Fälle in den Verhandlungen der Wiener Geographischen Gesellschaft zeigen deutlich, daß die Araber thatsächlich die Herren des oberen Kongo sind und der Kongo-Freistaat dort gänzlich machtlos ist.

Da Emin Pascha's Schicksal dermalen der Angelpunkt des Interesses an Zentralafrika ist, so dürften einige biographische Notizen über denselben nicht unwillkommen sein. Nach Dr. Wolkenhauer's Mitteilung („Deutsche geographische Blätter" 1887, Nr. 1) ist Emin Pascha's wirklicher Name Eduard Schnitzer, nicht Schnitzler, wie er allgemein genannt wird. Er ist im Jahre 1840 in Oppeln in Preußisch-Schlesien geboren, allein seine Familie übersiedelte bald nach seiner Geburt nach Neisse, wo er das Gymnasium durchmachte; dann studierte er in Breslau Medizin und bestand ungefähr um das Jahr 1864 seine Prüfungen in Berlin. Seine Lieblingsstudien von Jugend auf waren Naturwissenschaften und namentlich Zoologie gewesen, und er hatte sich immer nach dem Besuch fremder Länder gesehnt. Nachdem er seine Prüfungen bestanden, ging er nach der Türkei und ward als Distrikts- und Hafenarzt in Antivari angestellt. Im Jahre 1870 ward er Hausarzt bei Ismail Hacki Pascha und folgte diesem nach Trebisond, Erzerum, Konstantinopel und Janina. Als sein Patron gegen Ende 1873 starb, begleitete er dessen Familie nach Konstantinopel. Nach einem kurzen Besuch in Deutschland im Jahre 1875 kehrte er nach dem Orient zurück und erlangte eine Anstellung als Arzt in der ägyptischen Armee. Später diente er unter Gordon Pascha, welcher ihn zum Generalarzt und 1878 zum Gouverneur der Aequatorial-Provinz ernannte. Seine hauptsächlichsten Untersuchungen neben seinen Forschungen und der Verwaltung seiner Provinz waren ornithologische, und unter den von ihm nach Europa gesandten Sammlungen waren 26 neue Arten. Hoffentlich wird der tapfere Forscher bald aus seiner gefährlichen Lager errettet werden, und es ihm gelingen, seine Sammlungen und die wertvollen Ergebnisse seiner vieljährigen Forschungen und Untersuchungen im äquatorialen Afrika in Sicherheit mit sich nach Europa zu nehmen.

* Das Territorium Washington. Wir entlehnen einer canadischen Zeitung einige Nachrichten über das Territorium Washington, welches zu drei Vierteilen an das britische Columbia angrenzt. Die ersten Niederlassungen der Weißen daselbst fanden in Turnwater im Jahre 1845 statt, denn bis dahin hatte es in jener Einöde nur Trapper und halbblütige Waldläufer gegeben. Washington wurde 1853 zum Territorium der Union erhoben und nimmt einen Flächenraum ein, welcher demjenigen

Digitized by Google

des Staates Missouri gleichkommt, nämlich 69,180 englische Quadrat-Meilen. Seine größte Länge beträgt 340, seine größte Breite 240 e. Mln. Es verläuft 180 Meilen weit längs der Küste des Stillen Ozeans und umfaßt 33 Counties oder Kantone. Die Hauptstadt dieses Territoriums ist Olympia, und die bedeutendsten Städte nach derselben sind Seatle und Walla-Walla. Der Puget-Sund bietet eine Menge guter Häfen und Landungsplätze dar. Das Washington-Territorium besitzt schon jetzt 716 Meilen Eisenbahnen. Die Nordpacific-Linie durchschneidet dasselbe von der Station Wallula bis zu derjenigen von Idaho und der Kahama im neuen Tacoma, wo eine Zweigbahn dieselbe mit der Stadt Seatle verbindet. Die zum Landbau geeigneten Ländereien stellen beinahe 25 Prozent der ganzen Bodenfläche dar. Die verschiedenen Getreide-Arten gedeihen sehr gut mit Ausnahme des Mais, für welchen das Klima zu kühl ist. Das Korn hat im Jahre 1884 daselbst eine Ernte von 4,118,000 Bushels, der Hafer eine von 2,623,000 Bushels gegeben. Alle Obstarten der gemäßigten Zone, mit Ausnahme der Pfirsiche, gedeihen dort sehr gut. Man baut in dem Territorium bereits viel Hopfen, und die neuesten statistischen Erhebungen beweisen, daß im Jahre 1885 über 703 Zentner Hopfen in den Handel gekommen sind; die Kartoffelernte betrug etwas über eine Million Metzen. Die Weidegründe steigen bedeutend im Werte in diesen Gegenden, denn sie lenken immer mehr die Aufmerksamkeit der Viehzüchter auf sich, namentlich diejenigen, welche sich im Osten der Cascade Rouge befinden. In Seatle und an der Bellingham-Bucht gibt es sehr schöne Kohlengruben, welche einen Flächenraum von 20,000 Qu.-Mln. bedecken; bei der Cascade und an der Küste fand man auch Gänge von Silbererz und von goldführendem Quarz, und in vielen anderen Teilen des Gebietes kommen Kupfer, Quecksilber, Blei und verschiedene andere Metalle und Mineralien vor. Das Land ist aber vorzugsweise reich an Holz, von dem man jährlich 250—300 Millionen Kubikfuß schlägt, wovon 150 Mill. zur Ausfuhr bestimmt sind. Die gesamte Bevölkerung des Territoriums beläuft sich auf 75,116 Individuen, welche sich folgendermaßen verteilen:

männliche Bevölkerung	45,972
weibliche Bevölkerung	29,143
im Territorium geboren	59,313
Fremde	15,803
Weiße	67,199
Mulatten	325
Chinesen	3,186
Indianer	4,405.

* Der Fluß Camacuam in Brasilien. Herr Hermann hat auf seiner letzten Reise in Südbrasilien, welche er in Begleitung des Herrn Dr. H. Ihering machte, mit einer besonderen Aufmerksamkeit die physischen Merkmale und die Zustände der Schifffahrt auf dem Flusse Camacuam beobachtet, welcher auf seinen zahlreichen Windungen einen Teil seiner Gewässer in mehrere andere Flüsse ergießt. Das Ergebnis seiner Wahrnehmungen ist folgendes:

1. Der Camacuam wechselt periodisch an Tiefe; er hat eine sehr starke Strömung, welche zuweilen die Ufer zerreißt und mit sich fortführt; er enthält mehrere gefährliche Sandbänke, Wasserfälle und Stromschnellen, sowie zusammengestaute Anschwemmungen von Treibholz;

2. der Camacuam ist in seinem gegenwärtigen Zustande hinreichend schiffbar, um zu einem Absatz von Holz und Kohle nach der Stadt Rio Grande zu ermutigen.

Außerdem ergießt sich dieser Fluß in die kleine, unter dem Namen Lagoa dos Patos (Entenlagune) bekannte Binnensee, und diejenige Mündung des Camacuam, welche die bequemste für die Fahrzeuge ist, um ihren Lauf stromaufwärts zu nehmen, ist die unter dem Namen der Barra das tres bocas (Barre der drei Mündungen) bekannte.

Der Camacuam hat zwar fünf Mündungen, aber Herr Soyaux empfiehlt nur die soeben von uns genannte. Nachdem sie den Fluß bis Sao José de Patrocinio, ein Städtchen von 200 Einwohnern, hinangefahren waren, wandten sich Herr Soyaux und sein Reisegefährte nach Norden und erreichten zu Pferde die Kolonie Sao Feliciano, welche am Subtil-Flüßchen, einem Zufluß des Camacuam, liegt. Hier haben sich 19 Kolonistenfamilien, vorwiegend Franzosen und Italiener, niedergelassen, allein dieser Kolonisationsversuch ist nicht geglückt. Soyaux empfiehlt aber trotzdem seinen deutschen Landsleuten diesen fruchtbaren und gutbewässerten Boden, sofern dieselben nur fleißig und an landwirtschaftliche Arbeiten gewöhnt sind.

* Die Quellen des Finke-Flusses. Der „Adelaide-Observer" enthielt jüngst einen Bericht von Mr. Charles Chewings über seine jüngste Reise an die Quellen des genannten Flusses, welcher nun in Gestalt einer Broschüre und begleitet von einer gut ausgeführten Karte erschienen ist. Der Finke-Fluß drainiert einen ausgedehnten Bezirk von Zentralaustralien und ist nach Herrn Chewings' Versicherung von den Ansiedlern als die „in Bezug auf Futter und Wasser günstigste Gegend, die man nur finden kann", erfunden worden. Herr Chewings trat seine Reise von Adelaide aus im Dezember 1884 an, legte eine Strecke von 5000 e. Mln. größtenteils zu Pferde zurück und traf im Dezember 1885 wieder in Adelaide ein. Was er gesehen hat, berechtigt ihn zu dem Schlusse, daß die fernen binnenländischen Strecken des zentralaustralischen Weidelands keine „Wüste" sind, wie man sie leider genannt hat, sondern im Gegenteil sich als „ganz ausgezeichnet bewässerte und begraste Gelände darstellen."

Seit Herrn Chewings' erstem Besuch im Jahre 1881 ist Zentralaustralien für den Ansiedler weit anziehender geworden. „Es haben sich neue Stationen gebildet, alte verbessert, andere sind im Fortschritt begriffen und Land, welches bisher für eine Wildnis galt, hat sich herausgestellt als eine der bestbewässerten und schönsten Gegenden des ganzen Nordwestens. Der Viehstand hat sich in einer

Digitized by Google

Weise vermehrt, welche auch die sanguinistischesten Erwartungen übertroffen hat." Der Finke-Fluß ist der größte von allen zentralaustralischen Wasserläufen und entwässert einen ungeheuren Gürtel Landes auf beiden Seiten; es gibt, nach Herrn Chewings' Versicherung, keinen Teil von Zentralaustralien, der so gut bewässert und so sicher ist, auch die größten Zeiten der Dürre zu überstehen, als das Thal des Finke-Flusses. Die Quellen in den Gebirgszügen mögen schwächer werden und das Tagwasser austrocknen, aber der Finke-Fluß niemals.

Wenn man den Kampf erwägt, welchen die australischen Ansiedler mit der Trockenheit zu bestehen haben, so ist Herrn Chewings' Entdeckung eines Thals, worin die Dürre erfolgreich bekämpft werden kann, eine That von hoher Wichtigkeit und dem allgemeinsten Interesse.

Kleinere Mitteilungen.

Das Neueste über Indochina.

Das jüngst erschienene „Bulletin de la Société Académique Indo-Chinoise de France" redigiert von M. le Mis de Croizier unter Mitwirkung der berühmtesten Geographen und Gelehrten Frankreichs und anderer Länder, bildet ein wahres Compendium von interessantem und national-ökonomisch wichtigem Wissensstoff, und zwar in Form von Berichten, Vorträgen, Resumés und längeren Abhandlungen über rein wissenschaftliche oder national-ökonomische Themata. So z. B. orientiert es uns über den Inhalt der Inschriften zu Angkor, Ciampa ꝛc., über die Entwickelung des indischen Kastenwesens, bietet uns Details über Mahe, Goa, Siam, die Halbinsel Malacca ꝛc. und enthält auch zuverlässige Uebersetzungen interessanter Gedichte und anderer litterarischer Produkte der orientalischen Sprachen nebst einem Wegweiser für dieselben. In einem mehr praktischen Teil werden die kommerziellen Verhältnisse und Beziehungen vieler orientalischen Völker zu Europa beleuchtet, insbesondere die französischen und englischen Kolonien in Indien, Tongking, Bangkok. Aus dieser interessanten, genauen Rundschau dürften folgende Notizen von allgemeinem Interesse und merkantiler Bedeutung sein.

Cochinchina (französisch) mit 5,945,797 Hs. Flächeninhalt und 1,596,500 Einwohnern gegenüber 1,204,287 vor 18 Jahren, weist einen bedeutenden Export nach Frankreich auf in Reis, Seide, Pfeffer, Kupfer, Strohwaren ꝛc. gegenüber einem Import aus Frankreich von Seidenwaren, Baumwollentüchern, Wein, Metallwaren. Die Ausfuhr steht zur Einfuhr (aus Frankreich) immerhin in dem äußerst günstigen Verhältnis von 3.2 : 5.2.

Die französischen Besitzungen in Indien weisen eine Abnahme der Bevölkerungsziffer auf seit dem Jahre 1876. Parallel damit ist natürlich auch der Export nach Frankreich und der Import in Frankreich selbst. Noch größer ist der Rückgang des Handels mit Frankreich im Königreich Siam, das z. B. im Jahre 1880 für 9,704,318 Piaster exportierte, gegenüber für 10,807,445 Piaster (54,037,225 Frcs.) im Vorjahre. Der Berichterstatter schreibt diese Erscheinung hauptsächlich dem Umstande zu, daß in früheren Jahren eine unverhältnismäßig große Quantität besonders von Luxusartikeln aus Frankreich eingeführt worden sei und viele Käufer sich auf Jahre hinaus Waren angekauft haben und eine Verminderung oder Vermehrung sich also nicht berechnen lasse auf eine so kurze Periode von blos einigen Jahren (1879 bis 1885). Im weiteren rühmt Lorgeon das den Franzosen von Seiten der Zollämter geschenkte Zutrauen und die genaue Kontrole über alle in Bangkok ein- und ausgehenden Waren. Ohne Zweifel hat die Ausstellung von 1882 in Bangkok mit ihren 55 Gruppen dem Handel mit dem Ausland eine andere Wendung gegeben, war es ja doch eine Nationalausstellung, bei der z. B. nur siamesische Arbeiter sich beim Bau der eleganten und doch soliden Gebäude beteiligten. Der König von Siam scheint eine mannigfaltige legislatorische Thätigkeit zu entfalten, indem z. B. vor Kurzem einläßliche Gesetze erlassen wurden über den Verkauf von Spirituosen und anderen Getränken. Einen bedeutenden Aufschwung nahmen die Handelsbeziehungen mit den niederländisch-indischen Besitzungen. Sie weisen die größte Mannigfaltigkeit der Export- und Importartikel auf. Unter den letzteren figurieren besonders Bier, Butter, Wachs, Baumwolle, Kupfer, Eisen, Zink, Käse, Quincaillerie, Seife, Wein, Cognac, Leinöl, unter den ersteren dagegen Indigo, Gummi, Guttapercha, Zinn, Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Reis, Pfeffer, Häute ꝛc. Auch aus dem fernen Ostasien und Ozeanien importierte Frankreich 1882 weniger als 1881 (404 Millionen gegenüber 428 Millionen) im gleichen Verhältnis zu seinem Export dorthin. Den Naturforscher wird ein Abschnitt besonders interessieren, betitelt: „Der Tiger in Singapore und Java", laut welchem die Annahme, als ob der Tiger hier häufiger wäre, als Irrtum bekämpft werden muß. So erforschte M. Teysmann, Direktor des Botanischen Gartens in Buitenzorg bei Batavia, in seiner Eigenschaft als Botaniker die Wälder Java's und seiner Umgegend, ohne während 40 Jahren einen einzigen Tiger zu treffen. Daß der Tiger schwimmend über die Meerenge von Malacca (2 Miles) herüberkomme, wird als Fabel erklärt. Der Tiger, der höchstens so schnell zu schwimmen vermag wie ein Hund, würde hiezu mindestens 2 Stunden brauchen. So weit reichen seine Kräfte aber nicht (!). Die einzige Nachricht der „Singapore Daily News", wonach laut einem „Man sagt" zwei Individuen von einem Tiger angefallen und zerrissen worden seien, erwies sich als Ente. Dessenungeachtet war vor noch nicht langer Zeit gedruckt zu lesen, daß die Tiger jährlich durchschnittlich 400 Personen in der Umgebung von Singapore töten (!) und gewiß freuen wir uns am entschiedenen Wort des Berichterstatters (C. Schöbel), wenn er zum Schlusse sagt: O Einbildung! Aber unsere Gesellschaft wird Ordnung und Licht in die Sache bringen! Wer aus der Ferne kommt, hat nicht das Vorrecht, Unwahrheiten zu melden!

Die übrigen Abschnitte des dickleibigen Bandes bilden Spezialberichte von geographischen und kommerziellen Gesellschaften Frankreichs, sowie Protokollauszüge in chronologischer Reihenfolge, ein fein verzweigtes Adersystem kommerziell und wissenschaftlich wichtiger Thatsachen, welche in den vielen Kanälen der Belehrung und Unterhaltung zum allgemeinen Ausgangspunkt, zur Société Académique Indo-Chinoise, zum Herzen, wieder zurückkehren. Welch frisches Leben pulsiert also auch hier, auf dem geistig-wissenschaftlichen wie auf dem merkantilen Gebiet!

* Das Aussterben der Büffel in Nordamerika.

Das vollkommene Aussterben der nordamerikanischen Büffel, die einst die Prärien und Felsengebirgsgegenden des Westens in der Zahl von Millionen bevölkerten, steht so nahe bevor, daß es die naturhistorische Abteilung des Nationalmuseums zu Washington angezeigt gefunden hat, sich eine größere Anzahl von Skeletten, Häuten und Schädeln der interessanten Tierspezies zu sichern, bevor es zu spät ist. W. T. Hornaday, den sie zu diesem Zwecke im Herbst vorigen Jahres aussandte, berichtet über das Ergebnis seines Jagdzuges, wie folgt:

„Der Büffel ist auf unseren westlichen Hochebenen in einem merkwürdig kurzen Zeitraum verschwunden. Heute gibt es alles in allem nur noch wenige Hundert Stück von dem edlen Wilde. Die

Digitized by Google

letzte größere Heerde trat im Jahre 1883 auf das canadische Gebiet über, sie scheint daselbst aber bereits völlig zu grunde gegangen zu sein. Im westlichen Texas dürften etwa noch hundert Stück herum schweifen. In dem wilden, rauhen Lande auf der Wasserscheide zwischen dem Yellowstone und dem Missouri, westlich von Miles City (Montana), hausen nicht mehr als 60, und im Yellowstone-Parke ist die Zahl auf ungefähr 150 zu schätzen. Die Beute, welche unsere Expedition nach zwei Monate langer schwieriger Jagd mit sich fortträgt, beziffert sich auf 25 Häute, 16 Skelette und 50 Schädel, und dieselbe wird hinreichen, um die Büffelsammlung des Smithsonian-Instituts zu der schönsten der Welt zu machen. Wir werden darin Tiere beiderlei Geschlechts von allen Größen und Altersstufen besitzen." E. D.

Litteratur.

* Lemcke, Heinrich: Canada, das Land und seine Leute. Ein Führer und geographisches Handbuch, enthaltend Schilderungen über Canada, unter besonderer Berücksichtigung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse, sowie der Ansiedelung und der Kolonisation. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte. Leipzig, E. H. Mayer, 1887. — Das unabsehbare Gebiet der Dominion of Canada tritt für die europäische Auswanderung immer mehr in den Vordergrund und ist namentlich unseren deutschen Auswanderern immer mehr als künftige Heimat zu empfehlen. Seine Vorteile und Gelegenheiten nachzuweisen und in das gebührende Licht zu stellen, ist der Zweck der vorliegenden hübsch ausgestatteten und auf authentische Quellen gestützten Schrift, welche unter Anregung oder Konnivenz der canadischen Regierung herausgegeben worden zu sein scheint und im allgemeinen nur Wahres enthält. An der Hand einer guten Karte, auf welcher sich die ganze Erstreckung der canadischen Pacific-Eisenbahn überschauen läßt, und von vielen vorzüglichen Holzschnitt-Illustrationen schildert diese Schrift zunächst Canada nach seiner Geschichte, Geographie und Natur, nach seinen Provinzen und Territorien, seinen Institutionen, politischen, sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen u. s. w., nach seinen Ansiedelungsgebieten, nach den Vorteilen, welche es Ansiedlern und Kolonisten bietet, gibt dann alle möglichen praktischen Ratschläge für Auswanderer nach Canada und eine Darstellung der Ozeanreise ꝛc., so daß es seinem konkreten Zweck, ein Führer und Ratgeber für Auswanderungslustige zu sein, wohl vollkommen entsprechen dürfte, dem mit Geographie ꝛc. vertrauten Leser aber kaum etwas Neues bietet. —

* Haardt, Vincenz v.: Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Teilen Europa's. Mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien herausgegeben. 6 Blatt in 30-fachem Farbendruck. Maßstab 1 : 8,000,000. Wien 1887, im Selbstverlage des Verfassers (IV. Weyringergasse 19). In Kommission bei Eduard Hölzel. Preis in Mappe 30 Mark, auf Leinwand in Mappe 36 Mark, auf Leinwand gespannt mit Stäben 40 Mark. — In keinem Weltteile sind die ethnographischen Verhältnisse komplizierter, die Zahl der Völkerschaften größer und mannigfaltiger und die Grenzen ihrer Verbreitung verflossener und undeutlicher, als in Asien, so daß es ungemein schwierig ist, sich von denselben im Geiste ein deutliches Bild zu machen. Um so dankbarer ist es anzuerkennen, wenn ein tüchtiger Ethnograph sich der langwierigen und schwierigen Arbeit unterzog, ein synoptisches Bild dieser Verhältnisse zu Papier zu bringen, wie es Herr Vincenz v. Haardt zu Wien in den schönen, klaren und deutlichen sechs Blättern des vorliegenden kühnen Unternehmens gethan und in einem hinreichend großen und übersichtlichen Maßstabe verwirklicht hat, worin diese Karte allein möglichst vollzählig und genau gemacht werden konnte. Die Aufgabe, welcher Herr v. Haardt sich unterzogen hat, war eine grenzenlos mühevolle, welche die eingehendsten Vorstudien und eine sichere Beherrschung des Stoffes, eine genaue Vertrautheit mit den neuesten Ergebnissen der ethnologischen Forschung erheischt. Dies wird auf den ersten Blick klar, wenn man diese sechs Karten im Ganzen, noch mehr aber, wenn man sie im Detail betrachtet und die Tausende von Völkerschaften und Stämmen überschaut, die an ihren heutigen Wohnsitzen eingetragen und auf Religion und Rasse geprüft werden mußten. Je genauer man daher diese Karte prüft, desto höher steigt die verdiente Achtung, welche wir der Geduld, dem Fleiß, dem Wissen und der Herrschaft über den Stoff zollen müssen, die der Herausgeber bethätigt hat. Die schön und richtig gezeichnete Karte kann zugleich auch als physikalische Karte von Asien, als eine Wandkarte beim geographischen Unterricht dienen, und wie sie dem Geographen und Ethnologen vom Fach unentbehrlich ist, so wird sie sich auch als unentbehrliches Unterrichtsmittel in allen höheren Lehranstalten Bürgerrecht verschaffen und in der Hand eines tüchtigen Lehrers ungemein instruktiv sein, während sie andererseits die unerläßliche ergänzende Illustration zu jeder Beschreibung von Asien und jedem Lehrbuch der Ethnologie und Ethnographie ist. Wir halten es für eine Pflicht der Presse, in den Ausdrücken wärmster Anerkennung von dieser wissenschaftlichen Leistung zu sprechen und auf das hohe wissenschaftliche Verdienst des Verfassers und Schöpfers dieser ersten und gediegensten Uebersichtskarte hinzuweisen.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Breisgau).

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch der Naturwissenschaften.
Zweiter Jahrgang: 1886—1887.

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: **Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel und Industrie; Verkehr und Verkehrsmittel.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. **M. Wildermann.** Mit einer Karte und 25 in den Text gedruckten Holzschnitten. gr. 8°. (XX u. 595 S.) M. 6; in Original-Einband, Leinwand mit Deckenpressung M. 7.

Dieses Jahrbuch führt in gemeinverständlicher, anregender Sprache die wichtigsten Errungenschaften vor, die das verflossene Jahr auf dem Gesammtgebiet der Naturwissenschaften gebracht hat. Schon der im Frühjahr 1886 erschienene erste Jahrgang (M. 6; geb. M. 7) hat eine überaus günstige Aufnahme gefunden. Um so mehr ist dies von dem vorliegenden, in mehrfacher Beziehung vervollkommneten neuen Jahrgang zu erwarten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Niethammer, Marie (geb. Kerner), Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen. Mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth. 1877. kl. 8°. Geheftet M. 4.—
Elegant gebunden M. 5.—

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 23. Stuttgart, 6. Juni 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Neusiedler-See und seine Umgebung. Von Professor Georg Jauß in Oedenburg. S. 441. — 2. Aus Rußlands fernem Osten. Nach J. Abramow von W. Henckel. S. 445. — 3. Ein Ausflug nach Szegszárd und seinen Umgebungen. Eine Reiseskizze von A. de Gérando. (Schluß.) S. 447. — 4. Das Scalpiren und seine Heimat. Von F. M. Hellborn. (Fortsetzung.) S. 450. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 454. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 458.

Der Neusiedler-See und seine Umgebung.

Von Professor Georg Jauß in Oedenburg.

Der erste Monograph des Neusiedler-Sees, der Gelehrte Josef Kis, schreibt Eingangs seines im Jahre 1797 veröffentlichten Werkes:

„Ich glaube nicht, daß der erhabene Anblick des Neusiedler-Sees jemanden, der das Meer noch nicht gesehen hat, nicht in Erstaunen gesetzt und, wenn er ein Ungar ist, nicht mit Entzücken darüber erfüllt hat, daß sein Vaterland solche Schönheiten besitzt. Als ich den See von jenem reizenden Hügel aus, welcher sich von dem am Ende der Klein-Zinkendorfer Allee befindlichen Walde bis zum Ufer des Sees senkt, in seiner ganzen Größe das erstemal vor uns auftauchen sah, konnte ich mir keinen schöneren Anblick denken. Es war eben zur Zeit der Abenddämmerung, als hinter den Hügeln, welche linker Hand die Stadt Oedenburg dem Blicke entziehen, die niedergehende, glühende Sonne diesen Anblick vergoldete. Zu meinem begleitenden Freunde gewendet, sagte ich, daß es nur Ungarn gegönnt sei, sich in Ermangelung eines Meeres an einem solch herrlichen Anblicke erfreuen zu können." [1]

Wohl fehlt Ungarn der Ausblick auf das endlose Meer, gleichwohl spricht jeder Sohn des Landes mit Begeisterung und Entzücken von dem „ungarischen Meere" — dem Platten-See. Des Landes Dichter haben ihn besungen, seine Maler die herrlichen Landschaften desselben durch ihre Kunst verewigt und die Gelehrten der Nation denselben zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht und gemeinsam alle jene Vereine unterstützt, die sich zur Aufgabe gemacht, auch das große Publikum des Auslandes mit seinen Schönheiten bekannt zu machen.

Weitab von dem großen Verkehre und dem Gewoge der Heerstraße liegt die Perle des Neusiedler-Sees, an der nordwestlichen Grenze Ungarns, und darum zwar weniger bekannt, gleichwohl aber auch durch pittoreske Landschaftsbilder und den eigentümlichen Typus seiner zumeist deutschen Anwohner ausgezeichnet.

Wenn die düstere, majestätische Alpenwelt noch in tiefem Winterschlafe ruht, und höchstens hin und wieder der rasende Flügelschlag der Lawinen das Schweigen unterbricht, breitet sich in den Niederungen des Leitha-Gebirges bereits ein herrliches Landschaftsbild aus, das in seinem Reichtum an hoher Majestät und idyllischer Einfachheit, an Farbenpracht und Formenfülle kaum seinesgleichen hat. Drüben, jenseit der Berge, im schwarzen, tiefsinnigen Tannenwalde, der vergangenen Zeiten nachträumt, beschleichen um diese Zeit noch unheimliche Gefühle den Eintretenden; Schwermut umschleiert seine Einsamkeit, und der Alpengeist weht in kalter Größe an ihm vorüber. Hier dagegen, in der farbenreichen Hügellandschaft, ist alles genießende Gegenwart, frisches, drängendes Streben; denn mit den ersten lauen Lüften entfaltet sich hier schon ein Vegetationsbild voll Leben und Anmut, während der herübergrüßende Schneeberg sich erst langsam anschickt, die winterlichen Träume aus seinen Erinnerungsfalten zu schütteln. Wohl versucht der mürrische Eisfürst noch zu Zeiten einen launenhaften Ausfall gegen den lachenden Frühling, indem er seine weißen Zelte auch in den Geländen der Leitha-Gebirgskette oder der Rosaliengruppe aufschlägt, aber seine Macht ist gebrochen, denn am Ufer des Sees grünt der Rasenteppich, blüht die herrliche

[1] Rumy, Monumenta hungarica I. 337—423.

Digitized by Google

Weinrebe in üppiger Fülle, und das belebende Element des Sees, die mannigfache Vogelwelt, hat ihre alte liebe Behausung wieder bezogen. Und wer je die schimmernden Spiegel des Neusiedler-Sees sich vor seinen Augen ausbreiten sah, wenn aus dessen Wogen sich die Sonnenscheibe glühend heraushebt, oder der ihn Abends überblickte, wenn seine blaßblauen, kräuselnden Wellen von den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne mit zartem Rot überhaucht sind, während am Fuße der Hügel und über den das Ufer belebenden freundlichen Dörfergruppen, Schlösser, Villen, Kirchen und Kapellen schon das Halbdunkel schwebt, der wird unmöglich ungerührt bleiben von der herrlichen Gegend, deren schönes, auch in seiner Einfachheit erhabenes Bild sich seiner Seele tief einprägt.

Nach einem kaum einstündigen Spaziergange von Oedenburg erreichen wir den Kamm jener Hügelreihe, welche den See westlich umsäumt. Von hier aus überblicken wir den Wasserspiegel in seiner ganzen Ausdehnung und wir sind in der Lage, seine Ufer nach allen Richtungen hin zu verfolgen; höchstens gegen Norden zu scheint er sich im fernen Nebel zu verlieren und mit dem endlosen Horizonte sich zu verschmelzen.

Der Neusiedler-See liegt an den Grenzen zweier Komitate,[1] nämlich zwischen Oedenburg und Wieselburg, und dehnt sich weit von Norden gegen Süden fast in der Gestalt eines Halbmondes aus; denn östlich erstreckt sich die Ebene des Wieselburger Komitates unter dem Namen „Seewinkel" weit in die Wasserfläche hinein, während westwärts nur das vom Vulka-Bach gebildete angeschwemmte Terrain gleichsam als eine Halbinsel sich aus der sonst ebenmäßigen Linie des Ufers hervorhebt. Das See-Becken hat gegen die Mitte zu eine Einschnürung, so daß zwei von einander unterscheidliche Hälften entstehen, was auch die von Oggau gegen Illmitz — nämlich von Nordwest gegen Südost — im See-Becken sich hinziehende Erhöhung des Grundes, durch welche auch die merkliche Untiefe des Wassers entsteht, rechtfertigt.

Die größte Länge des Sees, von Goys bis Hidegség, also von Norden nach Süden, beträgt 36 Km., die größte Breite dagegen ist im nördlichen Becken, zwischen Donnerskirchen und Weiden, im südlichen Becken, zwischen Wolfs und Pamhagen, mit 15 Km., die geringste Breite aber liegt etwa in der Mitte des Sees, zwischen Mörbisch und Illmitz, etwa 7 1/2 Km.

Die Uferlänge beträgt etwa 100 Km., wovon auf das Komitat Oedenburg 55 Km. entfallen; der Flächeninhalt des Sees beträgt 335 Qu.-Km. (5.82 Qu.-Mln.), deren größere Hälfte nämlich 178 Qu.-Km. zu dem Oedenburger Komitat gehören, wovon 32 Qu.-Km. Eigentum der Stadt Oedenburg sind. Die Höhe des Sees über dem Meeresspiegel beträgt 116 m.

[1] Dr. Thirring, Gustav: „A Fertö és vidéke. — Földrajri körleménier. XIV. köt. IX füret 1886. 469—508.

Aus diesen Daten ist ersichtlich, daß der Neusiedler-See unter den Seen Ungarns den zweiten Platz einnimmt; an Größe übertrifft ihn nur der Platten-See, welcher gleichfalls, wie der Neusiedler-See, ein „Steppensee" ist. Ja, diese Bezeichnung verdient der Neusiedler-See noch mehr als jener, denn am Ufer des Platten-Sees erheben sich Berge von ziemlicher Höhe und nur die südlichen Ufer grenzen an Ebenen. Und einigermaßen ist wohl auch der Neusiedler-See in letzterer Beziehung dem Platten-See ähnlich, nur daß bei ersterem die das westliche Ufer umsäumenden Hügel bedeutend niedriger sind, denn der höchste Punkt derselben ist der westlich von Mörbisch gelegene, 167 m. hohe Hausberg. Durchschnittlich ist die Höhe der Hügelkette über dem See 70—80 m.. Aber so gering auch die Höhe dieser Hügel ist, geben sie dennoch mit ihren grünen, edlen Weinbergen, reichtragenden Obstgärten und freundlichen Ortschaften einen reizenden Hintergrund der Seelandschaft gegen Westen hin ab, während im Osten der Seespiegel ins unabsehbare Blachfeld sich hinzieht und mit dem fernen Horizont verschwimmt.

Das allgemeine Merkmal der Steppenseen macht sich auch bei dem Neusiedler-See geltend. Steppenseen sind im allgemeinen von geringer Tiefe und in der Regel von Sümpfen umgeben, mit denen sie oft im Zusammenhange stehen, weil ihr Abfluß wegen des geringen Gefälles in der Ebene gewöhnlich unbedeutend, langsam und unregelmäßig ist. Auch das Becken des Neusiedler-Sees ist an den Ufern ungemein seicht, an den meisten Stellen kaum einen halben Meter tief, und man muß weit in das Wasser waten, um eine größere Tiefe zu erreichen. Des Sees durchschnittliche Tiefe beträgt 4—5 m. und nur an sehr wenigen Stellen will man eine erheblichere Tiefe gefunden haben. Am tiefsten ist das nördliche Becken bei Donnerskirchen gegen das Wieselburger Komitat zu, und es ist eigentümlich, daß gerade an den flachen Ufern des Wieselburger Komitates die tieferen Stellen vorkommen. Wegen dieser unerheblichen Tiefe eignet sich der See auch nicht zur Schifffahrt, ja selbst das Befahren desselben mit Kähnen ist erst in den letzten Jahrzehnten häufiger üblich geworden. Bei dieser geringen Tiefe wühlt auch der Wind das Wasser leicht auf und bei solchen Gelegenheiten gehen die Wellen sehr hoch, so daß schon so mancher ungeübte Ruderer in arge Bedrängnis geriet, ja Fälle vorgekommen sind, daß der Wind ein am Ruster Ufer erfaßtes Boot an das Wieselburger Ufer trieb, oder daß Ausflügler, samt ihren Kähnen in das das Ufer umsäumende Röhricht getrieben, in demselben ganze Tage und Nächte zubringen mußten, bis ihnen vom Ufer aus Rettung kam.

Wie alle Steppenseen, so ist auch der Neusiedler-See im Zusammenhange mit Sümpfen. Gegen Osten schließt sich ihm ein ausgedehntes Sumpfnetz an, das mit 400 Quadrat-Kilometer sich in die Komitate Oedenburg, Wieselburg und Raab erstreckt. Es ist dies der Hanság, die eigentliche Heimat des Federwildes. Hier bilden die

Digitized by Google

gemeinsamen Jagden auf Wasserwild einen Lieblingssport der Jäger, denen sich bereits mehreremale Kronprinz Rudolf, bekannt als tüchtiger Ornithologe und geübter Schütze, zugesellte. Bei dieser Gelegenheit verbergen sich einige Schützen an den trockenen oder sumpfigen Stellen, während mehrere Jäger aus der Gesellschaft auf Kähnen die Schilfinseln aufsuchen. Sobald ein Schuß fällt, erheben sich oft so große Scharen Wildenten, Bläßhühner und zahllose andere Wasservögel, daß es selbst dem weniger geübten Schützen nicht schwer fällt, sich eine ergiebige Jagdbeute zu sichern; denn, wohin der wirbelnde Schwarm des aufgescheuchten Federwildes sich auch wenden mag, allenthalben droht ihm Tod und Verderben.

Zwischen dem See und Hanság ist unleugbar ein Zusammenhang. Beide erhalten aus gemeinschaftlicher Quelle ihr Wasser, und auch der Abfluß oder vielmehr Nichtabfluß beider ist ein gemeinschaftlicher. Dieser mangelhafte Abfluß, dessen später eingehender noch gedacht werden soll, ist eine Folge der eigentümlichen Gestaltung des Bodens, welche eine Eigentümlichkeit des Neusiedler-Sees ist und die darin besteht, daß der See, der eigentlich zum Gebiete des Raab-Flusses gehört, die tiefste Stelle in diesem Gebiete einnimmt. Die Rábcza, welche den Hanság durchfließt, wäre eigentlich ein langer Kanal zur regelmäßigen Ableitung der Gewässer des Sees und des Hanság's, aber ihr Gefälle bis zur Donau und Raab ist außerordentlich gering, während das der Donau bedeutender ist, so daß das Bett der Donau bedeutend höher liegt als die Sohle der Raab und Rábcza, so daß sie das Wasser der letzteren zurückstaut und so vielmehr den See und den Hanság speist. Das ist die Ursache, daß der Wasserspiegel des Sees und des Hanság sich so oft verändert, und daß die Versuche, den letzteren trocken zu legen, bisher so ziemlich resultatlos geblieben sind.

Es sei uns gestattet, die abnorme Eigentümlichkeit des hydrotechnischen Zustandes des Raab-Donau-Gebiets, wie sie bei keinem von Flüssen durchzogenen Gebiete Europa's wieder vorkommen, etwas näher zu betrachten. Um diesen Zustand genau analysieren zu können, halten wir es für notwendig, von dem Vereinigungspunkte des Hauptstromes mit der Raab-Donau, von Gönyö, auszugehen.[1]

Das Donau-Thal von der Landesgrenze bis Gönyö, in einer Länge von 100 Km., hat bei gleicher Entfernung vom Vereinigungspunkte bei Gönyö eine größere Höhenlage über dem Meeresspiegel und eine günstigere Gefällsverteilung als die Raab-Donau und Raab; eine Thatsache, die aus der Vergleichung der Hoch- und Niederwasserstände beider Gewässer sich ergibt. Während bei Gönyö die Hochwasserhöhe 113.85 m. beträgt, erreicht sie an der Donau beim 17. Km. oberhalb die Höhe von 116.38, beim 44.7. Km. 123.11 m., und beim 100. Km. 141.60 m.

Anders bei der Raab; hier sind folgende Hochwasserhöhen: beim 17. Km. (Einmündung der Raab in die kleine Donau) 114.14 m., beim 47.7 Km. 116.15 m., und beim 100. Km. 131.33 m. über dem Meeresspiegel.

Aus dieser Darlegung der Höhen- und Gefällsverhältnisse heben sich drei wichtige Thatsachen ab: erstens, daß die Donau eine größere Höhenlage besitzt als die Raab; zweitens, daß ihr Gefälle sich gleichmäßiger verteilt, und drittens, daß die Raab sehr rasch ihren Charakter als Hügellandfluß verliert und jenen eines Tieflandflusses mit allen Konsequenzen annimmt. Ganz ähnlichen Verhältnissen begegnen wir bei den Niederwasserständen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Konfiguration des Terrains der Raab des Raab-Donau-Gebietes; wir verstehen darunter jenen Teil, der sich vom rechten Ufer der kleinen Donau bis zum linken Raabufer erstreckt. Hier begegnen wir eigentümlichen Erscheinungen. Da beide Flüsse in Bezug auf die Richtung ihres Laufes nahezu symmetrisch gegen die geographischen Parallelkreise gelegen sind, so eignet sich ein passend gewählter Parallelkreis samt mehreren Meridianen zur Aufnahme von Terrainprofilen, aus denen sodann mit vollständiger Sicherheit auf die Bodenkonfiguration geschlossen werden kann. Ein solcher Parallelkreis ist jener, der den Breitengrad von 47.40 fixiert; derselbe schneidet den Neusiedler-See und trifft den Raabfluß kurz oberhalb der Mündung der kleinen Donau; außerhalb durchzieht er auch den Hanság. Wird dieser Parallelkreis gezogen und das Terrainprofil aufgenommen, so ergeben sich folgende Gefällsverhältnisse: vom Ufer des Neusiedler-Sees gegen das Terrain an der Raab 1 : 14,000, von der Sohle des Sees gegen das Terrain an der Raab 1 : 31,000, von der Sohle des Sees gegen die Sohle des Raab-Flusses 1 : 10,200.

Sind die hier angeführten Gefällsverhältnisse schon unbedeutend und weisen dieselben deutlich darauf hin, daß der Gebietsstreifen zwischen dem Neusiedler-See und der Stadt Raab ganz den Charakter des Tieflandes besitzt, so ergeben sich mit Zuhülfenahme der Meridiane noch überraschendere Thatsachen. Zieht man nämlich in den östlichen geographischen Längen von 34° 41′ 30″ und 34° 47′ 30″ Meridiane, wovon der erstere durch die Ortschaften Kapuvár und Andau und der letztere durch Papócz und die Ortschaft St. Johann geht, so stellt sich das Quergefälle des Terrains von der Raab und Donau gegen die vorhin besprochenen Gebietsstreifen folgendermaßen heraus:

	Quergefälle des Terrains	
Meridian	an der Raab	an der Donau
34° 41′ 30″	1 : 1250	1 : 2800
34° 47′ 30″	1 : 1300	1 : 2800.

Vergleicht man die aus dem Parallelkreise sich ergebenden Gefälle mit jenen aus den Meridianen, so findet

[1] J. Jaszniger, „Der hydrographische und hydrotechnische Zustand des Raab-Donau-Gebietes und die Trockenlegung des Neusiedler-Sees." (Földr. Közl. 1883. 366—371.)

Digitized by Google

man, daß diese letzteren bedeutend überwiegen. Aus der ganzen Darstellung aber ersieht man, daß die Donau und Raab, verglichen mit dem zwischen ihnen liegenden Territorium, auf einem Hochplateau sich befinden, daß das Raab-Donau-Gebiet die Form einer dreieckigen Mulde annimmt, deren Spitze und tiefster Punkt bei der Mündung der Raab in die kleine Donau liegt. In dem Vorhandensein dieser muldenförmigen Gestalt ist auch die Ursache jenes merkwürdigen Naturspieles zu suchen, daß auf diesem Gebiete zwischen der Raab und der Donau keine Wasserscheide vorkommt, und daß demgemäß die von den Gehängen der westlichen Begrenzung dieses Dreiecks entspringenden Gewässer weder in die Donau, noch in die Raab münden, sondern entweder dem Neusiedler-See tributär sind oder aber dem Hanság zueilen, und auf diesem Wege so lange träge dahinschleichen, bis sie den tiefsten Punkt der Mulde, d. i. die Mündung der Raab in die kleine Donau, erreichen. Dies ist auch der Grund, warum man die Rabnitz mit ihren Nebenflüssen nicht als Nebenfluß der Raab oder der kleinen Donau, sondern als beiden zugehörig betrachten muß.

Wenn man nun bedenkt, daß die Ufer der Raab und Donau niedriger sind als die in diesen Flüssen zum Vorscheine tretenden Hochwasser, daß daher jederzeit ein Austritt dieser Hochwasser stattfindet und diese infolge der riesigen Quergefälle die tiefsten Punkte des muldenförmigen Gebietes aufsuchen, so ist die eminente Gefahr der Ueberschwemmungen erklärlich. Erwägt man ferner, daß die Inundation von tiefer gelegenen Punkten infolge des geringen Längegefälles nur sehr langsam abfließen kann, so gelangt man zu dem Ergebnisse, daß das Raab-Donau-Gebiet eine natürliche Trennung in vier Unterabteilungen zuläßt, von denen zwei in Form von Streifen mit immer abnehmender Breite längs dem Ufer der Raab und dem rechten Ufer der kleinen Donau sich hinziehen, einer raschen, aber wegen des großen Quergefälles kurz andauernden Inundation ausgesetzt sind; das dritte, zugleich das mittlere Territorium, wird von den beiden ersteren begrenzt, nimmt deren Inundationswasser auf, welches auf der Südseite von der Raab, auf der Nordseite von der Donau herrührt, gestattet aber nur einen sehr langsamen Abfluß, daher die Tendenz zur Sumpfbildung, wie der Hanság es am klarsten beweist. Das vierte Territorium, als letzte Unterabteilung, ist das permanente Wasserbecken, der Neusiedler-See.

Verbindet man das hier Gesagte mit den Thatsachen, daß von der Einmündung der Raab in die kleine Donau bis zur Vereinigung mit der großen Donau bei Gönyö, ein sehr geringes Gefälle vorhanden ist, daß ferner die Vereinigung der drei Flüsse: kleine Donau, Raab und Rabnitz in der denkbar ungünstigsten Form erfolgt, und daß aus dem Zusammentreffen so zahlreicher schädlicher Momente die Donau-Hochwasser eine bedeutende Rückstauung in diesen Flüssen ausüben, so ist damit die Diagnose des hydrotechnischen Zustandes des Raab-Donau-Gebietes gegeben.

Die Sohle des Neusiedler-Sees erhebt sich in einer Höhe von 114.019 über dem Meeresspiegel; diese Cote ist zugleich der angenommene Nullpunkt des See-Pegels. Der absolute Höhenunterschied zwischen dem Nullpunkte des See-Pegels und jenem der Raab bei ihrer Mündung beträgt 5.964 m. Viel interessanter ist die Höhenlage der Seesohle gegenüber dem Hochwasser, welches von der Donau oberhalb Wieselburg einbricht, und jenem, welches bei der Stadt Raab sich bemerkbar macht, was durch die folgenden Zahlen ersichtlich ist. Die Cote der Seesohle beträgt 114.019, die des Wieselberger Donau-Hochwassers 115.140. Während somit die Seesohle um 5.964 m. höher liegt als der Nullpunkt des Pegels bei Raab, liegt sie um 0.12 m. tiefer als das Donau-Hochwasser daselbst, und um 1 m. tiefer als das Wieselburger Donau-Hochwasser, das nach dem Regulierungsprojekte in einer Distanz von 25.100 m. oberhalb der Rabnitz-Mündung, in der Luftlinie gemessen, 66 Km. beträgt, so erhält man dadurch ein Bild von der ungünstigen Lage des Sees der Donau und Raab gegenüber, welches sich durch das geringe Gefälle manifestiert, das einem Ableitungskanale gegeben werden kann. Nimmt man nämlich die Seetiefe als Anfangstiefe der Kanalsohle an, so erhält man, wenn der Nullpunkt des Pegels bei Raab als Ausmündungstiefe gilt, im Durchschnitt ein Kanalgefälle von 1 : 110,00.

Ob die geplante Trockenlegung des Neusiedler-Sees daher mit dauerndem Erfolge und die hierzu erforderlichen Kosten durch das gewonnene, 33,400 Hkt. umfassende Areal gedeckt würden, mögen Fachleute entscheiden. Die steten Hochwasser-Katastrophen, von denen das Raab-Donau-Gebiet so oft schon heimgesucht wurde, haben dessen Interessenten veranlaßt, ernste Vorkehrungen gegen die Wiederkehr solcher verheerender Elementar-Ereignisse zu treffen. Die Folgezeit wird lehren, ob die Entwässerung der versumpften Gebiete und die durch Kanalisierung geplante Trockenlegung des Neusiedler-Sees sich für die Weinkultur überhaupt als wünschenswert herausstellt, und ob in technischer Beziehung die obwaltenden Schwierigkeiten den Plan überhaupt in der Durchführung nicht illusorisch machen. Das ausgetrocknete Seebecken haben Fachmänner, wie die Professoren Muser und Hecke an der landwirtschaftlichen Akademie zu Ung.-Altenburg, geprüft — und ihr fachliches Gutachten hat Dr. Josef Szabó aus Budapest bestätigt — daß, falls es auch gelingen sollte, dem sterilen Boden die allenthalben zu Tage tretende Salzkruste hinwegzunehmen, dennoch kaum ein Areal von 60 Qu.-Km. produktiv gemacht werden könnte, wogegen $^5/_6$ der Gesamtfläche auch nach erfolgter Trockenlegung vollständig unproduktiv blieben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus Rußlands fernem Osten.

Rußlands Besitzungen am Stillen Ozean sind noch viel zu wenig bekannt. Die Presse hat sich bisher mit diesen weitab gelegenen Gegenden fast gar nicht beschäftigt, obschon es keinem Zweifel unterliegt, daß diese am östlichen Weltmeer belegenen russischen Kolonien in nicht ferner Zukunft eine höchst bedeutende Rolle spielen werden. Es bürgt dafür nicht nur die günstige geographische Lage derselben, der Reichtum derselben an Naturschätzen und die rapide Zunahme der Bevölkerung und der wirtschaftlichen Kräfte in den letzten Jahren, sondern auch ein allgemeiner Zug des russischen nationalen Lebens nach Osten. Wir benutzen die neuesten (bis zum Juli 1886 reichenden) offiziellen Berichte, um in allgemeinen Zügen ein Bild des gegenwärtigen Zustandes dieses noch wenig bekannten Erdteils zu geben.

Das östliche Sibirien hat einen Flächenraum von 2,700,000 Quadratwerst (über 3,000,000 Q.-Km) und ist also sechsmal so groß als Frankreich. Von dieser ungeheuren Fläche haben aber nur das eigentliche Amur-Gebiet, der südliche Teil des ostsibirischen Küstengebietes und die Inseln im Stillen Ozean eine hervorragende Bedeutung; auch diese Länder haben jedoch einen Flächeninhalt von 10 Millionen Deßjätinen (ca. 110,000 Q.-Km.), bieten also immerhin noch Raum genug für eine Kolonisation im größten Maßstab. Die Naturverhältnisse dieses Ländergebietes sind äußerst günstig, obschon auch in den südlichsten Teilen desselben das Klima nicht mit dem süditalischen verglichen werden kann, wie häufig angenommen wurde. Da aber die Weintraube, die Korkeiche und andere dem südlichen Klima angehörende Pflanzen daselbst gedeihen, so kann man dieses Land wohl mit Recht als ein gesegnetes bezeichnen. Die große Feuchtigkeitsmenge erzeugt eine höchst üppige Vegetation, der Reichtum an Wäldern ist unermeßlich und der Ausdehnung derselben entspricht auch ihr Reichtum an Pelztieren: Zobel, Hermeline, Füchse, Eichhörnchen u. s. w. bevölkern in großer Zahl die dichten Waldungen; der Norden des Küstengebietes und namentlich die Inseln sind reich an Bibern, Blaufüchsen und Seeottern. Das Meer und die Flüsse beherbergen einen kolossalen Reichtum an Fischen, welche während der Laichzeit, wenn sie aus dem Meer und dem Baikal-See in die Flüsse hinaufsteigen, zuweilen buchstäblich die Flußmündungen verstopfen. Der Häring tritt in solchen Massen auf, daß das Ufer der Insel Sachalin Werste weit von Hügeln aus Rogen, der von den Wellen ans Land gespült wird, bedeckt ist. Noch ein anderes Produkt liefert das Meer dem Lande: an den Ufern des Tatar-Golfs und Japans wächst eine Wasserpflanze, der Meerkohl (Crambe tataria) in großen Massen, welcher in China als Leckerbissen geschätzt und mit 1 bis 1 ½ Rubel das Pud (16.38 Kilo) bezahlt wird. Das Behrings-Meer ist reich an Walrossen, das Ochotskische Meer an Walrossen und Walfischen. Im nördlichen Polarmeer leben verschiedene Robbenarten und Delphine (Delphinapterus leucas), im südlichen Teil des Küstengebietes Krabben. Unter den Mineralreichtümern des Landes nimmt, in Bezug auf den Wert der Ausbeute, das Gold die erste Stelle ein. Goldlager finden sich überall, vom Baikal-See an bis an das Vorgebirge Tschukotskoj. Steinkohlen hat man an vielen Stellen Ostsibiriens gefunden, ebenso auch Eisenerze. An vielen Stellen sind auch silberhaltige Bleilager entdeckt worden. Auch andere Mineralien sind häufig und werden wahrscheinlich späterhin noch weit häufiger gefunden werden, da gegenwärtig noch nicht einmal der hundertste Teil des Landes durchforscht ist.

Welchen Nutzen hat nun Rußland von diesem so außerordentlich reichen Lande bisher gezogen? Wäre dies Land in den Händen unternehmungslustiger Yankees, es würde ein Eldorado sein, in den Händen der Russen ist es dies aber durchaus nicht. Sie wußten bisher nur sehr wenig damit anzufangen und dasjenige, was sie thaten, war fast ausnahmslos schädlich. Das Land — mit Ausnahme des weniger reichen Transbaikalien und des nördlichen Teils des Amur-Landes — gehört den Russen allerdings erst seit kurzem; das Amur-Gebiet seit etwa 30 Jahren und Südussurien noch kürzere Zeit; hätte man aber diesen reichen Landstrecken mehr Aufmerksamkeit gewidmet, so würden sie sich schon jetzt in einem ganz anderen Zustand befinden und dem Reiche und seinen Bewohnern weit mehr Nutzen bringen.

Die russischen Besitzungen am Stillen Ozean sind noch total öde. Im ganzen Generalgouvernement des Amur-Gebietes zählt man — mit Ausnahme des Militärs — gegen 650,000 Einwohner. Der größte Teil dieser Bevölkerung trifft aber auf Transbaikalien; das eigentliche Amur-Gebiet und der südliche Teil des Küstendistrikts enthält nicht viel mehr als 120,000 Einwohner, und was die Inseln anbelangt, so leben z. B. auf Sachalin, der größten unter ihnen, welche einen größeren Flächenraum als ganz Bulgarien hat, mit Ausnahme des Militärs und der Verbannten, nicht mehr als 1300 Menschen. Dabei ist noch hervorzuheben, daß die russische Bevölkerung nur im transbaikalischen Gebiet ausschließlich vorherrscht, während in den übrigen Gegenden die sibirischen Ureinwohner, mehr aber noch Chinesen und Koreaner, über ein Drittteil der Bevölkerung ausmachen; auf den Inseln fehlen, mit Ausnahme des Militärs und der Verbannten, die Russen gänzlich. Die Kolonisation des Landes durch Koreaner und Chinesen breitet sich so sehr aus, daß sie außerordentliche Maßregeln herausfordert.

Obschon die Einwohnerzahl eine so geringe ist, so führt doch die dem Zufall überlassene Kolonisation und das Nichtergreifen von Maßregeln zum Schutze der natürlichen Reichtümer des Landes zu einer großartigen Vergeudung dieser Schätze. Die Beraubung des Landes geschieht auf die allerunvernünftigste Art und Weise, denn

Digitized by Google

um eines temporellen minimalen Vorteils willen fügt man den reichen Naturprodukten des Landes einen nicht zu ersetzenden Schaden zu. Die Waldverwüstung wird in großartigem Maßstabe betrieben, und zwar nicht nur mit der Axt, sondern durch Feuer. In Transbaikalien allein sind seit 1853 über 18 Millionen Deßjätinen Wald vernichtet worden. Eine ebenso große Waldvertilgung findet auch im Amur-Gebiet und im Ussuri-Lande statt, und sie hat bereits ihren Einfluß auf die Ströme geltend gemacht, deren Wasserreichtum sehr veränderlich geworden ist. Im Sommer sinkt der Wasserstand der Hauptflüsse so sehr, daß die Dampfschifffahrt zuweilen 14 Tage lang unterbrochen werden muß, während das Wasser zur Zeit der Regengüsse um 30 Fuß über sein gewöhnliches Niveau steigt. Die animalischen Reichtümer des Landes werden gleichfalls auf räuberische Weise ausgerottet. Die Tiervertilgung, welche keine Schonzeit kennt, hat die Zahl des Wildes bereits sehr merklich verringert. Die Seebären (Phoca ursina) werden von amerikanischen Ankömmlingen vertilgt, und die Zahl dieser Tiere hat sich seit 20 Jahren bis auf ein Zehntel der früheren Menge reduziert. In noch größerem Maßstab werden die Walrosse ausgerottet, welche bereits gänzlich zu verschwinden beginnen. Trotz dieser außerordentlichen Ausbeutung des Landes hat die Bevölkerung selbst doch nur einen ganz geringen Nutzen davon. Die Jagd auf Pelztiere könnte allein Millionen von Rubeln eintragen, während sie jetzt kaum Hunderttausend abwirft. Das Bauholz, welches in Japan und China außerordentlich stark begehrt ist, wird noch gar nicht exportiert, obschon dasselbe aus Amerika in großen Massen dorthin ausgeführt wird. Der Meerkohl wird fast ausschließlich von den Chinesen gesammelt. Fische werden nur für den Lokalbedarf gefangen, weil die vorhandenen Salzlager noch nicht ausgebeutet werden und bis vor kurzem noch nicht einmal bekannt waren; die Bereitung von Fisch-Konserven kennt man gar nicht. Die einzige stark entwickelte Industrie ist die Goldgewinnung, und diese ist eine wahre Pestbeule des Landes, denn sie hält die Bevölkerung von produktiveren Beschäftigungen ab, ruiniert das Volk materiell und richtet es moralisch zugrunde.

Die trostlose Lage des Landes kann nur durch eine starke Besiedelung desselben gehoben werden. Leider ist aber gerade die Kolonisation der wundeste Fleck des Landes. Russische Ansiedler im Amur-Gebiet erschienen sofort nach dessen Besitznahme. Man sandte zu diesem Zweck zwangsweise transbaikalische Kosaken und bestrafte Soldaten dorthin; dann wurden auf Regierungskosten etwa 300 Bauernfamilien aus den innerrussischen Gouvernements hin versetzt. Diese Kolonisation des Amur-Landes verfolgte aber nicht wirtschaftliche, sondern ausschließlich militärische und administrative Ziele, und diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die Ansiedelungen nicht an den dazu geeignetsten Plätzen, sondern an solchen Stellen angelegt wurden, die in militärischer Beziehung am wichtigsten erschienen, oder sich in der Nähe von Poststationen befanden. Was diese Ansiedler zu erdulden hatten, davon berichten die Erinnerungen derer, welchen die Besitznahme des Landes übertragen war, z. B. des Herrn Wanjukow. Manche von diesen Ansiedelungen mußten später an andere Plätze verlegt werden, ein Teil der Kolonisten übersiedelte ins südussurische Gebiet. In der Folge überließ man die Kolonisation des Amur-Gebiets dem Zufall. Es kommen jetzt jährlich etwa 1000 bis 1500 Auswanderer aus dem europäischen Rußland hierher. Diese haben eine Reise von ca. 10,000 Werst zurückzulegen und die Mehrzahl der Uebersiedler braucht dazu mindestens 6 Monate; häufiger aber dauert die Reise, welche meist auf die allerprimitivste Art in der Tjeléga oder sogar zu Fuße zurückgelegt wird, zwei bis drei Jahre, zuweilen selbst bis zu zehn Jahren; es ist ein wahrer Auszug ins gelobte Land. Die Kosten der Reise für eine Familie betragen mindestens 400 Rubel, und da nicht ein jeder im Besitze dieser Summe ist, so suchen sich viele damit durchzuschlagen, daß sie sich unterwegs als Arbeiter verdingen; daraus ist es auch erklärlich, daß die Reise häufig jahrelang währt. Gewöhnlich ziehen weit mehr Ansiedler von Hause fort als im Amur-Land ankommen, weil die Mehrzahl schon unterwegs in verschiedenen sibirischen Ortschaften sitzen bleibt, und nur die ganz energischen und ausdauernden Auswanderer erreichen ihr ursprüngliches Ziel. Die Ankömmlinge verdingen sich hier gewöhnlich auf ein bis zwei Jahre als Knechte bei den schon ansässigen Bauern und benutzen diese Zeit, um sich geeignetes Land zu suchen und die hiesige Art der Bewirtschaftung zu erlernen, zugleich aber auch, um sich die Mittel zur ersten Einrichtung zu erwerben, was ihnen bei den hohen Arbeitslöhnen auch leicht gelingt. Die neuen Ansiedler lassen sich meist in den Thälern längs der Flüsse nieder und suchen ihre Wohnsitze möglichst nahe aneinander zu rücken, um sich auf diese Weise gegenseitig unterstützen zu können. Im allgemeinen richten sich diese Einwanderer gar nicht übel ein und die Kolonien des Amur-Landes zeichnen sich jetzt in der Regel durch sichtlichen Wohlstand aus.

Das Südussuri-Land wurde zuerst von Bauern, die aus dem Amur-Land hierher kamen, angesiedelt. Es sind ihrer etwa 3000 Seelen; sie werden die „Alten" genannt und sind sehr wohlhabend, weil sie die besten Landparzellen inne haben. Im Jahre 1882 beschloß man aus politischen Gründen, 20,000 bis 25,000 Familien auf Regierungskosten im Ussuri-Land anzusiedeln. Diese Besiedelung wurde probeweise vorläufig auf drei Jahre genehmigt und infolge dessen brachte man von 1883 bis 1885 4729 Bauern aus dem Gouvernement Tschernigow auf dem Seewege nach Südussurien. Die Auswanderer erhielten auf Regierungskosten freie Reise, man baute ihnen Häuser und versah sie mit Vieh, Ackergerät, Hausrat, Saatkorn und Proviant auf 18 Monate. Jede Familie kostete der Regierung 1290 Rubel, jede Seele 258 Rubel, dieses

Digitized by Google

Experiment also gegen 1¼ Millionen Rubel. Diese bedeutende Summe ward fast ganz nutzlos ausgegeben, und zwar deshalb, weil keine ordentlichen Vorbereitungen getroffen und weil die Interessen der Auswanderer politischen Erwägungen zum Opfer gebracht waren. Die Lokaladministration war sowohl mit den klimatischen, wie auch mit den Bodenverhältnissen des Süduſſuri-Landes durchaus unbekannt und konnte weder die Plätze bezeichnen, welche sich am besten zur Ansiedelung eignen, noch auch die Anzahl dieser Plätze bestimmen. Die Folge davon war, daß bei Ankunft der Auswanderer ihnen niemand sagen konnte, wo sie die geeignetsten Plätze zu ihrer Niederlassung finden könnten, ob die von ihnen gewählten Plätze auch wirklich gut seien und mit was für Geräten der Boden bearbeitet, wann gesäet, gemäht werden müsse u. s. w. Die Auswanderer waren gänzlich ihrem eigenen Gutdünken überlassen und hatten in dem neuen unbekannten Lande und unter ungewohnten klimatischen Bedingungen nicht wenig zu erdulden. Sie begannen das Land auf die nämliche Weise wie im tschernigowschen Gouvernement zu bebauen und mußten daher natürlich Mißerfolge erfahren. Die mißliche Lage der Eingewanderten wurde noch erschwert durch die Forderung der Administration, daß sie sich nicht in den alten Dörfern ansiedeln, sondern neue Kolonien bilden sollten. Der Beweggrund zu dieser Forderung war der Wunsch, aus politischen Rücksichten eine möglichst große Landfläche in Besitz zu nehmen. Das Resultat war — das Entstehen einer Anzahl von kleinen, vereinzelten Dörfern, deren keines von den Erfahrungen der „Alten" Nutzen ziehen konnte und deren Einwohner gezwungen waren, jeden zerbrochenen Pflug, jeden Sack Getreide auf bodenlosen Wegen zu den vereinzelten Schmieden, Mühlen 2c. Dutzende von Werst weit hinzuschaffen. Seit 1885 trafen auch solche Ansiedler im Süduſſuri-Lande zur See ein, welche eigene Mittel besaßen und die Reise auf ihre Kosten gemacht hatten. Der Generalgouverneur des Amur-Gebietes hatte angeordnet, daß die von Odessa abgehenden und für die Häfen des Stillen Ozean bestimmten Dampfschiffe nur solche Auswandererfamilien aufnehmen durften, welche dem Schiffskapitän außer den Reisekosten auch noch ein Garantiekapital von 600 Rubel einhändigen konnten. Dieses Geld wurde den Einwanderern bei der Ankunft in Wladiwostok zurückerstattet und sie bekamen dann außer dem freien Lande von der Regierung keine weitere Hilfe. Diese Bedingungen wurden von vielen Auswanderern acceptiert, und im Laufe der Jahre 1885 und 1886 kamen ihrer fast ebenso viele auf eigene Kosten an, wie früher auf Regierungskosten.

Trotz der erwähnten lästigen und ungünstigen Bedingungen für die Kolonisation des Amur-Landes schreitet die Besiedelung desselben, besonders wenn man die weite Entfernung vom europäischen Rußland berücksichtigt, dennoch mit gutem Erfolge fort; gegenwärtig beläuft sich die Zahl der russischen Ansiedler im Amur-Lande und Küstengebiet auf annähernd 100,000 Seelen. Die Kolonisation hat namentlich in den drei letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Abgrenzung der Landparzellen für die Besiedelung und überhaupt die Maßregeln, welche der Generalgouverneur des Amur-Gebietes, Baron Korff, zur Regulierung der Einwanderung ergriffen hat, eine noch größere Zahl von Einwanderern hierher ziehen wird. Wenn das Projekt einer transbaikalischen Eisenbahn, welche die Dauer der Reise aus dem europäischen Rußland bedeutend verkürzen und die Reisekosten um zwei Drittel verringern wird, zur Ausführung kommt, dann nimmt die Kolonisation jedenfalls eine noch weit größere Ausdehnung an.

Parallel mit der Bevölkerungszunahme des Landes geht auch dessen wirtschaftliche Entwickelung. Schon jetzt repräsentiert der Warenexport ins europäische Rußland und in einige sibirische Gouvernements die Summe von 14½ Millionen Rubel jährlich, der Import beläuft sich auf 9½ Millionen. Export sowohl als auch Import weisen eine ansehnliche Zunahme auf. Im Jahre 1883 betrug die Wareneinfuhr nach Nikolajewsk nur 3,148,000, 1884 dagegen schon 5,279,000 Rubel, Wladiwostok führte im Jahr 1883 für 2,935,000, 1884 für 4,410,000 Rubel ein.

Ist schon bei den jetzigen ungünstigen Bedingungen die Steigerung der Handelsumsätze eine so bedeutende, so braucht man wohl nicht daran zu zweifeln, daß durch Ergreifung von zweckentsprechenden Maßregeln zur Vermehrung der Einwanderung und zur Konsolidierung der inneren Zustände die Besserung der Lage des Landes noch weit raschere Fortschritte machen wird. Die natürlichen Reichtümer des Landes und dessen geographische Lage bürgen dafür. Die geographische Lage in Verbindung mit der günstigen Küstenbildung, welche Buchten aufweist von einer Größe, daß die Flotten der ganzen Erde darin Platz finden könnten, bedingen eine große Entwickelungsfähigkeit des Handels in diesem russischen Grenzlande. Der Reichtum an Naturprodukten und die Fruchtbarkeit des Bodens verbürgen die landwirtschaftliche und industrielle Prosperität des Landes.

Nach J. Abramow von W. Henckel.

Ein Ausflug nach Szegszárd und seinen Umgebungen.

Eine Reiseskizze von A. de Gérando.

(Schluß.)

Unser letzter Ausflug galt dem Sárköz oder Scharlande. Der Sár ist ein Flüßchen, welches den plötzlichen Vorsprung der Szegszárder Hügel nordwärts begrenzt und gegen Osten in einem ganz geraden, von Menschenhand gegrabenen Bette durch die Ebene in die Donau abfließt. Früher wandte sich das Flüßchen nach Süden, folgte eine Strecke weit der fortlaufenden Linie von Anhöhen, welche

Digitized by Google

Szegszárd mit dem Vorgebirge von Bata verbindet, und hatte seine Mündung am Fuße jenes Vorgebirges, der schon damals, wie noch heute, von der Donau bespült wird. Der große Strom und das Flüßchen beschrieben auf diese Weise von Szegszárd aus eine dreieckige, von ihren Armen eingefurchte Ebene, welche damals wie noch jetzt Sárköz hieß, denn Köz bedeutet Zwischenraum. Das Ländchen enthält vier Ortschaften: Ocsény, Dets, Pilis und Also-Nyék. Man riet mir, das Ländchen zu besuchen, denn ich würde hier eine ungarische Bevölkerung finden, welche noch aus der Zeit vor der Türkenherrschaft stamme, was in diesem Komitat selten ist. Diese Bevölkerung habe noch eine sehr alte und originelle Tracht, sei wohlhabend und so stolz, daß diejenigen Personen, welche in dieser Gegend das bürgerliche Element repräsentieren, nämlich die Geistlichen, Zivilbeamten u. s. w., keine Einheimischen zu ihrer Bedienung finden, sondern sich in Szegszárd mit Dienstboten versehen müssen. Es sei eine Bevölkerung von freien bäuerlichen Grundbesitzern, welche sich aber Bürger nennen, denn sie wollen keine Bauern sein. Ihre Weiber arbeiten nicht im Felde, sondern sticken, nähen und weben. Dieser Wohlstand rühre von der Fruchtbarkeit und Ausdehnung ihres Bodens her; sie haben sogar Weinberge auf den gegenüberliegenden Hügeln, und der Wein von Dets erfreue sich eines bedeutenden Rufes.

Die Ueberschwemmungen durch das Austreten der Donau waren die fortwährende Plage dieser Gegend. Um sich davor zu schützen, traten die Grundbesitzer von Sárköz und den Umgebungen im Jahre 1870 zu einer Gesellschaft zusammen und ließen mit großen Kosten dem Fluß entlang Dämme bauen, und nun haben die jährlichen Ueberschwemmungen aufgehört; allein der Fluß hat schon mehr als einmal seine Rache genommen und die Dämme durchbrochen. Die Herstellung der Deiche und die Regelung des Sár haben die verschiedenen kleinen Wasserläufe, welche aus dem Sárköz ein wahres binnenländisches Delta machten, in stehende Gewässer verwandelt. Es würde nun noch erübrigen, diese ungesunden Untiefen auszutrocknen, obwohl die Einwohnerschaft sich an ihre Ausdünstungen gewöhnt zu haben scheint; sie erwehrt sich derselben durch den reichlichen Genuß von Paprika oder rotem Pfeffer. Die Austrocknung der Gewässer des Sárköz würde angeblich den Flächenraum des anbaufähigen Bodens um ein Vierteil vermehren, und der Güterbesitzer-Verein, der noch immer für die Unterhaltung der Deiche besteht, hat seinen Ingenieur mit der Ausarbeitunng eines Entwurfs für die Ableitung der inneren Gewässer beauftragt. Der Plan hierzu ist nun vorhanden, allein seine Verwirklichung scheint bis auf weiteres verschoben worden zu sein.

Den Bericht über meinen Besuch in den Dörfern des Sárköz entnehme ich meinem Tagebuche.

Sonntag, 30. Mai 1886. Baron Auguß hat diesen Ausflug mit einigen Damen und Herren aus der Stadt organisiert. In mehreren Gefährten aufgebrochen, folgen wir zuerst der großen Landstraße nach der Donau und betreten dann das Sárköz auf einem schlechten Wege voll Löchern und Fahrgeleisen. Man sagt mir, im Winter sei der Verkehr im Sárköz beinahe unmöglich; ein Fuhrwerk brauche drei Stunden, um eine Strecke von drei Kilometern zurückzulegen; man gehe nur zu Fuß, außer bei starken Frösten, welche den Kot erhärten.

Wir fahren auf einem hölzernen Brückchen über einen gewundenen und mit Wasser gefüllten Graben, welcher von hohen Bäumen umgeben ist. Dies ist einer der toten Arme des Sár. Die Gruppen von Bäumen, welche auf vielen Punkten die Ebene durchschneiden, sollen überall solche stehende Gewässer bezeichnen. In der Nähe von Ocsény, dem ersten Dorfe, auf das wir stoßen, bemerken wir ebenfalls eine derartige unbewegliche Wasserfläche.

Wir biegen in eine nicht breite Gasse ein, an welcher ebenso schmale Höfe liegen. Da die Gefahr der Ueberschwemmungen hier die Leute veranlaßt, sich so nahe wie möglich zusammen zu drängen, so reihen sich die Häuser eng aneinander, den Giebel nach außen, lang, weiß, pavallel. Zwei Reihen von Akazien-Bäumen bilden am Ende der Gasse einen düsteren Rahmen, in welchem man einem Bruchstück sonniger Landschaft mit Massen von Grün entgegentritt, das sich kräftig von dem fernen Hintergrunde der Hügel abhebt.

Die Bewohner des Sárköz sind Reformierte. Der Dorfpfarrer kommt uns entgegen und macht unsern Führer; er ist nicht von hier, allein es behagt ihm hier, trotz der Vereinsamung im Winter; sein noch junges, schönes Gesicht strahlt von Gesundheit und Zufriedenheit. Er ladet uns ein, in die Schule zu treten. „Alle jungen Leute können lesen und schreiben", sagt er; „diejenigen, welche zum Heere gehen, kehren beinahe immer mit einem Grad zurück. Allein man liebt den Soldatenstand nicht und viele Diensttaugliche suchen sich dem gezwungenen Dienste zu entziehen, indem sie sich mit den Aufsichts- und Revisionsräten gut zu stellen wissen." Seit der Zeit der Türkenherrschaft wußte man sich im Sárköz so zu benehmen, daß man keine Rekruten zu liefern brauchte. Nicht als ob etwa die Einwohnerschaft schwach und kränklich wäre — im Gegenteil: es hat sich hier noch nie ein Arzt niederlassen können, aus Mangel an Beschäftigung. Man wendet sich hier übrigens nur selten an den Arzt, sogar in dringenden Fällen; man nimmt zwei oder drei althergebrachte, allgemein bekannte Hausmittel, und an diesen genest man entweder oder stirbt.

Wir treten auf den freien Platz heraus. Ein Trupp junger Bauernmädchen dreht sich singend im Tanze vor der Kirche unter den Blicken der Männer, welche in einiger Entfernung gruppiert sind. Kleinere Mädchen, mit hübschen Gesichtern, betrachten mit ernster Miene das Treiben ihrer großen Schwestern, welche wir nun ebenfalls beobachten: sie haben kleine Hände, kleine Füße, Arme und Beine,

Digitized by Google

wie auf der Drehbank gemacht, sind beinahe von demselben Wuchse, nicht groß, aber früh entwickelt. Nach der Aussage des Pfarrers sind die meisten noch nicht 16 Jahre alt und die anderen schon verheiratet, denn die Ehen werden im Sárköz frühe eingegangen: die Mädchen heiraten schon mit 16, die jungen Bursche mit 18 Jahren. Der Menschenschlag ist ziemlich hübsch und es gibt manche gefällige Mädchen darunter; unter den über der Nase zusammenstoßenden Augenbrauen sieht man ein großes, goldbraunes Auge, mit einem scheuen, rätselhaften und verwirrten Blick, wie auf dem Bilde der Belle Ferronnière im Louvre.

Die Tracht ist eigentümlich: ein großes, schwarzes Seidentuch umgibt die Büste und fällt hier und da noch über die Falten des Rocks hinab. Die halbdurchsichtigen Hemdärmel dringen unter dem Seidentuche hervor und reichen bauschig bis zum Ellbogen. Der Rock, welcher von schwarzem Zitz mit Blumen, unten mit zwei oder drei Reihen grellfarbigen Bandes besetzt, ist kurz, fächerartig ausgebreitet und reicht kaum unter das Knie und läßt die Wade frei, welche entweder in modernen, schwarzgestreiften Strümpfen oder nach der alten Mode in dickeren, von roter Wolle mit sehr weitläufigen Stickereien steckt. Sammetschuhe bilden die Fußbekleidung. Wir bemerken zweierlei Kopfputz; die jungen Mädchen tragen auf dem Haar einen plumpen Sammetkranz, bársony genannt; die jungen Frauen haben den Nacken geschoren und dann einen Scheitelstreifen bis zur Stirn; von diesem Scheitel aus sind die Haare nach beiden Seiten ausgezogen und vereinigen sich auf den Schläfen in zwei Wülsten; einige silberne Bänder sind oben auf dem Kopf diademartig herumgewunden, daß sie beinahe einem Helm gleichen. Die ganz neu Verheirateten verschwinden beinahe unter einer Lawine von bunten Bändern.

Der Rundtanz dauert noch immer fort, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin, bald rascher, bald langsamer. Es liegt etwas Sanftes und Geschwisterliches in diesen verschlungenen Armen, in diesem beinahe gleichartigen Kopfputz, in diesen leichten Bewegungen voll Zurückhaltung. Alle singen einstimmig Lieder, welche einander ununterbrochen folgen und nur von Liebe handeln. Diese Unterhaltung scheint so ganze Stunden lang zu dauern und das Vergnügen nur darin zu bestehen, daß man sich schön und bewundert weiß. Die jungen Bursche bringen manchmal Zigeunermusik mit, und der Tanz nimmt dann einen sozialeren Charakter an und wird allgemein.

Wir verlassen Ocsény und gelangen nach dem zwischen Obstgärten versteckten Dets, wovon nur die Kirche wie ein großer, weißer Schwan aus dem grünen Baumkranze aufragt. So sind wir nun in dem Dorfe und treffen an der Kreuzung seiner beiden Gassen einen neuen Rundtanz von Bauernmädchen, welche aber diesmal von ihren Verwandten und Freunden umgeben sind. Einige junge Burschen tragen sogar gestickte Taschentücher in ihren Beinkleidertaschen. Eine ungemein dicke Matrone mit nackten Armen und Beinen, die sie aber nicht im geringsten irre machen, watschelt auf uns zu und redet uns gutmütig und offenhändig an, ihr ganzes Gesicht von einem breiten Willkommslächeln verklärt. Sie ist besonders herzlich gegen meinen Wirt, welchen sie kennt, klopft ihm vertraulich auf die Schulter, erkundigt sich nach seiner Familie, seinen Freunden und besonders nach Franz Liszt, welcher seiner Zeit denselben Ausflug gemacht hat, wie wir heute. Die gute Frau läßt uns nicht eher los, als bis sie uns in ihr Haus geführt und mit Wein und Kuchen bewirtet hat. Dann kommen ihre Tochter und ihre Enkelin hinzu, ein hübsches Kind von vier oder fünf Jahren und aufgeputzt wie ein Heiligenbild. „Komm, meine Liebe! sing diesen Herren etwas!" heißt es und die Kleine schaukelt sich nach rechts und links, macht Verbeugungen, schüttelt das Köpfchen, schnalzt mit den Fingern und begleitet sich dazu mit einem halblauten Liebeslied. „Ist sie nicht hübsch, meine kleine Sängerin?" frägt die Mutter, welche eigentlich nur die Stiefmutter ist, denn ihr Gatte hat ein Kind aus einer ersten Ehe gehabt.

Man ladet uns noch zum Besuche eines anderen Hauses ein und im Vorübergehen werfen wir einen Blick in die katholische Schule, welche uns samt ihrem Gärtchen wohl unterhalten erscheint; die Frau des Schullehrers beschäftigt sich mit Klavierspiel und der Zucht von Seidenwürmern. Die Schule hat nur 50 Zöglinge, die reformierte Schule doppelt so viel.

Die reformierte Einwohnerschaft des Sárköz, welche die ursprüngliche ist, nimmt zusehends ab, denn die Leute wollen nur zwei Kinder per Haushalt. Ihre Lücken werden aber durch Katholiken ausgefüllt, welche von auswärts kommen und schon ziemlich zahlreich sind, wie wir sahen.

Wir erreichen das bezeichnete Haus und werden in dessen Vorlaube oder äußerer Galerie von einem etwa vierzigjährigen, großen stattlichen Manne in schwarzer Tracht empfangen, der seine anliegenden Beinkleider in den Stiefeln trägt. Nach den üblichen Begrüßungen führt er uns in eine Küche mit großen Steinfliesen, an deren weißgetünchten Wänden viele Teller, Platten und andere Küchengefäße hängen. Von da treten wir in das Prunkzimmer, wie es in jedem Hause vorhanden; es ist das Zimmer, dessen Fenster auf die Straße münden; der bewohnte Teil des Hauses ist auf der anderen Seite der Küche. Die Einrichtung, welche wir vor Augen haben, besteht in vier Betten, deren in mehreren Schichten übereinander liegende Kopfkissen beinahe bis auf einen oder zwei Fuß von der Decke reichen und mit Stickereien bedeckt sind, über welche eine durchsichtige Decke gebreitet ist — alles im Hause selbst gearbeitet. Unter dem Plafond läuft ein Bord mit einer Reihe gemalter Teller hin und darunter hängt an ihren Henkeln eine zweite Reihe Trinkgläser. Jeder Teller hat seinen Löffel, der darüber quer gestellt ist. Die Fenster dienen als Glasschrank für eine ganze Ausstellung glänzender Gegenstände: emaillierter Töpfe, metallener Deckel,

Digitized by Google

Steingutkrüge u. s. w.; zwischen den Fenstern steht eine Kommode. Den übrigen Raum nimmt ein langer, von Stühlen umgebener Tisch ein; einige von diesen Stühlen sind elegant, stylvoll und modern, andere altertümlich und landesüblich. Der Tisch ist mit einer Art Tafeltuch bedeckt, in dessen Rand buntes Blumengewinde eingestickt ist. Wir setzen uns um den Tisch, unser Wirt und sein etwa achtzehnjähriger Sohn, barfüßig, in weiten Leinenkleidern, hübsch, kräftig, mit schönen Augen und schon verheiratet, stellen Teller auf, und nun tritt auch die Gattin des jungen Mannes ein, ein zierliches Geschöpf von etwa 16 Jahren, von zartem Wuchs, mit hübschen, sanften Zügen. Mit nackten Armen und Beinen, in ihrer leichten Arbeitstracht, trippelt sie mit gesenkten Blicken an einen Schrank, welchen sie auf einen Wink des Vaters öffnet. Dieser ist von unten bis oben mit Tischtüchern, Servietten und Leinenzeug aller Art, gesticktem und bunt gewobenem, angefüllt, von dem sie einige Muster auf dem Tisch ausbreitet. Wir befragen sie verwundert. „Das ist von mir," erwidert sie schüchtern; . . . „dies auch, dies ebenfalls." Die ganze Sammlung ist ihre Arbeit, und der Vater bittet lächelnd unsere Damen, die Stücke, welche ihnen gefallen, als Andenken mitzunehmen.

Jetzt werden auf einer ungeheuren Platte unzählige Schnitten eines gebratenen Donaufisches aufgetragen, der ausgezeichnet zubereitet ist; Backwerk und Wein vervollständigen die Mahlzeit; unser Wirt bedient uns; mit seiner hohen Gestalt, seinen langen kräftigen Händen entledigt er sich sehr geschickt dieser Verrichtungen aus dem Stegreif, welche er mit guten Einfällen würzt, denn er hat viel Mutterwitz. Seine alte Mutter hat uns dieses treffliche Mahl bereitet und wird bei ihrem Eintreten mit einem Lobschwall empfangen, welchen sie bescheiden, aber mit sichtlichem Vergnügen hinnimmt.

Mit den angenehmsten Eindrücken über diese gewandten und artigen Manieren und diese behagliche Häuslichkeit bei einfachen Bauern scheiden wir und fahren durch Pilis, um Alsó-Nyék, das vierte und letzte Dorf des Sárköz, zu erreichen. Es ist ebenfalls umgeben von stehendem Gewässer und hat viele neue Häuser, denn es ist erst vor Kurzem von einer Feuersbrunst heimgesucht worden. Man hat nun angefangen, die Mauern aus Ziegelsteinen zu erbauen, anstatt aus gestampfter Erde, und auch das malerische Strohdach muß allmählich dem Ziegeldach weichen. Die Fassade der neuen Häuser fällt nun in die Straße, anstatt sich in einem rechten Winkel dazu zu stellen. Alles wechselt unter der Sonne, sogar in Sárköz.

Die Maurer, welche wir hier antreffen, sprechen Deutsch und sind aus Bataszek, einem teilweise deutschen Dorfe, welches nur durch Baumgüter und das alte Sár-Bett von Alsó-Nyék getrennt ist. Die Deutschen aus Bataszek sind die monopolisierten Bauhandwerker im ganzen Sárköz.

Wir treten in eines dieser der Straße zugekehrten neuen Häuser. Es hat auf der Vorderseite nur Prunkgemächer. Wir zählen fünf bis sechs Schichten gestickter Kopfkissen, von mosaikartig buntem malerischem Effekt; aber diese Schätze dienen nicht zum Gebrauch, sondern sollen nur den Reichtum des Besitzers bekunden, denn wir sind in der That bei dem wohlhabendsten Bürger von Alsó-Nyék. Er wohnt mit seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und deren einzigem Kinde in den hinteren Gelassen, welche von einer außerordentlichen Einfachheit und eng sind und dumpfig riechen — etwas auffallendes bei Leuten, welche den ganzen Tag in der freien Luft leben.

Wie wir Alsó-Nyék verlassen, begegnen wir einem noch jungen Bauer in leinenem Hemd und Beinkleid, schwarzer Jacke, Stiefeln und kleinem Hut; er trägt eine Flinte umgehängt und versieht den Dienst eines Feldhüters. Seine breite Brust, sein hoher Wuchs, sein hübscher intelligenter Kopf, sein kecker, an den Spitzen aufgewichster Schnurrbart, alles an ihm verrät Zierlichkeit und Kraft. Auf die Fragen, welche ich an ihn richte, um ihn plaudern zu machen, antwortet er mir zuthunlich und in einer Sprache, deren sich kein Mann der guten Gesellschaft zu schämen brauchte. Ein Weib aus einem anderen Orte geht vorüber, sie kennen sich. Man mußte sehen, mit welchem diskreten Eifer er sie anredet, sich nach ihren Geschäften erkundigt, ihre Klagen anhört, sie ermutigt.

„Armes Ding", sagt er, als sie weggegangen ist, „ihre widrigen Schicksale haben sie sehr verändert!"

Ich drücke ihm meinerseits zum Abschied die Hand, denn er ist ein guter Typus von einem Manne und zumal von einem ungarischen Bauer.

Das Sealskin und seine Heimat.

Von F. M. Hellborn.

(Fortsetzung.)

Kommen wir auf den Callorhinus zu sprechen und betrachten wir ihn, wie er in der ganzen Fülle von Leben und Kraft sieben Jahre alt aus dem Meere kommt. Er mißt von der Nasenspitze bis zum Ende des stummelartigen Schwanzes, der nur ca. 10 cm. lang ist, etwa 2 m., wiegt ungefähr 5 Zentner und ist im fettesten Zustande, worin nur ein Tier sein kann, denn er ist an der Brust und am Halse mit ganzen Wülsten von Speck versehen, deren Grund wir sogleich ermitteln werden. Beim Schwimmen ragt er gegen 90 cm. aus dem Wasser und hält seinen Kopf, der im Verhältnis zu seinem mächtigen Nacken und seinen Schultern klein und mit einem Paar großer, sanfter, glänzender, hellbrauner und blauer Augen versehen ist, hoch und aufrecht. Seine Schnauze und Kinnbacken gleichen in Größe und Gestalt denjenigen eines guten Neufundländer-Hundes, nur mit dem Unterschied, daß die Oberlippen nicht schlapp und überhängend, sondern von ebenso

Digitized by Google

scharfen Linien und ebenso zusammengedrückt sind wie die unserigen. Die Oberlippe trägt einen gelblichweißen und grauen Bart, der aus langen steifen Borsten besteht und, falls diese nicht abgebrochen oder im Kampf ausgerissen worden sind, ihr wie ein üppiger Federbusch bis auf die Schultern herabhängt. Wenn die Pelzrobbe landet, so können wir sehen, daß sie sich durch abwechselndes Auslangen der vorderen Schwimmfüße emporhebt, dann den Rücken krümmt, die hinteren Extremitäten nachzieht und so Hebekraft für eine weitere Bewegung nach vorwärts gewinnt. Dies ist ihre regelmäßige Art und Weise, wenn sie gemächlich geht; wird sie aber erschreckt oder aufgescheucht, so beschleunigt sie ihre Bewegungen, und setzt sich in einen Galopp, daß ein Mensch sein möglichstes thun muß, um mit ihr gleichen Schritt zu halten; ist sie aber auf diese Weise 30—40 Schritte weit gekommen, so hat sie genug und sinkt erschöpft und atemlos zusammen.

Die Männchen beginnen einzeln anzukommen, sobald der Schnee gegangen ist, also etwa vom 1. bis zum 5. Mai; aber die große Masse steigt erst später im Monat aus dem Meere, und bis zum 10. oder 12. Juni ist jede Station besetzt und eingenommen. Natürlich gilt auch hier die Regel: wer zuerst kommt, der mahlt zuerst; der erste, welcher wirklich landet, hat das Recht der Wahl, sucht sich daher sein Ruheplätzchen begreiflicherweise zunächst beim Wasser und darf es behalten, vorausgesetzt, daß er es zu behaupten imstande ist. Hier ist, wie in allen bekannten frühesten Staaten, das Recht des Stärkeren in Geltung: Macht geht vor Recht. Dem Männchen der Pelzrobbe erscheint es als erste Pflicht, sich nach dem Gute seines Nächsten gelüsten zu lassen, und um dies zu erlangen, scheut er keine Mühe. Dies führt zu einem Krieg aller gegen alle, und daher muß jedes Männchen im Besitz einer Ruhestelle gegen alle anderen gerüstet sein; es finden daher von früh bis spät ununterbrochene und endlose Kämpfe mit einem unbeschreiblichen Lärm statt, welcher oft das Brausen der Brandung übertönt und dem Seemann schon auf einige Meilen Entfernung verkündigt, daß er sich den Inseln St. Paul oder St. Georg nähert. Hierdurch wechseln die Plätze begreiflicherweise beständig ihre Eigentümer, und eines der zuerst angekommenen Männchen, das seinen Platz vielleicht einen ganzen Monat lang behauptet hat, kann jeden Augenblick durch einen Stärkeren oder jedenfalls durch einen neuen Ankömmling aus dem Meere verdrängt werden, und dieser Wechsel endet nicht eher als am 8. bis 10. Juli, wenn alle die Weibchen angekommen sind und das Paarungsgeschäft seinen ruhigen Fortgang genommen hat. Während dieser Periode von nahezu drei Monaten verlassen die Männchen, so unglaublich dies auch erscheinen mag, ihren Ruheplatz nicht einen Augenblick, weder um zu fressen noch um zu trinken, und gönnen sich kaum ein kurzes Schläfchen, wenn sie dazu gelangen können. Man fragt sich daher mit Recht, wovon sie denn leben? Jenun, von dem Verbrauch ihres eigenen Fettes, einer merkwürdigen, aber den Physiologen nicht unbekannten Vorkehrung. Es gibt keinen größeren Kontrast als denjenigen zwischen dem fetten massigen Geschöpf, das wir im Frühjahr haben ankommen sehen, und demselben Geschöpf am Ende des Sommers, wenn es mager, zerfetzt und heruntergekommen ins Meer taucht, um im nächsten Frühjahr aalfett wieder zurückzukehren.

Die Männchen sind sämtlich mindestens sieben Jahre alt, denn dies ist das früheste Alter, worin sie die Verantwortlichkeit der Vaterschaft auf sich nehmen. Ihr Kleid ist von einem trüben Dunkelbraun, mit hellerem Braun und Schwarz durchsprengt; die alten Männchen machen sich besonders durch den grauen Farbenton ihres Kleides bemerklich. Allein dies ist nur die Farbe des oberen Haares, der sogenannten Stichelhaare, unter welchen das Wollhaar, das besondere Kennzeichen dieser Art, liegt, das so ziemlich mit dem Pelz des Marders, Fuchses ꝛc. übereinstimmt oder genau den Federn und dem Flaum an der Brust einer Ente entspricht.

Die Bullen (Männchen) haben vier deutliche Laute und unterscheiden sich in dieser Weise von der Haarrobbe, welche gar keine oder nur wenig Stimme hat, ferner vom Seelöwen mit seinem Gebrüll und vom Walroß, das nur grunzt. Die Pelzrobbe hat ein lautes, gedehntes und weit schallendes Geschrei, das man ein Geplärre nennen könnte, ein tiefes gurgelndes Knurren, ein Pfeifen, das schwer zu beschreiben ist, weil man es hören muß, um es zu werten, und eine Art stoßweises Husten oder Pusten, etwa wie das Schnauben einer Lokomotive, die sich mit einer schweren Last in Bewegung setzt. Die Weibchen oder Kühe haben nur einen einzigen Laut, ein langes hohles Blöken gleich demjenigen eines alten Schafes, und die Jungen blöken so ähnlich den Lämmern, daß in der That im Jahre 1873 eine Heerde Schafe, welche von San Francisco hierher gebracht worden war, in ihrem Verständnis ganz irre wurde und mit Vernachlässigung ihrer eigenen Weide fortwährend unter den Robben hin und her lief, um nach den vermeintlichen Lämmern zu suchen, und man einen Jungen anstellen mußte, um die Schafe auf ihrem eigenen Weidegrunde zusammen zu halten.

Zwischen dem 12. und 14. Juni erscheinen die ersten Weibchen am Wasserrande und fahren mit ihrer Ankunft fort bis zum 10. bis 14. Juli, wo dann keine mehr eintreffen. Sobald sie ans Land kommen, werden sie von den nächsten Bullen geliebkost und gedrängt, welche gar kein Bedenken tragen, mit der Ueberredung auch Gewalt zu verbinden, indem sie die Kuh an der losen Hautwamme im Nacken fassen, gerade wie eine Katze ihr Junges packt, und sie in ihr Gebiet schleppen.

Die Robbenkolonie in diesem Zeitpunkt gewährt einen höchst belebten Anblick. Ein kiesiger Strand senkt sich zum Meere herab und wechselt in der Länge von vierhundert bis zu sechstausend und in der Breite von vierzig bis zu

Digitized by Google

hundertundfünfzig Fuß weit landeinwärts am Meeresrand. Ueber diesen ganzen Raum verbreiten sich die Bullen mit der Regelmäßigkeit eines Schachbretts. Man vergegenwärtige sich die Szene: ein Bulle in der vordersten Reihe hat soeben eine Kuh gelandet, sieht aber eine andere im Wasser, verläßt daher sein erstes Liebchen und widmet sich der Nummer Zwei. Sobald er aber den Rücken wendet, reckt sich der Bulle hinter ihm aus und ergreift die Kuh Nummer Eins, worauf er sogleich von den drei nächsten Bullen angepackt wird und eine große Rauferei für eine oder zwei Minuten entsteht, während denen die Kuh entweder weiter landeinwärts kriecht oder noch weiter zurückgeschleppt wird bis vielleicht in die letzte Reihe, wo sie dann bleiben darf.

Das Weibchen der Pelzrobbe ist in jeder Hinsicht ein Kontrast zu seinem Herrn und Meister. Die Kuh ist vier bis fünftehalb Fuß lang und weit zierlicher gebaut; sie hat nicht die häßlichen Speckwülste am Nacken und an der Brust. Ihre Gestalt scheint sich nie zu verändern, denn unähnlich dem Bullen, kommen und gehen die Kühe häufig und verlassen ihre Mutterpflichten, mit denen sie es überhaupt nicht ernst nehmen, um sich längere Zeit in Wasser zu tummeln und zu äsen. Wenn die Kuh trocken ist, nachdem sie aus dem Meer gestiegen, glänzt sie im Stahlgrau; ist sie aber einige Zeit der Witterung ausgesetzt, so ändert sich ihre Färbung in ein trübes Ockergelb unten und Braun und Grau oben und diese Farbe bleibt, bis sie im August ihr Kleid wechselt oder sich verfärbt. Auch in ihrem Gebahren ist die Kuh das gerade Gegenteil vom Bullen; sie ist die Liebenswürdigkeit selbst, zankt niemals, wird nicht zornig und stößt kaum einen Laut aus, wenn sie von zwei Bullen gepackt wird, welche sie nach verschiedenen Richtungen zerren. An Größe sind sie sehr von einander verschieden, während der Unterschied im Gewicht bei beiden auffallend ist. Zwei Kühe wurden gewogen und ergaben die eine ein Gewicht von 56, die andere eines von 100 Pfund, und doch waren beide in bester Beschaffenheit, so daß wir sagen können, das Weibchen wiegt ungefähr ein Sechstel von dem Gewichte des Männchens.

Das Weibchen kommt nur vom mütterlichen Instinkt getrieben ans Land, und das Junge wird manchmal einige Stunden, gewöhnlich aber einen oder zwei Tage nach dem Landen geboren. Das Junge wird in langen und unregelmäßigen Zwischenräumen, die sich manchmal sogar auf einige Tage erstrecken, gesäugt, aber diese Behandlung bekommt ihm gut, denn während es bei seiner Geburt nur drei oder vier Pfund schwer und 12—14 Zoll lang ist, wird es in vier Monaten zweimal so lang und viermal so schwer. Sobald das Junge geboren ist, schlägt es die Augen auf, beginnt zwecklos seine Ruderfüße zu rühren und zu blöken. Die Mutter schaut darauf ängstlich zu ihm herunter, bemerkt einen neuen Gegenstand und beginnt ihm Aufmerksamkeit zu schenken, worauf ihr ein glücklicher Gedanke kommt und sie es zu säugen beginnt; dann aber plumpst sie, wenn ihr die Laune dazu kommt ins Wasser und amüsiert sich nach Möglichkeit auf das beste, sei es dicht am Gestade oder viele Meilen weit draußen in der See. Wenn die Kuh dann wieder landet, erkennt sie ohne Mühe ihr Eigentum wieder, denn die Jungen scheinen zwar ihre Mütter nicht zu kennen, aber die Mütter erkennen ihre Jungen an der Stimme, und dies ist die einzige Erklärung für die Thatsache, daß unter den vielleicht zehntausend Jungen jedes von seiner eigenen Mutter gesäugt wird. Nehmen wir an, die Mutter sei einige Tage lang weg gewesen und kehre an den Ort zurück, wo sie ihr Junges gelassen hat. Der hoffnungsvolle Sprößling ist aber nicht mehr da, denn er liebt die Geselligkeit und hat sich unter den Haufen der übrigen Jungen gemengt. Die Mutter blökt daher wie ein Schaf und das Junge antwortet gerade wie ein Lamm, worauf die Mutter, dies hörend, gerade-aus auf den betreffenden Punkt zugeht und alles, was ihr im Wege ist, rechts und links beiseite stößt. Vielleicht schläft das Junge und antwortet in diesem Fall nicht, worauf die Mama, nach einigen weiteren vergeblichen Rufen sich der Situation anbequemt und ebenfalls zum Schlafen niederlegt. Man vergegenwärtige sich, daß dies nur Ein Beispiel aus hunderttausend genau ähnlichen ist, und man kann sich den Lärm denken. Von jener mütterlichen Zärtlichkeit, welche wir an unseren Katzen und Hunden gegen ihre Jungen wahrnehmen, ist nichts zu bemerken; man sieht die Mutter nie mit dem Kinde spielen, während die Kleinen unter sich aber wie junge Hündchen und Kätzchen sich gebahren und lärmend spielen und diese Gewohnheit nicht eher aufgeben als bis sie sieben Jahre alt sind. Wenn man dagegen die Jungen wegnimmt, dann weint nicht mehr die Mutter, sondern auch der Bulle laut.

Wenn die junge Pelzrobbe etwa einen Monat alt ist, beginnt ihre Erziehung. Man mag verwundert fragen, worin diese denn bestehe, und sich noch mehr verwundern, wenn man erfährt, daß dieselbe in einem Schwimmunterricht bestehe. Es erscheint paradox und man kann es kaum glauben, daß der beste Schwimmer unter allen amphibischen Geschöpfen, welcher sein halbes Leben im Meere zubringt, in seinem ersten Lebensstadium nicht mehr Begriff vom Schwimmen hat als eines von unseren Neugeborenen. Allein es ist gleichwohl Thatsache: nimmt man ein Junges und setzt es außerhalb seiner eigenen Tiefe ins Wasser, so sinkt im Nu sein Kopf wie eine Bleikugel, seine hinteren Ruderfüße zappeln unmächtig umher und sein Tod durch Erstickung ist nur die Frage von wenigen Minuten, da das kleine Geschöpf nicht den mindesten Begriff davon hat, daß es seinen Kopf in die Höhe heben und Luft schnappen muß.

Unter diesen Umständen währt also seine Erziehung eine kleine Zeit und wird folgendermaßen bewerkstelligt. Wenn das Junge etwa sechs Wochen alt ist, so führt sein

Digitized by Google

Instinkt dasselbe hinunter an den Wasserrand, wo es den ganzen Tag hindurch herum rudert, das einemal von der Brandung mitgerissen und hoch auf dem Trockenen abgesetzt und im nächsten Augenblick vielleicht wieder über und über vom Wasser fortgerollt. Hat es dies eine Zeitlang getrieben, so wird es müde, krümmt sich zusammen wie ein Hund oder eine Katze auf dem Herdteppich und schläft ein, jedoch nur auf eine kurze Zeit, denn die Pelzrobbe ist auf jeder Altersstufe das unruhigste unter allen lebenden Geschöpfen. Alsdann geht es wieder in die Brandung hinein, worin es herumrudert wie unsere kleinen Knaben und Mädchen und sich gewissermaßen zuerst an das Wasser zu gewöhnen sucht. Durch wiederholte Versuche lernt die junge Pelzrobbe dann sich schwimmend erhalten, ihre eigenen Kräfte erkennen und das Element beherrschen, worin sie den größten Teil ihres Daseins zubringen muß. Sobald sie darin heimisch geworden ist, hat sie eine gute Zeit; die Küste wimmelt ganz von ihr und ihren Brüdern, und wenn man bedenkt, daß St. Paul allein sechzehn Quadratmeilen Lagerraum für Pelzrobben hat, welcher dann von derartigen Tieren jedes Alters wimmelt, so kann man sich eine schwache Idee von ihrer Menge machen.

Gegen Mitte Septembers haben alle in diesem Jahre geborenen Robben sich mit dem Wasser vertraut gemacht und schwimmen gelernt und thun sich nun am Wasserrande zusammen. Sie beginnen nun ihr Kleid zu wechseln und das schwarze Haar ihrer ersten Kindheit abzuwerfen. Ihr neues Kleid in diesem Alter zeigt keinen Unterschied unter den Geschlechtern. Die sogen. Verfärbung geht aber nur sehr langsam vor sich und ist erst in der zweiten Hälfte Oktobers vollendet. Dieses Winterkleid, worin die Jungen in See gehen, besteht aus gleichförmigem dichtem, langem Grannenhaar mit einem darunter liegenden Wollhaar bald von hellgrauer, meist aber von weicher hellbrauner Farbe. Die Grannen oder Stichelhaare sind fein, dicht und elastisch, beinahe einen Zoll lang, das Wollhaar aber ist kaum halb so lang; das gröbere Oberhaar überschattet und verbirgt auf diese Weise vollständig die weiche Unterwolle und gibt die Farbe, woran vom zweiten Jahr an die Geschlechter unterschieden werden können.

Bis hierher haben wir nun die Lebensgeschichte der Pelzrobbe verfolgt und können sie nun sich selbst überlassen. Wir sind nun in der zweiten Hälfte Septembers; die Jungen haben schwimmen gelernt und sich ganz im Wasser heimisch gemacht; das Lagerleben der Robben hat nun aufgehört, alle Ordnung und Regelmäßigkeit ist vorbei, man sieht wirre, zerstreute Mengen von Weibchen sich unter die Jungen mengen und ganze Geschwader von alten Männchen in unruhiger, zielloser Weise sich auf dem Strande hin und her bewegen. Die Saison ist nun vorüber. Manche Robben verlassen die Inseln St. Paul und St. Georg nicht vor Ende Dezember und andere warten sogar bis zum 12. Januar; allein zu Ende Oktober und Anfang Novembers sind alle Pelzrobben von reiferem Alter — die fünf- und sechsjährigen — verschwunden und haben die Männchen mitgenommen. Viele von den Jungen treiben sich noch am Lande herum, scheinen aber in der Regel den Meeresstrand und seinen Felsgürtel vorzuziehen; allein bis Ende Novembers sind auch sie alle fort, die Inseln sind für die nächsten sechs Monate wieder still geworden, und der Winter stellt sich nun mit Macht und in seiner gewöhnlichen Strenge ein.

Wohin die Robben gehen? Gewiß nicht nach Norden, denn notorisch findet man nördlich von den Pribyloff-Inseln keine einzige Pelzrobbe und das Treibeis des Winters verhindert jede Ansammlung von amphibischem Tierleben. Die Pelzrobbe ist also dann südwärts gezogen, denn die ungeheure Ausdehnung des Stillen Ozeans, südlich von der Inselkette der Aleuten, das 5000 e. Mln. breite Meer zwischen Oregon und Japan, wimmelt von Fischen, der natürlichen Nahrung der Robben. Diese können keinen Ruheplatz haben, denn sonst wäre derselbe bekannt; sie müssen daher ihre ganze Zeit schwimmend zubringen, in Anbetracht, daß sie im Meere ebenso behaglich oder vielleicht noch behaglicher schlafen als am Lande; sie liegen dann auf dem Rücken, legen die vorderen Ruderfüße über der Brust zusammen, strecken die hinteren empor und über einander, so daß deren Spitzen auf ihrem Hals oder Kinn ruhen, und recken auf diese Weise nur die Nase und die Hacken der Hinterfüße aus dem Wasser, so daß von ihrem Rumpf nichts zu sehen ist.

Von der ungeheuren Menge Fische, welche sie vertilgen müssen, kann man sich keinen Begriff machen, wenn man auch in einem Aquarium schon die Gefräßigkeit der Robbe beobachtet hat, welcher man anscheinend gar nicht genug Fische geben kann. Man erwäge nun das Gewicht von Nahrung, welches das Jahr hindurch eine Pelzrobbe verbrauchen mag, welche den gewöhnlichen Seehund an Größe einigemal übertrifft und unter ganz natürlichen Verhältnissen in seinem natürlichen Elemente umherschweift anstatt in die vier Wände eines Teiches eingesperrt zu sein.

Die ungeheuren Mengen der Pelzrobbe, welche alljährlich auf den Pribyloff-Inseln erscheinen, verursachen daher auch eine ungemeine Seltenheit der Fische in ihren Gewässern. Vergebens wirft man eine Angel vom Boot oder vom Lande aus; man muß mindestens sieben oder acht Meilen ins Meer hinausfahren und bekommt dann nichts als einen sehr großen Heilbutt. In Wirklichkeit ist das Meer auf 100 Mln. um die Inseln herum arm an Fischen. Man nimmt an, daß 40 Pfund Fische eine armselige Tagesration für eine erwachsene männliche Pelzrobbe, 12 Pfund für ein ausgewachsenes Weibchen und mindestens ebenso viel für ein raschwachsendes Junges sind. Nimmt man also nur einen Durchschnitt von 20 Pfund per Tagesration eines Individuums, und berechnet darnach, was vier bis fünf Millionen dieser Robben täglich verbrauchen, so kommt eine so erstaunliche Summe

Digitized by Google

heraus, daß der gesamte Fischfang der ganzen Welt dagegen nur ein Tropfen im Eimer ist. Dabei muß man aber noch bedenken, daß die Robbe nur eines von den vielen Geschöpfen ist, welche von Fischen leben, und wir können hieraus den unerschöpflichen Reichtum des Tierlebens im Ozean erkennen, der über alle menschlichen Begriffe geht.

Die Pelzrobbe paart sich, wie schon erwähnt, nicht vor dem siebenten Jahre; anscheinend allerdings eine sehr lange Periode des Junggesellenlebens, über deren Ausfüllung wir gern näher unterrichtet sein möchten. Die „ledigen" Robben und die Junggesellen, wenn man sie so nennen darf, kommen im Frühjahr und Sommer mit den Bullen und Kühen ans Land, belustigen sich in ihrer eigenen Weise, wechseln ihr Kleid und ziehen mit den anderen ab; allein sie haben keine Familiensorgen und führen daher ein ganz anderes geselliges Leben.

Von den Zuchtplätzen, wo die Kühe ihre Jungen werfen, haben wir bereits gesprochen, wir müssen nun auch die sogen. hauling-grounds schildern, wie der Robbenschläger diejenigen Oertlichkeiten der Küstenlinie nennt, wo sich diese „Holluststschickies" oder Junggesellen herumtreiben und die auch am Strande von St. Paul liegen. Die hauling-grounds sind meist von den Plätzen getrennt, wo die Kühe ihre Jungen werfen, und oft zwei engl. Meilen von einander entfernt. Wenn die Holluststschickies sich auf diesen letzteren einfinden, werden sie meist so weit wie möglich beiseite gedrängt und zwischen den beiden Lagern wird eine breite Straße gelassen, auf welcher sich die Junggesellen hin und her bewegen. So lange sie diese einhalten, geht alles glatt und friedlich ab; sollte sich aber einer der Junggesellen in das andere Lager hinüberwagen, dann läuft er Gefahr, von den eifersüchtigen alten Bullen zerrissen zu werden, weshalb die Holluststschickies, welche überhaupt weniger wählerisch sind als ihre erwachsenen Verwandten, sehr auf ihrer Hut sind, für sich bleiben und trotz ihres freien und launenhaften Umherschweifens und regellosen Lagerns vor der Berührung mit den alten Tieren sich hüten.

Der Holluststschickie hat keine Mühe, seinen Tag hinzubringen, denn von allen lebenden Geschöpfen ist er im wachen Zustande das allerrastloseste und schläft zwar auch, aber nie für lange. Er macht es sich ungemein bequem, veranstaltet mit seinen Brüdern Ausflüge ins Land hinein und thut sich zur Abwechslung gütlich an dem groben Gras und den Umbelliferen, welche vorwiegend die Vegetation der Inseln bilden. Ist er von dieser Zerstreuung übersättigt, so kehrt er in sein natürliches Element, das Meer, zurück. Jeden Tag kann man Hunderttausende sich am Rande der Brandung tummeln sehen, wie sie auf dem Kamm der wildesten Wogen schwimmen, dann in dem Augenblick, wo diese sich brechen, untertauchen, um wieder auf dem Kamm der nächstfolgenden zu erscheinen. Wo nur immer ein kleiner Felsen aus der tosenden Brandung herausragt, da haben er und seine Freunde eine gute Zeit, denn jeder bemüht sich, den Gipfel zu erklettern, nur um vom andringenden Wasser und dem Druck seiner Gefährten davon verdrängt zu werden, worauf augenblicklich ein Nebenbuhler seine Stelle einnimmt, nur um in der nächsten Minute ebenfalls davon heruntergerollt zu werden. Wenn er dann den Wasserrand verläßt, liegt vor ihm der weite Ozean. Die Holluststschickies sind die vorzüglichsten Schwimmer und machen die launenhaftesten und überraschendsten Kunststücke, welche man niemals von den alten Bullen und Kühen sieht, weil ihre Familienpflichten sie ernst und gesetzt machen. Ein besonderes Vergnügen für sie ist ein delphinartiger Sprung aus dem Wasser in einer schönen, elliptischen, 3—4 Fuß hohen Kurve, wobei sie die vorderen Ruderfüße fest an die Seite legen, die hinteren zusammenlegen und ausstrecken, kopfüber ins Wasser stürzen, in einigen Sekunden herauskommen und denselben Sprung, welchen man bei Seehunden und Seelöwen niemals sieht, immer und immer wiederholen.

Man kann die Holluststschickies leicht an ihrem Kleide als Jährlinge, als Zwei-, Drei-, Vier- und Fünfjährige unterscheiden. Die Jährlinge treten in dem schon beschriebenen Kleide auf, welches bei Männchen und Weibchen stahlgrau ist. Von Mitte August an beginnen sie ihr Kleid zu wechseln, und diese Verfärbung dauert sechs Wochen und ist Ende Septembers vollendet; sie geht so langsam vor sich, daß die Tiere im Wasser sich nicht erkälten können. Während dieser Periode ist der ganze Strand mit dem abgeworfenen wirren Haar bedeckt. Die Jährlingskühe behalten ihre Farbe, aber die Männchen von diesem Alter nehmen ein beinahe gleichförmiges Dunkelgrau oder eine Mischung von Schwarz und Grau an. Im nächsten Sommer, wo sie zwei Jahre alt sind und das Kleid für das dritte Jahr anlegen, wird das Grau dunkler, und das steigert sich mit dem dritten, vierten und fünften Jahr; später wird die Farbe mehr grau und braun, mit rötlich-ockerfarbenen und weißgespitzten Grannenhaaren an der Schulter. Der Schnurrbart erreicht seine höchste Vollkommenheit erst im siebenten oder achten Jahr.

So scheu und listig die Robbe draußen im Meer, so vollkommen furchtlos ist sie in ihrer Ruhezeit am Lande. Man kann ohne die geringste Mühe und Gefahr und ohne irgend welche Bewegung in der Heerde hervorzurufen, über die hauling-grounds hingehen. Die Tiere rücken nur 12 oder 20 F. vor dir auseinander, schließen sich aber hinter dir sogleich wieder zusammen und nehmen keine weitere Notiz von dir. Hiernach begreift sich leicht, wie ein halbes Dutzend Männer keine Mühe haben, zwei- oder dreitausend Robben von der großen Masse abzusondern und nach dem Dorfe zu treiben, was denn auch wirklich geschieht, um die Häute zu bekommen, denn hierzu bedarf es keiner Treibjagd, keines Einkreisens und keines Erlegens mit dem Schießgewehr oder Speer.

Weibchen dürfen unter keinen Umständen erschlagen

Digitized by Google

werden; die Haut des Bullen ist von geringerer Qualität und darum ist er sicher. Das Fell der Pelzrobbe ist in seiner höchsten Vollkommenheit im dritten Jahre, und darum gilt der Robbenschlag auch vorzugsweise den Hollustschickies, wobei es folgendermaßen zugeht.

Gerade mit Tagesanbruch, welcher in jenen Breiten im Juli und zu Anfang August auf zwei Uhr Morgens fällt, stellen sich die zu diesem Geschäfte ausersehenen Männer hinter einer gewissen Anzahl Pelzrobben auf und treiben sie mit einigem Geschrei und Katzenmusik von der Heerde ab und in aller Stille nach den Schlachtplätzen beim Dorfe hin. Bei kühlem und feuchtem Wetter und bei hartem Boden lassen sich die Robben wohlbehalten eine halbe englische Meile weit in der Stunde treiben; bei einem rascheren Tempo fallen viele erschöpft nieder und der Pelz leidet darunter, weshalb man immer den langsameren Marsch vorzieht. Alle alten Robben, welche sich etwa im Triebe befinden, geben bald nach und man läßt sie ruhig ihren Weg nach dem Meere zurückfinden. Die schwächeren von den Jungen werden, wenn sie ermattet liegen bleiben, sogleich auf den Kopf geschlagen und abgehäutet, wenn sie nicht allzusehr erhitzt sind. Im Verlauf der Zeit gelangen dann die Robben auf den Schlachtgrund, wo sie eingekreist werden und man sie verkühlen läßt. Dies ist um sieben Uhr geschehen und alle arbeitsfähigen Männer des Dorfes rücken dann zum Geschäfte aus. Jeder Mann hat einen 5—6 F. langen und am vorderen Ende drei Zoll dicken Knüttel, ein schmales, langes Dolch- und ein Schlächtermesser, sowie einen Wetzstein. Der Anführer gibt das Zeichen und zwei- oder dreihundert Robben aus dem Haufen werden herausgenommen und in eine besondere Schar zusammengetrieben, welche von einem Kreis von Eingeborenen umgeben und wie bei einem Kesseltreiben näher zusammengedrängt wird, bis man ihnen auf Armslänge nahe ist. Dann erschallt das Wort zum Angriff und jeder Mann erhebt seine Keule und schmettert sie auf den Kopf der nächsten Robbe herab, die sogleich betäubt und regungslos wird. Sind alle Robben erschlagen, so werden die Knittel weggeworfen, die Robben an den Hinterfüßen herausgezogen und jeder Robbenschläger nimmt dann sein Dolchmesser und stößt es der Robbe gerade zwischen den vorderen Ruderfüßen ins Herz, daß das Blut herausströmt und das Leben entflieht. Jede Robbe wird dann herausgezogen und zur Strecke in Reih und Glied dicht neben die anderen gelegt, ohne sie weiter zu berühren, und man fertigt eine zweite und dritte ähnliche Schar genau in derselben Weise ab, bis die Tagesquote abgethan ist. Wenn das Wetter für die Schlächterarbeit günstig, d. h. kalt und feucht ist, wird mit dem Abhäuten der ganzen Beute begonnen; bei warmer Witterung dagegen wird jede Schar sogleich abgezogen, wenn sie tot ist. Dies geschieht, um das sogen. „Erhitzen" oder „Anlaufen" zu vermeiden, welches stets früher oder später eintritt, bei warmer Witterung aber sehr schnell. Unter diesem Einfluß lösen sich Haar und Pelz bei der geringsten Berührung Handvoll-weise ab und machen natürlich die Haut wertlos. Diese seltsame Veränderung wird binnen weniger als einer halben Stunde eintreten, wenn der Tag warm und trocken ist, und der einzige Weg, um gute Felle zu erhalten, ist daher, die erschlagenen Robben ungesäumt abzuhäuten. Dies geschieht mit dem gewöhnlichen Fleischermesser, das aber so scharf geschliffen ist wie ein Rasiermesser. Die tote Robbe wird auf den Rücken gelegt, der Eingeborene kniet vor sie hin und macht mit seinem langen Dolchmesser einen raschen langen Schnitt auf der Mitte des Bauches vom Kinn bis zur Schwanzwurzel herab; dann kniet er rittlings über den Kadaver, macht mit seinem kürzeren Fleischermesser einen runden Schnitt um jeden vorderen und hinteren Ruderfuß, gerade da, wo der Pelz aufhört, erfaßt dann einen Lappen auf der einen oder anderen Seite des Bauches, zerrt ihn in die Höhe, trennt das Fell von dem darunter liegenden Speck und rollt dabei den Kadaver in der bekannten Weise herüber oder hinüber, wie die Schlächter thun. Der ganze Prozeß des Abziehens oder -Streifens ist in unglaublich kurzer Zeit vollbracht; ein gewandter Mann kann eine Robbe in anderthalb Minuten streifen; die durchschnittlich nötige Zeit aber ist vier Minuten. Von der ganzen Haut bleibt nur der kleine Streifen zurück, auf welchem der Schnurrbart wächst, sodann die Spitze der unteren Kinnlade und der merkwürdige Schwanzstummel. Das auf diese Weise erhaltene Fell ist von ovaler Gestalt, mit einem ovalen Loch nahe beim Rande jeder Seite, an der Stelle, wo die vorderen Ruderfüße waren. Der so blosgelegte Rumpf ist mit einer mehr oder minder (2—4 cm.) dicken Schichte weichen, thranigen Specks bedeckt, unter welchem die Muskeln und das Fleisch liegen, und gleicht demjenigen aller anderen Robben mit der einzigen leidigen Ausnahme, daß er einen besonders unangenehmen, für jede gebildete Nase unerträglichen Geruch hat, welcher widerlicher ist als der Geruch von den umherliegenden und faulenden Kadavern. Die ganze Luft der Inseln ist mit diesem durchdringenden Geruch gefüllt, über den sich der Neuangekommene bitter beklagt; allein die menschliche Natur gewöhnt sich an alles und so auch an diesen Gestank, so daß man ihn am Ende gar nicht mehr gewahr wird.

(Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Ein neuer Weg nach Indien. In einer der letzten Zusammenkünfte der indischen Abteilung der Society of Arts in London, wo über die Frage der Transportwege für den Orient gehandelt wurde, äußerte der Generalmajor Sir F. J. Goldschmid: man habe zwischen zwei Wegen zu wählen, dem einen über Aegypten und das Rote

Digitized by Google

Meer, und dem anderen durch Syrien und den Persischen Meerbusen. Der erstere ist in voller Thätigkeit: der Suezkanal ist von höchster Wichtigkeit für England, das gewissenhaft darüber wachen muß, daß ihm derselbe inmitten von kriegerischen Eventualitäten oder infolge feindlicher Machinationen nicht aus den Händen gespielt werde. Man gibt jedoch die Alternative zu, daß man so rasch wie möglich einen anderen Weg als denjenigen schaffen müsse, welcher durch Aegypten führt. Für diesen Fall empfiehlt Sir F. J. Goldschmid, gleichzeitig die Arbeiten westwärts von Karatschi längs der Küste von Makran bis nach Jaschk auf einer Strecke von ungefähr 700 e. Mln. und ostwärts von einem Punkt in der Nähe von Cypern bis nach Kuwait am Eingang des Persischen Meerbusens, auf einer Strecke von ungefähr 856 e. Mln., in Angriff zu nehmen. Es bliebe dann eine Strecke von beiläufig 600 Meilen für eine Verbindung mittelst Dampfbooten von dem letztgenannten Punkte bis Jaschk. Die ganze Strecke würde ungefähr 2150 e. Mln. lang sein, welche man zur Eisenbahn und auf Dampfbooten in sechs und einem halben Tag zurücklegen würde. Sir F. J. Goldschmid gibt seinen Plan nicht für einen absoluten aus; er anerkennt vielmehr im Gegenteil, daß derselbe unter dem doppelten Gesichtspunkte des Tracé und des Baues noch mancher Modifikationen fähig ist, besonders in den westlichsten Sektionen und im zentralen Westen; allein er ist der Ansicht, daß die Schwierigkeiten der Ausführung nicht unüberwindlich seien und daß diese Eisenbahn-Unternehmung eine sichere Quelle vorteilhafter Einkünfte werden würde.

* Die Reisen des Professors Dr. Oskar Lenz. Dieser ist, wie wir jüngst gemeldet, kürzlich von seiner afrikanischen Reise zurückgekehrt und hat am 19. April im Saale der Akademie der Wissenschaften zu Wien in einer Versammlung der Geographischen Gesellschaft einen Bericht über seine Reise-Erlebnisse erstattet. Diesem Vortrag wohnten an: der Kronprinz Rudolf als Protektor der Wiener Geographischen Gesellschaft, der Erzherzog Rainer, der Kardinal-Erzbischof Ganglbauer, der Handelsminister Marquis v. Bacquehem, Justizminister v. Prazak, Baron Beck, Generalstabschef, Admiral Sterneck, Oberbefehlshaber der Flotte, eine große Anzahl Generäle und höherer Beamten, sowie beinahe alle Mitglieder der Geographischen Gesellschaft. Professor Lenz war begleitet von seinen beiden Gehilfen Baumann und Bohndorf und von den vier Schwarzen, welche er aus Westafrika mit nach Europa gebracht hat. Er stellte diese Eingeborenen, von denen einer Tag für Tag einen Rechenschaftsbericht über die ganze Reise niedergeschrieben hat, als Afrikaner vor, den man Vertrauen in die Weißen beigebracht hat. Er legte einen besonderen Wert auf diese Thatsache, aus welcher die Reisenden, die diesen Rat befolgen wollen, die besten Resultate ziehen werden, denn die guten Nachrichten verbreiten sich in Afrika nicht minder schnell als die schlechten. Zu seinem Gegenstand übergehend, machte Professor Lenz zunächst die Bemerkung, daß die Europäer unter dem Klima des tropischen Afrika nicht lange leben können, wenn sie sich gezwungen sehen, schwere körperliche Arbeiten zu verrichten. Die Erforschung dieses Kontinents muß also in mehr oder minder vollständigem Maße von den eingeborenen Rassen selbst abhängen. Man muß die Schwarzen lehren sich durch geregelte Arbeit die Bedürfnisse und die Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Die einzigen Menschen, welche imstande sind, die eingeborenen Schwarzen zu bemeistern, sind jedoch die arabischen Händler, und ihre Mitwirkung ist daher den Forschungsreisenden und den Missionaren ebenso unentbehrlich wie den europäischen Kaufleuten. Stanley hat vollkommen Recht gehabt, daß er sich der Dienste Tippu-Tip's versicherte, und nur der Abwesenheit Tippu-Tip's zu der Zeit, wo Dr. Lenz am Kongo ankam, ist der Mißerfolg von dessen letzter Expedition zuzuschreiben. Herr Lenz ist ebenfalls der Ansicht, daß der Kongostaat ohne die Eisenbahn, welche man nun dort zu erbauen beabsichtigt, nicht bestehen könnte. Diese Eisenbahn wird zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in den ersten zehn Jahren ihre Bau- und Betriebskosten nicht decken, allein es ist in Wirklichkeit das einzige Mittel, den Handel im Innern zu entwickeln. Bisher ist das Elfenbein der einzige Ausfuhrartikel gewesen, welcher die ungeheuren Transportkosten nach der Küste eingebracht hat. Auf den geographischen Teil seiner Schilderung übergehend, erläuterte unser Reisender nun, daß er den afrikanischen Kontinent von der Mündung des Kongo bis zu derjenigen des Sambesi durchwandert hat in einer von dem Verfahren seiner Vorgänger verschiedenen Art. Er hat seine Reise ohne Abweichungen von Norden nach Süden gemacht. Außerdem hat Herr Dr. Lenz von dem ganzen Weg, den er zurückgelegt, genauere und detailliertere Karten als die bisher vorhandenen aufgenommen. Er hat bereits eine derselben veröffentlicht, welche den Landstrich zwischen Ango-Ango und Leopoldville veranschaulicht, und eine andere noch eingehendere, welche die Gegend zwischen den Stanley-Fällen und der Stadt Kassonge umfaßt. Er wird demnächst Karten des Landstrichs zwischen Kassonge und dem nördlichen Ende des Tanganyika-See, diejenige dieses Sees selbst und die der Gegenden veröffentlichen, welche sich von seinem südlichen Ende bis zum Nyassa-See erstrecken, sowie endlich diejenige der Region, welche sich von diesem letzteren See bis an die Mündung des Sambesi erstreckt. Dem Vortrag folgte ein Bankett, welches der Wiener Wissenschaftliche Klub dem Dr. Lenz und seinen beiden Reisegefährten gab.

* Seither ist Dr. Lenz in Brüssel angekommen und äußerst freundlich empfangen worden. Nach belgischen Blättern billigt er es vollkommen, daß Stanley Verträge mit den Arabern abgeschlossen hat und glaubt an den Erfolg von Stanley's Unternehmen, wenn es ihm gelingt, sich seine Verproviantierung zu sichern.

Digitized by Google

* Die Zwergvölker im Kongo-Becken. Die Berichte neuerer Forschungsreisenden im inneren Afrika haben das Vorhandensein mehrerer zwerghaften Völkerstämme im Kongo-Becken bestätigt. Schon 1870 hatte Dr. Schweinfurth gelegentlich seiner Expedition nach den noch unerforschten Regionen des Kongo zahlreiche Zwerge von dem Stamm der Accas getroffen. Seither ist zu verschiedenen Malen von solchen Zwergen die Rede gewesen, insbesondere hat der Missionar Grenfell Gelegenheit gehabt, bei seiner Erforschung des Tschonoba Zwergen zu begegnen. Allein es war dem Dr. Ludwig Wolff, Agenten des Kongostaates, vorbehalten, in die Wohnbezirke der Zwerge selbst vorzudringen und ihre Sitten zu beobachten. Als sich nämlich Dr. Wolff zu dem Häuptling Lukengo, dem König der Batubas, begab, traf er ganze Dörfer bewohnt von kleinen Männern und Weibern, von denen keines die Höhe von 1.40 m. überschritt, und auch beim König Lukengo fand Wolff einen Stamm von Zwergen. Alle Zwerge dieses Gebietes werden mit dem Namen Batuas bezeichnet; sie leben ausschließlich vom Ertrage der Jagd und von Palmwein. Die Zwerge verheiraten sich gewöhnlich unter einander und kreuzen sich nur selten mit den größeren Rassen; nur gelegentlich finden einige Heiraten zwischen Batubas und Batuas statt. Die Zwerge erklettern mit einer außerordentlichen Behendigkeit die Gipfel der Palmbäume, um den Saft derselben zu sammeln, und sind sehr geschickt im Fang der wilden Tiere mittels gestellter Schlingen. Sie sind von sehr kräftigem Körperbau; ihre mittlere Größe beträgt etwa 1.30 m.; ihre Hautfarbe ist ein bräunliches Gelb, etwas lichter als dasjenige der großen Rassen; ihr Haar ist kurz und wollig. Die Batuas und die Accas haben keine Spur von Bart. Nach der Aussage der Eingeborenen aber muß es weiter nördlich auch einige Völkerschaften von Zwergen geben, welche einen langen Bart tragen, woraus sie eine Art Zöpfe flechten und mit Fett versteifen. Alle diese Zwergstämme bilden kein dicht geschlossenes Volk mehr, sondern finden sich vereinzelt zwischen Völkerschaften von höherer Statur eingesprengt und scheinen die letzten Ueberbleibsel oder Nachkommen einer Urrasse zu sein.

* Die Insel Songa-Songa. Nach einem kurzen Bericht der Kapitäns Hoffmann im 10. Heft der „Berliner Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" liegt die Koralleninsel Songa-Songa an der Ostküste Afrika's, südlich von Mafia, ist bewohnt und mit Kokospalmen bedeckt und macht aus der Entfernung einen angenehmen Eindruck, welcher jedoch schwindet, sobald man sie betritt, denn der Boden ist so rauh und holperig, daß sogar die Eingeborenen Strohsandalen tragen, um sich die Füße vor den scharfen Kalknadeln zu schützen. Die Insel enthält nur ein einziges Dorf und nur einen einzigen Brunnen; Ziegen und Geflügel gibt es im Ueberfluß. Die Schilderung ist von einer Karte begleitet.

* Ueber gewisse Höhen in Marokko. Die Herren François und Desportes haben vom 5. bis 29. Mai 1877 in Fez 25 Beobachtungen mit einem Aneroid-Barometer aufgenommen, welche einen mittleren atmosphärischen Druck von 730.56 mm. ergaben. Die Extreme waren 724 und 735 mm. Die diesem mittleren Druck entsprechende Höhe kann auf 342 m. (1122 rheinl. Fuß) geschätzt werden. Herr v. Foucauld nahm im Juli 1883 in dem auf dem höchsten Teile von Alt-Fez gelegenen Judenviertel hundert Beobachtungen vor, welche eine Höhe von 400 m. (1312 rheinländ. Fuß) ergaben. Im Jahre 1885 stellte Herr Duveyrier 129 Beobachtungen im unteren Teile der Neustadt an, aus welchen eine Höhe von 352 m. (1155 Fuß) herausgerechnet wurde. Bezüglich der Höhen des Atlas maß im Jahre 1830 Washington von Marokko aus einen Gipfel, welchen er Miltsin nannte, und fand, daß seine Höhe 11,401 Fuß über dem Meeresspiegel war. Am 14. Oktober 1883 überstieg Herr v. Foucauld den Atlas auf dem wohlbekannten Paß Glâmi und bestimmte dessen Höhe auf 8530 Fuß. Die großen Alpenpässe des Simplon, Mont-Cenis, St. Gotthard und St. Bernhard rangieren in Meereshöhe von 6562 bis zu 8202 Fuß, und da die Hochgipfel des marokkanischen Atlas Umrißlinien zeigen, welche denjenigen der Alpen und Pyrenäen sehr ähnlich sind, so kann man mit ziemlicher Richtigkeit sagen, daß im allgemeinen die höchsten Gipfel des Atlas denjenigen der beiden vorgenannten europäischen Gebirgsketten ungefähr gleich sind. In Band XII des „Annuaire de la Société Météorologique" zeigte Herr E. Renou, daß die Grenzen des ewigen Schnees in eine Höhe fallen, wo die Temperatur der wärmeren Jahreshälfte $= 0^0$ C. ist. Im Mittelpunkt des Atlas-Gebirges ist diese Temperatur am Meeresspiegel 23^0 bis 23.5^0 C. Schätzt man nun eine Abnahme von 1^0 auf jede 165 m. (541 Fuß) Höhe in der warmen Jahreszeit, so würde dies ergeben, daß die Grenzen des ewigen Schnees auf dem Atlas-Gebirge auf 12,468 Fuß fallen würden. Nach Berichten, welche im April 1870 dem General Wimpfen in Wady Guir erstattet wurden, sahen Reisende beim Uebergang über die Hochebene, welche den Ziz von dem Guir trennt und welche von Guir nach Tafilelt zogen, schneegekrönte Berge auf eine Entfernung von 124 Meilen. Man kann diesen Gipfeln kaum eine geringere Höhe beimessen, als 14,765 Fuß, und der bedeutendste derselben liegt, nach Herrn v. Foucauld, in ungefähr 30^0 30′ n. Br. und 4^0 39′ w. L. von Paris.

(Bull. de la Société Géograph. de Paris.)

* Vergeblichkeit der Versuche, den Rif-Bezirk zu bereisen. Wie seither alle Versuche von Europäern, in den Rif im Norden von Marokko einzudringen, fehlgeschlagen haben, weil sich die Bewohner jenes gebirgigen Landstrichs einem solchen Vorhaben energisch widersetzten, so ist auch der Erforscher der Sahara, Herr Duveyrier, seiner eigenen Aussage nach hierin nicht glücklicher gewesen als sein Vorgänger. Er sah sich genötigt, die Forschungsreise in den Rif aufzugeben, welche er in diesem

Digitized by Google

Jahre zu Ende zu führen gedachte. Jeder seiner Versuche, in jene Gegend einzudringen, schlug fehl; allein er hat eine sehr genaue Skizze seiner Reiseroute von der algierischen Grenze bis Melilla aufgenommen, welche von der Pariser Geographischen Gesellschaft veröffentlicht werden wird. —

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Reise nach Caxias.

Als letzten größeren Ausflug in der Provinz Maranhaõ wählte ich die Umgebungen von Caxias, einer Stadt, die in 80 Leguas Entfernung am Itapicuru-Flusse liegt. Dieser Fluß ergießt sich in südlicher Richtung vom Mearim und nördlich vom Paranahyba, welcher die Grenze gegen die Provinz Pianhy bildet. Bei einer Ausdehnung von 150 Leguas ist er der größte Fluß der Provinz, zum größten Teil schiffbar und wird bis Caxias mit Dampfern befahren. Während der drei Sommermonate, der Zeit der größten Dürre, tritt aber das Wasser so weit zurück, daß die Dampfschifffahrt nur bis Codo, einer 18 Leguas tiefer liegenden Villa, stattfinden kann, indem dann Post und Passagiere in Booten weiter befördert werden. Das Gefälle des Flusses ist stark, jedoch die Windungen im Vergleich mit vielen anderen ostwärts dem Ozean zuströmenden Flüssen weniger zahlreich, weshalb man auf seinen Fluten und mit Dampfkraft wohl am schnellsten in das Innere gelangen mag, um so mehr, als außer den monatlich dreimaligen Dampfbooten viele Segler und kleine Fahrzeuge die Verbindung mit der Hauptstadt unterhalten. Da die Zufahrt in den Fluß bei weitem nicht jene Schwierigkeiten verursacht, wie wir sie wiederholt beim Pindaré und Mearim kennen lernten, wo unter beständiger Besorgnis, auf Untiefen zu geraten, gelotet werden mußte, so sind auch die Reisen nicht wie dort an die Voll- und Neumondsfluten gebunden. Ein der Verhältnisse Unkundiger müßte über die außerordentliche Ausdehnung staunen, mit der die Manglebüsche sich landeinwärts an den Ufern der Flüsse hinziehen. Diese Vegetation kann stets als Maßstab der Höhe und Entfernung gelten, zu der die Meeresflut ihr Wasser hinantreibt. Wüßten wir diesen Hergang nicht auf die starken Fluten der Aequatorial-Regionen basiert, so würden wir uns noch in der Nähe der Küste wähnen, nachdem diese bereits in 8—10 Leguas langem Wasserlauf hinter uns liegt; denn erst in dieser Entfernung, kurz vor der Villa Rosario, sehen wir die letzten Manglestauden, die untrüglichen Zeichen der Seewassernähe, und eine andere Vegetation tritt an deren Stelle.

So wie die landschaftliche Situation sich ändert, fällt uns die Menge und Verschiedenheit der Palmen auf, mit welchen das Gebiet besetzt ist, und welche sich uns in allen bereits bekannten Gattungen mit nur wenigen Ausnahmen wieder darstellen. Auch die hohe Mauritia hilft der Landschaft durch ihre malerische Gestaltung größeren Reiz verleihen. Die herrschende Form der Palmen jedoch bildet hier wie auch an den unteren Teilen des Pindaré die Pindova, Attalea spectabilis, eine der schönsten Fiederpalmen. Wir finden das ganze Pflanzenleben wie aus einem Schlummer erwacht; alles erglüht in frischen Farben, denn die Natur hat ringsumher mit dem Winter abgeschlossen, dessen letzte Monate sie in unschlüssiger Thätigkeit nur abzuwarten schien. Es war die Zeit der wirklichen Ruhe für sie, um nach Verlauf der starken Regen desto ungestörter den Frühling mit ihrem Blumenschmucke begrüßen zu können. Was unter der Menge im Blühen schon vorangeeilt war, erfreute doch nun das Auge durch ein saftiges volles Grün der jungen Blätter.

In dieser Jahreszeit war es auch, wo die Bignonien die ganze Fülle ihres zauberhaften Flors ausbreiteten, wo in festlichen Gehängen Blume an Blume sich reiht und das Entzücken selbst minder Gefühlvoller wachgerufen werden muß. Mir selbst war ein solcher Schmuck noch neu und in solcher Ausdehnung noch nicht erschienen. Unter der Ueberladung von Blumen, mit der diese Pflanzen weite Baummassen überschütten, erkennt man selten der Bäume eigene Blätter. Die Farben der Bignonien wechseln in roth, lila, weiß und blendend gelb. Zu unaussprechlicher Pracht wie in einem Feuermeer erglühend, erheben sich einzelne Stämme der Imbira amarello, einer Bombacinee, die, das Auge fast blendend, buchstäblich mit dem lebhaftesten Gelb überschüttet sind. Scheint doch die Natur seltsamerweise gerade diejenigen Bäume, welche ihr Laub abwerfen, mit so prachtvollem Flor begabt zu haben, als beabsichtige sie, dieselben zu entschädigen und unter der Menge ihrer Nachbarn vor Vergessenheit zu bewahren, indem der Blick unwillkürlich vor allen anderen auf sie hingelenkt wird. Dahin gehören ferner verschiedene Arten baumartiger Bignonien, sowohl gelb- wie rotblühend; Arten der Lecythis, von denen einige gelb, andere mit dem schönsten Rosa durchglüht sind, der Chorisia, der Bougainvillea, verschiedene Malven, Couratari guyanensis, Cassia Parahyba und viele andere.

Eine besonders üppige Gestalt erhält die Ufervegetation durch die schönen großlaubigen Cassien, die ihre hochgelben Blumenrispen bereits zum Tribut gebracht haben und nun das Auge durch die große malerische Blattform erfreuen. Fanden wir diese Cassie bisher nur vereinzelt in geschlossenen Gruppen auf feuchten Niederungen, so sehen wir sie hier der Uferlandschaft zu kräftigster Staffage dienen. Eine durch ihren Blütenbau interessante, die Verwandtschaft aber leicht verratende Pflanzenform erscheint uns hier als ein mittelhoher Baum aus der Familie der Polygoneen. Nicht allein der bleibende und später die Frucht umschließende Kelch, sondern auch die alle Polygoneen charakterisierenden Formen in Blatt und Habitus stellen die Verwandtschaft dieses Baumes augenblicklich in die eigentlich nur Kräuter umfassende Familie, wiewohl wir der baumartigen Erscheinung schon zweimal, in der Coccoloba und der Aripari, begegneten. Hohe Bäume mit langen herabhängenden Aesten, an deren Enden sich lange Aehren großer blauer Blumen wiegen, treten uns hier als etwas neues in der Jugarana entgegen. Sie sind neben obengenannten Cassien gleichfalls ein Schmuck der Vegetation und um so hervorragender im Landschaftsgemälde, als die hängende Form nur ausnahmsweise den Charakter tropischen Baumwuchses bezeichnet.

Als wir nach zwei Reisetagen bei der am rechten Ufer liegenden Villa Itapicuru-mirim angelangt waren, mußte wegen der Seichtigkeit des Flusses das Dampfboot erleichtert werden. Postgüter und Reise-Effekten wurden zu diesem Zwecke auf eines der im Schlepptau mitgeführten Boote verladen. Wer noch nie auf solch kleinen Dampfern gefahren, begreift wohl nicht, wie ein geringes Uebergewicht imstande ist, das Fahrzeug auf die Seite zu neigen. In solchen Fällen suchte der Kommandant zu balancieren, indem er die Mannschaft bald hier, bald dorthin dirigierte.

Nach verzögerter sechstägiger Fahrt erreichten wir Codo, eine größtenteils gut gebaute Villa, die der Hauptsache nach aus einer einzigen langen Straße besteht und von ihrer erhöhten Lage nach allen Richtungen hin eine weite freie Aussicht gewährt. Tief unten rauscht der Itapicuru durch sein größtenteils aus ausgehöhltem Sandstein bestehendes Bett. Codo ist Distriktsstadt und hat als solche einige Bedeutung. Um hier keinen unnötigen Aufenthalt zu haben, mietete ich mit drei Personen ein besonderes Boot zur Weiterreise nach Caxias, wofür wir die nicht geringe Summe von 60 Milreis bezahlen mußten. Die Fahrzeuge werden hier stromauf nicht durch Ruder, sondern durch Stangen, auf

Digitized by Google

die die Mannschaft sich stützt, schiebend fortbewegt. Stromab bedient man sich der Ruder. Um die 18 Leguas betragende Strecke möglichst schnell zurückzulegen, hatten wir die anfängliche Mannschaft um vier Personen vermehrt, so daß wir statt der gewöhnlichen Zahl jetzt zehn Mann hatten. Auch wurde ein Koch angenommen und für die mutmaßliche Dauer von zwei bis drei Tagen das Nötige an Proviant und Kochgeschirr beschafft. Das Vorderteil des Bootes war mit Erde ausgeworfen, um darauf kochen zu können, unsere Hängematten in der Tolda ausgespannt und so fuhren wir in erwünschtester Behaglichkeit mit Schnelle den übrigen Passagieren voran, die indessen die Reise auf den Schleppbooten fortsetzten und Caxias erst nach fünf Tagen, drei Tage später als wir, erreichten.

Caxias liegt in einer sandigen, mit viel Eisengerölle durchsetzten Gegend. Nächst Sao Luiz, der Hauptstadt, ist es die bedeutendste Stadt der Provinz. Dem Fremden bieten sich anfangs einige Schwierigkeiten, sich zu orientieren, indem die Straßen sehr gleichförmig ohne Abwechslung gebaut und die Häuser fast ohne Ausnahme einstöckig sind. Die Stadt hat daher nichts anziehendes und auch die äußeren Umgebungen sind im ganzen unbefriedigend, indem sie zur Zeit der Dürre einen traurigen vegetationslosen Anblick bieten. Ein Gasthof existierte zur Zeit nicht, ein fataler Mangel so vieler brasilianischer Städte. Der Stadt gegenüber liegt am linken Ufer eine Art Vorstadt. Die sehr lebhafte Verbindung beider Ufer zu unterhalten, diente bisher ein gondelartiges Fahrzeug, das ununterbrochen hin- und herüberfährt. Das Fahrzeug selbst bildet die Wohnung des Unternehmers, der beständig auf dem Wasser treibt; die oft zahlreichen Passagiere haben sich auf dem vordern freien Raum, so gut es eben gehen will, zu plazieren. Dieser Verkehr bildet im Municipal-Einkommen einen bedeutenden Posten. Alljährlich wird der Fährbetrieb von Neuem verpachtet und die Pacht betrug zur Zeit 2600 Milreis. Der Bau einer Brücke ist von der Provinzialregierung bereits genehmigt und bei der großen Breite des Flusses auf 60,000 Milreis veranschlagt.

Eine reisende, zur Zeit hier anwesende Theatergesellschaft — jetzt hat Caxias ein eigenes Theater — brachte einige Unterhaltung in das sonst so stille Leben der Stadt. Der Zuschauer muß aber den Vorstellungen die halbe Nacht zum Opfer bringen können, da sie erst zu einer Zeit — um neun Uhr — beginnen, wo europäische Theater bereits enden und wegen der langen Zwischenakte bis zwei Uhr anzudauern pflegen; eine durch das Klima gebotene Einrichtung, da die kühleren Nachtstunden den Künstlern sowohl wie den Zuschauern bequemer sind.

In die Zeit meines Aufenthaltes fiel die Feier einer besonderen religiösen Festlichkeit, deren Beschluß und Hauptzweck in der Versteigerung verschiedener frommer Gaben bestand. Der Erlös derselben hatte die Bestimmung, im Huldigungsdienste der Schutzheiligen verwendet zu werden.

Außer aller Volkstümlichkeit hatte dies Fest noch den besonderen Reiz für mich, daß besagte Gaben, von Arm und Reich beigesteuert, ihrem Wesen und ihrer Ausstellung nach ganz das Aussehen einer landwirtschaftlichen Ausstellung boten, mir also in Kürze einen erwünschten Ueberblick über die in den Umgebungen dieser Stadt erzeugten Garten- und Ackerbauprodukte gewährten. Aber auch Gaben anderer Natur fanden willkommene Aufnahme. Der Zweck ist ja eben nur ein religiöser: Geld zu lösen, um Draperien, Kerzen, Reliquien für den Heiligenschrein des gefeierten Schutzpatrons ankaufen zu können.

Solche Festlichkeiten fallen in Brasilien wie glänzende Lichtpunkte in den stillen Lebensgang der katholischen Bevölkerung, so auch hier in der sonst so ruhigen Stadt, in die nun mit einem Male das ganze Land eingezogen schien.

Wochenlang vorher wurden die Vorkehrungen zur Feier des festlichen Tages getroffen. Jeder einzelne, besonders aber die Damen, ist auf Anfertigung oder Instandsetzung eines Staatsanzuges bedacht. Kinder wurden zu Engelchen herausgeputzt; die dem Heiligen zu widmenden Gaben wurden durch Kollekte zusammengebracht und vorbereitet; auf dem Kirchenplatze erhob sich ein besonderer, mit Palmenblättern überdachter Bau; öffentliche Sitze, Schaukelbänke, Spieltische 2c. wurden eingerichtet; Wirte und Kuchenbäcker berechneten schon im Stillen den Gewinn, den ihnen das Fest des Jubels einbringen werde.

Endlich erschien der ersehnte Tag, dem alles, Alt und Jung, mit Ungeduld entgegenharrte. Schon am frühen Morgen und den ganzen Tag hindurch eilten fromme Kirchengänger zum Gebet in die Kirche, bis denn um die vierte Nachmittagsstunde die eigentliche Festlichkeit begann.

Wie gewöhnlich bei kirchlichen Festen raschelten und zischten Raketen, krachend durchzitterten Schwärmer und Bomben die schwüle Luft; Glockengeläute ertönte von den Türmen und fernher verkündete Musik den sich nähernden festlichen Zug. Plötzlich ward alles mäuschenstill. Der Zug war auf dem Platze angelangt. Man begab sich in die Kirche, den Gottesdienst zu feiern, und kaum faßte der innere Raum die sich herandrängende Schar. Die Frauen nahmen die Vorräume des Hauptaltars ein, indem sie ohne weiteres am Boden niedersaßen. Unterdessen spielte die Musik schauerliche Pièçen auf, unter denen auch Ländler und Wiener Walzer nicht fehlten. Pauken und Trompeten vollführten dabei einen solchen Lärm, daß Bauch- und Trommelfell in gleicher Gefahr des Zerspringens waren. Die Wärme wurde durch die zusammengedrängte Menschenmasse immer drückender. Noch einmal rief die Glocke zum Brustschlage und die Zeremonie nahte ihrem Ende.

Nachdem nun die Andächtigen in der Kirche ihre Schuldigkeit gethan hatten, begaben sie sich hinaus, um hier- und dorthin unter die fröhliche Menge sich zu zerstreuen; ein großer Teil aber nahm seinen Weg zu dem seitwärts an die Kirche angelehnten, aus Palmblättern und anderem Grün hergestellten Pavillon, um nun der Versteigerung beizuwohnen. Obschon der Abend unterdessen schnell hereingebrochen, war es doch so hell wie am Tage, denn unzählige Kerzen und Lampen erleuchteten die Räume, auch der ganze Kirchenplatz, sowie die nächsten Straßen waren vollständig illuminiert. Mit geringen Kosten versteht man es, in Brasilien ganze Städte in ein Lichtmeer zu verwandeln. Das Brennmaterial, ein aus der Ricinusstaude gewonnenes Oel, wird von frommen Händen beigesteuert. Die Lämpchen, so sinnig wie leicht aus Orangenschalen hergestellt, kosten nur die Arbeit. Solch eine grüne Lampe nun wird in die Zinken eines am oberen Ende drei- oder vierspaltigen Stockes eingeklemmt und der ganze Leuchtapparat, ein tropisch-technisches Wunder, ist fertig!

Herren und Damen traten in dem Versteigerungslokale an die ihnen angewiesenen gesonderten Plätze. Hatten die Damen in der Kirche auf dem staubigen Boden sich hart gesessen, so wurde es ihnen hier leichter, wo sie bequeme, in Reih und Glied gestellte Stühle einnahmen. Sie bilden hier unter sich eine eigene, oft brillante Schaustellung. Die Herren verließen ihre Sitze bald, sich hier- und dorthin zu begeben, sei es, um die ausgestellten Gegenstände zu betrachten oder um den Damen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Den Teilnehmenden gegenüber sieht man auf langen, mit sauberen Tüchern, Guirlanden 2c. geschmückten Tischen die Gaben geschmackvoll und sorgfältig geordnet. Es duftete von Blumen, Braten und von der mit Parfüms durchwürzten Toilette der Damen und über dies alles verbreiteten Kronleuchter ihr strahlendes Licht, und das Ganze machte einen höchst günstigen, selbst wohlthuenden Eindruck.

Gespannt harrte die Gesellschaft dem Beginn der Versteigerung entgegen, die unstreitig den Hauptgegenstand, die Seele des Festes bildete. Der Fremde, wenn er von der Kirche und dem frommen Zweck nichts weiß, muß wirklich glauben, in die Räume einer

Digitized by Google

landwirtschaftlichen Ausstellung oder in einen Speisesalon versetzt zu sein. Der Haupttisch enthielt die eingelieferten Garten- und Ackerbauprodukte, aus schönen, musterhaften Exemplaren bestehend und in symmetrischer Ordnung aufgestellt. An einzelnen Punkten ragten aus vergoldeten Vasen große Blumensträuße darüber hinaus, die unter den Zuschauern leicht zu gelehrten Controversen hätten Veranlassung geben können, wenn überhaupt mehr botanischer Sinn im Lande herrschen würde. In gerechter Bewunderung fühlte man sich angezogen durch eine Reihe riesiger, würzig duftender Ananas, für deren Erzeugung das nördliche Brasilien besonders günstig ist. Unter ihnen war die auch in Europa berühmte Abacaschis-Art vertreten, die außer ihrer pyramidalen, grünbleibenden Frucht sich besonders durch ihr saftiges, milchiges Fleisch auszeichnet, das ohne irgend einen Rückstand sämtlich genießbar ist. Beiläufig sei noch erwähnt, daß unter den ausgestellten Ananas einzelne 10—12 Pfund haltende Exemplare wohl für die außerordentliche Kultur dieses Gewächses sprechen. An anderer Stelle ward das Auge durch eine Sammlung Melonen, Kürbisse, Gurken u. dgl. gefesselt. Auch Salat, Kohl oder was sonst immer der fromme Geber zu spenden vermochte, hatte hier seine Würdigung gefunden. Mehrere dieser Gewächse waren sogar in dem Behälter, worin sie gezogen worden waren, ausgestellt. Es ist nämlich durch ganz Brasilien Brauch, verschiedene Küchengewächse, Blumen u. dgl., das sonst recht wohl auch in jedem Boden wachsen kann, in Kisten und Körben zu ziehen, welche neben dem Wohnhaus auf einem besonderen Gerüste aufgestellt werden. Durch diese Einrichtung sind die Pflanzen vor dem überall freiweidenden Vieh, wie auch vor den so häufigen Ameisen und anderen Nachstellungen gesichert. Oft dient eine schadhafte oder unbrauchbar gewordene Canoa zu diesem Zweck.

Die Nebentische reizten lüsterne Gaumen, indem sie mit Eßwaren aller Art, wie gebratenem Geflügel, Obst, Compotes, Torten und einer Unzahl kleiner, für uns namenloser Konfituren bedeckt waren; alles zierlich und appetitlich zubereitet und natürlich ebenfalls zur Versteigerung bestimmt. Den Rand der Teller zierte allemal künstliches Papierschnitzwerk; die Torten waren mit Rosetten und rings mit kleinen bunten Fähnchen garniert; die Braten waren mit Zitronenschnitten belegt und die Krystallgläser mit den eingemachten Früchten oder dem sogenannten Doce (Compotes aller Art und Erfindung) waren nicht weniger verziert, Papierfransen und seidene Bänder umkränzten ihren Verschluß. In einer besonderen Abteilung befand sich eine Art anatomisches Museum, allerlei aus Gyps modellierte Gliedmaßen des menschlichen Körpers enthaltend, sowie ferner eine Anzahl Statuetten, als Konterfei von Heiligen, welche aus Holz, Gyps oder selbst Konfekt bestanden. Kurzum man sieht, daß es eine ganz erschöpfende Ausstellung aus allen möglichen Gebieten des Sehens- und Besitzwürdigen war. Unter den besagten Gliedmaßen sollten sich sogar authentische Nachbildungen des Leichnams unseres Heilandes befinden. Wenigstens versicherte der Auktionator beim Ausbieten eines jeden dieser Modelle mit der treuherzigsten Miene von der Welt die größte Uebereinstimmung mit dem Originale, und war in dem Eifer seines Amtes bemüht, die trefflichen Eigenschaften des Materials und den häuslichen Segen, der auf dem Besitze des Gegenstandes beruhe, hervorzuheben. Der gute Mann wußte recht wohl, daß er zum Kaufen nicht zwingen konnte; gelang es ihm aber, der Kirche durch seine Beredsamkeit zu nützen, so durfte er sich rühmen, ein löbliches Werk gethan zu haben.

Auch über den Häuptern der Umstehenden wurde die Neugierde beschäftigt. Im eleganten, aus Bambus- und Palmenrohr gearbeiteten Käfige sang ein Vögelchen sein stilles Abendlied; Papageien schauten sich verwundert um, durch ihr Rufen und possierliches Geberden schon im voraus Lust zum Kaufe erweckend. Tauben, Hokkos (Crax alector), Jacamine (Psophia crepitans) und dergleichen wenig bekannte Tiere belebten außerdem noch die luftigen Räume, um nach einander versteigert zu werden.

Am Boden fanden wir wieder andere Tiere. Erstrecke oder wundere die Leserin sich jedoch nicht, wenn ich sage, daß an einer feinen Schnur und mit seidenem Bande um den Hals, mit drei Schleifen an den Ohren geschmückt, ein kleines Schweinchen dalag. Doch war es kein gewöhnliches, kein Zucht- oder Mastschwein, wie man es in den Ställen hat, sondern ein schönes gezähmtes, unter Menschen im Zimmer aufgewachsenes Exemplar von Wildrasse, ein sogenanntes Taititi oder Pekari (Dicotyles torquatus), und um so kaufwürdiger, als man selten ein solches im gezähmten Zustande antrifft. Die übrigen Vierfüßler bestanden aus Schafen, Ziegen, Cutias (Goldhase, ein Nagetier), Affen ꝛc.

Daß solche Auktionen oft beträchtliche Summen einbringen, bedarf bei dem gemeinsamen Zusammenwirken aller Stände wohl so wenig Versicherung, wie ihre oft mehrere Tage anhaltende Dauer. Ja, es gehört zum guten Tone, zu hochchristlichem Ansehen, wertlose Gegenstände möglichst zu steigern. So würde auch ich unter Glaubensgenossen gefürchtet haben, Spott zu ernten, als ich mich entschloß, den Meistbietenden beizutreten, was nur geschah, um bei dem doch einmal allgemein anerkannt guten Zweck der Sache kein passiver Beobachter zu bleiben. Von der Bildung und dem Takte eines Europäers erwartet man, wenn auch nicht das Vorangehen, so doch den Beitritt zur guten Sache. Einmal in der Reihe der Meistbietenden, durfte ich auch des Anstandes halber nicht zurücktreten. Und was erstand ich? — Ein erbärmliches, kleines Bild, welches den gefeierten Heiligen vorstellte und mir mehr Thaler kostete als es Groschen wert war. Zum Glück aber war es von einer zierlichen Stickerei eingefaßt, was mich doch veranlaßte, außer der Tüchtigkeit des Malers und der Aehnlichkeit des Heiligen auch die geschickte Arbeit der frommen Geberin lobend anzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **Ferdinand Schöningh** in Paderborn und Münster ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Devas, C. M., Studien über das Familienleben. Ein Beitrag zur Gesellschaftswissenschaft. Autoris. Uebersetzung aus dem Engl. von **Paul Maria Baumgarten.** 268 S. gr. 8° in eleg. Ausstattung. **Broch.** 4 M.

Das vorliegende Buch bildet seinem Inhalte nach ein weiteres Glied in der großen Kette von Erscheinungen, welche geeignet sind, zum Nachdenken über die Unhaltbarkeit unserer gegenwärtigen socialen Zustände zu veranlassen.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des
Grafen Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Brosch. M. 15. In 6 eleg. Einbänden M. 20.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Smithsonian Institution

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 24. Stuttgart, 13. Juni **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Kannibalismus unter den Indianern Nordamerika's. S. 461. — 2. Der Neusiedler-See und seine Umgebung. Von Professor Georg Jauß in Oedenburg. (Schluß.) S. 465. — 3. Ein Weingehöfte auf dem Kap der guten Hoffnung. S. 469. — 4. Das Sealskin und seine Heimat. Von F. M. Hellborn. (Schluß.) S. 471. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 476. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 478.

Der Kannibalismus unter den Indianern Nordamerika's.

Es ist zu verschiedenen Malen die Frage angeregt und erörtert worden, ob zu irgend einer Zeit unter den nordamerikanischen Indianern der Kannibalismus üblich gewesen sei, und diese Frage ist in verschiedener Weise beantwortet worden. Angesichts einiger mit Sicherheit erhobenen Thatsachen in dieser Beziehung nahm man als wahrscheinlich an, daß diese Fälle auf einen ausnahmsweisen Kannibalismus zurückzuführen sein dürften, d. h. auf einen Akt des Kannibalismus, welcher unter außerordentlichen Umständen von einer Rasse begangen wurde, die gewöhnlich diesem scheußlichen Brauche nicht ergeben ist und denselben vielleicht sogar im allgemeinen verabscheut. Wenn man derartige Probleme lösen will, so bedarf es einer andauernden Nachforschung darüber, wie der wilde Mensch der historischen Periode wirklich „seine Mahlzeiten hält" (wenn man diesen Ausdruck darauf anwenden darf) und ob er die Ueberreste seiner Mahlzeiten an Knochen ꝛc. in Haufen aufschichtet oder in Kjökkenmödinger hinterläßt oder nicht. Man behauptet nun zwar, es seien an verschiedenen Stellen in Nordamerika Haufen von Menschenknochen gefunden worden, welche teilweise aufgeschlagen gewesen seien, wie um das Mark daraus zu verzehren, teils auch Spuren des Feuers und der Benagung gezeigt haben und gebraten worden seien; allein die wenigsten von diesen Funden, welche auf die Thatsache des Kannibalismus deuten würden, sind genügend beglaubigt.

Im weiteren Verlaufe dieses Artikels zitieren wir allerdings einen beglaubigten Fall von Menschenfresserei mit den ihn begleitenden Umständen, welcher unter den wilden Ojibwas am Pokegema-See in Minnesota sich zugetragen haben soll. Wir führen denselben hier an zu dem Zweck, einen ausnahmsweisen Kannibalismus in nichtkannibalischen Stämmen zu beleuchten, und um zu zeigen, wie noch vor einem halben Jahrhundert die noch immer den Nordwesten bewohnenden Algonkins und Dakotas dem Brauch gehuldigt haben, die erschlagenen Körper ihrer Feinde in Stücke zu hauen, zu verteilen und sie den Hunden und wilden Tieren zum Abnagen und zum Fraß zu überlassen. Die gegebenen Thatsachen betonen überdies die mögliche Koexistenz zweier weit von einander verschiedener Grade von Zivilisation in derselben eingeborenen Gemeinschaft, besonders in dem Fall von Wilden, welche vermöge ihrer Berührung mit zivilisierten Rassen gerade im Begriff sind, sich aus der Barbarei herauszuarbeiten.

Es muß noch speziell darauf hingewiesen werden, daß dieser Aufsatz nach mündlichem und schriftlichem Material bearbeitet wurde, welches Frau Elizabeth Taylor Ayer, eine allgemein geachtete Missionarin, die an den meisten der erzählten Begebenheiten ein inniges Interesse nahm, dem Verfasser mitgeteilt und zur Verfügung gestellt hat. Auch bei den früheren Schriftstellern über Minnesota kommen Bruchstücke derselben Erzählung vor, welche jedoch verschiedene Phasen dieser Geschichte darbieten und des Elements des Zusammenhangs ermangeln.

Die Ojibwa-Bande von Eingeborenen, welche sich in der Umgebung des Pokegema-Sees, in dem dermaligen Pine County in Minnesota, niederließ, umfaßte im Jahre 1841 zwei Ojibwa-Krieger, deren einer We-zhai-ma hieß, der andere von den an jenem Punkte stationierten Missionaren wegen seiner stolzen Haltung, seines vornehmen

Digitized by Google

Gebahrens und seiner Tapferkeit im Kriege „Julius Cäsar" genannt wurde.

An einem gewissen Tage im Mai 1841 wurden diese beiden Indianer das Ste.-Croix-Thal hinab geschickt nach Ste.-Croix-Falls, um die nötigen Lebensbedürfnisse zu holen. Als sie ihren Bestimmungsort erreichten, erfuhren sie, daß ihre Erbfeinde, die Sioux oder Dakotas, im Begriffe ständen, die Pokegema-Ojibwas zu überfallen, worauf sie ihre Lebensmittel im Stich ließen und heimwärts eilten, um ihre Stammesbrüder vor der drohenden Gefahr zu warnen. Auf dem Rückwege stießen sie auf die fragliche Kriegerschar unter Umständen, welche Vordringen und Rückzug gleich gefährlich machten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, feuerten die jungen Ojibwas auf die feindliche Schar und Julius Cäsar erschoß einen der Führer der feindlichen Partei, worauf die beiden sich von einander trennten und, der indianischen Taktik gemäß, in entgegengesetzten Richtungen flohen.

Der Feind verfolgte den Julius Cäsar hartnäckig, er warf sein Gewehr über die eine Schulter, zielte halb rückwärts und schoß einen zweiten Sioux nieder, welcher zufällig ein Bruder des zuerst getöteten war. Diese beiden Siouxkrieger waren Söhne der älteren „Kleinen Krähe", eines hervorragenden und einflußreichen Häuptlings der Kapota-Bande der Sioux, welcher damals wenige Meilen von dem Orte der heutigen Stadt St. Paul ansässig war.

Julius selbst ward unmittelbar darauf erschossen; sein Körper wurde zerstückt, seine Glieder buchstäblich in Stücke gehauen und in die vier Winde zerstreut; sein Kopf wurde skalpiert, vom Rumpfe getrennt, mit Stücken seines Körpers in einen Kessel gelegt, das Gesicht nach den Leichen seiner beiden Opfer gekehrt, welche man in seiner Nähe sitzend beigesetzt hatte, und am Aste eines passenden Baumes hängend zurückgelassen. Eine befreundete Streifpartei entdeckte sie gelegenheitlich, identifizierte sofort die verstümmelten Ueberreste und überbrachte die Kunde von dem Unfall den Familien der jungen Männer am Pokegema-See. Von We-zhai-ma's Körper konnte gar keine Spur gefunden werden; da er jedoch vollkommen verschwunden und verschollen war, so nahm man allgemein an, auch er sei in ähnlicher Weise unter der Hand der Feinde umgekommen.

Die Pokegema-Indianer befürchteten weitere Feindseligkeiten in der allernächsten Zukunft, und um sich besser gegen Ueberrumpelung zu schützen, verließen diejenigen von ihnen, welche am festen Lande wohnten, ihre Heimwesen und flüchteten sich zu ihren Freunden auf eine kleine Insel, welche nahe bei dem Mittelpunkt des Sees lag. Da man sich diesem Punkte nur zu Wasser nähern konnte, so zogen die Pokegemas ihre Kähne bei Nacht vom äußern Ufer zurück und sicherten sie gegen die Wegnahme inmitten der Insel. Die Weiber hatten in der geeigneten Jahreszeit Kartoffeln, Mais und andere Nährpflanzen am festen Lande auf großen offenen Feldern gepflanzt, welche sie ihre Gärten nannten; diese bebauten sie bei Tage und kehrten mit Einbruch der Nacht im Kahn zu ihren Hütten auf den Inseln zurück.

Bald darauf wurden zwei Läufer oder Fußboten vom Pokegema-See abgeschickt, um ihre Freunde zu Mille Lacs von der Ermordung von Julius und dem mutmaßlichen Schicksal von We-zhai-ma in Kenntnis zu setzen. Früh am Morgen des zu ihrer Abreise bestimmten Tages wurden sie in Kähnen durch zwei junge Mädchen in westlicher Richtung über den See geschafft, und die beiden Mädchen begleiteten die Boten zu dem Zweck, die gebrauchten Kähne ihren Eigentümern wieder nach der Insel zurückzubringen. Mittlerweile war es einer feindlichen Schar von Siouxkriegern gelungen, sich bis zum Pokegema vorwärts zu schleichen, und diese lagen nun in zwei Abteilungen am östlichen und westlichen Gestade des Sees im Hinterhalt. Die größere Abteilung, von ungefähr hundert Kriegern, war am östlichen Ufer, rückwärts von den Gärten, aufgestellt und sollte den Hauptangriff auf die Ojibwas machen. Die westliche Abteilung, aus etwa 30 Köpfen, Männer und einige Weiber und Knaben umfassend, war so aufgestellt, daß sie die Ojibwas verhindern sollte, sich während des Kampfes über den See zurückzuziehen, und hatte den strengen Befehl, nicht eher ein Lebenszeichen von sich zu geben, als bis vom östlichen Ufer aus Gewehrfeuer sich hören lassen würde.

Einige von den Heißspornen der Sioux konnten jedoch der Versuchung nicht widerstehen, auf die Kähne zu feuern, als diese sich dem Gestade näherten. Die Ojibwa-Boten erwiderten alsbald das Feuer und steuerten dem Ufer zu; es gelang ihnen endlich, ihren Gegnern zu entgehen, indem sie sich in den dichten Wald flüchteten, obwohl sie mehr oder weniger verwundet waren.

Die beiden indianischen Mädchen waren schwache, kleine Geschöpfe von etwa zwölf Jahren und Zöglinge der Missionsschule. Diese Mädchen sprangen aus den Kähnen und wateten in ihrem Schrecken vom Ufer aus in die seichten Gewässer des Sees hinein. Sie wurden von der Abteilung der Sioux verfolgt und gefangen, von den Männern ans Land geschleppt und an Ort und Stelle niedergemetzelt, und das Jammergeschrei, welches sie in ihrer Todesangst ausstießen, drang noch ihren entsetzten und verzweifelnden Verwandten in die Ohren. Sie wurden skalpiert, ihnen die Köpfe abgeschnitten, jedem eine Axt bis ins Hirn getrieben, ihre Leichen verstümmelt und die Köpfe zum Hohne in dem Sand am Ufer aufgesteckt. Kurzum, die Abteilung der Sioux verlor zwei Mann, die im Feuer zusammenstürzten, und einen, welcher auf den Tod verwundet worden war. Sie waren ihres Erfolges auf dieser Expedition so sicher gewesen, daß sie eine Anzahl Knaben und Weiber mitgebracht hatten, um ihnen die erwartete Beute wegschleppen zu helfen. Als sie schließlich das Feld räumten, bemächtigten sie sich eines Bootes, welches den Missionaren gehörte, legten ihre Erschlagenen

Digitized by Google

hinein und fuhren zwei oder drei Meilen weit den Schlangenfluß hinan, wo sie landeten. Hier putzten sie die Toten auf die bestmögliche Weise heraus, setzten sie in aufrechter hockender Stellung gegen Baumstämme und ließen sie zurück.

Zwei Tage nach dem Gefecht fuhren einige der wilden Pokegemas den Fluß hinauf, um die Leichen der Feinde zu suchen, und fanden dieselben in der geschilderten Anordnung; sie machten sich nun daran, dieselben in Stücke zu hauen und nach der Insel zu bringen, um sie unter die Mitglieder ihrer eigenen Bande zu verteilen. Alle diejenigen, welche einen Verwandten durch die Hand der Sioux verloren hatten, sollten mit einem Stück von dem Körper eines Sioux versehen und diejenigen, welche in jüngster Zeit einen Verlust erlitten hatten, zu allernächst damit versorgt werden.

Die Mutter des einen der erschlagenen Mädchen war eine Heidin; sie erhielt als ihren Anteil den Kopf eines Sioux-Kriegers. Die Mutter und das Weib von Julius, welche beide nicht mehr wilde Indianerinnen waren, bekamen jede einen Arm zugeteilt. Die erbitterte wilde Mutter des Mädchens, vor Kummer und Wut beinahe wahnwitzig, schleuderte voll Rachgier den Kopf gegen die Steine, spie ihn an, stieß ihn mit dem Fuß im Sande herum und ließ ihn endlich, dieses Treibens müde, am Gestade liegen, damit er von den Hunden gefressen werde und unter dem Unrat des Dorfes verfaule. Die Mutter und die Gattin von Julius dagegen nahmen in aller Stille die üblichen Siegesandenken hin und zogen sich mit denselben in ihre Hütte zurück; hier nahmen die beiden beraubten Frauensleute die abgetrennten Glieder auf ihren Schooß, wickelten sie sorgfältig in Hüllen von Tuch, welche die Mutter aus den wertvollsten Schätzen ihres Besitzes ausgewählt hatte, sprachen darüber ein kurzes Gebet, schlichen sich dann unbemerkt davon, hoben eine passende Grube aus und verscharrten dieselben darin.

In der Nacht, nachdem die Pokegemas mit den Leichen der Sioux zurückgekehrt waren, belohnten sie sich mit einem großen Fest auf der Insel, welches in den gewöhnlichen abscheulichen Orgien gipfelte und von welchem Bankett der bessere Teil der Bande wegblieb. Bei diesem Schmaus wurde das Fleisch der Sioux gekocht und mit wildem Reis gegessen.

Mrs. Ayer verbürgt absolut diese letztere Thatsache, jedoch mit dem Beifügen, daß das gegebene Beispiel von Kannibalismus das einzige gewesen, welches während der ganzen Dauer ihrer Verbindung mit den wilden Ojibwas im Verlauf von mehr als zwanzig Jahren zu ihrer persönlichen Kenntnis gekommen sei.

We-zhai-ma, der schon als Schlachtopfer der Sioux betrauert worden war, kam nach dem Angriff auf dem Pokegema-See wieder zum Vorschein. Es war ihm gelungen, der Verfolgung zu entkommen, während die Feinde noch mit dem gefangenen und erschlagenen Julius beschäftigt gewesen waren, und er war endlich ihrer Nachstellung erfolgreich ganz entgangen. Um sodann seine Heimkehr zu bewerkstelligen, hatte er einen großen Umweg wählen müssen, welcher seine Ankunft zu Hause wesentlich verzögerte.

Die eben erzählten Begebenheiten besiegelten das Schicksal der Pokegemas als einer unabhängigen Bande. Die beständige Furcht vor Einfällen der Sioux veranlaßte diese Leute, ihre Jagd- und Fischfangs-Gründe am See zu verlassen und sich nach Gegenden zu begeben, welche für ihren Feind minder zugänglich waren. Sie verschwanden wie durch Zauberschlag vom Pokegema, zogen einzeln oder in Gruppen von dannen und wandten sich zum größten Teil nach Norden und Nordwesten; viele von ihnen flüchteten nach den Tausend Seen und nach dem Obern See. Binnen weniger Jahre verschmolzen sie sich mit anderen Stämmen oder wurden von verwandten Zweigen des großen Ojibwa-Stammes aufgesogen, indem sie gleichzeitig ein Beispiel von der vollständigen Auflösung einer Gemeinschaft von Eingeborenen in Bestandteile ohne dementsprechenden Verlust darboten.

Wir finden in neueren Quellen über die Indianer Nordamerika's zunächst nur diesen einen verbürgten Fall von Kannibalismus aus neuerer Zeit. Was über den scheußlichen Brauch des Menschenfressens bei den früheren Indianerstämmen von der Ueberlieferung behauptet wird oder in den Erzählungen der Trappers, Voyageurs und Pelzjäger am Lagerfeuer vorkam, dem messen wir keine große geschichtliche Beweiskraft bei, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß der Kannibalismus der Rothäute eine reine Fabel sei. Vielmehr dürften in früheren Zeiten Fälle wie der vorerwähnte unter den Ojibwas, wenn auch nur sporadisch und aus Rachgier, wirklich vorgekommen sein. Daraufhin weist der grausame, blutdürstige, unversöhnliche Grundzug im indianischen Charakter noch heute, sowie die Thatsache, daß es bei den meisten wilden Völkerstämmen eine Entwickelungsstufe in ihrer Kultur gegeben zu haben scheint, wo ein dunkler Naturdrang sie bestimmte, ihren Haß und ihre Rachgier im Blut und Fleisch der erschlagenen Erbfeinde zu befriedigen. Von den Menschen*opfern*, welche ja bei den Pawnees, Sioux und manchen anderen Stämmen erwiesenermaßen üblich waren, bis zur Menschenfresserei ist ja nur ein kleiner Schritt. Und wenn uns der beste Kenner der Indianer und ihres Lebens, Henry Schoolcraft, auch keine Züge und Beispiele von Kannibalismus unter den von ihm gekannten indianischen Stämmen zu erzählen weiß, so berichtet er doch von Menschenopfern, welche unter schaudererregenden Umständen stattfanden. Er sagt:[1]

„Man hat bezweifelt, ob die Indianerstämme der Vereinigten Staaten jemals Menschenleben den Dämonen

[1] The Indian Tribes of the United States, their History, Antiquities, Customs, Religion, Arts, Language, Traditions, Oral Legends and Mythes. Edited by *Francis S. Drake*. 2 vols. in 4°. Philadelphia, J. B. Lippincott and Co. 1884.

Digitized by Google

oder götzendienerischen Zwecken geopfert haben. Die Verbrennung der Kriegsgefangenen am Pfahl ist eine bekannte Phase des indianischen Charakters. Es ist im allgemeinen die Aufwallung wilden Rachegefühls in einem höchst aufgeregten Zustande von Feindseligkeit, und als solche bekanntlich oft die Wiedervergeltung, welche ein Stamm am anderen übte. Schmerz hervorzurufen und grausame Qual zu verlängern ist einer der höchsten Zwecke bei der erfolgreichen Gefangennahme eines Feindes. Diese Probe zu bestehen ist der größte Ruhm für den sterbenden trotzigen Feind. Bei den Azteken waren Menschenopfer ein religiöser Brauch. Nichts galt für ein dem Huitzilopochtli so angenehmes Opfer, als das noch warme, dem blutenden Menschenopfer aus der Brust gerissene Herz. Man dürfte jedoch meines Erachtens die ganze Geschichte unserer Stämme durchforschen, ohne ein einziges Beispiel zu finden, daß irgend ein menschliches Wesen einem Geist, einem Dämon oder einem Gott geopfert worden sei. Smith ward von Powhatan nicht zum Tode verurteilt, um einen Walddämon oder bösen Geist zufrieden zu stellen, noch wurde Crawford von den Delawaren und Wyandots an den Marterpfahl gebunden als ein von den Powows (bösen Geistern) gefordertes religiöses Opfer.

„Im Monat April 1838 ereignete sich am Missouri, ungefähr 160 Mln. oberhalb Council Bluffs eine Begebenheit, bei deren Erzählung das Herz vor Entsetzen schaudert. Die Pawnees und Sioux hatten an jener fernen Grenze lange einen heftigen und blutigen Krieg geführt. Im Monat Februar hatten die wegen ihrer Grausamkeit schon längst berüchtigten Pawnees ein nur vierzehnjähriges Siouxmädchen namens Haxta gefangen genommen und nach ihren Dörfern mitgeschleppt, wo das arme Kind mehrere Monate hindurch sorgsam verpflegt und liebreich behandelt wurde. Ihrer Verköstigung ward mehr als die gewöhnliche Aufmerksamkeit geschenkt, aber bezüglich ihres Schicksals kein Wort geäußert. Der furchtbaren Wahrheit wurde das arme Kind ahnungsweise zum erstenmal am 22. April inne, um die Zeit, wo der Frühling bereits seine milde heitere Herrschaft angetreten und der Pawnee-Stamm seinen Mais zu säen begonnen hatte. Ein Rat der Häuptlinge und Krieger versammelte sich und faßte einen Beschluß über ihr Loos, allein das Ergebnis der Beratungen wurde dem Sioux-Mädchen sorgfältig geheim gehalten. Nachdem die Ratsversammlung sich getrennt hatte, wurde das Mädchen aus der Hütte, worin es seither gewohnt hatte, geholt und in Begleitung der ganzen Ratsversammlung von Wigwam zu Wigwam geführt, und in jedem von diesen reichte man der Gefangenen ein kleines Scheit Holz und etwas Farbe (zum Bemalen des Körpers), welche sie dem hinter ihr gehenden Krieger reichte, und so ging es fort mit den Besuchen, bis sie an jeder Hütte vorgesprochen hatte.

„Zwei Tage nach diesem feierlichen Rundgang wurde die Gefangene nach dem Platz hinausgeführt, welcher zu ihrer Aufopferung ausersehen worden war, und erst als sie diesen Ort erreichte, dämmerte ihr der wahre Zweck der symbolischen Beisteuer und die allgemeine Mitwirkung zu der Strafe, welche sie zu erleiden bestimmt war, auf. Der gewählte Punkt war zwischen zwei Bäumen, welche ungefähr fünf Fuß auseinanderstanden. Hier waren drei hölzerne Balken von Baum zu Baum gebunden und bildeten eine Platform, auf welche sie stehen sollte. Unter dem Mittelpunkt dieses Gerüstes war ein kleines, gleichmäßig brennendes Feuer angezündet worden, dessen Flamme gerade so hoch war, daß es ihre Füße erreichte. Zwei stämmige Pawneekrieger stiegen dann auf die Balken, packten das Mädchen fest und hielten es direkt über die Flammen, worauf kleine Bündel von leichtem trockenem Holze angezündet und ihr unter die Achselhöhlen gehalten wurden.

„Ein weiter Kreis der versammelten Einwohnerschaft des Dorfes samt allen Häuptlingen und Kriegern stand dabei, um dieses außerordentliche Schauspiel mit anzusehen, aber nicht in der allernächsten Nähe des Gerüstes. Jeder Krieger hatte seinen Bogen und Pfeile bei sich. Der Augenblick, wo die kleinen brennenden Holzbündel dem armen Kinde unter die Arme gehalten wurden, gab den Kriegern das Signal zum Schießen, und im Nu war der Körper der Unglücklichen so dicht von Pfeilen durchbohrt, daß jeder edle Teil desselben getroffen war.

„Sobald das Leben erloschen war, wurden die Pfeile wieder herausgezogen, das noch warme Fleisch in kleinen Stücken von den Knochen abgeschnitten und in Körbchen gelegt. All dies geschah mit beinahe unbegreiflicher Raschheit und die Körbe mit dem Menschenfleisch wurden dann nach einem benachbarten Maisfeld getragen. Hier nahm der oberste Häuptling ein Stück von dem Fleisch und drückte einen Tropfen Blut auf die frisch ausgesteckten Maiskörner. Diesem Beispiel folgten dann sogleich die übrigen, bis aller Mais auf diese Weise mit Menschenblut beträufelt war, worauf die Grübchen wieder mit Erde bedeckt und diese angehäufelt wurde. Es wird behauptet, daß dies durchaus kein vereinzeltes Beispiel von Menschenopfern unter den Pawnees sei."

Menschenopfer sind aber seit uralten Zeiten, und noch teilweise bis auf den heutigen Tag, auch bei anderen Indianerstämmen Nordamerika's vom hohen Norden herab bis nach Zentralamerika üblich gewesen und noch im Schwange, wie uns einer der gründlichsten und erfahrensten Indianerkenner, Herr Hubert Hobe Bancroft in seinem vorzüglichen Werke: „The Native Races of the Pacific States of North America". 5 vols. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1875, nachweist, das gewissermaßen die Ergänzung des Werkes von Schoolcraft ist. Solche Menschenopfer, um den Zorn der Götter zu versöhnen, wurden noch bis vor Kurzem von den Tinné- und Nutka-Indianern abgehalten. In welchem Umfange sie bei den alten Mexicanern im Schwange waren, wissen wir ja schon seit den Zeiten der Conquistadoren, und die Ureingeborenen von

Digitized by Google

Honduras suchten vor dem Auszug in den Krieg die Gunst der Götter durch Menschenopfer zu erlangen. Noch häufiger waren diese bei den Maya-Völkern in früherer Zeit, wo die geopferten Menschen auch verspeist wurden, wie wir weiter unten nachweisen werden. In Guatemala wurden früher nach Lizana und Ximenez bei Erkrankungen vornehmer Personen männliche und weibliche Sklavinnen und sogar legitime Kinder und vorwiegend Knaben geopfert, um die bösen Geister zu versöhnen, deren Groll man die Erkrankung beimaß; ferner wurden bei der Beerdigung oder Verbrennung vornehmer Personen der Maya-Stämme männliche oder weibliche Sklaven geopfert. Unter den Quitché-Stämmen herrscht die Sitte, einzelnen Wanderern von den benachbarten Stämmen aufzulauern und sie zu überfallen, niederzumetzeln oder den tückischen Gottheiten und Dämonen zu opfern. Die sanfteren Yukateken begnügten sich für gewöhnlich nur mit Opfertieren, aber bei außerordentlichen Gelegenheiten und Gefahren opferten sie ihren Göttern auch Menschen, um jene für sich und ihre Unternehmungen günstig zu stimmen. Die Itzas brachten ihrem Hauptgötzen Hubo, den sie in Gestalt einer hohlen metallenen Figur verehrten, bei jeder Gelegenheit Menschenopfer. Das riesige Götzenbild des Hubo hatte eine Oeffnung zwischen den Schultern, zu welcher man lebende Menschen hineinschob, damit sie darin die Gunst der Götter erflehen sollten. Dann wurde unter das Götzenbild ein Feuer angemacht und die Opfer lebendig geröstet, während die anderen um das Bild herumtanzten und das Schmerzgeschrei der Opfer durch Trommeln und Lärm aller Art übertönten. In ganz Zentralamerika waren zur Zeit der Conquistadoren derartige Menschenopfer in verschiedener Form üblich und dieser scheußliche Brauch scheint sich den Küsten des Stillen Ozeans entlang bis tief nach Südamerika hinunter verbreitet zu haben. Wenn man die Geschichte des Reiches der Quiché-Cakchiquel und die der Mayas in Yukatan aufmerksam verfolgt, so sieht man deutlich, daß die Sitte der Menschenopfer einen wesentlichen Teil der religiösen Bräuche jener Völkerschaften ausmachten und daß diese Menschenopfer sich in manchen Gegenden mit dem Kannibalismus nahe berührten.

(Schluß folgt.)

Der Neusiedler-See und seine Umgebung.

Von Professor Georg Jauß in Oedenburg.

(Fortsetzung.)

Vor den übrigen Landseen Europa's zeichnet sich der Neusiedler-See besonders durch die merkwürdige Beschaffenheit seines Wassers aus, das hinsichtlich seines Geschmackes und seiner Bestandteile dem Meerwasser ziemlich gleichkommt. Bei stillem Wetter ist es rein und von bläulich schimmernder Farbe; wenn aber Stürme den See aufwühlen, dann trübt sich das Wasser rasch und wird graufärbig, was verhältnismäßig oft der Fall ist, da selbst an den Ufern des Sees selten vollkommene Windstille herrscht. Nach den Analysen von Sigmund und Würtzler stellt sich der Gehalt des Wassers folgendermaßen:

In 1 Pfund Wasser ist enthalten:	Nach Sigmund:	Nach Würtzler:
Schwefelsaures Natron	1.810	2.4208
Kochsalz	1.002	1.1200
Chlormagnesium	0.209	0.1350
Chlorcalcium	0.090	0.0188
Kohlensaures Natron	4.070	3.7227
Kohlensaures Magnesium	1.820	1.4000
Kohlensaurer Kalk	1.165	0.2069
Quarzerde	0.019	0.2400
Alaunerde	1.120	—
Eisenoxydul	Spuren	—
Vegetabilische Bestandteile	0.225	—
Verluste	—	0.3758
Zusammen:	9.530	8.6400

Das spezifische Gewicht des Wassers beträgt nach Kis 1.0267, nach Hefsch sogar 1.204; ersterer fügt die Behauptung hinzu, daß das Wasser bei bedeutenderen Niederschlägen weniger salzhaltig sei als bei anhaltender Dürre, wo nach rascherer Verdunstung des Wassers sich der Salzgehalt steigere.

Die Heilkraft des Seewassers hat man schon vor langer Zeit erkannt und Dr. Furlani, der die unrichtige Nachricht verbreitete, daß das Wasser des Neusiedler-Sees erst seit dem Jahre 1728 salzhaltig sei, früher aber süß gewesen sei — hat es in seinem Werke: „De thermis Rákosiensibus“ schon im vorigen Jahrhundert angepriesen. Er schildert es als stärkend, auflösend und zerteilend. Besonders bei Gicht, Lungensucht, Gelbsucht und Bleichsucht hält er es für heilsam, nicht aber für Vollblütige oder an Entzündungen Leidende. Kis führt zahlreiche Heilerfolge an. So haben in den Jahren 1794 und 1795 vierzig Soldaten der Oedenburger Garnison das Seebad benützt und sind von ihren Gebrechen in sehr kurzer Zeit geheilt worden. Gewiß ist, daß das Wasser des Sees nicht nur der Gesundheit zuträglich, sondern beim Baden auch sehr angenehm ist. Das Wasser erwärmt sich nämlich sehr leicht und steigt im Sommer auf 18—20° R. Dagegen gefriert es sehr leicht, schon bei —5° R., und zu dieser Zeit entwickelt sich auf der großen Fläche des Eisspiegels ein lebhafter Verkehr zwischen den Ortschaften der beiden Komitate. Steigert sich die Kälte, so bekommt das Eis unter donnerähnlichem Krachen Sprünge von 3—4 Km. Länge. Nach der Volksmeinung wird dieses „Eiszarren“ durch warme Quellen, die im Seebecken entspringen hervorgerufen, und Vorsicht ist daher bei einer Seetour dringend geboten. Die ganze Gegend gewinnt an Regsamkeit und Leben, sobald der See sein Winterkleid angezogen hat. Da wimmelt es von Schlittschuhläufern, die der glatte Eisspiegel oft aus weiter Ferne hergelockt hat, dazwischen hin saust das Eissegelboot der Wiener und Oedenburger Sports-

Digitized by Google

männer, die „Windsbraut", welches an Sonntagen ganze Scharen Neugieriger an den See hinauslockt.

Der Reichtum des Neusiedler-Sees an Fischen war von jeher ein großer, und daher ist der Fischfang für viele Einwohner der anliegenden Ortschaften eine ergiebige Einnahmsquelle. Die Seefischerei ist zum Teil Eigentum der Städte Oedenburg und Rust und der Dörfer des Seeufers, teils der Familien Esterházy und Széchenyi. Die am häufigsten vorkommenden Fischgattungen sind die Karpfen, welche ein riesiges Gewicht erreichen. Nach Graf Béla Széchenyi hat man zuerst im Jahre 1785 den ersten Schaiden gefangen, und zwar im Gewichte von 30 bis 50 Kgr., welcher wahrscheinlich aus der Donau über die Raab und Rabnitz in den See gelangt sein dürfte. Heute sind besonders Karpfen, Hechte, Schaiden Gegenstand der Fischerei, weniger die kleineren Fischgattungen, wie die sogenannten Gareisl, Verstling u. a.

Eine vielbesprochene Frage ist die über die Entstehung des Neusiedler-Sees und über dessen Vergangenheit. Die Kardinalfrage, ob der See schon im Altertum bestanden habe, können wir nach den bisherigen Forschungen mit Bestimmtheit bejahen.

Die erste Benennung des Sees verdanken wir wohl den Römern, denn schon Plinius nennt ihn (Lib. III, cap. 24) Peiso, Pejso oder Pelso, lacus Pelsadis. Viel wurde darüber gestritten, ob unter dieser Benennung der Neusiedler- oder Platten-See zu verstehen sei, weil es lange Zeit nicht bekannt war, daß die Alten beide Seen so benannten, und darum stellten viele in Abrede, daß der See zur Zeit der Römer existiert habe. Diese Frage ist jedoch durch jene berühmten Funde aus der Steinzeit erledigt, welche Graf Béla Széchenyi[1] im Jahre 1874 im ausgetrockneten Seebecken am südlichen Ende des Sees nächst Holling und Hidegség gemacht hat. Diese Funde stellen es außer allen Zweifel, daß der See schon in prähistorischer Zeit vorhanden war und seine Ufer schon in der neueren Steinperiode, der sogenannten Neolithen-Periode, auch bewohnt waren. Obwohl man von Pfahlbauten keine Spur gefunden hat, ist es doch wahrscheinlich, daß solche hier vorhanden waren; so viel ist gewiß, daß der See schon lange vor den Römern vorhanden war. Seine römische Benennung — Peiso lacus superior — verdankt er wahrscheinlich dem römischen Statthalter Piso, welcher von Carnuntum aus die Reste der hier angesiedelten Boier, der keltischen Urbevölkerung, und die Bauten seiner Legionen überwachte. Denn die unter gewaltigen Kämpfen durchgeführte Unterwerfung Illyriens bis an die Ufer der Donau, die der Stiefsohn des Kaisers Octavianus Augustus, Tiberius Nero, in den Jahren 11—9 v. Chr. beendete, sollte ja vornehmlich dem Zwecke der Sicherung der Reichsgrenzen dienen. Die friedliche Tendenz dieser Eroberung spricht sich vor allem in der Anlage der Standlager aus; eines derselben war Carnuntum, unweit des Seebeckens an der Donau. Velleius Paterculus berichtet, daß Tiberius das große Heer, mit welchem er Marbod zu bekriegen drohte, in Carnuntum sammelte. Schon damals dürfte also der Ort von ansehnlicher Bedeutung gewesen sein, und eine Mitteilung von Plinius, der Carnuntum einen Haupthandelsplatz an der Straße nennt, auf welcher der Bernstein von den Gestaden der Ostsee durch Pannonien bis nach Aquileja verführt wurde, bestätigt diese Vermutung.

Unter Vespasianus stand die 13. Legion in Carnuntum, während vorher — wahrscheinlich unter Claudius — die 15. Legion hier ihr Hauptquartier hatte, die aber durch den syrischen Krieg unter Nero nach dem Orient verlegt wurde; und in dieser Zeit — so berichtet Tacitus — wurden zahlreiche Galater und Kappadoker in das Heer eingereiht, um die Lücken zu ergänzen, die der lange und blutige Krieg in den Reihen der erprobten Veteranen gerissen. Bedeutungsvoll ist diese Heeresverschiebung nun in mehrfacher Beziehung auch für die Gegend des Neusiedler-Sees gewesen. Denn als Vespasian die Legion wieder in das Donau-Lager zurück verlegte, da bildeten diese Asiaten ein neues Element in der vorher zumeist keltischen Gegend. Es begann in dem Heere der Römer jetzt der Mithras-Kultus, dem die eingereihten Orientalen nach heimischer Sitte bei der Toleranz der Römer ungestört huldigen durften. Die glanzvollsten Tage sah wohl Carnuntum als Kaiser Galerius am 11. November 307 seinen alten Waffengefährten Licinius in dieser Stadt zum Augustus erhob. Um dem bedeutungsvollen Akte erhöhte Würde zu verleihen, hatte er die beiden alternden Augusti Diocletianus und Maximianus nach Carnuntum geladen; und zur Feier dieses Tages ward auch der alte Tempel des persischen Sonnengottes Mithras wieder hergestellt. Unzweifelhaft stammt auch aus dieser Zeit die im Juni 1866 neben der Straße von Mörbisch nach Kroisbach aufgefundene Mithras-Grotte am Neusiedler-See.

Das Mithrakum bei Kroisbach[1] liegt sehr schön am Abhange eines bewaldeten Hügels, aus dessen dünner Erdhülle der felsige Grund allenthalben hervorragt. Das einstmalige Heiligtum erstreckte sich der Länge nach — von Norden nach Süden — 16½ Fuß; die Breite ist ungleich und beträgt am Eingange an der Nordseite 17 F., auf der entgegengesetzten Südseite, wo ein Bildwerk mit dem Stieropfer angebracht war, nur etwas über 11 F., und zeigt im Inneren jene merkwürdige Abteilung in drei Räume, der man auch bei anderen Mithras-Grotten begegnet. Das Mithrakum empfing das Licht nur von der Eingangsthüre. Die Wände wie das Bildwerk waren

[1] *Széchenyi Béla:* Kökori lelet a Fertö tava medrében. Budapest. 1876.

[1] Vergl. Dr. F. Kenner's Bericht in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission zur Erforschung der Baudenkmale. XII. Bd. S. 119—132. Wien.

Digitized by Google

bemalt. Denken wir uns dazu noch die dunklen Felswände, die völlige Abgeschiedenheit von dem Tageslichte, so können wir uns den geheimnisvollen und feierlichen Eindruck wohl vorstellen, welchen in dem mit Lämpchen erleuchteten Raume das Vorwiegen der roten Farbe, die edle Bildung des Gottes auf dem Reliefe und das mystische Stieropfer, das er vollbringt, hervorgebracht haben müssen. Das große Bildwerk mißt in der Breite 7 1/2 F., in der Höhe aber 4 1/2 F. und ist auf den südlichen Naturfelsen der Wand gemeiselt. Das Relief, mit der Aufschrift:

Fecit Inpendio Suo

zeigt Mithras mit eiförmiger Mütze und gelocktem Haare, von vorne gesehen, setzt er das linke Knie auf den zusammengebrochenen Stier, dessen Nüstern er mit der linken Hand faßt, um den Kopf des Tieres festzuhalten, während er mit der rechten den Dolch in seinen Nacken stößt. Er ist mit der geschürzten Kandys bekleidet, über welcher der wehende Mantel mit großem, ruhigem Faltenwurfe dargestellt ist. Der Stier erhebt den Schweif und stampft mit dem linken Vorderfuße den Boden. An seinem Halse springt, von der rechten Seite des Beschauers aus, der Hund hinauf, von der linken windet sich die Schlange heran, beide um das aus der Wunde quellende Blut zu lecken. Von dem Skorpion ist nur noch eine undeutliche Spur vorhanden. Zu beiden Seiten befinden sich die bekannten Genien Phosphorus und Hesperus mit erhobener und gesenkter Fackel; sie sind mit phrygischen Mützen bedeckt und mit kurzen, ärmellosen Röcken und einem Mantel bekleidet. Der Votivstein zeigt die Inschrift:

Deo Invicto Mitre . . . . . VL. Saturnius Ex Voto Posuit.

Nach Analogie anderer ähnlicher Reliefs stellt das stark beschädigte Brustbild zur Linken des Beschauers den Sonnengott und jenes zur Rechten die Mondgöttin dar.

Mit dem Aufblühen des Christentums in Pannonien wurde das Mithrakum zu Kroisbach verlassen, und es bilden seine Ueberreste nun nur noch ein interessantes Beispiel für die bauliche Anlage dieser seltenen Kultusstätten.

Nach der Romanisierung der in Pannonien unterjochten Völkerschaften machte Kaiser Galerius den Versuch, um das Jahr 308 n. Chr. das heutige Seebecken, das damals als Sumpfgebiet mit einer von kleineren Wasserspiegeln durchsetzten Depression bezeichnet wird, zu entwässern. Die waldigen Areale wurden ausgerodet, umfassende Wasserbauten, Kanäle und Abzugsgräben führten das Wasser in die Donau, wodurch ein großer Landstrich gewonnen wurde. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß ein großer Teil des Haidebodens und ein noch größerer der Raab-Aue durch dieses Römerwerk ausgetrocknet und urbar gemacht wurde.

Der deutsche Name „Neusiedler-See" (Neusiedl) soll nach der Meinung des Grafen Béla Széchenyi von einer „neueren Ansiedelung" von Petschenegen, welche der Herzog Zoltán gegen die Einfälle der Deutschen im 10. Jahrhundert dorthin gewiesen habe, herrühren; diese Siedlung hätten die benachbarten Deutschen[1] „Neusiedl" (Neue Ansiedelung) genannt, und von daher soll auch der deutsche Name des Sees herrühren. Was die ungarische Bezeichnung „Fertö tava" anbelangt, bedeutet dieselbe nach Hunfalvy ein sumpfiges Gebiet.

Jahrhunderte hindurch muß wohl der See seine Gestalt geändert haben, bald muß wohl auch die von Galerius vorgenommene Entwässerungsarbeit zerstört worden sein, indem sich das Seebecken wieder mit Wasser füllte; denn noch unter König Karl Robert spricht eine Schenkungsurkunde vom Jahre 1339 . . . „in fluvio Ferten." Hier wird also der See noch als Fluß bezeichnet, auf dem Zoll eingehoben wurde. So viel ist gewiß, daß der See im 14. Jahrhundert viel kleiner war als jetzt, und daß er in der Mitte sehr schmal gewesen ist, daher auch die damalige Benennung „stagnum", Sumpf, gerechtfertigt erscheint. Daß dieses Gewässer aber eine erhebliche Tiefe gehabt haben mag, dafür spricht die Kunde, wonach im Jahre 1270 ein Reiterdetachement des Königs Ottokar von Böhmen, das im Winter die Eisdecke von Neusiedl aus in der Richtung nach Raab übersetzen und dort das lagernde Feindesheer überfallen wollte, durch Berstung des Eisspiegels zu Grunde gegangen sein soll.

Fälle, daß der See größtenteils oder ganz ausgetrocknet sei, haben sich in beinahe allen Jahrhunderten wiederholt, so im 16. und 18. Jahrhundert, wo der See bis zum Jahre 1741 abnahm, dann aber sich mit Wasser zu füllen begann, bis die Abnahme des Sees zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wieder konstatiert werden konnte. Ein überraschend merkwürdiges Ereignis war die gänzliche Austrocknung des Neusiedler-Sees im gegenwärtigen Jahrhundert und dessen abermaliges Anwachsen.

Im Jahre 1854 wurde zuerst ein Zurückweichen des Sees von seinen Ufern wahrgenommen, bis er endlich im Sommer des Jahres 1868 gänzlich austrocknete. Am 8. September 1868 unternahmen mehrere Beamte der Széchenyi'schen Herrschaft von Holling aus in der Richtung der Längsachse des Sees nach Neusiedl eine Fußtour in der Mitte des Seebeckens und erreichten nach einem zehnstündigen Marsche den nördlichsten Punkt, nämlich Neusiedl.

Die Vegetation, die sich in dem ausgetrockneten Seebecken entwickelte, war interessant. Zumeist verhinderte eine dicke Salzkruste jeden Pflanzenwuchs, bald aber wurde die Kruste durch Niederschläge zerrissen, worauf in üppigem Wuchse sich einige Pflanzenspezies entwickelten, so: Schoberia maritima, Glyceria distans, Salicornia herbacea, Crypsis aculeata, Chenopodium glaucum, Cyperus pannonicus und Aster tripolium.

[1] Ueber die Kolonisten dieser Gegend vergl. des Verfassers Studie: Die Hienzen in Westungarn. München, „Allg. Ztg." 1886. Nr. 241.

Digitized by Google

Bald nach der Austrocknung wurde ein großer Teil des Areals zu landwirtschaftlichen Ansiedelungsstationen verwendet, z. B. Neu-Mexico; doch vom Jahr 1874 an begann sich das Seebecken wieder mit Wasser zu füllen, so zwar, daß die Spiegelfläche — wenn auch mit mehr Röhricht als früher durchsetzt — doch beinahe die alte Ausdehnung wieder gewonnen hat. Diese neuere Erfahrung erinnert daher lebhaft an dunkle Nachrichten über den See aus vergangenen Jahrhunderten. So meldet eine Urkunde des Schlosses zu Forchtenstein: „An der Stelle, wo jetzt der Neusiedler-See sich ausbreitet, wurden im Jahre 1230 folgende Ortschaften von den Fluten des Sees verschlungen: Feketető, Jakabfalva, Fertő, Sárosvölgye, Kendervölgye; nach anderen: Jókut und Leányvölgye (Mädchenthal)." Es ist hier nicht der Ort, die Glaubwürdigkeit der Nachricht zu prüfen, doch zu glauben, daß mehrere Ortschaften unvermutet das Opfer des launenhaften Sees werden konnten, ist keineswegs wahrscheinlich. Angenommen aber, der See war viele Jahrzehnte hindurch ausgetrocknet, so darf es uns nicht unglaublich erscheinen, daß sich die Bewohner bestimmen ließen, ganze Ansiedelungen im See anzulegen, wie es auch im Jahre 1868 geschah. Wenn wir gleichwohl von den uralten Siedelungen des 13. Jahrhunderts heute keine Spur mehr finden, so ist diese Thatsache dadurch erklärlich, daß das allmähliche Steigen des Wassers den Bewohnern Zeit genug ließ, ihre Habe zu retten, ihr Vieh wegzutreiben und vielleicht auch das Bauholz ihrer ärmlichen Hütten in Sicherheit zu bringen. Was die darüber sich ergießenden Wasser noch fanden, wurde weggespült und die ans Ufer getriebenen Reste sind bald der Vergessenheit anheimgefallen.

Werfen wir noch einen Blick auf die am Seeufer erbauten Ortschaften, so finden wir, daß das westliche Ufer zwar zahlreiche, aber zumeist dünn bevölkerte Orte aufweist, während im Osten durch das Sumpfgebiet menschliche Ansiedelungen kaum möglich wurden. An dem Oedenburger Ufer liegen folgende Ortschaften:

Name der Ortschaft.	Einwohnerzahl 1880.	Darunter: Ungarn.	Deutsche.	Römisch-katholische.	Evangelische.
Breitenbrunn	1338	15	1258	1309	3
Purbach	1683	29	1588	1654	1
Donnerskirchen	1576	44	1471	1568	—
Oktau	1425	32	1337	1412	—
Mörbisch	1187	17	1119	260	922
Kroisbach	2080	97	1900	2070	1
Wolfs	820	12	768	177	629
Holling	415	19	377	412	1
Klein-Zinkendorf	399	354	23	397	2
Groß-Zinkendorf	1522	1259	182	1499	9
Klein-Andree	518	497	6	518	—
Homok	522	507	—	520	—
Heiligenstein	1079	1014	15	1060	2
Schrollen	710	684	1	698	2
Rust	1403	71	1248	812	574
Zusammen:	16677	4651	11293	14366	2146

Letzterer Ort, Rust, die kleinste ungarische Freistadt, ist ihres vorzüglichen Weines wegen weltbekannt. Die alte bewährte „Zapfner-Rebe" wird hier noch fast durchgehends gebaut, während die anderen Produzenten längst unedle Sorten pflanzen, da die Zapfner-Traube in Bezug auf Quantität den anderen weit nachsteht. An Wein und Ausbruch erzeugt Rust demzufolge auch verhältnismäßig wenig; selten werden jährlich mehr als 8000 Hektoliter erzeugt.

Neben dem Wein ist die Zuckerrüben-Industrie im Seegebiete von großer Bedeutung. Es bestehen im Umkreise des Neusiedler-Sees die Zuckerfabriken in Hirm, Siegendorf, Petőháza und Groß-Zinkendorf; in letzterer wurden allein verarbeitet:

In den Jahren:	Rübenquantum in Meterztr.	Bezahlte Steuer:
1865	134,111	98,065 fl. 3 kr.
1871	105,105	82,493 fl. — kr.
1878	119,614	87,318 fl. — kr.
1879	200,770	146,562 fl. 67 kr.
1880	162,739	118,799 fl. — kr.

Ueber den Wert der im Seegebiete liegenden Steinbrüche geben die daraus aufgeführten Monumentalbauten in Wien sprechendes Zeugnis. So wurden allein aus dem Steinbruch zu St. Margarethen aufgeführt: der Stephansturm, die k. k. Hofmuseen, der Justizpalast, die kaiserliche Oper und die Votivkirche.

Hart am Neusiedler-See liegt auch das einstige prächtige Residenzschloß des Fürsten Esterházy, seiner Zeit mit Recht das ungarische Versailles genannt, woselbst als fürstlicher Kapellmeister der Tondichter Josef Haydn manche seiner unsterblichen Werke schuf. Da wo einst das stilvolle Operngebäude stand, pflügt jetzt der Landmann; der sehenswerte Park ist verödet und das großartige Schloß dem Verfalle preisgegeben. In einem Saale des Schlosses sehen wir ein abschreckendes Gemälde, welches die Gefangennahme, in einem anderen wieder eine halbmenschenähnliche, jedoch häßliche und erschreckende Figur aus Porzellan, welche die Gestalt und Gesichtszüge des Hany Istók darstellen, jenes wilden Knaben, dessen die Litteratur zu Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach gedenkt — sensationell, wie nachmals bei dem Erscheinen des deutschen Kaspar Hauser — Hany Istók's, der in den Schriften des ungarischen Romanziers Jókai selbst in der Letztzeit noch eine Rolle spielt.

Es sei uns gestattet, hier zum Schlusse in Kürze über diesen „Wilden" einige authentische Daten mitzuteilen. „Das Taufbuch zu Kapuvár enthält die Notiz: „Anno 1749 die 17. Martii babtisatus est Conditione puer demens repertus in sylva ‚Stephanus' circiter annorum 8. Cuius patrini Michaël Hochsinger et Anna Mesnerin." Durch die Fischer Franz Nagy und Michael Molnár wurde im Hanság-Sumpfe ein Knabe, der einem wilden Tiere ähnlich, dessen Gestalt aber eine vollkommen menschliche war, gefangen und in das Kapuvárer Schloß gebracht; und weil er gar nichts reden konnte, Conditionale getauft. Der Bube — von jetzt ab Istók genannt — war nackt, hatte einen sehr runden Kopf, kleine Augen, wenig eingewölbte Nase, breiten Mund, am ganzen Körper,

Digitized by Google

sogar am Kopfe keine gewöhnliche Menschenhaut, sondern eine schuppenartig knotige Rinde; überhaupt langgestreckte Gliedmaßen, besonders aber an Händen und Füßen doppelt lange Finger und Zehen, und fraß blos Gras, Heu und Stroh, litt keine Kleidung, und wenn er keine Menschen um sich erblickte, so sprang er allsogleich in das um das Schloß befindliche Grabenwasser und schwamm gleich einem Fische. Fast ein Jahr lang war er im Schlosse, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich auch ankleiden und fing an ziemlich Mensch zu werden, als eben aus diesem Grunde die Trabanten ihm zu viel vertrauten, so daß das rätselhafte Männchen unverhofft in Verlust geraten und nicht mehr gefunden werden konnte. Vermutlich ist Istók in die unweit vom Schlosse vorbeifließende Raab gesprungen und abermals in den Hanság zurückgeschwommen."

Ein Weingehöfte auf dem Kap der guten Hoffnung.

Wijnberg, Kapkolonie, 3. Januar 1887.

Wir haben wieder Weihnachten, aber nicht mit Schnee und Eis und Nebel und mit kurzen Tagen, wie ihr daheim im lieben deutschen Vaterland, sondern mit dem herrlichsten Wetter des Frühsommers, wie es nur im Juni über unseren deutschen Bergen am Rhein und Neckar lacht — ein Wetter, welches das Herz froh und weit macht und auch den ärgsten Hypochonder heiter stimmen muß. Ja, dieses Wetter ist glorreich; vom frühesten Morgengrauen an, wenn die Sonne durch die zerrissenen Spitzen der fernen Berge emporsteigt, bis zum Abend, wo sie in die goldüberflutete weite Fläche des südatlantischen Ozeans versinkt, erfreuen wir uns des blauesten Himmels, einer erfrischenden und balsamischen sommerlichen Atmosphäre und empfinden schon das einfache Dasein an sich als einen entzückenden Genuß, zumal hier auf dem Lande, denn in der Kapstadt halten es zu dieser Jahreszeit nur diejenigen aus, welche durch lange Erfahrung an ihre launenhaften Staubstürme gewöhnt sind, und es ist daher ein alter landesüblicher Brauch, daß wir Europäer, Vergnügungsreisende sowohl wie Beamte und Geschäftsleute, um diese Jahres- und Festzeit uns nach den reizenden Vorstädten flüchten, für welche die Kapstadt mit Recht berühmt ist. Hier in Wijnberg, Newlands oder Claremont, im köstlichen Schatten riesiger Eichen, Steinfichten und Gummibäume, oder am sandigen Strande von Mutzenberg und Kalkberg machen wir es uns behaglich und genießen Tag für Tag in gänzlichem, wenn auch nicht wohlverdientem Nichtsthun.

Während ihr euch mit Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren ergötzt, unterhalten wir uns im Freien mit Cricket, Ballschlagen und Crocket, mit Wettrennen und Spazierfahrten. Während ihr euch um den Weihnachtsbaum und warmen Ofen sammelt, tummeln wir uns in den Gärten herum und pflücken Obst: Erdbeeren, schon reife Aprikosen und Feigen, Pflaumen, Pfirsiche und vor allem Weintrauben, allerdings nur Frühtrauben; allein auch die Reifezeit der anderen rückt rasch heran.

Gerade der letztere Umstand, die Aussicht auf die nahe bevorstehende Weinernte, bewog mich in den jüngsten Feiertagen, einen Ausflug nach dem großen Weingut von Groot Constantia zu machen, wo der weltberühmte Constantia-Wein wächst. Die Regierung der Kapkolonie hat dieses Weingut unlängst angekauft, um es zu einer Musterwirtschaft zu machen und den Kolonisten durch Lehre und Beispiel die benötigte Anleitung zu geben, wie sie ihre Weinberge bebauen und ihren Wein bereiten und behandeln sollen. Groot Constantia ist etwa 10—12 Meilen von der Kapstadt auf den Abhängen des Tafelberges gelegen, fast genau im Mittelpunkt des Weinbau-Bezirkes. Das Weinberggut umfaßt etwa 300 e. Acres und ist mehr als 200 Jahre lang im Besitze der Familie Cloeté gewesen, von welcher es vor zwei Jahren an die gegenwärtigen Eigentümer verkauft worden ist. Alles auf dem Gute hat einen altväterischen Anstrich: Wohnhaus, Wirtschaftsgebäude, Bäume, Blumengärten und Weinberge — aber derselbe ist für das Auge wohlthuend und erfrischend und hebt sich wirksam von dem alltäglichen Aussehen der Wohnungen ab, welche man gemeinhin in der ganzen Kolonie antrifft. Der Weg dorthin führt durch die Fichten- und Kiefernwälder von Wijnberg, und wenn wir die Außenwerke des Gehöfts betreten, wird uns sogleich klar, daß die Regierung das Grundstück zu praktischen Zwecken erworben hat, und daß es nicht wüst liegen bleiben darf, wie so vieles Land in der nächsten Umgebung. Selbst das rauhe äußere Gelände, welches die Weinberge umschließt, ist nicht unbenützt gelassen; die alten Anpflanzungen sind wissenschaftlich beschnitten, Anlagen von jungen Bäumen sind ausgepflanzt und eingezäunt, gute Wege und Straßen angelegt worden, und eine geschickte rationelle Bebauung macht sich überall sichtbar.

Allein erst wenn man die Hauptgebäude erreicht hat, kann man das von der Regierung in die Hand genommene Werk vollständig würdigen. Aus einer Wildnis von beinahe tropischer Vegetation, wie sie dem Uneingeweihten erscheinen möchte, treten wir in einen großen, länglichen, sauber gehaltenen, von prächtigen Eichenalleen beschatteten Hofraum, den man ohne den seltsamen Baustyl der Gebäude leicht für den Hof eines unserer alten feudalen deutschen Schlösser halten könnte. An der einen Seite zieht sich eine Reihe von Gebäuden hin, welche in alten Zeiten den Sklaven zugeteilt waren und die nun zu Wohnungen für die Zöglinge der mit dem Gute verbundenen Weinbauschule eingerichtet werden. Gegenüber von diesen genießt man über eine Brustwehr hinweg, welche dem ganzen Hofraum entlang verläuft, eine Aussicht über einen Landstrich, welcher an sich schon prächtig ist und nun, in seinem Frühsommerkleide, sich im reichsten Schmucke darstellt. Rechter Hand unter uns dehnen sich die Weingärten,

Digitized by Google

Reihen um Reihen von Weinstöcken, alle in vollem Ertrag, von gesundem Aussehen und vorzüglich gebaut und gepflegt. Sie haben die Höhe unserer heimischen Johannisbeerenbüsche, etwa anderthalb Meter, und dürfen nun, manche in ungehemmter Ueppigkeit, nach Belieben wachsen, während andere an Pfählen oder langen wagrechten Drähten gezogen sind, um welche sie ihre Ranken schlingen. Weiter hinaus schweift das Auge über die in üppigem Grün prangende fruchtbare Ebene, und weiterhin überschaut der Blick eine Reihe weißer Sanddünen bis zu den undeutlichen Umrissen der fernen Berge hin, welche gerade noch durch den feinen Duft sichtbar sind.

Der Hauptblock der Gebäude nimmt das jenseitige Ende des Hofraums ein und ist ein massiver Bau von seltsamer altväterischer Architektur; man erkennt daran auf den ersten Blick, daß er in einer Zeit errichtet worden ist, wo, wie im Zeitalter der Pharaonen, die Kosten der Arbeitskräfte noch nicht in Rechnung genommen werden mußten. Im höchsten Grade einfach in Bezug auf sein Mauerwerk, seine gewaltigen Fenster mit unzähligen winzig kleinen Scheiben und seinem hohen spitzen Strohdach, macht es einen malerischen Eindruck, welcher manchem anderen Gebäude von komplizierterer und ehrgeizigerer Zeichnung fehlt. Im Inneren ist es teilweise abgebrochen. Die gewichsten Parketböden und gebohnten Decken, die Thüren und Wandschränke in seinem Refektorium, seinen Sälen und Ausgangszimmern sind die einzigen Ueberbleibsel des Luxus, welcher in den guten alten Zeiten hier eine Heimat fand. Jetzt herrscht die Wissenschaft in ihrer kahlen Einfachheit von Phiolen, Retorten, Flaschen mit Glasstöpseln und langen Bücherreihen hier vor, und die derbe Mahlzeit, welche wir in der großen alten Küche bereiten sahen, zeigte uns, daß bei den gegenwärtigen Bewohnern des Gehöftes eine spartanische Einfachheit in Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse und Behaglichkeiten Tagesordnung ist. Die Weinkeller liegen in einiger Entfernung hinter dem Block der Hauptgebäude und sind von diesen durch einen zweiten Hofraum getrennt, welcher ebenfalls von Eichenbäumen gut beschattet ist. Auch sie sind von ausnehmend einfacher Zeichnung, aber solid, zweckmäßig und dauerhaft gebaut. Obwohl ein angenehmer leichter Wind die heißen Strahlen der Nachmittagssonne milderte und uns fächelte, als wir eine Weile in dem schattigen Hofraum saßen und auf das ungewohnte Geplätscher fließenden Wassers in unserer Nähe lauschten, war es für uns doch eine wahre Erquickung, durch die massiven weiten Thore des Kellers in ein geheimnisvolles, kirchenartiges Dämmerlicht und in eine Temperatur zu treten, welche uns durch den Kontrast beinahe kalt erschien. Im trüben Dämmerlichte sahen wir nun rechts und links Reihen von mächtigen Fässern nebeneinander aufgepflanzt, in welchen noch der Most der vorjährigen Weinlese zu edlem Wein vergohr, welcher hier vollkommen rein und ohne die mindeste Verfälschung durch Branntwein ausreifte. Die Regierung ist, wie schon erwähnt, erst seit einigen Jahren im Besitz der Weinberge und hat weislich beschlossen, den Kolonisten zu zeigen, daß es in der Weinbereitung, wie in allen anderen Industrieen, vor allen Dingen nötig ist, daß man gehen lerne, bevor man laufen wolle. Bis auf den heutigen Tag haben die kapischen Weinbauern, vielleicht verdorben und verwöhnt durch die fieberische Eile, mit welcher ganze Vermögen in Gold und Diamanten erworben sind — die gewöhnliche, in der Behandlung des Weines unerläßliche Sorgfalt mißachtet, welche man selbst den wohlfeilen Qualitäten des Weines schenken muß, und haben die Mängel der Weinbereitung entweder durch eine Zumischung jener schon auf dem europäischen Markt anerkannten Sorten oder durch Verschnitt derselben mit Farbweinen oder durch Verstärkung derselben mit Träber-Branntwein, Kartoffelsprit und anderem gemeinem Alkohol in einem Maße zu verbergen gesucht, welches das natürliche Aroma der Weintraube unerkennbar macht. Diese Weinpantscherei hat neuerdings die Kapweine auf dem englischen Markt in Verruf gebracht, trotzdem daß durch den Ausfall der französischen Weinernten die Nachfrage nach Wein in England im Steigen begriffen ist, und so haben von der Menge von Weinproben, welche im vorigen Jahr zur Ausstellung nach London geschickt und dort analysiert worden sind, nach dem amtlichen Bericht die meisten ergeben, daß sie nur zum Verschnitt tauglich seien, und daß einige an sich schon hinreichend gewesen seien, um den guten Ruf jedes weinerzeugenden Landes zu ruinieren.

Obwohl die kapischen Weinbauer erst seit der amtlichen Veröffentlichung dieses Berichts zum Bewußtsein des Schadens erweckt worden sind, welchen sie sich und der Kolonie durch ihre Weinpantscherei und ihre wiederholten Versuche thun, schlechten Wein für guten auszugeben, so hat die Regierung schon seit einiger Zeit die Thatsache erkannt, daß eine gründliche Veränderung in dem Prozeß der Weinbereitung nötig ist, wenn der Kapwein seine Stellung auf dem europäischen Markt und sogar auf dem Kap selbst behalten solle. Und in der Absicht, die Kolonisten zu ermutigen, daß sie einen neuen, besseren Weg einschlagen, hat sich die Regierung der Kapkolonie die Dienste eines berühmten Professors des Weinbaues, des Freiherrn v. Babo, gesichert, welcher als Direktor eine Weinbauschule hier errichten und den Weinbauern der Kapkolonie den rationellen Weinbau und die rationelle Weinbereitung nach seinem System lehren soll. Die Prinzipien, nach welchen Frhr. v. Babo verfährt, sind außerordentlich einfach und müssen sich notgedrungen dem gesunden Menschenverstand von selbst empfehlen. Leider hat sich in den jüngsten Jahren auch in den Kapweinbergen die verhängnisvolle Phylloxera vastatrix gezeigt, und Herr v. Babo ist gegenwärtig nicht ganz sicher, ob er imstande ist, dieselbe wieder auszurotten. Dagegen ist er überzeugt, in den kapischen Weintrauben ein vorzügliches

Digitized by Google

Material zur Bereitung eines ausgezeichneten Weins zu besitzen. Er hofft daher, imstande zu sein, den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß man mittelst einer sorgfältigen Lese und Sortierung der Trauben, mittelst absoluter Reinlichkeit beim Beeren und Keltern und während des ganzen Prozesses der Weinbereitung, sodann aber bei sehr sorgfältiger Behandlung während der Gährung und Einkelterung, wobei immer eine möglichst gleichartige Temperatur im Keller unterhalten werde (wovon bisher gar keine Rede war), auf eine weit wohlfeilere Weise reine Weine herstellen könne, als die verfälschten und verschnittenen Sorten, mit welchen der Markt schon seit Jahren überführt wurde. Herr v. Babo hat daher alle neueren erprobten Vorrichtungen an Raspeln, Weinpressen, Gährbottichen, Gährspunden 2c. mitgebracht und eingeführt, um das seitherige primitive Verfahren bei der Weinbereitung zu ersetzen, denn seither wurden die Trauben mit den Füßen ausgetreten und dann in sehr ursprünglichen rohen Keltern mit Spindelpressen ausgedrückt und der Most teilweise in offenen Gefäßen vergohren und der Gährung möglichst wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn es Herrn v. Babo gelingt, wieder Weine zu erzeugen, welche mit denjenigen anderer Länder die Konkurrenz auf dem Weltmarkt aushalten können, so wird sich der Verbrauch derselben steigern und eine wesentliche Einnahmequelle für die Kolonie bilden.

Soweit sich die bisherigen Leistungen des Freiherrn v. Babo beurteilen lassen, so scheinen sie von Erfolg begleitet gewesen zu sein. Obwohl man erst abwarten muß, ob es ihm gelingen wird, die in dem Vorhandensein einer so großen Proportion von Zuckerstoff in den Kaptrauben aller Sorten liegende Schwierigkeit zu überwinden, so waren die Weine von verschiedenen Sorten der vorjährigen Lese, welche er uns zu kosten gab, vorzüglich und vielversprechend und von weit besserem Geschmack und Bouquet und einer entschiedenen besseren Qualität als alles was wir seither unter dem Namen Kapwein getrunken hatten. Allein es gilt noch manche Schwierigkeiten zu besiegen, denn die Finanzen der Kapkolonie sind dermalen in gar keinem blühenden Zustande, und es hält für Herrn v. Babo nicht nur schwer, von der Regierung die zur Veranstaltung seiner Experimente erforderlichen Mittel zu erhalten, sondern es ist auch zu bezweifeln, ob die Kolonisten sich selbst ein solches Opfer auferlegen wollen, wie es unverkennbar mit einer gründlichen Umänderung des Systems verbunden sein muß, bevor irgend eine nennenswerte Vergütung für ihre Auslagen von ihnen erwartet werden kann.

Wir aber waren mit unserem Tagewerk und dem Erschauten sehr zufrieden und konnten, als wir Abends vor dem Nachhauseritt auf der schattigen Terrasse saßen und die Friedenspfeife rauchten, nicht umhin, unserem deutschen Landsmann unsere Bewunderung und Anerkennung und die Freude darüber auszusprechen, daß einem Deutschen die Ehre der Berufung hierher zu teil geworden war, und uns in den lebhaften Hoffnungen zu ergehen, nicht allein daß dieses Unternehmen der Regierung von einem vollkommenen Erfolg begleitet sein möge, sondern auch daß die Regierung, nachdem es ihr gelungen, in diesen Gebäuden vielleicht die interessantesten Ueberbleibsel der Vorzeit zu erwerben, sich auch für verpflichtet erachten möge, dieselben vor Zerfall und Verkommen zu bewahren. Sie kann dies füglich thun, selbst wenn sie auch den Aufwand nicht für gerechtfertigt erachtet, das ganze Anwesen wieder in denjenigen Stand zu versetzen, worin es sich in dem Besitze einer der reichsten und glücklichsten Familie der Kolonie befand.

Das Sealskin und seine Heimat.

Von F. M. Hellborn.

(Schluß.)

Wie schon erwähnt, bildet das Robbenfleisch die Hauptnahrung der Eingeborenen, und jedermann ist daher gewiß neugierig zu erfahren wie es schmeckt. Jenun, es ist besser als man es erwarten sollte. Wenn das Tier nicht über drei Jahre alt ist, schmeckt es nicht einmal thranig, sondern ist in der That so gut wie das meiste Rindfleisch oder Schöpsen- und Schweinefleisch, nur muß einiges dabei genau beobachtet werden: zunächst darf auch nicht die mindeste Spur von Thranspeck daran bleiben; dann wird es in dünne Streifen geschnitten und 6—12 Stunden lang in Salzwasser eingeweicht, hierauf mit etwas Speck gebraten oder gedünstet, mit Salz und Pfeffer gewürzt und heiß in der natürlichen dicken Kraftbrühe aufgetragen, wo es auch einem verwöhnten Gaumen munden wird. Da das Robbenfleisch von Natur aus trocken ist, bedarf es immer Speck. Für den Feinschmecker sei hier gelegentlich bemerkt, daß das Seelöwenfleisch noch besser und das Fleisch der Haarrobbe das beste von allen und weit saftiger ist. Die Leber von allen dreien aber ist vortrefflich und gilt für einen Leckerbissen.

Da wir nun unsere Felle bekommen haben, können wir ihr weiteres Schicksal behaglich verfolgen. Sie werden vom Schlachtgrunde hinweggenommen, genau untersucht und dann im Salzschuppen in Kästen aufeinander gelegt, die Haarseite auf die tüchtig mit Salz bestreute Fleischseite. Nach einer dreiwöchentlichen derartigen Behandlung sind sie genugsam durchsalzen und nun so weit fertig, daß sie jederzeit herausgenommen und in Bündel von je 25 Stücken zusammengerollt und, mit der Haarseite nach außen, fest verschnürt und verschifft werden können. Ein Fell von einer zweijährigen Robbe wiegt im Durchschnitt 5 ½, das einer dreijährigen 7 und das einer vierjährigen 12 Pfund englisch. Die Mehrzahl der in den Handel kommenden Felle ist von zwei- oder dreijährigen. In diesem Zustande werden sie in St. Paul an Bord der Dampfer der Pelzkompagnie gebracht und nach San Francisco verschifft,

Digitized by Google

von wo sie in große Fässer mit 20—40 Bündeln verpackt und entweder über Panamá zu Schiff nach London oder über New-York per Eisenbahn und von da in gewöhnlicher Weise nach London geschickt werden, denn London ist bekanntlich der große Mittelpunkt des Pelzhandels für die ganze Welt.

Man glaubt allgemein, der Robbenpelz, wie wir ihn beim Kürschner sehen, sei gerade so, wie er vom Tiere abgenommen werde, allein hiervon ist gerade das Gegenteil der Fall. Nur wenige Felle sehen anfangs weniger anziehend aus als diese, da der Pelz unter dem unscheinbaren trüben, graubraunen und gräulichen Grannenhaare ganz verborgen ist. Diese Marke muß daher entfernt werden, und diese Operation erfordert einen hohen Grad von Geduld und Geschicklichkeit, welche natürlich den Preis erhöht. Das Ausraufen der Stichelhaare wird mittelst Wärme und Feuchtigkeit bewerkstelligt, welche die Wurzeln derselben lockern und bewirken, daß man sie ausziehen kann, oder dadurch, daß man die Fleischseite des Felles sehr dünn schabt und die tief eingewachsenen Wurzeln der Stichelhaare abschneidet und nur diejenigen der Wollhaare, die sehr oberflächlich sitzen, unberührt läßt. Welches Verfahren aber auch immer angewendet wird, das Haar muß immer gleichförmig ausgerauft werden oder der Pelz wird niemals glatt liegen, sondern immer ein zerknittertes Aussehen behalten, das durch keine spätere Behandlung verbessert werden kann. Dies wird einigermaßen den hohen Preis der Seehundsjacken und -Mäntel, und ebenso auch den Unterschied in den Preisen erklären, von dem man hört, da eine ziemliche Menge Felle beim Zurichten mehr oder weniger verdorben werden. Eine weitere Ursache dieser Verschiedenheit der Preise ist die Qualität der Färbung und der in ihrer Anwendung aufgewendeten Arbeit. Die flüssige Farbe wird mit einem Pinsel aufgetragen, die Spitzen des stehenden Pelzes sorgfältig bedeckt, das Fell dann mit der Pelzseite nach innen sorgfältig aufgerollt und dann nach einer kleinen Weile aufgehangen und getrocknet. Hierauf wird die trockene Farbe entfernt, eine neue Lage Farbe aufgetragen, getrocknet, entfernt und so fort, bis die erforderliche Färbung erlangt wird. Eine oder zwei dieser Farbenschichten werden dick aufgetragen, und bis zu den Wurzeln des Pelzes hinuntergepreßt, um demselben die sogen. Grundfarbe zu geben. Zur Erzielung einer guten Färbung sind von acht bis zu zwölf Schichten Farbe erforderlich. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Sealskin bester Qualität kostbar ist; dies ist heutzutage noch ebenso wahr als dies jemals war; allein man ist in diesen Tagen allgemeiner Wohlfeilheit sehr geneigt, zu vergessen, daß man für eine wirklich gute Ware auch einen guten Preis bezahlen muß.

So endet die Geschichte des Sealskin. So weit man gegenwärtig voraussehen kann, ist nicht im entferntesten zu befürchten, daß dieser Pelz seltener oder häufiger werden wird, was für den glücklichen Besitzer dieses Artikels jedenfalls tröstlich ist. Bis 1890 ist der jährliche Fang auf den Pribyloffs streng auf einmalhunderttausend Stücke beschränkt, und die Welt nimmt, so weit wir beurteilen können, regelmäßig die gelieferte Menge ab. Ob es nach 1890 entweder kommerziell oder wissenschaftlich ratsam erscheinen wird, den Umfang des jährlichen Fanges zu erhöhen, ist unmöglich zu sagen. Allein eines erscheint ziemlich gewiß, daß dieser Fang bis ans Ende der Zeit ertragen werden kann, falls die gegenwärtigen Bedingungen des Klima's andauern.

Die Eingeborenen erinnern sich noch, daß der Winter von 1835—1836 ein besonders harter war; das Eis kam dicker und stärker angetrieben, als man es jemals zuvor gesehen hatte; es erschien in größeren Massen, umgab die Insel mit einem dichten Wall, 20—30 F. über der Brandung, und blockierte vollständig das Land. Dieses Eis verschwand erst Ende Augusts, und als die Robben wie gewöhnlich kamen, waren sie daher außer Stande, zu landen, und mußten notgedrungen ihre Jungen draußen in der See oder auf dem Eise werfen, wo natürlich die Jungen sogleich zu Grunde gingen. Das Robbenleben wurde dadurch beinahe vernichtet und es vergingen Jahre, bevor es sich von diesem Schlage wieder erholte.

Gegen ein derartiges Ereignis gibt es keinerlei Schutz; aber abgesehen davon ist nichts so sehr zu fürchten, als irgend eine geheimnisvolle Epidemie, wie sie bekanntlich einmal unter den Haarrobben des Atlantischen Ozeans gewütet hat, aber, so viel man weiß, im nördlichen Stillen Ozean noch nie aufgetreten ist. Wir können daher mit Recht annehmen, daß die Ausbeute an Sealskin in konstanter Höhe bleiben und im Preise nicht schwanken wird, wenn nicht ganz andere Verhältnisse im Welthandel, Luxus und dem Reichtum der Nationen eintreten.

Da wir wissen, daß die Haarrobbe nur um ihres Thrans willen gejagt wird, so sollten wir erwarten, daß auch der Thran der Pelzrobbe ein Handelsartikel werden wird; allein so natürlich dies ist, so hat es doch seine Schwierigkeiten. Da ist zunächst der abscheuliche Geruch desselben, welcher bis jetzt noch nicht durch irgend einen lohnenden Prozeß entfernt werden kann. Zweitens ist der Sealskin-Thran dick und klebrig und weit dunkler als irgend welcher Robbenthran und bildet daher einen auffallenden Kontrast zu der hellen Farbe und dem leichtflüssigen Wesen des Thranes der Haarrobbe. Drittens kommen hier die Zeit, Mühe und Gefahr in Betracht, welche mit der Handhabung mächtiger Fässer an einer Stelle verbunden sind, wo ein Schiff anderthalb bis drei Meilen von einem Strande geladen werden muß, der immer der täglichen schweren Brandung und häufigen Stürmen ausgesetzt ist; dann kommen hierzu noch die Kosten der Fässer und der Küperarbeit, der Arbeitslohn für die Männer beim Fassen und Laden, die Steuer von 55 Cents auf die Gallone, der Transport nach dem Markte, das Raffinieren und Versteigern bei einem sehr langsame

Digitized by Google

Verkauf zu niedrigen Preisen, und so ist es nicht zu verwundern, daß der Artikel keinen kommerziellen Wert hat.

Dann kommen noch die Knochen, welche in unseren Tagen sicher auch einen Wert haben würden, wo man die ganze Welt plündert, um Material zu Knochenmehl behufs Düngung unfruchtbarer Böden zu erlangen. Allein auch hier bieten sich Schwierigkeiten dar. Die Knochen der Robbe sind weit pappendeckelartiger, als die Knochen an welche wir gewöhnt sind, nämlich eigentümlich leicht und porös, und eher denen von Vögeln als von Säugetieren ähnlich. Das Skelett einer dreijährigen Pelzrobbe wiegt in getrocknetem Zustande nur sieben Pfund — ein Gewicht, das sich noch bedeutend reduzieren würde, wenn die Knochen im Ofen getrocknet würden. Es ist daher sehr zweifelhaft, ob sich diese Knochen bezahlt machen würden, wenn sie noch mit Fracht und Spesen belastet würden, und darum ist St. Paul an gewissen Stellen von Knochen und faulenden Kadavern bedeckt. Niemand macht den Versuch, sie von dem Orte zu entfernen, wo das Tier gestreift wurde; im nächsten Jahre wird die Schlachtstätte etwas weiter seitwärts verlegt, und in drei Jahren ist jede Spur der Schlächterei vertilgt und der Boden wieder zur Aufnahme neuer Totenopfer bereit. So genügt ein verhältnismäßig kleiner Raum für die jährliche Operation.

Man sollte natürlich erwarten, daß die Anwesenheit dieser Menge sich zersetzender und verwesender Stoffe Seuchen hervorrufen werde, welche die ganze Einwohnerschaft hinraffen würden. Allein dies ist nicht der Fall. Die kalte, rauhe Temperatur und die starken Winde scheinen alle üblen Wirkungen der gährenden Fäulnis aufzuheben. Die Bewohner der beiden Inseln sind nicht kränklicher als irgend andere halbzivilisierte Völker; sie haben die gewöhnlichen Krankheiten, denen alles Fleisch unterworfen ist, und ein sehr geringes Vertrauen zu der Kunst des geprüften und studierten Arztes, welchen die Pelzhandel-Gesellschaft unter ihnen erhält; sie bevorzugen ihre eigenen Geheim- und Hausmittel und suchen die Pflege des Arztes erst auf, nachdem alle sympathetischen, Zauber- und sonstigen Mittel erschöpft sind und es in der Regel zu spät ist.

Wenn wir bei Gelegenheit der Pelzrobbe mehrfach von Myriaden und Hunderttausenden gesprochen haben, so halte man dies nicht für Uebertreibung oder für eine bloße Redefigur, sondern für eine absichtlich und mit vollem Bewußtsein gewählte Ziffer. Wir wissen sehr gut, was eine Million ist — nämlich tausendmal Tausend. Es ist sehr leicht, von einer Million zu reden, allein wie sehr wenige können sich wirklich vergegenwärtigen, was dieses Wort bedeutet. Hast Du jemals schon eine Million von irgend einem Dinge gezählt? Wenn Du dies gethan hast, wirst Du nicht mehr so leichtsinnig wie zuvor von Millionen sprechen, sondern diese Zahl mit einer beträchtlichen Ehrfurcht betrachten. Wenn wir aber von den Pelzrobben und ihren Heckgründen sprechen, so dürfen wir uns füglich dieses Wortes bedienen, denn es ist an der richtigen Stelle, wie wir sogleich beweisen werden.

Ein charakteristischer Zug der Oertlichkeiten, wo diese Robben ihre Jungen werfen, welcher dem verständigen Beobachter nicht entgehen kann, ist die Thatsache, daß die Robben sich über dieselben in der regelmäßigsten Weise verteilen. Man sieht keine leeren Stellen hier und keine überfüllten Punkte dort. Offenbar wird hier irgend ein, ohne Zweifel sehr einfaches, Gesetz der Verteilung beobachtet, wie es die Basis aller Naturgesetze bildet, wenn man es ermittelt. Dieses Gesetz im Robbenleben scheint darin zu bestehen, daß für eine gewisse Anzahl Individuen ein gewisser Raum — nicht mehr und nicht weniger — erforderlich ist. Die Erde erhält sie allerdings nicht und darum bedarf auch nicht jede Robbe einer Quadratrute, sondern eine Rute Boden wird eine gewisse, wohldefinierte Anzahl beherbergen, und darum beansprucht auch ein einzelnes Individuum nur einen kleinen Raum. Das Gesetz ist, soweit wir es beurteilen können, zwei Fuß ins Gevierte für jede Robbe, und so gelangen wir zu unserer Schätzung. Kennt man nun den Flächenraum der betreffenden Oertlichkeit in Quadratfuß, so braucht man nur mit Vier darein zu dividieren, um annähernd die Gesamtzahl der vorhandenen Robben zu ermitteln, deren Menge unter allen Umständen zwar eine wechselnde, aber auch eine erstaunliche ist. Die größte Frequenz der anwesenden Robben kennt man bereits aus Erfahrung; sie findet jedes Jahr zwischen dem 10. und 20. Juli statt. Nach dieser Zeit löst sich die Organisation auf, die Robben zerstreuen sich haufenweise, die Jungen voran, und bedecken alsbald den zwei- oder dreifachen Flächenraum, welchen sie eine Woche zuvor innegehabt haben. Natürlich verdoppelt sich jede Kuh, indem sie ihr Junges wirft; da sie aber häufig ins Wasser geht und vielleicht nicht den vierten Teil ihrer Zeit am Lande verbringt, so genügt derselbe Flächenraum praktisch für beinahe die doppelte Anzahl derer, welche an's Land gekommen sind. Vielleicht ist nicht die Hälfte der Mütter gleichzeitig am Lande. Da die Männchen viermal so groß sind als die Weibchen, so nehmen sie allerdings mehr Raum ein, sind aber auch in geringerer Menge vorhanden, sagen wir: nur ein Fünfzehntel der Weibchen, so daß sie nur ein Achtel des ganzen Flächenraums einnehmen; und dieser Ueberschuß von Raum wird mehr als aufgewogen durch die Zahl der Kühe, welche zum erstenmale hierherkommen um sich zu paaren und natürlich keine Jungen werfen, sondern nur ein paar Tage oder Wochen am Lande bleiben und dann den größten Teil ihrer Zeit im Wasser zubringen.

Nach unserer oben bezeichneten Rechnung und Schätzung bringen wir für die Robben-Lagerplätze auf St. Paul und St. Georg als Gesamtsumme von werfenden Kühen und Jungen eine Zahl von 3,193,420 Tieren heraus, ungerechnet die Hollustschickies, die nur annähernd geschätzt werden können, da sie keinem Gesetze gehorchen, sondern

Digitized by Google

sich überall herumtreiben. Diese scheinen zwar so zahlreich zu sein wie die Erwachsenen; um aber sicher zu gehen, wollen wir sie nur als halb so zahlreich, etwa auf anderthalb Millionen, annehmen, wodurch wir die große Gesamtsumme von 4,700,000 Individuen aller Art bekommen, welche jährlich auf diesen (geographisch gesprochen) lächerlich kleinen Inseln versammelt sind.

Es ist besonderer Beachtung wert, daß im ganzen nördlichen Stillen Ozean diese die einzigen Inseln sind, auf welchen die Robben sich paaren und werfen, mit Ausnahme der Behrings- und der Kupfer-Insel, von der Kommandanten-Gruppe, welche um 700 Meilen weiter westlich liegen und noch zu Rußland gehören, obwohl sie gegenwärtig wie die Pribyloffs an die amerikanische Pelzhandels-Gesellschaft verpachtet sind. Sie haben zwar einen größeren Flächenraum, sind aber aus natürlicher Ursache nicht so fruchtbar an Robbenleben wie diese letzteren, denn sie liefern nur ungefähr 50,000 Häute jährlich. Als die amerikanische Gesellschaft im Jahre 1871 ihren Pacht antrat, hatte die Ausbeute im Vorjahre nur etwa 24,000 Stück betragen und war im Jahre 1880 auf 48,500 Stück gestiegen — ein genügender Beweis von ihrer weisen, humanen und geschäftsmäßigen Politik.

Man wird fragen: was ist denn an diesen fernen Regionen, das gerade nur diese Inseln und vorzugsweise St. Paul zum Aufenthalt dieser erstaunlichen Menge von amphibischem Leben zu machen geneigt ist? Die Antwort darauf ist, daß nur hier und hier allein die Verbindung von Umständen gefunden wird, welche für das Dasein, die Wohlfahrt und Fortpflanzung der Art günstig sind. Der Mensch vermag sich nach Wunsch den Klimaten und Lebensbedingungen unter allen Breiten anzupassen, allein das wilde Tier besitzt diese Anpassungsfähigkeit nicht. Die Robbe verlangt gewisse Bedingungen und muß sie haben, sonst verschwindet sie nach einem vergeblichen Kampfe endlich ganz. Sie findet in diesen Regionen eine kalte, feuchte Atmosphäre und sanftgeneigte, kiesige Landungsplätze und Ruhe und diese Kombination ist genau für ihre Organisation und ihre Bedürfnisse geeignet. Man findet überall genug geneigten Strand, genug Kies und jede beliebige Menge von feuchtem, kaltem Klima; allein jene Oertlichkeiten sind die einzigen, wo alle diese Bedingungen beieinander gefunden werden. Die ebenerwähnte Atmosphäre ist die für das Tier günstigste, diejenige, worin dasselbe seine höchste Vollkommenheit erreicht. Man findet einige Pelzrobben auf den Galapagos-Inseln, gerade unter dem Aequator, der Küste von Ecuador gegenüber, allein es sind armselige, verkommene Exemplare und ihr Pelz ist ruppig, dürftig und ganz wertlos — ein Beweis von niedriger physischer Beschaffenheit. Was sodann den geneigten Strand betrifft, so taugt nur Kies oder Fels allein; er darf nicht lehmig, muß jedoch in anderer Hinsicht ganz passend sein, denn die schweren Tiere, welche sich beständig auf ihren Ruheplätzen umhertreiben, höhlen natürlich den Boden aus, es läuft dann Wasser hinein und bildet Tümpel, welche den Pelz ganz mit Lehm überpflastern, die natürliche Perspiration hemmen und wunde Stellen hervorrufen. Lehmboden ist untauglich und Sand womöglich noch mehr, denn er wird in die großen Augen der Robbe geweht, welche äußerst empfindlich sind, und und verursacht unerträglichen Schmerz. Nun herrschen an den Küsten des nördlichen Stillen Ozeans beinahe überall Lehm und Sand vor, ausgenommen die obengeschilderten Inseln, so daß diese Tiere nirgend anderswohin gehen können als nach diesen Orten, wo sie sich wohl befinden.

Wenn wir bedenken, daß diese unbedeutenden Inseln wirklich der Welt ihren Bedarf an Sealskin liefern, so ist es ein wehmütiger Gedanke, daß es zu einer Zeit im südlichen Stillen und Atlantischen Ozean Robbengründe gab, gegen welche St. Paul nur ein Punkt auf der Landkarte ist. Beinahe jede felsige Küste in den tieferen südlichen Breiten ward überhaupt von Millionen und aber Millionen pelztragender Meerestiere bewohnt. Betrachten wir eine Weltkarte nach Mercator's Projektion, so sehen wir vor der Küste die durch Alexander Selkirk bekannte Insel Juan Fernandez und noch näher dabei Masa Fuera. Diese beiden wimmelten zu einer Zeit ordentlich von Robben. Wenn wir dem Bericht des Kapitäns Fanning von dem Schiff „Betsey" von New-York glauben dürfen, so bekam er von letzterem unbedeutenden Eiland, das nur 25 e. Mln. im Umkreis hat, im Jahre 1798 eine volle Schiffsladung Häute und ließ noch 5—700,000 Robben zurück. Später holte dort ein aus dreißig Segelschiffen, zum Teil der größten Art, bestehendes Geschwader eine volle Million Häute. Man kann sich eine Idee von dem überwuchernden Reichtum des Meereslebens daselbst machen, wenn man hört, daß trotz der von dieser Horde von Verheerern angerichteten Niederlage Kapitän Fanning noch im Jahre 1815 einige Häute erhielt; selbst 20 Jahre später wird berichtet, daß in einer einzigen Jahreszeit 480,000 Häute erbeutet wurden. Heutzutage sind die beiden genannten Inseln an einen chilenischen Kaufmann verpachtet, welcher die Ansiedler daselbst Holzhauen, Rindvieh züchten und in der geeigneten Zeit Robben schlagen, deren Fang sich durchschnittlich auf etwa 2000 im Jahre beziffert.

Gehen wir weiter südlich, so kommen wir an die Westküste von Patagonien, gute 1000 Meilen in der Luftlinie von der Insel Chiloë bis zum Kap Horn, mit einer Küstenlinie von 20—25,000 Mln., wenn wir die zahllosen Inseln, Halbinseln, Buchten und Einfahrten dieser im höchsten Grade eingeschnittenen Küste in Berechnung nehmen. Jeder Fuß breit von diesem Strande ist vorzüglicher Robbengrund und war noch vor einem Jahrhundert von Robben bevölkert, aber 50 Jahre schonungsloser Metzelei haben ihre Spuren dort zurückgelassen und der Robbenschlag ist jetzt nur noch eine Lotterie. Punto Arenas (Sandspitze) in der Magellansstraße ist das Hauptquartier

Digitized by Google

des Robbenschlags, dessen jährlicher Ertrag sich jetzt nur etwa auf 1000 Stück beläuft. Südwärts vom Kap Horn sind die Süd-Shetlands- und die Süd-Orkney-Inseln, höher an der Ostküste hinauf die Falklands-Inseln und Südgeorgien, alle von demselben Charakter wie die Küste von Patagonien, alle in früheren Zeiten der Aufenthalt zahlloser Mengen von Robben, aber heutzutage beinahe alle als Robbengründe unbedeutend.

Ueberschauen wir weiter ostwärts die Landkarte, so finden wir lauter Oertlichkeiten, wo noch zu Anfang dieses Jahrhunderts der Robbenschlag reichliche Schiffsladungen ergab. Sandwichs-Land, unter 60° s. Br.; Tristan da Cunha, weit hinauf; Goughs-Insel, südwestlich vom Kap; Prinz-Edwards- und Marion-Insel, südöstlich; Crozet-Insel, Kerguelen-Land; die Inseln Maquarie und Emerald, südlich von Tasmanien, und die Antipoden-Insel, südöstlich von Neuseeland. Auf dem letzteren unbedeutenden Eilande sicherte sich Kapitän Pendleton von New-York im Jahre 1801 eine Ausbeute von 60,000 Stück Häuten, und in den Jahren 1814 und 1815 wurde von dort die ungeheure Zahl von 400,000 Fellen ausgeführt. Ein einziges Schiff soll nicht weniger als 100,000 Felle geladen haben, welche infolge fehlerhafter Zubereitung auf der Fahrt nach London verdarben und mit Spaten ausgegraben und als Dünger verkauft werden mußten. Dies zeigt an sich schon den Geist äußerster Sorglosigkeit, welchen den ganzen Pelzhandel durchdrang. Das einzige Dichten und Trachten ging dahin, die Felle zu bekommen, gleichviel auf welche Weise, den Schiffsraum zu füllen und die Ware zu Markt zu bringen. Ein Fell war ein Fell, gleichviel, ob es einem alten Bullen oder einer Kuh, einem erwachsenen Männchen oder einem Jungen gehörte, und selbst hochträchtige Kühe wurden nicht verschont. Die Gans umzubringen, welche die goldenen Eier legt, ist und war von jeher sprichwörtlich die höchste Thorheit, nach welcher aber die Robbenschläger immer handelten. Nichts, was Leben hatte, wurde verschont, und so wurde der Markt überführt und die Felle unverkäuflich.

Dann wieder wurden Tausende und aber Tausende alter, wertloser Häute gewonnen, welche nicht die Fracht verlohnten, und die Folge für das Schiff war nach Ende der Saison eine Unterbilanz und ein Verlust für das Publikum und den Händler. Es fehlte an einer verständigen Politik, aber niemand bekümmerte sich darum, und so wurden die Robbengründe verheert und die Robben ausgerottet. Natürlich dachte niemand je an eine Schonzeit oder Erhaltung, oder, wenn eine solche auch festgesetzt war, so war keine Autorität vorhanden, um diese Bestimmung aufrecht zu erhalten, denn die meisten Robbengründe waren nicht nur sehr weit entlegen, sondern gehörten in der That buchstäblich niemand. Eine allgemeine Schonzeit hätte nur durch eine gemeinsame Verständigung aller Beteiligten durchgeführt werden können, und selbst in diesem Falle hätte man einen Uebertreter nicht daran verhindern können, sich hereinzuschleichen und sich zu allem zu verhelfen, worauf er die Hand decken konnte.

Außer der Behringssee ist der einzige Robbengrund, welcher sich eines Schutzes erfreut, derjenige auf Kap Corrientes, um welchen sich die Regierung von Buenos Ayres bekümmert. Derselbe ist sehr klein und liefert nur 5000 Felle jährlich. Die Insel Lobos, an der nördlichen Küste des Rio de la Plata, ergibt jährlich 10,000 bis 14,000 Stück. Der gesamte Robbenschlag der Welt außerhalb der Behringssee wird sich kaum auf 50,000 Stück jährlich belaufen.

Nehmen wir für die Ausbeute der Pribyloffs 100,000, für diejenige der Kommander-Gruppe 50,000 Stück jährlich an, so kommen auf diese Weise etwa 200,000 Stücke Sealskin alljährlich als Maximum auf den Markt, und wenn wir finden, daß man zu einem Damenmantel mindestens drei Stücke bedarf, so wird offenbar noch lange Zeit vergehen, bevor jedermann eine Sealskin-Jacke hat.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, ist es vielleicht nicht uninteressant, einzelnes über die Regierungs-Verfassung und Verwaltung dieser abgelegenen Inseln zu erfahren. Im Juni 1870 erließ der amerikanische Kongreß eine Akte, welche den Sekretär des Schatzamtes bevollmächtigte, die Inseln St. Paul und St. Georg unter gewissen Regeln und Beschränkungen an Privatgesellschaften zu verpachten. Die Sache ward öffentlich ausgeschrieben und Steigerer eingeladen und führte zu dem Ergebnis, daß ein Verein von Kaufleuten in San Francisco unter der Firma der Alaska-Handelsgesellschaft das höchste Gebot that und einen (nicht übertragbaren) Pachtvertrag auf 20 Jahre vom 1. Mai 1870 an bekam.

Die Bedingungen sind folgende: Die Gesellschaft verpflichtet sich, an den Staatsschatz jährlich 50,000 Doll. als Pacht oder Rente und außerdem noch eine internationale Zoll- oder Einkommensteuer von 2 Dollars und 62 1/2 Cents für jedes gefangene und ausgeführte Sealskin, sodann 55 Cents für jede Gallone Thran, welche von den auf den Inseln oder irgendwo verkauften Robben gewonnen wird, zu bezahlen, und außerdem den Bewohnern von St. Paul und St. Georg während der ganzen Dauer der Pachtzeit jährlich unentgeltlich 25,000 getrocknete Lachse, 60 Klafter Brennholz, eine genügende Menge Salz und eine hinreichende Menge Fässer zur Aufbewahrung des nötigen Fleischvorrates zu liefern, und außerdem auf jeder der beiden Inseln für eine Periode von nicht weniger als acht Monaten in jedem Jahre eine zur Erziehung der Eingeborenen geeignete Schule zu unterhalten. Ferner verpflichtet sich die Gesellschaft ausdrücklich, auf St. Paul nicht mehr als 70,000 und auf St. Georg nicht mehr als 25,000 Stück Pelzrobben jährlich zu schlagen, keine Pelzrobben zu erlegen außer in den Monaten Juni bis Oktober, die besagten Robben zu keiner Zeit mittelst Schießgewehren oder auf irgend eine andere Art zu töten, welche die besagten Robben von den erwähnten Inseln vertreiben

Digitized by Google

könnten; keine weiblichen Robben und keine Robben unter einem Jahr und keine Robben in den Gewässern um die genannten Inseln oder auf dem Strand, den Klippen oder Felsen zu töten, auf denen dieselben aus dem Meere aussteigen, um daselbst zu verbleiben. Weiter wird übereingekommen und vertragen, daß die Gesellschaft und ihre Agenten auf beiden Inseln weder geistige Getränke halten, verfertigen, an die Eingeborenen der besagten Inseln verkaufen oder verschenken dürfen.

Vom philanthropischen Gesichtspunkte aus bedürfen diese Bestimmungen keinen Kommentar. Schon die Thatsache des Branntweinverbotes selbst beweist ja zur Genüge, daß eine weise und humane Politik die Bedingungen des Pachtvertrages diktiert hat. Die unentgeltliche Lieferung einer großen Menge Lebensmittel ist ein weiterer Beweis für dieselbe wohlthätige Gesinnung. Diese waren natürlich das Werk der Regierung der Vereinigten Staaten und mußten angenommen werden, ehe der Pacht gewährt wurde.

Sehen wir nun, wie sich die Gesellschaft benommen hat. Auf jeder der beiden Inseln ist ein ständiger Arzt, dessen Beispiel, im Verein mit demjenigen der anderen Weißen, bereits eine größere Reinlichkeit und eine gesündere Lebensweise unter den Eingeborenen herbeigeführt hat. Jede Insel hat einen tüchtigen Schulmeister und ein wohlgewärmtes, passendes Schulhaus, das vom 1. Oktober bis zum 1. Juni geöffnet ist. Es hat nur Mühe gekostet, die Eltern zu veranlassen, daß sie ihre Kinder in die Schule schickten, denn sie bezweifelten deren Befähigung, sowohl die englische als die russische Sprache zu erlernen, welch letzterer, als der Sprache ihrer Kirche, sie natürlich den Vorzug geben.

Den Eingeborenen ist das Monopol des Robbenschlages und der Aufbereitung der Felle vorbehalten. Sie haben volle Freiheit, nach Belieben zu kommen und zu gehen, und das Recht, zu arbeiten oder zu feiern, jedoch mit der Verständigung, daß im letzten Falle ihre Stellen von anderen eingenommen werden, was nur ganz gerecht ist. Die Gesellschaft ist ein durch gesunde und erleuchtete kommerzielle Prinzipien gemilderter Despotismus; ihre Mitglieder sind weit über den Buchstaben des Handels- und Pachtvertrages hinausgegangen, nicht weil sie ihr Geschlecht mehr lieben als andere, sondern weil sie dem Gegenstand durch dasjenige Organ nahetreten, welches das zarteste und sensitivste von allen ist, nämlich durch die Tasche; sie stellen sich am besten durch ihre Freigebigkeit.

Dem intelligenten Geschäftsmanne ist Ein Ding besser bekannt als einem anderen, nämlich, daß wenn ein Mann gut genährt und gekleidet und in einer guten Wohnung untergebracht ist, man mehr und bessere Arbeit von ihm bekommen kann, als unter entgegengesetzten Bedingungen. Unter der russischen Herrschaft wohnten die Leute in elenden, halb verfallenen und halb unterirdischen Hütten, welche aus Rasen aufgebaut, mit Erde bedeckt, feucht, dunkel und unbeschreiblich schmutzig, und in welchen alles mit dem schwarzen, glänzenden, fettigen Ruß vom Verbrennen des Robbenspecks bedeckt war, der einen unerträglichen Gestank verbreitet. Unter solchen Bedingungen stand die Lebenskraft notgedrungen auf einem niedrigen Standpunkt und es war nicht die physische Befähigung vorhanden, die harte Arbeit in der Zeit des Robbenschlags zu ertragen. Heutzutage aber ist alles anders geworden: jede Familie hat ein hübsches, hölzernes, innen mit Theerpapier austapeziertes Haus, das mit einem Ofen und vollständigen Nebengelassen versehen ist. Die Straßen sind regelmäßig ausgelegt und ein Plan vorhanden, auf welchem jedes Haus verzeichnet ist. Auf St. Paul steht eine größere, auf St. Georg eine kleinere Kirche. Die Folgen sind natürlich sehr ermutigend: im Jahre 1872 erbeuteten 67 Männer in 50 Tagen 75,000 Stück Felle, im Jahre 1873 76 Männer in 40 Tagen 75,000 Felle, in 1874 erbeuteten 80 Männer in 39 Tagen 90,000 Felle. Die Gesellschaft darf jährlich 100,000 Häute erheben und nimmt natürlich diese Anzahl oder so viel davon, als sie kann. Anfangs war es physisch unmöglich, diese Arbeit unter weniger als drei oder vier Arbeitsmonaten zu bewältigen. Was war die Folge davon? Die Haut ist vom 14. Juni, wann die Robbe zuerst ankommt, bis zum 1. August, von der möglich schönsten Beschaffenheit. Von Anfang Augusts bis Ende Oktobers nimmt sie rasch ab, wenn das Tier sich seiner Mauserzeit nähert, und ist in diesem Zustande praktisch wertlos. Unter der früheren Austeilung war der Fang zu einem Viertel Prima-Qualität und der Rest mittelmäßig bis herunter zum Schund. Heutzutage ist der ganze Fang Prima und erhält den höchsten Preis. Wir können alle sehen, daß dies ein Geschäft ist.

Die in Geldwert ausgedrückten Ergebnisse sind für die Finanzen der Vereinigten Staaten höchst befriedigend. Die Verträge wurden erst am 31. August 1870 unterzeichnet und übergeben und die Schiffe und Agenten trafen daher nicht vor dem 1. Oktober ein. Da die Saison beinahe vorüber war, so wurden in jenem Jahre nur 9200 Felle erbeutet. Seither aber hat der Fang beinahe das gesetzliche Maximum erreicht mit dem höchst zufriedenstellenden Ergebnis, daß der an die Regierung bezahlte Betrag von Pacht und Steuer sich Ende 1880 auf volle 3,452,408 Dollars belief, ein sehr guter Zins aus dem Kaufschilling für ganz Alaska.

Soviel von der Pelzrobbe, auf welche wir demnächst in einem anderen Artikel eines geehrten Mitarbeiters zurückkommen werden.

Geographische Neuigkeiten.

* Die neue Expedition des Lieutenants Wißmann verließ Luluaburg am 16. November 1886. Das

Digitized by Google

beabsichtigte Erforschungsfeld ist der Bezirk zwischen dem Sankuru und dem Nyangwe. Er fuhr im Dampfer nach der Stelle, wo sich der Lubi in den Sankuru ergießt. Von dort aus will er versuchen, sich nordwärts zu wenden und die unbekannte Region zu erforschen, wo der Luongo, Juapi und Lomami ihre Quellen haben („Mouvement géographique" Nr. 7). Während seines Aufenthaltes in Luluaburg war Wißmann nicht müßig; er und de Macar, der neue Befehlshaber der Station, machten eine Rekognoscierungsfahrt in das Land der Baluba und in das Becken des Lubilasch. Sie besuchten die Residenz Mona Tenda, in der Nähe des Flusses Lukula. Die Gegend ist von den Baschilange bewohnt und dicht bevölkert, und die Dörfer sind nur auf den Gipfeln der Hügel erbaut. Das östliche Ufer des Lukula gehört den Baluba. Während das Land westlich vom Flusse sehr fruchtbar ist, bildet das Baluba-Land eine wellenförmige Ebene von ödem und unfruchtbarem Aussehen, hat aber eine zahlreiche Bevölkerung. Leider wurden aber die Reisenden von den Eingeborenen angegriffen und zur Umkehr nach Luluaburg gezwungen.

* Stanley's Ansichten über die deutsche Kolonisation in Ostafrika. Stanley kritisiert diese in einem seiner Briefe an die Londoner „Times". Er rät den Deutschen, in die Somali-Halbinsel einzudringen, anstatt in den ungesundesten Regionen des äquatorialen Afrika zerstreute Stationen zu errichten. Er schlägt vor, man solle einen dauernden Posten oder ein Fort an der Mündung des Dschuba oder Rufidschi anlegen nnd allmählich landeinwärts vordringen. In der That befolgt die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft ein ähnliches Verfahren wie die Kongo-Association, indem sie Faktoreien an der Küste und im Binnenland errichtet. Der Bezirk, welchen sie sich für ihre Operationen ausersehen hat, ist einer der wichtigsten in Afrika und umschließt alle Karawanenstraßen vom oberen Kongo und dem Nil nach den Häfen der Ostküste. Wie weit Stanley mit seinen Bemerkungen Recht hat, muß erst die Zeit lehren; das was er über den vorherrschenden und noch steigenden Einfluß der Deutschen in Sansibar und über das abnehmende Ansehen der Briten daselbst bemerkt, bestätigt seine Kritik durchaus nicht.

* Die Grenzberichtigungen in Südamerika. Während die verschiedenen südamerikanischen Staaten früher eine auffallende Gleichgültigkeit bezüglich der genauen Abgrenzung ihrer gewaltigen Gebiete von einander an den Tag legten, erscheinen sie plötzlich von einem mächtigen Drange ergriffen, ihre gegenseitigen Grenzen ganz genau zu bestimmen. So z. B. die Grenze zwischen Venezuela und dem Britischen Guyana. Am jüngsten 14. Jan. nämlich ging der englische Dampfer „Sproston-Wood" in besonderer Sendung von Georgetown nach Amacuru ab und hatte an Bord Herrn Im Thurn, den Verwaltungsbeamten des Bezirks Demerara, die Inspektoren Walker und Swain und mehrere bewaffnete Polizisten. Der Dampfer stand unter dem Befehl des Kapitäns Yorge, der diese Gewässer vollkommen kennt. Der „Sproston-Wood" kehrte am 20. Januar glücklich nach Georgetown zurück und brachte Herrn Im Thurn wieder mit, hatte aber den Inspektor Swain und die Polizisten in Amacuru zurückgelassen. Der andere Inspektor, Walker, war an Bord der „Gazelle" zurückgeblieben, welche an der Küste vor Anker lag. Da seit einiger Zeit ein Streit hinsichtlich der Gebietsabgrenzung zwischen der britischen Regierung und derjenigen von Venezuela besteht, so scheint die Regierung von Demerara sich für verpflichtet gefühlt zu haben, in Erwartung weiterer Weisungen diese Maßregeln einer vorläufigen Besetzung vorzunehmen. Dies geht wenigstens aus einem Artikel der Zeitung „Argosy" von Demerara hervor, welcher den Besitz des Bezirks Amacuru als eines Teils der britischen Kolonie in Anspruch nimmt. Derselbe sagt nämlich: „Hinsichtlich des Bezirks Amacuru finden wir, daß in dem jüngst von Herren Philips und Söhnen herausgegebenen Atlas der ganze Bezirk des oberen Amacuru am Orinoco rot bezeichnet ist, was beweist, daß derselbe das Eigentum von Großbritannien ist." Der venezuelanische Konsul in Demerara hat die Behauptungen der englischen Zeitung bestritten und sagt in einem Briefe, welchen er an dieselbe gerichtet und den diese am 15. Jan. veröffentlicht hat: „Venezuela hat von jeher das linke Ufer des Flusses Essequibo als die Grenze seine Besitztums in Anspruch genommen; allein seit 1803 hat Großbritannien unter Berufung auf das Vorhandensein holländischer Forts jenseit dieses Flusses von einer großen Strecke Landes Besitz ergriffen. Seither hat Venezuela gegen diese Usurpation seines Gebiets Verwahrung eingelegt und einen Grenzberichtigungs-Vertrag zwischen den beiden Ländern zu unterhandeln versucht. Der bevollmächtigte Minister von Venezuela schlug den Essequibo als Grenze zwischen den beiden Ländern vor, Lord Aberdeen behauptete, die Grenze müsse vom Flusse Moruca an beginnen; unglücklicherweise unterbrach der Tod des Dr. Farnique, des bevollmächtigten Ministers von Venezuela, diese Unterhandlungen. Im Jahre 1881 suchte die Regierung von Venezuela von neuem ein Abkommen zu treffen, aber Lord Granville verwarf die von seinem Vorgänger vorgeschlagene Längengradsgrenze und verlangte, daß die Grenzlinie mehr nördlich von der Moruca, an einem Punkt gezogen werde, welcher 29 Meilen ostwärts vom rechten Ufer des Flusses Barima gezogen wurde. Venezuela hat diesen Vorschlag niemals angenommen, sondern im Gegenteil verlangt, daß der Streit einem Schiedsgericht unterworfen werde, als dem vernünftigsten und zufriedenstellendsten Mittel, um eine Grenzstreitigkeit zwischen zwei Nationen zu schlichten, welche seither im besten Einvernehmen gelebt haben und noch leben". In diesem Streite zwischen England und Venezuela hat Spanien dem ersteren seine Vermittelung in der Sache der Frage der

Digitized by Google

Grenze des Britischen Guyana angeboten; allein die neuesten Nachrichten, welche mit den Postdampfern aus Puerto-Cabello in Santiago de Cuba eingetroffen sind, melden, daß drei britische Kriegsschiffe vor Puerto-Cabello vor Anker gegangen sind und daß sich an Bord eines dieser Fahrzeuge ein englischer bevollmächtigter Minister befindet. Diese Nachricht bedarf keines Kommentars: England ist wieder auf dem Punkte, eine brutale Vergewaltigung zu begehen!

Zur Richtigstellung der Grenzen zwischen Argentinien und Brasilien wird nun ebenfalls in kürzester Frist geschritten, denn die Kommissionen, die von der brasilianischen Regieeung einer- und von der argentinischen Regierung andererseits ernannt worden, um die Grenzen des Gebiets der Misiones zu regeln, sind an ihren Bestimmungsort abgegangen. Wahrscheinlich haben die Abgrenzungsarbeiten schon in den ersten Tagen des Aprilmonats begonnen.

Bezüglich der Grenzen zwischen Venezuela und Columbien hat der venezuelanische Kongreß das Protokoll gebilligt, welches in Paris durch Herrn Holguin, bevollmächtigten Minister dieser Republik, und General Guzman Blanco bezüglich der Grenzfrage abgeschlossen worden war. Dieses Einverständnis gibt der Hoffnung Raum, daß das schiedsrichterliche Urteil so bald wie möglich ausgesprochen werde.

Auch die Grenzen zwischen Bolivien und Paraguay sind nun fest bestimmt in dem zwischen beiden vereinbarten Grenzvertrag, welcher die so lange schwebende und debattierte Streitfrage löst und am jüngstvergangenen 17. Februar zu Ascension abgeschlossen worden.

* Die Arbeiten der Geologischen Vermessung von Neufundland im Jahre 1886 umfaßten eine Erforschung der Baie des Exploits, welche von James P. Howley veranstaltet worden; in den jüngsten Jahren waren die Dienste der Vermessung hauptsächlich der Katastrierung von Land für Zwecke des Ackerbaues gewidmet gewesen. Die meisten ihrer geographischen Arbeiten sind noch immer nur im Manuskript vorhanden, noch niemals überhaupt veröffentlicht worden; sie umfassen die Vermessung der Buchten von Notre-Dame, St. Georges, Portà-Port 2c. und die Triangulierungen der größeren Seen.

* Die Erforschung des Yukon-Beckens. Die canadische Regierung hat soeben eine topographische und geographische Expedition zur Erforschung der vom Yukon-Flusse bespülten Länder organisiert. Dem Lieutenant Schwalk zufolge, welcher den größten Teil dieser Region im Jahre 1883 im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten durchreiste, hat dieser Fluß einen Lauf von mehr als 2000 Meilen Länge, und man glaubt, er enthalte an mehreren Stellen Lager von Waschgold von bedeutendem Werte. Die Expedition sollte dem Programm gemäß in den ersten Tagen des Mai von Victoria (Britisch-Columbia) abgehen. Diejenigen Arbeiten, welche sich auf die Geologie, Geognosie und Naturgeschichte beziehen, werden von Dr. Dawson, dem Vizedirektor der geologischen Studien von Canada, geleitet werden; unter seiner Aufsicht wird Herr W. Ogilvy mit den topographischen Arbeiten betraut sein und eine genaue Karte des Landes aufnehmen, in Anbetracht, daß ein Teil des Yukon-Beckens auf britischem Gebiet gelegen ist.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

In stillem Unmut über diese wertlose Eroberung, für die ich im ersten Augenblick keine Verwendung wußte, fand ich eher Rat, als ich dachte. Ich bemerkte nämlich, daß Herren einzeln mit den errungenen Trophäen verschwanden. „Wohin damit?" fragte ich mich, indem ich ihnen forschend nachsah. — „Ha! unter die Reihen der Damen, um einer derselben, einer Bevorzugten jedenfalls, ein Zeichen der Verehrung darzubringen!" — Diese Verwendung fand meinen vollständigen Beifall, und da meine Eroberung niedlich und zierlich gearbeitet war, durfte ich hoffen, mit Ueberreichung derselben einer Schönen ein freundliches Lächeln abzugewinnen, und so verfügte ich mich denn zu einer bekannten Dame, der Frau eines Gastfreundes, um ihr den pflichtschuldigen Tribut meiner Achtung und Aufmerksamkeit darzubringen.

Nachdem der Kauf- und Schaulust für diesen Tag wenigstens Genüge geschehen, machte auch der Magen seine Ansprüche geltend, zu deren Befriedigung in einem anstoßenden Büffet vom unternehmenden Wirte treffliche Gelegenheit geboten war. Dahin führten galante Herren ihre Damen, wo die auserlesensten Gerichte neben importierten Weinen und sonstigen Delikatessen köstlich mundeten und heitere Gespräche nicht wenig zur Erhöhung der festlichen Stimmung beitrugen. Endlich zum Beschluß stieg ein für diese Feier angefertigter Ballon in die Lüfte; noch einmal rauschten die Raketen und krachten die Schwärmer, denen ein bei solchen Gelegenheiten nie fehlendes Feuerwerk sich anreihte.

Dieser Kirchenbrauch öffentlicher Auktionen ist durch das ganze Land verbreitet. Nirgends aber fand ich ihn in so interessanter, großartiger Weise begangen, als in dieser nördlichen Provinz. Jedes Kirchspiel, sei es noch so klein, feiert das Fest, das gewöhnlich in die Zeit des Hl. Geistes (Espirito santo) fällt und gern auf Tage verlegt wird, denen eine helle Mondnacht folgt, damit den vom Lande in die Stadt Kommenden auch nach Hause geleuchtet werde. Selbst Ortschaften, die keine Kirche besitzen, bleiben nicht zurück. Man begnügt sich daselbst mit Privatwohnungen und verbindet zugleich allerlei gesellschaftliche Unterhaltungen, vor allem aber die unvermeidlichen Tanzvergnügen, mit diesem kirchlichen Feste.

Der Fremde hat leicht Gelegenheit, auf der Chapada (Campland) das Emu, den südamerikanischen Strauß, kennen zu lernen, welcher zwar bei weitem nicht die Dimensionen hat, wie sein Verwandter in Afrika, dennoch aber ein stattliches Tier ist, das viel zum Vergnügen unterhalten wird. Seine Höhe bis zum Kopf beträgt 1—1.20 m. Die Eier sind verhältnismäßig sehr groß, jedoch ohne feste Dotter und für den Küchengebrauch besonders empfehlenswert. Den Eiern wie den Federn wird sehr nachgestellt und letztere werden selbst exportiert.

Die trockenen Ländereien um den oberen Itapicuru erzeugen mehrere besondere, zum Teil geschätzte Baumfrüchte. Der Imbuzeiro liefert eine säuerlich-süße Frucht, von der ein vorzügliches Kompot bereitet wird, das in dieser Form den Namen Imbusada

Digitized by Google

hat. Der Baum, zur Familie der Terebinthaceen gehörig, den Namen Spondias tuberosa führend, gefällt durch seinen niedrigen Wuchs und sein lebhaftes Grün, das er jedoch in der trockenen Jahreszeit abwirft. Interessant sind die kleinen Früchte des Caju, die zu ähnlichem Zwecke, wie vorhergehende, verwendet werden. Ihre Kleinheit ist um so überraschender, als derselbe Standort auch Früchte von ganz enormer Größe erzeugt. Ich sah deren bis 20 cm. Länge und von ersterer nur 3 cm. betragende Exemplare. Beide mochten jedoch nur Abarten einer und derselben Spezies, des Anacardium occidentale, sein. Die kleinere Frucht wird mit dem Diminutivnamen Cajui bezeichnet. Ferner ist zu erwähnen die Mangaba, aus der Familie der Apocyneen, der wir zuerst bei Pernambuco begegneten. Sie wächst überall auf sandigem Boden im östlichen Aequatorialbezirk und wird gleichfalls viel zur Kompotbereitung verwendet. Eine vierte, mir noch neue Frucht, die jedoch zur Zeit nicht in Reife war, ist die Bussa, aus der Familie der Myrtaceen, die von gutem Geschmack sein soll.

Noch muß ich eines seltsamen niedrigen Baumes gedenken, des Sambaiba, dessen große Blätter eine solche Härte und Rauhheit besitzen, daß sie zum Schleifen des Holzes, Leders und anderen Materials dienen. Es ist ein rechter Wüstenbaum, eines jener krüppelig knorrigen Gewächse, wie wir sie schon auf dem Wege nach Ceara-mirim kennen lernten. Die Chapada um Caxias hat mehrere eigene Formen dieser Art aufzuweisen, namentlich den Tingubaum, Mayepea pubescens, mit großen, dreiklappigen Früchten, deren Inneres auf das Zierlichste wie Kartonnage-Arbeit mit großen blätterigen Samen dreiseitig peripherisch ausgelegt ist.

Ein beliebter Vergnügungsort für die Bewohner von Caxias ist das mit üppiger Vegetation bestandene „Ponte", ein halbes Stündchen jenseit des Flusses liegend. Ein munterer Bach leiht dem Orte seinen Reiz. Man fühlt sich ganz überrascht und angenehm berührt durch die Frische der Luft, durch das zum erquickenden Bade verlockende klare Wasser, sowie durch die wie hingezaubert erscheinende Fülle der Vegetation, und hierher waren denn auch meine Hauptausflüge gerichtet. Besonders lieb und heimisch machten mir diesen Ort eine Anzahl der schönen, stolzen Mauritia-Palmen, die in ganzer Kraft und Majestät prangten und in langer, endloser Reihe den Lauf des Wassers bezeichneten. Möchte man beim Anblick so vieler verschiedener Palmen allemal sich zu dem Ausrufe veranlaßt fühlen: „Diese ist die schönste, ihr soll der Preis zuerkannt werden!" so dürfte diese allerdings immerhin schwierige Entscheidung mit gutem Recht der gewaltigen und doch in so schönem Ebenmaße dastehenden Mauritia gebühren. So viele ihrer auch sind, so ist das Entzücken doch immer neu und reizt zu wiederholtem innigem Beschauen.

Neben diesen Riesen, den Zeugen des Alters und der Vergangenheit, das Bild der Jugend vergegenwärtigend, nimmt unter deren Kronen bescheiden eine andere Art der Mauritia Platz. Sie ist in allen Verhältnissen kleiner beschaffen, hat einen stacheligen Stamm und Früchte von der Größe einer Eichel, die, ähnlich wie bei den übrigen Arten, mit zierlichen rhomboidalen Schuppen bedeckt sind. Diese, von dem Brasilianer mit dem Namen Buritirana bezeichnete Art ist dem Botaniker als Mauritia Carana (?) bekannt.

Die Flora um Caxias dürfte dem Kenner bei fortgesetzter Nachsuchung immerhin als interessant bezeichnet werden, so wenig die Magerkeit des Bodens auf den ersten Anblick dies bestätigen zu wollen scheint. Sie kommt in vieler Beziehung mit der von Piauhy überein und ist genaueren Studiums würdig, als ich ihr bei meinem nur dreiwöchentlichen Aufenthalt widmen konnte. Unter den gefundenen, wirklich interessanten Pflanzen erwähne ich eine neue schöne Spezies aus dem Geschlechte der Vanille.

Das warme Klima wird wegen herrschender Trockenheit nicht für gesund gehalten, welcher Ansicht ich nach eigenen Beobachtungen beipflichten kann. Die Temperatur betrug Morgens 7 Uhr durchschnittlich 21.5°, Mittags 2 Uhr (Maximum) 27.5° und Abends 9 Uhr 23.5° R. — Schwankungsverhältnisse, die ich selbst unter höheren Breiten nicht immer fand. Mit dem täglich erwarteten Regen hoffte man jedoch eine Minderung der Wärme eintreten zu sehen, wodurch die Temperatur doppelt angenehm wurde, indem mit der Wärme zugleich die eigentümliche, jeder Brust verderbliche Trockenheit ein Ende nimmt.

Die Provinz Pará.

Von Pará aus, der unteren Hauptstadt und dem Stapelplatz des Amazonas, befuhr ich diesen Riesenstrom etliche sechsmal bald hierhin, bald dorthin auf seinem unendlich langen Lauf und bog dabei oft in die Nebenflüsse ein, um das Innere auf möglichst weite Entfernungen zu bereisen. Der Leser wird es daher ganz in der Ordnung finden, wenn ich dieser so oft bereisten, gleichsam zum Mittelpunkt meiner Amazonas-Reise erwählten Provinz eine eingehende Betrachtung widme, ehe ich zur Purus-Reise übergehe.

Wiederum war ich mit dem Dampfer den Amazonas hinuntergefahren, um nach der Hauptstadt Pará's, nach Santa Maria de Belem, zurückzukehren. Mit dieser unter dem Aequator gelegenen, an Pflanzenschätzen äußerst reichbegabten Provinz schließt das brasilianische Reich nördlicherseits ab, indem es mit dem Oyapok-Strom an das französische Guyana angrenzt. In klimatischem, geographischem und merkantilem Sinn ist wohl kein Land der Erde so glücklich gelegen, wie diese große, vom mächtigsten aller Ströme durchschnittene Provinz, deren Flächeninhalt hinreichen würde, ganz Frankreich zweimal in sich aufzunehmen. Seit 8 Jahren ist ihr politischer Flächenraum um mehr als die Hälfte verkleinert, indem Rio Negro (der obere Teil des Amazonas) als selbständige Provinz abgetrennt wurde. Der Amazonenstrom durchläuft diese beiden Provinzen in der außerordentlichen Länge von 680 Leguas, während die Breite auf 200 bis 280 Leguas angegeben wird. Mit Recht hat man den Amazonas den „Strom der tausend Inseln" genannt. Aus einer weit größeren Zahl Inseln besteht allein schon der Archipel, welcher die Fluten des Stromes aufnimmt, um sie dem Meere zu überliefern, und welcher sich von Bigia einerseits, von Macapá andererseits bis an die Comarca von Gurupa erstreckt. Unter den Inseln befinden sich viele von bedeutendem Umfange, etliche von 20—25 Quadratleguas Flächenraum. Das Haupt aller aber bildet die große Insel Marajo, die kontinentartig sich gegen die Ausmündung des Amazonas aufbaut und ihrer Fruchtbarkeit wegen sehr gerühmt wird. Ihr Flächeninhalt beträgt ungefähr 900 Quadratleguas. Ober- und unterhalb dieser Insel befinden sich die Ausgänge des Weltstroms, die in ihrer äußersten Weite 80 Leguas Entfernung messen.

Die Hauptstadt der Provinz Pará liegt 23 Leguas von der Küste entfernt, innerhalb des großen Wasserkomplexes, der durch das Zusammenfließen vieler Gewässer gebildet und gewöhnlich der Pará-Fluß genannt wird. Diese Bezeichnung ist jedoch unrichtig, solange ihm nicht der Charakter eines Flusses nachgewiesen werden kann. Auch die Ansicht vieler, als liege Pará (so nennt man schlechtweg die Hauptstadt) auf dem rechten Ufer des Tocantin-Flusses, muß verworfen werden; am richtigsten dagegen wird die Bezeichnung „Bay von Guajara" für das um Pará liegende große Wasserbecken sein. Die hydrographischen Verhältnisse dieser Provinz sind überhaupt so verwickelt, so ausgedehnt und großartig, daß unter den im Lande Geborenen nur wenige eine richtige Vorstellung von den Umgebungen ihrer Wohnstätte haben dürften.

Die Lage der Stadt ist flach und in einigen Teilen deshalb ungesund, im allgemeinen aber ist der Gesundheitszustand ein

Digitized by Google

günstiger zu nennen. Epidemien herrschen selten. Wenn schon die Sonne zweimal im Jahre ihre Strahlen senkrecht auf den Boden herabsenkt, so ist die Temperatur doch immer erträglich; sie ist warm, aber von keiner beengenden Schwüle, und das ganze Jahr hindurch kaum einem Wechsel unterworfen. Nur der Regen bewirkt den einzigen Unterschied in der Klimatologie oder vielmehr der Meteorologie des Landes. Er beginnt im November oder Dezember und hält bis Juni an, so zwar, daß er täglich ein- oder zweimal eintritt. Die übrige Zeit des Jahres bildet den sogen. Sommer. Mit dem Zurücktreten der Hochfluten (gegen Ausgang des Winters) stellen sich viele intermittierende Fieber ein, die man je nach ihrem Charakter oder der Periodizität, in der sie auftreten, Sesaõ, Terciana und Quartana nennt. Keine Gegend Brasiliens mag so sehr von diesem Uebel heimgesucht, keine aber auch, als hiezu disponierend, so von Flüssen, Gräben und Seen durchschnitten sein, wie die Provinz Pará. Das Leiden ist allgemein und es gibt wohl kaum ein Haus, in das dieser unheimliche Gast nicht schon eingedrungen wäre. Vermochte ich seinen Versuchungen jahrelang glücklich zu widerstehen, so entging ich ihm doch in Pará nicht, wo auch ich Zeuge von dieser lästigen, höchst schwächenden Krankheit sein sollte. Das gegen Fieber so wirksam anerkannte Chinin kommt hier in dem warmen Lande, wo Magen und Leber, besonders bei Fremden, so leicht afficiert werden und auf welche Körperteile es schädlich einwirkt, nur ganz ausnahmsweise in Anwendung. Der Fazendeiro verordnet es wohl seinen robusten Schwarzen, der kundige Mediziner greift indessen zu anderen Medikamenten, während beim gewöhnlichen Volke die Wahl unter Mitteln besonders reich ist.

Die Stadt ist reinlich und gut gebaut, von geraden und langen Straßen vielfach durchschnitten; öffentliche Alleen führen unter ihrem Schatten den Promenierenden hinaus in die freie Natur. Die Einwohnerzahl wird, wie so häufig, auch hier verschieden angegeben, sie schwankt zwischen 28,000—35,000 und zählt verhältnismäßig wenig Schwarze, dagegen einen um so größeren Anteil civilisierter Wilden verschiedener Stämme. Nicht geringer ist auch die Zahl derer, welche durch Vermischung von Indianen mit anderen Rassen entstanden sind. So bezeichnet man als Mamelucos die Sprößlinge von Weißen und indianischen Frauen, als Curiboca jene von Indianen und schwarzen Frauen. Außerdem unterscheidet man in der Bevölkerung besonders noch die Vermischung Schwarzer mit Weißen und deren verschiedenen seitlichen Abstammungen, wie Mulatten, Cafuses (Carasus, Bujama, Cabras), Carafus-atapucada ꝛc. Wahrlich, die Menschen sind hier so bunt durcheinander gewürfelt, daß ein ethnographischer Forscher in vielen Fällen seine Schwierigkeiten haben dürfte, um zu den einzelnen Regionen der Stammbäume zu gelangen.

Die Provinz Pará liegt so glücklich, so fruchtbar, wie das gepriesene Indien, wo unter dem Szepter englischer und französischer Herrschaft von jeher die edelsten Produkte des Pflanzenreichs, die kostbarsten Gewürze der Welt erzeugt wurden; wo rationeller Anbau und Ausfuhr so entschieden günstig auf die finanziellen Verhältnisse wirken, daß die gegründetste Aufmunterung und Gleichstellung mit diesem mächtigen Antipoden vorliegt. Versuche, den Ackerbau auf den ihm würdigen Standpunkt zu bringen, sind auch mehrfach gemacht worden, aber an der Indolenz des Volkes und der Regierung nach und nach gescheitert. Wo sind alle jene wertvollen Einführungen geblieben, welche zur Zeit als Brasilien noch eine portugiesische Kolonie bildete, mit großen Kosten und Fleiß beschafft wurden? Wo sind jene Muscat-, Zimmt-, Cardamonen-, Gewürzpfeffer-Bäume nun hingeraten? Man fragt und sucht vergebens! Mit Recht erwartet man in dieser warmen und gesegneten Provinz Kulturen ausschließlich hochtropischer Gegenstände zu finden. Maudiocca, Zucker, Kaffee und Reis sind Produkte, die dem ganzen übrigen Brasilien angehören. Nicht einmal der Cacao, den wir allerdings früher nicht sahen und der hier in ganz ausgedehnter Weise kultiviert wird, kann als Einführung, als Beleg höheren Kulturstrebens angesehen werden. Er ist dem Lande eigentümlich, hier zu Hause. Er bedarf nur der Pflanzung und der Pflege, um bessere Früchte zu liefern. Der Cacaobaum gedeiht auf nassem, jährlich einmal überschwemmtem Land am besten und wird deshalb gewöhnlich den Ufern der Flüsse und Seen entlang, sowie auch auf Inseln angebaut, und zwar in solcher Masse, daß alle anderen Kulturen durch ihn verdrängt werden. Alles scheint in ununterbrochener Reihe eine einzige Pflanzung, einen einzigen Garten zu bilden. In der That bietet ein Cacaofal einen so angenehmen wie eigentümlichen Anblick. Die niedrigen, zu gleicher Höhe gewachsenen Bäumchen, wie sie von unten an sich verzweigen, mit den großen Blättern den Boden rings schattig und kühl erhalten, dazwischen an den Stämmen wie hingeklebt die goldfarbigen, melonenähnlichen Früchte — sie erregen gewiß bald mit Recht die Aufmerksamkeit des Fremden. Die Früchte, für den Gaumen so verlockend geschaffen, sind auch für diesen keine leere Täuschung, denn das den Samen umgebende saftige Mark ist kühlend und angenehm säuerlich. Es wird entweder sogleich ausgeschlürft oder zu Limonaden verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturwissenschaftliche

Reisen im tropischen Amerika

von

Dr. Moriz Wagner.

gr. 8. Mk. 10. 50 Pf.

Der durch seine wissenschaftlichen Reisen in vier Welttheilen den Freunden der Erdkunde längst wohlbekannte Verfasser legt in diesem Werk die wesentlichsten geographischen und naturwissenschaftlichen Ergebnisse einer vierten Forschungsreise nieder, welche er mit Unterstützung des hochherzigen Königs Maximilian II. von Bayern auf die besondere Empfehlung A. v. Humboldts und Karl Ritters nach dem tropischen Amerika ausgeführt hat. Statt der gewöhnlichen Form einer erzählenden Reisebeschreibung bringt das Buch ähnlich wie Humboldts „Kleinere Schriften" eine Reihe von Aufsätzen, Skizzen und Fragmenten verschiedenen Inhalts, welche viele neue Beiträge zur Kenntniß der Naturverhältnisse Central-Amerika's und der äquatorialen Anden von Süd-Amerika enthalten. Der Naturcharakter, die physische Geographie, die vorherrschenden geognostischen Verhältnisse, die Meteorologie und Klimatologie der südlichen Isthmus-Provinzen von Mittel-Amerika, die Geologie, besonders die Naturgeschichte der Vulcane des südamerikanischen Staates Ecuador, der wesentliche Charakter des Pflanzen- und Thierreiches der verschiedenen Länder und Regionen sind theils in großen allgemeinen Zügen, theils in ihren wichtigsten Details geschildert. Sehr ausführlich behandelt das Buch die für den künftigen Weltverkehr so bedeutsame Frage einer Durchstechung des central-amerikanischen Isthmus für einen Schiffscanal. Ein umfangreiches Capitel beschreibt die für die Einwanderung und Colonisation vorzüglich geeigneten schönen Gebirgsländer im Süden von Costarica. Dem Leser, der sich für die große naturwissenschaftliche Streitfrage des „Darwinismus" interessirt, sind besonders diejenigen Capitel zu empfehlen, in welchen der Verfasser durch eine große Zahl von neuen sehr wichtigen Thatsachen aus der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Thiere seine von der Darwin'schen Selectionslehre wesentlich abweichende Theorie der Artenbildung durch räumliche Separation weiter auszuführen und fester zu begründen versucht.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 25. Stuttgart, 20. Juni **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Durchforschung des Ratschna-Thales. Von Franz Kraus. S. 481. — 2. Die Sportsman's Exhibition in London. Von F. M. Hellborn. S. 482. — 3. Der Kannibalismus unter den Indianern Nordamerika's. (Schluß.) 485. — 4. Die Kalmücken oder das Volk der Wala. Von Friedrich Wilhelm Groß. S. 490. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 494. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 497. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 499. — 8. Litteratur. S. 500.

Durchforschung des Ratschna-Thales.

Von Franz Kraus.

Ueber das im östlichen Teile von Innerkrain gelegene Kesselthal von Ratschna gab es bisher nur wenig Nachrichten, weil dasselbe zu entlegen ist und daher zu wenig Anziehungskraft auf das große Publikum übt, um Besucher anzulocken. Erst in neuester Zeit tritt Ratschna in den Vordergrund der wissenschaftlichen Diskussion, seitdem der Entwässerungsfrage der Kesselthäler ein größeres Augenmerk geschenkt wird.

In dem Vortrage, welchen der Präsident der Sektion für Höhlenkunde des Oesterreichischen Touristen-Klubs, Herr Hofrat Dr. Franz Ritter von Hauer, am 17. Jan. 1883 hielt,[1] in dem er die Resultate einer im Jahre 1882 abgehaltenen Enquête zusammenfaßte, sind die ersten ausführlicheren Berichte enthalten, die aus der Feder des Zivilingenieurs Herrn Karl Mallner in Steug stammen, der früher als Mappierungs-Offizier mit der Aufnahme des betreffenden Blattes der Generalstabskarte betraut war und daher als ein genauer Kenner der Lokalität betrachtet werden kann.

Diesem Berichte ist zu entnehmen, daß sowohl im Jahre 1882 als auch 1879 die Ueberschwemmungen die ganze Ernte vernichtet haben, und dieselbe Kalamität trat auch 1884 wieder ein, als der Landespräsident von Krain, Frhr. v. Winkler, das Thal besuchte. Wenn man bedenkt, daß die Niveau-Differenz zwischen dem unteren und dem mittleren Teile des Thales 9 m. beträgt, und daß die Inundationen noch über den mittleren Teil hinaufreichen, so kann man ermessen, wie bedeutend dieselben sind, und daß es nicht übertrieben ist, wenn in Berichten erwähnt wird, daß die Kähne über die Kronen der Obstbäume hinwegfahren.

Die Inspektionsreise des Landespräsidenten hatte zur Folge, daß sich derselbe an das Ministerium wendete, um für Vorstudien eine Subvention zu erlangen, und gleichzeitig an das Karst-Komité des Oesterreichischen Touristen-Klubs um Auskunft über die vorzunehmenden Schritte zur Verbesserung der so ungünstigen hydrographischen Verhältnisse. Trotz sofortiger Erledigung beider Ersuchen war es im Jahre 1885 nicht möglich, die Studien zu beginnen, weil keine geeigneten Kräfte disponibel waren, und erst im Oktober 1886 konnte der krainerische Landesingenieur Herr Heaski die ersten Aufnahmen unternehmen, welche natürlich wegen der Kürze der günstigen Jahreszeit zu keinem definitiven Abschluß gelangen konnten.

Herr Heaski beging vor allem das Terrain von Obergurk, wo sicheren Anzeichen nach die Wasser von Ratschna wieder zu Tage treten, bis Ponique, wo der Ursprung des Sicabaches zu suchen ist, sowie das Thal von Leitsch, in dem ein unterirdischer Fluß in einer Grotte fließt, der mit dem bei Sagraz verschwindenden Dobrova-Bache identisch sein soll. Aus den vorgenommenen Messungen ist jedoch schon der Schluß gestattet, daß der Sicabach, welcher bei Klein-Ratschna aus einer Höhle in das Ratschna-Thal tritt, um nach kurzem Laufe in der Tučna jama genannten Höhle und in den derselben zunächst gelegenen Saugtrichtern zu verschwinden, mit dem Nasicabache identisch ist, der bei Ponique sich in die schon von Valvasor beschriebene Höhle stürzt.

[1] Publiziert in der „Oesterreichischen Touristenzeitung", Nr. 3 und 4, Jahrgang 1883.

Digitized by Google

Der Rasica-Bach soll aber unterirdisch eine Abzweigung haben, die mit der Grotte von Podpetsch in Verbindung steht, die für das Thal von Guttenfeld als Wasserreservoir in regenarmen Zeiten dient. Oberbergrat Lipold[1] stellte sich die unterirdische Verbindung dagegen so vor, daß der Rasica-Bach nach seiner Annahme von Ponique aus direkt der Gurkquelle zufließe, ohne das Ratschna-Thal zu passieren, wodurch allerdings die Erklärung fehlen würde, woher der Sicabach sein nicht unbeträchtliches Wasserquantum bezieht, da die nahegelegene Mulde von Klein-Liplein als Niederschlagsgebiet als unzureichend betrachtet werden muß.

Die hydrographischen Verhältnisse des Ratschna-Thales sind ziemlich schwer zu enträtseln insoweit sie die unterirdischen Zu- und Abflüsse betreffen. Von den beiden Hauptbächen des Thales entspringt der aus zahlreichen kleinen Zuflüssen entstehende Dobrava-Bach in ziemlich normaler Weise aus Bergquellen. Der Sica-Bach dagegen ist ein Höhlenbach in optima forma, der sofort nach seinem Ursprunge ein Mühlwerk treibt. Beide Bäche aber verschwinden unter der Erde, um eine Meile weiter bei Obergurk wieder als mächtige Quelle hervorzubrechen. Die Verschwindungsstellen dieser beiden Bäche liegen etwa 3 Km. auseinander. Wenn es richtig ist, daß der Dobrava-Bach sich östlich gegen das Thal von Leitsch wendet und durch die Grotte von Leitsch fließt, so kann die Vereinigungsstelle nicht weit von Obergurk liegen.

Herr Heaski hat auch einige Randhöhlen untersucht, die früher in der Litteratur nicht bekannt waren. Von diesen erwähnt er, daß die „Velika pekel" genannte Höhle, die ungefähr auf der halben Distanz zwischen den Verschwindungsstellen der beiden Bäche liegt, mit den Saugern des Dobrava-Baches in Verbindung stehen soll. Tritt der Dobrava-Bach aus, so saugt diese Höhle nicht, sondern wirft noch Wasser aus. In der Richtung gegen Süden folgen dann noch mehrere mit Namen bezeichnete Saugslöcher. In der südöstlichsten Thalecke liegt die schon erwähnte Tučna jama, durch welche der Sica-Bach verschwindet. Noch etwas südlicher befinden sich ein hochliegender, schräg einfallender Felsriß und eine Unzahl von kleinen Saugtrichtern im Thalboden. Letztere Gruppe wird mit dem Namen „U dna" bezeichnet. Es ist hervorzuheben, daß diese Trichter arg verschlämmt sind und daher sehr schlecht funktionieren. In dem ziemlich isolierten, auf der Generalstabskarte mit der Höhencote von 440 m. bezeichneten Berge ober der Tučna jama befindet sich ein lotrecht abfallender Naturschacht von 2 m. Durchmesser, aber leider nur von 12 m. Tiefe. In ziemlich gerader südöstlicher Richtung liegt am Rande noch ein zweiter, ebenfalls nicht sehr tiefer Naturschacht und jenseit der Depression von Klein-Gaberje ein dritter, Pasje jama genannter. Diese ganze, durch die Isohypse von 400 m. markierte Depression, die sackförmig endet, ist mit Dolinen bedeckt und korrespondiert mit einer zweiten nördlich von Illovagora liegenden, ebenso geformten, welche die Richtung andeutet, die der unterirdische Flußlauf einst genommen hat. Von hier aus beträgt die Distanz bis an das bekannte Ende der Grotte von Obergurk noch $1\frac{1}{2}$—2 Km. Von der Grotte selbst sind nur 900 m. erforscht und von Herrn Heaski vermessen. Des hohen Wasserstandes wegen konnte derselbe nicht weiter vordringen, obgleich die offenen Räume sich noch weithin verfolgen ließen.

Wenn die nächste Sommer-Saison ebenso günstig ist wie jene von 1886, so dürften die Aufnahmen im Ratschna-Thale überraschende Resultate bringen, da ja dort fast alles neu zu entdecken ist. In dieser Beziehung ist die Gegend ein Eldorado für den Techniker, der sich große Verdienste erwerben kann, in Bezug auf die Schwierigkeit der Arbeit ist sie es aber nicht, denn an Kompliziertheit dürfte sie nur vom Aufnahmsgebiete Planina-Oberlaibach übertroffen werden, in dem schon viel vorgearbeitet worden ist, wo aber noch mindestens ebenso viel klarzulegen bleibt.

Für die nächste Saison dürfte es im Ratschna-Thale und Umgebung an Arbeit nicht fehlen. Die wichtigsten darunter sind: 1. die Verfolgung und Vermessung der Grotte von Obergurk; 2. die Aufsuchung von Naturschächten, die zu den diversen Wasserläufen führen; 3. die Durchforschung der Leitscher-Grotte, der Grotten von Ponique, von Podpec und von Kumpole, sowie des zwischen den drei letztgenannten Höhlen befindlichen Terrains. Hoffentlich erfreut uns Herr Heaski im nächsten Jahre mit einem ausführlichen Berichte hierüber, der unsere Kenntnisse über eine mitten in Europa liegende terra incognita wesentlich vermehren wird.

[1] „Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt". IX. S. 262.

Die Sportsman's Exhibition in London.

Im Monat April hat in London eine Ausstellung stattgefunden, welche in ihrer Art einzig und mustergültig, aber auch nur in London möglich war, wo der Sport im ganzen Leben der Nation eine solch hervorragende Rolle spielt. Allein diese ungemein besuchte Sportsman's Exhibition in dem neuen Olympia-Theater in West-Kensington, mit der sich damals alle Zeitungen angelegentlich beschäftigten, war von einem Umfange und einer Mannigfaltigkeit, daß sie nicht nur den Freund jeder Art von Sport ebenso sehr interessieren wie befriedigen mußte, sondern auch in mancher anderen Richtung die wertvollste und anziehendste Belehrung bot. Der Industrielle konnte hier alles überschauen, was der britische Gewerbefleiß mit seiner ungemeinen Umsicht und Findigkeit geschaffen hat, um das Reisen in allen Zonen und Ländern zu erleichtern und genußreich zu machen, um die Jagd, den Fischfang, den Ruder- und Yachtsport u. dgl. mit Vergnügen und Erfolg auszuüben, und was in solcher Fülle und Vollendung

Digitized by Google

wohl in keinem anderen Lande wieder gefunden wird. Namentlich aber dem Geographen, dem Forschungsreisenden und Naturforscher bot die Ausstellung eine Fülle von Belehrung und Anregung durch ihre mannigfaltigen Objekte und in der verschiedensten Richtung. Die Einblicke in die Tierwelt der fernen Zonen, welche die ausgestellten Felle, Vogelbälge ꝛc., die ausgestopften Tiere u. s. w. gewähren, die hier in lokale Gruppen ꝛc. vereinigt standen, vermittelten lehrreiche Einzelbilder von hohem Interesse. Die mannigfaltigsten Waffen, Reise-Utensilien, Schutzmittel, Kleidungen, Boote, Sättel ꝛc. dienten wesentlich zur Vervollständigung dieser Einzelbilder und der allgemeinen Lehrhaftigkeit der Ausstellung und mußten dem Freunde der Naturgeschichte und Länder- und Völkerkunde ein besonders lebhaftes Interesse abgewinnen.

Die Ausstellung im einzelnen zu schildern, würde uns zu weit führen und unwillkürlich auf das Gebiet des eigentlichen Sports hinüberleiten. Wir wollen uns deshalb damit begnügen, einige Einzelheiten herauszugreifen, und hier müssen wir zunächst eines Etablissements erwähnen, das in seiner Art einzig dasteht und nur in der Weltstadt London möglich ist, nämlich des großen Ausrüstungs-Geschäfts von S. W. Silver und Co., Sun Court, 67 Cornhill, London E. C., dessen Ausstellung auf der Sportsman's Exhibition eine ausgedehnte und hochinteressante Gruppe für sich bildete und in derselben die ungeheure Mannigfaltigkeit dessen überschauen ließ, was dieses Geschäft, das sich mit der Ausrüstung von Reisenden, Auswanderern, Forschern und Residenten für überseeische Länder in allen Zonen befaßt, zu leisten vermag und über dessen Umfang ein gedruckter Katalog von 192 illustrierten Oktavseiten Uebersicht und Orientierung gewährt. Es gibt in London verschiedene derartige Outfitting Etablishments, wo der Wohlhabende, wenn er eine größere überseeische Reise antreten will, sich auf die leichteste und bequemste Weise mit allem versehen kann, was für ihn notwendig und nützlich ist und was seine Reise und seinen Aufenthalt in fremden Ländern angenehm, behaglich und möglichst gefahrlos machen kann. Allein das Etablissement von S. W. Silver und Co. ist wohl unbestritten in dieser Branche das reichste und bestgeleitete. Der Reisende oder Auswanderer, der eine Fahrt in ferne Länder antritt, der Offizier des Landheeres oder der Flotte, welcher nach einer überseeischen Kolonie oder fernen Station versetzt wird, findet hier auf Einen Griff alles, was er zu seiner mehr oder minder vollständigen Ausrüstung für jedes betreffende Klima oder Land bedarf, in bester Qualität vorrätig, und zwar vom Strumpfband und Hausschuh bis zum Zelt, vom Zahnstocher bis zur Doppelbüchse oder zum kompliziertesten Jagdgewehr, das für alle Eventualitäten dient, von der Feldflasche und Handtasche bis zu den vollendetsten Koffern und leicht transportablen Möbeln, Reit- und Packsätteln, Booten, Kochheerden u. s. w. Die Beschaffung einer einfachen oder einer höchst luxuriösen Ausrüstung ist für den Reisenden das Werk einer kurzen Frist und im Grunde nur eine Frage — des Portemonnaie. Silver und Co. liefern alles Notwendige, Nützliche und Angenehme im Nu nach Maßgabe der Mittel jedes einzelnen Bestellers und stellen ihm von jedem Artikel eine reiche Auswahl zur Verfügung — eine Auswahl, welche sich jedem Bedürfnis, Geschmack und Vermögensstand anpaßt. Jeder einzelne Artikel ist, wie die erwähnte Ausstellung darthat, elegant, solid, gediegen und mustergültig.

Werfen wir einen Blick auf den Katalog von Silver und Co., so finden wir zunächst einige Verzeichnisse der Ausstattung, welche diese Firma für eine Reise nach Indien oder in irgend ein heißes Klima, für eine Reise nach Canada oder ein kaltes Klima und einen längeren Aufenthalt daselbst anrät, und zwar Verzeichnisse für den Bedarf von Herren und Damen, welche zugleich einen deutlichen Begriff von dem geben, was eine reiche Lady oder ein wohlhabender Gentleman nach ihren Begriffen von Eleganz und Behaglichkeit für notwendig oder gar unentbehrlich halten. Alle Artikel, welche zu einer genügenden persönlichen Ausrüstung für erforderlich und wünschenswert gelten, sind dem Klima und den örtlichen Verhältnissen angemessen und erfahrungsmäßig zusammengestellt und in gedruckten Verzeichnissen gratis von der genannten Firma zu beziehen. Du willst nach China oder Japan, nach Australien oder Neuseeland, nach Südafrika, nach dem nördlichen oder südlichen Teil der Vereinigten Staaten, nach Westindien oder Südamerika, nach der Levante ꝛc. reisen, Du mußt als Offizier in eine Kolonie, als Seeoffizier in dieser oder jener Charge nach einer fernen Station, als Offizier oder Adspirant der Handelsflotte zur See gehen oder als Auswanderer zu landwirtschaftlichen Zwecken in ein fernes Land ziehen — im einen wie im anderen Falle wendest Du Dich an S. W. Silver und Co., die Dir ein für den konkreten Fall verfertigtes Verzeichnis gratis zusenden, Deine Bestellungen darnach erwarten und ausführen und Dir in kürzester Frist schön und dauerhaft verpackt reisefertig zusenden, wenn du es bezahlen kannst. Dies ist eine Bequemlichkeit, welche man unter Umständen nicht hoch genug werten kann, weil sie eine Menge von Zeit, Mühe, Arbeit und Enttäuschung erspart und das Reisen leichter und angenehmer macht.

Eine derartige Vorkehrung ist nur in London möglich, dem permanenten Ausgangspunkte so vieler Reisenden nach allen Teilen der Welt, wo sich wöchentlich Hunderte dafür ausrüsten und gerade die erfahrenen und wohlhabenden Reisenden und Touristen diese Erleichterung und Beschleunigung der Ausrüstung und des Verkehrs vor anderen zu werten imstande sind und sich mit einem Hause gern in Verbindung setzen, das ihren allfälligen Bedarf rasch und gut befriedigen kann.

Und was umfaßt nun diese Ausrüstung? Zunächst Kleider nach Maß für jedes Klima und jede Temperatur und von jedem Stoff und Schnitt, Hüte, Mützen und die

Digitized by Google

verschiedenartigsten Kopfbedeckungen, Schuhe und Stiefeln für jede spezielle Anforderung von Klima und Gebrauch, Kamaschen von Kautschuk, Leder, Wollstoff, Canevas, Mäntel, Ueberwürfe, Regenmäntel, Waterproofs jeder Art, — das versteht sich ja von selbst, ebenso wie Leibwäsche und Unterzeug. Aber zum Comfort nach englischen Begriffen gehört noch mehr: Badewannen aus Kautschuk von jeder Form, Kautschuk-Unterlagen, -Wassereimer, -Wasserschläuche, Luftkissen, Wasserkissen, aufblasbare Betten, Sattelschürzen, Matten, Matratzen 2c., alles von Kautschuk. Dann kommen Ausrüstungen zur Reise für Damen, einer vollständigen Heiratsmitgift an Fülle und Mannigfaltigkeit ähnlich, und diesen entsprechend Koffer, Reisesäcke, Felleisen, Reise- und Satteltaschen jeder Art und Größe, in jeder nur denkbaren Einrichtung, Navy Chests, d. h. Koffer und Kisten (Kajütenkisten) jeder Größe und für jede Charge, Reisetaschen mit Toilette-Einrichtung für Herren und Damen von der einfachsten bis zur kostbarsten, in einer fabelhaften Mannigfaltigkeit, Reisepulte und Schreibkoffer, Kajütenstühle, Lehnstühle, Feldbetten von Eisen, Holz, Rohr, Reisekommoden mit und ohne Schreibtisch-Einrichtung, Reisebäder, Waschständer und Waschtische jeder Art in der sinnreichsten Konstruktion und zweckmäßigsten Verpackung, so daß die soliden Packkisten die Stelle von Tischen vertreten können; Hängematten, Schlafsäcke für kalte Klimate, Zelte 2c., kurz alle möglichen Einrichtungen, für Krieg und Reise, Manöver und Biwak, Kochapparate, Feldheerde, Lampen, Laternen, Cantinen 2c., Speisekörbe, Speisekoffer, Kisten und Körbe für Eßgeschirre und Tafelgeräte einer ganzen Offiziersmeß, endlich Wasserfilter, Kaffeemühlen 2c. in einer endlosen Mannigfaltigkeit und jedem Bedürfnis angemessen.

Alles was in dieser Richtung an Schutzvorrichtungen und Sorge für das leibliche Bedürfnis und Behagen des Menschen in den verschiedenen Gegenständen und Gruppen dieser Ausstellung zu sehen war (und zwar nicht bei S. W. Silver und Co. allein, sondern durchgängig bei allen Ausstellern), das nötigt dem Besucher eine hohe Achtung vor der britischen Industrie ab und erklärt genügend die Stellung, welche dieselbe im Wettbewerb der Nationen und auf dem Weltmarkt einnimmt. Man muß unwillkürlich den Erfindungsgeist bewundern, welcher Einem in diesem wetteifernden Bemühen entgegentritt, den wirklichen und eingebildeten Bedürfnissen des Menschen entgegenzukommen und für dessen Gesundheit, Wohlsein und Behaglichkeit unter den verschiedensten äußeren Verhältnissen zu sorgen.

Nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten haben es in dieser Richtung die Engländer am weitesten gebracht und übertreffen darin die Leistungen der Deutschen und Franzosen um ein Namhaftes. Nicht als ob wir Deutschen nicht ebenso viel und ebenso gutes leisten *könnten*, allein es fehlt uns die Anregung dazu, die Initiative und teilweise auch das schöpferische Verständnis dafür. Merkwürdigerweise waren auch unsere deutschen Landsleute unter den Besuchern dieser Ausstellung ungemein spärlich vertreten, und wie viel Neues hätten sie hier sehen wie viel Wertvolles lernen können, das ihnen einen nicht unwesentlichen Teil des Weltmarktes erschlossen hätte. Ich greife hier nur zufällig einen einzelnen Industriezweig heraus, worin die Deutschen virtuell ebenso viel leisten können, wie die Engländer, wenn sie nur wollen, nämlich das Sattler- und Riemergewerbe, das nicht nur in der Gruppe von Silver und Co., sondern in der ganzen Ausstellung vorzüglich vertreten war. Diese Damen- und Herrensättel für die Kolonien, für Indien, Australien und Südamerika, diese verschiedenen Packsättel für Pferde, Maultiere und Esel, diese Zäume und Kopfgestelle von den verschiedensten Formen und für die verschiedensten speziellen Zwecke und Länder, sie alle könnten bei uns ebenso schön und dauerhaft angefertigt und für den überseeischen Bedarf geliefert werden wie in England, wenn man sich um dieselbe Findigkeit und Fürsorge für die einzelnen Zwecke bemühen wollte. Hierin und in der Branche der Cutlery, der Messerschmiede-Arbeit, bietet das Etablissement von Silver und Co. eine bewundernswerte Mannigfaltigkeit schöner und praktischer Artikel, ebenso in Fischerei-Gerätschaften der feinsten und besten Art. Aeußerst interessant und praktisch sind ferner die von Silver u. Co. gelieferten tragbaren Feldkochöfen für Boot- und Landreisen und ins Feld, die rationell ausgestatteten Werkzeugkästen und zusammenfaltbare Werkzeugtaschen, Original Roll-up Tool Cases zu 32 und zu 50 Schillingen, welche alle für den Forschungsreisenden notwendigen Werkzeuge zur Holz- und Metall-Bearbeitung in vorzüglichen englischen Fabrikaten enthalten, und die Belts oder Waffengürtel für die Reise, die Haus- und Feld-Apotheken u. s. w. Eine artige Neuerung sind die sogen. New Mess Tins, d. h. blecherne Terrinen oder Trommeln, mit einem daran angebrachten Wärmeapparat versehen, welche verschiedene fertige Lieblingsgerichte der englischen und kolonialen Küche, z. B. Mock Turtle Soup, Ox Tail, Mulligatawny, Julienne Soup, Vegetable Soup and Bouilli, Irish Stew, Curried Rabbit, Curried Fowl etc. enthalten, mittelst des daran befestigten Wärmeapparates binnen weniger Minuten erwärmt werden können und den Reisenden, Soldaten, Jäger, Touristen 2c. von Feuer- und Brennmaterial ganz unabhängig machen, — eine Erfindung, deren Gemeinnützigkeit jedermann auf den ersten Blick einleuchten muß.

Das Departement der Schießgewehre in der Ausstellung der Herren Silver und Co. nahm natürlich einen ansehnlichen Raum ein und führte eine Anzahl schöner Jagdwaffen in hoher Vollendung den Sportsmen vor, wie auf einer derartigen Ausstellung nicht anders zu erwarten war. Vom Standpunkt des geographischen und Forschungsreisenden und des naturwissenschaftlichen Sammlers betrachtet, war in dieser Hinsicht die ganze Ausstellung äußerst lehrreich und merkwürdig, und speziell die

Digitized by Google

Abteilung der Herren Silver und Co. verdiente eine eingehende Betrachtung wegen der für die Jagd in fernen Weltteilen besonders geeigneten und zum verschiedensten Gebrauche zweckdienlichen Gewehre, unter denen wir die Patent Safety Hammerless Gun, eine schöne Doppelflinte ohne Hahn und mit einer sinnreichen und wirksamen Sicherheits-Vorrichtung, die sogen. Transvaal-Büchse von schwerem Kaliber für Elefanten, Nashorne, Flußpferde 2c., und die übrigen Jagdgewehre verschiedener Systeme, die Revolver u. dgl. und die ganz außerordentlich bequeme und sinnreiche Einrichtung der Gewehrkästen für die Reise hervorheben wollen. Man konnte hier deutlich sehen, auf welch hoher Stufe die Fabrikation der Jagd- und Luxusgewehre in England steht, soweit es sich um Meistergewehre und Luxuswaffen handelt, während die gewöhnlichen Fabrikgewehre für den Export im allgemeinen an Güte und finish (vollendeter Ausarbeitung) hinter unseren sächsischen und den belgischen Fabrikaten zurückstehen. Allein gerade in dieser Branche hätten auch unsere deutschen Büchsenmacher und Gewehrfabrikanten vieles lernen und besonders sich mit den Anforderungen vertraut machen können, welche man in den überseeischen Kolonien hinsichtlich der Form, Ausstattung 2c. an die verschiedenen Handwaffen stellt; sie wären dadurch in den Stand gesetzt worden, in dieser Branche mit der englischen Industrie zu konkurrieren. Alles was zum Schießbedarf gehört: Patronen, Kugelmödel, Ladezeug und kleinere Werkzeuge aller Art für den Sportsman waren auf der Ausstellung in ungemein zierlicher, praktischer und vollendeter Weise vertreten, und in ganz ähnlicher Weise waren auch die physikalischen, optischen und sonstigen Apparate des Vergnügungs- und Forschungs-Reisenden: Aneroid- und Höhenmeß-Barometer, Thermometer, Binocles, Fernröhren, Kompasse, Quadranten, Sextanten, Theodolite, Meßinstrumente u. dgl. m. in der größten Mannigfaltigkeit und verschiedensten Ausstattung und sichernden Verpackung in der Silver'schen Ausstellung vertreten.

Dieses Etablissement steht wirklich in seiner Art einzig da und verdient den Besuch jedes Geographen und Forschungsreisenden schon um der Fülle des hier Gebotenen und der ungemeinen Zweckmäßigkeit und Universalität seiner Einrichtung willen. Der Reisende, welcher behufs naturwissenschaftlicher oder geographischer Forschungen nach überseeischen Ländern aufbrechen will, kann in diesem Etablissement, das mit einer ausgedehnten Fabrik und einer Verlagsbuchhandlung verbunden ist, binnen weniger Stunden sich seine ganze Ausrüstung selbst nach Bedarf und Belieben auswählen und sich vollständig reisefertig machen, und zwar zu Preisen, welche nur um Weniges höher sind als die kontinentalen. Eine derartige Ausrüstung erspart viel Zeit und Mühe, trägt einen einheitlichen Charakter und läßt kaum etwas Notwendiges übersehen und vergessen, da man sich hier des erprobten Rates erfahrener Männer bedienen kann, welche mit den Bedürfnissen des Reisenden für jeden konkreten Zweck genau vertraut sind. Auch bietet dieses Haus den großen Vorteil, daß der Reisende seine Ausrüstung hier jederzeit selbst aus der Ferne auf die schnellste Weise ergänzen und vervollständigen kann. Unter diesem Gesichtspunkte haben wir es für eine Pflicht gehalten, unsere deutschen Forschungsreisenden auf dieses Etablissement aufmerksam zu machen. Jeder Reisende, der die Sportsman's Exhibition selbst besucht hätte, würde auf derselben sehr viel gelernt haben, speziell aber für die Ausstellung von Silver und Co., welche ihren Katalog (General List) gern gratis ablassen, besonders günstig eingenommen worden sein.

Noch einer anderen Firma müssen wir gedenken, die auf dieser Ausstellung mit einer neuen praktischen Waffe debütierte, nämlich des rühmlichst bekannten Büchsenmachers Holland, New Bond Street, der hier eine neue Jagdwaffe, die Paradox-Doppelflinte, auflegte, welche mit gleicher Sicherheit Kugeln und Schrote schießt. Seit lange ist es ein Anliegen unserer Forschungsreisenden, ein Gewehr dieser Art zu besitzen, welches beiden Zwecken dient, wenig Raum einnimmt und mit einerlei Patronen von gleichem Kaliber geladen wird, denn Ersparnis an Raum und Gewicht und Vereinfachung der Munition ist ja für den naturwissenschaftlichen Sammler und den jagenden Forschungsreisenden eine ebenso wichtige Sache als Treffsicherheit. Das Holland'sche Gewehr ist eine Doppelflinte gewöhnlicher Form und (wenn wir recht berichtet sind) in den üblichen Kalibern Zwölf, Sechzehn oder Zwanzig. Sie ist choke-bored, d. h. die Läufe sind an der Mündung etwas verengert, um durch vermehrte Reibung der Schrotladung einen weiteren und durchschlagenderen Schuß zu geben; an dieser verengerten Stelle des Rohres sind beide Läufe mit sogen. Zügen versehen, welche der Kugel vor ihrem Austritt aus dem Rohr noch die Rotation (schraubenförmige, spinnende Bewegung) und einen sogen. Kernschuß von 100 Yards und somit eine größere Treffsicherheit und eine größere Tragweite geben sollen. Ein derartiges Gewehr à tous cas zu bauen, ist seit lange das von den meisten hervorragenden Büchsenschmieden ersehnte Ziel, und diese Idee soll nun — gewiß zur Freude aller reisenden Sportsmen und Naturforscher — in Holland's Paradox-Doppelgewehr verwirklicht worden sein.

F. M. Hellborn.

Der Kannibalismus unter den Indianern Nordamerika's.

(Schluß.)

Wir können die Belege hiefür noch vervielfältigen; da wir aber hier zunächst nur vom Kannibalismus handeln, so wollen wir den Spuren desselben und den hierfür vorhandenen Beweisen nähertreten. Derartige erweisbare Nachrichten und beglaubigte Thatsachen bietet uns

Digitized by Google

namentlich das vorgenannte Werk von Bancroft vielfach. Nach Kotzebue, Laplace und Wrangell verzehren die Tlinkits ihre Kriegsgefangenen und die im Kriege erschlagenen tapferen Streiter in dem Glauben, daß dadurch die Tapferkeit des Opfers in das Wesen des Verspeisenden übergehe, diesen verjünge und ihm neue Stärke und Thatkraft verleihe — ein Wahn, welcher mit demjenigen vieler kannibalischer Südsee-Insulaner übereinstimmt. Die Hundsrippen-Indianer dagegen, welche auf einer ungemeinen tiefen Kulturstufe stehen, losen in Zeiten des Mangels unter sich ein Individuum aus, erschlagen und verzehren es, um ihren Hunger zu stillen. Ebenso verspeisen sie auch die Leichen derjenigen Selbstmörder, welche sich lieber selbst den Tod geben, als dem Verhungern erliegen wollen, und dieselbe Sitte herrscht unter den Slavé (was eigentlich „Fremdlinge" bedeutet) oder sogenannten Sklaven-Indianern.

Unter den Stämmen in Columbia, besonders den Chimshans, versehen die Häuptlinge die Stelle der Zauberer und Medizinmänner und befördern noch den furchtbaren Aberglauben, welcher unter diesen Wilden herrscht. Wenn ein solcher Häuptling bei einer feierlichen Gelegenheit in ein Bärenfell vermummt unter seine Stammesgenossen tritt, so beißt er, nach Duncan, Simpson u. a., denjenigen, die er erhaschen kann, ein Stück Fleisch aus dem Arme und verschlingt es; derselbe Brauch findet sich unter den Haidas. Andere beschränken diese Zeremonie darauf, daß sie lebenden Hunden ein Stück Fleisch aus dem Leibe beißen und verschlucken. Duncan erzählt von den Chimshans ohne genauere Angabe von Zeit und Ort einen Fall, wo eine Bande nackter kannibalischer Medizinmänner den Körper eines ermordeten Sklaven in Stücke gerissen und wirklich verzehrt habe.

Unter den Nutka-Indianern wurden alle diejenigen Kriegsgefangenen, welche nicht zu Sklaven geeignet sind, erschlagen und aufgegessen, und nach Sutil y Mexicana versicherte einer der Nutka-Fürsten die Spanier, die tapfersten Häuptlinge äßen Menschenfleisch, bevor sie in den Kampf ziehen. Unter den Nittinahts gelten (nach Whymper) die Köpfe der im Kampfe erschlagenen Feinde für die spolia optima und werden verspeist. Andere Stämme der Nutka-Indianer zerreißen lebende Hunde und menschliche Leichname mit den Zähnen und verzehren sie. Der ganzen Küste des Nutka-Sundes entlang herrschte nach den übereinstimmenden Berichten vieler Reisenden (Cook, Meanes, Sutil y Mexicana, Spark, Cox, Medicus, Scouler, Sproat ꝛc.) die Menschenfresserei; frische menschliche Köpfe und Hände bilden einen Tauschartikel, Sklaven werden erschlagen und verspeist, ebenso die Leichen erschlagener Feinde, und der scheußliche Brauch des Kannibalismus herrschte im Nutka-Sund und an den benachbarten Küsten bis in die jüngste Vergangenheit herein. Noch zur Zeit von Vancouver's Besuch wollten die europäischen Seefahrer von den Eingeborenen kein Fleisch kaufen, weil jene den Argwohn hegten, es sei Menschenfleisch. Der Kannibalismus ist aber auf Vancouver's Island längst abgekommen.

Auch im gesegneten Mittel- und Oberkalifornien herrschte früher unter den Eingeborenen der Kannibalismus, jedoch in einer gewissen Modifikation. Nach Soulé, La Pérouse und Farnham schnitten die Krieger Stücke aus den Leichen erschlagener tapferer Feinde, brieten und verzehrten sie in dem Glauben, daß diese Kost ihren Mut und ihre Tapferkeit erhöhen werde. Von den Schoschonen wird in beglaubigter Weise berichtet, daß sie in Zeiten des Hungers und Mangels menschliche Leichen verzehrten und sogar ihre Kinder erschlugen, um sie zu verspeisen. Auch bei anderen kalifornischen Stämmen herrschte der Brauch, vom Fleische erschlagener feindlicher Krieger sich zu sättigen, damit die Kraft, der Mut, die List und die Tapferkeit des Erschlagenen auf den Verzehrer übergehe, und insbesondere die Utahs verspeisten das Herz eines Tapferen zu diesem Zwecke; sie zerhackten und kochten es zur Suppe, worauf sie es verschlangen; auch rühmten sie sich, das Blut des Feindes getrunken zu haben.

Unter den Neeshenam, einem Zweige des Shasta-Stammes, geht noch die Sage von einem alten Manne, dessen größtes Vergnügen es gewesen sei, Indianer umzubringen und zu verzehren; er soll steinerne Mörser gehabt haben, worin er das Fleisch zerstieß, um es weicher zu machen u. s. w. Herr Power ist der Ansicht, diese Sage beziehe sich wahrscheinlich auf irgend eine längst ausgestorbene Rasse von Kannibalen, welche der heutigen an Körperkraft überlegen gewesen sei, und von welcher noch die steinernen Mörser herrühren, die man in vielen Teilen von Californien finde und die von den Eingeborenen nicht mehr verfertigt werden können.

Die seither aufgeführten Beispiele handeln nur von Stämmen, welche an den Küsten des Stillen Ozeans hausen und in vielen ihrer Sitten und Bräuche mit den Südsee-Insulanern übereinstimmen, unter denen der Kannibalismus ziemlich allgemein verbreitet war. Allein die scheußliche Sitte scheint von den Küstenstämmen auch zu denjenigen des Binnenlandes vorgedrungen zu sein, und frühere spanische Schriftsteller, wie Alegre und Garces und später Dewees, berichten von kannibalischen Stämmen in Neu-Mexico, welche Menschenfleisch verzehrt und in getrocknetem Zustande als Proviant mit sich geführt haben sollen, und nennen darunter auch die Komantschen, bei denen man jedoch in den letzten 80 Jahren diesen Brauch nicht mehr wahrnahm. Dagegen berichten Padilla und Castañeda von verschiedenen Stämmen in Niedercalifornien, sowie von den Stämmen der Tobosos, Bauzarigames, Cabezas, Contotores, Acaxi u. a. m. in den Staaten Sinaloa und Durango des nördlichen Mexico, daß diese Indianer früher nicht nur Menschenfleisch verzehrten, sondern auf Menschen Jagd machten wie auf Hirsche und sonstiges Wild, um sich davon zu nähren. Das Fleisch von tapferen Kriegern aßen sie in der Absicht, deren

Digitized by Google

geistige und körperliche Eigenschaften sich dadurch anzueignen. Diese Menschenjagd sollen besonders die Ceris, Opatas und Acaxis mit besonderer List und Ausdauer betrieben und die Knochen der verspeisten Feinde als Trophäen aufbewahrt haben.

Unter den Indianerstämmen des alten Mexico, wo die Menschenopfer im Götzendienst eine sehr große Rolle spielten, sollen nach Oviedo sehr viele hartnäckig dem Kannibalismus ergeben gewesen sein, so die Einwohner von Jalisco, welche beeifert Menschenfleisch aßen, so oft sie sich solches nur verschaffen konnten. Die Chontales von Tabasco und Tehuantepec sollen vor den Zeiten der Conquistadoren Kannibalen gewesen sein, sich dann aber einer vorherrschend vegetarischen Lebensweise ergeben haben. Gleiches wird von den Zapoteken und den Bewohnern von Chiapas berichtet.

Bekanntlich haben einige der ältesten spanischen Berichterstatter über Mexico erzählt, die alten Mexicaner zur Zeit der Eroberung haben Menschenfleisch gegessen und dasjenige der Menschenopfer sei sogar in verschiedenartigster Zubereitung auf Montezuma's Tafel gekommen — Behauptungen, welche von späteren Schriftstellern in das Reich der Fabel verwiesen worden sind, und die wir hier nur der Vollständigkeit wegen anführen. Dagegen behaupten viele, es habe wirklich auch bei den alten Mexicanern vor und zu Cortez's Zeit Kannibalismus geherrscht, jedoch nicht um den Hunger zu stillen, sondern aus teilweise religiösen Gründen und mehr unter dem niederen Volke. In wie weit diese Ansicht begründet ist oder nicht, wollen wir hier nicht untersuchen. Allein verschiedene Schriftsteller berichten in allem Ernste, daß die Azteken bei den jährlichen großen Festen, womit die Tlaloks oder Götter der Regen und der Wasser gefeiert wurden, eine Anzahl menschlicher Säuglinge geopfert worden, nach deren Blut und Fleisch die Menge sehr lüstern gewesen sei. Nach den übereinstimmenden Berichten verschiedener spanischer Geschichtsschreiber wurden die unglücklichen Gefangenen, welche beim Feste des Xipé und anderer geopfert und hernach geschunden worden waren, zerstückt und nachher verzehrt, zum Teil bei eigenen feierlichen Banketten. Menschenfleisch bildete notorisch ein gewöhnliches Nahrungsmittel unter den Nahua-Völkerschaften, und namentlich wurden die Arme und Beine der den Göttern geopferten Personen verspeist. Von dem Fleisch der Personen, welche dem furchtbaren Huitzilopochtli geopfert wurden, ging kein Bissen zu Grunde, und unter der Azteken-Herrschaft wurde der Genuß des Fleisches der geopferten Feinde, wahrscheinlich infolge religiöser Vorschriften, ein allgemein herrschender Brauch, dessen Ursache durchaus nicht der Nahrungszweck oder die Lüsternheit nach diesem Fleisch gewesen zu sein scheint. Die gefangenen Spanier wurden alle geopfert und ihre Arme und Füße verzehrt; ein schön hergerichteter gebratener „Sklave" war ein Hauptgericht bei jedem Schmauß. Nach dem anonymen Eroberer galt das Menschenfleisch als die ausgezeichnetste Kost und viele Mexicaner setzten in der Schlacht ihr Leben daran, nur um sich Menschenfleisch zu verschaffen. Bernal Diaz erzählt, das Menschenfleisch sei auf den Märkten im Kleinen verkauft worden, und Veytia behauptet, daß dies besonders bei den Otomis der Fall gewesen sei. Kinderfleisch galt für einen besonderen Leckerbissen, und Pater Gand versichert, viele mexicanische Priester haben nur vom Blut und Fleisch von Kindern gelebt — Behauptungen, welche wohl in manchen Stücken übertrieben sein mögen, aber doch sicher nicht ganz unbegründet sind. Diejenigen spanischen Geschichtschreiber, welche mit den Eingeborenen und den Zuständen Mexico's am genauesten vertraut sind: Sahagun, Motolinia und Las Casas, betrachten das Kannibalentum der Nahuas eher als einen abstoßenden Zug in der Religion derselben, wie als das Ergebnis eines unnatürlichen Appetits, denn erwiesenermaßen begiengen die Nahuas keinerlei religiöses Fest, ohne einige Sklaven zu opfern, von welchen dann die besten Teile verzehrt und andere Teile, wie Kopf, Haare, Eingeweide 2c. vor den Götzenbildern verbrannt wurden. Aus den Knochen und Schädeln der Geopferten wurden dann Pyramiden und Türme aufgebaut.

Dieselbe Sitte der Menschenopfer und des Kannibalentums ging auch auf die Nachbarvölker der alten Mexicaner über und bethätigte sich namentlich in der Behandlung der Kriegsgefangenen. Bei den Tlascalteken z. B. wurde der erste in der Schlacht gefangen genommene Feind lebendig geschunden, hierauf von demjenigen, der ihn gefangen genommen hatte, fantastisch aufgeputzt, unter dem Jubelruf der Menge von einem Tempel zum anderen geführt, dann buchstäblich von den Kriegern gehetzt und geschlagen, bis er beinahe tot war. Auch veranstalteten sie förmliche Bankette, bei denen sie sich am Fleische der Gefangenen gütlich thaten. Nach der Einnahme von Mexico schmausten die Tlascalteken-Krieger von den Leichen der erschlagenen Mexicaner, und Cortez war, nach den übereinstimmenden Schilderungen der zeitgenössischen Berichterstatter, trotz seines Abscheues vor diesem empörenden Brauche, außerstande, sie davon abzuhalten. Auch die Leichen hingerichteter Verbrecher scheinen dem Volke behufs des Aufessens überlassen worden zu sein.

Von Mexico aus verbreitete sich offenbar das Kannibalentum schon früher südwärts über Zentralamerika, und die Kriegsgefangenen scheinen vor der spanischen Eroberung auch in Nicaragua und Guatemala erschlagen und verspeist worden zu sein. In dem bekannten, lehrreichen, alten geographischen Werke, „Ost- und westindischer Lustgarten", lesen wir: „Die Nicaraguaner essen auch Menschenfleisch ... alle Tage machet nur ein Nachbar ein Feuer an, dabei sie alle kochen, und dann ein anderer." Dies bestätigen auch andere Berichte. Wenn man später nicht mehr viel von diesem Gebrauche hörte, so rührt dies hauptsächlich davon her, daß nach der spanischen Eroberung die Fehden und Kriege der eingeborenen Stämme unter-

Digitized by Google

einander aufhörten und es also keine Kriegsgefangenen mehr gab. Daß auch die Mosquitos-Indianer Menschenfresser gewesen seien, wird von einigen Schriftstellern behauptet, von anderen bestritten, und mag hier unerörtert bleiben. Dagegen berichten verschiedene Quellen aus früherer Zeit, daß die Bewohner der Landenge von Panamá noch im 17. Jahrhundert ihre gefangenen und erschlagenen Feinde kochten und mit Salz und Chilepfeffer gewürzt verzehrten, daß sie das Fleisch der Spanier für einen besonderen Leckerbissen hielten, daß die Indianer an der Landenge Sklaven kauften, welche sie als Nahrung an die Cariben oder Karaiben verkauften, und daß die Einwohner von Paria den Eingeborenen von Tubrabá zu demselben Zwecke Knaben lieferten. Das Kannibalentum der Karaiben ist allgemein nachgewiesen.

Unter den Maya-Völkern von Zentralamerika gehörten Menschenopfer zu den alltäglichsten religiösen Zeremonien, um dadurch die Gunst der Götter zu erflehen oder deren Zorn zu beschwichtigen, und damit stand auch das Kannibalentum in engem Zusammenhang. Die Opfer waren immer Sklaven, die Sklaven immer Kriegsgefangene oder deren Nachkommen. Die Opferung selbst ward mit Aufzügen von Priestern und Laien unter Musik und dem höchsten Pomp vor den auf die geschmückten Altäre gestellten Götzenbildern vorgenommen. Der zu opfernde Sklave wurde vom Oberpriester oder dem vornehmsten Manne an den Haaren vor den Altar des betreffenden Götzen geschleppt und hier dem ihn erwartenden festlichen Priester übergeben, der ihm mit dem Opfermesser die Brust öffnete, das Herz herausriß, dieses dem Götzen darbrachte und denselben zugleich mit dem Blute bestrich. Jeder Götze hatte seinen eigenen heiligen Tisch oder Altar; die Sonne, der Mond, der Osten, Westen, Süden und Norden, jeder den seinigen. Die Köpfe der Geopferten wurden auf Pfählen aufgesteckt, das Fleisch gewürzt, gekocht und als eine heilige Speise verzehrt. Der Oberpriester und der vornehmste Mann bekamen die Hände und Füße als die zartesten Bissen, der Körper wurde unter die übrigen Priester verteilt, und während der ganzen Dauer der Opfertage hatte das Volk die größte Freiheit, und es wurden große Schmause und Trinkgelage gehalten.

Unter den Nicaraguanern, welche sich einer etwas höheren Kultur erfreuten, waren die Menschenopfer und Menschenschmäuse sogar in ein gewisses System gebracht und hiengen mit ihrer Zeitrechnung und ihren religiösen Festlichkeiten zusammen. Nach ihrem Kalender zählte das Jahr 18 Monate und in jedem Monat ein Fest, durch welches dieser oder jener Götze gefeiert wurde. Diese Feste wurden von dem Priester verkündigt, der, das Opferwerkzeug in der Hand, von den zum Opferaltar emporführenden Stufen im Tempelhofe herab bekannt machte, wer und wie viele Menschen geopfert werden und ob es Kriegsgefangene, die man durch Kampf erobert hatte, oder Individuen sein sollten, welche sie unter sich zu diesem Zwecke aufgezogen („Denn es gab bei ihnen zwei Arten von Menschenopfern", sagt Petrus Marthr, Dec. VI. Buch VI., „die einen, welche sie in den Kriegen dem Feinde abnehmen, die anderen solche, welche aufgekauft und zu Hause aufgezogen werden"). Wenn das Opfer auf den Opferstein gestreckt wurde, gieng der diensthuende Priester, ein wehmütiges Lied singend, dreimal um dasselbe herum, öffnete dann dem Opfer die Brust, riß das Herz heraus und beschmierte ihm mit dem Blut das Gesicht. Sodann zerstückelte er den Körper, gab das Herz dem Oberpriester, die Füße und Hände dem König, die Schenkel demjenigen, welcher das Opfer gefangen genommen hatte, die Eingeweide den Trompetern und den übrigen Körper dem Volke, damit alle davon essen möchten. („Und wer keinen Anteil von dem geopferten Feinde bekam, der betrachtete sich für dieses Jahr zum Unglücke verurteilt," sagt Petrus Marthr.) Die Köpfe der Geopferten wurden als Trophäen an Bäumen aufgehangen, welche zu diesem Zwecke bestimmt waren. War der geopferte Mensch ein gekaufter, so wurden Hände, Füße und Eingeweide in einer Kürbisschale vergraben, das Herz und der übrige Körper verbrannt. Da es gesetzlich gestattet war, daß ein Vater seine Kinder und jedermann sich selbst verkaufte, so aßen die Nicaraguaner das Fleisch von solchen Opfern nicht, weil dieselben ihre eigenen Landsleute und Verwandten waren. Wenn sie das Fleisch von geopferten Fremdlingen aßen, so veranstalteten sie aufregende Tänze und verbrachten mehrere Tage mit Trinkgelagen und Rauchen; enthielten sich aber während dieser Festtage des geschlechtlichen Umgangs mit ihren Weibern, wie uns auch Herrera und Oviedo berichten. Der Kopf der Opfer ward von den Maya-Völkern niemals gegessen; in Yucatan verschmähten die Leute auch das Fleisch der erschlagenen Spanier, das anderen Stämmen für einen Leckerbissen galt, als „zu zäh und zu bitter zum Essen." Im allgemeinen wurden in Nicaragua die eßbaren Teile des Opfers in kleine Stücke geschnitten, in großen Töpfen gekocht und dann mit Maiskuchen zusammen gegessen.

Die Yucateken hatten ebenfalls Menschenopfer, doch war ihre Religion minder blutdürstig als diejenige der meisten anderen Maya-Völker, und ihre Gottheiten begnügten sich mit Tieropfern. Menschen wurden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten geopfert, und diese bestanden dann in jungen Mädchen oder Jungfrauen, welche man als Fürbitterinnen um irgend einen besonderen Zweck zu den Göttern sandte, oder in Kriegsgefangenen, besonders vornehmen, welche dann entweder unter dem Messer auf dem Opferstein starben oder an einen Baum gebunden und mit Pfeilen erschossen wurden. Hatte man keine Kriegsgefangenen, so nahm man an ihrer Stelle Verbrecher, Sklaven und sogar Kinder. Jedermann beteiligte sich an der Bemühung, die erforderlichen Menschenopfer herbeizuschaffen, sei es, indem man Sklaven oder Kinder dazu hergab oder Geld beisteuerte, um Opfer kaufen zu

Digitized by Google

können. In Erwartung ihrer Opferung wurden die dazu ausersehenen gut behandelt und unter großem Jubel von einer Stadt zur anderen geführt, aber sorgfältig überwacht, damit sie keine sündige Handlung begehen konnten, welche ihre Reinheit oder ihren Wert beeinträchtige. In Ermangelung von Kindern wurden zuweilen Hunde geopfert. Zuweilen wurden die Opfer gegessen, wobei Hände, Füße und Kopf den Priestern, das übrige den Häuptlingen und Kriegern zufiel. Doch scheint dieser Brauch nicht allgemein gewesen zu sein, denn während in einigen Gegenden kein Kannibalentum herrschte, berichtet Cogolludo, die schiffbrüchigen Gefährten Aguilar's seien an der Küste von Yucatan von den Eingeborenen geopfert und aufgezehrt worden. Der Kannibalismus soll auch bei den meisten Stämmen Guatemala's, bei den Itzas, Cakchiquels u. s. w. geherrscht haben. Das Menschenleben hatte unter allen jenen Stämmen keinen Wert, und mit der Menschenfresserei verband sich im Verlaufe der Zeit unverkennbar ein besonderes Raffinement, welches sich darin äußerte, daß bei manchen Stämmen eigens hübsche Mädchen und Jungfrauen von den Priestern erzogen wurden, um später geopfert und vorwiegend von der Priesterschaft verspeist zu werden, was durch vielfältige Zeugnisse der älteren spanischen und sonstigen Schriftsteller erhärtet ist.

Aus all den angeführten Quellen und Thatsachen geht unbestreitbar hervor, daß der Kannibalismus unter den eingeborenen Urvölkern Nordamerika's ungemein weit verbreitet war, daß dieser Brauch unverkennbar von den Küstenländern am Stillen Ozean ausging, möglicherweise mit den Bräuchen der pazifischen Insulaner zusammenhing und sich anscheinend von einigen wenigen, möglicherweise noch zu ermittelnden Punkten, nach Nord, Süd und Ost ausbreitete. Der vorerst noch vereinzelte Fall der Ojibwas zeigt, daß der kannibalische Brauch noch bis in die Gegenwart herein sporadisch vorkommen konnte, und sogar in einem Stamme, welcher teilweise schon etwas von Zivilisation und Christentum angenommen hatte. Bei den vielfachen innigen Berührungen, welche die Stämme der pazifischen Küste mit den Wanderstämmen des fernen Westens und der zentralen Gebiete von Nordamerika hatten, muß sich Einem der Schluß aufdrängen, daß ein solcher Brauch, wie der der Menschenopfer und des Kannibalismus, sich unausbleiblich unter einer Rasse verbreiten mußte, welche von Haus aus grausam und blutdürstig angelegt war und bei welcher das Menschenleben keinen großen Wert hatte, namentlich früher, wo die einzelnen Stämme und Völkerschaften noch volkreicher waren. Die so weit verbreitete Sitte des Skalpierens, der Folter und raffinierten grausamen Tötung der Kriegsgefangenen am Marterpfahl, welche wir bei den meisten Indianerstämmen Nordamerika's schon bei der ersten Bekanntschaft der Europäer mit ihnen vorfanden, und die bei den meisten wilden Stämmen noch heutzutage gäng und gäbe ist, hängt mehr oder weniger lose mit den Menschenopfern zusammen und ist vielleicht nur noch einen Schritt vom Kannibalentum entfernt.

Wir stehen also hier vor einer ethnologisch und kulturhistorisch wichtigen Frage, nämlich: ob, wann, wo und wie weit der Kannibalismus unter den Indianern Nordamerika's geherrscht hat? Daß derselbe thatsächlich stellenweise vorhanden war, geht aus den angeführten Thatsachen und Berichten hervor, kann nicht mehr geleugnet werden und erhärtet die alte Erfahrung, daß der Kannibalismus eine Phase, ein Uebergangszustand im wilden Leben des Menschen und in seiner Entwickelungsgeschichte ist. Diese berechtigte Frage ist seither noch nicht angeregt worden und den Anthropologen und Ethnographen entgangen, und dies ist wohl vorwiegend die Ursache, weshalb wir sie in den Werken unserer besten Kenner des indianischen Lebens, eines Catlin, Schoolcraft u. a. m., nicht behandelt finden. Erst in dem erwähnten verdienstvollen Werke von Hubert Howe Bancroft finden wir sie berührt und angeregt. Nun aber muß diese in jeder Hinsicht wichtige und interessante Frage ventiliert werden, und es wird die Aufgabe der amerikanischen Anthropologen und Ethnologen sein, diese Frage zu behandeln und zu ergründen. Wer sucht, der findet; von den oben angeführten Thatsachen und Notizen ausgehend, kann man vieles ergründen und es ist noch nicht zu spät zur Forschung. Fehlen auch historische Quellen und Aufzeichnungen, so dürften Mythen und Sagen, religiöse Bräuche und Ueberlieferungen, mündliche Traditionen, vorhandene Spuren und Andeutungen in Sitten, besonders in Kriegsbräuchen, mancherlei Anhaltspunkte zu eingehenderen Forschungen geben, und es bedarf vielleicht nur dieses Anstoßes, um die Sache in Fluß zu bringen. Den Männern der Wissenschaft in den Vereinigten Staaten, denen wir schon so unendlich vielen und wertvollen Aufschluß über die Geschichte, Ethnographie und Anthropologie der Ureingeborenen von Nordamerika verdanken, dürfte auch auf diesem Gebiete Material genug zu Gebote stehen, um die Forschungen in der angegebenen Richtung zu fördern; Gatschet, Hoffmann u. a. m. in Washington, Parkman und Drake in Boston, Cushing unter den Pueblos, Bandelier in Neu-Mexico und hundert andere Männer der Wissenschaft mehr in allen Teilen der Union finden hier eine interessante und lohnende Aufgabe für ihren Forschergeist, eine Untersuchung von ungemeiner Tragweite auf einem Gebiete, welches noch lange nicht erschöpfend genug bearbeitet und erforscht worden ist und für die allgemeine Kulturgeschichte, wie für die Evolution des Menschengeistes eine hohe Bedeutung hat. Auch unseren deutschen Gelehrten sei diese Aufgabe hiermit dringend ans Herz gelegt. Wir begnügen uns vorerst damit, diese wissenschaftliche Frage angeregt zu haben.

Digitized by Google

Die Kalmücken oder das Volk der Wala.

Von Fr. W. Groß.

Wie eine Mythe klingt es, wenn wir heute noch die Schilderungen lesen, die uns ältere Reisende über die Kalmücken oder — wie die Chinesen sagen — das Volk der Wala entworfen haben, und mythenhaft genug mögen sie auch manchmal noch heute den neueren Reisenden vorkommen, die im Fluge den einen oder anderen Kalmückenstamm berührt haben und aus dramatischen Schaustellungen und festlichen Aufzügen das ganze Volk, seine Sitten und Gebräuche kennen gelernt zu haben glauben. Im alltäglichen Leben stellt sich das aber alles ganz anders heraus.

Völker lernt man nicht in einigen Stunden oder Tagen kennen! Dazu gehören Jahre! Andernfalls erleben wir Täuschungen über Täuschungen, und diese sind auch bei fast allen Reisenden nachzuweisen, die über die Kalmücken geschrieben haben.

Auf diese Weise erklärt es sich ganz einfach, daß uns die Kalmücken ebenso verschieden entgegentreten, als wir Schilderungen von Reisenden besitzen. Allein, wenn nun die Berichte der Letzteren so sehr wie möglich auseinander gehen, so ist es doch ganz natürlich, daß wir uns fragen müssen, welcher von den Reisenden nun den meisten Glauben verdient?

Man würde jedoch ganz gewiß Unrecht thun, wenn wir den einen oder den anderen vielleicht mit einem Mangel an Wahrheitsliebe verdächtigen wollten. Sehr viele dieser Widersprüche beruhen allein auf der soeben erwähnten, äußerst flüchtigen Beobachtung und den immer täuschenden Eindrücken des ersten Moments. Hierzu kam noch die große Zerstreutheit der Kalmücken und daß die Reisenden bald den einen oder den anderen Stamm kennen lernten. Der Eine besuchte die Stämme in der Songarei, ein Zweiter die Horden am Kaspischen Meer und ein Dritter die am Altai, und Jeder beschrieb die Kalmücken, die er gerade gesehen hatte, woraus natürlich bedeutende Abweichungen in den Beurteilungen entstehen mußten. Bei den großen Entfernungen und den ganz verschiedenen örtlichen Verhältnissen, welche hier oder da vorherrschen, mußte es allemal sehr gewagt erscheinen, wenn man von dem einen Stamm auf den anderen oder auf das ganze Volk schließen wollte. Anders treten uns die Kalmücken in Hochasien in den songarischen Bergen entgegen, anders in dem Wolga-Delta und den asiatischen Grenzländern, und noch anders in den nördlichen Steppen des Altai in Sibirien, je nachdem der mohammedanische oder türkische, der russische oder chinesische Einfluß überwiegt. Es ist das ganz selbstverständlich, daß da gewaltige Irrtümer — oder sagen wir — Unähnlichkeiten in der Zeichnung der Bildnisse und Charaktere sich herausstellen müssen. Dasselbe wird man überall, nicht blos in diesem Falle, bei dem Gemälde der Kalmücken beobachten können. Man stelle sich nur vor, wie z. B. das Bild ausfallen würde, das man von dem deutschen Volke entwerfen möchte, wenn man dazu die Gestalt eines Pommern oder Mecklenburgers, Tirolers oder Schweizers u. s. w. verwenden wollte.

In Bezug auf die Kalmücken stellt sich das aber noch ganz wesentlich anders heraus. Die Räumlichkeiten, auf welchen die einzelnen Stämme verteilt sind, haben einen Durchmesser von ungefähr 600 Mln. Die Länder und Nachbarvölker, welche den Charakter der Kalmücken bilden helfen, sind ungemein verschieden und die Kommunikation ist eine erschwerte. Unter solchen Umständen darf es nicht auffallen, daß manchmal schon die Genossen eines Stammes ganz wesentlich voneinander abweichen. Dennoch kann man sagen, daß die Kalmücken gegenwärtig für uns ihren sagenhaften Charakter verloren haben. Manche Uebelstände, die früher einer genaueren Bekanntschaft mit diesen Völkern beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten, sind in neuerer Zeit beseitigt worden, die Entfernungen sind infolge des großen Aufschwungs des Weltverkehrs auf ein Minimum zusammengeschmolzen und auch die Kalmückenländer sind zugänglich gemacht worden. Die Helden von 1813 und 1815, die als Marodeure, mit der Picke in der Hand und auf dürren, abgetriebenen Gäulen reitend — vereinzelt oder als irreguläre Massen — der russischen Armee nach Frankreich folgten und unseren Eltern und Großeltern zu Gesicht kamen, debütieren heute bereits zum zweitenmale in unseren Tiergärten und Großstädten und besitzen von ihrem sagenhaften Nimbus nicht mehr, wie Darwin's geschwänzte Urbilder des Menschengeschlechts in den Draht- und Eisenzwingern ihrer Gefangenschaft oder in der Freiheit ihrer tropischen Urwälder.

Um uns jedoch mit unseren geehrten asiatischen Gästen etwas genauer zu befreunden, als das bei ihren Vorstellungen in unseren Städten möglich ist, werden wir dieselben in ihrer Heimat aufsuchen müssen, wo wir sie in ihrer Häuslichkeit und in aller Naturwahrheit, nicht aber in aufgeputzter Toilette und in einem für den Zuschauer berechneten Aufzuge vorfinden können. Es wird das um so nötiger sein, da dem Reisenden, der lange in jenen Ländern gelebt hat und mit Land und Leuten genau bekannt geworden ist, beinahe jedes Urteil über das verloren geht, was hier vielleicht interessant sein mag oder nicht. Ich werde daher bitten müssen, mich, wenn auch nur im Geiste, auf meiner Reise zu begleiten, und selbst das Interessanteste herauszugreifen, was dem Erzähler vielleicht unwesentlich erscheint oder gänzlich verloren gehen könnte.

Es geschah ganz en passant, als mir auf dem in der Nähe von St. Petersburg gelegenen Sommerlustschlosse einer hohen, dem russischen Kaiserhause nahestehenden Person die Auszeichnung zuteil wurde, mit einem bekannten Fürsten von untadelhaftem Ruf in Berührung zu treten, der — wie es vielfach in Rußland Sitte zu sein pflegt

Digitized by Google

— später nach Paris gieng, um dort eines plötzlichen Todes zu sterben. Leider!

Allein in der Newastadt tritt man in das Leben; in der Seinestadt verläßt man es!

In St. Petersburg lebt und politisiert man und in Paris jubelt man sich zu Tode. Das ist echt russisch, und der Fürst war ein Russe, wenn auch einer der besten und würdigsten. Eine Einladung desselben, mit seinem Sohne zunächst nach dem Ural zu reisen, war die Folge unserer Begegnung.

Unsere Abreise erfolgte nach Weihnachten. Allein schon in Moskau trat die erste Unterbrechung ein, die längere Zeit andauerte. Der mehrmonatliche, unfreiwillige — wenn auch recht angenehme — Aufenthalt während des Winters in der alten Zarenstadt gab mir zum erstenmale Gelegenheit, die Stadt sowohl, wie auch ihre ausgedehnte Zwingburg — den Kreml mit seinen Palästen, Kathedralen, Klöstern und offiziellen Gebäuden — eingehend durchforschen zu können, was sich später noch unzähligemale wiederholte. Da bereits Ende Februar und Anfang März herangekommen war, so schien die Abreise um diese Zeit infolge der absoluten Gefährlichkeit der Wege, Straßen und Flüsse doch so wenig verlockendes für uns zu haben, daß wir es vorzogen, die Eröffnung der Schifffahrt auf der Wolga (die ungefähr am 1. Mai erfolgt) abzuwarten. Mit dem 1. Oktober und 1. März — also mit dem Eintritt und dem Ende des Winters — hört überhaupt jede Kommunikation auf, und es ist daher nicht recht einzusehen, wie unser Brehm und seine Reisegenossen gerade in den letzten Tagen des Monat Februar, der ungünstigsten Zeit im ganzen Jahre, die bekannte sibirische Forschungsreise antreten konnten. Ich hatte damals bereits eine solche — allerdings viel entsetzlichere — Reise hinter mir, als Brehm die seinige antrat, und war in der Lage, einen Warnungsruf zu erteilen, der sich bald darauf in allen Punkten als sehr begründet erweisen sollte, und noch mehr erwiesen hätte, wenn die russische Gastfreundschaft nicht auch bei dieser Gelegenheit sich bethätigt und über manche Schwierigkeiten hinweggeholfen haben würde, die für den Privatreisenden geradezu unüberwindlich sind.

Die Reise auf der Wolga mit ihren Annehmlichkeiten und ihrer größeren Schnelligkeit entschädigte uns reichlich für die Verzögerung in Moskau. Abgesehen davon, daß wir in vier bis fünf Tagen eine Strecke zurücklegten, zu der wir bei schlechtem Landwege und mit dem Schlitten vielleicht eine dreimal so lange Zeit, und auch mehr, nötig gehabt haben würden, boten die Uferländer des pompösen Stromes eine beständige, immer wechselnde und oft wunderschöne Zerstreuung und Unterhaltung. Prächtige Uferlandschaften, pittoreske Naturscenerien und große und kleine, malerisch gelegene Städte und Dörfer zogen an uns vorüber und beschäftigten fortwährend das Auge.

Schon in der Nähe von Samara, also auf gut russischem Boden, ist es uns möglich, uns auf die terra sancta der Kalmücken versetzt zu glauben. Wenn auch vereinzelt, so doch öfters, werden unter den Dörfern der Russen, Tartaren, Tschuwaschen und Baschkiren auch abwechselnd Kalmückenniederlassungen angetroffen, die vollkommen genügen, um diesen Volksstamm in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Eigentümlichkeit beobachten zu können. An dem Sachmara-Fluß und hier und da in den Gouvernements Orenburg, Perm, Ufa, Kasan, Simbirsk, Saratow, Astrachan oder längs der asiatischen Grenze finden sich derartige Ansiedelungen vor. Uebrigens unterscheiden sich diese Kalmücken von ihren Verwandten in Mittel- und Hochasien oder nördlich vom Altai hinsichtlich ihrer Rasseneigentümlichkeiten — ich will nicht einmal sagen — Gewohnheiten, so wenig, daß ich beinahe sagen möchte, kalmückischer als kalmückisch sind jene Stämme in den mittelasiatischen Bergen von Sifan, der Songarei und der hohen Bucharei oder in den südlichen Steppen von Sibirien auch nicht.

Ein besonders günstiges Beobachtungsfeld finden wir aber vor, wenn wir die an der Wolga-Mündung, in der Nähe des Kaspischen Meeres liegenden Kalmücken-Steppen besuchen wollen, wo wir das Gros der überall zerstreuten nördlichen Niederlassungen antreffen können. Bevor wir jedoch auf das Volk etwas näher eingehen, wird es notwendig erscheinen, auf die historische Vergangenheit desselben einen, wenn auch nur ganz flüchtigen Blick zurückzuwerfen.

Im allgemeinen beschäftigt uns zwar die Geschichte der Kalmücken so herzlich wenig, daß man sich kaum darüber klar sein wird, wo man die eigentliche Heimat des Volkes zu suchen hat. Uns interessiert dasselbe nur als ethnographische Merkwürdigkeit, nicht als Nation. In der That ist es gegenwärtig auch beinahe ebenso schwierig, die Heimat der Kalmücken zu bestimmen, wie diejenige der Juden anzugeben. Man weiß aber, daß jene zerstreuten Horden ein mongolischer Volksstamm sind, dessen Anzahl immer mehr zurückgeht. Das ist sehr natürlich! Aber wenn ganze Völker sterben, dann halten wir doch einen Augenblick unseren Schritt an, um denselben einen mitleidigen Blick zu widmen, auch wenn sie uns im ganzen ziemlich gleichgültig waren. Die Kalmücken leiden aber schon seit mehr als einem Jahrhundert schwer an der politischen Auflösung oder am sozialen Marasmus.

Ehemals ein mächtiges Volk und nicht ohne Kultur, erstreckten sie ihre Herrschaft über die ganze hohe Bucharei bis an den Altai im Süden von Sibirien. Kämpfe der einzelnen Stämme unter sich, wie sie manchmal auch bei anderen Völkern vorkommen, die zur Einigkeit und Größe oder auch zur Zerrissenheit und Unterjochung gelangen, haben wesentlich zur Schwächung des Kalmücken-Volkes beigetragen. Mächtige Grenznachbarn, wie z. B. die Chinesen, bedrängten zu gleicher Zeit bald diesen, bald jenen Stamm, unterjochten bald die eine, bald die andere Horde und nahmen ihre Länder als gute Beute, bis von

Digitized by Google

einem selbständigen Kalmücken-Reich nicht mehr die Rede sein konnte. Schon 1616 suchten sich die ersten Horden von dem Torgoten-Stamme den chinesischen Bedrückungen durch die Flucht zu entziehen. Es war der Anfang des Zerfalls des ganzen Volkes, von dem sich ein Teil nach dem anderen lostrennte. Rußland war das Auswanderungsziel dieser Massenflüchtlinge. Die größere Anzahl folgte jedoch erst im letzten Viertel desselben Jahrhunderts und zog gegen Westen, um sich an der Wolga und, wie vorhin schon angedeutet, am Kaspischen Meer und im Gouvernement Orenburg niederzulassen, wo wir noch heute die Nachkommen jener Flüchtlinge, und zwar die Zoochoren, einen Nebenzweig der Torgoten, vorfinden. Dennoch, trotz dieser mißlichen politischen Lage für die Kalmücken, nahmen dieselben bis 1723 und 1725 immer noch so ziemlich die ganze hohe Bucharei ein, und erst um diese Zeit endigte nach harten Kämpfen die bis dahin noch dürftig erhaltene Unabhängigkeit des Volkes mit gänzlicher Unterjochung. Der letzte Schein von Selbständigkeit hatte damit aufgehört und das Land war zu einer tributpflichtigen chinesischen Provinz geworden.

Die Hauptmasse der Kalmücken, die in Berg- und Wander-Kalmücken und in vier Unterstämme: die Koschoten, die Derbeten, die Songaren und die Torgoten, zerfallen, während diese wieder in zahllose Nebenstämme verzweigen, mag ohne Zweifel noch in ihrem ehemaligen Vaterlande zurückgeblieben sein. Wie hoch sich ihre Zahl belaufen mag, ist wohl schwerlich bestimmt festzustellen. Die Angaben gehen so sehr auseinander, daß sich in dieser Beziehung auch nicht einmal eine Wahrscheinlichkeitsziffer recht gut vertreten läßt. Man veranschlagt dieselbe bald auf eine ganze, bald auf eine halbe Million, bald auf mehr oder weniger. In jedem Falle ist aber so viel sicher, daß es doch immer noch sehr beträchtliche Ueberreste sein mögen. Das Wanderleben und die außerordentliche Scheu gegen eine Zählung erschweren eine genaue statistische Kontrole ungemein. Es sind das Eigentümlichkeiten, die fast allen, wenigstens mir bekannten Wandervölkern, besonders aber den Kirgisen, Baschkiren, Kalmücken und selbst den Tartaren angeboren zu sein scheinen und allemal hervortreten, wenn es sich um Volkszählungen handelt.

Andere, bald größere oder kleinere Teile dieser Stämme werden hie und da in den turanischen Ländern angetroffen. Auch die bei Khiwa und Samarkand zahlreich vorhandenen Usbeken-Stämme erweisen sich schließlich nur als Kalmücken-Zweige. „Unsere Vorfahren", sagen die Usbeken selbst, „gehörten mit den Kalmücken einem und demselben Stamm an. Als sie ihre Weideplätze verändern wollten, nahmen unsere Väter den Namen ‚Katgan' an, d. h. ‚wir gehen!', während die anderen sich ‚Kalmücken' nannten, d. h. ‚wir bleiben'!" Noch andere nicht unbedeutende Ulusse werden im südlichen Sibiren vorgefunden, wo sie noch gegenwärtig in den Steppen von Biisk, zwischen dem Ob- und Tom-Flusse, ihre Weideplätze haben, und mit den ihnen verwandten Stämmen auf chinesischem Gebiet vielfache Berührungen unterhalten.

Seit der völligen Vernichtung ihrer Selbständigkeit können wir die Kalmücken überhaupt allerwärts in den von ihrer ursprünglichen Heimat nördlich und westlich gelegenen nahen und fernen Ländern zerstreut auftauchen sehen. Es ist nicht möglich, alle die Stämme und Nebenstämme zu kennen, die uns hier und da entgegentreten, und eigentlich ist es auch ziemlich überflüssig, unser Gedächtnis mit allen diesen unaussprechlichen Namen des Geschlechtsregisters der Kalmücken zu beschweren, da dies so gut wie gar keinen Wert hat.

Was nun diese Stämme anbetrifft, die nach Rußland flohen, und sich am Don, an der Wolga und am Kaspischen Meer niederließen, so zeigte es sich bald, daß dieselben auch an den letzteren Orten nicht lange Ruhe finden sollten. Die Flüchtlinge hatten sich einem Uebel entzogen, um einem anderen, womöglich noch größeren, in die Arme zu fliehen. Einhundert Jahre später (1770) als sie zu russischen Kriegsdiensten herangezogen werden sollten, floh man von der Wolga wieder dorthin zurück, von wo man gekommen war. Freilich erreichten nur wenige ihr Ziel, denn von den dreihunderttausend Seelen, welche sich zu dieser neuen Völkerwanderung entschlossen hatten, entging nur ein kleiner Teil dem mörderischen Blutbade, das die Kirgisen unter den Flüchtlingen bei dem Durchzug derselben durch die Steppen der ersteren anrichteten. Alle jene Kalmücken, die sich daher noch gegenwärtig in den östlichen Grenzländern unseres Erdteils erhalten haben, sind mithin nur noch schwache Ueberreste jenes mächtigen Stammes der Torgoten oder Zoochoren, der sich im Norden des Kaspischen Meeres niedergelassen und von dort noch weiter über die schon genannten nördlicheren Gebiete verbreitet hatte. Allein immerhin ist auch dieser Rest noch ein ganz ansehnlicher, der wohl einhunderttausend Seelen erheblich übersteigen dürfte. In meist feststehenden Dörfern unter Aufsicht von Aeltesten und Aimacks angesiedelt und im Sommer nomadisierend, werden sie übrigens in ihren Sitten und Gewohnheiten nicht belästigt, stehen aber natürlich unter Kontrole des Generalgouverneurs, dem die Ortsältesten und Bezirksbeamten (Aimacks) verantwortlich sind, wie das ganz ähnlich auch bei den Kalmücken der Fall ist, die unter chinesischer Oberhoheit stehen.

Nach dieser ganz oberflächlichen Umschau auf historischem Gebiete, in welcher Beziehung erhebliche Meinungsverschiedenheiten nicht bestehen, dürfen wir uns mit dem Volke selbst etwas näher bekannt machen. In diesem Punkte hört freilich die Uebereinstimmung der Historiographen oder Ethnographen sofort auf, und hier beginnen die bereits erwähnten Widersprüche, die sich derart häufen, daß es beinahe ganz unmöglich ist, sich aus dieser Verworrenheit der Berichte ein nur einigermaßen zuverlässiges Bild zu entwerfen. Ja, es kommt vor, daß der eine Reisende ganz direkt leugnet, was der andere sagte, und

Digitized by Google

daß dieser seine Helden wieder weiß wäscht, wenn jener sie schwarz gemacht hatte.

Um sich davon zu überzeugen, darf man nur zwei oder drei verschiedene Reisebeschreibungen nachlesen, von denen jede einzelne anders ausfallen wird, so daß man hier nicht näher darauf einzugehen braucht. Allein, da man diese Schilderungen weniger zur Unterhaltung als zur Belehrung zur Hand nimmt, so möge hier z. B. auf Herder's Schriften über die Kalmücken hingewiesen sein, um zu zeigen wie äußerst unsicher solche Quellen zu sein pflegen. Herder war allerdings kein Reisender, aber der große Schriftsteller hat viel über Völker geschrieben, und zwar oft sehr treffend, und auch manches, was er über die Kalmücken sagte, kann man gern acceptieren und ist wahrheitstreuer als viele andere Schilderungen, die wir von Reisenden besitzen. Etwas zu viel Spielraum ist aber der Phantasie eingeräumt worden, wenn nach diesen Beschreibungen die Kalmücken „unter einen ewig heiteren Himmel und in eine unabsehbare Einöde" versetzt werden. Das klingt zwar unendlich poetisch, ist aber durchaus nicht ernst zu nehmen. Mit der „Einöde", der „unübersehbaren", könnte man sich allenfalls noch in bildlichem Sinne einverstanden erklären, wenn man z. B. eine fruchtbare, von Blumen durchwebte und wallende grüne Grassteppe ohne Bäume so nennen will, allein mit dem ewig heiteren Himmel der Kalmückenheimat hat es doch seine eigene Bewandtnis; wir getrauen uns wenigstens nicht, unseren Lesern diesen Himmel in dem heiteren Lichte unseres großen Denkers darzustellen. Herder mag unberufen ein ganz guter und gelehrter Mann gewesen sein, allein die Kalmücken und ihre Paradiese scheint er nicht besser gekannt zu haben, wie die Kalmücken den Herder. Der letztere würde sich gewundert haben, wenn er jene Steppen im Norden des Kaspischen Meeres bei Saratow, Samara und Orenburg oder bei Biisk am nördlichen Altai gesehen hätte, wenn das weiße Gespenst des Winters und seine Dämonen, die heulenden Burane, mit gräulichem Getöse über die unendliche Schneewüste dahinfegen und der schwere, graue Wolkenschleier düster und zum Melancholisch-werden auf die kalte Erde herabhängt und diese mit dem Azur in ein schauerliches Chaos verschwommen zu sein scheint.

Wenn aber unser berühmter Toter den heitern Himmel in Mittelasien vielleicht gemeint haben könnte, wogegen sich nichts aussetzen ließe, so ist die Schilderung auch nicht ganz richtig, weil dort die Steppen nicht in so unendlicher Ausdehnung vorhanden sind, während in Sibirien oder südlich und westlich vom Ural der heitere Himmel fehlt, der doch nur während des sehr kurzen regenlosen Sommers angetroffen wird.

Allein nicht nur diese Beschreibung, die ja aus einer Zeit entstammt, wo jene Länder noch eine für uns völlig unbekannte Welt bedeuteten, leidet an manchen geographischen und ethnographischen Mängeln, sondern auch die Schilderungen anderer Autoren bieten als wissenschaftliche Fundgruben keine größere Zuverlässigkeit, und wir haben die angeführte Herder'sche Zeichnung nur als eine Probe unter den vielen herausgegriffen, um zu beweisen, wie wenig man sich darauf verlassen kann.

Diese kleine Inkorrektheit des großen Autors ist jedoch nur landschaftlicher Natur und verschwindend im Verhältnis zu denjenigen anderer Autoren, besonders wenn es sich um die viel wichtigere Charakterisierung des Volkes handelt. Gerade in dieser Beziehung ist denn auch der Wirrwarr ein so bedeutender, daß sich nicht einmal hinsichtlich der Religion der Kalmücken etwas Bestimmtes oder allgemein Gültiges sagen läßt. Für gewöhnlich werden sie für Buddhisten oder Lamaiten ausgegeben, was jedoch nur teilweise richtig ist. In Wahrheit verhält es sich damit, wie mit allem anderen. Selbst unter den an den europäischen Grenzen lebenden Genossen herrscht in dieser Beziehung ein solches Durcheinander, daß Fetischdiener mit Schamanen oder Buddhisten mit Christen untermischt abwechseln; während in Mittelasien die Lamaiten vorherrschen und der Mohammedanismus dort ungefähr die Rolle des Christentums in Europa vertritt. In Glaubenssachen sind die Kalmücken überhaupt nicht sehr skrupulös, d. h. sie passen sich dem Bedürfnis an und huldigen dem, was ihnen gerade am praktischsten erscheint, wobei sie es nicht allzu genau nehmen.

Wie bei den ganz ebenso praktischen Tschuwaschen an der asiatischen Grenze, kommt es nicht selten vor, daß bald der Erlöser, bald ein anderes Bildnis verehrt wird, je nachdem man Grund zu haben glaubt, mit diesem oder jenem Gott unzufrieden zu sein. Es ist allgemein bekannt, daß z. B. die christlichen Kalmücken das Muttergottesbild hervorsuchen, wenn der Besuch eines russischen Priesters in Aussicht steht, das Bildnis aber in der dunklen Ecke einer buntbemalten Truhe wieder verschließen nnd zur Abgötterei zurückkehren, sobald sich der Geistliche entfernt hat. Die letzteren wissen das sehr wohl und vermögen darüber manche Beiträge zu erzählen, beruhigen sich aber mit dem ersten, wenn auch ungenügenden Erfolg, der Zivilisation. Uebrigens kommen die Geistlichen dabei immer noch ganz gut weg, denn viel ärger geht es den Göttern, die ähnliche Züchtigungen und Disciplinarstrafen oder in besonders schweren Fällen auch zeitweilige Amtsentsetzung zu erdulden haben, wie das auch bei den Chinesen nicht selten vorzukommen pflegt. Der Unterschied besteht nur darin, daß in China dieser Bann offiziell ausgesprochen und von der Behörde sanktioniert wird, bei den Kalmücken dagegen privatim von jedem Einzelnen verhängt werden kann.

Daß daher ein Glaubenswechsel keine große Gewissensunruhe verursacht, kann man sich leicht denken. Ich habe das mehr als einmal erfahren können und bin Zeuge gewesen, daß ein Kalmücke, der als Arbeiter bei mir beschäftigt war, zum Christentum übertrat, weil seine Braut, die eine Russin war, sich im Besitz eines Samowars

Digitized by Google

(Theemaschine) befand, wie mir der glückliche Bräutigam mitteilte, in einem anderen Falle hatte ein rotes Köperhemd dieselbe Wirkung. Ein harmloser Flitter, kaum wenige Groschen an Wert, genügt mithin in vielen Fällen, die Aermsten ihrem Gotte abtrünnig zu machen! Allein, trotz der Leichtigkeit, mit der man sich der einen oder der anderen Form anzubequemen und auf seine Weise glücklich zu werden versteht, muß man doch anerkennen, daß Gelöbnisse und Eide mit unverbrüchlicher Treue gehalten und wohl nur selten gebrochen werden. Es verdient das umsomehr bemerkt zu werden, weil die Kalmücken im gewöhnlichen Verkehrsleben, besonders aber gegen Fremde, sich durch Verlogenheit auszeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Eine neue antarktische Expedition. Laut Nachrichten aus Stockholm beabsichtigt Nordenskiöld die Veranstaltung einer antarktischen Expedition, für deren Verwirklichung er einen Zeitraum von achtzehn Monaten annimmt. Angesichts der Wünsche, welche auf dem jüngsten Deutschen Geographentage in Karlsruhe in dieser Richtung geltend gemacht wurden, ist diese Nachricht um so freudiger zu begrüßen, als für dieselbe kein tüchtigerer Leiter gewonnen werden könnte als Baron Nordenskiöld, und als seit Lieutenant Boves unglücklicherweise kein weiterer Versuch mehr in dieser Richtung gemacht worden ist.

* Der Rio Gallegos in Patagonien. Das weite Gebiet von Patagonien lenkt immer mehr die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich und seine ungeahnten Reichtümer. Der Schiffslieutenant Carlos Moyano, Gouverneur des Gebiets Santa Cruz, hat an die argentinische Regierung einen Bericht über seine Forschungsreise bis zu den Quellen des Rio Gallego und des Rio Santa Cruz eingeschickt. Diese Reise dauerte zwei und einen halben Monat und umfaßte einen Landstrich, welcher sich vom Meere bis zu den Cordilleren der Anden, vom 50. bis 52.° s. Br., im Süden von Patagonien erstreckte und wichtige Aufschlüsse über die natürlichen Hülfsquellen jener Region ergab.

Ueber die am Rio Gallego entdeckten Goldgruben enthält ein Artikel im „Courrier de la Plata“ interessante Einzelheiten, denen wir nachstehende Notizen entlehnen: Gold kommt dem ganzen Atlantischen Ozean entlang an einer Menge von Punkten in hinreichender Menge vor, um einen reichen Ertrag zu liefern. Die Arbeit des Goldwaschens hat seit der Ankunft der Schürf-Konzessionen begonnen. Die Costa'sche Unternehmung war seither die begünstigtste; sie hat mit dreißig Menschen binnen vierzehn Tagen 20 Kgr. Gold gewonnen, welche mit dem „Villarino“ abgehen, nebst 6 Kgr. von der Gesellschaft Lezama, was zusammen mit 7 Kgr., die von Punta-Arenas eingeschickt wurden, ein Ganzes von 33 Kgr. macht, welche innerhalb 14 Tagen gewonnen worden sind. Dieses Ergebnis hat unter den Goldwäschern ein wahres Fieber hervorgerufen. Man beginnt bereits auf die Bodenparzellen zu spekulieren, welche für die besten gelten; man hat bis zu 6000 Piaster für Konzessionen geboten, welche nördlich vom Sanja à Pique liegen. Das Forschungsfeld ist unabsehbar, aber ich rate niemand, sich auf eine Expedition einzulassen, ohne sich zuvor genaue Rechenschaft von seinen eigenen Hülfsquellen und von der Unterstützung gegeben zu haben, auf welche er wird zählen können. Das Leben in diesen Regionen war im Anfang ziemlich schwierig. Der nächstgelegene Punkt, wo man sich verproviantieren konnte, Punta-Arenas, war sechs Tagereisen zu Pferde entfernt. Wer keine Pferde besaß, war in der größten Verlegenheit, da er weder Lebensmittel holen, noch durch die Jagd auf Guanacos und Strauße sich verproviantieren konnte. Jetzt ist die Verpflegung leichter, Dank der Erbauung einiger Häuser in Gallegos und Virgenes, zweier Dörfer, welche in rascher Entstehung begriffen sind. Man zählt daselbst schon fünf Läden oder Handelshäuser, wo die Preise der Lebensmittel nahezu erschwinglich sind, d. h. ihren wahren Wert nicht um das Dreifache überschreiten. Diese beiden Dörfer werden in kurzer Zeit wichtige Verkehrsmittelpunkte werden, denn die goldführende Region ist sehr ausgedehnt und reicht von Santa Cruz bis zur Magellansstraße. Das Gold findet sich in mehr oder minder bedeutender Menge beinahe allenthalben entweder an der Oberfläche oder in einer gewissen Tiefe. Die dasselbe bergende Erdrinde wird gebildet durch einen schwärzlichen Sand, welcher seine Farbe der Anwesenheit von Magneteisen verdankt. Der goldführende Sand zeigt sich an der Bodenfläche, zuweilen rein, aber meistens mit Kies gemischt, wie dies bei Lucachi und Sanja à Pique der Fall ist; zuweilen liegt er auch von zwei undurchlässigen Schichten eingeschlossen. Man hat in gewissen Bohrlöchern, welche in den Umgebungen des Gallegos ausgeführt worden sind, beobachtet, daß der goldführende Sand niemals in größerer Tiefe als drei Meter liegt; zuweilen ist er auch in den Süßwasserquellen ersäuft, welche an der Oberfläche des Bodens entspringen. In Lucachi zeigt sich eine merkwürdige Erscheinung, als Folge der speziellen Lage des Cañadon, welcher ohne ausgesprochene Böschung bis an das Meer reicht, so daß während der Fluten die Wogen bis in das Thal dringen und den Sand in einem solchen Grade abspülen, daß das gelbe Gold auf dem Strande zurückbleibt. Es muß aber erwähnt werden, daß es nicht immer so ist: seit drei Monaten hat diese Abspülung durch das Meer mit einer solchen Wut stattgefunden, daß sie da, wo es früher reiche Placeres gab, nur nackte Felsen hinterlassen hat. Man muß daher annehmen, daß die Flut die Schätze, welche sie hier raubte, nach einem anderen Orte getragen hat.

Digitized by Google

Im Ganzen aber ist es über allen Zweifel erhoben, daß es viel Gold in den Cañadones gibt.

* Die Küstenstämme in Britisch-Columbien. Dr. Franz Boas, welcher die Stämme von Britisch-Columbien im Herbst 1886 besuchte, veröffentlicht soeben den folgenden vorläufigen Bericht (nebst Karte) über einige Ergebnisse seiner Reise:

Die Vancouver-Insel und das gegenüber liegende Festland sind von zahlreichen Stämmen bewohnt, welche dreierlei Sprachstämmen angehören: den West-Vancouver-Stämmen an der äußeren Küste von Vancouver-Island; den Selisch-Stämmen, welche den südöstlichen Teil der Insel so weit einnehmen, als die Meerenge denselben vom Festlande trennt, und die auch die Ufer am untern Teil des Fraser-Flusses und die benachbarten Fjorde bewohnen; und die Kwakiutl-Stämme, welche den nördlichen Teil der Insel und das Festland nordwärts bis zum Gardner-Channel inne haben. Die letzteren Stämme umgeben das Gebiet der Bilhula vom Bentinck-Arm und Dean Inlet, eines Stammes, welcher zum Sprachstock der Selisch gehört. Weiter gegen Norden finden wir die Tsimpschian und Tlinkit auf dem Festland und die Haida auf den Königin-Charlotte-Inseln.

Die Selisch-Sprache teilt sich in eine große Anzahl Dialekte, welche sich weit von einander unterscheiden. Unter der Bezeichnung „Küsten-Selisch" begreifen wir die Dialekte vom Puget-Sund und Meerbusen von Georgia, weil diese Dialekte inniger miteinander verbunden sind als mit den Selisch-Dialekten im Innern.

Durch die Schilderungen von Swan, Sproat, Krause und anderen, ist die Lebensweise dieser Stämme ziemlich genau bekannt. Ihre großen hölzernen Häuser, ihre Kähne, ihre Fischfangsgeräte und Jagdarten sind häufig beschrieben worden; aber ihre Sagen, ihre religiösen Ideen und ihre gesellschaftliche Organisation sind nicht in gleicher Weise bekannt. Allen Beobachtern zufolge ist die hauptsächlichste Gestalt in der Mythologie der Tlinkit der Rabe Yetl, welcher Sonne, Mond und Sterne erschaffen, dem Menschen das süße Wasser und den Fisch gegeben hat und dessen Heldenthaten so zahlreich gewesen sein sollen, daß eine ganze Lebenszeit zu ihrer Erzählung nicht hinreichen würde. Dawson fand dieselben Ueberlieferungen unter den Haida, und nach dem Geistlichen Duncan erzählen die Tsimpschian dieselben Geschichten von Tghemschen, dem Manne, der sich in einen Raben zu verwandeln imstande war. Es ist ein bezeichnender Zug in dieser Rabensage, daß der Vogel nicht alle Dinge zum Besten der Menschen, sondern zur Befriedigung seiner Rache geschaffen hat. Während ich die Stämme von Vancouver-Island studierte, habe ich zahlreiche Spuren dieser Legende, wenn auch nur sehr bruchstückweise und unzusammenhängend, gefunden. Unter diesen Völkerschaften gilt der Rabe nicht als der Schöpfer von Sonne, Wasser, Bäumen 2c., sondern die Eingeborenen erzählen sich nur häufig seine Abenteuer, welche sich gemeinhin auf seine Gefräßigkeit und auf die Listen beziehen, durch welche er Menschen und Tiere betrog, um seine Gefräßigkeit zu befriedigen.

Die wichtigsten Sagen der Kwakiutl sind diejenigen, welche sich auf Kanikilak beziehen. Sie glauben an ein höchstes, im Himmel wohnendes Wesen, welches sie Kantsump („unser Vater" oder, in manchen Fällen, „unser älterer Bruder") nennen. Er sandte seine beiden Söhne, Kanikilak und Nomokois, auf die Erde herab, welche daselbst wieder von einem Weibe, demjenigen des Spechts, geboren wurden. Die Wolldecke ihrer Mutter enthielt den Lachs, welchen sie durch Eintauchen einer Ecke der Decke ins Wasser befreiten. Kanikilak bereiste dann die ganze Welt, wurde der Freund aller mächtigen Häuptlinge, die er unterwegs traf, und verwandelte alle bösartigen Menschen in Tiere. Der Name dieser alten Wesen, welche weder Menschen noch Tiere waren, ist in der Kwakiutl-Sprache „Nughnemis". Wir finden, daß dieselbe oder eine ähnliche Sage unter allen Stämmen vom Puget-Sund bis zum Bezirk der Tsimpschian verbreitet ist. Unter den Selisch-Stämmen führt der Sohn Gottes den Namen Häls, unter denen der Westküste den Namen Alis. Die nördlichen Stämme: die Tsimpschian, Haida und Tlinkit, erzählen von jenen menschenähnlichen Wesen, sie seien während einer großen Ueberschwemmung in Menschen verwandelt worden.

Das oben erwähnte menschliche Wesen scheint ursprünglich die Sonne gewesen zu sein, obschon die Identität beider in den Ueberlieferungen der Eingeborenen nicht sehr deutlich erscheint. Ihre frühere Identität mag jedoch im Verlaufe der Zeit verloren gegangen sein, da unter allen den Stämmen offenbar Legenden verschiedenen Ursprungs sich mit einander vermischt haben. In derselben Weise, wie sich die Rabensage nach Süden verbreitet und unterwegs ihre wichtige Stelle in der Mythologie der Stämme verloren hat, scheint die Kanikilak-Sage sich nach Norden ausgebreitet zu haben und die Ueberlieferungen in ihrem jetzigen Zustande aus Elementen von mindestens zweierlei verschiedenem Ursprung zu bestehen. Die Skoamisch nennen die Sonne den „großen wandernden Häuptling." Die Nanaimo (Snanaimugh) halten die Sonne für das höchste Wesen und nennen sie Schimthayith. Die Bilhula nennen ihr höchstes Wesen teils Taata („unser Vater"), teils Sngh, was offenbar mit songh (Sonne) verwandt ist. In den Sagen der Kwakiutl ist die Sonne der Vater des Nörz (der Sumpfotter), und diese Ueberlieferung ist so eng verwandt mit anderen, welche sich auf das höchste Wesen beziehen, daß die Identität beider höchst wahrscheinlich wird. Die Stämme des südlichen Teils der Vancouver-Insel schreiben dem Nörz alle die Heldenthaten zu, welche weiter nördlich als vom Raben geleistet betrachtet werden und fügen denselben noch eine große Anzahl anderer bei, welche dem Nörz allein angehören. Die Qomoks des mittleren Teils von Vancouver-Island erzählen beide

Digitized by Google

Ueberlieferungen getrennt. Diejenigen vom Raben beziehen sich auf seinen gefräßigen Appetit, während diejenigen vom Nörz einen höchst erotischen Charakter zeigen.

Die Qomoks, Heiltsuk und die Bilhula vom Bentinck-Arm sind besonders interessant, da wir bei ihnen die Uebertragung von Sagen von einem Stamm auf den anderen beobachten. Die Bilhula haben eine ihnen eigentümliche Ueberlieferung vom Ursprung der Berge, Wälder und Tiere, welche zwar von den Sagen der Tlinkit und Tsimpschian beeinflußt ist, aber einen eigentümlichen Charakter hat. Sie sagen, nachdem der Rabe die Sonne geschaffen habe, seien vier Männer: Masmasalanigh, Yulatimot, Matlapalitsek und Matlipekoagh, vom Himmel herabgestiegen, haben alles erschaffen, und seien dann wieder zurückgekehrt. Masmasalanigh und der Rabe sollen identisch und alle seine Werke in Yulatimot's Geist entsprungen sein. Dieselbe Ueberlieferung findet man unter den Heiltsuk. Obwohl sie einen Dialekt des Kwakiutl sprechen, sind ihre Bräuche und ihr Glaube doch denjenigen der Bilhula innig verwandt. Sie erzählen: zwei Männer, Masmasalanigh und Noakaua seien vom Himmel herabgestiegen und haben alles geschaffen. In ähnlicher Weise haben auch die Qomoks, welche zu der Selisch-Familie gehören, eine große Menge von Ueberlieferungen und Bräuchen der Kwakiutl angenommen.

Der wichtigste von letzteren ist der mit den Wintertänzen verbundene Kannibalismus. Dieser Brauch herrscht unter den Kwakiutl, Tsimpschian, Bilhula und Qomoks und soll nach der Aussage einiger Eingeborenen auch von den Tlinkit praktiziert werden. Nach der Ueberlieferung der Kwakiutl stieg einer ihrer Vorfahren vom Himmel herab, trug einen Ring von Rotceder-Rinde und lehrte die Menschen die kannibalischen Zeremonien. Die Tsimpschian erzählen von einem Manne, welcher bei der Verfolgung eines Bären an einen Berg kam, der sich hinter ihm schloß. Im Innern desselben erlernte er die Tänze, welche mit den kannibalischen Zeremonien verbunden sind, und lehrte sie nach der Heimkehr seinem Stamme. Dieser Brauch ist offenbar von den Bilhula nur angenommen worden, da keiner der Selisch-Stämme, außer den Qomoks, ihn praktiziert. Die letzteren haben aber nur einen Teil dieser Zeremonien adoptiert und ersetzen die fürchterliche Praxis des Verzehrens von menschlichen Leichen durch den Genuß von künstlichen, welche sie herstellen, indem sie getrockneten Heilbutt an ein menschliches Skelett binden.

Unter den nördlichen Stämmen entstand der Gebrauch der wohlbekannten Kupferteller, welche hochgeschätzt werden und an Wert um so höher steigen, je öfter sie ihre Besitzer wechseln und je älter ihre Geschichte ist. Sie sind den Bilhula erst in neuerer Zeit bekannt geworden, und alte Eingeborene haben mich versichert, daß dieselben unter den Indianern an der Mündung des Fraser-Flusses niemals im Gebrauche gewesen sind.

Es ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Einrichtungen der Tsimpschian, Tlinkit und Haida und denjenigen der übrigen Stämme. Unter den ersteren gehören die Kinder zu der gens, welcher die Mutter angehört (es herrscht das Matriarchat); bei den letzteren folgen sie der gens des Vaters. Diese Thatsache deutet auf eine innige Verwandtschaft zwischen den Stämmen der Kwakiutl und der Selisch; und da eine genauere Erforschung und Vergleichung der Sprachen auch einige Affinität der beiden Völkerschaften zeigt, so ist es möglich, daß die Kwakiutl ein entfernter Zweig des Selisch-Stammes sind. Das tierische Wappen oder der tierische Schmuck, welcher im Norden vorherrscht, wird unter den südlichen Stämmen nicht gefunden. Ihre gentes leiten ihren Ursprung von einem fabelhaften Wesen ab, welches in einen Vogelbalg gekleidet oder in Menschengestalt vom Himmel herabstieg. Mitglieder Einer gens dürfen nicht untereinander heiraten, sondern müssen sich ihren Gatten oder ihre Gattin aus einer anderen gens holen. In manchen Stämmen gibt es von 15 bis zu 20 gentes.

Jeder Stamm bezieht seinen eigenen Bezirk für die Zwecke des Fischfangs, der Jagd und des Beerensammelns. Innerhalb der Grenzen des Stammes hat jede Familie ihren eigenen Anspruch auf gewisse Flüsse und Teile der Küste, welche sie von ihren Vorfahren herleitet; allein über die wirkliche Verteilung der Stämme und gentes ist noch nichts genaueres bekannt. Selbst die Zahl und die Namen derselben sind in vielen der Bezirke noch immer zweifelhaft.

Die gemeinsame Kultur, welche sich über Gruppen von einer großen Anzahl von sprachlichen Stämmen der Nordwestküste erstreckt, ist eines der anziehendsten Probleme der amerikanischen Ethnologie und würde ein gründliches Studium verdienen. Der ethnologische Charakter dieser Indianer verschwindet jedoch rasch durch ihre beständige Berührung mit den Weißen, und in wenigen Jahren wird es zu spät sein, das gewaltige Material zu sammeln, welches gegenwärtig noch gewonnen werden kann. Puget-Sund, die Selisch des Binnenlandes, die Tsimpschian, sind thatsächlich noch unbekannt, und ein Forscher kann beim Besuche von einigen dieser Stämme reichliche Resultate ernten und ein neues und wertvolles Material zur amerikanischen Ethnologie beitragen. (Sc.)

* Grenfell's Erforschung des Kwango. Der bekannte Missionsgeistliche George Grenfell, der erfolgreiche Erforscher des Kongo-Beckens, ist in dem Dampfer „Peace", welcher der Baptistenmission gehört, den Kwango hinangefahren und hat die Kikundschi-Fälle erreicht — die Oertlichkeit, wo Herr v. Mechow, der von Süden kam, zur Umkehr gezwungen worden war. Ungefähr sechs engl. Meilen von der Vereinigung des Kasai mit dem Kwango traf er einen anderen bedeutenden Nebenfluß, den Dschuma, welcher von Osten her einmündet und eine so große Wassermenge mit sich führt, daß es schwer zu sagen war, welcher von beiden der größere Fluß ist. Dieser Strom ist wahrscheinlich identisch mit dem Kwilu der Karten. Grenfell

Digitized by Google

fuhr die große Krümmung des Kwango hinan, welcher unter 4° 8′ s. Br. zu seinem nördlichen Laufe zurückkehrt. Die Kikundschi-Fälle sind etwa drei Fuß hoch, und zwar für den Dampfer „Peace" unübersteiglich, bieten aber nach Grenfell's Versicherung den Kähnen und kleineren Fahrzeugen kein Hindernis für den Verkehr dar. -

Ferner hören wir neuerdings, daß Herr Grenfell aus Afrika nach London zurückgekehrt ist und Karten von außerordentlicher Genauigkeit und einem ziemlich großen Maßstabe (5 Zoll auf die e. Meile) von all den Gegenden mitgebracht, welche er bereist hat. Leider ist seine Gesundheit so erschüttert, daß es ihm bis Anfang Mai noch nicht möglich war, vor einer Versammlung der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London zu erscheinen, die mit Ungeduld dem Bericht über seine Reisen und Arbeiten entgegensieht.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Beim Lesen dieser Zeilen wähnt vielleicht mancher mich in Irrtum befangen, wenn ich den Cacao als die einzige nennenswerte Kulturpflanze der Provinz Pará bezeichne, während deren Pflanzenreichtum nicht allein zu sprichwörtlicher Wahrheit geworden ist, sondern Pará sich durch die Ausfuhr pflanzlicher Erzeugnisse vor allen übrigen Provinzen des Kaiserreichs vorteilhaft hervorthut. Zwar erzeugt sie noch andere, edle und gesuchte Gewächse; diese bilden jedoch der Mehrzahl nach freie Bestandteile der unermeßlichen Waldungen. Wir haben daher nur noch den Tabak, die Guarana- und Orlean-Staude hervorzuheben. Streng genommen könnten wir auch die Guarana-Staude nicht einmal hierher zählen, da ihre Kultur dem Distrikte Mauhes eigentümlich ist, einem Distrikt, der zur Provinz Amazonas gehört, jedoch noch hart an die Provinz Pará angrenzt. Ich sagte „eigentümlich" und dies mit ganzem Recht, denn seltsamerweise will die Pflanze nur in dem Distrikte Mauhes gedeihen; sie hat vielfachen Versuchen einer Weiterverpflanzung getrotzt und wird nicht einmal eine Meile weit über ihr Areal hinaus angetroffen. Man zieht sie um ihrer Samen willen, aus welchen man die beliebte, vielbekannte, zu Limonade verwendete Guarana-Paste bereitet. Sie erregte schon die Aufmerksamkeit europäischer Aerzte, wurde mehrfach chemisch untersucht und als gesund anempfohlen. Sie liefert in der That ein kühlendes, angenehmes und leicht erregendes Getränk. Zur Gattung Paullinia gehörig, bildet die Pflanze ein Glied der Sapindaceen, einer Familie, die durch ganz Brasilien verbreitet ist und mehrere interessante, selbst giftige Repräsentanten hat.

Sieht man das volle saftige Grün ihrer Blätter, so muß man sich mit Wohlgefallen sagen: „Hier ist die Pflanze zu Hause und sonst nirgends!" Warum aber diese Pflanze so hartnäckig gerade an der Sonne von Mauhes festhält — ist keine so unberechtigte Frage. Wir haben ähnliche Beweise beschränkter Bodenstetigkeit auch in Europa, im nördlichen Amerika 2c., und häufig genug läßt wissenschaftliche Erörterung uns über deren Natur im Zweifel. Unter allen Paullinien-Arten fand ich keine in solch üppigem Wachstum wie diese Paullinia sorbilis. Begreiflich, daß man den Fingerzeig der Natur bei dem Nutzen der Pflanze beachtete und diese in ausgedehntem Maße kultiviert. Wo sonst Kaffee oder Cacao wuchs, da begegnen uns hier jetzt überall die großen, kuppelartig gewölbten Guarana-Stauden. Der Anblick einer solchen Pflanzung ist uns ganz neu, so fremdartig wie schön.

Im November reifen die zu schwarzen Trauben gehäuften Beeren. Sie werden jedoch kurz vor völliger Reife abgenommen, gewaschen und zu einem Brei zermalmt, worauf man die teigartige Masse mehrfach knetet und walzenförmige Pasten daraus bereitet. Die Hauptausfuhr dieses Erzeugnisses geht nach Mato Grosso. Alljährlich bald nach der Ernte finden sich daher Cujabaner (Bewohner der Hauptstadt jener Provinz) ein, um es gegen andere Artikel einzutauschen. Der Preis steigt in Mato Grosso außerordentlich, um das Sechs- bis Zehnfache. Das Pfund guter Guarana kostet in Mauhes schon nicht weniger, als 800 bis 1000 Reis, was jedenfalls, als am Orte der Fabrikation, teuer genug ist.

Eine Paste reicht dagegen aber auch bei gewöhnlichem, nicht allzu starkem Verbrauch für drei bis vier Monate. Um die Limonade herzustellen, reibt man einfach mit einer Feile etwas ab (man bedient sich hierselbst allgemein und mit besserem Erfolge des knorpeligen raspelartig beschaffenen Zungenbeins des Pirarucu-Fisches dazu), rührt das erhaltene Pulver mit Wasser an, dem man nach Belieben auch Zucker zusetzt, und das Getränk ist fertig.

Auch ich meinerseits ließ mir die Pflanze zum Fingerzeig dienen, indem ich aus ihrem so beschränkten Vorkommen auf gewisse geologische oder andere ins Pflanzenleben eingreifende Gründe schloß und eine besondere Reise dorthin unternahm. Hier nur so viel darüber, daß ich mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht und die mühevolle langweilige Reise mit den schönsten Entdeckungen gelohnt sah.

Die Orlean-Staude, Bixa orellana, indianisch Urucu, liefert den für Maler und Färber so wichtigen, leuchtend roten Orlean. Die Samen schon kleidet äußerlich der saftige, leicht abreibbare Ueberzug mit dem schönen Rot, an welchem auch der Wilde sein Wohlgefallen hat, indem er sich den Körper damit beschmiert. Es existiert eine Abart mit schön purpurroten Kapseln, und selbst deren Zweige und Stiele haben eine rötliche Färbung. Sowohl die wildwachsenden wie die kultivierten Stauden sind gleich gut zum Gebrauch.

Wir verlassen bald den Pflanzer, um uns anderen Produkten des stillen Waldes zuzuwenden! Eigentümliche, hehre Schauer ergreifen uns beim Betreten dieser so großartigen, schweigenden und doch so lebensvollen Natur! Tiefe nasse Gründe, aus denen es uns unheimlich dumpf und feucht entgegenweht, sollen uns zunächst aufnehmen. In sie hinein mußte der Mensch sich verlieren, Jahre und Gesundheit zum Opfer bringen, um seinen Erwerb zu suchen. Ich denke hier besonders an die mit der Gummi-Gewinnung Beschäftigten. Im allgemeinen ist diese Arbeit der Gesundheit sehr nachteilig, und nur ein guter Körper vermag einige Jahre unbeschadet auszuhalten, indem der Gummibaum im nassen, meist überschwemmten Lande wächst. Es beschäftigen sich sowohl Wilde wie Zivilisierte damit, und bei einigem Fleiß und körperlicher Ausdauer vermag man in wenigen Monaten so viel zu erwerben, um die Kosten der weiten Reise decken wie auch in der übrigen Zeit des Jahres ohne Arbeit gemächlich leben zu können.

Mit Recht kann daher das Gummi-Suchen einzelner Gegenden mit der californischen Goldgräberwut verglichen werden, so am unteren Amazonas im Gebiete des Tocantins-Flusses wie höher hinauf am Madeira und dem sogenannten Trompeten-Flusse. Im Monat Juli und August schon macht sich der Mann zu der im September beginnenden Ernte reisefertig. Er verläßt Frau und Kind, fährt mit einem großen Boot und einigen Indianen, führt einen ganzen kleinen Hausrat mit sich, Hund und Hühner oft nicht ausgenommen, und fort geht es in die ferne finstere Wildnis, um vor November oder Dezember nicht wiederzukehren. Reisen von

Digitized by Google

selbst 150—200 Leguas werden nicht gescheut, wenn man die Sache mit einigem Ernste und mit Mitteln betreiben will. In solchem Falle freilich wird die Rückkehr weiter hinaus geschoben, werden oft 3 oder 4 Monate ebenso viele Jahre.

Wie die meisten euphorbienartigen Gewächse, so ist auch der Gummibaum, Siphonia elastica, als ein Glied derselben, in hohem Grade mit einer gummösen Milch erfüllt, die das ganze Jahr hindurch gewonnen werden kann. Die günstigste Zeit jedoch ist von Oktober bis Februar, indem dann die Säfte in voller Kraft und Zirkulation sind. Auffallend erscheint die brasilianische Bezeichnung dieses Baumes, Seringueira (Spritzenbaum); sie ist aus dem Grunde gewählt und beibehalten, weil man das Gummi anfänglich besonders zu jenen bekannten, im medizinischen Gebrauche stehenden kugelartigen Spritzen verwendete.

Bei der großen Bedeutung, welche das Gummi elasticum in der Provinz Pará nicht allein, sondern in der ganzen weiten Welt erlangt hat, dürfte es nicht ungeeignet sein, diesen Gegenstand einer näheren Betrachtung zu würdigen.

Der Gummibaum ist in der That ein Segen der Provinz, ja der ganzen Welt geworden, denn wie unendlich mannigfach und stets unentbehrlicher wird nicht sein Produkt verwendet! Zu chemischen und physikalischen, zu vielen gewerblichen, medizinischen und selbst militärischen Zwecken sehen wir es verarbeitet. Die Gummibäume sind so zahlreich durch das unermeßliche Terrain von Pará an aufwärts bis zum oberen Amazonas verbreitet, daß es nur an Händen fehlt, um die ohnehin so bedeutende Ausfuhr um das Zehnfache erhöhen zu können. Die Ergiebigkeit des Baumes, seine jahrelang ungeschwächte Ertragsfähigkeit, sowie der hohe Preis des Produktes sichern der Provinz eine gute Einnahme. Gummi nimmt daher unter allen Ausfuhrartikeln den ersten Rang ein. Leider aber sind die Produzenten im allgemeinen durch die Schuld einzelner in Mißkredit gekommen, indem mehrfach betrügerischer Unfug verübt wurde. Nicht Verfälschung der Ware wie man annehmen mag, sondern bloße Gewichtsvermehrung durch eingemischten Sand oder Lehm war der Zweck des Betrugs und deshalb werden nun alle Gummiballen mit einem Messer getrennt und streng untersucht. Die Qualität des Gummi zu verringern, ist nicht so leicht möglich, denn obschon noch eine andere ungebräuchliche Siphonia besteht, so fehlt es doch nie an der echten, die in weit überwiegender Menge auftritt.

Wenden wir uns der eigentlichen Gewinnung des Gummi zu, so sehen wir den völlig weißen, anfänglich dünnen Milchsaft aus der Schnittwunde der Bäume in untergesetzte Gefäße fließen. Einige Arbeiter stehen bereit, ein schaufelartiges Instrument in die Flüssigkeit zu tauchen, wodurch die klebrige Milch sich anhängt und nun über Feuer etwas angeräuchert wird, was zur Konservierung und Verdichtung unerläßlich ist. Sobald eine Lage geräuchert ist, wird die Formschaufel aufs Neue in die Milch getaucht und ähnlich so lange damit fortgefahren, bis die gewünschte Dicke, etwa die eines Fingers sich angesetzt hat. Es kommen übrigens auch Ballen von Kopfgröße und darüber vor und diese sind eben die verdächtigen, mit Sand und anderen Materialien so leicht vermischbaren, und deshalb nicht immer beliebt. Nachdem der Ballen gebildet, wird er mit einem Messer aufgetrennt und abgelöst und die Schaufel dient zur Bildung anderer. Hiernach begreift man leicht, wie Schuhe und Flaschen ohne Mühe herzustellen sind, was hier und da, jedoch an Ort und Stelle im Walde, wirklich geschieht — eine Industrie, die bei einiger Betriebsamkeit und einigem Nachdenken sicher besondere Vorteile bringen müßte, jedoch, solange einmal alles seinen alten, vom Großvater her ererbten Gang fortgeht, wird ein Schuh immer nur ein simpler Schuh bleiben, nie ein Stiefel oder sonst etwas daraus werden. Immerhin aber ist es anzuerkennen, daß der Gummibaum schon auf seiner sumpfigen Stätte zum gefährlichen Konkurrenten der Schuhmacherkunst geworden, denn nicht unbedeutend sind die Lieferungen dieser Art, die aus den Wäldern ihren Weg zur Hauptstadt und von dort auch wohl ins Ausland finden. Eleganz muß man an ihnen nicht suchen, sie sind, wie Wald und Kunstlosigkeit sie eben erzeugen können, einfach, aber dauerhaft und bei ihrer Zweckmäßigkeit und dem billigen Preise ganz empfehlenswert. Sie werden nach dem Gewichte verkauft und gilt das Pfund 1000 bis 1280 Reis, was auch gewöhnlich der Preis eines Paares ist, während dagegen die importierten amerikanischen, durch Glanz und Preßfiguren modernisiert, das Dreifache kosten und trotzdem wegen des höchst dünnen Ueberzuges nur ganz schwach nach Gummi riechen. Auch die Milch wird exportiert. Sie bedarf hierzu jedoch einer besonderen Präparation, um längere Zeit in ihrer Güte sich zu erhalten und vor baldiger chemischer Zersetzung bewahrt zu bleiben. Dieser in Pará übliche Prozeß soll Geheimnis und Erfindung eines dortigen Einwohners sein, wofür die Regierung ihm das Recht des Monopols verlieh. Durch diesen Erfinder allein wird aller flüssiger Gummi versandt. Ammoniak-Präparate dürften wohl das Wesentliche der anzuwendenden Ingredienzien sein. Ganz unerklärlich und außer Verhältnis steht rohe Gummimilch in dreimal höherem Preise als der wirklich präparierte Gummi. Es möchte dies seinen Grund darin haben, daß der Transport im flüssigen Zustand unbedingt mehr Vorsicht, Mühe und Kosten verursacht und auch von den meisten Produzenten vermieden wird.

Der Copaiva-Balsam, den wir schon in der Provinz Maranhaõ kennen lernten, wird auch hier, und zwar fast immer nur als Nebenprodukt, gewonnen. Es gibt mehrere Arten von Bäumen, welche den Balsam erzeugen, und man trifft sie daher bald auf trockenem, bald auf nassem Lande und häufig genug in Gemeinschaft mit den Gummibäumen an, wodurch eine doppelte Ernte auf gleichem Standorte erzielt wird. Die Anzapfung wird jedoch ohne Rücksicht auf die Erhaltung des Baumes ganz gewissenlos, frevelhaft betrieben, und schon nach wenigen Jahren, ohne noch eine zweite Ernte gegeben zu haben, stirbt der Baum ab, was bei der Seringueira nicht der Fall ist.

Die in Europa unter dem Namen Pará-Nüsse bekannten Kastanien und auch hier schlichtweg Castanhos genannt, sind ebenfalls Erzeugnisse der amazonischen Waldungen und bilden einen besonderen Ausfuhrartikel. In äußerst harter und holziger Schale sind 20—21 dieser Samen enthalten und wehe demjenigen, dem eine solche Gesamtfrucht der Bertholletia excelsa oder Juvia aus der Höhe herab auf den Kopf fällt! Es gäbe eine harte Nuß! Durch den Fall dieser derben Früchte sind schon Personen getötet worden. Zum Glück jedoch verrät sich der Fall schon vorher durch das Einknicken des Stieles. In europäischen Binnen- und selbst den Seestädten betrachtet man mit Recht die Pará-Nüsse als eine Delikatesse; sie erfordern aber ihres öligen Gehaltes wegen eine gute Verdauung. Man preßt ein vorzügliches Oel daraus und exportiert bedeutende Mengen des Rohprodukts nach Nordamerika, nach Europa, besonders nach Rußland.

Jedem Leser dürfte wohl — dem Namen nach wenigstens — die duftende Tonka-Bohne bekannt sein. Der Schnupfer hat sie gern in seiner Dose, und so möge er auch wissen, daß sie ebenfalls diesen Gegenden entstammt und die Frucht eines hohen schönen Baumes ist. Dieser gehört, wie die gewöhnliche Bezeichnung des Produktes schon andeutet, zur Leguminosen-Familie, in welcher er ein so seltsames wie interessantes Glied bildet. Die Frucht sieht äußerlich ganz unseren noch in grüner Schale befindlichen Wallnüssen ähnlich; nächstdem bemerken wir eine harte Steinschale, die nur unter tüchtigem Schlage zerspringt und den duftenden Kern freilegt. Mit dieser Bohne verhält es sich ganz so, wie mit dem deutschen Ruchgrase, indem sie mit der Zeit und durch Liegen ihren vollen Wohlgeruch annimmt. Hier benutzt niemand die Bohne.

Endlich bilden noch verschiedene Harze und Oele, inländische

Digitized by Google

Gewürznelken (Cravo do Maranhaõ), Vanille, Tauari (der Bast eines Baumes), Tabak, Farb- und Tischlerhölzer, Puchury (die gewürzhaften Cotyledonen eines lorbeerartigen Gewächses) und Sassaparilha gleichfalls mehr oder weniger beträchtliche Ausfuhrartikel.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* Eine neue Reise über die Eisfelder des Inneren Grönlands.

Ende November 1886 langten aus Grönland Nachrichten nach Kopenhagen, wonach ein Ingenieur der amerikanischen Marine, Mr. Pears, während des letzten Sommers eine Fahrt über das Binneneis unternommen und so ca. 130 e. Mln. in das Innere des Landes eingedrungen. Professor Nordenskjöld drang im Jahre 1883 etwa 64 e. Mln vor, während zwei Lappländer aus seiner Begleitung 120 e. Mln. nach Osten vorgedrungen sind, ohne die nach der Theorie des Professors Nordenskjöld im Inneren existierenden Oasen zu finden. Mr. Pears, über dessen Reise bis jetzt nur unvollständige Nachrichten vorliegen, kam in Begleitung eines amerikanischen Walfischfängers dort an. Nachdem er vom Inspektor Nordgrönlands die Erlaubnis zum Unternehmen seiner Reise erhalten hatte, gesellte sich zu ihm ein gewisser Maigaard, Däne von Geburt und Volontär bei der grönländischen Handelskompagnie. Ohne weitere Begleitung von Eingeborenen begaben sich die beiden auf ihre Eiswanderung von Pakitsoq-Fjord aus. Dieser Fjord liegt unter 69° 30′ n. Br. und etwa 16 Mln. nördlicher als der von Professor Nordenskjöld gewählte Ausgangspunkt. Der Eisrand zeigte sich leicht übersteigbar und die Eisfläche überhaupt eben. Nirgends entdeckte man die sogenannten „Nunatakker" (aus dem Eise hervorragende Bergspitzen) oder sonst etwas bemerkenswertes — überall nur die einförmige Eiswüste. Einen großen Teil ihres Weges benutzten die Reisenden amerikanische Eisschlitten, und speziell die Rückfahrt, von einem Südost-Sturm begünstigt, wurde mit außergewöhnlicher Schnelligkeit zurückgelegt. Drei Wochen dauerte die ganze Tour, und schon befürchtete man, daß ihnen etwas zugestoßen, als sie glücklich wieder eintrafen.

Mr. Pears studierte späterhin auch den unter 70° n. Br. liegenden „Torsukatakeis-Fjord", welcher schon früher durch die Herren Steenstrup und Hammer untersucht und aufgenommen worden ist. Mr. Pears beabsichtigt im nächsten Jahre auf ähnliche Art quer durch das Innere bis zur Ostküste zu reisen und dann auf demselben Wege wieder zurückzukehren. E. B.

Amerikanische Flüsse.

In den neueren amerikanischen Lehrbüchern der Geographie findet sich folgende Haupteinteilung Nordamerika's nach den Flußsystemen: 1) Das St. Lorenzo-Gebiet im Norden; 2) der atlantische Teil mit dem Connecticut, Hudson, Delaware und Potomac im Osten; 3) das Mississippi-Gebiet; 4) der texanische Abhang mit dem Colorado, Brazos de Dios, Rio Grande; 5) der pazifische Abhang mit dem Columbia und dem Colorado del Occidente. Zu diesen gehören noch das Red-River-Bassin im hohen Norden und Utah im Innern. Die großen Seen am Nordrande der Vereinigten Staaten sind eine ganz eigentümliche geographische Bildung. Sie enthalten mehr als die Hälfte alles süßen Wassers der Erde.

Spezielles: Die Herrlichkeit und Schönheit des Hudsons, des Tappan-Sees, der Katskill-Berge schildert uns Washington Irving in seinen Skizzen „Rip van Winkle" und „Legend of Sleepy Hollow". Lordly nennt er den Hudson. Häufig wird der silberklare Ohio mit dem Rhein verglichen. Spiegelhell sind alle nordamerikanischen Flüsse, wenn sie nicht angeschwollen sind. Grün ist die durchgängige Farbe. Die Anschwellungen erfolgen schnell und mit reißender Gewalt vornehmlich in den Zuflüssen des Mississippi und in allen texanischen Flüssen. Der Mississippi hat fast immer bereits in seinem Mittellaufe getrübtes gelbliches Wasser, ebenso der Rio Grande. Der Mississippi führt oft ganze von den Ufern abgerissene Erdflächen mit sich und kolossale Bäume. Hat das Wasser beider Flüsse aber längere Zeit in einem Gefäße, sei es eines von Thon (jarro) oder ein gewöhnlicher Eimer, gestanden und sich gesetzt, so liefert es gleich dem der Elbe ein klares, schmackhaftes, gesundes Trinkwasser, dessen sich die Seefahrer vorzugsweise bedienen. Die Einfahrt in den Mississippi ist mißlich und die engen Passagen oder Kanäle müssen sorgfältig eingehalten werden, sonst sitzt man fest und hat für die erlösenden Dampfer schweres Geld zu zahlen. In den letzten Jahren ist man energisch daran gegangen, den Strom an seiner Mündung von Neu-Orleans an einzudämmen und zu regulieren. Das Schlimmste ist, daß die Passagen immer wechseln und sich verschieben. Der untere Rio Grande ist wegen seines Triebsandes und seiner seichten Stellen verrufen. Auch im Mittellauf ist ihm nicht zu trauen. Eine Zeitlang kann man bei niedrigem Wasserstand durchreiten, plötzlich über Nacht hat sich die Szene geändert und das Wasser schlägt einem über den Kopf. Auch bei ihm, wie bei dem Mississippi, ist besonders bei niedrigem Wasser die genaue Kenntnis der Fahrstellen zum Einlaufen in die Boca del Rio vorausgesetzt. Der Rio Grande, so lang sein Lauf ist, bleibt doch für die Schifffahrt von untergeordneter Bedeutung. Für größere Fahrzeuge ist er nur bis Matamoros schiffbar, kleinere Schiffe kommen bis unterhalb Loredo hinauf, wo eine große Klippenreihe den Fluß von einem Ufer zum anderen durchzieht. Der durch die Strudel der Gewässer von der Halbinsel Yucatan bis zu den Mündungen des Rio Grande und Mississippi aufgehäufte Sand verengert sehr das Becken des mexicanischen Meerbusens. Die Flüsse, die von der Sierra Madre kommen und sich in den Atlantischen Ozean ergießen, haben nicht wenig dazu beigetragen, die Sandbänke zu vermehren.

Mit dem Rhein ist eher der Hudson zu vergleichen als der Ohio. Die Berge am Ohio sind abgerundeter, die Szenerie ist lieblich; dagegen treten die Hudson-Berge meist schroff an den Strom und es fehlt auch den Gegenden am Hudson nicht das Herbe, Rauhe des Rheins. Der Hudson hat gleich nach seinem Ursprung seine Fälle (Kaskaden). Er strömt dicht am Champlain-See, dessen Abflüsse in den Lorenzo gehen, vorbei — der Rhein hat seine vielfachen Fälle in den Alpen und bei Schaffhausen, fließt durch den Bodensee. Steil wie das Siebengebirge fallen die Katskill-Mountains, deren höchste Kuppe, der Round Top, auf 3400 Fuß geschätzt wird, nach dem Strom hin ab. Darunter, ähnlich Nonnenwerth, liegt die anmutig bebuschte Insel von Westpoint. Stoßen bei Andernach die Basalte des Eifelgebirges an den Rhein, so zeigt der Hudson wiederum seine Palissaden. Den tiefen Laacher-See vertritt der Rockland-Lake, beide hoch oben gelegen. Wie der Rhein sich bei Rüdesheim seeartig erweitert, so hat der Hudson bei Neu-City und oberhalb seinen Tappan-See; er strömt ins Meer, wie der Rhein; er hat New-York an der Mündung, wie der Rhein Rotterdam. Die Szenerien sind am Hudson nur größer, erhabener; das Panorama ist weiter. Doch auch dieser Vergleich hinkt. Der Hudson strömt von Nord nach Süd, der Rhein von Süd nach Nord. Der Rhein hat einen Knick bei Rheineck, wo er in den Bodensee tritt und dann wieder einen bei Basel, während der Hudson seinen geraden Weg von Nord nach Süd einhält. Der Rhein hat mächtige Zuflüsse, die dem Hudson fehlen. Das Katskill-Gebirge, a dismembered branch of the great Appalachian family nach Washington Irving, präsentiert sich als eine kompakte, runde Masse, während das Siebengebirge seine sieben Spitzen getrennt aufweist. Der

Digitized by Google

Rhein hat einen viermal längeren Lauf, als der Hudson; in seiner größten Tiefe von 80 Fuß erreicht der Hudson das Meer, in zwei mächtigen Armen die Insel Manhattan umspülend, während der Rhein mit einer Menge Ausläufer sich sozusagen im Sande verliert.

Will man von geographischen Homologieen nach Agassiz sprechen, so ist weiter zu greifen. Mississippi und Lorenzo sind Donau und Rhein zu vergleichen, wie Marañon und La Plata in Südamerika, Ganges und Indus in Ostindien.

Pittoreske Bilder bietet der aus Fichtenwaldungen hervorquellende Delaware, mit seinen Flößen, seinem Treibholz und seinen Windungen, mit seinen Cottages, Villages und einladenden Hotels. Er erinnert an das Murg- und Kinzigthal und so viele andere hübsche Gebirgsflüßchen Deutschlands oder der Germany, wie der Amerikaner sagt.

Alle diese amerikanischen Gewässer strömen dem Atlantischen Ozean zu. Mit der Entdeckung der Goldminen Californiens und Colorado's, der Silberminen Arizona's, mit der Vollendung der nördlichen Pazifikbahn, der Inangriffnahme der südlichen über Texas nach dem Stillen Ozean führenden Eisenbahn rückt die allerneueste amerikanische Welt immer mehr westlich über die Felsengebirge und die Sierras hinüber. Galten früher der Lorenzo mit seinem Niagara-Fall, seinen Tausend Inseln, die aus den Prärien von Westtexas rötlich aufleuchtenden, porphyrnen Enchanted Rocks, die reiche Tropenflora des Marañon und Orinoco mit ihren prachtvollen Riesenschmetterlingen und Käfern, ihrem Gewirre von Schlingpflanzen und gigantischen Schlangen, die Vulkankolosse Quito's für die Wunder der Welt, so lüftet sich jetzt der Schleier von den Felsengebirgen. Unter dem 40.0 n. Br. und 90.0 w. L. ist auf der Höhe des Gebirges der größte, herrlichste Naturpark der Welt aufgefunden worden, in mächtigen Wasserfällen rauschen die Gewässer von der Höhe hinab, brausen die schäumenden Fluten durch die finsteren Cañons und eilen in gefügeltem Laufe dem Stillen Ozean zu. Sieht man nun diesen neuen Springinsfelden staunend zu, so vergißt man doch darüber nicht die alten Lebensgefährten und freut sich, wenn noch einer oder der andere am Leben geblieben. Edgar v. Westphalen.

Vereine, Gesellschaften und Versammlungen.

* Das Programm für die mit der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte verbundene wissenschaftliche Ausstellung in Wiesbaden ist nun festgestellt. Dieselbe wird vom 15. bis 24. Sept. dauern und soll ein Gesamtbild des Besten und Bedeutendsten geben, was die Technik in den letzten Jahren der naturwissenschaftlichen Forschung, dem naturwissenschaftlichen Unterricht, der Hygiene und Heilkunde zur Verfügung gestellt hat. Die verschiedenen Gruppen haben die folgenden, in Wiesbaden wohnenden Herren übernommen, welche zu jeder Auskunft bereit sind: Für Militär-Sanitätswesen: Dr. v. Langenbeck, Wirkl. Geh. Rat und Generalarzt à la suite, Dr. Dieterich, Stabsarzt; Chirurgie: Dr. med. Fr. Cramer; Ophthalmologie: Dr. med. Herm. Pagenstecher; Gynäkologie: Dr. med. Julius Diesterweg, Dr. med. Friedrich Cuntz; Laryngologie, Rhynologie und Otiatrie: Dr. med. D. Pröbsting; Orthopädie: Dr. med. Fr. Staffel; Zahnlehre und Zahntechnik: Dr. med. R. Walther, Zahnarzt Ant. Witzel; Chemie: Dr. Ernst Hintz; Physik: Gymnasiallehrer J. Klau, Realgymnasiallehrer Ferd. Lautz; für Mikrologie: Ludwig Dreyfus; Naturwissenschaftlichen Unterricht: Oberlehrer Th. Lautz; Geographie: Direktor Karl Weldert, Schulinspektor; Wissenschaftliche Reiseausrüstung: Dr. Eugen Borgmann; Photographie: Dr. Hermann Weidenbusch; Anthropologie: Oberst a. D. v. Cohausen, Dr. med. Stoedtke, Generalarzt a. D.; Biologie: Ludwig Dreyfus; Hygiene: Dr. med. Ferd. Hueppe; Elektrotherapie und Neurologie: Dr. med. Karl Wilhelm Müller: Pharmacie und Pharmakologie: Christian Neuß.

Litteratur.

* Buchner, Dr. med. Max: Kamerun, Skizzen und Betrachtungen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887. — Wenn irgend jemand berufen ist, ein auf Erfahrung gegründetes Urteil über unsere bedeutendste afrikanische Kolonie, ihre Zustände und Aussichten für die Zukunft abzugeben, so ist es unser verehrter Mitarbeiter Dr. Max Buchner in München, der als interimistischer Vertreter des Deutschen Reiches dort längere Zeit verweilt und mit seiner bekannten ruhigen und scharfen Beobachtungsgabe Land und Leute daselbst möglichst unbefangen aufgefaßt hat. Seine vorliegende Schrift von 260 Oktavseiten ist daher einer der wertvollsten, lehr- und gehaltreichsten Beiträge zu unserer nun so hochgehenden Litteraturflut über Westafrika und unsere dortigen Kolonien. Das Buch schildert uns zuerst in der bestimmten scharfen Zeichnung, die dem Autor so besonders zu Gebote steht, die Natur und die Eingeborenen von Kamerun, die Europäer und den Handel, gibt hierauf ein Programm für die künftige Entwickelung der Kolonie und dann in einem Anhang verschiedene hierher bezügliche Notizen von allgemeinem und speziellem Interesse. Die bündige Kürze und Klarheit dieser äußerst übersichtlich angeordneten Skizzen, Schilderungen und Betrachtungen verleiht dem Buche eine besondere Lehrhaftigkeit, umsomehr als das Subjektive in der Auffassung und Darstellung wesentlich zurücktritt und in allem eine große Objektivität und Bestimmtheit sich geltend macht, so daß das Buch um ein Bedeutendes ansprechender und anschaulicher ist als eine Menge anderer neuerer Werke über denselben Gegenstand, und ein reichhaltiges alphabetisches Register das Buch auch als Nachschlagewerk brauchbar und zweckdienlich macht. Ganz besonders interessant und beherzigenswert ist das, was der Verfasser in seinem Programm für die Entwickelung von leitenden Winken bezüglich der Kolonisation äußert, über die Notwendigkeit ärztlicher Pflege, rascher Verkehrsmittel, einer kolonialen Armee, über den relativen Wert der Mission ꝛc., was jedenfalls auf gründlicher Einsicht und Erfahrung beruht, wenn er auch namentlich in letzterem Punkt bei vielen Freunden der Kolonisation Anstoß erregen wird.

So eben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

von

Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.

(**Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.**)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet, in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Sechzigster Jahrgang.

Nr. 26. Stuttgart, 27. Juni **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der britische Häringsfang und die Häringsfischer. S. 501. — 2. Die Höttinger Breccie. Von Professor A. Rzehak in Brünn. S. 503. — 3. Geologisches aus Borneo. Von Dr. Th. Posewitz. S. 504. — 4. Die Komoren. Von E. Hansen-Blangsted. S. 506. — 5. Die Kalmücken oder das Volk der Wala. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 510. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 514. — 7. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 515. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 518. — 9. Litteratur. S. 519.

Der britische Häringsfang und die Häringsfischer.

Der Häringsfang ist von den Bewohnern von Großbritannien schon seit mehreren Jahrhunderten betrieben und dieser Erwerbszweig seit lange nicht nur als ein wichtiger Faktor in der Ernährung des Landes, sondern auch als einer der wichtigsten Zweige des Ausfuhrhandels in Schottland angesehen worden. Schon im vorigen Jahrhundert hat die Fischerbevölkerung Großbritanniens dem Häringsfang eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; da jedoch in dem Betrieb dieser Fischerei sich große Unregelmäßigkeiten geltend machten, wurden die Fischer durch das wiederholte Fehlschlagen des Fanges entmutigt, und da man damals noch kein geeignetes Verfahren des Einsalzens und Pökelns der Häringe kannte, mittelst dessen man imstande gewesen wäre, aus einem besonders reichen Fange Nutzen zu ziehen, so begann dieser Erwerbszweig herunterzukommen und flau zu werden. Als jedoch die unternehmenden Holländer mit dem Häringsfang einen solch kolossalen Erfolg erzielten, erkannte die Regierung den gewaltigen Umfang, zu welchem bei verständiger Leitung und tüchtiger Energie dieser Erwerbszweig sich entwickeln könnte, und so wurden, um sowohl die Fischer als die Einpökler zu neuen Versuchen zu ermutigen, in den Jahren 1750 und 1753 zwei Parlamentsakte erlassen, die den mit dem Häringsfang sich beschäftigenden Booten bedeutende Prämien anboten; diesen folgte dann eine Akte von 1809, welche die Bezahlung einer Prämie von zwei Schilling für jedes Faß (Barrel) eingesalzener und eine Vergütung von zwei Schilling und acht Pence für jedes ausgeführte Faß zuerkannte. Von 1815 bis 1826 wurde die Export-Prämie gestrichen, aber die Prämie für das Faß eingesalzener Häringe wurde im letztgenannten Jahr auf vier Schilling erhöht; in den vier darauffolgenden Jahren fand dann eine jährliche Reduktion von einem Schilling statt, und als im Jahre 1830 der Handel sich völlig entwickelt und befestigt hatte, wurden die von der Regierung gewährten Prämien aufgehoben.

Die umsichtige, sorgsame Pflege, welche Regierung und Bevölkerung dem Häringsfang und Häringshandel hatten angedeihen lassen, trug gewaltige, erfolgreiche Früchte. Die Schotten, welche anfangs den holländischen Häringsfang mit all seinen technischen Einzelheiten als etwas Unerreichbares und Unnachahmliches angesehen hatten, fanden zu ihrer Genugthuung bald, daß der schottische Häringsfang dazu bestimmt war, sowohl hinsichtlich der Ausdehnung, wie der Trefflichkeit der Einpökelung den ersten Rang einzunehmen. Noch befriedigender aber für jene, welche diesen Erwerbszweig noch in den Tagen seiner Kindheit und seines mühsamen Ringens gesehen hatten, war die Erkenntnis, daß derselbe nicht nur keiner Fortdauer der Staatsprämien mehr bedurfte, sondern bald imstande war, alle Vorschüsse heimzubezahlen, welche ihm geleistet worden waren aus dem Ertrag der Gebühren, welche die Einpökler für den Brandstempel auf ihre Häringstönnchen bezahlen, vermittelst dessen die Herkunft, der Inhalt und die Qualität der gepökelten Ware garantiert wurde — eine Abgabe, welche noch heute besteht und einen jährlichen Ertrag von etwa 8000 Lstrl. abwirft. Der Inhalt der auf diese Weise brandgestempelten Tonnen heißt im Handel „Kronhäringe" und wird schon längst der besten Qualität der holländischen Häringe mindestens gleichgestellt.

Der geregelte Betrieb des Häringsfangs an den nördlichen und nordöstlichen Küsten Großbritanniens hat eigentlich

Digitized by Google

erst mit dem Jahre 1815 begonnen oder darf wenigstens von diesem Zeitpunkt an als ein stehender und bedeutender Erwerbszweig betrachtet werden; sein Gelingen oder Fehlschlagen beeinflußt in einer ungeheuren Ausdehnung den Wohlstand oder die Armut der unteren Klassen in den über die östlichen Küsten Schottlands zerstreuten kleineren Städten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts belief sich die Menge der gesalzenen Fische noch auf eine sehr bescheidene Ziffer, denn sie berechnete sich im Jahre 1810 für die ganze gepökelte Masse in Schottland, England und auf der Insel Man auf nur 90,185 Fässer, während die Gesamtsumme für Schottland und die Insel Man allein im Jahre 1851 auf 594,031 Fässer sich belief. Von 1851 bis 1870 herrschte eine Periode des Stillstands und der Unthätigkeit, und die amtlichen statistischen Aufzeichnungen von Jahr zu Jahr sind ein reichlicher Beweis, daß es traurigerweise an Unternehmungsgeist fehlte oder daß die anerkannt launenhaften Häringe sich nach anderen Gewässern begeben hatten. Ob der Ausfall im Fang dem Mangel an Thatkraft von Seiten der Einpökler und Fischer oder einer langandauernden Seltenheit der Fische zuzuschreiben sei, ist ein bis zur Stunde noch ungelöstes Problem; allein die amtlichen Aufzeichnungen weisen aus, daß die Gesamtmenge der in 1851 eingepökelten Häringe 594,031 Fässer betrug und sich in 1869 nur auf 675,143 Fässer gesteigert hatte. Im Jahre 1870 produzierte Schottland allein 833,160 Fässer, während in der Saison von 1884 die Gesamtmenge der eingepökelten Häringe die ungeheure Ziffer von 1,697,000 Fässern erreichte!

Hieraus geht hervor, daß dieser großartige Fischfang, welcher nun den hauptsächlichsten Broterwerb und Unterhalt einer zahlreichen, sich über alle Küsten Schottlands erstreckenden Bevölkerung bildet, sich fortschreitend so entwickelt und eine Stellung erreicht hat, welche ihn berechtigt, sich nun unter die größten Industriezweige des Landes zu zählen.

Der Geldwert der Fischerei bietet nun einen ziemlich deutlichen und verständlichen Einblick in den Fortschritt dar, welcher innerhalb der jüngsten fünfzig Jahre in ihrem Betriebe gemacht worden ist, und die gegebenen Ziffern bestätigen den unerschöpflichen Reichtum des Ozeans und beweisen, daß die unermeßliche Tiefe unschätzbare Reichtümer birgt, welche nun erst der Beachtung gewürdigt werden, die sie verdienen. Der Wert oder Ertrag des Häringsfangs von 1810 war ungefähr 70,000 Lstrl., und obwohl der Fang hie und da Ausfällen und Rückgängen unterworfen war, so nahm er doch allmählich an Umfang zu bis 1851, wo sich sein Wert auf eine halbe Million Pfund Sterling belief! Im Jahre 1870 ertrug der Häringsfang ungefähr 916,500 Lstrl., während im Jahre 1884 die Gesamtmenge der eingesalzenen Häringe eine Summe von 2,120,346 Lstrl. betrug, welche den Zinsregistern der Grafschaften Aberdeen, Banff, Elgin, Nairn, Inverneß, Cromarty, Roß, Sutherland und Caithneß oder dem jährlichen Werte der Erträgnisse beinahe der Hälfte des ganzen Flächenraums von Schottland gleichkommt.

Einen sehr interessanten Zug in der Geschichte des Häringsfangs und -Handels bildet neben anderen Verbesserungen auch die Zunahme in Zahl und Größe der Häringsboote, die gleichzeitig ein überraschender Beweis für die ungeheuren Hülfsquellen ist, welche den Fischern zu Gebote stehen. Nicht nur die numerische Stärke der schottischen Fischerflotte hat sich bedeutend vermehrt, sondern Umfang, Größe und Stil der Boote haben sich ebenfalls ungemein verändert. Die Fahrzeuge, welche von 1830 bis 1850 üblich waren, hatten meist eine Kiellänge von 35 und eine Breite von 14 Fuß. Diese haben nun hübscheren und solider gebauten Fahrzeugen Platz gemacht, welche gewöhnlich eine Gesamtlänge von 56 und eine Breite von mindestens 18 ½ Fuß und eine Tragkraft von 25 bis 40 registrierten Tonnen haben.

Obwohl die Nachfrage nach Häringen noch immer stetig zunimmt, hat sich der Geschmack der früheren großen Konsumenten merkwürdig geändert und diejenigen — besonders die Bewohner von Ireland — welche in den früheren Zeiten des Häringsfanges die besten Kunden der schottischen Einpökler waren, betrachten nun in nur mäßiger Weise die gesalzenen Häringe als ein Nahrungsmittel. Die Ausfuhr von gesalzenen Häringen nach Ireland betrug im Jahre 1821 125,445 Fässer, die nach dem europäischen Festland 89,524 und nach außereuropäischen Plätzen 79,836 Fässer. Dagegen stellten sich im Jahre 1851 die Ziffern folgendermaßen: nach Ireland 66,138, nach dem europäischen Festland 198,403, nach außereuropäischen Plätzen 2367 Fässer, und im Jahre 1884 nach Ireland 34,000, nach dem Festland 1,149,000, nach außereuropäischen Plätzen 960 Fässer. Der gründliche Umschwung in den Mengen der auf den verschiedenen Märkten verzehrten Fische, wie er sich innerhalb weniger Jahrzehnte gestaltete, ist wirklich überraschend. Ireland soll nun an die Stelle des einst so hochgeschätzten Fisches Speck, gesalzenes Schweinfleisch und andere wohlfeile Nahrungsmittel gesetzt haben, während das beinahe vollständige Aufhören des Absatzes nach den Kolonien direkt von der Emanzipation der westindischen Sklaven herrührte, denen früher von ihren Herren hauptsächlich gesalzene Häringe als stehende Kost geliefert wurden und die nun, um alle Erinnerungen an ihre frühere Entwürdigung zu verwischen, nach Erlangung ihrer Freiheit geflissentlich Häringe zu berühren vermieden.

Eine Anzahl Fischer beginnt oft, obwohl nicht in der Regel, in verschiedenen Häfen der Ostküste den Häringsfang schon früh im Juli, allein im allgemeinen wird der regelmäßige Häringsfang der Fischer nicht vor dem 20. Juli in Angriff genommen und von da an beginnt das Geschäft erst im Ernste. Von diesem Zeitpunkt an sind die Einpökler verpflichtet, den Häring zu 20 Schilling den Cran — der Cran ist ein Raummaß, welches 37 Gallonen

Digitized by Google

faßt und deſſen Inhalt auf ungefähr 800 Stück Häringe berechnet wird — vom frühen Morgen bis zwölf Uhr Mittags anzunehmen. Und wenn nun die Witterung ſich günſtig und der Zug der Häringe reichlich erweiſt, ſo hat ſchon oft eine einzige Bootsmannſchaft von rührigen Burſchen in der erſten Woche des Fanges ihre 100 Lſtrl. verdient und, wenn das Geſchäft mit gleichem Erfolg fortging, nach Verlauf der achtwöchigen Fangzeit eine Summe von 500 Lſtrl. auf den Büchern der Fiſchpökler gut geſchrieben gehabt. In den jüngſten Jahren hat die Zahl der Boote in den bedeutenderen Häringshäfen Fraſerburgh, Peterhead, Aberdeen und Wick bedeutend zugenommen, wo die Zahl der mit dem Häringsfang beſchäftigten Fahrzeuge zwiſchen 700 und 800 in Fraſersburg, bis zu 400 in Aberdeen herab, ſchwankt, nicht zu gedenken der enormen neueren Zunahme der Häringsbüſen und Fiſcherboote auf den Shetlands-Inſeln. Da jedes Boot mit ſechs Männern und einem Knaben oder Jungen beſetzt iſt, ſo kann man ſich vergegenwärtigen, wie viele Hände dieſer Fang beſchäftigt. Die Ausdehnung der im Gebrauch befindlichen Netze iſt ebenfalls bedeutend geſtiegen.

Während eines bedeutenden Teils der Fangzeit beſorgen die Boote den Fang an den Küſten in einer Entfernung von 40 bis 60 Meilen von denſelben und nähern ſich mit dem Voranſchreiten der Jahreszeit allmählich der Küſte; allein zu keiner Jahreszeit ahmen die Fiſcher das beſcheidene und anſpruchsloſe Gebahren der Fiſcher vor vierzig oder fünfzig Jahren nach, welche ſich nie über 10 bis 15 Meilen von der Küſte hinweg wagten, mit dem Ergebnis, daß derjenige Fiſch, welcher auf ſeinem Zuge nach dem Lande nicht geſtört worden war, dann dicht am Strande in ungeheuren Mengen gefangen wurde. Bezüglich jener Tage bewahren noch viele ältere Leute, die an der Küſte von Aberdeenſhire wohnen, eine lebhafte Erinnerung an die außerordentliche Aufregung, welche vor einer oder zwei Generationen in den Fiſcherſtädten ſich geltend machte, wenn die Kunde ſich verbreitete, daß ſich ein „Zug" Häringe endlich in der Bucht zeigte; die Vorboten davon waren meiſt dichte Flüge von Möven, welche man auf die Fiſche Jagd machen ſah, oder eine große Scholle Walfiſche, welche die Häringe verfolgte. Das Treiben der Möven zog die Fiſcher an Ort und Stelle und gewährte den Zuſchauern am Lande einen intereſſanten Anblick.

In jenem Stadium ſeiner Geſchichte erlitt das Gedeihen des Häringsfangs eine ungemeine Beeinträchtigung durch die ungeheuren Züge von Hundshaien (dog-fish), welche alljährlich in den Monaten Juli und Auguſt die Nordoſtküſte von Schottland beſuchten und das Geſchäft der Häringsfiſcher beinahe ganz vereitelten, denn dieſe gefräßigen Raubfiſche zerſtörten nicht allein in der Verfolgung ihrer Nahrung die Netze der Fiſcher, ſondern die Häringe, welche eine heilſame Furcht vor dieſem Feind zu haben ſchienen, verſchwanden auch unmittelbar aus den von ihnen gewöhnlich beſuchten Gewäſſern, ſobald die Hundshaie an Ort und Stelle erſchienen. Es war daher nichts Ungewöhnliches, ganze Bootsladungen voll Hundshaien täglich von den Fiſcherbooten hereingebracht zu ſehen, welche dann an die Bauern und Kleinhäusler als Dünger oder um Thran aus den Lebern zu ſchmelzen, verkauft wurden, denn ehe der Verbrauch von Stearin- oder Paraffin-Kerzen allgemeiner wurde, bedienten ſich die ärmeren Volksklaſſen, wenigſtens an der Küſte von Aberdeenſhire, vorwiegend als Beleuchtungsmaterial in ihren Lampen des Thrans, welchen ſie aus den Lebern der Haie ausſchmolzen. Nachdem die Hundshaie die von der Nordſee begrenzte Küſte 60—70 Jahre lang mehr oder weniger regelmäßig beſucht hatten, verſchwanden ſie im Jahre 1866 auf geheimnisvolle Weiſe, werden zwar hier und da noch gelegentlich beim Häringsfang an der Weſtküſte (bei Lewis und Barra) getroffen, ſind aber niemals wieder maſſenhaft an die Oſtküſte zurückgekehrt — eine Laune der Natur, welche ſich die intelligenten Einpökler und die erfahrenſten Fiſcher nicht zu erklären vermocht haben, die aber eine kaum genugſam zu würdigende Wendung zum Beſſeren herbeigeführt hat, da das Verſchwinden dieſes Ungeziefers aus den benachbarten Gewäſſern den Anbruch einer Flut von Wohlſtand und Gedeihen im Häringshandel eingeleitet hat, welche ſeither niemals wieder zurückgegangen iſt. Die bedeutend vermehrte Größe und Zahl der Boote und die gewaltige Nachfrage nach Häringen im Handel haben die Fiſcherei dicht an der Küſte und in den Buchten beinahe unmöglich gemacht, und da es im allgemeinen thatſächlich feſtſteht, daß die Häringe auf hoher See reichlicher vorhanden ſind, als in der Nähe des Landes, ſo lockt das Verlangen nach einem ſicheren reichlichen Fang die Fiſcher von Jahr zu Jahr nach entfernteren Fiſchereigründen hinaus. Deswegen läßt ſich mit Fug erwarten, daß binnen weniger Jahre der Betrieb des Häringsfanges ſich bis zur Anwendung von großen Häringsbüſen und Dampfſchiffen entwickelt haben wird, welche imſtande ſein werden, ſich auf größere Entfernungen in die See hinauszuwagen und dort nötigenfalls auch ſo lange zu bleiben, bis ſie ſich einen hinreichenden Fang geſichert haben werden.

(Schluß folgt.)

Die Höttinger Breccie.

Wenige Gebilde haben das Intereſſe der Glazialgeologen in einem ſolchen Grade zu erregen vermocht, wie die ſogen. „Höttinger Breccie" des Inn-Thales. Schon in den fünfziger Jahren wiederholt beſchrieben (ſo von Pichler, Prinzinger u. a.), hat dieſelbe namentlich in den letzten Jahren eine eingehende Würdigung erfahren; ſie wurde nicht nur von Penck in ſeiner „Vergletſcherung der

Digitized by Google

deutschen Alpen" ausführlich besprochen, sondern auch später noch von A. Böhm[1] monographisch geschildert, sowie von Blaas, Brückner u. a. untersucht. Das Ergebnis von Penck's Studien war, daß die Höttinger Breccie, welche sich petrographisch in eine weiße und eine rote Breccie gliedern läßt, auf Moränen gelagert und demnach mit der Glazialzeit verknüpft ist. Dieser Ansicht stimmten alle Forscher bei, welche Gelegenheit hatten, dieses Gebilde an Ort und Stelle zu untersuchen.

Nun ist es aber bereits seit längerer Zeit bekannt, daß in den „mörtelartigen" Lagen, welche die Breccie durchziehen, Pflanzenabdrücke gefunden werden. Zuerst wurden dieselben von Unger untersucht und als tertiär gedeutet, in neuerer Zeit[2] von Ettingshausen studiert und für diluvial erklärt.

Um diesen Widerspruch der Meinungen zu lösen, hat Stur in neuester Zeit eine Revision sämtlicher Fundstücke vorgenommen und der Flora der Höttinger Breccie eine eigene Monographie gewidmet.[3] Das für alle Glazialgeologen höchst überraschende Ergebnis seiner Untersuchungen war, daß sich in der Höttinger Breccie außer anderen minder wichtigen Pflanzengattungen auch Reste von Lauraceen und Palmen vorfinden. Die letzteren wurden mit der Zwergpalme (Chamaerops) verglichen und aus dem Vorkommen dieser subtropischen Gewächse der Schluß gezogen, daß die Höttinger Breccie unmöglich dem Quartär angehören könne, sondern in das Tertiär, und zwar ungefähr in die sogenannte „Oeninger Stufe", eingereiht werden müsse.

So stand man denn abermals vor einem ungelösten Rätsel, und es machte sich neuerdings die Notwendigkeit einer Revision, sowohl der stratigraphischen Befunde als auch der phytopaläontologischen Bestimmungen geltend. Der Eifer der beteiligten Forscher scheint nun die Zweifel endlich definitiv beseitigt zu haben; es hat sich nämlich nicht nur Penck[4] den Mühen einer nochmaligen genauen Untersuchung der Lagerungsverhältnisse unterzogen, sondern es wurden auch die Pflanzenreste, speziell die Palmen, im Laboratorium des Herrn Professors Wiesner in Wien durch E. Palla[5] einer eingehenden Prüfung gewürdigt.

Durch Penck's neuerliche Studien sind die älteren Angaben über die Lagerungsverhältnisse der Höttinger Breccie vollinhaltlich bestätigt worden. Die weiße Breccie übergeht in ihren liegenden Partien in die rote Modifikation, hauptsächlich durch Aufnahme von rotem Sandstein, welcher am nördlichen Inn-Thalgehänge ansteht. Im Höttinger Graben selbst tritt als Unterlage der Breccie eine Moräne auf, welche stellenweise in ein der weißen Breccie sehr ähnliches Gebilde übergeht. An der Weiherburg bildet ebenfalls eine Moräne, welche mit Breccienbänken wechsellagert, in der Nähe außerdem noch ein Thon mit Zapfen von Pinus pumilio das Liegende der Breccie. Die rote Breccie, welche Stur als eine interglaziale und von der weißen Breccie wesentlich verschiedene Bildung auffaßt, läßt sich nach den durch die Mitwirkung von Blaas und Wiesner bekräftigten Darlegungen Penck's von der weißen Hangendbreccie weder genetisch noch chronologisch trennen.

Dieses stratigraphische Ergebnis findet eine Ergänzung in dem Befunde Palla's. Durch sehr sorgfältige Untersuchung der im allgemeinen höchst mangelhaft erhaltenen Pflanzenreste kam der Genannte zu der Ueberzeugung, daß die von Stur zu Chamaerops gestellten Blattfetzen keiner Palme angehören. Dieselben werden in die Collectiv-Gattung Cyperites eingereiht, welche nicht näher definirbare Reste nicht nur von Cyperaceen, sondern auch von Gramineen und Juncaceen umfaßt. Mit dieser Erkenntnis fällt aber auch die Hauptstütze der Ansicht eines vorquaternären Alters der in Rede stehenden Ablagerung.

Die Deutung der übrigen Pflanzenreste scheint ebenfalls noch sehr zweifelhaft zu sein, denn dieselben Reste, die Stur kürzlich als Actinodaphne Hoettingensis beschrieb, hält Ettingshausen für eine großblätterige Daphne. Actinodaphne frangula *Stur* wurde von Unger als Ulmus und Carpinus, von Ettinghausen als Rhamnus frangula bestimmt.

Von Interesse ist auch eine Bemerkung Penck's über die Genesis der Höttinger Breccie. Die pflanzenführende Schichte erinnert an verfestigten Murenschlamm und die Lage der Pflanzenteile selbst (dieselben liegen nämlich nicht auf Schichtflächen, sondern durchsetzen das Gestein auch der Quere nach) spricht in der That dafür, daß in dem von einem Wildbache angehäuften Schuttkegel, der jetzt die Hauptmasse der Breccie bildet, zeitweilig auch Einlagerungen von Murenschlamm stattfanden. Die betreffenden Muren gingen wahrscheinlich über Wiesen hinweg, so daß wir in der Flora der Höttinger Breccie die Reste der Vegetation einer „vermurten" Alpenwiese erblicken dürfen.

Brünn. Professor A. Rzehak.

[1] „Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt", 1884.

[2] „Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften", 1884, Bd. XC., I. Abteilung.

[3] „Abhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt", Bd. XII.

[4] „Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt", 1887, Nr. 5, S. 140 ff.

[5] ibid. S. 136 ff.

Geologisches aus Borneo.

Formationen älter als Tertiär.

Von Dr. Th. Posewitz.

Noch bis Anfangs der achtziger Jahre waren in Borneo Sedimentärformationen älter als Tertiär unbekannt. Als älteste Formation neptunischen Ursprungs

Digitized by Google

kannte man blos die sogenannte „alte Schieferformation", neueren Entdeckungen zufolge, wie es scheint, devonischen Alters, und alle anderen Formationen bis zum Tertiären waren nicht nachgewiesen. Ueberall — so weit Untersuchungen gethan wurden — lehnte sich das tertiäre Hügelland unmittelbar an die „Gebirgsformationen", aus krystallinischen Schiefern, älteren Eruptivgesteinen und der alten Schieferformation bestehend, an. Dies erwähnt Schwaner vom südwestlichen Grenzgebirge Borneo's — Süd- von Westborneo trennend; dasselbe berichtet der bekannte tüchtige indische Montan-Ingenieur Verbeek von der südöstlichen Inselspitze Riam Kiwa. Aehnliches erwähnen die indischen Montan-Ingenieure Everwijn und van Schelle von Westborneo, jener im allgemeinen, dieser speziell vom Bojan-Flusse, linkem Nebenarm des oberen Kapuas-Stromes.

Letzterem Ingenieur gelang es indessen, das Vorhandensein der Kreideformation in Westborneo nachzuweisen, welche Entdeckung um so wichtiger ist, als dadurch der erste sichere Beweis des Vorkommens mesozoischer Schichten nicht nur in Borneo, sondern überhaupt im ganzen indischen Archipel erbracht wurde.[1]

Am Seberuang-Flusse, linken Nebenarm des Kapuas-Stromes, beim Dorfe Sajor stehen neben dunkeln harten Kalksteinbänken grünlichgraue Mergelschichten an, zahlreiche Patellinen einschließend, welche Versteinerungen in früherer Zeit wahrscheinlich mit Nummuliten verwechselt und darum für Eozän angesehen wurden. Diese Patellina-Mergel gehören aber wahrscheinlich zur obersten (Senonien-) Kreideformation, da eine Menge anderer Fossilien in ihnen gefunden und durch Dr. Böttger und Professor H. B. Geinitz vorläufig bestimmt auf dieses Alter hinweisen, wenn — wie Professor Martin (Bijdragen tot de t. l. en v. van N. I. 1883) bemerkt — „es sich bestätigen sollte, daß für die Bestimmung der tropischen Kreideformation der europäische Maßstab angelegt werden darf." Die für dieses Alter wichtigsten Fossilien sind: Vola cf. quadricostata *Bronn*, Modiola cf. capitata *Zittel*, Lyonsia cf. Germari *Gein.*, Trigonia cf. limbata *d'Orb.*, Panopaea cf. Gurgitis *Bgt.*, Panopaea cf. mandibula *Sow.*, Pholadomya cf. designata *Goldf.*, Natica cf. Gentii *Sow.*, Natica cf. lamellosa *Röm.*

Wie weit sich diese Formation ausdehnt, ist unbekannt.

Den neueren geologischen Ergebnissen nach zu schließen, hat es den Anschein, als ob im nördlichen Borneo auch die obere Abteilung der Steinkohlenformation entwickelt wäre, und, wie es scheint, in großer Ausdehnung.

Die Kohlenkalkformation ist auf den Inseln des Malayischen Archipels bis jetzt blos von Sumatra und Timor bekannt. Auf ersterer Insel besteht sie nach Verbeek aus Culm-Schiefern — Mergel-Kiesel-Thonschiefer — in denen Versteinerungen noch nicht gefunden wurden, und aus dem Kohlenkalk charakteristische Fossilien führend. Dieser Kalk ist stellenweise von Diabasen durchbrochen.

Professor Beijrich („Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin", 1864) erwähnte schon vor zwanzig Jahren einen Trochitenkalk, von Borneo stammend (von welchem Orte nicht angegeben), der im Berliner Museum bewahrt ist. Die Trochiten (Krinoiden-Stengel) aus diesem Kalke sind zum Teile ähnlich mit denjenigen des Timor-Kohlenkalkes, zum Teil gehören sie zum paläozoischen Platycrinus laevis *Miller*, und daraus schließt schon Verbeek,[1] daß wahrscheinlich auch in Borneo Kohlenkalk vorkomme.

Aus den Reisebeschreibungen von Spenser St. John „Life in the Forest of the far East", 1862), J. Peltzer („Bulletin de la société belge de géographie", 1881) und besonders Fr. Hatton's („North-Borneo. Explorations and Adventures on the Equator", 1886) ergibt es sich, daß im Innern Nordborneo's eine ältere Kalk- resp. Sandsteinformation vorkomme, tektonisch und petrographisch verschieden von den jüngeren (tertiären) Kalk- resp. Sandsteinschichten.

Im Staate Brunei schwellen nach St. John die Sandsteinhügel gegen das Innere zu stets an und erreichen bald eine Höhe von 2000—8000 Fuß. Die Sandsteine wechsellagern auch mit Kalken, so der 8000 Fuß hohe Malu-Berg am Limbang-Flusse, den St. John bestieg und aus einem feinkörnigen weißlichen und bläulichen Kalke bestehend fand.

An der nordwestlichen Küste von Sabah (Territorium der British North-Borneo Company) streichen nach Peltzer's Beschreibungen drei Bergketten parallel der Küste. Die erste, bis 500 Fuß hoch, ist tertiär, die zweite, bis 1500 Fuß sich erhebend, besteht aus „Sandstein, Eisenpyroxyd, Basalt, Quarz und Kalkstein, die Gebirgsbasis bildend"; die dritte Bergkette, 2500 Fuß hoch, scheint aus „Gebirgsformationen" zu bestehen. Auch am östlichen Abhange des Kina-balu bestehen die hohen Berge meist aus Sandsteinen und dunklen, von Quarzadern durchzogenen Kalken, wie übereinstimmend von St. John und Peltzer angegeben.

Schon aus diesen Beschreibungen fällt das abweichende tektonische Verhalten der Sandstein- und Kalkmassen im Innern auf, da sie eine viel beträchtlichere Höhe erreichen, als es sonst bei den Tertiärschichten in Borneo der Fall ist, und weil auch die Kalke petrographisch anders gestaltet sind.

Noch mehr wird man in der Vermutung bestärkt durch die Berichte des (leider schon verstorbenen) Geologen Frank

[1] Hier sei erwähnt, daß schon Anfangs der sechziger Jahre J. H. Kloos („Tijdschrift voor Ned. Indie", 1863, II) unter Fossilien Südborneo's (Riam-Kiwa-Fluß und Kalangan). Kreide-Fossilien erkannte, namentlich Phaculina Fanjasii und Cancer Desmarestii, die er als senonisch bezeichnete.

[1] „Topographische en geologische beschrijving van een gedeelte van Sumatra's Westkust door R. D. M. Verbeek." 1883.

Digitized by Google

Hatton. Bei seiner Reise vom Labuk-Strome (Ostküste) nach Kudat (Westküste, Marudu-Bay) erwähnt er beim Betreten der Mirurú-Gegend (S. 192): „es scheint, daß wir eine große Reihe von Hügeln, aus plutonischen und metamorphischen Felsen zusammengesetzt, passiert haben und jetzt nochmals die Sandsteinformation betreten. Ich glaube jedoch, daß dieser „inland“ Sandstein um sehr vieles älter sei als die sehr junge Küsten(Sandstein-)formation.“

Nördlich vom Kina-balu und südlich von der Marudu-Bay beschreibt Hatton mehrorts Kalke von bläulicher Farbe und hart, durchsetzt von Kalkspath- und Quarzgängen, in welch letzteren stellenweise Eisen- und Kupferkies aufsitzt. Diesen Kalken sind, wie z. B. bei Pampan, grünliche und rötliche thonige Schiefer (Mergelschiefer?) eingelagert.

Die Kalke wechsellagern oft mit Sandsteinen. An anderen Orten nehmen die Kalke stets einen tieferen Horizont ein. Versteinerungen fand man bis jetzt noch keine.

Während also diese Kalkmassen, in tektonischer Beziehung auch steil abfallende Bergketten bildend, sich genau unterscheiden lassen durch die in ihnen aufsitzenden erzführenden Quarzgänge und ihre beträchtlichere Höhe von den jüngeren tertiären Korallenriffen, kennt man bis jetzt noch keinen bedeutenderen petrographischen Unterschied zwischen den älteren und jüngeren Sandsteinen. Nur in tektonischer Beziehung erreichen die tertiären Sandsteine blos wenige Hundert Fuß Höhe, während die älteren bis zu einigen Tausend Fuß sich erheben.

Nimmt man alle diese Resultate zusammen, wozu noch kommt, daß auch J. E. Tennison Woods („Nature“, 1885, S. 583) annimmt, daß es wahrscheinlich auch paläozoische Kohlenschichten in Nordborneo gebe, so kommt man zu dem Schlusse, daß im nördlichen Borneo eine ältere Kalk- resp. Sandsteinformation vorkomme, deren Alter, auf paläontologische Untersuchungen gestützt, allerdings noch nicht festgestellt werden konnte.

Durch Vergleichung der geologischen Verhältnisse der anderen Inseln und gestützt auf den früher erwähnten Trochitenkalk von Borneo, kommt man aber zum Schlusse, daß man es mit der Carbonformation zu thun haben müsse; ob aber blos mit dem Kohlenkalke oder vielleicht auch mit der oberen Abteilung desselben, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

Die Verbreitung der eventuellen Carbonformation im nördlichen Borneo scheint aber eine beträchtliche zu sein. Längs der nordwestlichen Küste zieht sie sich hin durch Sabah, Brunei und erstreckt sich vielleicht auch bis Serawak. Auch unweit der nordöstlichen Küste scheint sie verbreitet zu sein und bis Bulongan und Berau sich fortzusetzen, wie aus den Berichten über diese Länder zu entnehmen ist.

Näheres müssen spätere Untersuchungen bringen.

Die Komoren.

Von E. Hansen-Blangsted.

Das neueste von den Franzosen annexierte Kolonialgebiet, die im nördlichen Eingange des nun von den Franzosen besetzten Kanals von Mosambik liegenden Komoren-Inseln, sind eine Besitzung, welche ebenso sehr vom strategischen, wie vom kommerziellen Gesichtspunkt aus wichtig ist. Sie bestehen aus vier großen und mehreren kleinen Inseln und liegen ungefähr 208 Km. westlich von Madagaskar, ungefähr 300 Km. von der Ostküste Afrika's, 2600 Km. südlich von Aden und nahezu 3700 Km. nordöstlich vom Kap. Sie nehmen in den Richtungen von Nordwest nach Südost eine Länge von 296, bei einer Breite von 300 Km. zwischen 10° 50′ und 13° s. Br. und 40° 50′ bis 43° ö. L. von Paris ein. Die vier großen, je 35—45 Km. von einander entfernt liegenden Inseln sind folgendermaßen angeordnet: Mayotte im Südosten, Anjouan im Nordwesten von Mayotte, Mohéli im Osten von Anjouan und Groß-Komor oder Angazica im Nordwesten von Mohéli. Ihr Gesamtflächenraum beträgt 1972 Q.-Km., mit einer Bevölkerung von 64,900 Seelen oder 33 Bewohnern auf den Quadrat-Kilometer.

	Q.-Km.	Einwohner. (1882)	Einwohner auf 1 Q.-Km.
Mayotte hat	366	11,900	33
Anjouan	373	12,000	32
Mohéli	231	6,000	26
Groß-Komor	1,002	35,000	35

Die Komoren sind vulkanischen Ursprungs; die vier großen Inseln stammen aus derselben Epoche, und Groß-Komor besitzt einen noch in Thätigkeit befindlichen Vulkan. Alle Inseln sind bergig und im Verhältnis zu ihrem Flächenraum sehr hoch und durch sehr tiefe Kanäle von einander geschieden. Die Küsten sind im allgemeinen steil und mit einem kiesigen Strand oder mit Korallenriffen umgeben, von denen sich einige sehr weit ins Meer hinaus erstrecken. Diese Madreporen-Riffe umgeben hauptsächlich die Inseln Mayotte, Mohéli und Anjouan. Das Innere der Insel bedecken dichte Wälder, welche durch schöne Lichtungen geschieden sind. Die großen, sumpfigen Niederungen mit Mangroven und anderen Rhizophoren, welche anderswo den tropischen Strand bedecken, findet man hier nicht.

Mayotte oder Mahorè, auf Swahili Maouté, hat eine unregelmäßig längliche Gestalt, ist von Nord nach Süd 39 Km. lang und wechselt in der Breite von 11 bis 13 Km.; allein mit seinem Gürtel von Madreporen-Riffen, der sich 4—18 Km. weit in die hohe See hinaus erstreckt, nimmt es einen Raum von 54 Km. von Nord nach Süd und von 46 Km. von West nach Ost ein. Die Insel liegt unter 12° 34′ und 13° 4′ s. Br. und 42° 39′ 6″ und 43° 2′ ö. L. v. Paris, hat eine sehr ausgefressene Contour und wird ihrer ganzen Länge nach von einer Bergkette mit tiefen Schluchten durchzogen, welche in der

Digitized by Google

Regenzeit ebenso wilde Gießbäche bilden, aber das übrige Jahr hindurch trocken sind. Der Boden von vulkanischem Ursprung ist uneben, wellenförmig, mit ziemlich dicker Humusschichte bedeckt und sehr fruchtbar. An manchen Punkten erreicht diese Humusschichte oder Ackerkrume eine Tiefe von 15 m. Das Terrain fällt ziemlich jäh zum Meere ab, um auf dem größten Teil der Insel in schlammigen, mit Mangroven bedeckten Sümpfen zu endigen, welche bei der Flut unter Wasser stehen. Nach Darwin zeigte sich diese Insel früher unter einem ganz anderen Anblick als ihrem heutigen; sie bildete vielleicht vor Zeiten mit den anderen Inseln dieses kleinen Archipels ein einziges großes Land, welches dann durch Bodensenkungen in mehrere Inseln zerteilt wurde.

Der aus vulkanischen Schlacken und von den Regen blosgelegten Laven bestehende Boden, ist namentlich im südlichen Teile der Insel unfruchtbar. Man findet am Fuße der Berge Basalte, Basalttuffe, Puzzolanerde, kalkige Aggregate und Konglomerationen; den Gipfel der Berge bildet eine rote Erde, welche nichts hervorbringen kann. Mayotte besitzt große Strecken von roter oder weißlicher Erde, auf denen der Pflanzenwuchs von der Sonne ausgebrannt wird, wenn der Regen einige Zeit mangelt.

Die höchsten Gipfel der Insel sind: der kegelförmige Pik Othonqui, 642 m. hoch; der Qualey, 446 m., welcher die Rhede von Bouzi beherrscht; der Mavegani, 660 m.; der Monsapere, 560 m.; der Combani, 486 m. u. a. m.

Der westliche Teil der Insel enthält einige Hochebenen von geringer Ausdehnung.

Im allgemeinen sind die höchsten Berggipfel kahl, dagegen bieten die Berghänge eine um so schönere Vegetation, je mehr man sich dem Meere nähert.

Der Umriß der Insel ist sehr unregelmäßig und die Küsten sehr ausgezackt. Zwischen den steilen Vorgebirgen sind Alluvialböden von großer Fruchtbarkeit angehäuft.

Die Halbinsel Mamoutzou, auf der Ostküste der Insel Mayotte und der Insel Pamanzi gegenüber, war zur Erbauung einer Handelsstadt ausersehen, aber dieser Plan ist niemals verwirklicht worden. Sie besitzt in einem gewölbten Bassin einen Vorrat von 50,000 Liter köstlichen Wassers, welches von reichlichen Quellen herkommt, und ganz in der Nähe von diesem Becken noch andere Quellen. Die Halbinsel trägt auf ihrem höchsten Gipfel den Mamoutzou oder Pavillon des Kommandanten der Insel, denn die Halbinsel gilt für den gesundesten Ort in ganz Mayotte. Man hat in Mamoutzou einen Hafendamm erbaut, um das Landen der Fahrzeuge zu erleichtern. Die Bucht Longoni, auf der Nordostküste von Mayotte, ist die schönste der Insel. Sie bietet einen guten Ankergrund, eine geräumige Rhede mit trefflichem Wasser, einen Reichtum an leicht zu gewinnendem Brenn- und Schiffsbauholz und zahlreiche Fische. Ein von Mangroven-Gehölz versperrter Bach ergießt sich in das Innere der Bucht.

Mayotte hat keinen Hafen, allein wenn man durch die Kanäle oder Einschnitte dringt, welche die Korallenbänke zwischen sich lassen, so kommt man in ein kleines Binnenmeer mit ruhigen Gewässern und vorzüglichen Ankergründen, besonders in demjenigen Teile, welcher zwischen Mayotte, Dzauitsi und Pamanzi liegt. Ueberdies besitzt die Insel noch verschiedene Rheden, welche je nach der Jahreszeit mehr oder minder sicher sind.

Bei der Bucht von Bouënie, an der Westküste, finden sich einige Trümmer von Chinguni, der früheren Hauptstadt der Insel, welche gegen das Ende des 16. Jahrhunderts erbaut wurde und von hohen Bergen umgeben ist.

Der Gürtel von Korallenriffen umgibt nicht nur Mayotte, sondern noch mehrere kleine Inseln, wovon die bedeutendsten Dzauitsi, Pamanzi, Bouzi und Zamburu sind. Es gibt 14 Pässe oder Einfahrten in dem Riffgürtel, die meisten für Schiffe jeder Größe befahrbar. Die besuchtesten Pässe sind die von Zamburu im Nordwesten und diejenigen von Bandeli im Osten. Obwohl die Riffe geräumige und geschützte Ankergründe und sichere Häfen in allen Richtungen bilden, so sind sie doch für die Schiffe, welche sich der Insel ohne große Aufmerksamkeit nähern, sehr gefährlich wegen ihrer bedeutenden Entfernung von der Küste und wegen der ungewissen Strömungen, welche in ihrer Nachbarschaft herrschen. Im allgemeinen sind die Riffe leicht sichtbar durch die Entfärbung des Wassers, welche bei ruhiger See das einzige Anzeichen von Gefahr ist.

Die Insel Zamburu oder Selle, auf 5½ Km. vom nordwestlichen Ende von Mayotte entfernt, hat zwei Kilometer Durchmesser und eine sehr ausgefranste Contour ohne Pflanzenerde. Ihr höchster Pik, im nordwestlichen Teile der Insel, erreicht eine Höhe von 304 m. und liegt unter 12° 38′ 20″ s. Br. und 42° 45′ 20″ ö. L. Zwischen dieser Insel und Mayotte liegen die Eilande von Choazil.

Die Insel Pamanzi, 2200 m. östlich von Mayotte, hat 6 Km. von Nord nach Süd und 4 Km. von Ost nach West. Mit Ausnahme des nordöstlichen Teils, welcher niedrig und mit von der Flut überschwemmten Mangroven-Wäldern bedeckt ist, zeigt sich diese von Hügeln besäete Insel beinahe unangebaut. Der nordöstliche Teil der Insel enthält einen zum See umgewandelten alten Krater, dessen Grund mit schlammigem, salzigem Wasser angefüllt ist. Auf dem östlichsten Hügel steht in 240 m. Höhe ein Signalposten. Im nördlichen Teile der Insel befindet sich eine kraterförmige Auftreibung des Terrains; den Grund dieses kreisrunden Trichters von 400 m. Durchmesser nimmt ein See von Schwefelwasser ein, welcher als wirksam zur Heilung von Wunden und Hautkrankheiten gerühmt wird.

Die Insel Dzauitsi, im Westen von Pamanzi, liegt unter 12° 46′ 38″ s. Br. und 42° 59′ ö. L. Diese beiden Inseln sind durch eine Landzunge verbunden, über welche man eine Landstraße gebaut hat.

Digitized by Google

Die Insel Bouzi, östlich von Mayotte und südwestlich von Pamanzi, ist hoch, felsig, mit Buschwerk bedeckt und bis zum Gipfel bewaldet.

Die Insel Anjouan (bei den Eingeborenen Innizouân, woraus die Engländer Johanna gemacht haben) liegt 54 Km. nordwestlich von Mayotte und hat steile Küsten, welche von kiesigem Strande und stellenweise von Korallenbildungen umgeben sind. Die Insel hat einen Umfang von ca. 148 Km. und die Gestalt eines Dreiecks, dessen nordostwärts gewandte Seite durch eine große Bucht ausgehöhlt ist, an welcher die Stadt Muschamudu, die Residenz des Sultans und die hauptsächlichste Rhede der Insel, liegt. Auf Anjouan scheinen bedeutende vulkanische Eruptionen stattgefunden zu haben, denn inmitten einer herrlichen Vegetation finden sich zerrissene und zerklüftete Felsen und mächtige Wasserfälle. Der höchste Punkt im Mittelpunkt der Insel erreicht ungefähr eine Höhe von 1770 m.

Die Insel Mohéli (nach der arabischen Orthographie), von den Engländern Mohilla genannt, ist unter den vier größeren Komoren-Inseln die kleinste. Ihre Gestalt ist rundlich, ihr Durchmesser 20—22 Km., auch sie ist von Madreporen-Riffen umgeben, welche zuweilen auf 1500 m. von der Küste hinausreichen. Die Berge und Hügel auf derselben sind weniger hoch als auf Mayotte und Anjouan, ihre Abhänge sanfter und ziehen sich noch unter dem Wasser auf große Entfernungen hin fort. Der sehr unebene Boden der Insel ist fett und von zahlreichen Bächen bewässert.

Die Insel Groß-Komor, die größte der Gruppe, erstreckt sich von Norden nach Süden auf eine Länge von 40—45 Km., bei einer Breite von 20—23. An jedem Ende der Insel erhebt sich ein Berg in Gestalt eines abgestutzten Kegels. Der im Süden erreicht vielleicht eine Höhe von 2600 m. Auch hier haben vulkanische Kräfte furchtbar gewaltet. Ueberall ist Lava abgelagert und macht die Bearbeitung des Bodens ungemein mühsam. Die Insel weist eine große Anzahl erloschener Krater auf und enthält zwei noch thätige. Erst noch im Jahre 1855 haben an mehreren der alten Krater zugleich teilweise Ausbrüche stattgefunden. Man findet auf Komor nur Lavenkiesel am Strande, sowie kleine Flächen von schwarzem Sand aus der Verwitterung vulkanischen Gesteins. Die Insel durchziehen Berge und hohe Hügel ihrer ganzen Länge nach und bilden gegen den Mittelpunkt hin einen Paß von 300 m. Höhe. Diesen Hohlweg passieren die Eingeborenen, um von einer Seite der Insel nach der anderen zu gehen. Derjenige Teil des Kanals von Mosambik, welcher die Insel von dem portugiesischen Eiland Ibo, an der afrikanischen Küste, scheidet, ist gegen die Mitte hin durch die Lagare-Bänke verstopft.

Die Komoren sind den Wechselwirkungen von zwei Monsuns und zwei Jahreszeiten unterworfen, nämlich der trockenen und der Regen- oder Winterzeit. Diese letztere, während welcher der Nordost-Monsun weht, beginnt in den ersten Tagen des November und endet im allgemeinen in der ersten Hälfte des April. Die Witterung und das Meer sind im Oktober, November und manchmal auch im Dezember schön, mild und ruhig; aber im letzteren Monat beginnen die Regen mit den Gewittern. Die Trockenzeit oder schöne Jahreszeit, in welcher der Südwest-Monsun weht, beginnt im April und dauert bis in den November. Der Beginn dieser Jahreszeit ist von veränderlichem Wetter, von Windstillen, Wirbelwinden ꝛc. begleitet, bringt aber gewöhnlich mehr Regen als Wind. Ohne eine hübsche gemäßigte Brise ist die Hitze drückend und beschwerlich. Im April weist der Thermometer um Mittag 29—31° C. nach, und im Januar und Februar steigt er auf 35°. Die mittlere Jahrestemperatur ist 25° C.; Juli und April sind die kältesten, Februar und März die heißesten Monate.

Die Wolken, welche auf den Berggipfeln halten und sich verdichten, unterhalten eine Feuchtigkeit, welche der Entwickelung eines kräftigen Pflanzenwuchses günstig ist. Gleichwohl macht sich ein großer Unterschied in dem Ansehen der Inseln geltend. Während die Inseln Mohéli und Anjouan sich mit Grün bedecken und durch zahlreiche Bäche bewässert zeigen, hat Groß-Komor kein Süßwasser.

Mayotte ist vielleicht die gesündeste unter den Komoren. Das Sumpffieber ist die vorherrschende Krankheit, nimmt aber nur selten den Charakter des verderblichen Fiebers an. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind Wunden oder Geschwüre an den Beinen und die Krätze, welche etwas so allgemeines und natürliches ist, daß niemand daran denkt, sich vor derselben zu schützen.

Die nach Mayotte und Madagaskar bestimmten Dampf- und Segelschiffe werden ihren Kurs durch den Suez-Kanal nehmen, allein Segelschiffe können diesen Weg nicht mit Aussicht auf eine erträgliche Ueberfahrt machen, selbst nicht während des Südwest-Monsuns; denn wenn dieser Wind sie bis Sokotora begünstigt, so wird er ihnen für die Fahrt nach Süden ungünstig; sie werden daher genötigt sein, den Weg ums Kap der guten Hoffnung zu machen.

Die Flora und Fauna der Inseln weichen erheblich von denjenigen von Madagaskar ab. Von 54 Arten von Moosen, die man auf den Komoren gesammelt hat, finden sich nur sieben auf der Insel Madagaskar. Bis zum heutigen Tag kennt man auf den Komoren 94 hauptsächliche Arten von phanerogamen Gewächsen, 13 Arten Säugetiere, 33 Arten Vögel, 5 Arten von Reptilien, 26 Arten Fische, 39 Arten Weichtiere, 11 Arten Kruster, 3 Arten Arachniden und 17 Arten Insekten, und diese Liste ist in keiner Weise vollständig.

Die Insel Mayotte ist beinahe überall kulturfähig; sie ist gut bewaldet und zählt einige Bäume, deren Hölzer für den Schiffsbau wertvoll sind, besonders in der Nähe der Buchten von Boéni und Dagani.

2750 Hektar sind mit Zuckerrohr bepflanzt und ergeben im Durchschnitt 3,179,000 Kgr. Zucker, welcher in

Digitized by Google

zehn Zuckerfabriken bereitet wird; 1190 Hkt. sind dem Anbau von Mais, Reis, Kaffee, Cocosnüssen, Tabak, trockenen Hülsenfrüchten, Baumwolle, Ramee u. s. w. gewidmet. Die südlichen und südwestlichen Teile der Insel sind mit Cocospalmen- und Bananen-Pflanzungen bedeckt. Orangen-, Citronen-, Tamarinden-, Goyaven- und andere Obstbäume sind in wildem Zustande überreich vorhanden. Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak wachsen freiwillig. Reis, süße Bataten, Mais, Ignamen, Ananas, Wassermelonen, Ingwer, Portulak 2c. gedeihen gut. Außerdem findet man Honig, Kopalgummi, eine Art weißes wohlriechendes Harz u. s. w. Der westliche Teil der Insel bietet ausgezeichnete Weiden. Ueberall endlich hat man Pflanzungen von Kaffee, Vanille, Gewürznelken und Kakao angelegt.

Die Insel Pamanzi besteht aus einer fortlaufenden Reihe von vollkommen unangebauten Hügeln, auf welchen nur ein hohes, hartes Gras wächst, das aber trotzdem eine gute Weide liefert, und nur am Grunde der Schluchten findet man einige verkrüppelte Büsche. Die Insel hat kein laufendes Süßwasser. In ihrem niedrigen südlichen Teile sieht man nur einige Mangroven und Rhizophoren am Meeresrande, und hier befindet sich auch der Anfang einer künftigen Stadt, deren Mittelpunkt durch einen großen Baobabbaum bezeichnet wird.

Die Insel Anjouan ist mit einem immerwährenden frischen Grün bedeckt, welches bis zum Strande herunterreicht. Ganze Wälder von Cocospalmen dehnen sich demselben entlang aus. Außer diesen, welche sich durch die besondere Größe der Früchte auszeichnen, findet man noch ganze Wälder von Bananen, Gruppen von Mango- und Tamarinden-Bäumen und Dickichte von Goyaven, durchschnitten von kleinen Kulturen.

Man baut hauptsächlich an: den trockenen oder Bergreis, welcher auf den Berghängen angepflanzt wird; den Mais, die Hirse, den Maniok, süße Bataten, Ignamen, etwas Ingwer und Baumwolle und Zuckerrohr, aus welchem man eine Art schlechter Melasse gewinnt. Die Indigo-Pflanze wächst sehr rasch, aber die Eingeborenen wissen keinen Nutzen daraus zu ziehen. In wildem oder verwildertem Zustande trifft man Orangen-, Zitronen-, Pompelmusen-, Granat- und Brotfrucht-Bäume (Artocarpus incisa und integrifolia) u. s. w., und man trifft auch etwas Weinbau. Die Wälder liefern mehrere Arten guter Hölzer für den Schiffsbau, allein die Ausbeutung derselben ist schwierig, denn auf dem unebenen zerklüfteten Boden fehlt es an Verkehrswegen.

Die Berge der Insel Mohéli sind von ihrem Fuße an bis auf zwei Drittel ihrer Höhe bewaldet und an ihrem Gipfel mit Gras bedeckt. In der Ebene und am Meere um die Stadt Mohéli herum finden sich große Baobabbäume, deren einer sich unmittelbar über dem Wurzelhalse in vier Stämme teilt, so daß das Ganze einen Umfang von nicht weniger als 40 m. hat. Die Insel erzeugt Baumwolle, Reis, Ignamen, süße Bataten, Mais, Mangos, Cocosnüsse, Maniok, Ambrevates (Traubenerbsen) und Bananen, deren Früchte sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen.

Der westliche Teil von Groß-Komor ist nach Süden sehr stark bewaldet, während der nördliche Teil beinahe kahl ist. Trotz dem Mangel an süßem Wasser ist die Feuchtigkeit der Insel groß genug, um überall eine kräftige Vegetation hervorzurufen, wo die Laven hinreichend zersetzt worden sind, um Gewächse Wurzel fassen zu lassen. Groß-Komor enthält in seinen Wäldern Hölzer, welche beinahe unzerstörbar sind. Ungeheure Strecken sind mit Bananen-, Zitronen- und anderen Obstbäumen bedeckt, und die Insel ist zum Kaffeebau ausgezeichnet geeignet.

Die Wälder von Mayotte dienen dem braunen Maki zur Zuflucht; Tauben, Turteltauben, kleine Eidechsen und Geckos sind sehr verbreitet und laufen in allen Häusern an den Wänden und Decken herum. Der Borer, Borer saccharellus, jener Insektenschädling, welcher auf Mauritius und Réunion den Zuckerplantagen so vielen Schaden zugefügt hat, wurde in 1858 auch auf Mayotte wahrgenommen.

Im Gegensatz zu demjenigen, was auf den anderen Komoren-Inseln stattfindet, ist das Meer ungemein fischreich; die Riffe leihen den Fischen einen Zufluchtsort und schützen den flachen Strand, welcher diesen so günstig ist. Die Korallenbildungen beherbergen eine zahlreiche Bevölkerung von Mollusken, Anneliden und Krustern; auch Meerschildkröten, besonders die grünen, sind hier sehr häufig; die Carette dagegen, welche das Schildpatt liefert, erscheint hier seltener.

Die Insel Zamburu hat viele wilde Ziegen, die Insel Anjouan Höckerochsen oder Büffel und einige wilde Schafe, worunter eine aus Afrika stammende Art sehr groß und fett ist, so viel Milch gibt wie eine Kuh und drei oder vier Junge auf einmal lammt. Früher gab es hier auch Pferde, Maultiere und Esel, welche aber alle von den Malgaschen bei ihren wiederholten Einfällen ausgerottet worden sind. Schweine und Hunde sieht man nicht, dagegen beherbergen die Wälder verwilderte Katzen, sehr viele braune Makis, Fledermäuse und große, kurzgeschwänzte Beuteltiere. Mäuse und Ratten gibt es in einer solchen Menge, daß sie eine wahre Landplage geworden sind.

Die Gewässer dieser Inseln wimmeln im Juni, Juli und September von ungeheuren Walen, und die Amerikaner betrieben lange Zeit einen sehr ergiebigen Kaschelotfang, auf welchen sich die Eingeborenen nicht verstehen, und gewannen viel Thran. Als Hausgeflügel werden nur Tauben und Hühner gezüchtet. Im Freien trifft man Wachteln, Perlhühner und mehrere Arten von wilden Tauben. Von Reptilien kommen vorzugsweise Eidechsen und Geckos vor. Den Aussagen der Bewohner zufolge enthält die Insel sehr giftige Tiere. Die Insekten

Digitized by Google

bestehen aus Schaben, Fliegen, Stechmücken u. dgl. Die Bäche der Insel beherbergen Palemons (Palaemon, Garnate) und andere Fische und prächtige Aale, während das Meer keine nennenswerte Konchylien aufweist; die Insel hat keine niedrigen Strandflächen.

Die Insel Mohéli enthält mehrere Arten sperlingsartiger Vögel von prächtig gefärbtem Gefieder, den madagaskarischen Eisvogel, einen Reiher, mehrere Taubenarten, einen Brachvogel, eine weiß und schwarze Krähe, Sperber ꝛc. An den Aesten der Bäume hängen bandenweise fliegende Hunde. Die Bäche wimmeln von Fischen und Palemons. Große Spinnen weben hier wie auf Mayotte von einem Baum zum anderen ihre gewaltigen Netze mit sehr festen zitronengelben Fäden. Die ausgedehnten Wälder der Insel ernähren eine Menge von Ziegen und Schafen. Die Rinder sind klein, haben aber ein sehr zartes Fleisch, und Rinder und Schafe von dieser Insel, wie von Groß-Komor, sind prächtig.

(Schluß folgt.)

Die Kalmücken oder das Volk der Wala.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Unter allen Tugenden, welche man von den Kalmücken rühmt, steht die Gastfreundschaft obenan. Mit Bewunderung lassen sich besonders ältere Reisende über die Hospitalität der Stämme in Hochasien aus, und ein berühmter Berichterstatter oder Reisebeschreiber weiß sogar mit Enthusiasmus mitzuteilen, daß sich der Gastgeber während der Anwesenheit seines Gastes aller Privilegien auf seine Damen begibt. Allerdings eine schöne Sitte, welche viel Entsagung voraussetzt, aber kaum viel Lob verdient und noch weniger schmeichelhaft für die Volksmoral wäre. Wahrscheinlich aber ist es, daß die Phantasie des Reisenden in diesem Punkte auch etwas zu weit ging, oder durch den einen oder anderen mißverstandenen Fall getäuscht wurde, wie das bei einem so beschränkten Familienleben in den untersten Volksklassen recht gut möglich ist. Das letztere ist um so eher anzunehmen, da mir unter den Kalmücken eine so weitgehende Liebenswürdigkeit nicht ein einziges Mal begegnet ist. Ich persönlich habe allerdings nur einige Male das Vergnügen gehabt, kalmückische Gastfreundschaft studieren zu können, allein in diesen Fällen bin ich von der Art und Weise, wie man dieselbe bethätigt hat, so wenig erbaut gewesen, daß ich nicht in die vielfachen Lobpreisungen anderer Autoren miteinstimmen kann. Indes sind das so allgemeine persönliche Ansichten, welche nicht das Geringste beweisen. Beobachten und urteilen wir daher selbst, zu welchem Zweck wir uns folgende Reiseszene vergegenwärtigen wollen:

„Ein Tag ist wieder vergangen und eine heillose Fahrt liegt hinter uns. Hurtig schnellen wir jetzt auf dem etwas gefrorenen Wege dahin und erreichen gegen Abend ein Kalmückendorf, vor welchem wir anhalten, um unsere berittenen Sicherheitsmannschaften zu wechseln, die uns bei dem schlechten Wege begleitet hatten. Allein schon diese Ablösung, zu welcher der Ortschef der Kalmücken verpflichtet war, verursachte die größten Schwierigkeiten, und als diese überwunden waren und wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten, sahen wir, daß einer der uns begleitenden Kalmücken die Flucht ergriff und das Weite suchte. Aber auch die übrigen zwei Reiter erwiesen sich derart widerspenstig, daß sie nur durch Drohungen mit der Schußwaffe zum Gehorsam gebracht werden konnten. Gegen Mitternacht entgingen wir nur durch die Wachsamkeit des einen unserer Postillone, welche dieselben geblieben waren, der Gefahr, in dem Eise zu versinken, auf das uns die Kalmücken zu führen gedachten, wahrscheinlich, um uns hierbei zu überfallen und zu plündern. Unsere Weiterreise erwies sich als unausführbar, da der Weg von einer tiefen, flußartigen Thalmulde verlegt wurde, welche mit Wasser gefüllt und von einer dünnen Eisschicht bedeckt war. Nach abgehaltenem Rate mit den Postillonen wurde daher beschlossen, in das Kalmückendorf zurückzukehren.

„Dort angekommen, gelang es, nach vieler Mühe ein Quartier zu finden, in welchem wir den Rest der Nacht zu verbringen hofften.

„Die Postillone mußten auf dem Hofe bleiben, während wir und unsere Begleitung von dem Lokal Beschlag nahmen und, nachdem wir Thee getrunken, etwas zu schlafen versuchten. Die unverschließbare Thüre war künstlich von innen befestigt worden, und auf dem Tische, auf welchem der Revolver lag, brannte zur Sicherheit ein Talglicht.

„Sehr bald wurden wir durch das Knarren der Thür aus dem Schlafe aufgeschreckt. Da man Gewalt anzuwenden schien, um einzudringen, so war unsere Situation schon deshalb eine bedenkliche, weil wir nicht in der Lage waren, die Postillone auf dem Hofe von der Gefahr zu benachrichtigen. Nur ein rasches Zuvorkommen unsererseits konnte uns vielleicht retten.

„Mit dem Revolver in der Hand wurde der am Eingange angebrachte Riegel zurückgeschleudert und die Thür schnellte mit großer Vehemenz auf. Aus dem dunklen Flur vernahm man einen unterdrückten Schrei, und als Licht herbeigebracht wurde, sah man zwei Männergestalten, die sich an die Wand drückten und zu verbergen suchten. Der Eine von Beiden hielt sich den Kopf, der wahrscheinlich von der aufschnellenden Thüre getroffen worden war. Man durfte jedoch die bestürzten Strolche nicht zur Besinnung kommen lassen, und andererseits war es nötig, der auf dem Hofe aufgestellten Wache, sowie den Postillonen, ein Signal zu geben.

„Ein Schuß, der über die Köpfe der Einbrecher abgefeuert wurde, krachte im nächsten Augenblick! Die

Digitized by Google

Kalmücken fielen auf die Kniee, als ob sie füsiliert worden wären, und baten um Gnade. Im selben Moment donnerte es draußen an die Thür. Es waren die an ihren Stimmen erkannten Postillone, welche einzudringen versuchten, aber die Außenthür mittelst eines Hebebaums von innen verschlossen fanden. Man hatte mithin den Eingang abgesperrt, damit man uns ungestörter überfallen und ausrauben konnte. Das Hindernis wurde jedoch sofort weggeräumt und die Postillone eingelassen, womit die Gefahr beseitigt war. Die Einbrecher wurden festgenommen und sollten nach kalmückischer Rechtspflege am anderen Morgen von dem Ortschef, der sich bei uns einstellte, vor unsern Augen durchgeprügelt werden; allein da wir wenig Zeit hatten, diese Morgenunterhaltung abzuwarten, hatte dieser Fall, der sich übrigens in der Folge noch öfters wiederholte, seine Erledigung gefunden."

Unseres Erachtens scheint dieser Auftritt auf die Gastfreundschaft der Kalmücken kein günstiges Licht zu werfen. Zu Marco Polo's Zeiten mag das möglicherweise anders gewesen sein, allein heutzutage darf man Zweifel hegen, daß in gastfreundlicher Beziehung die Kalmücken sich noch zu so außerordentlichen Leistungen emporschwingen können, wie sie in guter alter Zeit von den Reisenden gepriesen worden. Wie weit sich die Höflichkeit eines Wala versteigen kann, habe ich übrigens nie recht ermitteln können; allein, daß sich derselbe seiner Dame wegen das Leben verkürzt hätte, ist mir nie vorgekommen, und insofern kann man recht gern glauben, daß Frauentreue nicht zu denjenigen Schätzen gehört, die dem Kalmücken am meisten am Herzen gelegen sind.

Zum Glück liegt auch kein Grund vor, es tragisch zu nehmen, wenn uns die Gastfreundschaft der Kalmücken nicht mehr einen so freundlichen Verkehr mit dem zarten Geschlecht in Aussicht stellt. Daß es unter den letzteren auch Schönheiten gibt, kann man recht gern zugeben; allein im allgemeinen würde man die Frauen doch kaum als „die schöne Welt" bezeichnen können. Selbst die Damen, die wir unter unseren hiesigen Gästen zu sehen Gelegenheit hatten, waren sogar in ihrer aufgeputzten Toilette weit entfernt, unseren Begriffen von Frauenschönheit zu entsprechen, obwohl man zu solchen Gastrollen nicht die häßlichsten auswählt. Eine Ausnahme könnte man höchstens in Bezug auf eine oder zwei Mädchengestalten zulassen, die wenigstens nicht absolut unschön waren. — Allein noch ganz anders und viel ungünstiger treten sie uns entgegen, wenn wir sie in ihrer Heimat aufsuchen, wo sie im Sommer in einer Toilette erscheinen, in welcher sie sich auf ihrer Tournée in Europa wenig empfehlen würden. Oft aus Bequemlichkeit und häufig auch aus übertriebener Nonchalance wird der heißen Jahreszeit etwas mehr Rechnung getragen, als es sich bei uns mit der guten Sitte vertragen würde. Aber auch die sehr bescheidenen Reize der Kalmückinnen werden dadurch nicht gehoben. Ebenso verhält es sich mit dem Winterhabit, das zum mindesten nicht hübsch und auch nicht einmal kleidsam genannt werden kann.

Schon die äußere Erscheinung der Kalmückin ist wenig anmutig. Am meisten fällt uns an derselben die Schwerfälligkeit auf. Der Gang ist träge und schleppend oder watschelnd, der Oberkörper häßlich vernachlässigt, die Bewegung der Gestalt wampend, das Gesicht breit und gewöhnlich etwas plattgedrückt, die Augen klein, geschlitzt und tiefliegend, aber listig blickend, die Nase ist unschön, stumpf und eingedrückt und die Ohren groß, die ganzen Züge überhaupt apathisch. Das ist in der großen Mehrheit das Prototyp der Kalmückin aus dem Volke. Zu diesem Signalement kommt aber noch die übliche Unsauberkeit, in welcher Beziehung alle anderen Völker übertroffen werden. Das lange, bunte Gewand und einzige Kleidungsstück, das in der milden Jahreszeit den Körper bedeckt, trägt sicherlich nicht dazu bei, den im ganzen sehr ungünstigen Eindruck der Figur zu mildern. Es gibt kaum eine unerquicklichere Erscheinung, als eine solche Frauengestalt in ihrer meist sehr unsauberen Hülle und mit Stiefeln, aber roten und grünen Lederstrümpfen an den Füßen, auf der Straße oder in den Steppen umherspazieren zu sehen.

Daß dieses Kostüm bei festlichen Gelegenheiten oder auf der Reise — und die Kalmückendamen reisen mit ihren Männern sehr viel — etwas vollständiger ausfällt, ist selbstverständlich. In solchen Fällen treten zu der eben beschriebenen Enveloppe die bei den Frauen aller Steppenvölker üblichen Hosen hinzu. Dieses Sinnbild der Stärke ist wenigstens in Ermangelung eines Damensattels sehr zweckmäßig beim Reiten, und, wer wie die Kalmückin damit umzugehen versteht, auch sonst bei den verschiedensten Gelegenheiten sehr nützlich und auf mancherlei praktische Art zu verwenden, worauf wir bei gelegentlicher Besprechung anderer Völker zurückkommen werden. Im häuslichen Kreise ist das letztere Toilettstück jedoch sehr wenig üblich, wiewohl es, namentlich im Winter, vom Gebrauch nicht ausgeschlossen ist. Eine runde gelbe, rote oder blaue Mütze, von der Form eines polnischen Kalpaks, vervollständigt das Kostüm im Sommer, wogegen im Winter ein Pelz aus Schaf- oder Ziegen-, vielleicht auch aus Wolfs-, seltener aus Fuchsfellen, die leichteren Kleider ersetzt und nicht schöner aussieht.

Allein, obgleich dieses Alltagskostüm einen sehr entwickelten Schönheitssinn nicht erkennen läßt, so würde man doch irren, wenn man meinte, daß den Kalmückinnen das Gefallen an Putz und schöneren Kleidern ein unbekanntes Gefühl wäre. Besonders kann man diese Neigung, sich zu schmücken, bei den Frauen der Vornehmen beobachten, die sich rühmen, den Ständen der „weißen Knochen" oder des kalmückischen Adels anzugehören. Noch mehr wie bei den Frauen des Volkes treten da die grellen Farben, wie z. B. Gelb, Rot, Blau hervor, als ob die Kalmücken, wie alle jene Völker, von der prunkvollen und meist leuch-

Digitized by Google

tenden asiatischen Flora beeinflußt worden wären. Farben, in welche sich vorherrschend die Natur zu schmücken pflegt, bilden im allgemeinen auch den Grundton der nationalen Tracht und können sicherlich den Beobachter zu psychologischen Studien veranlassen.

Außer den oben erwähnten Farben ist bei seidenen Stoffen ein sehr zartes Grau noch öfters vertreten, jedoch immer nur als Ausnahme zu betrachten, die namentlich in den Familien der Reichen angetroffen wird, wobei überhaupt die Frauen nicht selten einen außerordentlichen Luxus entwickeln. Flitter und prächtige Verzierungen sind da an allen Kleidungsstücken angebracht. Beinahe reizend kann man das kecke Mieder nennen, das in Westenform über das Kleid getragen wird und mit Schellen, Schellchen und allerhand Plättchen besetzt ist. Ganz vortrefflich nimmt sich das kleine, schon erwähnte, gewöhnlich mit einer roten Quaste versehene Mützchen aus, das besonders die jungen Frauen und Mädchen sehr gut kleidet. Vielleicht weniger schön ist die Haartour, die bei Frauen und Mädchen etwas abweicht, wie das ja auch bei anderen Völkern üblich zu sein pflegt. Zwei große Flechten sind in der Regel das Abzeichen der Frauenwürde, während eine große Flechte hinten und mehrere kleine zu beiden Seiten als Merkmal der Jungfräulichkeit gelten, obgleich diese Sitte, wie es scheint, nicht ganz streng beobachtet wird und daher auch nicht allemal ganz sicher ist. Ein Halsschmuck, der nicht selten einen ganz beträchtlichen Wert repräsentiert, wird vielfach angetroffen. Derselbe besteht meist bei den Reichen aus Goldmünzen der verschiedensten Länder, seltener aus edlen Steinen oder Perlen, häufig auch aus Silbermünzen. Ohrringe, zuweilen außerordentlich kostbare, von welchen die Frauen zwei, die Mädchen jedoch nur einen tragen, verdienen unter diesen Pretiosen und Schmuckgegenständen noch genannt zu werden. Daß alle diese Gegenstände die Person, und insbesondere den manchmal ganz zarten Teint dieser jungen Damen, selbstverständlich auf das günstigste beeinflussen, kann man sich leicht denken.

Die Tracht der Männer ist beinahe noch einfacher, abgesehen von dem Sommerhabit der Frauen der niederen Stände, das in Bezug auf Einfachheit so weit geht, daß es — wie wir gezeigt haben — unmöglich noch übertroffen werden kann. Ein langer Rock, weite Pluderhosen, die im Sommer aus leichterem, meist blauem Stoff, im Winter aus soliderem Stoff oder auch aus Leder und Fellen bestehen, sind die Hauptgarderobestücke eines jeden armen wie reichen Mannes. Der Rock oder das Beschmet ist gewöhnlich halblang und aus getigertem, gestreiftem oder auch blauem Stoff gefertigt; er wird von einem mit Schlangenköpfen besetzten Ledergürtel, an welchem sich eine Messerscheide befindet, in der Hüfte zusammengehalten und vorn wammsartig entweder geheftet oder geknöpft. Die Hosen sind immer zum Schnüren. Lederstrümpfe aus farbigem Saffian und galoschenartige Schuhe oder leichte Stiefeln bekleiden die Füße, die letzteren besonders, wenn man sich auf die Reise begibt. Bei dem gemeinen Kalmücken sind nur Stiefeln im Gebrauch. Die Kopfbedeckung ist eine runde Pelzmütze aus mehr oder weniger guten Fellen. Bei den Vornehmeren ist noch ein Oberkleid von buntem, leichtem Stoff und der Form einer Tunica im Gebrauch, das namentlich im Sommer in der Steppe oder im Winter in der Wohnung allgemein üblich ist. Auf größeren Reisen dient noch ein Ueberwurf aus filzartigem Stoff zum Schutz gegen Unwetter, während in der kalten Jahreszeit der Pelz die Hauptrolle spielt. Die Tracht der Jünglinge hervorragender Familien verrät große Aehnlichkeit mit derjenigen der Mädchen, so daß sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts, namentlich im Sommer, sehr wenig und höchstens nur durch den solideren Stoff der männlichen Kleider unterscheiden.

Ist damit das Aeußere des Kalmücken ziemlich leicht beschrieben, so können wir um so mehr in Verlegenheit geraten, wenn wir den Charakter desselben photographisch treu wiedergeben sollten. Sehr günstig dürfte das Bild gewiß nicht ausfallen, denn von welcher Seite wir uns den Schelm auch ansehen mögen, so können wir doch nicht viel lichtvolle Züge an ihm entdecken. Man erwähnt zwar die Redlichkeit desselben, allein wie man von Kalmückenredlichkeit reden kann, ohne hell aufzulachen, vermag ich nicht zu begreifen. Meiner Ansicht nach müßte das Attest, das man mit gutem Gewissen verantworten könnte, ungefähr lauten wie folgt: „Inhaber dieses ist ein durchtriebener Windbeutel, hat sich nicht zum besten geführt und sich durch Hinterlist, Unredlichkeit und Diebstahl, sowie durch Neigung zur Landstreicherei und Straßenräuberei ausgezeichnet und vielfach zur Unzufriedenheit Veranlassung gegeben.“ Schon ein Blick auf den Vorzeiger desselben würde dieses Zeugnis bestätigen oder, wenn es anders lautete, den Aussteller sofort Lügen strafen, denn die ganze Physiognomie des Kalmücken, ja selbst seine Bewegungen machen einen so wenig günstigen Eindruck, daß man nicht viel Gutes von demselben zu erwarten wagt.

Aehnlich verhält es sich mit der Friedlichkeit und Unterthanentreue, die angeblich ebenfalls zu den Tugenden des Kalmücken gehören sollen. Allein womit man diese motivieren will, ist nicht recht gut einzusehen. Sowohl die ältere Geschichte, wie die letzteren zwei Jahrhunderte, scheinen viel eher das Gegenteil zu beweisen. Wir haben schon von den Kämpfen gesprochen, welche die eigenen Stämme unter sich führten, was doch durchaus nicht nach Friedensliebe aussieht. Der Verlust der eigenen staatlichen Selbständigkeit ist ja die Folge davon gewesen. Fortwährende Empörungen unter der Herrschaft China's führten sogar beinahe zur völligen Vernichtung, und die vielen Kalmückenaufstände am Kaspischen Meere, die sich noch in jüngster Zeit wiederholten und der russischen Regierung viel zu schaffen machten, sind doch sicherlich auch nicht in friedlichem Sinne aufzufassen. Ebenso wenig wird man

Digitized by Google

die kleine Völkerwanderung von nahe einer halben Million Kalmücken hin und her von Mittelasien nach Europa und von da wieder in die Songarei nach Mittelasien als eine Probe von Unterthanentreue acceptieren wollen, so viel ihrerseits Gründe zur Auswanderung vorgelegen haben mögen. Die große numerische Schwäche des Volkes auf allen Seiten, hüben und drüben, mag ohne Zweifel für den Augenblick nicht wenig dazu beitragen, daß man die Unterthanentreue bis auf weiteres zu bethätigen sucht. Daß jedoch die Kalmücken unter sich selbst eine lobenswerte Treue und Anhänglichkeit an den Tag legen, wird man gerne einräumen können. Es sind das Charakterzüge, die namentlich bei allen Wandervölkern hervortreten und bei diesen am meisten entwickelt sind.

Dasselbe gilt von der Geselligkeit und Beweglichkeit der Kalmücken. Auch diese Eigenschaften sind bei allen Steppenvölkern und unzivilisierten Völkerschaften aus naheliegenden Ursachen außerordentlich stark ausgeprägt. Geselligkeit ist daher auch den Walas vor allen anderen eigen und auch eine größere Beweglichkeit, die sich in allen Wendungen ausspricht, gehört unbedingt zu den Merkmalen, welche dieses Vagabundenvolk auszeichnen. In großen Gruppen, selten allein oder vereinzelt, ziehen die Kalmücken, wie die Zugvögel, von Ort zu Ort und durchwandern die Steppe. In geselligen Zirkeln schlafen und ruhen sie, und im geselligen Beisammensein können sie tagelang müßig am Boden liegen und träumen, oder am Ufer ihrer Flüsse Tage und Nächte verbringen, ohne miteinander zu sprechen. Das alles verträgt sich ganz gut mit ihrer Geselligkeit und Beweglichkeit; allein wenn sie liegen, und das geschieht während der meisten Zeit, hört natürlich auch die Beweglichkeit auf. Die Kalmücken gehören zu den Inseparables der Menschen, die beieinander ruhend sich zwar unendlich lange schweigend anstarren können, die aber vertrauern, wenn sie das Gefühl des Alleinseins überkommt, und die dann Tag und Nacht reiten und nicht rasten, bis sie ihresgleichen wieder gefunden haben.

Was besonders die gerühmte Beweglichkeit angeht, die sich allerdings bisweilen sogar bis zu einer erstaunlichen Gelenkigkeit steigern kann, so verhält es sich damit überhaupt eigentümlich. Für gewöhnlich ist davon sehr wenig zu bemerken, und es bedarf immer erst der Entfesselung der Leidenschaften, wenn man etwas von der Rührigkeit der Kalmücken sehen will. Die Verwendung der letzteren im russischen Festungsdienst, z. B. in Orenburg oder auch in den kaiserlichen Stutereien der östlichen Gouvernements, hat daher auch in Bezug auf Fleiß sehr erfreuliche Resultate bisher nicht ergeben. Allein daß man auch in dieser Beziehung etwas leisten kann, vermag man erst dann zu erfahren, wenn man die Genußsucht dieser Tagediebe auszubeuten und die letzteren aus ihrer gedankenlosen Gleichgültigkeit, Faulheit und Ruhe aufzurütteln versteht.

Bei keiner anderen Gelegenheit entwickelt aber der Kalmück eine so große Rührigkeit und Behendigkeit, wie auf seinen Raubzügen und Diebesgängen, bei welchen er sich in seiner ganzen Größe zeigt. Energie, Ausdauer, eine erstaunliche Gewandtheit und Schlauheit im Verfolgen seiner Anschläge entfalten sich da in ihrem vollen Glanze. Mit einer Unermüdlichkeit ohne Gleichen legt er in kürzester Zeit die unglaublichsten Strecken zurück und durchreitet die Nacht in der Steppe, um seine Beute zu erhaschen und in Sicherheit zu bringen. Uebrigens ist Diebstahl nach seinen Begriffen durchaus keine unehrenhafte Handlung, ja nicht einmal eine unerlaubte, wenn das Objekt nicht etwa ein Rind oder ein Roß bildet. „Herr, Du bist selbst der schuldige Teil," erhielt ich einst zur Antwort, als ich einen Dieb zur Rechenschaft zog, weil er mir eine Ziege gestohlen hatte; „wenn Du Deine Ziege besser verwahrt hättest, würde ich sie nicht haben stehlen können!" und als ich diese Ausführung nicht anerkennen wollte und kurze Selbstjustiz übte, mußte ich es mir gefallen lassen, daß er mich überall als einen wilden, zornigen Menschen hinstellte.

Daß zu einer so ausgeprägten diebischen Natur die von den Kalmücken ebenfalls gerühmte Verschwiegenheit recht gut paßt, wird man daher sofort einsehen. Jedenfalls verdient diese Tugend, die man richtiger mit Verschlossenheit bezeichnete und unter den Vorzügen eines jeden Diebes wiederfinden kann, nicht allzu hoch angeschlagen zu werden. Allein findet auch der Kalmück im Stehlen keinen ebenbürtigen Rivalen, so doch immerhin unter den Nachbarvölkern recht würdige Konkurrenten; in Bezug auf Unsauberkeit wird derselbe jedoch nicht von dem Lappen und Eskimo in den Polarregionen, noch von den Irokesen oder den Ainy auf Sachalin erreicht, geschweige denn übertroffen. Höchstens würde ihm in diesem Punkte der Zigeuner nahe kommen. Die Wohnungen sind unerträglich schmutzig, und Menschen, große und kleine, liegen mit Pferden und Rindern, Schafen und Hunden, Säuen und noch anderen Haustieren bunt durcheinander. Ebenso ekelerregend ist die Art und Weise, wie man sich nährt. Das Fleisch aller, nicht nur der getöteten Tiere — mithin auch das von den Kirghisen und Baschkieren streng gemiedene von Schweinen — sondern auch vielfach von gefallenen Pferden und Rindern, wird fast ohne jede Zubereitung, und in einem beinahe natürlichen Zustande, ja nicht selten sogar schon im Verwesungsprozeß ohne Weiteres verspeist. Die in der Steppe in zahlloser Menge vorhandenen Sußlicks (Zieselmäuse, in der Größe eines Wiesels) werden für eine Delikatesse gehalten, in großen Massen gefangen und die prächtigen Fellchen zu Hunderten und Tausenden verkauft. Dasselbe gilt von den zahlreichen, in Erdhöhlen lebenden Murmeltieren (die Murmeltiere der Steppe erreichen die Größe eines Dachshundes und sind von rotbrauner Farbe), den erbeuteten Wölfen und den selteneren Fischottern, Dächsen und

Digitized by Google

Bibern, wie überhaupt von fast allen fleischliefernden Tieren.

Ein sehr wichtiges und beliebtes Nahrungsmittel ist namentlich die Pferdemilch, sowohl im frischen, als auch in gegohrenem Zustande, als Milchwein oder Kumys. Dieselbe wird in sehr beträchtlichen Mengen gewonnen, zubereitet und — wie bei allen Nomaden — leidenschaftlich gern getrunken. Ein steinharter, säuerlich schmeckender Käse, der als Delice dazu geknabbert wird, ist als Spezialität nebenher zu erwähnen. Sehr geschätzt sind außerdem einige Wurzeln und Kräuter, wie z. B. die auf den sumpfigen Ufern der Flüsse wachsende Archangelika und Tussilago, deren Blattstiele geschält und roh gegessen werden, während mehrere wilde Lauchsarten den Lieblingsgerichten als Gewürze beigemischt werden. Verschiedene Gerichte aus Mehl, namentlich kleine, zusammengeknetete, runde Kuchen, die am Feuer geröstet oder gebacken werden und das Brot vertreten, sind sehr beliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die Missionare am Tanganyika. Der König von Belgien hat den Missionaren des Kardinals Lavigerie einige Gebietsteile in den Umgebungen des Tanganyika-Sees angewiesen, auf welchen diese Geistlichen nicht allein die geistliche, sondern in gleicher Weise auch die weltliche Herrschaft ausüben sollen. Dem Briefe eines dieser Missionare, des Bischofs von Utica und apostolischen Vikars von Tanganyika, welcher von Karema aus geschrieben und in den „Missions catholiques“ veröffentlicht worden ist, entnehmen wir einige merkwürdige Einzelheiten über die Eingeborenen von Karema und M'pala. „Um mir die Wege zu bereiten und eine größere Menschenmenge herbeizuziehen“, heißt es dort, „habe ich zuerst ihre Geschenke durch ein Gegengeschenk von solchen Dingen erwidert, die nach ihrem Geschmacke waren, und ihnen dann verschiedene europäische Artikel gezeigt, wie Weckeruhren, Spiegel, Messer mit mehreren Klingen u. s. w., die sie noch nie gesehen hatten. Sie wurden nicht müde, dieselben zu betrachten und dabei vor Bewunderung laut aufzuschreien. Was sie aber zumeist entzückte und ganz außer sich brachte, das waren die Ansichten eines Stereoskops, das ich bei mir hatte. Die Basilika von Notre-Dame d'Afrique, die heilige Kapelle, Notre-Dame des Victoires in Paris, die Städte Algier, Siena, Neapel, die zahlreichen Segelboote von Treport, die Sintflut, die Zerstörung von Sodom durch das Feuer des Himmels, dann der Anblick unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, wie er bei einem heftigen Sturm auf dem Wasser schreitet, um seinen Jüngern zu Hülfe zu kommen, der wunderbare Fischzug, die Himmelfahrt Christi, welche der Reihe nach unter ihren Augen vorüberzogen, riefen in ihnen Regungen des Staunens und der Ueberraschung hervor, welche ich unmöglich zu beschreiben vermag. Die meisten schlugen sich mit beiden Händen auf die Brust und riefen: Ah, wie schön! wie schön! — die einen streckten die Hände aus, um diese Wunder zu berühren, und waren ganz gewaltig enttäuscht, als sie nichts mehr sahen, sobald sie den Blick vom Glase hinwegrichteten. Andere wälzten sich unter lautem Geschrei der Bewunderung und des Staunens am Boden; die Häuptlinge machten sich ein Vergnügen daraus, ihrer Umgebung die Erklärungen zu wiederholen, die ich ihnen zum Besten gab, und von allen Seiten hörte ich ausrufen: ‚Oh, oh! diese Weißen, diese Europäer! sie haben nicht mehr ihresgleichen, ihr Geist hat keine Grenzen, sie können alles machen! ja, ja, das ist wahr!‘“

Eisenbahn auf Sumatra. Diese Insel besitzt an den Ufern des Ombilien-Flusses Kohlenfelder, die auf 200 Millionen Tonnen geschätzt werden. Ihre Nutzbarmachung leidet unter dem Mangel eines genügenden Abfuhrweges, da, abgesehen von zwei sehr beschwerlichen, mitunter durch Erdrutschungen, die bei heftigen Regengüssen eintreten, ganz versperrten Straßen, über das Barisan-Gebirge kein Transportweg vorhanden ist. Es ist ersichtlich, daß nur die Anlage einer Eisenbahn, die aus den Ombilienfeldern nach der Westküste der Insel führt, den Kohlen billigere Beförderungskosten und ein lohnendes Absatzgebiet im Archipel verschaffen kann. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, hat jüngst die niederländische Regierung, nachdem seit vielen Jahren alle Bemühungen vergeblich gewesen, den Kammern einen Entwurf für eine solche Eisenbahn vorgelegt, der auch die Anlage eines allen Bedürfnissen entsprechenden Hafens an der Brandewijnsbaai in sich schließt. Letztere ist, wie wir der „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen“ entnehmen, zum Ausgangspunkt des Schienenweges ausersehen und wird so jedenfalls zum Hafen für Padang werden, da sie die Rhede von Pisang Gadang, wo bisher die für Padang bestimmten Schiffe vor Anker gehen, in Hinsicht auf günstige Gelegenheit zur Ein- und Ausladung der Kohlen bei weitem übertrifft. Vom Hafen soll die Bahn nach Padang, dann nach Kajvetanam und durch den Paß des Aneh-Gebirges nach Padang-Pandjong, von hier einerseits nach Fort de Kock (Sitz des Residenten der Padang'schen Bovenlanden), andererseits nach Moeara Kalaban ihren Weg nehmen. Von diesem Platze nach den Kohlenfeldern beträgt die Entfernung noch ca. 4 Km., die jedoch infolge großer Terrainschwierigkeiten nur durch eine sehr kostspielige Bahn überwunden werden könnten, weshalb man für diese kurze Strecke eine Zahnradbahn oder, da nur Kohlenbeförderung in Betracht kommen wird, eine Drahtseilbahn ins Auge gefaßt hat. Ein Viadukt von 110 m., zwei Brücken in der Länge von 100 und 70 m., zwei Tunnel, 280 und 140 m. lang, werden nötig sein. Die Gesamtlänge soll 169 Km., die Entfernung von der Brandewijnsbai nach Padang-Pandjong 71.5 Km., diejenige zwischen

Digitized by Google

hier und Fort de Kock 23.5 Km. und die zwischen Padang-Pandjong und Moeara-Kalaban 74 Km. betragen. Die Umgestaltung der Brandewijnsbaai bis zu einem guten Hafen soll durch den Bau eines 600 m. langen Hafenhauptes erreicht werden. Die Beendigung der beiden Werke wird in 5 ½ bis 6 Jahren erwartet; die Gesamtbaukosten sind auf 16,200,000 Gulden veranschlagt; auf einen Kilometer des Eisenbahnbaues würden 87,500 Gulden entfallen. H.

Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Die Purus-Reise.

Sobald ich erfuhr, daß der Präsident der Provinz Maranhaõ den noch unbekannten Purus-Fluß behufs einer Erforschung mit einem Dampfboot befahren zu lassen beabsichtigte, unterließ ich jeden weiteren Ausflug, um an der Fahrt teilzunehmen. Der Purus entspringt unter dem 11. oder 12.° s. Br. und ergießt sich nach unzähligen Windungen unter dem 5.° s. Br. in den Solimões, als dessen wichtigster Nebenfluß er gilt. Wie alle größeren Flüsse dieser Zone, erzeugt auch der Purus eine Fülle der edelsten Pflanzen, und leicht dürfte er hierin eines Tages dem Madeira ganz ebenbürtig an die Seite gestellt werden. Zur Zeit aber lag der Fluß noch so gut wie in tiefes Dunkel gehüllt, ja selbst seine Grenzen waren noch niemandem bekannt. Nur so viel wußte man über ihn, daß er aus dem südwestlichen Peru kam, daß seine Ufer reich bewaldet und von zahlreichen wilden Stämmen bewohnt sind und daß nach den Aussagen der Indianen mittelst eines Sees eine Verbindung zwischen ihm und dem Madeira bestehen sollte. Diesen mit einem so geheimnisvollen Nimbus umgebenen Fluß, an den sich eine Menge fabelhafter Sagen und Erzählungen knüpften, sollte mir nun bis über die bolivianische Grenze hinaus zu verfolgen Gelegenheit werden; ein Ausflug, der allerdings nicht gefahrlos war, mir aber doch reichen Genuß und gute wissenschaftliche Ausbeute gewährte.

Der Zweck der Erforschung war die Bestimmung der Mächtigkeit seines Fahrwassers, die Ermittelung des Laufes des Flusses und seiner Quellen, namentlich die Feststellung, ob derselbe identisch oder zusammenhängend sei mit dem Rio Mambre de Dios. Bestätigte sich ein Zusammenhang dieser Flüsse, so eröffnete man dadurch eine Wasserstraße, die tief ins Herz Peru's hinein, selbst bis Cuzco, der alten wichtigen Stadt der Inkas, reichte. Ein Bewohner des Solimões, ein Brasilianer, Herr Joaõ Martins da Silva Continho, war mit dieser Expedition betraut worden, nnd ich hatte die Ehre, derselben als Naturforscher beigesellt zu werden. Joaõ Martins hatte den Fluß schon zu wiederholten Malen bereist und war jetzt seit einigen Monaten auf dem Flusse, um die nötigen Vorarbeiten für die bevorstehende Abreise zu treffen. Mein Gefährte, den ich mir angenommen hatte, hieß Braz. Ich hätte so leicht auch keine geeignetere Person gefunden für diesen Zweck, denn in einem Zeitraum von zwanzig Jahren hatte er den Fluß alljährlich bis zu einer Höhe von 600 Leguas bereist, um Sassaparilla, Kastanien, Copaiva und ähnliche Produkte einzusammeln. Er war mit allen Indianenstämmen wie ein Freund und Bruder bekannt und vertraut. Er redete fünf indianische Sprachen, unter denen die Lingoa geral (Gemeinsprache) die wichtigste war, da selbige sehr weit verbreitet ist und man mit fast allen Indianenstämmen mittelst derselben verkehren kann. Er wußte jeden Winkel, jede Biegung des Flusses mit den ortsüblichen Namen zu bezeichnen und — was das Bewundernswürdigste war — er ist der Erste und Einzige, der aus eigenem Antrieb, unter vielen Mühen und Gefahren, es wagte, so weit zu gänzlich unbekannten Wilden vorzudringen. Die Regierung muß es ihm Dank wissen, denn er hat ein gut Stück Zivilisation unter die Tausende von zerstreut lebenden Söhnen der Wildnis gebracht!

Ist man einmal mit der Lingoa geral vertraut, so fallen die Ausdrücke, so kompliziert sie auch scheinen, nicht schwer, indem fast jedes Wort sich leicht in mehrere schon bekannte Wörter zerlegen läßt. Die Sprache ist kräftig, bezeichnend und wohlklingend zugleich, ähnlich der italienischen, was sie namentlich den vielen Vokalen verdankt; jedoch fällt der Accent meistens auf die letzte Silbe, wie viele derselben auch im Worte sein mögen. Die vielen üblichen Zusammensetzungen lassen die Lernenden stets mehr Vergnügen und Interesse an der Sprache finden. Die meisten Wörter verraten schon in sich selbst die Beschaffenheit, Farbe, Ausdehnung und selbst Oertlichkeit des betreffenden Gegenstandes, und gerade dies verleiht der Lingoa geral jenen Wert, den man der lateinischen und griechischen Sprache nicht hoch genug anrechnen kann. Vor allem hat der Lernende sich mit all den kleinen Wörtern vertraut zu machen, die häufig zur Bildung anderer größerer verwendet werden, und die Erlernung dieser letzteren bietet dann keine besonderen Schwierigkeiten mehr, so abschreckend sie auch durch vielfache Silbenzahl sich zeigen mögen. Das attributive Wort wird dem subjektiven stets nachgesetzt. Hat man demnach z. B die Worte brava = wild, rana = falsch, assú = groß, ahi = klein, piranga = rot, rucu = rot, tinga = weiß, erlernt, so begreift man leicht den Sinn der Zusammensetzung der Wörter Moirapiranga (Moira = Holz) rotes Holz; Pirarucu (Pira = Fisch) roter Fisch; Paranaassú (Parana = Fluß) großer Fluß; Tabatinga (Taba = Thon) weißer Thon; Jacutinga (Jacu = hühnerartiger Vogel) weißer hühnerartiger Vogel; Cupuassu und Cupuahi (Cupu = eine gewisse Frucht) ꝛc. Auf dieselbe Art erklären sich die Zusammensetzungen anderer Wörter, als Itauba, Jacariuba, Guariuba und ähnliche, wobei die Endung uba so viel als Baum bedeutet. Wird den Namen besonderer Pflanzen das Wort tuba angehängt, so ergibt sich daraus ein Ort, an dem besagte Pflanzen besonders häufig wachsen oder ehemals wuchsen, z. B. Pariatuba, Paquiatuba, Carapanatuba u. a.

Die Jesuiten bildeten aus der Topinamba-Sprache (dem zu jener Zeit verbreitetsten Idiom) die Lingoa geral, eine höchst sinnreiche, künstliche Mittelsprache mit sehr einfacher Syntax, um sie unter den verschiedenen Stämmen zu lehren und zu verbreiten. Noch heutigen Tages, nach fast 150 Jahren, hat sich diese künstliche Sprache erhalten und wird von vielen Wilden neben ihrer Muttersprache gesprochen. Unter dem Guten und Nützlichen, das diese Missionare unter der indianischen Bevölkerung gestiftet, muß die Bildung dieser Sprache als kostbares Vermächtnis obenanstehen, denn nur sie ist das Mittel, wodurch die verschiedensten und entfernteste wohnenden Stämme der Wilden sich nicht allein unter sich, sondern auch mit den Weißen verständigen können.

Hierbei kann ich nicht umhin, mich einer Abschweifung schuldig zu machen, auf jene große, gewichtige Frage mich beziehend: „Wie und wann Amerika zuerst von Indianen bevölkert worden sei?" eine Frage, die zum Gegenstand ernstester Nachforschungen und Grübeleien geworden und die — ich scheue mich nicht, es auszusprechen — geradezu falsch erörtert erscheint, in so fern, daß nämlich die ersten Indianen von Asien über Sibirien nach Nordamerika gekommen und so nach und nach bis zum fernsten Süden dieses langgedehnten Weltteiles gelangt sein sollen. Das klänge recht plausibel, wenn überhaupt Gründe der Notwendigkeit zur Annahme solcher Hypothesen vorlägen! Warum aber Hypothesen aufstellen, die durch einfache Vernunftschlüsse sich widerlegen lassen? Selbst den Fall eingeräumt, Asien, die angebliche Wiege der

Digitized by Google

gesamten Menschheit des Weltalls, habe, auf besagtem abenteuerlichem Wege über die Polargegenden, die ersten Bewohner von Amerika geliefert, so darf man hierbei wohl voraussetzen, daß dies nicht zu den Anfängen unserer Erdgeschichte stattgefunden, vielleicht nicht vor dem zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Doch selbst dies alles als richtig angenommen, wie wäre es da möglich, frage ich den ethnographisch Denkenden, daß in dem kurzen Zeitraum seit jener Einwanderungsperiode sich sollten so unendlich viele Sprachen oder — wenn man will — Sprachstämme gebildet haben? Die Sprachbildung ist nicht das Werk kurzer Jahrhunderte! Und wer vermöchte es, auch nur annähernd, die unendliche Zahl von Indianersprachen anzugeben! Wie groß ist sie nicht allein am Amazonen-Strom, wie groß überhaupt in Brasilien, und wie viel größer stellt sie sich, wenn wir das übrige Süd-, Zentral- und Nordamerika mit seinen unzähligen Stämmen hinzunehmen! O, ethnographische Sophisterei! Die Uebereinstimmung einiger weniger Denkmäler mit ähnlichen Asiens soll hier allein als Beweis so gewagter Hypothese dienen!

Nach einer Abwesenheit von elf Monaten traf Braz, längst erwartet, glücklich wieder in der Hauptstadt ein. Unter anderen Dingen brachte er vom oberen Purus einige fossile Knochen eines ausgestorbenen, vermutlich zu den Cetaceen gehörigen Tieres. Diese Reste rührten vom Akeri, einem Nebenfluß des Purus, her und bildeten leider nur einen geringen Bruchteil vom Skelett des zugehörigen Tieres. Leider hatten wir später keine Gelegenheit den Akeri zu besuchen.

Nach langem Harren hob endlich der „Piraja" am 16. Febr. seine Anker, um die Reise auf dem Purus anzutreten. Es war der nämliche Dampfer, dessen sich auch der Kaiser auf seiner Reise in die nördlichen Provinzen des Staates bediente. Mit zweimonatlichem Proviant ausgerüstet, hoffte man, bis an die Quellen des Purus zu gelangen. Die Reise war aus dem einfachen Grunde so lange aufgeschoben worden, um den höheren Wasserstand des Flusses, der erst im Februar eintritt, abzuwarten.

Aber welche Täuschung! Sieht man den Fluß auf den Karten an, so ist ihm eine sehr winzige Ausdehnung zugewiesen und doch bildet er einen Hauptzufluß des Amazonen-Stroms. Wer nicht das unglaubliche Spiel seiner Windungen gesehen, würde sich nicht vorstellen, daß er über 600 Leguas mißt. Die darauf bezüglichen Aussagen unseres Dolmetschers, welcher den Fluß genau kannte, wurden von allen bezweifelt, als übertrieben erachtet, und wer wollte das nicht auch bei einem Flusse, der so wenige Breitengrade, wenn schon diagonal, durchläuft. Die natürliche Folge war, daß dem Dampfer die hinreichende Ausrüstung mangelte und die Reise kaum zur Hälfte gemacht wurde. Obgleich die nötigen Vorkehrungen getroffen waren, daß allenthalben das benötigte Brennholz bereit liegen sollte, so war dieses doch nur in sehr wenigen Fällen der Fall, so daß schon dadurch ein bedeutender Zeitverlust entstand. Hierzu kam denn auch noch, daß die Lebensmittel ebenfalls nur für zwei Monate berechnet waren.

Genug, wir verließen Manaõ, die Hauptstadt der Provinz, in der Abenddämmerung des 16. Februar und genossen eines jener Schauspiele, welche die Umgebung der Stadt mit dem Flusse so ergreifend wie furchtbar schön machen. Am Himmel türmten sich im Norden Massen schwarzer Wolken auf, die, vom Sturme getrieben, allmählich näher und näher heranwälzten. Die Fluten des schwarzen Flußwassers färbten sich noch schwärzer, fernher rollte der Donner, und vom Sturme gepeitscht, rückte mit krystallenem Kamme gesäumt Woge auf Woge heran, um mit lautem Getöse einer Brandung ähnlich gegen den Solimões sich aufzustauen. Man glaubt nicht auf dem Festlande, auf dem Spiegel eines Flusses zu sein, sondern den Ozean empört und entfesselt zu sehen. So sieht man häufig zur Zeit der Frühlings- und Herbststürme auch den Rio Negro das Finstere seines Namens in ganzer drohender Gestalt rechtfertigen.

Unser kleiner Dampfer wand sich durch die empörten schwarzen, weißgesäumten Wogen des Flusses hindurch und bald bogen wir in den Solimões ein. So ging es stromauf fort, bis wir folgenden Tages am linken Ufer bei der Ortschaft Manacapuru ankerten, woselbst unsere Reisegesellschaft sich noch um sechs Personen vermehrte, nämlich Braz, seinen Sohn Urbano und vier indianische Knaben aus dem Apurina-Stamm, die er auf seiner früheren Reise am Purus mitgebracht hatte und die nun bei dieser Gelegenheit wieder in ihre Heimat zurückgeführt werden sollten. Auf den Stamm der Apurinas komme ich später zurück.

Nachdem das Dampfboot seinen Holzvorrat erneuert hatte, befanden wir uns am dritten Tage an der Mündung des Purus. Das Wasser dieses Flusses ist von erdgelber, ins Schwärzliche fallender Farbe, wie wir sie schon bei dem Solimões kennen gelernt haben; bei seinem niedrigsten Stande soll es fast kohlschwarz sein, was daher rührt, daß eine Menge Landseen ihr schwarzes Wasser an den Fluß abgeben.

In dem unteren Teile des Purus läßt uns das launige Spiel der unzähligen Windungen lange nicht aus dem Bereiche des Solimões kommen und immer noch haben wir den nämlichen Wald, die nämlichen Strandpflanzen wie an diesem Flusse. Wochenlang fährt der Dampfer durch das ewige Einerlei von Wasser, Wald und den Himmel darüber hinweg. Keine Pflanzungen, keine Wohnstätten bieten eine Abwechslung in dieser Wildnis. An den Ufern des Flusses wohnen noch immer die Muras-Indianen, ein sehr großer, weit verbreiteter Stamm, welcher auch in dem Winkel zwischen dem Amazonen-Strom und dem Solimões wohnt.

Sehr unangenehm waren die fortwährenden Aufenthalte, um Brennmaterial einzunehmen. Bei jeder Station lud der Dampfer 5000—6000 Scheite, von denen er täglich 1800 verbrauchte, so daß die Fahrt immer nach dreien neue Störung erlitt. Im allgemeinen sind jedoch die Indianen sehr unzuverlässig, und so war es vorauszusehen, daß dieser Maßregel wenig entsprochen sein würde, weshalb man denn auch eine hinreichende Zahl Aexte an Bord hatte, um, wo es nötig wurde, durch die Matrosen neue Vorräte herbeischaffen zu lassen. Das Fatalste war, daß dabei jedesmal 4—5 Tage verloren gingen und der Fortschritt der Reise dabei bedeutend gehemmt wurde.

Ein recht bedeutender Zeitverlust ergab sich auch dadurch, daß nur während der Tagesstunden gefahren werden konnte, weil bei Nacht das nötige topographische Material nicht gesammelt werden konnte. Die Reise ging demnach sehr langsam von statten. Andererseits bot sie aber auch durchaus keine Abwechslungen, wenn man nicht die Pausen, während welcher Holz eingenommen werden mußte, als solche zu betrachten geneigt ist. Anfangs fand sich das Holz wohl geschlagen vor, solange es nämlich von einzelnen Regataõs (Krämern) hatte geschehen können; wo aber diese aufhörten, fehlte auch das Holz, und die indianische Wortbrüchigkeit kam an den Tag. Nur ein einziger Mann hatte etwa 50 Scheite geschlagen, jedoch von so ungleicher Länge, daß sie für den Dampfkessel nicht zu gebrauchen waren.

Mit dem 4. März liefen wir endlich in den Lago de Jacaré, Krokodil-See, ein und damit trat auch eine Aenderung ein in die bisherige Monotonie. Wir befanden uns im Bereiche, nicht der Krokodile, wie der Leser vielleicht annehmen mag, sondern der gefleckten Menschen, der Paumarys-Indianen. Mit Verwunderung hatten wir schon aus der Ferne ihre auf dem Wasser schwimmenden Hütten betrachtet — die an die Schweizer Pfahlbauten und an die schwimmenden Dörfer und Städte des Reiches der Mitte erinnerten — und waren nun um so gespannter, uns mit diesem Volke in seinen Lebensgewohnheiten bekannt zu machen. Bei unserer Ankunft fanden wir indessen die Hütten leer. Braz jedoch, mit allen Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten der Indianen vertraut, wußte sie bald aufzufinden. Die Eigentümer der

Digitized by Google

schwimmenden Wohnungen waren auf den Fischfang ausgezogen und bald brachte er sie an unser Schiff heran

Die Paumarys sind kräftige, wohlgebaute, nur durch ihre Flecken entstellte Leute. Wir hatten gute Gelegenheit, Männer, Frauen und Kinder mit Muße zu betrachten. Die Flecken sind heller, als die übrige Haut, von verschiedener Form und Größe und höchst ungleich über den ganzen Körper verbreitet. Am häufigsten kommen sie an den Körperteilen vor, die der gegenseitigen Berührung besonders ausgesetzt sind, besonders an den Extremitäten und auf dem Leibe, dagegen fast nie im Gesicht. Gibt es auch einzelne Personen, die kaum weitere Abzeichen als an den Händen tragen, so sind wieder andere über einen großen Teil des Körpers fast tigerartig gefleckt. Niemand ist frei von den Flecken, doch sind dieselben auch niemals so weit ausgebildet und verbreitet, daß sie die übrige gesunde Haut überwiegen. Die ergriffenen Stellen erblassen mehr und mehr, bis sie endlich unserer Hautfarbe im äußeren Ansehen gleich kommen und oft sind unversehrt gebliebene kleinere Hautpartien miteingeschlossen, daß also das Umgekehrte der Fall ist, nämlich eine wirklich positive Befleckung eintritt. Die ursprüngliche Färbung der Paumarys ist, wie bei den meisten Indianen des äquatorialen Amerika, ein Zimmtbraun. Die Haare sind nicht eigentlich schwarz zu nennen, sondern ziehen mehr ins Braune.

Das Phänomen der gefleckten Haut steht nicht vereinzelt da. Ich hatte auch bei anderen Stämmen in zwei oder drei Fällen Gelegenheit, dasselbe zu beobachten, und die Erscheinung ist nach meinem Dafürhalten immer falsch beurteilt worden. Auf mehrere Gründe gestützt, möchte ich der Ansicht einiger Reisenden widersprechen und die Flecken nicht als Krankheit, nicht einmal als Folge der Lebensweise, sondern einfach für ein blos cutanes Uebel, durch mikroskopische Tierchen entstanden, erklären.

Da das Uebel durch den Umgang sich mitteilt, so glaubte ich ein Mittel gefunden zu haben, diese meine Ansicht näher zu bewahrheiten. Ich vermied daher eben die Gelegenheiten nicht, durch die ich mit dem Uebel in Kontakt kommen konnte, um es solcherart gründlich von den Aerzten untersuchen lassen zu können. Ich war hierin jedoch nicht so glücklich, als mein Begleiter, der schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes unter den Paumarys einen ganz netten Abklatsch davontrug. Nach vier Monaten waren seine Füße schon so hübsch beblümt, wie bunter Kattun. Das Uebel ist nicht erblich, sondern zeigt sich immer erst im dritten oder vierten Lebensjahre. Auch hat es durchaus keinen nachteiligen Einfluß auf die Gesundheit, ja es muß befremden, daß die Paumarys, wie ich schon oben bemerkte, einen so muskulösen Körper haben, wie ich ihn nicht immer bei den übrigen Indianenstämmen des Purus fand.

Durch Ansteckung wird das Uebel auch auf andere, nicht zum Paumary-Stamm gehörige Individuen übertragen. Ja, es erstreckt sich sogar auf das um und in den Wohnungen gehaltene Vieh, wie Hunde, Hühner, Schweine, Papageien ꝛc. Die Schnäbel der Papageien, die Klauen der Schweine tragen selbst die Spuren dieser Parasiten. Unser Dolmetscher, der alljährlich den Purus bereist und mit den Panmarys verkehrt, trägt fast jedesmal das Uebel davon, was bei unvorsichtigem, leichtsinnigem Umgange gar nicht einmal vermieden werden kann. Er heilte sich einfach durch Anwendung von Arsenikfilber, wodurch bekanntlich verschiedener Parasitismus vertrieben werden kann. Aus diesem Grunde möchte ich auch die Erscheinung für nichts anderes halten, als für ein durch mikroskopische Tierchen hervorgerufenes und fortgepflanztes Uebel. Obgleich verschiedene Reisenden, die das Uebel bei anderen Nationen beobachtet haben, es aus der eigentümlichen Lebensweise entstanden erklären, glaube ich doch, daß diese durchaus nicht damit in Verbindung zu bringen ist. Nicht allein die Heilbarkeit durch äußere Mittel, auch die Nichtbeeinflussung von Geburt und Gesundheit, sowie die teilweise Uebereinstimmung der Symptome der Morphe und Krätze bestärkt mich in dieser meiner Annahme. Allerdings hat die Lebensweise der Paumarys Eigentümliches, wie wir in der Folge sehen werden, aber auch andere Nationen leben in den nämlichen Verhältnissen, in einem nicht weniger feuchten Medium, ohne auch nur eine Spur der Flecken davonzutragen. Wie sollte denn auch die Lebensweise zur Ursache dieses Uebels werden! Wie gesagt, gern hätte ich einen Abklatsch zur gründlichen Untersuchung für die Aerzte mitgenommen, doch war ich darin nicht glücklich. Nur an unserem Dolmetscher und seinem Sohn hatte ich Gelegenheit, die rasche Entwickelung und Zunahme der Flecken zu beobachten.

Nicht weniger wie die Flecken, erregte auch die Lebensweise der Panmarys unsere Bewunderung. Ich habe schon bemerkt, daß sie in auf dem Wasser schwimmenden Hütten wohnen. Allenthalben auf den Landseen und Kanälen, sowie auf tiefen Einbuchtungen des Flusses und auf den Nebenflüssen trifft man diese Hütten an. Drei oder vier größere Balken nebeneinanderliegend, mit einer Lage dicht gereihter Stäbe darüber bilden die Grundlage dieser primitiven an die Schweizer Pfahlbauten erinnernden Wohnungen. Zu beiden Seiten werden mehrere stärkere Holzbügel eingelassen und diese gegenseitig paarweise zusammengebunden und mit dünnen, aus Palmblättern geflochtenen Matten bedeckt, nur an einer Seite einen schmalen, niedrigen durch eine Matte verschließbaren Eingang lassend. Damit ist der ganze Bau fertig.

Zwölf bis fünfzehn, selten mehr solcher Hütten bilden ein Dorf, das bei bewegtem Wasser in steter Bewegung ist und auf der Wasserfläche umherkreist. Eine jede Hütte ist mittelst eines an langem Cipo befestigten Steines gleichsam vor Anker gelegt, um nicht eines guten Tages einmal mit ihren Bewohnern auf und davon zu schwimmen. Jede Bewegung des Wassers wirkt natürlich auf die Situation des Dorfes, das manchmal in wenigen Augenblicken um seine Achse kreist, was einem gewissenhaften Maler bei der Aufnahme desselben sehr störend sein dürfte.

Begreiflicherweise hat das Leben in und um solche Hütten viel Seltsames und Unbequemes, was man erst recht erkennt, wenn man es selbst angesehen und diese Lebensweise geführt hat. Da führen keine Gänge den Häusern entlang, wie an Venedig's Kanälen; nur ein schwacher aus Palmenblätterrippen errichteter Rost, der, schlecht unterhalten, noch dazu meistens morsch und verwittert ist, zieht sich rund um die Wohnung, natürlich ohne jegliches Geländer, und so läuft man stets Gefahr, Hals und Beine zu brechen oder doch wenigstens jämmerlich zu fallen und vielleicht hinterher noch ins Wasser zu plumpen.

Immerhin führt dieses Wasserleben jedoch einige Vorteile mit sich, wie z. B. größere Reinheit der Luft, Sicherheit vor giftigen Schlangen und anderen lästigen Tieren; namentlich sind diese Wohnungen weniger arg heimgesucht von den Moskitos, als es im Walde der Fall ist. Ein großer Uebelstand jedoch bleibt es bei alledem, daß die Hütten eines solchen schwimmenden Dorfes nicht miteinander kommunizieren; aller Verkehr, selbst wenn man nur ein paar Wörtchen mit dem Nachbarn wechseln will, muß in der Canoa abgemacht werden. Es gehören wahrlich große Geduld und der ganze Starrsinn der Indianer dazu, um an solchen Wohnstätten Gefallen zu finden. Man muß sich darüber wundern, daß die Leute nicht eines solchen Lebens überdrüssig werden! Einige Hähne, keine Hennen, die als Wecker gehalten werden, vertrauern auf den Gerüsten gleichfalls ihre Lebenszeit. Die Feuerstätten sind natürlich nicht in den Wohnungen, sondern in dem nahen Walde. Zehn und zwanzig Mal den Tag muß man in der Canoa die Hütte verlassen, um das Essen zu bereiten und um aus dem Walde das Nötige für die Bedürfnisse des Lebens herbeizuschaffen. Allein so unbequem das Leben auch ist, die Indianen halten am Althergebrachten fest und finden dasselbe nicht nur erträglich, sondern im Gegenteil sehr angenehm.

Digitized by Google

Freilich leben sie nicht das ganze Jahr hindurch auf dem Wasser, denn während des niedrigen Wasserstandes, vom Juni bis Oktober, verlassen sie ihren Wasserbau, um an den Ufern des Purus sich aufzuhalten, weil dann der Fisch- und Schildkrötenfang ihnen leichtere Existenzmittel bieten. Die Ufer liegen dann lang, breit und flach ausgedehnt, aus dem reinsten weißen Sande bestehend. Dort bauen sie ihre Hütten aufs Neue auf und liegen stets in der Nähe des Wassers eifrig dem Fischfange und dem Aufsuchen und Aufstören der Schildkröten behufs Einsammlung der schmackhaften Eier ob.

Aus gewissen Waldfrüchten (Leguminosen) und aus einer knollenartigen Wurzel wird Farinha bereitet, die aber immer sauer schmeckt und ein eigentümlich gerötetes Ansehen hat. Dies letztere rührt daher, daß der Paumary (wie noch viele andere Indianenstämme Brasiliens) seinen Körper mit Urucu rot färbt. Bei der Zubereitung, wie überhaupt immer, haben sich die Leute gegen die Moskitos zu wehren, sie schlagen deshalb öfters um sich und suchen die lästigen Insekten abzuwischen, wobei immer ein gut Teil Schminke an der Hand sitzen bleibt, die sich dann allem, was mit der Hand angefaßt wird, mitteilt. So kann man ihnen nie einen Gegenstand in die Hand geben, ohne ihn, mit dieser Schminke besudelt, wieder zurück zu erhalten. So unappetitlich nun auch diese Farinha ist — und sie wird es besonders dadurch, daß sie stets feucht und obendrein schimmelig ist — so kam ich doch in die Lage, sie essen zu müssen.

Nach Mandiocca-Farinha sind überhaupt alle Indianen ungemein lüstern; sie ist der beste Köder, um die Leute zu gewinnen. Während verschiedene Kulturpflanzen, wie Bananen, Kürbisse, Bataten und Cerá, durch die Regatãas eingeführt werden, wird die Mandiocca aus besagtem Interesse nicht in den Tausch gebracht.

Die Paumarys und auch viele andere Indianen haben die Gewohnheit, Piums, eine Art Stechfliegen, klein wie ein Nadelkopf, in den Mund zu nehmen und zu verschlucken, da diese Tierchen wegen des meist angesogenen Blutes süß von Geschmack sind. Dies geschieht mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit, was mir bei meinen Versuchen niemals gelingen wollte. Mehr aber noch befremdete es mich, die Leute gegenseitig sich die Läuse vom Kopfe zu lesen und dann verspeisen zu sehen. Dieses Ungeziefer gilt für einen besonderen Leckerbissen. Wenn nun einer dem anderen den Kopf säubert, so hat er das Recht die abgesammelten Tierchen zu verzehren, was oft mit pedantisch lüsternen Manieren geschieht. Da sieht man den einen, wie er die Kopfläuse auf der Hand oder auf dem Ruder ansammelt und sie dann einzeln begierig verschlingt. Ein anderer will seiner jungen Frau eine angenehme Freude machen und bringt ihr eine Handvoll Parasiten mit, die er vom Kopfe eines Nachbarn abgelesen hat. Die Frau ist gerade beim Frühstück und empfängt daher die Gabe des aufmerksamen Gatten mit um so größerem Willkommen. Da sieht man wieder einen alten Burschen, der schon Großvater sein könnte, Raubrecht an einem Knaben begehen, ihn packen und trotz alles Schreiens und Widerstandes die Haare durchwühlen und ihn nicht eher los lassen, als bis er seine Lust gesättigt hat. Der Knabe hatte die leckere Beute sicher einem anderen zugedacht, oder es hatte doch zum mindesten sein Vater das erste Anrecht darauf. Hat nicht die Natur den Indianen darauf angewiesen, aus allem, was sich ihm bietet, möglichsten Nutzen zu ziehen? So sehen wir ihn auch alle die kleinen Bläschen, die Mitesser, die er sich aus der Haut herausdrückt, mit dem gleichen Begier verzehren. Die Früchte mit den Schalen und Kernen, Larven, Maden und selbst Erde, wie wir oft gesehen, alles wird begierig von ihm in den unersättlichen Magen versenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Iwan v. Tschudi.

Am 28. April d. J. starb in St. Gallen Herr Iwan v. Tschudi, Besitzer der Scheitlin'schen Buchhandlung und Verfasser verschiedener wertvoller Schriften zur Landeskunde der Schweiz, namentlich des rühmlichst bekannten, in 18 starken Auflagen allgemein verbreiteten „Touristen in der Schweiz", des entschieden besten, zuverlässigsten und gediegensten Reisehandbuchs für die Schweiz und zugleich eines mustergültigen Vorbildes für alle Reisehandbücher. Herr v. Tschudi, der älteste von drei gleich tüchtigen und ausgezeichneten Brüdern (sein nächster Bruder ist der durch seine Reisen in Südamerika bekannte Naturforscher Joh. Jakob v. Tschudi, geb. zu Glarus den 25. Juli 1818, und der jüngste war der im vorigen Jahre verstorbene Alt-Landammann Friedrich v. Tschudi, der Verfasser des trefflichen „Tierlebens in der Alpenwelt"), hat ein thätiges, arbeitsames und nützliches Leben hinter sich, das er nur auf siebzig Jahre gebracht hatte. Er war einer der gründlichsten Kenner der Alpenwelt, eines der thätigsten Mitglieder des Schweizer Alpenklubs und hat noch bis vor kurzer Zeit im Sommer sein schönes Vaterland nach allen Richtungen durchwandert, um sein vorzügliches Reisehandbuch stets zu bereichern, zu vervollständigen und auf dem neuesten Standpunkt zu erhalten; er war verdienterweise einer der bekanntesten und geachtetsten Männer in der Schweiz, dessen gewichtige Empfehlung überall geachtet wurde, ein gründlich gebildeter, gediegener, ehrenhafter und dabei ungemein bescheidener und unabhängiger Mann von einer gewinnenden Erscheinung und liebenswürdigen Gastfreundschaft. Was er durch seine zahlreichen Reiseschriften und Karten über die Schweiz und Savoyen für die Geographie geleistet hat, ist bereits von seinen Landsleuten in vollem Umfange anerkannt und wird auch jedem Geographen bekannt sein, aber erst in einer ferneren Zeit allgemeiner gewürdigt werden. Da namentlich bis jetzt noch kein Konversationslexikon seiner Verdienste gedenkt, hielten wir es für eine heilige Pflicht der Presse, hier des schlichten und ehrenwerten Toten in liebevoller Verehrung zu gedenken.

* Die Auswanderung nach dem mittleren Brasilien.

Eine wohl zu beachtende Warnung vor Auswanderung nach der Provinz S. Paulo in Brasilien erläßt die „Rio Post". Sie schreibt: „Die Regierung hat mit dem bekannten spekulativen Conselheiro Antonio Pedro da Costa Pinto einen Kontrakt behufs Einführung von 5000 Einwanderern aus Nordeuropa abgeschlossen. Da es sich diesmal hauptsächlich um Verleitung Deutscher zur Auswanderung als Arbeiter für Pflanzungen nach S. Paulo handelt, so machen wir sämtliche deutschen, österreichischen und schweizerischen Behörden auf den Fall aufmerksam und lassen hier im Wortlaut den offiziösen Bericht aus dem „Jornal do Commercio" in Uebersetzung folgen. Derselbe lautet: „Der Kontrahent (Pinto) erhält von der Regierung 60 Mark für jeden mehr als zwölfjährigen Einwanderer, 30 Mark für jeden Einwanderer im Alter von 8—12 Jahren und 15 Mark für jeden von 3 bis 8 Jahren, unter der Bedingung, daß er von den Einwanderern nicht mehr als eine gleiche Summe für ihren Transport bis zu einem der Häfen Rio de Janeiro oder Santos in der Provinz S. Paulo verlangt. Führt er Einwanderer ein, ohne diese nach Alter und Nationalität abgemessene Bedingung einzuhalten, so ist er verpflichtet, dieselben auf ihren Wunsch wieder in ihr Geburtsland zurückzuführen. Sodann hat der Kontrahent sich verpflichtet, für den Preis von 120 Mark für jede Person über 12 Jahre, 60 Mk. für jede solche von 8–12 Jahren und 30 Mark für solche von 3—8 Jahren diejenigen Einwanderer einzuführen, denen die Regierung Freipassage gewährt, in welchem Falle der Kontrahent

Digitized by Google

von den Einwanderern keine Zahlung annehmen darf. Der Kontrakt kann mit Zustimmung der Regierung an irgendeine Transportgesellschaft übertragen werden. Uebertretungen der Klauseln werden mit Strafen von 1—3 Contos belegt, die im Wiederholungsfalle verdoppelt werden." Hierzu bemerkt die „Rio Post" folgendes: „Die Strafen sind für den vorliegenden Fall vollkommen bedeutungslos. Den Einwanderern mit teilweiser Freipassage wird im Rio- und Santos-Hinterlande kein Kleingrundbesitz gewährt, weil dort noch keine Kolonien nach deutschen Begriffen existieren. Volle Freipassage wird nur denen gewährt, welche Arbeitskontrakte eingehen. Letztere einzugehen muß entschieden widerraten werden, teilweise Passagierermäßigung dagegen kann unter gewissen Vorsichtsmaßregeln von Personen, die bereits wissen, wie sie in Brasilien ihre Zukunft finden, angenommen werden, jedoch von Landwirten, die nach den drei Südprovinzen wollen, nur bis zum Hafen Rio, weil nur von ihm aus eine Weiterbeförderung der Einwanderer nach Rio Grande do Sul, Santa Catharina oder Parana hinreichend gesichert ist. Zum Schluß machen wir darauf aufmerksam, daß die brasilianische Regierung bereits einen Agenten nach den deutschredenden Gebieten Europa's abgesandt hat, der in deutschen Zeitungen für die Auswanderung nach der Provinz S. Paulo Propaganda machen soll."

(K. Z.)

Litteratur.

* Schurig, Richard: *Tabulae caelestes* continentes omnes stellae caeli borealis nec non australis nudis oculis conspicuas; optimis fontibus usus descriptus. — Himmelsatlas, enthaltend alle mit bloßen Augen sichtbaren Sterne beider Hemisphären; nach den besten Quellen bearbeitet. Leipzig, Karl Fr. Pfau. — Neben den früheren astronomischen Atlanten und Sternkarten ist das vorliegende, aus acht schönen, in drei Farben gedruckten Tafeln bestehende Werk ein keineswegs entbehrliches, sondern sogar beinahe notwendiges und jedenfalls höchst dankenswertes, da es schöne klare Darstellungen mit einem sehr handlichen und bequemen Format verbindet und nicht nur dem Studierenden und angehenden Astronomen die Bekanntschaft mit der Himmelskunde rasch und leicht vermittelt, sondern auch zum täglichen Gebrauche ungemein bequem ist. Der beigegebene Text gibt außer den nötigen Erläuterungen und Texterklärungen noch ein Verzeichnis der Sternbilder beider Hemisphären mit näheren Angaben über die sich am meisten verändernden veränderlichen Sterne. Für den Lehrer, den Studierenden der Naturwissenschaften und der Erdkunde ist dieser Himmelsatlas gewiß einer der brauchbarsten und lehrreichsten und macht seinen Herausgebern und Herstellern alle Ehre.

* Knauer, Dr. Friedr.: Handwörterbuch der Zoologie, unter Mitwirkung von Professor Dr. v. Dalla Torre in Innsbruck bearbeitet. Mit 9 Tafeln. Stuttgart, Ferd. Enke, 1887. — Mit Freuden begrüßen wir in dem vorliegenden trefflichen Werke das erste vollständige Handwörterbuch der Zoologie in deutscher Sprache, wozu in dem Leunis'schen Nomenclator botanicus vor anderthalb Jahrzehnten ein Versuch gemacht worden und ein Vorläufer erschienen ist. Wenn in irgend einer Disziplin der Naturwissenschaften, so war in der Zoologie ein derartiges alphabetisches Handbuch ein Bedürfnis sowohl als Nachschlagewerk, als zu rascher Orientierung, da unsere Tierwelt durch ihre ungeheure Ausdehnung (dermalen über 260,000 bekannte Arten) der schnellen Uebersichtlichkeit entbehrt und das Nachschlagen nach irgend einer Tierspezies in mehreren umfangreichen Spezialwerken oder gar Monographien mit einem großen Zeitverlust und mancher Mühe verbunden ist. Der angehende Naturforscher, der Fachmann, der Reisende, der Mann der Wissenschaft überhaupt kann es dem Verleger und den Herausgebern nicht genug danken, daß sie dieses ungemein förderliche, eingehende und sorgfältig bearbeitete Werk von 842 Seiten gr. Lexikon-Oktavs ins Leben gerufen haben, welches ein solch wichtiges Förderungsmittel des zoologischen und des naturwissenschaftlichen Studiums überhaupt geworden ist und forthin in der Bücherei keines Gelehrten, ja keines gebildeten Laien mehr fehlen darf und namentlich in der Hand des Lehrers von unschätzbarem Werte ist. Eine treffliche klare und gründliche Einleitung führt in die zoologische Litteratur nnd ihre Zweige und Einzelfächer, in die Geschichte der Zoologie und die Kunde ihrer wissenschaftlichen Hülfsmittel sowie in den richtigen Gebrauch des Lexikons ein. Im Text selbst wird die ganze Terminologie der allgemeinen und speziellen Zoologie, die Nomenclatur der Tierwelt kurz nnd bündig abgehandelt und von jedem einzelnen Tiere in alphabetischer Folge Klasse, Familie, Gattung und Art, Heimat und Vorkommen meist mit einer kurzen Charakteristik gegeben, so daß man in den Stand gesetzt ist, alles weitere Wissenswerte sogleich in den einschlagenden Spezialwerken zu finden. Das ganze Werk steht auf dem Boden der heutigen Wissenschaft und ist für seinen Zweck erschöpfend genug; es verbreitet sich über alle neueren Theorien und Forschungsresultate und erörtert dieselben in einer klaren bündigen Darstellung, so daß wir es mit bestem Wissen und Fug als eine sorgfältige und mustergültige Arbeit bezeichnen dürfen, von welcher wir nur wünschen möchten, daß sich ihm bald ein nach denselben Grundsätzen behandeltes Handwörterbuch der Botanik als Pendant anschließe. Wir empfehlen das Werk unseren Lesern angelegentlich.

* Berlin, Dorothea: Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Mit einem Porträt Gustav Nachtigal's. Berlin, Gebrüder Paetel, 1887. Wir haben hier eine nahezu erschöpfende Biographie unseres hochgeschätzten Afrika-Reisenden von Frauenhand. Die Verfasserin, Gattin des bekannten Augenarztes Prof. Dr. R. Berlin in Stuttgart, eines Jugend- und Universitätsfreundes von Nachtigal, hat dem liebenswürdigen Afrika-Reisenden in diesem Buche ein ebenso zartes und sinniges wie lehrreiches Denkmal gesetzt. Nachtigal stand schon seit seinen Universitätsjahren mit Dr. Berlin im freundschaftlichsten und intimsten Briefwechsel und hat in dessen Hause mehrmals von seinen afrikanischen Reisestrapazen sich erholt, liebevoll und treu verpflegt von der zartsinnigen und liebenswürdigen Gattin seines Freundes, deren Haus ihm eine halbe Heimat ward. Nach Nachtigal's leider so frühem Tod hat Frau Professor Berlin ihre Erinnerungen an das Zusammenleben mit dem berühmten Reisenden gesammelt und mit seinen Briefen, sowie mit den Notizen und Korrespondenzen, welche ihr die Verwandten Nachtigal's an die Hand gaben, zu einem anziehenden biographischen Denkmal zusammengestellt, das erstmals in der „Deutschen Rundschau" erschien und nun in dieser Gestalt in Buchform erscheint. Aus der einfachen, aber gemütlich warmen und echt weiblich zarten Darstellung der Verfasserin und aus den eigenen Briefen Nachtigal's tritt uns dessen Bild mit dramatischer Lebendigkeit und plastischer Deutlichkeit entgegen als das eines ebenso geist- und gemütvollen wie reich veranlagten, höchst bescheidenen, anspruchslosen und humorvollen Menschen, der uns auch von dieser Seite anmutet und lieb wird; wir sind daher der ebenso anspruchslosen als geistvollen Verfasserin doppelt dankbar für ihr liebenswürdiges, lehrreiches und ansprechendes Buch, das uns ein so gewinnendes und mit aller Wärme aufrichtiger Freundschaft und inniger Achtung aufgefaßtes Bild des verdienten Afrika-Reisenden aufstellt.

* *J. H. Wallace:* Manual of New Zealand History. Wellington, New Zealand. Es ist dies ein Auszug eines größeren Werkes des Verfassers, betitelt „The Early History of New Zealand", welches in nächster Zeit erscheinen wird, und für den

Digitized by Google

Schulgebrauch bestimmt. Mr. Wallace zählt zu den ältesten Kolonisten Neuseelands, und seine Angaben, welche er mit größter Sorgfalt gesammelt hat, sind zuverlässig. G.

Neuere Karten und Kartenwerke.

* Andree, Richard: Allgemeiner Handatlas in 120 Karten mit vollständigem Namenverzeichnis. Zweite, wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Velhagen und Klasing's Geographische Anstalt. — Von diesem schönen Unternehmen, welches erst in einer der jüngsten Nummern dieser Zeitschrift von unserem Mitarbeiter E. M., der selbst ein tüchtiger kartographischer Fachmann ist, mit verdienter Anerkennung besprochen wurde, liegen uns die Lieferungen 5—9, sowie Lieferung 2 des Supplements zur ersten Auflage des Andree'schen Handatlas vor und legen ein glänzendes Zeugnis für die gewissenhafte Sorgfalt ab, welche Verleger und Herausgeber aufgewendet haben, um den Gehalt und die Ausstattung dieses Werkes auf der vollen Höhe der Zeit zu erhalten. Wir haben die einzelnen Blätter dieser sechs Lieferungen aufmerksam geprüft und nur einen einzigen kleinen augenfälligen Fehler auf Blatt 14, Sicilien, gefunden, wo die Eisenbahn an der sicilianischen Ostküste nur bis Syracus geführt ist, während sie, unseres Wissens, bereits bis Noto und wahrscheinlich noch darüber hinaus geht — ein Versehen, das bei 120 Karten von solch eingehender Ausführung leicht zu entschuldigen ist. Die neu hinzugekommenen Karten lassen außerdem an Ausführlichkeit und Gründlichkeit wie an Deutlichkeit und Eleganz der Ausführung nichts zu wünschen übrig und stellen diesen Handatlas unter die besten und gediegensten kartographischen Arbeiten der Neuzeit. Als besonders gelungen sind namentlich zu bezeichnen die Uebersichtskarte der Alpen, die Kaukasus-Länder, Griechenland, Japan, Algerien mit Tunis, das nordöstliche Afrika, Aegypten, das deutsche Ostafrika u. a. m. Wir sehen mit gespannter Erwartung der Vollendung dieses gediegenen Unternehmens entgegen, das in dieser neuen Auflage seinen Zweck noch vollständiger erfüllt und nicht allein noch in weitere Kreise dringen, sondern sich in jeder gebildeten Familie als ein unerläßliches geographisches Hülfswerk einbürgern wird.

* Von dem großen Kartenwerke über die Oesterreichisch-ungarische Monarchie, welche das k. k. militär-geographische Institut in Wien herausgibt, liegen uns wieder zwölf Blätter der Zonen 11—16, 18, 32, 34 und 35 vor, welche vorwiegend Ungarn angehören und die wir als mustergültige Meisterwerke der Kartographie bezeichnen müssen. Sie zeigen, daß die Aufnahmen des k. k. Generalstabes zu den genauesten und die Stiche nach denselben zu den künstlerisch-vollendetsten Leistungen der Gegenwart gehören. Wenn dieses große Kartenwerk vollendet ist, wird es einen der schönsten und besten Atlanten geben, den die europäischen Staaten aufzuweisen haben.

* Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten nebst 125 Bogen Text mit 800 Illustrationen. In 50 Lieferungen à 80 Pfennige. Erste Lieferung. Wien, A. Hartleben's Verlag. — Unter diesem Titel erscheint in dem geachteten Wiener Verlage ein Werk, welches, wenn wir nach seinem Prospekt und seiner vorliegenden ersten Lieferung schließen dürfen, allen Anforderungen der heutigen Wissenschaft und Pädagogik an ein gediegenes illustriertes Handbuch der Geographie entspricht. Unter allen wissenschaftlichen Disciplinen ist die Erdkunde eine der hervorragendsten, welche behufs ihrer Lehrhaftigkeit und anregenden Kraft der innigen Verbindung von Wort und Bild nicht entbehren kann. Das vorliegende Unternehmen nun gibt nicht nur einen vollständigen Handatlas nach den heutigen Anforderungen, sondern als Textwerk dazu eine flott geschriebene Erdkunde in 125 Foliobogen mit 800 Illustrationen, worin das Gesamtgebiet der Geographie mit Inbegriff von Klimatologie, Ozeanographie, Geologie, Pflanzen- und Tiergeographie, Gletscherkunde, Statistik, Ethnologie 2c. behandelt werden soll. Der Inhalt soll sich gliedern in I. Physikalische Geographie; II. Schilderung der Kontinente und der Polarregionen; III. den Weltverkehr. Die vorliegende erste Lieferung enthält zwei Karten: die doppelseitige Uebersichtskarte der physikalischen Verhältnisse der Erde und die Karte der skandinavischen Halbinsel, diese allerdings in einem ziemlich kleinen Maßstabe (1 : 5,500,000), und als Text zwölf Seiten Einleitung in die physikalische Geographie mit 21 schönen, gelungenen Holzschnitt-Illustrationen. Da die Tendenz des Werkes unleugbar eine sehr lehrhafte und zeitgemäße und das Werk selbst keine hastige, fabrikmäßige, sondern eine wohldurchdachte und sorgfältig vorbereitete Schöpfung ist, die sich an den weitesten Leserkreis wendet, so glauben wir, das Werk mit gutem Gewissen empfehlen und ihm einen großen Absatz prophezeien zu dürfen, um so mehr als es nach einheitlichem Plane aus den Händen eines Vereins erprobter Fachmänner hervorgeht.

* Lingg, Ferd.: Erdprofil der Zone von 31° bis 65° n. Br. München, Verlag und Ausführung der kgl. bayer. privil. Kunstanstalt von Piloty und Löhle, 1887. (Preis in Mappe 20 Mark.) — Der Herr Verfasser, kgl. bayer. Ingenieurhauptmann und erster Assistent der kgl. meteorologischen Zentralstation in München, tritt hier mit einer bildlichen Darstellung vor das Publikum, welche eines der interessantesten Probleme der Erdkunde in einer ebenso lehrreichen als einfachen und neuen Weise löst. Er gibt nämlich in seiner Karte von 51/38 cm. eine anschauliche Darstellung der Verhältnisse zwischen den Einzelheiten der Gestaltung der Erdoberfläche und den Dimensionen der Erde im Ganzen, im Maßstab von 1 : 1,000,000, so daß ein Millimeter der Zeichnung einen Kilometer der Wirklichkeit nach jeder Richtung repräsentiert. Auf diesem genau konstruierten Meridian-Bogenstück von 34 Breitengraden unter dem Meridian von Tripolis bis Drontheim ist ein detailliertes Profil von Europa der ganzen Länge nach eingetragen, so daß seine Konfiguration von der afrikanischen Küste durch das Mittelmeer über Aetna und Vesuv, durch die Apenninen, den nördlichen Teil des Adriatischen Meeres, die Alpen, den Böhmerwald, das Erzgebirge, Norddeutschland, die Ostsee und das norwegische Gebirge bis über Drontheim in den Nordatlantischen Ozean hinaus in der ganzen Konfiguration der Erdrinde zu sehen, die Breite der einzelnen Punkte abzulesen ist und die unter die beziehungsweise Breite fallenden Städte, Flüsse und Berge genau verzeichnet, aber ebenso auch die Ergebnisse der Tieflotungen, der Verlauf des Meeresbodens nach Höhe und Tiefe auf gewissen Strecken, die Abnahme der Dichte und Temperatur der Atmosphäre, Wolkenhöhen und die Ergebnisse der verschiedensten physikalischen, astronomischen und meteorologischen sowie geologischen Beobachtungen bemerkt und zur Vergleichung vorgeführt sind. Man muß diese ungemein mühsame Arbeit eines geduldigen Fleißes, wie sie hier auf einem Segment der Kontour eines idealen Globus von 12 m. Durchmesser dargestellt ist, selbst gesehen und studiert haben, um einerseits das Verdienst des Verfassers, andererseits den großen Nutzen zu begreifen, welchen der Unterricht in der Geographie und das Studium derselben von diesem sorgfältig ausgeführten Erdprofil ziehen kann. Wir anerkennen mit warmem Danke die erfolgreichen Bemühungen des Herrn Lingg und empfehlen dieses Profil allen Geographen, allen höheren Lehranstalten und denjenigen unserer Leser, welche sich für die intensive und extensive Förderung des geographischen Studiums interessieren. Es ist in diesem Erdprofil eine geistvolle, fruchtbringende Idee in der bewundernswertesten und anregendsten Weise verwirklicht worden, welche zur Nacheiferung auffordert.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

T4, T5, 24, 94 Holmes 110, 145, 411, 464, T 488,

Stanford University Libraries
3 6105 012 211 590

AP
30
A88
v.60
pt.1
1887

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google